







$\frac{260}{8} j$





1830

1830



I m 67  
3<sup>me</sup> ETAGE

# Evangelische Kirchen-Zeitung.

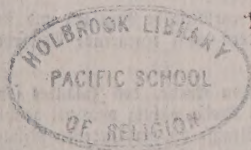
Herausgegeben

von

E. W. Hengstenberg,

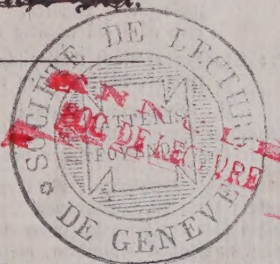
Dr. der Phil. u. d. Theol., d. letzteren ord. Professor an der Universität zu Berlin.

~~Grundriss des Evangeliums. Band I. Erstes Heft.~~



~~September 1830~~

1830.



Berlin,

bei Ludwig Dehmigke.



Es ist der Zweck der Evangelischen Kirchen-Zeitung in streng gehaltener Einheit die Evangelischen Wahrheiten, wie sie in der heiligen Schrift enthalten und aus ihr in die Bekenntnisschriften unserer Kirche abgeleitet sind, zu begründen und zu vertheidigen, den Unterschied zwischen der Evangelischen Lehre und der entgegenstehenden in ein helles Licht zu setzen und durch Mittheilungen, theils über den Zustand der Christlichen Kirche aller Gegenden, theils über die Wirkungen des Evangelii unter den Heidenvölkern, eine lebendige Theilnahme an den kirchlichen Dingen zu erwecken und das Bewußtseyn der Einheit in der Evangelischen Kirche zu befördern.

Die Evangelische Kirchen-Zeitung soll keiner Partei angehören; sie will der Evangelischen Kirche als solcher dienen. Denen, welche zu dem lebendigen und entschiedenen Glauben an die Wahrheit der Evangelischen Lehre gelangt sind, will sie Gelegenheit geben zur weiteren Ausbildung und Durchbildung; sie will warnen vor den mannigfachen Abirrungen, die sich zu allen Zeiten einer großen religiösen Bewegung auch unter denen eingefunden haben, die in der Hauptsache die göttliche Wahrheit ergriffen hatten. Sie wird sich bestreben, bei den Einzelnen das lebendige Bewußtsein der Einheit, theils mit der Evangelischen, theils mit der gesammten Christlichen Kirche aller Jahrhunderte zu befördern und zu einer allgemeinen Verbindung aller wahren Glieder der Evangelischen Kirche beizutragen. Vorzugsweise aber möchte die Evangelische Kirchen-Zeitung die Bedürfnisse derer berücksichtigen, welche für Wahrheit empfänglich, nicht wissen, wo sie dieselbe suchen und wo sie sie finden sollen. Das religiöse Bedürfnis ist in der gegenwärtigen Zeit mächtig erwacht; stärker, wie vielleicht je, empfindet man die Nothwendigkeit des Glaubens an eine Offenbarung. Aber viele unter den redlich Suchenden bleiben in stetem Schwanken, weil sie stets befürchten ein Extrem mit dem andern zu vertauschen. Die Evangelische Kirchen-Zeitung wird sich bestreben ihnen die Vorurtheile zu benehmen, welche ihnen gegen die Wahrheiten beigebracht worden, die verwirrten Begriffe zu entwirren, das reine Evangelische Christenthum von seinen mannigfachen Abwegen abzuscheiden, ihre Aufmerksamkeit zu lenken auf die Zeichen der Zeit, und sie näher bekannt zu machen mit den denkwürdigen kirchlichen Ereignissen in den nächsten und fernsten Gegenden der Erde.

Diese Zwecke glaubt der Herausgeber am besten zu erreichen, wenn er den Inhalt der Evangelischen Kirchen-Zeitung in folgende drei Rubriken abtheilt.

#### I. Aufsätze. Diese zerfallen in vier Classen.

**Erste Classe:** besonders Aufsätze über wichtige biblische Abschnitte, Auslegung schwieriger Stellen und größerer Stücke, die vorzugsweise in der jetzigen Zeit Erwägung verdienen; Nachweisungen der Glaubenseinheit in den verschiedenen heiligen Schriften, mit Berücksichtigung der verschiedenen Form, in welcher die göttliche Wahrheit in ihnen sich ausdrückt, und Hinweisung auf die stufenweise Entwicklung der göttlichen Heilsanstalten.

**Zweite Classe:** hauptsächlich Darstellung der Evangelischen Lehre, im Gegensatz gegen besonders verbreitete Irrthümer im Glauben und Leben unserer Zeit. Belehrungen über die wahre Natur der Christlichen Kirche und ihr Hervortreten in der Zeit u. s. w.

**Dritte Classe:** kirchenhistorische Mittheilungen von der ältesten Zeit an, insofern sie in direkter Beziehung auf unsere Zeit stehen; zuweilen auch größere Stücke aus seltenen, oder doch der Mehrzahl der Leser unzugänglichen Büchern. Die Mittheilungen der letzteren Art sollen nie bloß compilarisch seyn, sondern alles soll lebendig eingeführt und durch sie zu der Zeit gesprochen werden.

**Vierte Classe:** praktisch theologische Aufsätze, Mittheilungen aus der speciellen Seelsorge und andere Auserfahrungen, Abhandlungen und Vorschläge, den Cultus betreffend u. s. w.

**II. Litterarische Anzeigen, nicht gelehrte Recensionen, sondern beurtheilende Anzeigen und Auszüge allgemein wichtiger Bücher, und zwar nicht bloß ganz neu erschienener, sondern auch erneuernde Empfehlungen guter vergessener Schriften; Warnungen vor schlechten gangbaren Büchern.**

**III. Nachrichten, Beiträge zur innern Geschichte der Christlichen Kirche, des Inlandes sowohl wie des Auslandes; kurze Biographien von Personen, die für größere oder kleinere Kreise wichtig wurden; geschichtliche Mittheilungen über Begebenheiten in der äußern Verfassung und über die Verhältnisse der verschiedenen Religionsparteien zu einander; Missionsnachrichten, nicht in der Absicht, die diesem Gegenstande besonders gewidmeten Zeitschriften zu ersetzen oder zu verdrängen, sondern theils allgemeine gedrängte Übersichten theils herausgehobene charakteristische und individuelle Züge, mit Vermeidung aller unnützen Wiederholungen und allgemeinen Redensarten, und was außerdem in irgend einer Beziehung für die Mitglieder der Evangelischen Kirche von Interesse und Wichtigkeit seyn kann. Der Stoff zu diesen Nachrichten wird theils durch eine bedeutende Anzahl von Correspondenten im In- und Auslande, theils durch die Benutzung der zweckdienlichen Zeitschriften, in Deutschland, Frankreich, England, Schottland und Amerika geliefert werden.**



# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1830.

Sonnabend den 2. Januar.

N<sup>o</sup> 1.

## V o r w o r t.

Wenn wir am Beginne des neuen Jahrganges der *E. Z.* einen Blick auf den nun geschlossenen zurückwerfen, so bietet sich uns auch hier, wie früher, reiche Veranlassung zum Preise des Herrn dar. Es möchte sogar scheinen, daß die *E. Z.* in diesem Jahrgange sowohl an innerem Gehalt als auch an gegenwärtiger Einwirkung, von der zahlreiche Beweise uns vorliegen, gewonnen habe. Dadurch fühlen wir uns denn um so mehr getrieben, danach zu streben, daß unser Blatt die ihm noch so fern liegende vollkommene Geeignetheit zum Dienste des Herrn erhalte; und zu diesem Zwecke, wie zur Erkenntniß der Mängel und der besten Art ihrer Verbesserung zu gelangen, sind uns die Urtheile von Freunden und Feinden willkommen, falls sie nämlich nicht den Kern der heilsamen Lehre betreffen, zu der wir uns bekennen, und von der wir nimmer weichen und wanken werden, so daß jeder gegen sie gerichtete Angriff uns vollkommen unberührt läßt, als nicht gegen das Unsere gerichtet, sondern gegen das, was Gottes ist. Von der letzteren Art sind leider die Urtheile der meisten rationalistischen Zeitschriften, wenn sie nicht gar wie z. B. der *Pädagogus*, zu groben Persönlichkeiten herabsinken, und also ein auch der Welt vernehmliches Zeugniß von der Schlechtigkeit ihrer Sache ablegen. So begnügt sich die *Oppositionsschrift* von Fries, Schröter u. A., welche einen fortlaufenden Artikel gegen die *E. Z.* enthält, damit, diejenigen Stellen auszuheben, welche das entschiedenste Bekenntniß des Evangelii enthalten, und denselben andere beizufügen, welche ein eben so starkes Bekenntniß zu dem crassesten Unglauben ablegen, ohne allen weiteren Beweis, und ohne gegen alle Gründe. In der letzteren Hinsicht würden wir uns überhaupt nicht genug über die Verblendung unserer Gegner und ihre Unkenntniß der Zeichen der Zeit wundern können, wenn uns nicht bei tieferer Betrachtung diese Verblendung eben so natürlich erschiene, als sie zu allen Zeiten von Anfang des Christenthums an statt gefunden hat. Man glaubt fast durchgängig, es sey hinreichend, den Inhalt der *E. Z.* seinen Lesern bloß auszugsweise bekannt zu machen, und dann könne man, sich der weiteren Widerlegung überhebend, sogleich zu Exclamationen und dem Zeichen des gereizten Unwillens übergehen. Wäre die *E. Z.* vor zwanzig Jahren er-

schienen, so möchte allerdings diese Polemik bei dem größten Theile der Leser hingereicht haben, noch jezt mag sie bei denjenigen hinreichen, die, wie diese Gegner selbst, sich ganz in die Dienste des Unglaubens verkauft und sich vorsätzlich gegen alle Wahrheit verschlossen haben; allein diese sind bei dem gegenwärtigen Geschlechte, wenn auch noch die zahlreichere, doch nicht die innerlich überwiegende Parthei. Sie sind im Aussterben begriffen, wie die Kinder Israel in der Wüste. Auf sie zu wirken ist daher gar kein besonders lohnendes Geschäft, theils wegen ihrer decrepita senectus, theils weil man ihnen gar nichts gibt, als was sie früher schon besaßen, und was bei ihnen schon so eingeerstet ist, daß man nicht befürchten darf, sie werden es verlieren. Mehr sollte man daher bei seiner Polemik die Einwirkung auf den bedeutenden Theil der Zeitgenossen beabsichtigen, der mehr oder weniger, mittelbar oder unmittelbar berührt von dem neuen mächtigen Lebenshauche, noch unentschieden ist, ob er sich zum vollen und selbstständigen Leben hindurchbringen oder sich dem Tode wieder anheimgeben soll. Auf diese kann aber offenbar auf die angeführte Weise nicht gewirkt werden. Eben weil sie noch unentschieden schwanken, sind sie wenigstens insofern unzufänglich, daß sie sehen, Gründe können nicht durch Ausrufungen und Schmähworte, auch nicht durch einige armselige, auf unbewiesenen Voraussetzungen beruhende Gemeinplätze, deren geringen Umfang und Gehalt man am besten aus der Röhr'schen Predigerbibliothek und aus dem Halle'schen Journal für Prediger kennen lernt, widerlegt werden. Und wenn auch nur ein Minimum von Leben in ihnen ist, so muß der Tod, falls sein Versuch, sie seinem Reiche wieder vollkommen einzuverleiben, auch nur die Hoffnung eines Gelingens haben soll, ihnen nicht in seiner natürlichen Gestalt, als dürres, klapperbeiniges Gerippe erscheinen, sondern sich wenigstens eingermassen in die Gestalt und den Schein des Lebens verkleiden. Allein wir dürfen gar nicht befürchten, daß wir den Gegnern einen Vortheil bereiten, indem wir ihnen selbst offenerherzig „eine wirksamere Weise zu unserer Bekämpfung darlegen“ als die bisherige. Sie können auch bei dem besten Willen, und so sehr sie es auch als nothwendig anerkennen, das Verlangte nicht leisten. Die Jugendkraft des Rationalismus ist dahin; er ist ein alter abgestorbener Baum, der keine neuen Zweige und Blüthen mehr treibt. Sein von An-



sang an aus schlechtem Stoffe bereitetes Gewand, ließ ihn früher durch Neuhheit und gute Appretur mit einigem Anstande öffentlich auftreten; jetzt, da es durch die Länge der Zeit und durch die Unbill der Witterung gelitten hat, da er nicht im Stande ist, sich ein neues zu schaffen, sondern nur aus das alte hier und da, wo die Wölfe gar zu auffallend ist, einen Flickens zu setzen, der immer wieder reißt, weil Lumpen und Lumpen nicht zusammenhalten, sieht er in seiner ganzen kläglichen Bettelarmuth da, und darf sich, wenn er vor Kälte, vor Hunger und Durst umgekommen ist, nicht einmal eines ehrlichen Begräbnisses getrösten. Dies ist das Schicksal und der Fluch alles desjenigen, was aus der sündigen menschlichen Natur hervorgegangen ist; alle Pflanzen, die der himmlische Vater nicht gesegnet hat, werden ausgerautet. Die Wahrheit aber, die von Gott ist, bestehet ewiglich. Grade, wenn die menschliche Lüge sie am sichersten und vollkommensten unterdrückt zu haben glaubt, erhebt sie sich glänzender wieder als je. Während der menschliche Irrthum bald alt und langweilig wird, bleibt sie immer frisch und neu, sie besteht nicht aus einem Aggregate dürerer angelernter Begriffe, sondern die äußerlich gewonnene uralte Lehre wird in jedem Individuo neu erzeugt und getragen durch das Leben, das in fester Verbindung mit seinem Urquell wie dieser stets frisch und neu bleibt.

Wichtiger dagegen müssen uns diejenigen Urtheile und Bemerkungen seyn, welche nicht die Lehre, sondern die Art und Weise unserer Vertheidigung derselben, oder überhaupt unserer Wirksamkeit für das Reich Gottes betreffen. Hier tritt uns zuerst der Vorwurf entgegen, daß die K. Z. zu sehr als Organ einer Parthei auftrete. Allein dasjenige, was diesem Vorwurfe als Wahrheit zum Grunde liegt, können wir nicht für etwas Feindliches, vielmehr müssen wir es für etwas Gutes halten, dessen Nothwendigkeit durch fremde Sünde bedingt ist. In gewissem Sinne ist das Christenthum von seinem ersten Ursprunge an als Parthei aufgetreten und hat als solche auftreten müssen. Durch die ganze Schrift zieht sich der Gegensatz zweier Partheien, derjenigen, welche sich von dem der ganzen Menschheit angestammten Verderben durch das Eingehen in die von Gott vorgeschriebene Heilsordnung befreien lassen, und die Gnade der Wiedergeburt erlangen, und derjenigen, welche in diesem Verderben beharren, der Kinder Gottes und der Kinder der Welt. So wie diese sich ihrer Natur nach entgegen seyn müssen, so hat Christus den Ersteren ausdrücklich, außer der allgemeinen Liebe zu allen Menschen, noch eine besondere zu einander geboten, welche sich von selbst dadurch realisiert, daß sie umschlungen durch das feste Band des heiligen Geistes, Glieder eines Leibes, Neben an einem Weinstocke sind, Theilnehmer desselben Glaubens, Erben derselben Herrlichkeit. Je inniger der Zusammenhang mit dem Haupte, desto lebendiger wird auch in Jedem das Gefühl des Zusammenhanges mit den Gliedern. In diesem Sinne gestehen wir gerne, daß auch wir Parthei sind, ja wir wünschen es immer mehr zu werden, hoffen indeß, je mehr wir innerlich von der Welt gereinigt werden, desto stärker uns auch unsere Getrenntheit von den Kindern der Welt und unsere Liebe zu den Kindern Gottes zum Bewußtseyn kommen wird. Auf der andern Seite aber werden wir gerade dann dasjenige, was schon bisher unser aufrichtiges Streben gewesen ist, die Freiheit von aller menschlichen Partheilichkeit, vollkommen erreichen. Denn je enger die durch Gott geschlossene Verbindung ist, desto weniger wird das Bedürfnis empfunden, sie durch menschliche Mittel zu befestigen; je stärker die Waffen sind, die der Geist gewährt,

desto weniger sieht man sich nach Fleischeswaffen um; je mächtiger das Göttliche geworden, desto stärker treibt es, das Ungöttliche, was jeder Einzelne mit hinzubringt, von dem Ganzen abzufondern, und desto williger gibt der Einzelne diese Absonderung zu, und verstattet der Ermahnung und Bestrafung Zugang. Daß unser Streben schon bisher nach diesem Ziele hingegangen, mögen diejenigen Artikel beweisen, in denen wir einzelne Verirrungen derjenigen gerügt haben, mit denen wir uns in der Hauptsache als eins bekannten. Fast nie haben wir von einer christlichen Leistung mit der verdienten Anerkennung gesprochen, ohne zugleich dasjenige hervorzuheben, was uns in derselben aus der dem Gläubigen stets noch einwohnenden Sünde hervorgegangen zu seyn schien, und wir haben uns grade in dieser Beziehung von mehreren unserer Brüder harten Tadel zugezogen, sey es nun, daß wir dasjenige als menschliche That verwarfen, dessen sie sich wenigstens in seinem Grunde als eines göttlichen bewußt waren, oder daß der Geist Gottes ihnen in dieser Beziehung die Augen noch nicht geöffnet hatte. Daß unser Streben nicht darauf hingeht, eine menschliche Parthei durch menschliche Mittel zu gründen, das möchte sich besonders deutlich durch die Vergleichung dieses unseres Verfahrens mit dem in Römischen und rationalistischen Zeitschriften herrschenden kund geben. Was von solchen ausgeht, welche als Stützen der Parthei betrachtet werden, wird somit unbedingt gelobt; was von den Gegnern ausgeht, mit Füßen getreten. Jeder historische Bericht trägt die Spuren der Partheilichkeit, und die Thatsachen sind ebensowenig wahr und zuverlässig, wie das Urtheil aufrichtig und offen. Doch wenn wir glauben, unser Streben in dieser Beziehung, als auf das Rechte gerichtet, beruht zu haben, so wollen wir damit nicht behaupten, daß sich nicht auch in unserem Blatte einige Züge jener falschen Partheilichkeit nachweisen lassen. Wir möchten dies namentlich in zwei speciellen Fällen zusehen; auf deren ersten wir durch unsere Gegner, den zweiten durch einen wohlwollenden Correspondenten aus dem Hannoverschen aufmerksam gemacht worden sind. Ein Angriff gegen den Necrolog des Prospects Döring in dem Journal für Prediger, dessen ganzes Ton hinreichend die unreine Quelle bezugte, aus der er hervorgegangen, und dem wir daher keinesweges unbedingt trauen durften, veranlaßte uns zu näheren Erkundigungen, deren Resultat das war, daß der ehrwürdige Verf. des Necrologes sich durch menschliche Vorliebe, sein Gegner sich durch menschlichen Haß zu weit fortreißen lassen, und daß der Verstorbene bei einem guten Grunde allerdings manche nicht geringe Schwächen besessen, die, falls seiner überhaupt gedacht wurde, nicht unerwähnt bleiben durften. — Unser Hannö. Freund tadelt es, daß Dr. Bialloblozky mehrere Male in der K. Z. der ungerecht Verfolgte genannt worden, indem er nachweist, daß derselbe begangen, uns auch schon anderswoher bekannte, Unbesonnenheiten einzuwerfen habe, wobei wir noch hinzusetzen möchten, daß auch der Ton seiner Verantwortung gegen die Regierung nicht ganz der rechte, ein zu sehr herausfordernder gewesen. Obgleich wir nun demohnachtet das Verfahren der Regierung noch immer für ein ungerechtes halten, und überzeugt sind, daß ein weit größeres Vergehen eines Nichtgläubigen auf eine weit geringere Weise würde bestraft worden seyn, so gestehen wir doch gerne zu, daß nach dem Gesetze der Unpartheilichkeit auch dasjenige hätte angeführt werden sollen, was dem Verfahren zu einer Art von Entschuldigung dient, und sind auch überzeugt, daß der Berichtsfasser es gethan haben würde, wenn er ausführlich die Sache behandelt und sie nicht bloß vor-



übergehend berührt hätte. — Müssen wir aber zugestehen, daß das Streben bisher noch nicht in aller Vollkommenheit realisiert worden, so liegt darin zugleich die Bitte an alle unsere Mitarbeiter eingeschlossen, uns beizustehen, daß wir das Ziel erreichen mögen, jede historische Angabe ohne Haß und ohne Liebe auf das Genaueste zu prüfen, sich in ihren Urtheilen weder durch fleischliche Zuneigung noch durch fleischliche Abneigung leiten zu lassen, und diejenige Aufrichtigkeit und Offenheit zu bewahren, welche einer Sache angemessen ist, die das Licht nicht zu scheuen braucht, weil sie Licht ist, die nichts dadurch leidet, daß ihre Vertheidiger mit menschlichen Schwächen behaftet sind, da sie auf ganz anderem Grunde beruht, als auf menschlichem.

Allein man ist bei dem allgemeinen Vorwurf, daß die A. Z. Organ einer Partei sey, nicht stehen geblieben; man hat ihn auf abentheuerliche Weise näher dahin bestimmt, sie sey das Organ einer äußerlich constituirten Congregation, deren Zweck entweder, wie die Gemäßigteren meinen, ein bloß kirchlicher sey, der, die bestehende Kirche zu zerstören, oder, wie Andere annehmen, zugleich ein politischer, Förderung des Aristocratismus. Würdigen wir diesen Vorwurf bloß nach dem, was er in sich ist, so verdient er nicht, daß man ein Wort über ihn verliere. Allein sehen wir auf diejenigen, welche ihn vorbringen, nicht etwa dieser oder jene obscure Schreier, der selbst an die Wahrheit seiner Erfindung nicht glaubt, sondern zum Theil Männer von bedeutendem bürgerlichen und kirchlichen Ansehen, denen sonst Scharfsinn und physcheologische Kenntniß nicht abgesprochen werden kann, unter ihnen einige, die nicht einmal Feinde des Evangelii genannt werden dürfen und dem Nationalismus in seiner gewöhnlichen Jammeregestalt abhold sind, so kann es uns nicht überflüssig erscheinen, hier Einiges in Bezug auf diesen Vorwurf zu bemerken. Die Hauptsache ist geleistet, wenn die Entstehungsart dieses Vorwurfes nachgewiesen worden. Es beruht derselbe auf einem Factum, was wir als richtig zugeben, aber zugleich auf einem daraus gezogenen Schlusse, den wir als unrichtig entschieden verwerfen. Es muß jedem, der einige Beobachtungsgabe hat, auffallen, daß diejenigen, welche die Welt jetzt Mystiker und Pietisten nennt, zu einander in einem ganz eigenthümlichen Verhältnisse stehen, daß eine Liebe sie verbindet, die einen andern Charakter hat, nicht nur als diejenige, welche die Nichtmystiker unter einander, sondern auch als diejenige, welche sie selbst gegen diejenigen äußern, die mit ihnen nicht gleichen Glaubens sind, ohne daß diese sich, falls jene nämlich mit Recht als Glieder der Gemeinschaft betrachtet werden, über Mangel an Liebe beschweren dürften, da vielmehr die allgemeine Liebe, als das Gebot ein und desselben Herrn, dessen Erfüllung er allein möglich macht, für eine eben so heilige Pflicht gehalten wird, wie die besondere zu den Glaubensgenossen.

(Schluß folgt.)

## Nachrichten.

(Nordamerica.) Eine Hauptbeziehung, in welcher die Kirche Gottes auf Erden sich befindet, ist ihr Verhältniß zu der unbesetzten Welt, denn da sie der kleine Sauerteig ist, der den ganzen Teig durchsäuern soll, so kann sie, so lange sie, dem Vorbilde ihres Herrn treu, daran arbeitet, die Werke des Teufels zu zerstören, nicht ohne Krieg und Anfechtungen von der Welt seyn. Hören wir daher, daß Gott durch sein Wort und seinen Geist irgendwo lebendige Gemeinden, Glieder des Einen großen Leibes Jesu Christi auf Erden, sammelt, so drängt sich die Frage auf, wie sich die Menge derer, die auf dem breiten Wege wandeln, denen die Dinge des Geistes Got-

tes eine Thorheit sind, zu den Gläubigen verhalte, und wir sind geneigt von diesem Verhältnisse zurückzuschließen auf die Keimigkeit und Kraft des Geistes der in diesen waltet. Schon die heilige Schrift beantwortet diese Frage hinsichtlich der ersten unter Juden und Heiden gegründeten Gemeinden. Während am Pfingstfeste die gottesfürchtigen Juden sich entsetzten und irre wurden, und Einer zu dem Anderen sprachen: „Was will das werden,“ hatten die Anderen ihren Spott und sprachen: „Sie sind voll süßen Weines,“ Apostelgesch. 2, 12, 13. „Laßt uns ernstlich sie bedrohen,“ sagten die Hohepriester, die Obersten des Volkes, und die Ältesten von Israel, „daß sie hinfert keinem Menschen von diesem Namen sagen, damit es nicht weiter einreißt unter das Volk,“ ebendas. 4, 17. „Was will dieser Votterbube sagen?“ sprachen die Philosophen in Athen, ebendas. 17, 18. Die Goldschmiede zu Ephesus schrien: „Groß ist die Diana der Epheser,“ ebendas. 19, 28., und „Paulus, du rasest!“ rief Jesus mit lauter Stimme, ebendas. 26, 29. Mit besonderem Interesse lesen wir Plinius Bericht an den Kaiser Trajan über die ersten Christen, und die Stelle des tiefsinnigen Tacitus, wo er kaum Worte finden kann, um sein wegwerfendes Urtheil über die Kirche auszusprechen, die bald die Welt unter ihren Zweigen bedecken sollte, — und finden in Allem diesen Bestätigungen und Erfüllungen dessen, was der Herr selbst gelehrt und geweißt hat von der Natur und den Schicksalen seines Reiches auf Erden. Und so erkennen wir noch heute, in unseren verfallenen und verwüsteten Kirchen, an den jeden Orts üblichen Schmähnamen, mit welchen die ungläubige Welt den Widerwillen gegen das sie strafende Licht ausspricht, die Kinder Gottes, noch ehe wir ihren Glauben und Wandel geprüft, und darin den Einen Geist wahrgenommen haben, der die Christen aller Zeiten und Länder verbindet.

Aus den nachstehenden Mittheilungen werden unsere Leser sehen, daß diese Merkmale des die Welt strafenden Geistes des Lichts und der Kraft auch den Nordamerikanischen Gemeinden nicht fehlen, welche wir seither in mannichfachen Beziehungen darzustellen bemüht gewesen sind. Zugleich erhellt daraus, wie thätig und wirksam die Christen daselbst in alle Lebensverhältnisse den Geist des Evangeliums zu bringen trachten. Unsere Quellen sind diesmal nicht christliche, sondern unter dem Einflusse des Unglaubens stehende Mittheilungen, wir brauchen daher kaum erst zu erinnern, daß man bei deren Lesung auf Entstellung der Thatfachen gefaßt seyn muß.

„Seit einigen Monaten“ — sagt der Neu-Yorker Telescope — „durchreisen Agenten die Küstengegenden der Vereinigten Staaten, um die Geistlichen in jeder Stadt und Gemeinde für ein geheimes Conclave zu gewinnen. In diesem soll ein Geheimniß von großer Wichtigkeit verabredet werden, welches den Geistlichen unter dem feierlichsten Versprechen der Verschwiegenheit anvertraut wird. — Jeder Freund der Freiheit wird sich von Abscheu erfüllt fühlen, wenn er vernimmt, was jene Finkerlinge vorhaben. 1) Es soll zu Boston, Neu-York, oder Philadelphia ein Centralverein errichtet werden, welcher sowohl einen politischen als religiösen Zweck hat. Dieser soll Gelder zusammenbringen, um Bücher, Tractate und Zeitungen, im Geiste der Finkerlinge abgefaßt, zu verbreiten. 2) In jeder Stadt der Vereinigten Staaten soll eine Druckerei, abhängig von dem Centralverein, errichtet werden, um Bücher und Zeitungen so wohlfeil zu liefern, daß dadurch alle Buchhandlungen in der Union zerstört werden, und daß hyperorthodoxe Bücher und Zeitschriften in solchem Ueberflusse erscheinen, daß alle andere außer Umlauf gebracht werden. 3) Durch diese vervielfältigten Pressen und das dadurch bewirkte Monopol soll eine christlich politische Partei gebildet werden, welche mit Hülfe der Sonntagschulen Millionen Wähler in das Feld stellt, und diese sollen die hierarchische Allein Herrschaft des Centralvereins begründen. — Die Reiseagenten erbitten bescheidenlich Geldunterstützung von der Geistlichkeit, um die Reisekosten zu decken. Dieses Spiel treiben sie im Osten, Westen und Norden, und suchen nun auch auf den Süden ihre religiös-politische Verschwörung auszudehnen. Diese modernen Jesuiten dringen vorzüglich auf Errichtung einer sogenannten moralischen Polizei u. s. w.“



Es ist ein schönes Zeugniß für den großen Segen, den die in unserem Staate vom vorigen Jahre Nr. 37. ausführlich beschriebenen Sonntagsschulen stifteten, daß grade sie in diesen abentheuerlichen Nachrichten als ein Hauptmittel umfassender christlicher Wirksamkeit dargestellt werden. Noch stärker erklärt sich ein „Aufruf“ gegen dieselben, welchen die in Hamburg erscheinende Zeitschrift *Colymbus* aus dem „Americanischen Correspondenten“ mittheilt:

„Mitbürger!“ — so lautet dieser Aufruf — „von dem Americanischen Sonntagsschulverein ist bei der geseßgebenden Versammlung (von Pennsylvanien, wie es scheint) eine Witschrift eingegangen, worin um die Verleihung der Corporationsrechte an diesen Verein gebeten wird. Ihr werdet bei Durchlesung folgender aus den Bekanntmachungen dieses Vereines entnommenen Auszüge so gleich die Gefahr erkennen, die aus einer solchen Maasregel hervorgehen würde, gegen die ihr daher unverzüglich Vorstellungen thun solltet. Würde diese Gesellschaft ihren Zweck erreichen, so wäre der Zeitpunkt nicht mehr fern, wo ein offenerer und kühnerer Versuch gemacht werden würde, um eine ausgedehntere Gewalt zu erlangen. Alsdann wäre es zu spät, dem Erfolge zuvorzukommen.“ (Nun folgen die Auszüge.)

1. Aus dem zweiten Berichte des Sonntagsschulvereins. „Die Vorsteher haben das Verlangen gefühlt, nicht allein ihre eigenen Schulen mit geeigneten Büchern zu versehen, sondern diese auch in Schulen anderer Art einzuführen, und sie so zahlreich zu machen, daß dadurch solche, welche den Geist zu Irthümern verleiten, am Ende außer Umlauf gebracht würden.“

2. Aus dem Anhange zu diesem Berichte. „Aus diesen Anstalten wird endlich ein wohlgeordnetes System gegenseitigen Einwirkens zwischen den Geistlichen und den Gliedern der Kirchen hervorgehen, so daß jede Kirche eine wohldisciplinirte Armee darstellt, wo ein Jeder seine Stelle weiß und im allgemeinen Kampfe gegen die Sünde ein Amt und eine Pflicht übernommen hat. In zehn oder doch gewiß in zwanzig Jahren würde die politische Gewalt unseres Vaterlandes in den Händen solcher Männer seyn, die unter dem Einflusse der Sonntagsschulen ausgebildet worden sind.“

3. Aus dem dritten Berichte. „Der Verein hat in diesem Jahre 1,616,796 Schriften herausgegeben, welche mit den früher verbreiteten die Zahl von 3,741,847 ausmachen.“

4. Aus einer von dem Dr. Ely, dem Verfasser des Jahresberichts, einem presbyterianischen Prediger zu Philadelphia, gehaltenen Predigt. „Unsere Herrscher, die als vernünftige Wesen Gottes Geseßen, und seit ihnen das Licht der göttlichen Offenbarung leuchtet, den Geboten Christi unterworfen sind, sollten in der heiligen Schrift nach der Wahrheit forschen, den christlichen Glauben bekennen, den Sabbath gottgefällig beobachten, in Privat- und häuslichen Circeln beten, der öffentlichen Verkündigung des Wortes Gottes beiwohnen, getauft werden und des Herrn Abendmahl feiern. Mit anderen Worten, unsere Präsidenten, Minister, Senatoren und Repräsentanten im Congreß, unsere Staatsgouverneurs, Richter, Stadtoberen sind eben so wohl, wie jede andere Person in den Vereinigten Staaten, gehalten, rechthabig zu seyn. Mitbürger, ich schlage vor, eine neue Art von Verein, oder, wenn es euch gefällt, eine christliche Parthei in der Politik zu bilden, und ich wünsche sehr, daß sich alle frommen Menschen an sie anschließen mögen. Eine Constitution zu unterzeichnen, und eine Gesellschaft zu errichten, ist hier nicht nöthig; es kommt bloß darauf an, daß man sich vereint und entschließt, in allen bürgerlichen Angelegenheiten nach christlichen Grundsätzen zu handeln. Die Presbyterianer allein könnten eine halbe Million Wähler in's Feld stellen. Sind diese wahre Christen, und vereint zu dem Zweck, nur solche Candidaten zu unterstützen, von denen es bekannt wäre, daß sie dem Christenthume freundlich gesinnt seyen, so könnten sie jede Wahl in unserem Vaterlande leiten, ohne im geringsten die Urkunde unserer politischen Freiheit anzutasten.“

„Bürger dieses jetzt noch freien Landes,“ — so fährt der Aufruf fort, — „was sagt ihr zu solchen Dingen? Werdet ihr euch ferner noch weigern zu glauben, daß man euch eine kirchliche Tyrannie auflegen und euch der theuer erkauften und ererbten Freiheiten berauben will? Wollt ihr ruhig dabei zusehen, die Urheber dieses Versuches fromme Männer nennen, und dulden, daß sie ihr Werk unter dem Deckmantel eines vorgeblichen Eifers für Gott und Religion zur Ausführung bringen?“ —

Wir fügen einen Auszug aus einem in ähnlicher Gesinnung geschriebenen Deutschen Buche bei, den wir mit unseren ausführlichen Nachrichten von den Americanischen Erweckungen zu vergleichen bitten, nämlich aus dem „Tagebuch einer Reise nach den Vereinigten Staaten,“ von Hülz witt, ehemaligen Königl. Preuss. Lieutenant, Münster 1828, p. 31.

„Es war um diese Zeit (in einer Stadt des Staates New-York) ein revival of religion (Erweckung) entstanden, wodurch die religiösen Schwärmer noch mehr aufgereizt wurden. Diese Erweckungen ereignen sich sehr häufig, sie werden durch die Prediger veranlaßt, um Proselyten zu machen. Die Eltern bekümmern sich selten um die Religion ihrer Kinder, es ist ihnen gewöhnlich gleichgültig, zu welcher Secte sie sich bekennen wollen. Manche lassen sich niemals in eine Kirche aufnehmen. Um diese Saumseligen zu ihrer Kirche geneigt zu machen, erregen die Prediger eine sogenannte Erweckung. Man läßt hiezu eine Menge Candidaten der Theologie kommen, welche täglich Versammlungen (prayer-meetings) in den Häusern der Nichtbekenner halten, was man sich als eine Ehre gefallen lassen muß. Die Gemüther sucht man durch schwärmerische Reden zu entflammen u. s. w. Sobald einige Belehrungen erfolgt sind, heißt es: „Der Geist des Herrn sucht unseren Ort heim, der Herr bewegt unsere Herzen.“ Auf den Straßen werden oft Reden gehalten, und nicht selten wird man im Gehen gehemmt und gefragt: „Erfahrt ihr noch nicht die Kraft des Christenthums?“ Dann folgen einige Bibelsprüche, mit denen man entlassen wird.“

Wir schließen mit einem Artikel des ernst christlichen New York Observer über diesen Widerstand gegen die christlichen Bewegungen in Nordamerika.

„Der Geist des Unglaubens“ — sagt derselbe — „ist in unser Land eingebracht und jene Furcht vor dem Einflusse des Christenthums hat sich unter uns verbreitet, die aus dessen Verunstaltung und Mißbrauch in anderen Ländern hervorgegangen ist, und womit man die natürliche Feindschaft des Menschen gegen das Evangelium zu beschönigen sucht. Man widersteht sich der Verbreitung desselben, man erregt Argwohn gegen die Christen und legt ihnen bei allen ihren wohlwollenden Unternehmungen geheime und verderbliche Absichten zur Last.“

Aber ewiger Preis sey Gott, der diesen Widerstand zum Guten gelenkt hat und ferner lenken wird. Grade das war der Kirche Noth, daß sie sah und erkannte, daß fleischliche Waffen in ihren Kriegen ihr nichts helfen, ja vielmehr schaden, und daß sie unüberwindlich in dem Panzer der Gerechtigkeit, ohne denselben aber schwach und hilflos ist. In anderen Ländern sieht sie sich nach dem Arm von Fleisch um, wenn ihre Feinde sie drängen. Hier ist sie in der heilsamen Nothwendigkeit, „mit Wohlthun die Unwissenheit der thörichten Menschen zu verstopen“ (1 Petr. 2, 15.), und so zu wandeln, daß ihre Feinde zugeben müssen, wenn sie Böses von ihr reden wollen. Sie kann nichts thun, als in dem Geiste ihres Erlösers und Herrn die Wahrheit in Liebe verkündigen und ihre Hände aufheben im Gebete um den Segen des Allmächtigen. Und grade das ist es, was sie nach dem Willen Gottes thun soll.“

Ueber das in den obigen feindlichen Aeußerungen berührte Verhältniß der Christen in America zu der dortigen Staatsverfassung, wie die Christen selbst sich darüber erklären, und über den Einfluß den die dort herrschende Lehre des materialistischen Staatsrechts von einer gänzlichen Trennung der Kirche vom Staat auf beide Theile ausübt, hoffen wir nächstens uns ausführlich auszusprechen.



# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1830.

Mittwoch den 6. Januar.

N. 2.

## V o r w o r t.

(Schluß.)

Man bemerkt bald, wenn man Gelegenheit hat, den Verkehr unter diesen sogenannten Mystikern näher zu beobachten, daß die, welche sich früher nie von Angesicht kannten, gleich in der ersten Stunde so mit einander vertraut sind, wie sonst nach jahrelanger Freundschaft, daß sie in ihren Urtheilen oft auf auffallende Weise übereinstimmen; daß auch die persönlich Unbekannten und durch weite Entfernungen Getrennten häufig die genaueste Kenntniß von den gegenseitigen Verhältnissen besitzen, und sich als Engverbundene betrachten, die sich gegenseitig vertreten, ohne daß darum der Eine des Anderen menschliche Schwachheiten ableugnete. Alle diese und so manche andere Zeichen der Verbindung findet derjenige, welcher das Princip dieser Verbindung, den heiligen Geist, in sich trägt, so wenig auffallend, daß er sich vielmehr aufs äußerste wundern würde, diese Verbindung nicht noch weit enger zu sehen, wenn er nicht auf der andern Seite in sich selbst noch zu deutlich die Reste des Principes der Trennung, der Sünde, wahrnähme. Je weniger aber Jemand das Princip der Vereinigung in sich trägt, desto unfähiger wird er zur Erklärung des Factums; es gehört dazu mehr, als nur in dem Sinne ein Supranaturalist zu seyn, wonach man zugibt, daß vor 1800 Jahren einmal die Schranken der Natur durchbrochen worden. Es gehört dazu der wahre Supranaturalismus, der nicht etwa in wenigen Formeln besteht, sondern Geist und Leben ist, die geistliche Erfahrung, der innere Lebens- und Liebeszusammenhang mit dem Herrn und durch ihn, als das Haupt, mit seinen Gliedern. Wo dieser nicht Statt findet, oder insofern er nicht Statt findet — denn ganz und gar von ihm ausgeschlossen möchten doch Wenige seyn; indem die vorbereitende Gnade Gottes, wenn nicht in Allen, doch in den Meisten ihr, wenn auch oft äußerst schwaches, Werk hat — da ist man genöthigt, weil Göttliches nur durch Göttliches erkannt wird, und der natürliche Mensch nichts vom Geiste Gottes vernimmt, auch bei Andern für dasjenige, was durch eine übernatürliche Causalität bewirkt, und nur aus ihr erklärlich ist, falls man überhaupt seine Erklärung unternimmt, eine natürliche Ursache aufzusuchen. Selbst der größte

psychologische Scharfblick hat hier seine Grenzen gefunden und vermag nicht vor lächerlichen Verirrungen zu schützen. Zu diesen gehört in besonders hohem Grade die, deren Entstehungsart wir so eben nachgewiesen haben. Man sieht es der Hypothese an, daß ihren Erfindern die nunmehr zu Grabe getragenen demagogischen Umtriebe noch in frischem Angedenken gewesen sind. Allein während man dort, wo nichts als die bloße Natur im Spiele war, mit leichter Mühe aus den vorhandenen Thatfachen auf ihre Ursachen erschloß, hat man hier einen Fehlschluß gemacht, dessen man sich herzlich schämen würde, wenn man einmal mit Geistesaugen die Sache ansehen könnte. Wir aber haben große Ursache, uns dieses Fehlschlusses zu freuen. Er zeigt uns, daß das Verhältniß der Glieder zu einander, welches einen sicheren Prüfstein des Verhältnisses zum Haupte abgibt, wenn es gleich noch unendlich weit von demjenigen entfernt bleibt, was es seyn sollte, doch schon jetzt von der Art ist, daß die draußen Stehenden genöthigt sind bei seiner Erklärung zu solchen abentheuerlichen Hypothesen ihre Zuflucht zu nehmen, deren handgreifliche Unrichtigkeit sie selbst zwingt, wider ihren Willen zu gestehen, daß sie nicht erklären können. — Doch wir wollen noch etwas über die Zwecke bemerken, deren Erreichung die angebliche Verbindung und ihr Organ, die K. Z., beabsichtigen soll. Die Andichtung eines politischen Zweckes ist so abgeschmackt, daß wir uns bei ihr nur wenig aufzuhalten brauchen, zumal da sie gewiß nur von sehr Wenigen aufgestellt und von noch Wenigern geglaubt wird. Unsere ganze Politik besteht in den Aussprüchen der Schrift über den der Obrigkeit zu leistenden unbedingten Gehorsam, falls nämlich ihre Gebote nicht mit den in der Schrift enthaltenen Geboten Gottes in Widerspruch sind. Diesen Geboten und dem Geiste des Herrn folgend verabscheuen wir allerdings als von der keine Schranken anerkennenden Sünde ausgehend jede Richtung, welche sich, sey es in Thaten, oder sey es in Worten und Gedanken gegen die von Gott eingesetzte Obrigkeit auflehnt; wir würden aber eben so sehr, wie wir jetzt in einem monarchischen Staate Anhänger der monarchischen Verfassung sind, eben so sehr in einer Aristocratie Anhänger der aristocratischen, in einer Demokratie der demokratischen seyn. Uebrigens entschlagen wir uns aller politischen Theo-



rien, Râsonnements und Bestrebungen, sie denjenigen überlassend, deren Amtes sie sind; und suchen, unserem Berufe getreu und mit gewissenhafter Anwendung der uns von Gott verliehenen Kräfte für das himmlische Vaterland zu wirken, überzeugt, daß wir dadurch mittelbar durch die Gnade des Herrn auch dem irdischen Vaterlande mehr Vortheil schaffen, als wenn wir, wie die politisirenden rationalistischen Theologen, welche, weil ihr Amt ihnen nicht seyn kann was es seyn sollte, ihren Fürwitz von demjenigen nicht lassen können, was ihres Amtes nicht ist, unmittelbar unsere Bemühungen auf dasselbe richteten. Wir haben in der K. Z. alle politischen Discussionen fast ängstlich selbst da vermieden, wo die Politik mit der Theologie nahe Berührungspunkte darbietet. Ueberzeugt, daß vorerst weit wichtigere Dinge in's Reine zu bringen sind, haben wir, und das in einer Zeit, deren Aufmerksamkeit so sehr auf diese Gegenstände gerichtet war, und welche die Behandlung derselben von uns gebieterisch zu verlangen schien, die Untersuchungen über das Verhältniß des Staates zur Kirche, und specielle besonders lebhaft angeregte Punkte derselben, wie über das Recht des Landesherrn in liturgischen Dingen, nie anders als nur im Vorbeigehen berührt. Wir haben selbst dasjenige, was unserer Sache äußeren Vortheil bringen konnte, die Nachweisung des nothwendigen Zusammenhanges von Demagogie und Rationalismus und des politisch verderblichen Charakters des Letzteren bei Seite gelassen, um selbst den Schein einer Ueberschreitung in ein fremdes Gebiet zu vermeiden, und den Gegnern keinen anderen Anstoß zu geben, als den ihnen die Hauptsache, in ihren nächsten Grenzen gehalten, ihrer Natur nach geben muß.

Wahrlich, wenn wir politische Zwecke hätten, so würde doch dieses unser Verfahren zeigen, daß auf diesem Gebiete unsere Gegner uns wenig zu fürchten brauchten, da wir uns in der Wahl der zur Erreichung dieser Zwecke dienenden Mittel so höchst unglücklich gezeigt hätten. Und was sind denn die Thatsachen auf die man diese Beschuldigung gründet? Etwa daß sich Einige unter uns befinden, denen man mit Recht oder Unrecht eine verwerfliche aristocratische Tendenz Schuld gibt? Allein sollte dergleichen etwas beweisen, so könnte man uns mit demselben Rechte auch eine demagogische Tendenz beilegen, weil sich immerhin Einige unter uns befinden mögen, die sich von dem verderblichen Einflusse des Zeitgeistes, wohl auch weit mehr wie unsere Gegner, doch nicht in so gar weit frei gemacht haben, daß nicht ein Residuum von falschem Liberalismus bei ihnen zurückgeblieben wäre.

Mehr Thatsächliches, dem Scheine nach, worauf er fußt, hat der andere angebliche Zweck, die Zerstörung der vorhandenen und die Gründung einer neuen Kirche, und daher auch zahlreiche und beachtungswerthere Vertheidiger. Die K. Z. hat es sich von ihrer Entstehung an zum angelegentlichen Geschäft gemacht, nachzuweisen, daß unsere Kirche sich in einem Zustande traurigen Verfalles befindet, daß eine große Anzahl ihrer Diener nicht ihrem Herrn und Haupte, sondern dem Fürsten dieser Welt huldigt, nicht besser und nicht schlechter wie die Waalspfaffen unter dem A. B., und ihres Amtes gänzlich unwürdige Blinde der Blindenleiter, die nicht bloß selbst in die Grube fallen, sondern auch die ihrer Sorge Anvertrauten mit in dieselbe herabziehen; sie ist recht geistlich darauf ausgegangen, selbst den Laien den Unterschied zwischen der reinen Lehre des Evangelii und der Lehre der Nicolaiten zum Bewußtseyn zu bringen, und ihnen die Augen über ihre Verführer zu öffnen. Sie hat es

wiederholentlich offen bekannt, daß die Lehre eines großen Theiles der äußeren Mitglieder der Evangelischen Kirche weit weniger in sie hinein gehört, wie die Lehre der Römischen Kirche. Sie wird auch in diesem Bestreben, so Gott will, nicht nur fortfahren, sondern sie wird es sogar mit immer größerer Kraft und immer größerem Nachdruck realisiren. Offen und ohne Schonung, so wie ohne Scheu vor Menschen, die leider in der gegenwärtigen Zeit in Folge des entnervenden Rationalismus nur gar zu sehr eingerissen ist, wird sie verwerfen, was Gott verworfen, niederreißen, was er nicht gebaut, ausreißen, was er nicht gepflanzt hat. Und doch muß sie den ihr untergelegten Zweck entschieden von sich ablehnen, ja sie kann es kaum anders, als aus absichtlicher Verblendung erklären, daß man es gewagt hat, ihn ihr unterzulegen. Sie hat gleich im Anfang bestimmt erklärt, und nachher mehrfach ebenso bestimmt wiederholt, daß sie, obgleich die Merkmale der wahren Kirche, welche unsere Kirchenlehre selbst angibt, die Unterweisung in der wahren Lehre, und zum Theil auch die richtige Verwaltung der Sacramente, unserer Kirche, auf das in der Erscheinung sich Anbietende gesehen, nicht vollkommen mehr zukommen, und obgleich die Rationalisten durchaus kein Recht haben, in derselben zu verbleiben, doch die Auflösung der bestehenden Kirche, und die gewaltsame Ausschließung der Rationalisten aus derselben, eben so unweise als lieblos seyn würde. Doch da man diese unsere Erklärung übersehen hat, so wollen wir uns die Mühe geben im Vertrauen auf die Rücksicht derjenigen zahlreichen Leser, welche derselben nicht bedürfen, sie noch einmal in der nöthigen Ausführlichkeit und in der möglichsten Bestimmtheit hier darzulegen. — Wir machen von vornherein die höchstnöthige Unterscheidung zwischen allgemeinem Separatismus und localer Separation, der Trennung von dem Ganzen der jetzt bestehenden Kirche, als einer unreinen von Gott verworfenen, und der Trennung von einer einzelnen bestimmten Kirche, wegen der falschen Lehre oder des anstößigen Lebenswandels ihres Geistlichen, mit bleibendem inneren Bewußtseyn der fortdauernden Gemeinschaft mit dem Ganzen, und mit dem Vorsatze auch der einzelnen Kirche wieder beizutreten, sobald in die Stelle des Miethlings ein wahrer Hirte getreten seyn wird. Was nun den Ersteren betrifft, so halten wir es für sehr erfreulich, daß zu demselben sich bisher nirgends in unserem Deutschen Vaterlande, wie in der Französischen Schweiz und anderswo, eine weit eingreifende Tendenz gezeigt hat. Der einzige Fall, in welchem diese Art von Separation nicht nur erlaubt, sondern heilige Pflicht seyn würde, wäre der, wenn man es wagte, die Bekenntnißschriften unserer Kirche abzuschaffen und andere an ihre Stelle zu setzen, wo denn die schon anderswo ausgeführten Gründe eintreten würden, welche dem evangelisch Gesinnten den Austritt aus der Römischen, dem Rationalisten den Austritt aus der Evangelischen Kirche zur Pflicht machen. Dieser Fall ist aber bis jetzt noch nirgends eingetreten; überall wird die Auctorität der symbolischen Bücher in thesi, wenigstens nicht in praxi, festgehalten, und noch immer behauptet unsere Kirche vor allen anderen Religionspartheien den großen Vorzug, daß in ihr die reine evangelische Lehre dem Rechte nach die herrschende ist, daß die Verfolgung derjenigen, welche an ihr festhalten, wenn sie auch hier und da gewagt wird, wie wir denn noch neuerlich einen merkwürdigen Fall der Art aus Stade mittheilten, von der öffentlichen Meinung als ungerecht verurtheilt, und dadurch eine Art von Gegenmittel gegen das weitere Umsichgreifen derselben gegeben wird, und daß das, was Recht



ist, sich zu seiner Zeit auch bei den leitenden Behörden nicht anders kann, als sich als Recht geltend machen. Allerdings hat sich der Unglaube schon an zahlreichen Orten den Eingang in diejenigen kirchlichen Schriften zu verschaffen gewußt, welche man geneigt seyn könnte, als symbolische Bücher *secundi ordinis* zu betrachten, die Gesangbücher, Liturgien und Catechismen; allein so beklagenswerth und widerrechtlich dies ist, so halten wir es doch gar nicht für einen hinreichenden Grund zur Trennung, da unsere Kirche nie diesen Schriften normatives Ansehen beigelegt hat. Was uns aber zur Verwerfung dieser Art von Separation bewegt, ist hauptsächlich Folgendes. Die Absicht bei derselben kann eine doppelte seyn, entweder die eine Gemeinde zu stiften, die bloß aus Wiedergeborenen besteht, oder die strenge Einheit in der richtigen Lehre hervorzubringen. Die erstere Absicht müssen wir von vornherein als eine schriftwidrige verwerfen; sie maßt es sich an, ein Urtheil über das Innere zu fällen, auch ohne daß sich dasselbe in aufweisbaren, gleichsam als *corpus delicti* dienenden Aeußerungen, groben Irrlehren und grobem Lasterleben dargelegt hat; sie greift Gott in's Amt, welcher sich die Scheidung des Weizens von dem Unkraute vorbehalten hat, damit nicht durch unsere Unkunde der Weizen mit dem Unkraute ausgerauft werde. So wie sie aus Hochmuth hervor geht; so hat sie in ihrem Gefolge eine fleischliche Ueberschätzung der äußeren Kirche, die sie nicht etwa als das, was sie ist, eine Pflanzschule des heiligen Geistes, sondern was für jenes Leben gehört in dieses übertragend, als eine Gemeinde der Heiligen betrachtet, womit denn Lieblosigkeit gegen die des selben Geistes theilhaftigen, aber nicht in derselben äußeren Gemeinschaft befindlichen Brüder, Härte gegen ihre Miterlösten, aber noch nicht zum Heile Gelangten, und eine theilweise Ablenkung der Neigung und der Wirksamkeit von dem Herrn nothwendig verbunden sind. — Wie wenig dem Herrn wohlgefällig eine solche Art von Separatismus sey, ließe sich auch aus der Geschichte vielfältig nachweisen. Es ist als ob auf ihr beständig eine Art von Fluch ruht habe. Derselbe Hochmuth, der anfangs die Separirten antrieb zur Trennung von allen übrigen, bringt nachher wieder Spaltungen unter ihnen selbst hervor; ist das Streben einmal statt darauf sich von sich selbst, darauf gerichtet, sich von Anderen zu separiren, so wird es immer krankhafter; häufig endet es, da der Splitter in des Bruders Auge immer sichtbarer, der Balken in dem eigenen Auge immer unsichtbarer wird, mit einem Versinken in gänzliche menschenfeindliche Absonderung oder gar in grobe Laster. — Geringer sind allerdings die Bedenken, welche gegen jene zweite Art von Separatismus obwalten. Sie greift nicht in das Richteramt Gottes ein, indem sie nicht das Verborgene, sondern das Offenbare richtet, das sich selbst schon gerichtet hat. Sie läßt der subjectiven, meist nur auf individuellem Gefühle beruhenden Beurtheilung keinen freien Spielraum, sondern sie hält sich an objective, keine Täuschung zulassende und ihr Verfahren auch vor der Welt rechtfertigende Merkmale, den Baum, nach der Botschrift des Herrn, aus den Früchten erkennend. Dennoch erheben sich auch gegen sie, namentlich wenn wir speciell die gegenwärtig in unserem Deutschen Vaterlande obwaltenden Verhältnisse in's Auge fassen, bedeutende Gegengründe. Weniger würde dies allerdings der Fall seyn, wenn wir das Verhältniß der Rechtgläubigen zu den Nationalisten als ein feststehendes betrachten dürften. Dann wäre es freilich das Gerathenste uns von denjenigen zu trennen, mit denen wir als solchen gar nichts ge-

meinsam haben, da die fortdauernde Verbindung bedeutende Nachtheile, die Trennung bedeutende Vortheile gewähren würde. Allein daß diese Betrachtungsweise nicht die richtige sey, zeigt ja die tägliche Erfahrung. Die Kluft, die zwischen uns und ihnen befestigt ist, ist allerdings so groß, daß kein menschlicher Weg von ihnen zu uns herüberführt, aber Gottes Allmacht und Liebe vermögen es, einen solchen Weg zu bereiten. Seine vorbereitende Gnade hat unter ihnen ihr mächtiges Werk; Viele lassen sich, oft nach hartnäckigem Widerstreben, von ihm überwinden, und werden zu der Schaar der Gläubigen hinzugethan. Fassen wir dies in's Auge, so zeigt es sich bald, daß das bloße äußere Recht zur Trennung bei weitem nicht geeignet ist, dem höheren Gebote der Liebe, welches uns dieselbe widerräth, das Gleichgewicht zu halten, oder es gar zu überwiegen. Der Haß, den eine solche Trennung bei denen, die jetzt noch, weil Christi, auch unsere Gegner sind, nicht anders als hervorbringen könnte, würde, wie es in ihrem Zustande nothwendig begründet ist, nicht bloß die Personen, sondern auch die Sache treffen, und der Einwirkung Gottes, außer dem in jedem Menschen schon von Natur vorhandenen, noch einen neuen Damm entgegensetzen, und wollten wir auch dies, als etwas Vorübergehendes, nicht gar zu hoch anschlagen, obgleich wohl zu bedenken ist, daß hier, wo es sich um das Heil unsterblicher, theuer erkaufter Seelen handelt, kaum was zu hoch angeschlagen werden kann, so würde doch auch in späteren Zeiten die äußere Trennung der Ausbreitung des Glaubens große Hindernisse in den Weg legen. Neben den inneren Schranken, würden auch die äußeren zu durchbrechen seyn, und wie schwer dies sey, wie sehr es das allgemeinere Hingelangen zu der Wahrheit hindere, zeigt hinreichend die Geschichte, namentlich das Verhältniß der Evangelischen und Römischen Kirche vor und nach der strengen äußeren Scheidung. Jetzt gewährt die äußere Kirche dem christlichen Prediger den Vortheil, daß sie ihm außer den Gläubigen und den sich äußerlich zu der rechten Lehre Bekennenden Schaaren von solchen zuführt, welche noch im Unglauben befangen, doch durch ein gewisses dunkles Bedürfniß, oder durch kirchliche Gewöhnung zu ihm hingetrieben werden; er erhält dadurch wenigstens so viel, daß er unter den günstigsten äußeren Umständen als Missionar auftreten kann, später bei nicht wenigen von ihnen als Seelenhirte. Diese Zuhörer, zum Theil für die Wahrheit empfänglicher und oft derselben innerlich schon mehr theilhaftig, wie die äußerlich Rechtgläubigen, würden dann entweder ganz wegb bleiben, oder sich doch mit Mißtrauen nähern. Rechnen wir zu diesen großen Nachtheilen noch die unendlichen äußeren Schwierigkeiten hinzu, mit denen eine solche Trennung zu kämpfen habe, die Anstrengungen, welche sie erfordern würden, den Aufwand von Kräften, welche grade zu der Hauptsache, der Werbung der Seelen für das unsichtbare Reich Christi entzogen werden müßten, die damit verbundene Gefahr leidenschaftlichen, fleischlichen Eifers, die Beförderung der Selbsttäuschung in den äußerlich Rechtgläubigen, so werden wir uns getrieben fühlen, statt auf eine solche Trennung hinzuwirken, den Herrn anzusehen, daß er uns in Gnaden davor bewahren wolle.

Wir unterschieden oben von dem allgemeinen Separatismus die locale Separation. Während bei der großen christlichen Bewegung im vorigen Jahrhundert fast nur der allgemeine Separatismus sich geltend machte, und von den Leitern dieser Bewegung, wie von Spener und Franke, mit dem Ernst und mit der Liebe bekämpft wurde, wie sie in dem Verhältniß gegen irrende



Brüder nie anders als verbunden vorkommen sollten, kann man Alles, was sich jetzt bei uns, namentlich in Pommern, von Separation zeigt, nur als locale betrachten. Ueber diese muß aber das Urtheil ganz anders ausfallen, wie über den allgemeinen Separatismus. Es lassen sich Fälle denken, in welchen eine theilweise locale Separation nicht bloß erlaubt, sondern sogar Pflicht ist. Von einem Gläubigen gegen die Bekenntnisschriften unserer Kirche, welche ausdrücklich dazu auffordern, die falschen Lehrer zu meiden, verlangen zu wollen, daß er den Predigten eines durchaus rationalistischen Predigers beiwohnen, oder gar einem solchen den Religionsunterricht seiner Kinder anvertrauen solle, würde ebenso vergeblich, als widerrechtlich seyn, da er sich ja nicht von der Kirche, sondern gerade aus Anhänglichkeit an sie und Treue gegen sie nur von dem ungetreuen Diener derselben, und nur insofern derselbe ein ungetreuer ist, trennt. Einen tadelnswerthen Charakter nimmt die locale Separation erst dann an, wenn er wegen desjenigen, worin der rationalistische Prediger ein untreuer, sein Amt auch in dem verwirft, worin er ein treuer Diener der Kirche ist. Dies findet namentlich dann statt, wenn man die Verwaltung der Sacramente durch einen rationalistischen Prediger verwirft, bloß wegen seiner Person und Lehre, die hiebei nicht im Geringsten in Betracht kommen, und nicht weil er in den beiden wesentlichen Erfordernissen, den Einsetzungsworten oder der Materie eine willkürliche Veränderung vorgenommen hat. Wo jedoch der letztere Fall eintritt, wie sich davon aus der Nähe und aus der Ferne zahlreiche Beispiele anführen ließen — wir erinnern nur an den neulich mitgetheilten Vorfall in Hamburg und an einen anderen im homil. liturg. Correspondenzblatt aus Baiern berichteten, wo ein Pfarrer auf den Namen der heiligen Tugend taufte, — da heißt es die Sacramente verachten, wenn man verlangt, daß man zur Erhaltung des äußeren Kirchenfriedens solche das Sacrament gradezu aufhebende Ungebühr dulden soll. Wir brauchen aber wohl nicht erst zu bemerken, daß auch wo gegründete, nicht bloß eingebildete, Ursachen zur localen Separation vorhanden sind, doch in der Art und Weise derselben gesündigt werden kann; so z. B. wenn man ohne Weiteres zu derselben schreitet, ohne die Ursachen offen und wahr sowohl dem betreffenden Pfarrer, als der vorgesetzten Behörde darzulegen, von welcher letzteren wenigstens, was die Verwaltung der Sacramente betrifft, in der Regel mit Sicherheit Abstellung erwartet werden kann, oder wenn man dies zwar nicht unterläßt, aber es nicht in Liebe und Demuth, sondern mit fleischlichem Eifer oder mit fleischlicher Härte thut, oder wenn man gar aus der localen Separation in den allgemeinen Separatismus herüberschweift, indem man die an das geistliche Amt gebundene Verwaltung der Sacramente, mit einer aus Hochmuth hervorgehenden Verachtung der zwar zunächst menschlichen, aber doch, indirecte, göttlichen Ordnung, sich selbst anmaßt.

Doch wir haben uns für unseren Zweck, da es hier nur darauf ankommt, ein offenes Bekenntniß abzulegen, schon fast zu weitläufig über einen Gegenstand ausgelassen, der, auf seine innere Beschaffenheit und auf seine Wichtigkeit in unserer Zeit gesehen, eine noch ungleich ausführlichere Behandlung erfordern

würde. Wir verlassen daher jetzt zugleich ihn und den ganzen Vorwurf, der uns zu seiner Erörterung veranlaßte, und suchen uns, indem wir zu Ende eilen, in demjenigen, was noch etwa zu sagen seyn möchte, so kurz als möglich zu fassen.

So wie den früheren, so ist auch diesem Jahrgange der K. Z. von wohlwollenden Freunden der Vorwurf gemacht worden, daß er noch immer zu sehr einen compilatorischen Charakter trage, daß in manchen Aufsätzen eine lebendige Bergegenwärtigung der Leser fehle und das damit zusammenhängende Bestreben ihnen die Wahrheit recht nahe zu bringen und eindringlich zu machen. Indem wir diesen Vorwurf als begründet anerkennen, fordern wir unsere verehrten Mitarbeiter dringend auf, ihre Bemühungen mit den unsrigen dahin zu vereinigen, daß der Kampf gegen den verderbten Zeitgeist immer offener, fühner, allseitiger, individueller und tiefer in's Leben eingreifend werde, wie uns unsere Brüder in England, America und Frankreich hierin mit einem so schönen Beispiele vorgehen. — In Bezug auf die Aufforderung an alle die, welchen der Herr Gaben dazu verliehen, zur thätigen Theilnahme, bitten wir das Vorwort zu dem vorigen Jahrgange als auch zu dem gegenwärtigen gehörig zu betrachten. Wir haben um so mehr Ursache an das dort Gesagte zu erinnern, je weiter die K. Z. auch jetzt noch hinter dem zurückbleibt, was sie seyn könnte, und werden würde, wenn Jeder an seinem Theile und nach seiner Gabe zur Förderung des gemeinschaftlichen Zweckes beitrüge, sey es nun durch zum Druck bestimmte Mittheilungen, oder durch briefliche Erinnerungen, Zurechtweisungen und Andeutungen, oder durch Fürbitte, deren von so manchen treuen Mitverbundenen versichert zu seyn uns schon oft in schweren Arbeiten und mannichfachen Anfechtungen Trost und Stärkung gewährt hat.

Die Redaction.

## Nachrichten.

(England.) Mit herzlichster Freude lasen wir neulich (Allg. Preuss. Staatszeitung N<sup>o</sup> 289. 1829.), daß die bekannte Londoner politische Zeitung, Morning-chronicle, den Verfall der Schauspiele in England nicht allein zugestehet, sondern als Hauptursache davon das Ueberhandnehmen puritanischer Grundsätze angibt. Es ist dies ein unverdächtiges Zeugniß, daß die lebendigen Christen daselbst an Zahl und Entschiedenheit bedeutend zunehmen müssen. Wie stark müssen jene Grundsätze wirken, wenn in einer Stadt wie London, die wohl sechsmal so groß ist als Berlin, die Theater ihren Einfluß fühlen. Man vergleiche damit die großen Städte in Deutschland, in denen das meiste wiedererwachende Christenthum sich zeigt. Uebrigens sind die angeblich puritanischen Grundsätze, von denen die Londoner Zeitung redet, keine anderen als die allgemein christlichen, welche Franke'n und Spener'n den Widerstand ihrer fleischlich gesinnten Zeitgenossen zuzogen, welche im Waadtlande die Tanzparthien zerstörten, indem sie die Tänzerinnen in Pietistinnen verwandelte (siehe N<sup>o</sup> 53. unseres vorjährigen Jubelfests), und über welche in England weit mehr, als es leider bei uns der Fall ist, die Bekenner Jesu Christi längst einig geworden sind.



# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1830.

Sonnabend den 9. Januar.

N<sup>o</sup> 3.

## Ueber Dr. Schleiermacher's Behauptung der Unkräftigkeit und Entbehrlichkeit der messianischen Weissagungen.

Herr Dr. Schleiermacher, als er neuerlich vom Standpunkte seines in sich selbst Genüge findenden über: und unhistorischen Glaubens aus die messianischen Weissagungen des Alten Testaments als unwahr oder doch unnöthig verurtheilte, fand für gut, diese Behauptung noch durch eine andere eben so kräftige zu unterstützen, und versicherte deswegen mit gleicher Bestimmtheit, dieselben hätten sich auch wirklich seit der Stiftung des Christenthums unabhängig erwiesen, Jemanden zur Erkenntniß der Wahrheit, die in Christo ist, hinzuführen. Durch eine solche Wahrnehmung wäre nun allerdings jener dogmatische und zwar der Schleiermacher'schen Dogmatik angehörige Satz auch geschichtlich als wahr erwiesen, und es müßte uns unwohl zu Muthe werden, wenn wir die Wahrheit der messianischen Prophezeiungen vertheidigen sollten, nachdem schon der historische Beweis geführt worden wäre, daß sie unnütz seyen zur Erweckung und Belebung des Glaubens an Jesum. Zum Glück kann aber jeder Gläubige doch die letztere Erfahrung in sich selbst machen und selbst nachsehen, ob nicht die Lesung einzelner Alttestamentlicher Weissagungen denselben Eindruck auf ihn hervorbringe, den Jesus z. B. damals beabsichtigte, als er in der Schule von Nazareth Jes. 61, 1. vorlas, das Buch schloß und dem horchenden Volke erklärte: Heute ist diese Schrift erfüllt vor euren Ohren (Luc. 4.); oder ob nicht auch sein Glaube in der Anschauung der ganzen Folgenreihe der Offenbarung Gottes im Alten Bunde eben so viel Stärkung, Erhebung, Befestigung finde, als z. B. der junge Glaube eines Haman darin fand, als er zum ersten Male, nach seiner Erweckung, die Schrift mit heiliger Wissbegierde von Anfang an durchlas und so oft in einen Ausruf des Erstaunens und der Andeutung ausbrach über den großen und tiefen Zusammenhang der Offenbarungen und die Herrlichkeit und Leutseligkeit dessen, der sich darin offenbarte. Zum Glücke auch zeugt ferner die Geschichte gegen die Behauptung, daß die Alttestamentlichen Weissagungen Niemanden, der Christum noch nicht

kenne, zu ihm zu führen vermöchten, und diese Behauptung selbst ist von dem, der sie ausspricht, in einem so starken Gefühl, seiner Sache gewiß zu seyn, ausgesprochen worden, daß er es als gänzlich überflüssig verschmähte, ihre Wahrheit durch historische Nachweise etwas wahrscheinlicher zu machen. Er begnügt sich uns zu sagen: „Ich glaube, der soll noch kommen, der sich zur richtigen Beantwortung der Frage: Wo aber soll ich hingehen? ursprünglich durch das Studium der Alttestamentlichen Weissagungen hätte leiten lassen. Ja, ich will noch mehr sagen als, so viel ich mich erinnere, irgendwo in einer Glaubenslehre steht, nicht einmal einen Juden der damaligen Zeit, der auf dem Wege gewesen wäre zu glauben, würde ein bestimmter Verdacht, daß jene Weissagungen auf Jesum nicht passten, vom Glauben zurückgehalten haben,“ \*) und nun soll man diese Behauptung Schleiermacher's ihm nachsprechen, als er setzte sie schon alle Beweise der Geschichte, oder vielmehr, als vermöchte sie alle die widersprechenden Zeugnisse der Geschichte zu vernichten. Denn, wenn man diese zuverlässliche Aussage, die sich aus dem engen Raume der Dogmatik in das Feld der Geschichte hinaus verirrt zu haben scheint, mit dieser selbst vergleicht, so muß man sie wohl, in dieser Beziehung mit dem homil. lit. Correspondenzblatte (S. 607 f.) unbegreiflich finden — (von einer anderen Seite her, als Product des Systems betrachtet, läßt sie sich schon begreifen) — und fragen: „Kennt Dr. Schleiermacher denn nicht die Antwort der Hohenpriester Matth. 2., nicht die Worte des Volkes: Das ist wahrlich der Prophet, der in die Welt kommen soll, Joh. 6., nicht die Rede des Petrus Act. 2., nicht die Geschichte des Kämmerers aus dem Mohrenlande Act. 8. 10. hat er noch keine Befehrgeschichte eines Iracilten gelesen? noch nie gehört, wie durch das Lesen und Hören des 33ten Cap. Jesaias (allein der Erzählung der durch dieses Capitel veranlaßten Befehrunge ist ein besonderes Werk gewidmet), des 22ten Psalms, und anderer Alttestamentlichen Stellen so mancher Schwache gestärkt, so

\*) S. in den theologischen Studien und Critiken von Ullmann und Umbreit, das zweite Sendschreiben Schleiermacher's über seine Glaubenslehre (Jahrg. 1829. S. 497.).



mancher Glaubenslose und Ungläubige (Luc. 24, 25.) bekehrt worden ist?"

Unter den vielen Bekehrungsgeschichten von Israeliten, die mehr oder weniger hieher gehören, zeichnet sich die des jüdischen Rabbi Josua Ben Abraham Eschel (oder Hirschel) aus, dessen Leben von seinem Sohne und achtzehnjährigen Gehülfen und Nachfolger im evangelischen Pfarramte zu Eschenberge, E. Friedrich Anton Augusti kurz beschrieben wurde (Gotha 1783). Ein Auszug aus dieser Lebens- und Bekehrungsgeschichte wird gewiß den Vielen, welche die Schrift selbst nicht kennen, sowohl an und für sich selbst als in Bezug auf die angeführte Bekehrung Schleiermacher's und auf ähnliche, interessant sehn.

Augusti war den 29. Junius 1691 zu Frankfurt a. d. D. geboren, als der Sohn eines reichen und angesehenen jüdischen Juweliers und Gelehrten. Beide Eltern erzogen ihn, ihren einzigen Sohn, mit eben so viel Liebe als weiser Strenge. Die Kinderblattern und andere im frühen Alter gewöhnliche Krankheiten hatte er nicht; eine höchst einfache Lebensweise sicherte ihm seine Gesundheit noch im spätesten Alter. Frühzeitige Gewöhnung an Gehorsam gegen seine Eltern mäßigte sein feuriges Temperament. Sprach- und Religionsunterricht erhielt er von seinem Vater selbst vom vierten Jahre an. Sobald er lesen konnte, mußte er wöchentlich einen Psalm auswendig lernen und die von seinem Vater in Frag- und Antwort gebrachten fünf Bücher Moses lesen. Auch zog er bald, schon in seinem siebenten Jahre, die Aufmerksamkeit seiner Volksverwandten auf sich, wozu der freie Umgang der jüdischen Kinder mit den älteren Personen, denen sie Fragen vorlegen, und die Gewohnheit derselben, bei festlichen Anlässen kleine Reden zu halten, Anlaß gaben. Indesß dauerte das Glück seiner Kindheit nicht lange; in zartem Alter sollte er aus diesen zur Selbstgenügsamkeit verföhrenden Verhältnissen herausgerissen und durch schmerzliche, aber gnadenvolle Führungen dem lebendigen Gotte nahe gebracht werden. Einer Todesgefahr, in die er sich als Knabe noch begeben hatte, wurde er zwar entrisen, aber er sollte dadurch nur auf andere Prüfungen vorbereitet werden und der Fürsorge des Herrn vertrauen lernen. Dagegen verlor er frühzeitig seinen Vater, und sollte nun auch durch den Wunsch seiner Mutter, daß er sich ebenfalls der Handlung widmen möchte, den Studien entrisen werden, und eine Reise zu gelehrten Freunden nach Litthauen aufgeben, zu der er, wie zu allen Reisen, große Lust hatte. Dieser Gang zum Reisen erhielt indesß durch die Erzählungen mehrerer Polnischer Juden, welche ihm von den Glückseligkeiten Jerusalem's berichteten und durch eine Schrift, aus der er die jüdischen Meinungen vom heiligen Lande und vom Tempel kennen lernte, viele Nahrung und eine besondere, mehr schwärmerische Richtung. Denn die Hochachtung der Juden für jene Derter ist übertrieben, und ihre Meinungen von den besonderen Verdiensten dort gethaner Gebete und den Vorzügen eines Aufenthaltes und Begräbnisses in Kanaan voll Aberglaubens. Da kam ein Meschullach nach Frankfurt, ein jüdischer Abgesandter aus Jerusalem, Aaron Ben Jekutiel, ein beredter, sprachkundiger, einnehmender Mann und geschickter Arzt aus Babylon, um zur Erlösung gefangener Juden und Erhaltung der heiligen Derter in der Türkei Almosen zu sammeln. Unser Josua bewillkommte ihn im Namen seiner Mitschüler mit einer Rede über die Herrlichkeiten des gegenwärtigen und zukünftigen Jerusalem's, und erhielt nun freien Zutritt bei ihm. Er äußerte ihm auch seinen Wunsch, Jerusalem zu sehen, aber Jekutiel

reiste bald wieder ab. Welche Freude war es dagegen für Josua, ihn nach einem halben Jahre, auf seiner Rückreise, wieder zu sehen, von den Vorstehern der Judengemeinde in seinem Wunsche unterstützt zu werden und endlich von seiner Mutter, wiewohl mit Widerstreben und Bangigkeit, die Erlaubniß zu erhalten! Dies Letztere ist dadurch erklärlich, daß die Juden nicht nur eine solche Reise für höchst verdienstlich halten, sondern auch die Gewohnheit haben, ihre Kinder sich unter einander zur Erziehung anzuvertrauen, oder sie mit Religionsverwandten, besonders gerne mit Gelehrten, auf Reisen zu schicken. Josua, sagt sein Biograph, kam nun freilich nicht nach Jerusalem, aber nach vielen Umwegen und Prüfungen zu dem Orte seiner Bekehrung: er lernte auf seinen Reisen gute und böse Menschen kennen, auch den Religionszustand seines Volkes in der Nähe und Ferne einsehen; er gerieth dabei einem Manne in die Hände, der ihm manchen Aberglauben und manche falsche Meinung seiner Glaubensbrüder entdeckte, und an deren Statt eine vernünftige Hochachtung und Liebe gegen die Bibel einsöpte. Dies war das Licht, welches hernach die Finsternisse seines Verstandes vertrieb und ihn auf den rechten Weg brachte."

Jekutiel ging mit seinem jungen Gefährten nach Kiow, und von da in die Krimm. Aber ehe er hinkam, etliche Meilen von Dezakow, wurde die Reisegesellschaft, die doch etliche hundert Personen stark war, in einem Hohlwege von einer Tartarischen Räuberbande überfallen. Einige aus ihr wurden niedergehauen, Andere flohen. Unter diesen Letzteren war Josua. Aber ein Tatar erlachte ihn, band ihn quer über das Pferd, und schleppte ihn mit fort. Josua's rechte Hand war dabei so fest geschnallt, daß er bald glaubte, keine mehr zu haben. Sein Brustbein wurde Zeit Lebens krumm gedrückt. Einige Knutenhiebe brachten den Jammernden zum Stillschweigen und in eine Art von Betäubung. Nach etlichen Tagen ward er endlich losgebunden, durch etwas Nahrung gestärkt, in ein Gefängniß gebracht, wo er einige Stunden schlafen konnte, dann mit einem Rocke von Pferdehaaren bekleidet und mit einigen Fieben zum Schaben gewieht. Von Jekutiel wurde er getrennt und nach einigen Nachttagen mit verbundenem Gesicht zu Pferde weiter transportirt, nach einer Stadt am schwarzen Meere, wo er für viertelhalb Thaler auf ein Schiff verkauft wurde. Hier versprach ihm ein alter Türke, der vormals selbst ein Jude gewesen war, seinem Elende ein Ende zu machen, und gab ihm die schmeichelhaftesten Versprechungen, wenn er ein Muhamedaner werden wollte. Aber der zarte, früher nicht einmal an die Beschwerden des Lebens gewöhnte Jüngling, der sich jetzt so unendlichem Elende ausgefetzt sah, widerstand zuerst diesen Lockungen, und hierauf selbst den Drohungen des alten Renegaten, der ihn kaufen und dann mit Martern zur Verläugnung seiner Religion bewegen wollte. Da erlöste ihn Gott aus seinen Händen; das Schiff fuhr ab, scheiterte aber bald unweit Kassa. Drei Tage lang hatte Josua auf einer Klippe, dahin er sich gerettet, mit Hunger und Kälte zu kämpfen. Er wurde endlich abgeholt und in einer unbekannten Gegend verkauft. Auf dem Transporte traf er mit einem Türkischen Kaufmanne zusammen, den er, als derselbe an einem Sabbathe das gewöhnliche jüdische Sabbathes-Morgentlied leise sang, als einen heimlichen Juden erkannte. Er wagte es, mit einzustimmen, gab sich zu erkennen, wurde von dem Kaufmanne erhandelt und genoß nun besserer Pflege. In Smirna bot ihn sein jetziger Herr der Judenchaft zum Kaufe an, die ihn endlich, nachdem er noch etliche Wochen nach Erlö-



sung geschmachtet, für 120 Löwenthaler loskaufte. In der Synagoge dankte er Gott für seine Befreiung und noch siebenzig Jahre später mit mancher stillen Freudenthräne und durch dankbares Mitleid mit Anderen, die er unterdrückt und mißhandelt sah. So bereitete ihn Gott durch eine fromme, Alttestamentliche Erziehung und durch Prüfungen, gleich den Leiden Hiob's, auf den Neuen Bund vor, und bewies dann, wie ihm Jeder angenehm sey, der ihn wahrhaft fürchte, und wie wenig er die Gebete und guten Werke solcher vorbereiteten Seelen verschmähe (Act. 10, 3. 35.), denn er führte Josua nun auch dem Evangelio von Jesu, dem Messias, entgegen. Bei Constantinopel errettete er ihn von der Pest, die ihn schon ergriffen hatte, und zu Brest in Enjaviën von der Versuchung, nach Jerusalem zu gehen und den Jesuitel aufzusuchen. In Krakau fand er, nach der löblichen Sitte der Juden, als ausgezeichneten Kopf, viele Unterstützung und Aufmunterung zum Studiren. Er legte sich, neben dem Studium der Mishna und des Talmuds, vorzüglich auf das der Bibel. Besonders aber beschäftigten ihn auch die Verschiedenheiten, die er zwischen den Religionsübungen und Gewohnheiten der Morgenländischen und der Polnischen und Deutschen Juden wahrnahm. Einen falschen Wunderthäter, der auch ein Vorläufer des Messias seyn sollte, erkannte er als einen Heuchler und Gaukler. In Prag ward er Morenu oder Doctor und beschloß dann, um die Lehren der kabbalistischen Wissenschaften aufzusuchen, eine Reise, für die er sich in Frankfurt bei seiner Mutter die nöthigen Mittel und ihre Erlaubniß holte.

(Schluß folgt.)

## Nachrichten.

(Evangelische Predigerseminare für die Deutschen in Nordamerica.)

Ein etwas seltsames Buch, dessen zwei Titel zwei kaum vereinbare Bestandtheile vereinen sollen (Mittheilungen aus Nordamerica, die höhern Lehranstalten und die Englisirung der dortigen Deutschen betreffend. Herausgegeben von Dr. Brauns; und: Practische Belehrungen und Rathschläge für Reisende und Auswanderer nach America, von Dr. E. Brauns, Braunschweig 1829, in Commission bei H. Vogler in Leer), dessen Verfasser es mit Citaten aus allerlei Schriftstellern gefüllt hat und selbst ein Capitel wie das über die Reiseregeln mit einem dichterischen Motto zu schmücken wußte, verbreitet sich ex professo über die benannten, neuen Predigerseminare in den Vereinigten Staaten, für deren Stiftung die Prediger Kurz und Neily in Deutschland Reisen gemacht und Geld gesammelt haben. Der Ton, in dem nun hier Mittheilungen über diese Seminare gemacht werden, ist freilich so beschaffen, daß wir seinerwegen uns fast der Mühe überhoben sahen, einen Auszug aus ihnen zu machen. Die Eingenommenheit des Verf. gegen die Anstalten und eine gewisse Leidenschaftlichkeit desselben, sobald er auf die sogenannten Erbeutschen, englisirten Deutschen und Erisch-Deutschen zu sprechen kommt, läßt sich nicht verkennen, obwohl er nicht nur in der Berichterstattung und den Rathschlägen ziemlich confus, sondern auch grade im Urtheile über die verschiedenen und oft entgegengesetzten religiösen und theologischen Erscheinungen, die ihm unter die Augen gekommen sind, unbestimmt und ungleich ist. Indessen beruft sich der Verf. auf Thatsachen und theilt sie mit, über die uns kein Urtheil zusteht, als das, aus den angezeigten Gründen unser Urtheil so lange zu suspendiren, bis es durch ruhige Mittheilung ähnlicher oder entgegengesetzter Thatsachen sich entscheiden darf. Wir bitten daher insbesondere unsere Englischen und Nordamericanischen Freunde, die folgende summarische Darstellung der Brauns'schen Darstellung und Anklage zu berücksichtigen, die wir

unseren vaterländischen, für jene Anstalten sich immer noch sehr interessirenden Lesern nicht vorenthalten dürfen.

Im Jahre 1823 fanden sich in dem Synodalbezirk Pennsylvanien 74 Deutsch-Luther'sche Prediger an 278 Kirchen und in den anderen Synoden 97 Prediger, auf die man etwa 400 Gemeinden rechnen kann, so daß sich in Nordamerica 700 Deutsch-Luther'sche Gemeinden befinden, wozu noch kommen 400 Reformirte Deutsche Gemeinden und 100 Gemeinden von anderen Religionsparteien (in denen das Deutsche noch herrschend ist). Zieht man von der Totalsumme nun 200 Gemeinden als zu unbedeutend ab, so bleibt noch die Zahl von 1,000 Deutschen Gemeinden in Nordamerica, in denen die Deutsche Sprache noch fast allgemein (besonders beim Gottesdienste) im Gebrauche ist. Die Zahl der seit 1806 Englisch gewordenen Deutschen Gemeinden der evangelischen Confessionen beträgt dagegen nicht 50 (der nicht evangelischen wohl 100). Deutsche Schriften werden viele gelesen, und selbst in's Englische übersezt, wie denn auch Englische Lehrbücher der Deutschen Sprache und Literatur errichtet werden. In Freistaaten, wie die Nordamericanischen und für die meist in Armuth angekommenen Deutschen Auswanderer eine Hochschule anzulegen, war gewiß nichts Leichtes. Doch unternahm es eine Gesellschaft zur Beförderung des Christenthums und nützlicher Wissenschaften, und eröffnete den 9. Hornung 1773 dieselbe zu Philadelphia. Der in Bezug auf Bildung und Geseßung America's höchst nachtheilige Revolutionskrieg hob sie auf. Dagegen war an dem 1779 zur Universität erhobenen Franklin-Collegium der Deutsch-Luther'sche Prediger Kunze als Professor der Philosophie in Deutscher Sprache und der reformirte Prediger Helmutz als Gehülfe (und später als Nachfolger) angestellt worden. Jener drückte sogar in einem Briefe an Freylichhausen 1782 die Hoffnung aus, Philadelphia bald mehr Deutsch als Englisch zu sehen. Doch ging Kunze wegen Mangel an Gehalt und Altersschwäche nach Neu-York. Helmutz erhielt am Deutschen Institute der Universität immer mehr Zuhörer, und 1785 für dasselbe ein Geschenk der Regierung von 5,000 Morgen abgabenfreien Landes, in zehn Landgüter vertheilt, die er christlich-sinnig benannte („Luther's Grund, Arndt's Garten, Knapp's Hain“ u. dgl.). Aber eine Zerspaltung der Universität (1789, die seit 1791 wieder vereinigt ist und heißt) scheint der Deutschen Anstalt nicht günstig gewesen zu seyn. Helmutz beehrte von Dr. Schulze in Halle Unterstützung zur Errichtung einer besonderen Deutschen Schulanstalt, da sie dann statt 300 Schulkinder 600 haben könnten, und eines Deutschen damit zu verbindenden Gymnasiums. Eine andere Deutsche Anstalt in Lancaster, das Franklin-Collegium, mit fünf Lehrern und 10,000 Morgen Landes ging ein Jahr nach ihrer Stiftung (i. J. 1787) wieder unter. In Philadelphia trat an die Stelle einer theologischen Anstalt die Franke'sche Realschule, gestiftet von Helmutz 1818, 1819 mit den vier Deutschen Kinderschulen vereinigt und mit vier Lehrern besetzt.

Im Jahre 1820 wurde der katholische Abt Inglesi nach Italien abgefanzt, um der katholischen Missionsanstalt in Nordamerica Unterstützung zu holen. Wirklich brachte er von dort 150,573 Francs mit. Dies erregte in evangelischen Deutschen, die aber sich in Sitte und Sprache englisirten hatten, namentlich in Neily und Kurz, Predigern zu Hagerstown in Maryland, den Gedanken einer ähnlichen Collecte für die Bedürfnisse der Englisch-kirchlichen Parthei. In England und Braunschweig wurde Kurz das fernere Collectiren untersagt. In Allem erhielt Neily in Europa nur 6,000 Thlr. (nicht ganz 11,000 Gulden) und Kurz über 18,000 Thlr. nebst 5,000 Büchern. Das reformirte Institut wurde zu Carlisle unter Leitung eines ehemaligen Predigers, L. Maier, am 6. April 1825 eröffnet, das Luther'sche zu Gettysburg (ebenfalls in Pennsylvanien) unter E. Schmucker, der auch Landprediger gewesen war, den 5. September 1826. Dieser nun gab im ersten halben Jahre seine täglich sechs Stunden theologischen Unterricht in der Englischen Sprache, die auch Conversationsprache des Deutschen Predigerseminars ist, so daß von den acht ersten Schülern



deshalb fünf wieder austraten. Einer der Anderen war ein Anglicaner, der gar nicht Deutsch lernen wollte. Die Reden und Predigten am Schlußexamen (15. Mai 1827) waren theils Englisch theils Deutsch. Einige neu sich meldende Schüler sollen hierauf zur Bedingung gemacht haben, daß der gesammte theologische Unterricht bloß in der Englischen Sprache erteilt werde. Dies kam nun den Vorstehern des Seminars sehr erwünscht, und sie beschloßen, den Unterricht in jenen Lehranstalten von 1827 an bloß in Englischer Sprache erteilen zu lassen. Daß beide Institute Englisch und nicht Deutsch sind, erbellt 1) daraus, daß Keily und Kurz ganz für das Englische und wider das Deutsche eingenommen sind (s. Allg. R. Z. 1817 S. 367.), 2) Constitution und Gesetze des Luther'schen Seminars nur Englisch verfaßt sind, 3) Prediger angestellt wurden und angestellt werden sollten (Milledoler, jetzt Professor zu Neubraunshweig), die Englisch gebildet, den Deutschen fremd und deshalb zuwider sind, die Deutsch-Luther'schen Synoden von Pennsylvanien, Neu-York und Ohio aber, in denen noch der reinste Deutsche Geist und Sinn getroffen wird, das Institut zu Gettysburg nicht unterstützen, sondern tabelten.

Wie die Regierung der Nordamerikanischen Freistaaten bloß von der Natur und den Umständen genötigt wurde, ihren Bürgern religiöse und politische Freiheit in vollem Maße zu erteilen, so sahen sich die evangelischen Colonisten aus Deutschland gezwungen, kirchliche Einrichtungen zu treffen, die von den Deutschen abwichen. Der Fürsienarm mußte durch einen anderen Hebel ersetzt werden, durch die kirchliche Repräsentation der Gemeinden auf Predigersynoden. So ward die presbyterianische Verfassung in die Evangelische Luther'sche Kirche Nordamerica's eingeführt. Gleichfalls mußte nicht ordinierten Personen die licentia sacrorum gegeben werden. Nur studirte und aus Deutschland beschickte Prediger anzustellen, ging auch nicht mehr an, als die Zahl der Gemeinden gewachsen war. Die Amerikanischen Geistlichen zählten an, sie selbst zu bilden (1763), und 1786 brauchte man schon keine fremden mehr. Diese Bildung, von allen Landpredigern erteilt, und zwar oft erwachsenen Handwerkern, ja vielleicht von diesen späterhin wieder Anderen, ist gewiß sehr mangelhaft. So näherte sich die Einrichtung der Kirche dem Methodismus. Die schlechteste aber unter allen Bildungsarten, die ein Deutscher Prediger nur erhalten kann, ist gewiß die auf Englischen Collegien. Denn dadurch wird er schlechter als ein Angloamerikaner (Einscher), er wird ein Eirischdeutscher. Die Häupter und Chargen solcher von Luxus, Stolz und Eigennutz aufgeblähten, englisirten und von allem Deutschen losgefügten Prediger sind Keily, Kurz, die beiden Schäfer und Herbst, die nun ein „theologisches Seminar der Generalsynode der Evangelisch-Luther'schen Kirche“ gestiftet haben, das aber nach den Statuten ausschließlich unter der Leitung eines Directoriums und in keiner Hinsicht unter der Leitung der Generalsynode steht. An dasselbe soll ferner nach den Statuten Niemand zum Professor der systematischen Theologie gewählt werden, der nicht schon fünf Jahre Pastor jener Kirche gewesen sey, folglich kein Deutscher Geistlicher. \*)

In Nordamerica selbst finden diese beiden Anstalten wenig Unterstützung 1) weil die kleinere und größere Parthei der Deutschgesinnten sich nicht von der kleineren und vornehmthuenden will englissiren lassen, sondern nicht einmal in ihren Kirchen Englisch zu predigen erlaubt; 2) weil die Lutheraner, welche das Seminar stifteten, den

Reformirten nicht erlaubten, sich mit ihnen zu vereinigen, so daß jest jedes dieser „Seminare“ bloß einen (Eirischdeutschen) Lehrer mit so viel Zöglingen hat, als jeder tüchtige Pastor unterrichten und bilden kann, ohne so viel Kosten und Aufsehn; 3) weil die starrsinnige Luther'sche Synode 1818 verweigerte, die neuen Seminare in den Besitz des Fonds vom eingegangenen Franklin-Collegium zu Lankaster zu setzen; 4) weil man keine Deutschen Gelehrten anstellen wollte, obgleich man noch immer junge, tüchtige Männer haben könnte, die das altenglische System von Herzen angenommen haben und reinen Wandels sind. Geld bedarf das reichere America von dem ärmeren Deutschland nicht.

Der Kampf für die Beibehaltung oder Abschaffung der Deutschen Sprachen unter den Deutschen Americanern ist jest sehr stark. Viele Kirchen in Städten (Beispiele werden namentlich aufgeführt) sind jest schon englisiert, oder es bildeten sich aus ihrer Mitte neue Englische Kirchlein. Dagegen trennte sich an einigen Orten die Deutschgesinnte Minorität und ließ sich vom Staate als Kirche anerkennen, mit der Bedingung, daß bei ihr nur Deutsch gepredigt würde. Denn in derselben Kirche von demselben Prediger Deutsch und Englisch predigen zu lassen, geht nicht an, weil diejenigen gewöhnlich gut Englisch sprechen, die Englisch erzogen sind, diese aber das Deutsche verachten und bald zu verdrängen wünschen, wie Kurz und Keily. Doch hält die große Zahl der Landgemeinden (s. o.) noch am Deutschen ganz fest. Ein vornehmer, englisirter Prediger kann ihnen nicht gefallen. Denn gemeinlich gibt der Eirischdeutsche keine Deutsche Wiederkeit und Arbeitsamkeit gegen Luxus, Gewinnucht u. dgl. hin (dagegen sich die einzelnen germanisirten Hugenotten durch Sittlichkeit auszeichnen). Auch zeigt sich seit 1813 wieder viel Bestreben, die Deutsche Sprache in Aufkommen zu bringen, so daß 1828 in der gesetzgebenden Versammlung Pennsylvanien's die Deutsche Sprache neben der Englischen als Landessprache anerkannt worden wäre, hätte dem Vorschlage nicht noch Eine Stimme gefehlt.

So weit unser Auszug aus den Aufträgen des Dr. Brauns, deren Planlosigkeit aus dem Ganzen, wie aus den ermüdenden Wiederholungen, die wir ausließen, hervorgeht. Merkwürdig ist nur noch, was wir ebenfalls ausließen, der Tadel, den er über diejenigen Artikel der Gettysburger Statuten ausspricht, nach welchen jede Vorlesung mit einem Gebete eröffnet, täglich zwei kurze Andachten gehalten werden sollen (Morgens Vorlesen eines biblischen Abschnittes mit Gebet und Abends Gesang und Gebet), um so mehr, da der Verf. behauptet, der größte Verehrer der Grundsätze eines Epener, Franke u. s. w. zu seyn, und die Furcht, die er ausdrückt, vor dem „in dieser übermächtigen Veterei,“ wie in der Constituirung einer Generalsynode, zu erkennenden „Presbyterianismus“ und „Wesleyanismus.“ Sollte aber das, was den Verf. und noch mehr seine Americanischen Correspondenten zu so heftigem Widerspruche gegen diese Seminare bewegt, nicht vielmehr Widerwille gegen die Englische Orthodoxie seyn, als gegen die Englische Sprache? — Doch auf jeden Fall ist zu wünschen, daß wir sichere Aufklärung erhalten über die Einführung dieser Lektoren in die Seminare, die, wenn sie existirt, einer gründlichen Rechtfertigung bedarf, da Kurz und Keily früher in Deutschland angaben, zur Erhaltung der Deutschen Sprache Deutsche Seminare stiften zu wollen. \*)

\*) Es fragt sich, ob unter dem Ausdruck: unserer Kirchen, die Nordamerikanischen zu verstehen sind und nicht die Evangelisch-Lutherischen überhaupt, wonach der Schluß des Dr. Brauns falsch und dieser Paragraph der Statuten nur ein Beweis wäre, daß man keine theologischen Professoren ohne Erlaubnis im Collectorate wolle. Eben so wenig ist darin den Statuten von Gettysburg ein Widerspruch nachzuweisen, daß das Seminar Studirenden aller christlichen Confessionen offen steht, jedoch nur nach der Angl. Confession gelehrt werden dürfe. Doch über das Heiligste unten ein Weiteres.

\*) Auffallend wäre es, wenn sie wirklich einer englissirenden Parthei angehörten — welche ja die reichere seyn soll und gewiß von den Mitgliedern der Analytischen Kirche selbst begünstigt würde, — daß sie so wenig Theilnahme gefunden hätten in Nordamerica, wo (was Dr. Brauns auch als Beweis für seine Ansicht anführt) alle religiösen Unternehmungen so viel Theilnahme finden, nämlich (wie er verweigert) gewiß am meisten bei den Englischen Christen; und daß dem, — wie er sagt, Englisch gesinnten — Keily gerade in England das weitere Collectiren untersagt wurde.



**Kirchen-Zeitung.**

No 4.

(Schluß.)

In diesem Lebensabschnitt fällt nun auch seine Bekehrung, zu der sich seine früheren Schicksale und Fühungen gewiß nicht gleichgültig verhalten. Seine Aufrichtigkeit vor Gott, den er nur noch im Nachsicht der Propheten erkannt hatte (um einen der Bibel entnommenen Ausdruck Albertini's zu gebrauchen), konnte sich auch dann nicht verläugnen, als ihm der Morgenstern aufgehen und die Klarheit Gottes in dem Angesichte Jesu Christi einen hellen Schein in sein Herz geben wollte. Das Vertrauen, das die Verheißungen des starken und getreuen Gottes Abrahams und Jacobs ihm eingeflößt hatten, und das durch alle Widerwärtigkeiten und Drangsale nicht erschüttert, nur befestigt worden war, wurde von demselben gnädigen und barmherzigen Gotte mit Sieg gekrönt und in den evangelischen Glauben an den verwandelt, von dem das Gesetz und die Propheten zeugen, der Gesetz und Prophezeiung erfüllet hat, und dem alle

Nacht übergeben ist im Himmel und auf Erden. Die Standhaftigkeit, mit der Josua den Alten Bund Gottes festhielt und mit der Lügenlehre Muhamed's zu vertauschen sich weigerte, als ihm für Kerker und Martiren Freiheit und Freude geboten ward, machte ihn auch stark, sein beträchtliches väterliches Erbe, die Liebe seiner Verwandten, sein Ansehen und seinen Wirkungskreis unter dem Volke des Alten Bundes aufzugeben und für Schaden zu achten, als dessen Abtrünnigkeit vom eigentlichen Zeugnisse Gottes und die Wahrheit des Neuen Bundes durch seine Uebereinstimmung mit dem Alten ihm gewiß wurde. Von welcher Art seine Gefinnungen in der Periode seiner Befreiung noch gewesen seyen, und wie wenig ihn eine innere Zerkallenheit mit der Religion seiner Väter, nach ihrem wahren Bestandtheile, aus der jüdischen Gemeinschaft in die christliche Kirche hinübergetrieben habe, zeigt sein Biograph folgendermaßen an: „Er war ein warmer Verehrer seiner väterlichen Religion, die er für die einige und beste hielt, und auf deren Vorzüge er so stolz war, als jemals ein Jude seyn konnte. Er sah Fehler und Mißbräuche, war aber so billig denkend, solche nicht auf die Rechnung der Religion, sondern vielmehr ihrer Lehrer, zu setzen. Gegen die christliche Religion war er dergestalt eingenommen, daß er, wo möglich, den Umgang mit Christen vermied, und es ihm viel Uebervindung kostete, in ein Zimmer zu treten, wo ein Crucifix befindlich war. — Er hatte sogar in Vrag darauf gedacht, sich als einen Gegner der christlichen und Vertheidiger seiner Religion zu beweisen, da er zu dem bekannten Buche „„der Verzeichnisse,““ welches Einwürfe und Spötereien gegen das Neue Testament enthält, Erläuterungen und Zusätze gemacht hatte. — Um diesen Zweck gehörig zu erreichen, hatte er das Neue Testament fleißig gelesen, um im Stande zu seyn, Einwürfe dagegen zu machen, und, wie er sich einbildete, das Christenthum in seiner Blöße darzustellen. Doch hat er gestanden, daß die vortrefflichen Lehren und die genaue Uebereinstimmung des Neuen Testaments mit dem Alten ihn manchmal stußig gemacht und zum Seufzen gebracht hätten. Aber die Gestalt des Messias, der sich zu seinen damaligen Begriffen gar nicht schicken wollte, machte, daß er endlich das ganze Buch für nichts Anderes als ein künstliches Gewebe gehalten, welches mit Fleiß auf die Weissagungen Alten Testaments gepostet worden.“



Eine geringe äußere Veranlassung brachte ihn mit dem Superintendenten Reinhard zu Sondershausen, den Gott zum Werkzeuge seiner Bekehrung bestimmt hatte, zusammen. Der Hofjude Wallich hatte vor dem regierenden Fürsten Günther von einem verstorbenen Anverwandten desselben den Ausdruck: der hochselige Prinz, gebraucht, worauf ihn der Fürst der Heuchelei beschuldigte. Wallich berief sich auf seinen Rabbi, und Josua, der zu dem Fürsten kommen mußte, verteidigte vor ihm aus dem Sepher chasidim die Meinung, daß ein Christ, der fromm lebe, die sieben Gebote Noah's halte und den Juden Gutes thue, gewissermaßen selig werden könne. Der Fürst brachte ihn in Berührung mit seinem Superintendenten, und der Rabbi wunderte sich, einen christlichen Lehrer zu treffen, der fertig Hebräisch redete und eine nicht geringe Bekanntschaft mit den jüdischen Wissenschaften verrieth. „Der Punkt wegen der Seligsprechung wurde erörtert, und schon wollte sich der Rabbi entfernen, weil ihm der Anblick eines Crucifixes zuwider war. Reinhard bemerkte es, und nahm Gelegenheit, ihm die Absicht eines solchen Bildes zu erklären, und verschiedene Weissagungen der Propheten von dem Messias mit der ihm eigenen Stärke und Beweiskraft vorzuhalten. Der Rabbi suchte sie mit gewöhnlichen Gründen zu widerlegen und entfernte sich mit seinen Begleitern.“ Dieser Vorgang schien ohne weitere Wirkung zu seyn. Josua suchte nur noch vor seiner baldigen Abreise aus Sondershausen die treffliche Bibliothek Wallich's zu nützen. „Er wollte eine Erklärung des Propheten Jesaias vollenden, die er schon in Prag angefangen hatte. Er kam auf das 53ste Capitel desselben und fand bei dessen Erklärung Schwierigkeiten über Schwierigkeiten. Er schlug eine Reihe Ausleger nach, fand aber für sich nichts Befriedigendes, da Einer die Weissagung von Hiskias, ein Anderer von dem ganzen Volke Israel, ein Dritter von dem Messias, einem Sohne Joseph's, \*) erklärte. Keine von diesen Erklärungen thaten ihm Genüge, da ihm das Gesuchte und Gezwungene derselben in die Augen fiel. Er wollte seine Erklärungen nicht auf Mutmaßungen, noch weniger auf das Ansehen Anderer, sondern auf die Gründe und Regeln einer gesunden Auslegungskunst bauen. Allein er konnte auch damit nicht fortkommen (so lange er die Stelle von jemand Anderem als von Jesu verstehen wollte). So viel war er überzeugt, daß dieses Capitel von einer anderen Person, als die Juden insgemein vorgeben, handeln müsse. Aber in Ansehung der Person konnte er weder mit sich selbst, noch mit Anderen einig werden. Der Messias, ein Sohn Joseph's, war schon lange in seinen Augen verdächtig, und für den Messias David's Sohn war die Gestalt seinem Bedünken nach zu niedrig und unansehnlich. In dieser Ungewißheit und Drang von Zweifeln war er Willens, die ganze Sache liegen zu lassen. Doch es fiel ihm ein, daß er an Reinhard einen eben so liebreichen als gelehrten Mann gefunden hatte, und er nahm sich vor, ihn über diese schwere Stelle zu fragen, um inne zu werden, ob die Christen bei Erklärung

dieses Capitels einerlei Meinung wären, auf wen sie es deuten und welche Gründe sie gebrauchten.“ Zwar der Gedanke an die letzte Unterredung schreckte ihn wieder ab. Aber Reinhard's Gelehrsamkeit und Leutseligkeit zog ihn wieder an. Reinhard stellte ihm nun die Meinung der christlichen Lehrer neben die der jüdischen, woraus er heimlich hoffte, sich eine dritte bilden zu können, die nicht nur mit dem Texte sondern auch mit den Hoffnungen seines Volkes übereinstimmte. Allein, Reinhard bewies mit den trüftigsten Gründen, daß der Text von keinem Anderen als dem Messias David's Sohn handeln könne und bei seinem Leiden, Tod und Auferstehung erfüllt worden sey. „Er fand in dem Vortrage dieses Mannes nach seinem Geständniß viel Gründliches. Allein ein leidender, verachteter und verworfener Messias wollte ihm durchaus nicht gefallen. Reinhard bewies, daß der Messias nothwendig ein leidender seyn mußte, wenn der Endzweck seiner Bekehrung erreicht werden sollte. Aber dazu hatte der Rabbi jetzt noch keine Ohren, der nach beharrlich gemachten Einwürfen den Doctor verließ. Aber von diesem Augenblicke an empfand er die äußerste Unruhe. — In dieser Unruhe warf er sich vor dem Gott Israels nieder und bat weinend, ihn in dieser Sache selbst auf den rechten Weg zu leiten. Er that in diesen Umständen, was ein Jeder, dem Wahrheit und Ueberzeugung am Herzen liegt, thun soll. Er nahm die Schriften Moses und der Propheten in die Hand, und bemühte sich, ohne Vorurtheil, den wahren Endzweck der Ankunft des Messias zu erforschen. Alle Verheißungen Gottes, von der ersten bis zur letzten, stellte er neben einander und überlegte sorgfältig, ob sie mit der Meinung seiner Kirche übereinstimmten, fand aber allemal, daß man von dem Messias etwas mehr als eine leibliche Erlösung erwarten müsse. — Er kam auch auf die Zeit des Messias. Es dünkte ihm, daß, wenn er noch erwartet werden sollte, nach den Weissagungen eines Micha, Saggai und Maleachi nothwendig ein Bethlehem, ein Tempel und Opfer vorhanden seyn müßten, die er aber eben so wenig als das Geschlecht David's fand. — Je mehr er nachdachte, desto mehr Zweifel regten sich jetzt wider seine bisherigen Glaubensgründe; so wie die Wahrheit, Jesus von Nazareth sey der wahre Messias, ihm desto stärker in die Augen leuchtete. — Er stand jetzt auf einem Scheidewege, ohne zu wissen, auf welche Seite er sich lenken sollte, sah auf einer Seite das Mangelhafte seiner Religion, ohne das Vollkommene und Beruhigende einer anderen zu kennen. Hierüber gerieth er in eine unaussprechliche Angst, in welcher er sich auf seine Kniee warf und den Gott seiner Väter, der ihm aus so vielen bedenklichen Umständen geholfen, von ganzem Herzen bat, ihn aus dem Drang von Zweifeln zu retten und ihn den rechten Weg zu führen, welchen er für sich nicht finden könne. Er wurde ruhiger, und der Drieb, denjenigen zu suchen, den er in der Ferne erblickt hatte, stärker. Voll von Verlangen eilte er zu Reinhard, entdeckte was mit ihm vorgegangen und wie er nun den suchen wolle, auf den seine Väter so lange vergeblich gehofft hätten.“ Reinhard ließ ihm seine Verwunderung und Freude nicht gleich merken, sondern machte ihm die bedenklichsten Vorstellungen und bat ihn endlich, daß, wofern er nicht mit redlichen Absichten käme, er lieber bei seinem Volke bleiben möchte. Mit Thränen erklärte er nun Reinhard: „Herr Doctor, wenn es mir um leibliche Vortheile zu thun wäre, so müßte ich freilich bei den Meinigen bleiben. Aber nicht mein ansehnliches Erbtheil, nicht meine Mutter, die ich sehr liebe, nicht die Zuneigung meines Volkes, nichts in der Welt soll mich abhalten, Jesum von Nazareth zu

\*) Bekanntlich ist es eine Lehre des Talmuds und der Rabbinen, daß ein doppelter Messias vorhanden sey, der Sohn Joseph's, der in Niedrigkeit leben und sterben soll, und der Sohn David's, der in Herrlichkeit ewig herrschen werde. Auf diese Weise ist es ihnen denn leicht, die alte weltliche Messiasidee festzuhalten, indem sie alle Weissagungen von der Erniedrigung Christi nur auf den Messias Sohn Joseph's beziehen. Zugleich beweisen sie aber auch hiemit, daß es ihnen unmöglich war, das Daseyn solcher Weissagungen zu läugnen, weil sie eine eigene Person dafür erfanden.



suchen, den ich für den einzigen Heiland der Menschen halte.“ Der Superintendent, der nun an seiner Aufrichtigkeit nicht mehr zweifeln konnte, bat ihn nochmals, die Sache recht und ruhig zu überlegen. „Ehe sie aber von einander schieden, fielen sie auf ihre Kniee und beteten um göttliche Gnade und Erleuchtung.“

Nach etlichen Tagen schon kündigte er Reinhardten mit freudigem Herzen seinen Entschluß an, auf das bevorstehende Pfingstfest der Juden in der Synagoge ein öffentliches Bekenntniß zu thun und von seinen Brüdern Abschied zu nehmen. Auf Anordnung des Landesherrn waren Reinhard und ein Hofrath Zeugen hievon. Er trat also als Lehrer auf, aber als christlicher, und sagte seinen Landesleuten, daß sie vergeblich auf den Messias warteten, da derselbe, wie er mit völliger Ueberzeugung wisse, bereits erschienen sey. Er bat sie, sie möchten den Gott Israels um die Erkenntniß bitten, die er erlangt und gegen alle Reichthümer der Erde nicht vertauschen würde. Mit Wehmuth und Thränen dankte er ihnen für ihre Liebe gegen ihn, und riß sich dann, da Reinhard öffentlich bezeugte, es sey jetzt noch Zeit, bei seinem Volke zu bleiben, und die befürzten und weinenden Juden ihm in die Arme fielen, von ihnen los. Nach einem Aufenthalte von einigen Wochen in Reinhard's Hause wurde er von den Juden zu einer Unterredung nach Dessau aufgefordert. Hier betrug er sich eben so musterhaft. Die Rabbinen hielten ihm den Fluch vor, der die Abtrünnigen treffe. Er hielt ihnen vor, wie viele Rabbinen selbst urtheilten, die Zeit der Ankunft des Messias müsse schon verfloßen seyn; wie sie sich um die Weissagungen der Propheten nicht bekümmerten, oder sie doch blindlings nach dem Sinne ihrer Vorgänger erklärten; wie man das arme Volk mit einer falschen Hoffnung dahinalte, und sogar denen mit einem Fluche drohe, die nach der Zeit der Ankunft des Messias forschten. Er fragte, wo denn jetzt noch unter ihnen der Tempel, Bethleem, der Stamm Juda und das Geschlecht David's anzutreffen sey (vgl. Daniel 9, 25 ff., Micha 5, 1 f., 1 Mos. 49, 10, Jes. 11, 1. 10 u. a.)? um so mehr, da in dem bekannten Buche Schalschelet hakkabalah ausdrücklich stehe, Marjutra Ben Marjutra sey der Letzte aus diesem Geschlechte gewesen. Da man ihm mit Gründen nichts anhaben konnte, versuchten die angesehensten Juden, ihn mit großen Verheißungen wieder zu gewinnen, aber eben so vergeblich. Seinem bisherigen Wandel gaben sie auf die Aufforderung des Hofraths hin, der ihn mit einigen Fürstl. Leibwächtern begleitet hatte, das beste Zeugniß. Der Eindruck dieser Unterredung auf die Juden war so stark, daß Mehrere ihm nachgefolgt seyn würden, hätte man sie nicht durch Gewalt und Versprechungen zurückgehalten, zwei Andere aber wirklich verzeigten und auswärtig zur christlichen Kirche übertraten.

Bald nach der ersten Erleuchtung hatte der Neubekehrte von inneren und äußeren Anfechtungen zu leiden. Des Tages peinigten und ermüdeten ihn Zweifel, weil das Licht der Gnade sich zurückziehen schien, des Nachts schwebte seiner müden Seele die Gestalt seiner weinenden Mutter vor. Hiezu kamen die übeln Nachreden von schlechten Juden und Christen. Aber der starke Verstand der unsichtbaren Gnade Gottes hielt ihn aufrecht und führte ihn zu der ersehnten Seelenruhe. Nach einem dreiviertel-jährigen Unterrichte wurde er getauft, am zweiten Weihnachtstages 1722. Reinhard predigte über Jos. 60, 16.; er legte sein herzlichstes Bekenntniß ab und sprach nach der Taufe über Ps. 9, 1. 2. — Die folgende Lebensgeschichte Augusti's zeigt, daß er durch seinen Uebertritt sich vielen Unannehmlichkeiten aussetzte, vielen Beschwerlichkeiten unterzog. Er mußte anfangen,

Deutsch lesen zu lernen, und als erwachsener Mann, und frühherhin angesehener Lehrer seines Volkes, nun vier Jahre lang das Gymnasium zu Gotha besuchen. Von vielen Gönnern wurde er in seinem Studiren fast mehr geplagt als unterstützt. Ueberall sollte er noch ferner erfahren, daß Gott einzig eine zuverlässige Stütze und fürsorgende Weisheit sey, Niemanden seine Gaben aufrücke und daß ihn seine Berufung nicht gereue. Nachdem er seine Studien zu Leipzig vollendet, sollte er bald als Prediger im Braunschweigischen angestellt werden, bald wollte ihn Francke als Missionar nach Malabar schicken, bald Dr. Lampe in Bremen behalten, als Professor der Orientalischen Sprachen. Alles wurde bereitet, bis man ihn nach Gotha zurückrief und nach einem halben Jahre zum Collaborator an dem Gymnasium machte. Hier blieb er in einer beschwerlichen Stellung fast ohne Besoldung fünf Jahre, mußte dann die Hoffnung, an die neue Academie in Göttingen berufen zu werden, ausschlagen, und nahm, wogu er gleich anfangs Lieb gehabt hatte, gehorsam eine Predigerstelle an, die Pfarrsubstitution zu Eschenberge, wo er nach abermal fünf Jahren dem mehr als achtzigjährigen Prediger nachfolgte. Hier starb er auch selbst nach einem friedlichen Leben und stillen evangelischen Wirken, 43 Jahre später, den 13. Mai 1782, im Alter von beinahe 91 Jahren. Mehr als diese äußeren, weniger einflussreichen Begebenheiten interessiren uns jedoch die Zeugnisse von seinem geistlichen Leben und der genauen, lieblichen Verbindung desselben mit dem Worte Gottes, durch welches es in ihm erzeugt, das selbst in ihn gepflanzt worden war, und das er nun auch fortwährend mit jener Demuth und Sanftmuth aufnahm, welche für die Befestigung des Herzens so ungemein wohlthätig ist.

„Am meisten lag ihm am Herzen, Jesum Christum den Gekreuzigten zu predigen; und so, wie er selbst von ihm besonders war ergriffen worden, und die Wirkungen seines Erkenntnisses und seiner Liebe an sich erfahren hatte, so konnte er auch aus der Fülle seines Herzens Andern davon predigen. Es that ihm wehe, wenn er in verschiedenen neuen Schriften wahrnahm, wie man die Lehre von der Veröhnung der Menschen durch Jesum zu untergraben oder doch so vorzutragen sich bemühte, daß deutlich zu sehen, man wolle ihr den Werth nicht geben, den sie doch hat. — Ihm war es theuere und angenehme Pflicht, diejenigen, so er unterrichtete, auf Jesum den einzigen Grund des Heils zu führen, und ihnen auf einer Seite die Tiefen menschlichen Elends und zugleich die Nothwendigkeit einer Veröhnung, auf der anderen aber, die Tiefen göttlicher Erbarmung in Mittheilung eines so herrlichen Erlösers vorzustellen.“ Während ist es aber besonders, zu sehen, wie er sein ganzes Leben lang, wie selbst noch der altersschwache, anhängige Greis seine jetzige Andacht, seine Ruhe und seine Hoffnung mit dem prophetischen Worte, das ihn erweckt hatte, dankbar in Verbindung setzt und zwar nicht nur um dankbarer Erinnerung willen, weil es ihn zur Erkenntniß der Wahrheit, die in Christo ist, hingeführt hatte, sondern auch, weil es immerfort selbst für den Christen, der mitten im Glauben steht, eine unerschöpfliche Quelle von Belehrung und Erkenntniß ist.“ „Jene Worte des Propheten Jesaia's, die ihm vor seiner Bekehrung so viele Unruhe und Zweifel verursacht hatten, betrachtete er sehr oft mit Ehrfurcht, und gestand, jedesmal neues Licht und Trost aus denselben geschöpft zu haben. Der Charfreitag, den er nur den großen Veröhnungstag

\*) Beides gibt bekanntlich Herr Professor Schleiermacher in dem angeführten Sendschreiben nicht zu.



des Neuen Testaments nannte, und der zweite Weihnachtsfeiertag, an welchem er war getauft worden, waren ihm die zwei feierlichsten Tage, die er jedesmal mit sichtbarer Nührung des Herzens beging. So lange es seine Kräfte erlaubten, fastete er an diesen Tagen, — um geistlicher zu seyn, sich ganz der Betrachtung der Wohlthaten zu überlassen, die ihm an diesen Tagen widerfahren waren“ (a. a. O. S. 128.). — In Ansehung seines Leichenbegängnisses hatte er verordnet, da, wo seine Gattin und zwei Söhne ruhten, begraben zu werden. „Auch dieses war sein Wille, daß bei seiner Beerdigung die Worte des Propheten: Fürwahr er trug unsere Krankheit u., die er über vierzig Jahre zu seinem Leichentext erwählt und darinnen er bei täglicher Betrachtung so viel Beruhigung gefunden hatte, erklärt und die Gnade seines Erlösers, die sich an ihm so sehr verherrlicht, noch einmal öffentlich möchte gepriesen werden“ (S. 138.). Und gewiß wird er gepriesen durch Alle, die in ihm leben, sterben und selig sind, und sein Vater wird verherrlicht durch ihn und die Seinen, weil das Wort bestätigt wird, das er vom Sohne geredet hat: „Durch seine Erkenntniß wird er, mein Knecht, der Gerechte, Viele gerecht machen; denn er trägt ihre Sünden.“ Jes. 53, 11.

### M i s c e l l e.

(Urtheil eines Aesthetikers über Paul Gerbard's poetischen Charakter und den Werth seiner Lieder.)

Die „Bibliothek Deutscher Dichter des siebenzehnten Jahrhunderts“, welche der rühmlich bekannte, jetzt verstorbene Griechenländer Wilh. Müller in Dessau herausgab, enthält in ihrem siebenzehnten Bändchen unter anderen, weltlichen und geistlichen Liedern einige Lieder Paul Gerbard's, und vorher einiges Wenige „über das Leben und die Schriften“ desselben. Es muß interessant seyn, zu sehen, wie selbst ein bloßer Aesthetiker den poetischen Charakter und Werth Gerbard's anerkennt und näher beurtheilt. „Gerbard“, sagt er, „mag an geistlicher Heidenkraft von Luther, an herzlicher Gluth von Flemming, an weicher Nührung von Simon Dach, und von den beiden Letzteren auch in sprachlicher und prosodischer Vollendung übertroffen werden: aber fassen wir sein und seiner Nebenbuhler ganzes Wesen zusammen, so steht er keinem nach. Seine Frömmigkeit ist nicht einseitig, sie hat sein ganzes Herz und seinen ganzen Geist so durch und durch eingenommen, daß sie ihn stark und kühn, feurig und eifrig, weich und gelassen, milde und demüthig macht; und seine Muse redet bald die Sprache eines spielenden Kindes, bald eines schwärmenden Jünglings, bald eines rüstigen Mannes, bald eines lebensmüden Greises. Sein Inneres ist immer so voll, und sein Mund so willig, daß der Preis des Herrn und das Gefühl seiner christlichen Seligkeit ihm so leicht von den Lippen fließen, wie das Gewöhnlichste und Alltäglichste. Er braucht dazu keinen Anlaß zu einer Erhebung zu nehmen, er ermüdet und erschlaft nicht, ja er kann oft gar kein Ende finden, so lebt und webt er in Gott und Gott in ihm. Seine Sprache ist schlicht und einfach, wie die Wahrheit, ohne Pomp und Ziererei, oft fast zu tief herabsinkend, aber doch immer von der Wärme des Gefühls getragen, die das Höchste so gern recht nahe und vertraulich an sich heranzieht, oder den ewigen Gott so gern als einen sterblichen Bruder oder Vater umfaßt. Mit großer Gewalt wirken in derselben die biblischen Worte, Wendungen und Bilder, die, ohne gesucht zu seyn, sich auf das Innigste mit dem Geiste seiner Poesie wie zu einem Gusse verbinden. Auch sind ja einige seiner Lieder Paraphrasen aus der heiligen Schrift, namentlich der Psalmen. Auf die

Form seiner Verse scheint Gerbard wenig gegeben zu haben, aber eben darum ist sie in einigen Stücken so von innen heraus vollendet, daß die Feile des größten Künstlers nicht mehr leisten könnte, als bei unserem Dichter der reine volle Guss des ersten Schaffens. Glatte Eleganz fordern wir aber von dem geistlichen Liede nicht, und Gerbard hat sie nie erstreben wollen.“ Daher die Aufnahme, die Gerbard's Lieder schnell erfuhren, die große und dauernde Achtung und Wirkung derselben. „Man erzählt, daß mehrere fromme Seelen aus anderen Religionsparteien sich zur Lutherischen Kirche hingezogen fühlten, bloß um Gerbard's rührende Lieder mitzufingen. Und das darf uns nicht in Verwunderung setzen, da wir ja aus der neuesten Zeit ein ähnliches Beispiel von der Gewalt dieser Gesänge haben. Winkelmann [der bekanntlich in Italien der heidnischen Kunst zu lieb Katholik wurde] nämlich ließ sich um des einen Liebes willen: „„Ich singe dir mit Herz und Mund,““ ein protestantisches Gesangbuch nach Rom schicken, um sich an demselben zu erbauen. So rührend und sehnlich war dieses Lied aus dem Lande seiner Kindheit in seiner Seele mit nach Italien hinüber geflogen.“ Bekanntlich wurde Gerbard wegen seiner Polemik gegen die Reformirten (oder vielmehr, weil er als Prediger zu Berlin nicht versprechen wollte, sich auch in Zukunft derselben zu enthalten, wie er es bisher gethan hatte, vgl. die Darstellung des Herganges der Sache in der kürzlich erschienenen Biographie P. Gerbard's von Roth) seiner Stelle entsetzt. Daß aber dessen ungeachtet „der große Kurfürst keinen persönlichen Widerwillen gegen den großen Sänger fühlte, auch nachdem dieser Berlin verlassen hatte, geht daraus hervor, daß er dessen geistliche Lieder sehr hoch hielt, und namentlich das eine: „„Befiehl du deine Wege,““ viel im Munde und immer im Herzen trug.“ „Es gibt nicht viele Deutsche Dichter, deren Werke sich einer so allgemeinen und fruchtreichen Verbreitung zu erfreuen gehabt, wie die geistlichen Lieder unsers Gerbard. Außer den zehn Ausgaben, welche sie in dem siebenzehnten und in dem ersten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts erlebt haben, sind sie bald nach ihrer Erscheinung in die Gesangbücher der meisten Lutherischen, und in der Folge auch vieler reformirten Gemeinden aufgenommen worden, in denen sie sich auch bis auf unsere Zeit, aber leider nach sehr entstellten Ueberarbeitungen, erhalten haben. Es ist fast ohne Beispiel, wie unerschämmt und abgeschmackt die Redactoren der modernen Gesangbücher mit diesen herrlichen Liedern umgegangen sind. Und wie sollten sie nicht, da ein Dichter wie Klopstock ihnen mit seinem Beispiele voranging! Merger hat es der verrufene Hamler nicht mit fremden Geisteswerken getrieben, als Klopstock in seinen Ueberarbeitungen einiger Gerbard'schen Lieder.“ Auf dies hin gibt Müller eine Vergleichung verschiedener, stufenweis schlechterer Veränderungen zweier Gerbard'schen Liederverse, in der Art wie dies auch in dem Aufsatze über Gesangbücher und Choralbücher oder in dem Schriftchen „über das geistliche Lied, von dem Verfasser von Wahl und Führung“ (und der Liederkrone), Heidelberg bei Smalld, geschehen ist; wozu Müller die Anmerkung macht: „Ich brauche wohl nicht zu bemerken, daß ich mir keine Mühe gegeben habe, den Urheber solcher Texte nachzuspüren. Ich habe einige Gesangbücher aus vielen herausgegriffen ohne Wahl und Vorzug. Denn in dergleichen Veruntreuungen des fremden Geistes ist der Fehler nicht besser als der Stebler.“ Dieser starke Ausspruch findet seine Erklärung in der Gewissenhaftigkeit Müller's, nach der er in der Vorrede sagt: „Wir aber haben Scheu getragen, Hand anzulegen an solche Züge, die nicht etwa formell sind, sondern tief aus dem Gemüthe und Geiste des Sängers hervorgehen, so daß wir lieber ein ganzes Lied aufgegeben, als einen solchen Zug zu vertilgen unternommen.“ — Ein vollständiger, wohlfeiler und bequemer Abdruck der geistlichen Lieder Gerbard's ist bekanntlich in der zweiten Auflage, Berlin bei Mylius, 1827 erschienen.



# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1830.

Sonnabend den 16. Januar.

N<sup>o</sup> 5.

Das Christenthum und die Nationalisten in Dänemark  
seit dem Ausgange des vorigen Jahrhunderts.

Dritter Zeitabschnitt. Die gegenwärtige Zeit von  
1823 an.

Je näher wir der Zeit rücken, die wir eigentlich mit Recht die gegenwärtige nennen können, desto schwieriger wird die geschichtliche Erzählung, obgleich die Thatfachen sich uns von selbst darbieten. Denn das Leben will erst gleichsam einen Ruhepunkt gemacht haben, ehe der geschichtliche Ueberblick desselben gewonnen werden kann, und wer es unternimmt, es festzuhalten, während es noch in der Entwicklung begriffen ist, der kann dies nur einigermaßen leisten, indem er mehr Vorgeschichte als Geschichte gibt, mehr vorbereitet und andeutend als abschließend und erschöpfend die Sache darlegt. Die Geschichte einer Erisis, welche noch ihrer Lösung entgegensteht, kann ihrer Natur nach nur fragmentarisch seyn, und eben dies ist das beste Zeugniß ihrer Zuverlässigkeit, daß sie, nicht vorgerückt, sich bescheidet, einflußweilen unvollendet zu bleiben. Von diesem Standpunkte werden die billigen und wahrheitsliebenden Leser schon einen großen Theil der vorhergehenden geschichtlichen Darstellung aufgefaßt haben; noch mehr aber müssen wir für das Folgende diese Billigkeit in Anspruch nehmen, indem wir übrigens für factische Wahrheit und Genauigkeit jedes einzelnen, auch des kleinsten Zuges, \*) mit der Wahrhaftigkeit

und Treue uns verbürgen, die den Verus des christlichen Lehrers versiegelt und fest macht. Was wir noch wünschen und hoffen ist dies, daß dem Leser immer der große lebendige Zusammenhang des kirchlichen Kampfes in unseren Tagen gegenwärtig seyn möge; aus dem Ganzen erst wird das Einzelne recht verstanden, so wie hinwiederum dieses, je charakteristischer und energischer es auftritt, ein desto klareres Bild der ganzen Lebensregung darbietet.

Vergleichen wir die letzte Entwicklung des kirchlichen Kampfes in Dänemark, wie sie vor unseren Augen liegt und noch immer fortgeht, so ergeben sich einige nicht unwichtige Vergleichungspunkte, die wir hier vorerst, auch nur andeutend, etwa unter folgende Gesichtspunkte sammeln möchten.

1. Der Kampf gestaltet sich nach und nach mehr im Großen, geht aus der Schule in's Leben über. Der Gedanke von der Noth der Kirche und der Nothwendigkeit einer Vertheidigung derselben durch diejenigen, denen Gott das lebendige Wort in den Mund gelegt, ergriff nach und nach mehrere Glieder — im Ganzen zwar eine Minorität, aber doch eine Majorität, gehalten gegen den allgemeinen herrschenden unchristlichen Geist der früheren Zeit. Auch das Zeugniß ward mannichfaltiger, kräftiger und lebendiger. Die Gelehrsamkeit trat, wie es sich gebührt, in die Dienste des wahren Glaubens, und der falsche sah sich, größtentheils ganz, der einzigen geistigen Stütze beraubt, worauf er früher trogte. Die Berufung auf die Bekenntnisschriften unserer Kirche war nicht mehr eine Appellation an das Todte, da der Glaube der Vä-

\*) Damit Niemand meinen möge, wir wollten dies etwa nur überhaupt und nicht nach der ganzen Strenge des Wortes verstanden wissen (was wir vor Gott zeugen), so geben wir hier eine Erläuterung eines früheren Abschnittes: Ev. N. 3. für 1828 S. 444. Es könnte nämlich aus der da gegebenen Darstellung der rationalistischen Umtriebe wider die Grundtvig'sche Vrobpredigt scheinen, als ob die ganze Predigerschaft Kopenhagens, mit Ausnahme des einzigen Fabricius, die Klage wider Grundtvig unterschrieben hätten. In der That aber waren's nur sechs Glieder des Ministeriums, welche der Erklärung Clausen's beitraten. Diese Verichtigung, welche übrigens an der Sache nichts ändert, verdanken wir einem

Aufsatz des Professors J. Möller wider unseren Bericht, in dem letzten oder 15ten Bande seiner theologischen Bibliothek. Seine übrigen Expectorationen in jenem Aufsatz betreffen nichts Factisches, und können also hier emstweilen übergangen werden. Sobald er aber, wie er sich anheißig gemacht, die ganze Erklärung dem Deutschen Publico ertheilt, so wird er uns, so Gott will, auf dem Platze finden. Auch hoffen wir, Professor J. Möller selbst werde, nach genauerer Erörterung der Sache, unser Urtheil vom Standpunkte der christlichen Wahrheitsliebe keinesweges zu hart finden.



ter neu auflebte. Andererseits versuchte man, abgesehen von diesem, die festen Grenzlinien zwischen dem allgemein Christlichen und dem unbedingt Unchristlichen zu ziehen, und so die Basis einer wahren christlichen Theologie zu legen. Das Bedürfnis einer kirchlichen Einigkeit durch das Wort des Glaubens, das in allen Zeiten, von den Tagen der Apostel bis auf unsere herab, eins lautet und unveränderlich, wurde anerkannt, und gegen das schwankende, sich selbst widersprechende und auflösende Verfahren der Neologen geltend gemacht, und die Resultate der Luther'schen Schriftforschung eben durch diese Zurückführung auf den allgemeinen Glauben gesichert.

2. Aber auch das Schisma mit den Rationalisten oder Ungläubigen zeigte sich immer klarer und unausweichlicher. In einer Landeskirche, wie der Dänischen, die alle Hoheitsgewalt auf den Glauben an's göttlich geoffenbarte Wort stützt und eine jede Entfernung vom Bekenntnisse der Kirche zum staatskirchlichen Verbrechen macht, mußte das Mißverhältniß zwischen dem, was die Kirche recipirt, und dem, was die Rationalisten für christliche Lehre ausgaben, greller hervortreten, und der Widerspruch nach Maßgabe dieses Verhältnisses entschiedener werden, und das um so mehr, je weniger die weise und edle Landesregierung auf irgend eine Weise den staatskirchlichen Verband für die Christen lösen, oder nach dem unbesonnenen und unchristlichen Verlangen mehrerer Juristen die Gültigkeit der Symbole für nimmehr aufgehoben *ex jure non scripto* erklären wollte. Vielmehr hat die Regierung, wie wir sehen werden, durch eine authentische Erklärung die Ausübung der priestertlichen Functionen nach der Landesliturgie streng eingeschränkt, und dadurch ihren Willen genugsam kundgethan. — Aber auch auf die Schwierigkeiten, die bei solchen Verhältnissen, wenn nicht eine vernünftige Religionsfreiheit gegeben wird, statt finden müssen, ward mit großer Freimüthigkeit aufmerksam gemacht. Nur die Zeit kann hier das Rechte und die Wege des Herrn lehren!

3. Wie es aber bei einer jeden kräftigen Erweckung, wenn das stockende Lebensblut wieder zu kreisen anfängt, so ist's auch hier gegangen. Manches Unreine setzte sich an den edlen Gefäßen, ohne Schuld der wahren christlichen Lehrer, an: der Widerspruch des Evangeliums gegen die falschen Lehrer ward von Einzelnen als Partheisache aufgefaßt, in deren Munde nun das heilige Anathema (Gal. 1, 8.) zu unheiliger Selbsterhaltung gemißbraucht wurde. Doch mußten Erscheinungen der Art in diesem Falle um so mehr vorübergehend seyn, je strenger die, welche das Wort führten, alles Sectirische von sich wiesen, und eine jede Frage entweder auf das Grundbekenntniß der Kirche oder auf die Hauptsymbole der Luther'schen Gemeinde zurückführten. Denn in neunundneunzig von hundert Fällen wird die bloß affectirte Rechtgläubigkeit in irgend einem Sinne die Regel der Wahrheit überspringen und sich bald zu dieser, bald zu jener Seite des falschen Glaubens hinneigen.

4. Auch die Richtung der falschen Moderation war angegeben, und zwar von einem Manne, von dessen erstem entschiedenen Auftreten man es am wenigsten hätte erwarten sollen: in einer Brechung, wie die, die wir hier beschreiben werden, mußte nun natürlich jene Richtung in eine doppelte unangenehme Crisis kommen, und die Stimmführer derselben, die ihre laodicaäische Laugigkeit unter dem Scheine christlicher Weisheit zu verbergen suchten, indem sie auf der einen Seite das offene Zeugniß für die Wahrheit durch das Wort allein eine unchristliche Härte schalteten, konnten doch auf der anderen nur

geringen Dank sich erwerben von den Feinden des Glaubens, die auf nichts Geringeres ausgingen, als jeden Damm, der ihrer zügellosen Willführ im Lehren gesetzt, zu durchbrechen und die falsche Philosophie des Tages, nicht nur in den Hörsälen, sondern auch auf den Kanzeln, an der Stelle des Christenthums auf den Thron zu erheben.

Der Professor Claus Frees Hornemann hatte, wie wir bereits gehört haben, schon in den siebziger Jahren des vorigen Säculi mit den christgläubigen Ansichten von der Bibel, als dem geoffenbarten Gottesworte, eine Lanze zu brechen sich vermessen: damals standen noch entschiedene Männer vor dem Niß. Seitdem aber, und immer mehr und mehr, ward seine Stimme die der Zeit, und von ihr emporgetragen ging er immer weiter und weiter, bis er im Jahre 1800 die interessante Parallele zwischen Christus und Socrates anstellte, wobei der Erstere noch gar zufrieden seyn mußte, daß er neben dem Letzteren einen Platz behielt. Seit der Zeit nun regierte Hornemann, in seinen Gedanken, an der Kopenhagener Universität, und wahrlich, was als ein Nachklang Kant'scher, Fichte'scher und allerlei Tagesweisheit in des Professor P. E. Müller's Systemen, oder als effektische Vernunft in J. Möller's Pandecten an den Tag kam, war durchaus nicht geeignet, ihn aus dem Traume zu wecken. Von Valles's Opposition nahm er keine Notiz, je schwächer sie gegen das Lebensende des theueren, gesegneten Bischofs wurde; von Grundtvig's Auftreten hörte er nur das Waffengeklirr, beruhigte sich aber bald, da selbst der neue Bischof von Seeland (F. Münter) es durch sein ganzes Verfahren, nur für ein Schwärmerfeuer, das bald zerplagen würde, zu halten schien. Zwischen den Jahren 1810 und 1820 hatte sich indeß Manches geändert, und was man auch von Grundtvig's Schriften und ganzem Zeugnisse halten mochte, wie ruhig und sicher auch noch die falsche Pacificationstheologie auf ihre Gegner herab sah, war es doch offenkundig und ward es von Tage zu Tage mehr, die Cathederweisheit hatte einen furchtbaren Stoß erlitten: unter den Candidaten der Theologie selbst fingen Lebensfunken zu sprühen an, und sogar der Lehrer der Philosophie an der Universität Kopenhagen's schämte sich wenigstens des Namens Christi nicht. Nun erst erwachte Prof. Hornemann — es ging ihm aber wie so manchen zwischen den siebziger und achtziger Jahren gebildeten Deutschen rationalistischen Theologen, die in einer Reihe von zwanzig Jahren oder länger es vergessen hatten, sich in der Zeit zu orientiren: er wurde ganz confus an derselben, und Alles was er davon sprach oder drucken ließ, trug das Gepräge dieser Confusion. Mit den Candidaten, die einen Sinn für das Wahre manchmal in ihren Probeschritten an den Tag legten, wurde er eber fertig: er wies sie an seine Commentare über das Neue Testament, die er seit 1818 herauszugeben angefangen hatte und bis 1825 fortsetzte. Den Hauptstreich aber, der dennoch in jedem Sinne ein Luststreich war, wollte er zuerst wider jene Philosophie ausführen, die es gewagt hatte, christliche Gefühle in Schutz zu nehmen. Er that's in drei Lateinischen Reden von der Macht der Phantasie, die er später den Laien zum Frommen auch in Dänischer Sprache herausgab. In der Phantasie nämlich meinte er die Wurzel aller Uebel sowohl in der realen als idealen Welt aufgefunden zu haben. Aus dieser, als dem bösen Urgrunde, leitete er die mythische Naturphilosophie



und die pietistische Theologie, den Magnetismus und den Pharisäismus, das Zunehmen der Privattheater, so wie der Selbstmorde, und Sand's an Kogebue verübten Mord her. \*) Seine eigene Philosophie bestand aber in weiter nichts als den dürftigsten Elementen der Kant'schen Sittenlehre und der Beweise für Gottes Daseyn: \*\*) mit diesen, als dem Surrogat der wahren Aufklärung, wollte er das Reich der Phantasie stürzen. Er fing an vom Catheder wider seine und grobe Mystiker zu warnen (denn dieses waren die Categorien, worunter er alle Geistesthätigkeit im Dienste des Christenthums brachte), zog solche Personen \*\*\*) mit Namen durch, und gab sie dem Gelächter der Studenten preis. Unter diesen befand sich auch ein Deutscher Prediger, Egge, damals Catechet an der Friedrichskirche in Kopenhagen, dessen ganzes Verbrechen darin bestand, daß er, nach seiner Pflicht, christlich predigte, und einen Separatabdruck des bekannten Liedes von Woltersdorf: „Jesus, der wahrhaftige Sünderfreund“ 1822 besorgte. Dieses Lied las nun Prof. Hornemann so, als ob der Kern desselben die Lehre sey: Je größere Sünder desto besser, denn Jesus nimmt nur Sünder an, und diese Lehre wiederum (von der er mit Recht behauptete, daß sie moralisch verderblich sey) schrieb er ohne Weiteres dem Prediger Egge, von dem er auch wohl nicht einmal eine Predigt gehört hatte, zu, — zwei unbewiesene Voraussetzungen, die natürlich den bescheidenen und von aller Parteilichkeit entfernten Egge tief kränken mußten, indem der Professor damit zugleich seine Lehrertreue angriff. Doch die Sache nahm bald eine noch ernstere und im Grunde wohl sehr traurige Wendung, da dadurch der Haß der Neologen gegen die Altgläubigen so unverholen sich kund that, und es leider offenbar ward, daß die Zeit an der Thür sey, die Balle prophezeit hatte, daß den Augsburgischen Confessionsverwandten kaum mehr Duldung gegönnt werden würde.

(Fortsetzung folgt.)

## Litterarische Anzeige.

Kalender eines Christen. 1830. Berlin und Frankfurt an der Oder bei Trowitsch und Sohn (3½ Bogen in Duodez).

Wenn ein solcher Kalender nur negativen Werth hätte, so verdiente er doch in unseren traurigen Zeiten Anerkennung und Verbreitung. Denn auch abgesehen davon, daß manche Kalender

\*) S. den Anhang zu den erwähnten drei Reden von der Macht der Phantasie.

\*\*) S. Abhandlungen zur Moral, Philosophie und Theologie. I — III. Band.

\*\*\*) Zu dieser Ehre (denn wohl ist es eine Ehre um Christi willen geschmäht zu werden) gelangten außer Grundtvig und Egge, auch der Prediger Thisted, von dem bald nachher, ferner auch Rudelbach und Prof. Steffens in Breslau, der Letztere, nachdem er sein verzügliches Bekenntnis in dem Büchlein „von der falschen Theologie und dem wahren Glauben“ abgelegt. Auch dieses Buch ward von unberufenen Schreibern in Kopenhagen zu den Verfinsterungsversuchen gezählt, und über die Macht der Mystik, die sogar Philosophen von Profession hinriß, jämmerlich gewinfelt. Da griff Grundtvig wieder einmal zum Schwerte des Geistes und zeigte in einem trefflichen Aufsatze, daß eben diese Selbsterniedrigung des Philosophen uns das wahre Zeugnis sey, daß Christus an sein Herz geführt.

jetzt dazu dienen, gradezu den naturalistischen Unglauben systematisch unter's Volk zu bringen und in demselben zu nähren, wie z. B. ein Magdeburger Kalender (bei Rubach 1830) eine Art Abhandlung enthält, welche indirect gegen die Weissagungen der Schrift gerichtet ist, so muß schon die Immoralität und Gemeinheit ihres gewöhnlichen Inhalts, nach der sie recht lehren, an der Welt Wandel Gefallen zu finden, und in dem fleischlichen Wesen und Treiben der Kinder des Tages, in Verein mit den unzähligen schlechten Wochenblättern und Zeitschriften aller Art, aufs Beste befürken, ihre Verdrängung als höchst wünschenswerth erscheinen lassen. Indes muß uns daran gelegen seyn, jene Kalender nicht nur durch gleichgültige zu ersetzen, sondern auch durch solche, die zugleich positiven Werth haben. Der vorliegende nun enthält wirklich außer dem gewöhnlichen Inhalte der Kalender ein paar gute und passende Geschichtchen, von denen wir die größere, das Ende und die Befehrung des sogenannten Hundsattlers, wegen ihrer guten Behandlung besonders auszeichnen. Nur bei der letzten haben wir in der Schlussbemerkung eine Verwahrung gegen das Katholische, was der lieblichen Geschichte aus dem Mittelalter her anklebt, vermisst. Uebrigens ist der Kalender zugleich für evangelische und katholische Christen eingerichtet und Allen zu empfehlen.

## M a c h r i c h t e n .

(Der Nationalismus auf der Universität Halle.)

Die Universität Halle hat gegenwärtig zwölf Professoren, zwei Privatdozenten und achtundert ein und achtzig Studenten der Theologie. Bei weitem die Meisten der Letzteren befinden sich unter dem Einflusse der zwei Professoren Consistorialrath Dr. Gesenius und Dr. Wegscheider, denen die übrigen Professoren an Anzahl der Zuhörer weit nachstehen. Es ist daher eine für die Kirche Christi, zumal im nördlichen Deutschlande, sehr interessante Frage, welche Lehren diese große Mehrzahl der Hallischen Studenten der Theologie, von denen alljährlich eine so bedeutende Menge in das heilige Predigtamt eintritt, von jenen Männern empfangen. Bekanntlich bekennen sich Dr. Gesenius und Dr. Wegscheider offen zum Nationalismus, und lassen es sich demgemäß angelegen seyn, was die Evangelische Kirche in ihren Bekenntnisschriften als ewige göttliche Wahrheit anerkennt, als Irrthum darzustellen und zu bekämpfen. Wie dies in ihren Vorlesungen geschieht, werden folgende Details aus denselben anschaulich machen. In den Vorlesungen über die drei ersten Evangelien sagt Dr. Wegscheider von der Geschichte von der Verkündigung der Geburt Johannis des Täufers durch den Engel, nachdem er vorher bewiesen, daß der Verfasser eine wirkliche Geschichte habe erzählen wollen:

„Da aber Alles was in der Natur oder Sinnenwelt erscheint, oder als darin erschienen dargestellt wird, nach den uns erkennbaren Gesetzen derselben nothwendig beurtheilt werden muß, — da Einwirkungen überfinnlicher Wesen auf menschliche Sinnesorgane nicht erklärbar sind, — da es kein Kennzeichen gibt, sie von bloßen Wirkungen der Einbildungskraft zu unterscheiden, — da das hier handelnde übermenschliche Wesen unter einem jüdischen Namen, und nach jüdischen irrigen Vorstellungen redend erscheint, — da diese Erzählung durch gar nichts Wichtiges motivirt und mehreren Alttestamentlichen Erzählungen ganz ähnlich ist, — da endlich Lucas nach seiner eigenen Erklärung aus der Erabition geschöpft hat, so kann die hier erzählte Thatfache nicht als rein historisches Factum, sondern nur als ein Mythos angesehen werden, aus welchem sich, da einzelne specielle Umstände (z. E. das Verstummen) nicht als erdichtet erscheinen, etwa Folgendes als historisch betrachten läßt: 1) Johannes wurde erst in späten Jahren seinen Eltern geboren. 2) Za-



charias war durch einen besondern Vorfall im Tempel veranlaßt worden, die Geburt eines ihm sehr erwünschten Sohnes zu hoffen, hatte aber sogleich nach jenem Vorfall auf einige Zeit die Sprache verloren und bekam sie erst nach der Geburt des Sohnes wieder. Alle übrige erzählte wunderbare Umstände sind durch die Tradition entstandene Ausschmückungen.“

Diese Stelle enthält zugleich die Gründe, aus welchen alle in der heiligen Schrift erzählte Wunder von Dr. Wegscheider für erdicht erklärt werden. — Daß die Geschichte von der Verkündigung der Geburt Jesu durch den Engel fabelhaft sey, wird dadurch zu beweisen versucht,

„daß der Engel, Luc. 1, 32. 33., \*) ganz jüdisch von einem weltlichen Messias rede, und diese Verbeißung gar nicht eingetroffen sey“

Für den populären Vortrag wird empfohlen,

„darauf aufmerksam zu machen, daß das hohe Alterthum und die Kürze dieser Erzählung es jetzt unmöglich mache, alle angegebenen einzelnen Umstände genau zu erklären, und daß wir uns besonders bemühen müßten, die Hauptfache oder das Wesentliche, welches dieser nach dem Geiste des Alterthums eingeleiteten, bildlich allegorischen Darstellung zum Grunde liegt, aufzufassen, nämlich, daß Jesus von seiner frühesten Kindheit an der Gegenstand einer besondern göttlichen Vorsehung gewesen u. s. w., so wie alles Große, Erhabene und Wohlthätige im Leben und den Schicksalen der Menschen von Gottes weiser Fügung abzuleiten sey.“

Vom Jüngling zu Raim:

„Dieser Erzählung könnte das einfache Factum zum Grunde gelegen haben, daß Jesus bei'm Eingange in Raim einen Leichenzug traf, Zeichen des Lebens bei dem angeblich Todten zufällig bemerkte, und diesen durch seinen nachdrucksvollen Zuruf wieder völlig zum Bewußtseyn brachte. Die Juden pflegten schon damals ihre Todten sehr schnell zu beerdigen.“

Von der Speisung der 5000:

„Wahrscheinlich lag folgendes Historische der Erzählung zum Grunde. Von den vielen Menschen, mit denen sich Jesus in der unbewohnten Gegend befand, hatten sicher Viele einen überflüssigen Speisevorrath bei sich, indess Andere desselben entbehrten. Jesus machte nach seiner stets bewiesenen menschenfreundlichen Milde den Anfang damit, von seinem Vorrath unter die Bedürftigen auszutheilen. Diesem Beispiele, unterstützt durch Jesu vorhergehaltene Lehrvorträge und durch die im Orient gewöhnliche gastfreundliche Mittheilung, folgten bald Andere, die mit Vorrath versehen waren, und so wurden Alle gesättigt, ja, man behielt von dem Ausgetheilten noch Vieles übrig. — Das Wesentliche bleibt immer: Jesus hilft auf eine weise und menschenfreundliche Art dem Mangel einer großen Volksmenge ab, und dies ist in religiös practischer Hinsicht besonders hervorzuheben.“

Von der Geschichte Matth. 14, 25. u. f. wird gesagt:

„ein wirkliches Wandeln Jesu mit Petro auf dem Wasser würde ein Gaukelspiel und zwecklos gewesen seyn, wahrscheinlich sey Jesus um den See herum gegangen und Petrus zu ihm geschwommen, woraus der wundergläubige Referent diesen Mythos gebildet habe.“

Eben so wird die Geschichte von der Verklärung Jesu durch ein Gewitter und die Schlaftrunkenheit der mit jüdischen Messiasideen erfüllten Jünger erklärt, da sie als Wunder ein zweckloses Gaukelspiel gewesen seyn würde.

\*) „Er wird groß und ein Sohn des Höchsten genannt werden, und Gott der Herr wird ihm den Stuhl seines Vaters David geben, und er wird ein König seyn über das Haus Jacob's ewiglich und seines Königreichs wird kein Ende seyn.“

Die Auferstehung Jesu erklärt Dr. Wegscheider in seinen Vorlesungen daraus:

daß Jesus nur Scheintodt gewesen, da es unphilosophisch sey, dieselbe anders als natürlich zu erklären, wiewohl die Evangelisten, bei ihren mangelhaften physiologischen Kenntnissen und ihrer Wundersucht, ihn für wirklich gestorben gehalten hätten. Auf den Einwurf, daß durch die Annahme des bloßen Scheintodes ein wesentliches Stück der christlichen Lehre und mit ihr die Feier des heiligen Abendmahls und des Osterfestes hinwegfalle, wird geantwortet:

„Jesu Absterben am Kreuze kann als ein vollendeter Tod betrachtet werden, denn wenn nicht unter Gottes Leitung die in seinem Körper zurückgebliebenen Lebenskeime durch günstige Umstände erhalten und wieder geweckt worden wären, so würde unvermeidlich sein völliger Tod erfolgt seyn. 2) Der Hauptzweck des Todes Jesu, seine Aufopferung des Lebens für Wahrheit und Recht und zur Bestätigung seiner Lehre und die moralische Charakterstärke, mit welcher er sich dem Tode weichte, bleibt unverändert, wenn man auch annimmt, daß sein Tod nicht ganz vollendet ist. Jesus selbst konnte es nicht ahnden, daß seine Kreuzigung nicht völlig tödtlich für ihn seyn würde, und abndete es auch nicht, und selbst nach seiner Wiederbelebung mußte er den todähnlichen bewußtlosen Zustand, in welchem er sich befunden hatte, als wirklichen Tod ansehen. 3) Da jener Zustand im Neuen Testamente überall Tod genannt wird, und auch unläugbar der Anfang des wirklichen Todes war, den nur Gottes besondere Fügung in einen vollendeten Tod überzugehen hinderte, so kann derselbe auch fernerhin als Tod bezeichnet werden, aus welchem nur Gottes Leitung wieder Leben hervorgehen ließ. Auch behält jede im Christenthum angeordnete Feier, inwiefern sie sich auf die moralische Größe und Erhabenheit desselben gründet, ihre volle Kraft.“

Wir bitten unsere Leser, sich lebhaft in die Seelen der Hunderte von jungen Männern zu versetzen, denen fortwährend in Halle diese Lehren eingeprägt werden, und von denen der größte Theil sie auch annimmt. Die nächste Wirkung muß ein Ekel an der heiligen Schrift und an der jämmerlichen Beschäftigung seyn, aus einem Scheffel Spreu einige Körner herauszusuchen, die, wenn man sie gefunden, des Suchens nicht werth sind, da man sie überall leichter finden kann, und namentlich Wegscheider's Vorlesungen, weil sie diese Körner heraus sichten, dies Residuum der Bibel selbst überflüssig machen.

(Schluß folgt.)

(Halle.) Dr. Tholuck gibt von Anfang des Jahres 1830 eine Zeitschrift: „Literarischer Anzeiger für christliche Theologie und Wissenschaft überhaupt,“ heraus, welche die wichtigsten theologischen Erscheinungen älterer und neuerer Zeit in christlichem Geiste anzeigen und beurtheilen, auch über wichtige theologische Materien Aufsätze mittheilen soll. Es erscheinen monatlich drei Bogen und der halbjährige Preis ist auf 1½ Thaler festgesetzt. Die ersten drei Nummern sind erschienen und enthalten: 1) Eine Critik von Hseri's Werk: Ueber den Paulinischen Lehrbegriff. 2) Ueber Vernunft und Offenbarung. 3) Spiera's Lebensende, H's Leben. 4) Eine Nachricht über den Zustand der Theologie in Italien.

(Leipzig.) So eben ist dort erschienen: „Unparteiisches Gutachten über das neue Berliner Gesangbuch, bei K. Lachniz 1830,“ eine Schrift, welche wir unseren Lesern zur aufmerksamsten Beachtung anempfehlen.



# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1830.

Mittwoch den 20. Januar.

N<sup>o</sup> 6.

Das Christenthum und die Rationalisten in Dänemark  
seit dem Ausgange des vorigen Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

In den Jahren 1822—23 nämlich hatte ein junger Prediger, Jürgen Thisted (dem man ein bedeutendes Talent gewiß nicht absprechen konnte, obgleich gegen die Reinheit seiner Gesinnung später nicht unbedeutende Zweifel sich erhoben), mit großem Beifall und ungemeiner Frequenz in der Hauptstadt gepredigt. Seit Ende 1823 (da sein Vicariat mit dem Tode des Hauptpastors an der Kirche, wo er stand, zu Ende ging) lebte er hier ohne Amt, meist mit schriftstellerischen Arbeiten beschäftigt. Dieser Thisted war auch von denen, die Prof. Hornemann in seinen Vorlesungen namentlich angriff. Er ging also einmal, um sich selbst zu überzeugen, in eine solche Hornemann'sche Vorlesung, und da der alte Irrelehrer, der ihn bemerkte hatte, sich nicht enthalten konnte, ihm gegen das Ende der Stunde eines seiner lest geschriebenen Bücher zu überreichen mit der Frage, was ihm davon dünke, soll Thisted freimüthig geantwortet haben: Das dünke ihm thöricht genug. Um den Humor dieses Austrittes noch größer zu machen, mußten einige unbefonnene und unwissende Studenten einen Bericht über den Vorfall in den Druck geben, worin sie, um der Lächerlichkeit die Krone aufzusetzen, sich die Miene gaben, die Lehre Hornemann's in Schutz zu nehmen, indem sie den Inhalt der Vorlesung einer Stunde zum Besten gaben. Es schien wirklich einen Augenblick, als ob die Hornemann'sche Theologie wieder einigen Einfluß auf die jungen Studirenden gewinnen würde, und dies mag wohl zunächst Thisted bewogen haben, (1824) eine Denunciation gegen Hornemann aufzusetzen, worin es ihm freilich nicht schwer fiel, durch Nebeneinanderstellung der Aussprüche der Symbole und der Lehrsätze Hornemann's den Irrthum der Letzteren in einem grellen Lichte darzustellen. Diese Schrift ließ der Censor nicht passiren, und die Dänische Canzlei, an welche sie eingesandt, zögerte lange mit dem Aussprüche darüber, der endlich auf die Unterdrückung derselben ausging. Es geziemt uns nicht, in die Motive eines solchen Verfahrens des hohen Collegii weiter einzugehen; wahr-

scheinlich hat es den alten Mann, der sich bald seinem funfzigsten Amtsjahre näherte, schmerzen wollen. Traurig aber ist es, berichten zu müssen, daß Prof. Hornemann, als ihm diese Denunciationsschrift zur Erklärung übersandt wurde, in einer Widerlegung derselben, die er nur in fünf Exemplaren abdrucken ließ und dem König, dem Präsidenten und den Deputirten der Canzlei überreichte, nicht nur seine Selbstvertheidigung — man kann denken auf welche Weise — übernahm, sondern den oberwähnten Prediger Egge, der gegen alle seine Schmähungen sich bisher nicht gerührt hatte, als einen Fanatiker und gefährlichen Lehrer aufs Neue anflagte. Eine gehässigere Insinuation und Anschwärzung eines rechtschaffenen Mannes und Lehrers des Evangeliums läßt sich kaum denken. In jeder Hinsicht war es also eine Nothwehr, die der Prediger Egge gebrauchte, als er, da diese Hornemann'schen Insinuationen laut wurden (was doch nicht umgangen werden konnte), im Anfange von 1825 die Schrift herausgab: „Rechtfertigung des Woltersdorff'schen Liedes: Jesus, der wahrhaftige Sünderfreund. Eine Nothwehr gegen Dr. und Prof. C. F. Hornemann.“ Mit Bündigkeit und Klarheit zeigt er hier, daß das Woltersdorff'sche Lied keinesweges zu jenem seelenverderblichen Irrthum und Verführung an der Gnade Anlaß gebe, obgleich der besonnene Christ wohl manche Ausdrücke darin bestimmter und deutlicher (d. h. dem Ganzen der Schrift gemäßer) wünschen möchte, daß Woltersdorff eben so wenig wie er ein Freund der Herrnhuter, obgleich auch keiner von ihnen ein Feind der Kinder Gottes in dieser Gemeinde sey, daß jener unzweifelbar biblische Satz: „Jesus nimmt nur Sünder an“ mit nichten die blasphemische Folgerung in sich fasse: „Also, je größere Sünder, desto besser,“ daß endlich auch keine der Schmähnamen: Mystiker, Obscurant, Pietist, Fanatiker, mit welchen der Prof. Hornemann ihn sowohl als andere christliche Lehrer belegt, sie in irgend einem wahren historischen Sinne treffe, weil der einfältige, reine Bibelglaube alle solche sectirische Ausartungen ausschließe. — Wie verzweifelt überhaupt jenes Beginnen Hornemann's war, das zeigte zuletzt noch Grundtvig mit großer Freimüthigkeit und Eindringlichkeit in einer geistreichen Anzeige jener kleinen Egge'schen Schrift, worin er unter andern sich folgendermaßen äußert: „Gewiß ist es, geistlich gesprochen, sehr kindisch,



wenn der Prof. Hornemann schreibt, den Prediger Egge bei der Obrigkeit als einen Schwärmer und gefährlichen Mann in der Kirche anzuschwärzen; denn dies müßte, richtig auseinander-  
gesetzt, lauten, wie folgt: „Nun habe ich, der Prof. Hornemann, in so vielen Jahren das veraltete Glaubensbekenntniß der Christen bestritten und wider das Gesetz gelehrt; und noch — das muß die Obrigkeit doch wissen — noch ist ein Deutscher Prediger hier in der Stadt, der es wagt, nach dem Gesetze zu predigen und den Glauben zu empfehlen, den ich gänzlich verworfen habe, den schrecklichen Glauben (sonst Christenthum genannt) daß Jesus nur ein Arzt für die Kranken, nur für die Sünder ein Versöhner sey, und daß diese Sünder nicht durch ihre Tugend, sondern durch den Glauben an ihn selig werden. Die Obrigkeit wird selbst einsehen, daß dieses schrecklich ist; denn soll wahres Christenthum gefördert werden und der Staat bestehen, so muß ja nothwendig der Glaube an Christum aussterben und die Gesetze gebrochen werden.“ Daß nun eine Anklage, die gründlich erklärt, so lauten müßte, thöricht genug sey, wird Niemand läugnen, wenn sie aber vom Summus Theologus kommt und in gar vernünftig klingende Worte eingekleidet ist, so kann sie dem, welchem sie gilt, als Bürger und Christ unmöglich gleichgültig seyn. Offenbar ist es also nur Nothwehr, wenn wir den wahren Zusammenhang der Sache ins Licht setzen und beweisen, daß die Hornemann'sche Parthei, wenn sie uns bürgerlich als falsche und gefährliche Lehrer anklagt, wie die Krähe auf ihren eigenen Namen schreit; denn wir, die wir nach dem Gesetz predigen, das Apostolische und Augsburgische Bekenntniß verteidigen und Alles zu widerlegen streben, was dagegen streitet, wir sind doch offenbar die einzigen gesetzmäßigen Lehrer im Lande, die mit vollem Zug und Recht alle unsere Widersacher als das, was sie nach dem Gesetze sind, als falsche und gefährliche Lehrer anklagen könnten. . . . . So weit mir bekannt ist, ist Dänemark das einzige Land, wo die, welche nach dem Gesetz predigen, bürgerlich so gezwungen werden zur Nothwehr; wenigstens habe ich nie gelesen, daß die Quäker bei dem Parlamente eingekommen sind, weil die Englischen Prediger nicht nach ihrem Kopfe, sondern nach den 39 Artikeln predigten; auch ist mir nicht bekannt, daß in Preußen, Sachsen oder irgend einem Deutschen Lande Klage angebracht ist vor die Regierung gegen die Prediger, welche die Augsburgische Confession befolgten und verteidigten; hier in Dänemark aber hat die Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts, in diesen so wie in anderen Stücken, als eine schlechte Uebersetzung aus dem Deutschen, einen ganz eigenen Charakter angenommen, so daß hier sowohl Summus Theologus als diese mit ihm das sehr vernünftig finden, was ihre ausländischen Meister und Muster ganz aberwitzig nennen würden. Wir sehen uns also gezwungen, uns dem Gelächter aller Ausländer preiszugeben, indem wir — beweisen, daß es unmöglich ein politisches Verbrechen seyn kann, die Gesetze zu halten und seinem Amtsseide getreu zu seyn, während es ein doppeltes ist, wenn man jene nicht nur selbst bricht, sondern diejenigen anklagt, die sie nicht brechen wollen.“

Wir hörten oben von den Hornemann'schen Commentaren über das Neue Testament, und betrachten wir genau diese feichten Paraphrasen einer unchristlichen Dünkelweisheit, so müßte man sich schämen, wenn man einen Augenblick voraussetzen könnte, daß in ihnen eine Kraft zur Verführung lag; denn diese muß immer geistiger Natur seyn. Auch war es das nicht,

was Andreas Gottlob Nudelbach (einen jungen Gelehrten, der sich schon früher mehrfach für den christlichen Glauben unumwunden erklärt hatte) bewog, eine Art von Revision dieser Hornemann'schen Commentarien oder vielmehr der Schriftauslegungsprincipien, worauf sie sich stützten, zu unternehmen, sondern vielmehr die unlängbare Thatfache, daß dies in Dänemark der erste (freilich nur mit stumpfen Waffen und ohne Geist) durchgeführte Versuch sey, den Grundfäßen des Rationalismus durch Schrifterklärung eine Herrschaft und Anerkennung zu verschaffen. Was Nudelbach also in jener Abhandlung, vielmehr die Wurzel des Irrthums als die einzelnen geilen Schöpflinge desselben berücksichtigend, zur Klarheit brachte, können wir in folgende Hauptsätze zusammenfassen: „Nicht die allegorische Deutungsweise mancher Kirchenväter, noch auch zunächst die Schriftauslegung der Socinianer (so vielfach die letztere auch mit den ersten consequenten Angriffen auf den Kirchenglauben in Deutschland, seit Semler's Zeit, verzweigt ist), sondern die in Kant's Schrift: „Die Religion innerhalb der Grenzen der Vernunft“ aufgestellten Sätze von Kirche, heiliger Schrift und Schriftdeutung, sind der Grund und der Ursprung jener von Prof. Hornemann beliebten mental-moralischen Interpretationstheorie, die übrigens in Deutschland durch einen stillschweigenden Vertrag zwischen indifferenten Theologen und ungläubigen Philosophen zuerst zu Stande kam, und bald unter dem Schilde der grammatisch-historischen, bald auch unter dem Namen der psychologischen sich verbarg. Daß aber diese Theorie sowohl zur christlichen Kirche und zur Offenbarung überhaupt, als auch zu dem, was von jeher in der Protestantischen Kirche allein für ächte Schriftauslegung gegolten hat, in einem durchaus feindseligen und destructiven Verhältnisse stehen müsse, ist offenbar. Denn 1) ist ja, nach Kant, die Kirche nur eine subsidiarische Anstalt für die Schwachen und Unmündigen im Geiste; das Bestreben der Theologen, die diese Ansicht theilen, kann also nur consequent darauf hinausgehen, auch durch Schriftauslegung, die Kirche sobald wie möglich aufzulösen, um die Herrschaft der reinen Vernunftreligion, die keiner Form, Geschichte noch Symbole bedarf, herbeizuführen. 2) Auch die Offenbarung, als der Lebensgeist in der Kirche, kann von solchen Lehrern nicht als eine göttliche Anstalt betrachtet werden, sondern sie werden entweder mit Kant ohne Scheu behaupten, daß alle Offenbarung vom Anfang an nur eine vorgebliche sey, oder feiner mit den Socinianern darauf hindeuten, daß es im Wesen der Offenbarung, als welche ja das, was früher verborgen war, offenbare, liege, alle Geheimnisse und Mysterien abzuschaffen und zu entfernen. In beiden Fällen nun wird ihre Erklärung der geoffenbarten Schriften zunächst auf die Zerstörung des innersten Wesens aller Offenbarung, des Geheimnisses der Gottseligkeit ausgehen. 3) Aber auch die regenerirende und präservative Kraft des göttlichen Wortes, als des Befehls der Offenbarung, müssen sie läugnen, und allen Glauben an die übernatürliche Kraft und Wirkung desselben, als einen Aberglauben darstellen. Dieses Bestreben bezeichnen nun folgende Sätze, welche nicht bloß Ergebnisse, sondern der eigentliche Kern ihrer Auslegung sind, und die daher immer und ewig bei ihnen wiederkehren: „Die Propheten seyen nur Dichter — der unmittelbare und letzte Zweck der Offenbarung sey nur ein fruchtbarer Unterricht in, und eine Festigung der Vernunftwahrheiten — die Bibel müsse auf dieselbe Art und durch dieselben Mittel wie ein jedes menschliche Buch erklärt werden (durch welchen letzte-



ren Satz sie nun mit einem Mal den Glauben und den heiligen Geist bei Seite schaffen). 4) Es ist der Hauptgrundsatz der protestantischen Schrifterklärung, daß der buchstäbliche Sinn (*sensus literalis*), wie Luther sagt, die Substanz des Glaubens und der Theologie sey (wobei sie indeß gar nicht verkennet, daß die Typen, so wie die ganze Bildersprache ihre eigene Grammatik habe). Alles folglich, was sich als geistlichen Verstand ausgibt, im Gegensatz zu dem Geiste, welcher in dem Buchstaben der Schrift lebt, muß unsere Kirche, wenn es zur Vertheidigung christlicher Wahrheit angewandt wird, als höchst überflüssig, oder wenn es (wie bei den sogenannten moralischen Interpreten) zur Befreiung derselben dient, für einen Gräuel achten. Die moralische Interpretation ist also, so wie unchristlich und unkirchlich, also auch, ihrem Wesen nach ganz unprotestantisch und kann nur als eine Abart subsumirt werden unter dem, was die Reformatoren unter dem Namen geistlicher Deutung und Auslegung unbedingt verworfen."

(Fortsetzung folgt.)

## Litterarische Anzeige.

Christliches Taschenbuch auf das Jahr 1830. Herausgegeben von A. A. Döring, Pastor in Elberfeld. Elberfeld und Barmen, Weisse'sche Buchhandlung (VIII und 182 S. in Taschenbuchformat).

Zehn Gedichte, unter denen ein größeres (Paulus Befehung, in dreißig Abschnitten von dem Herausgeber), drei Geschichten aus der Kirchengeschichte (Polykarp, Barulas, Chrysostomus, von denen die zweite in poetischer Behandlung), ein größerer Aufsatz (Eberhard's Geständnisse, oder der sicherste Weg zur völligen Gewissheit in Glaubenssachen zu gelangen, von Theomil), und zwei kleinere machen den Inhalt dieses schüchternen Versuches aus, den wir auch keiner Beurtheilung unterwerfen wollen, da er, nach den Worten des Herausgebers S. IV., ja nun wirklich erschienen ist, und daher für sich selbst sprechen mag. Nur das sey uns erlaubt, mit Anspielung auf den vorzüglichsten Aufsatz: Die Blätter von Ronne, im Allgemeinen zu bemerken, daß allerdings der Baum des Christenthums nicht nur Früchte, sondern auch liebliche und zierliche Blätter tragen dürfe und solle, um so mehr, da selbst dieser Schmuck auch wieder seinen Nutzen hat und kühlen Schatten gibt. Darum danken wir auch dem Herrn, wenn er sein Getreidefeld hie und da mit schönen Kornblumen verziert, und bitten ihn nur, daß er uns um so mehr darauf bedacht mache, Frucht zu schaffen, und das Wort zu erfüllen, nach welchem auch die Blätter jener vielen Bäume am Lebensstrom Heilkraft haben und zur Arznei dienen sollen (Ezech. 47, 12.).

## Nachrichten.

(Der Rationalismus auf der Universität Halle.)

(Schluß.)

Sie gehen aber einem Berufe entgegen, wo sie von der Kanzel, am Altar, am Krankenbette das vortragen sollen, was sie für Aberglauben und Erdichtung halten, und froh seyn müssen, wenn sie unter dem Buß von Irrthum jene trivialen moralischen Sätze festhalten können, die ihnen und den Zuhörern Langerweile machen, —

einem Berufe, in dem sie sich vor jedem Laien, der das Recht hat zu sagen was er denkt, schämen, und nichts mehr wünschen müssen, als daß keiner, der ihre wahre Meinung kennt, zugegen sey, wenn sie dieselbe unter Mental-Reservationen und Accommodationen zu verkleinern bemüht sind. Ist es da wohl zu verwundern, wenn sie, nachdem ihnen das Licht selbst in Finsterniß verwandelt worden ist, die wenigen Jahre, die sie noch haben, ehe sie dieses schmachliche Joch auf sich nehmen, in der Weltlust zu genießen trachten, nachher aber mit verhärteten Herzen an der Unterdrückung der göttlichen Wahrheit und der Verwüftung der Kirche nach Kräften mitarbeiten, während Einige, die lieber die Hoffnung einer einträglichen Anstellung aufgeben, als die Pflicht auf sich nehmen, mit dem, was wenigstens Anderen heilig ist, ein solches Spiel zu treiben, das Studium der Theologie verlassen, und einen weltlichen Beruf erwählen? Diejenigen aber, welche gewohnt sind, den Rationalismus, als ein längst in seiner Flachheit und Nichtigkeit dargestelltes System zu verachten, und als mehr der Vergangenheit als der Gegenwart angehörend anzusehen, möchten wir bitten, die obigen Thatfachen, in ihrem ganzen Umfange und fortdauernden Einflüsse, zu erwägen, — denn seit Jahrzehenden wird in Halle so gelehrt — und zu bedenken, daß den durch Jesu Blut theuer erkauften Seelen, die in der Finsterniß des Unglaubens bleiben, damit noch nicht geholfen ist, daß es theils wissenschaftliche Bücher gibt, in welchem das System, dem sie oder ihre Lehrer ergeben sind, längst widerlegt ist, theils auch Menschen, deren geistigen Bedürfnissen jene Flachheit nicht genügt. Wenn der große Gegensatz von Sünde und Heiligkeit, von Verdammniß und Seligkeit unser Herz erfüllt, so können wir im Glauben und Unglauben nicht bloß verschiedene Geistesrichtungen finden, und Irrlehren, welche die Kirche Gottes verwüsten, nicht mit bloßer Verachtung ansehen, sonst möchte der Fürst dieser Welt unser Streiten für die Wahrheit ebenfalls verachten. Wir sollen die Ungläubigen nicht als beschränkte Menschen übersehen, was freilich oft sehr leicht ist, sondern sie für den Herrn gewinnen, wozu nur der Geist Gottes und die Waffen des Wortes und Gebetes uns in den Stand setzen.

Dr. Geseuius, der durch seine Gelehrsamkeit im größten Ansehen bei den Studenten steht, und noch mehr Zuhörer als Dr. Wegscheider hat, spricht einen eben so entschiedenen Unglauben an die Grundlehren und an die Wunder der Schrift aus, wie dieser. Die Anwendung desselben auf das Alte Testament, welches den vorzüglichsten Gegenstand seiner Vorlesungen ausmacht, ergibt sich von selbst, und man sieht ohne weitere Ausführung, wie danach die Auctorität desselben als einer Quelle göttlicher Offenbarung hinwegfallen, und somit auch das Neue Testament als auf eine Grundlage von Fabeln und Irrthümern erbaut erscheinen muß. In des Dr. Geseuius Vorlesungen ist ein lautes, in manchen Stunden ein immer wiederkehrendes Gelächter der künftigen Diener des heiligen Wortes Gottes etwas Gewöhnliches. Oft gilt dieses Lachen den Meinungen der alten rechtschaffenen Kirchenlehrer, oder seinen jetzt lebenden Segnern, deren bloße Namen manchmal nur genannt zu werden brauchen, um dasselbe bei den daran gewöhnten Zuhörern zu erregen, wie auch Dr. Wegscheider es dahin brachte, daß er den Namen des Prof. Dr. Marheinecke nicht mehr aussprechen konnte, ohne sogleich ein Lachen zu erregen, vor dem es oft unmöglich wurde, das, was er aus Dr. Marheinecke's Schriften anführte, zu verstehen. Oft ist es aber auch der Inhalt des ewigen Wortes selbst, der als Gegenstand lauten Gelächters seinen künftigen Dienern preis gegeben wird, so z. B. wenn gesagt wird, daß die, welche in der Stelle vom Schlangensamen, 1 Mos. 3, 15., den Teufel fanden, wohl auch von einem Großvater des Teufels reden müßten, wie man gewöhnlich von seiner Großmutter rede, — wenn die Geschichte von der Sarah im Hause des Pharan, i. 12., bes. V. 16., abgehandelt wird, — wenn bei Abrahams Fürbitte für Sodom, i. 18, 23—32., angeführt wird, das Schachern sey den Juden schon damals eigen gewesen, — wenn die Psalmisten alte Berschwörer und der 134te Psalm ein poetisches Nachtwächterlied genannt wird. Hieraus ergibt sich von selbst der Geist, in welchem



das hochwichtige Fach der Kirchengeschichte in seinen Vorlesungen abgehandelt wird.\*)

Wir fügen noch einige Bemerkungen für solche hinzu, welche auf Lehrvorträge dieser Art den Satz anzuwenden pflegen, daß die Wahrheit nicht besser als durch eine unbedingte Lehrfreiheit befördert werden könne. Wurde doch dieser Satz vor zehn Jahren sogar so weit ausgedehnt, daß man auf den Grund desselben die von Sr. Majestät dem Könige verfügte Absetzung eines Professors der Theologie an der Universität zu Berlin tadelte, der einen Mordmord in Schutz nahm, weil er aus der subjectiven Ueberzeugung des Mörders gekloffen war. Es scheint, daß hiebei der Gegenstand, von dem die Rede ist, nicht scharf in's Auge gefaßt wird. Es ist allerdings wahr, daß Gottes Wort auch ohne die Nachhülfe weltlicher Macht, ja, im Kampfe gegen dieselbe sich Bahn brechen kann; und ein Zustand wie der von England, wo öffentlich zu Widerlegungen der christlichen Wahrheit eingeladen, die Verbreitung der feindseligsten Schriften gegen das Christenthum nicht gebindert, und den sich zur Jahresfeier der Bibelgesellschaft Versammelnden an den Thüren des Saales von papistischen Gegnern der Bibel eine kleine Schrift gegen die Bibelverbreitung in die Hände gegeben wird, — ein solcher Zustand ist, wie die Erfahrung lehrt, der Verbreitung des Evangeliums und dem Bau der Kirche Gottes, wohl eher förderlich als hinderlich, weil dieselbe Freiheit den Christen zu statten kommt, und von denselben benutzt wird. Allein die Professoren der Theologie auf den Deutschen Landesuniversitäten haben nicht bloß eine solche Lehrfreiheit, sondern sind zu ihren Vorträgen vom Staate verpflichtet, angestellt und besoldet und üben ein wahres Lehrprivilegium aus. Wer eine Anstellung in der Landeskirche sucht, muß bei ihnen gehört haben. Dazu kommt in Halle, daß die Mitglieder der theologischen Fakultät, mit alleiniger Ausnahme des Professor Dr. Ullmann, zugleich Mitglieder der theologischen Prüfungs-Commission sind, die über die Zulassung zur Candidatur entscheidet. Wenn man nun den bedeutenden Umfang und Einfluß dieses Privilegiums erwägt, so ergibt sich sofort, und ist auch immer anerkannt worden, daß damit die Pflicht der reinen Lehre nach den Bekenntnisschriften der Kirche verbunden seyn muß, und daß die Anwendung des Grundsatzes unbedingter Lehrfreiheit auf unsere Professoren der Theologie den schmachlichsten Zwang für die Studirenden und für die Kirchen, deren Lehramter aus denselben besetzt werden, zur Folge haben müßte.

Möchten die hier mitgetheilten, freilich nicht neuen, doch lange noch nicht genug erwogenen Thatsachen endlich die ernste Aufmerksamkeit aller derer, die es angeht, und denen die Kirche Christi in unserem Deutschen Vaterlande am Herzen liegt, auf die wichtige Universität Halle lenken, und ihre Herzen erwecken, durch Gebet, Wort und That die Wunden heilen zu helfen, die der Unglaube diesen durch die Reformation so reichlich gesegneten Ländern geschlagen hat und zu schlagen fortfährt. Ganz vorzüglich sollte auch grade jetzt das Waisenhaus mit seinen umfassenden Schulanstalten, aus denen künftige Prediger und Schullehrer in großer Zahl alljährlich ausgehen, diese Theilnahme auf sich ziehen, da jetzt die Besetzung der ersten Directorstelle der sämtlichen Frank'schen Stiftungen bevorsteht, und diese Wahl großentheils entscheiden wird, ob in diesen Anstalten Frank's und seines Herrn Geist oder der Geist des Unglaubens unserer Tage regieren soll.

\*) Diese Mittheilungen gründen sich, was den Dr. Wegscheider betrifft, auf gut nachgeschriebene Collegienhefte, und, hinsichtlich des Dr. Gesenius auf mündliche Erzählungen seiner Zuhörer. Es kann daher nicht für die wörtliche Richtigkeit jeder einzelnen Aeußerung eingestanden werden, wohl aber für die Richtigkeit der Darstellung im Ganzen, welche auch jeder ihrer Zuhörer bezeugen kann. Uebrigens enthält diese Darstellung wesentlich nichts, was nicht schon durch diese Männer selbst einem gelehrten Publicum wäre gedruckt vorgelegt worden, und kann daher auch nicht als ein Verrath an Geheimlehren angesehen werden.

(Berlin.) Es ist von vielen Seiten her der Wunsch laut geworden, daß die Deutschen Tractatengeseilschaften sich nicht auf die Austheilung fliegender Blätter beschränken, sondern auch, nach dem Muster der Englischen und Americanischen, größere durch Reinheit der Lehre und Salbung des Geistes ausgezeichnete Werke in Umlauf setzen möchten, um so mehr, da unsere ältere erbauliche Litteratur, wie keine ansirartige, zu diesem Zwecke die herrlichsten Schätze darbietet. So gerecht aber auch dieser Wunsch ist, so wird doch seine Erfüllung den Tractatengeseilschaften dadurch unmöglich gemacht, daß die zu derselben erforderlichen beträchtlichen Kosten für jetzt, da die Theilnahme, welche sie finden, gegen ihre Wichtigkeit so unverhältnismäßig gering ist, bei weitem ihre Mittel übersteigen. Da also von dieser Seite her keine Aussicht ist, so haben sich mehrere Freunde des Reiches Gottes dazu vereinigt, einen Versuch zu machen, ob nicht für diesen speciellen Zweck die Theilnahme der Genossen desselben Glaubens und derselben Liebe auf eine solche Weise angeregt werden könne, daß seine Realisirung wenigstens bis zu einem gewissen Grade dadurch möglich werde, und die unerwartet günstigen Erfolge dieses Versuches in ihrer nächsten Umgebung geben ihnen die freudige und feste Hoffnung, daß der Segen des Herrn denselben begleiten und ihm Eingang verschaffen werde. Es kam vor Allem darauf an, dasjenige Werk zu bestimmen, dessen neue Verbreitung die besten Früchte zu versprechen schien. Hier konnte aber die Wahl nicht lange schwanken; die eigene Erfahrung und die Geschichte sprachen beide gleich laut für Arndt's wahres Christenthum, ein Buch, von dem man kühn behaupten darf, daß es nach der heiligen Schrift in unserem Deutschen Vaterlande den meisten Segen verbreitet habe, dem unzählige Gebildete und Ungebildete, Hohe und Niedrige die erste Anregung verdanken, noch weit mehrere Förderung in der Heiligung, Trost und Stärkung in mancherlei Anfechtung, ein Buch voll Geist und Leben, voll Hobeit und voll Einsalt, voll Ernst und voll Liebe, ein reiner Bach, abgeleitet aus dem lauternden Quelle des Wortes Gottes. Christliche Freigebigkeit machte es möglich, daß mehrere frühere Ausgaben zu einem äußerst geringen Preise den Unbemittelten käuflich waren; diese sind jetzt vergriffen, und so den Armen dieser Schatz fast ganz entzogen. Inwiefern es möglich seyn wird, ihnen denselben wieder zugänglich zu machen, das hängt von dem Maasse der Liebe eines Jeden ab, dem diese Aufforderung zu Gesichte kommt. Unser Plan wäre der, eine Auflage von wenigstens 10,000 Exemplaren zu veranstalten; diese sollten entweder ganz unentgeltlich abgegeben, oder zu einem sehr geringen Preise verkauft werden. Die Unterstützung des Unternehmens kann nur auf doppelte Weise geschehen.

1. Durch Geldbeiträge ohne weitere Bedingung.

2. Durch Geldbeiträge unter der Bedingung der späteren Erhaltung einer von den Unternehmern nach Maßgabe des Beitrages zu bestimmenden Anzahl von Exemplaren zur eigenen Verbreitung.

Außerdem wird Pränumeration auf eine Ausgabe auf besserem Papier à 1 Rthlr. angenommen.

Jeder Unterzeichner wird gebeten, sich über die Art seines Beitrages zu erklären und zur Vereinfachung der Geschäfte und zur Befreiung der nothwendigen bedeutenden Vorschüsse den Betrag sogleich bei der Unterzeichnung zu entrichten. Zu seiner Zeit wird eine gedruckte Rechenenschaft über das Unternehmen abgelegt werden.

Indem wir hoffen, daß es aller Orten nicht an solchen fehlen wird, welche die Einsammlung von Beiträgen sich zum angelegentlichsten Geschäft machen werden, fordern wir diese auf, ihre Sammlungen an den Director der Missionsschule Heller hieselbst, Französisch-Strasse № 33, einzusenden. Außerdem erbitten sich zur Annahme von Beiträgen in Berlin Kaufmann Elsner, Spandauer-Strasse № 40, Prediger Gogner, Wilhelm-Strasse № 29, Geh. Oberberggrath Laroche, Friedrichs-Strasse № 221., Tapezier Wohlgemuth, Schorn-Strasse № 11, und die Redaction der Ev. A. Z.



# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1830.

Sonnabend den 23. Januar.

N<sup>o</sup> 7.

Das Christenthum und die Nationalisten in Dänemark  
seit dem Ausgange des vorigen Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Durch diese Abhandlung wurde die Hornemann'sche Theologie und Eregese zu Grabe getragen, und nur vielleicht zu ehrenvoll bestatet. Doch hatte dies auch seinen Nutzen, denn eben war sie verjüngt aufgestanden in dem jüngsten Professor an der Kopenhagener Universität, Heinrich Nicolai Clausen, der erst seit 1822 fungirte, und mit jugendlichem Uebermuth und einer gewissen Virtuosität im Dociren, die nun zur Seltenheit geworden war, den Kampf des Unglaubens erneuerte. Schon 1817 hatte er durch seine philosophische Doctor-disputation den Stand bezeichnet, den er in der Kirche einnehmen würde. In dieser Abhandlung nämlich, „von der Art, wie die christlichen Apologeten vor Theodosius dem Großen Platon's Philosophie benutzt und gewürdigt“ rügt er es als eine offenbare Schwärmerei des Baltus, daß dieser gesagt: „daß der menschliche Geist, sich selbst überlassen, sich nur in Zweifel und Schwierigkeiten verwickelt,“ und wirft es den Kirchenvätern bitter vor, daß sie in der Offenbarung alle Wahrheit gesehen, und eine jede menschliche Weisheit danach geprüft wissen wollten. — Diese unreifen Ansichten ließen jedoch kaum Jemanden in dem Verfasser dieser gelehrten Probeschrift einen solchen Feind der Kirche vermuthen, als den er sich später zeigte. Auch seine Antrittsrede, womit er sein theologisches Professorat eröffnete, ließ es noch im Dunkeln, wie weit er die Helfkunst für die Gebrechen der Kirche, die er als die alleinige anpries: „die gesunde und selbstständige Vernunft,“ ausgebeht haben wollte. Allein in einer Abhandlung, die er bald darauf als die eigentliche auspiciatio ausgehen ließ, einer „Critik des Begriffs der Wunder,“ zeigte er es zuerst unverhüllt, wie er gesonnen sey, die christliche Dogmatik von den alten Schlacken zu reinigen. Er ging hier den nämlichen Weg, den die Freidenker und Naturalisten des achtzehnten Jahrhunderts eingeschlagen, indem er zuerst die Art an die Wurzel des Baumes anlegte, an das göttliche Leben des Herrn in der Knechtsgestalt, durch dessen Vernichtung allerdings der übrige Gehalt der Of-

fenbarung nur ein leichtes Spiel der Scharfsinnigkeit wird, nur daß er das moderne pantheistische Gewebe, wodurch die Welt mit Gott identificirt, und alle Religion als ein potenziertes Gefühl des Universums angeschaut wird, als einen graziösen Schleier dem Ganzen überwarf. Die Erwiderung von dem kirchlichen Standpunkte, die ihm hierauf von Rudelbach ward, worin dieser, seine Dialectik mit leichter Mühe überflügelnd, zur Genüge zeigte, daß die innern Selbstwidersprüche, worin er sich verwickelt, die alte Theorie, die er bestritten, nur um so mehr befestigen und als die einzig wahre bewähren, war ihm so höchst unangenehm, daß er in einer Apologie seiner oberwähnten Abhandlung nicht nur alle wissenschaftliche Würde vergaß, indem er sich auf seine Unverletzlichkeit als angestellter Lehrer der Theologie (schon ganz papistisch in seinem Nationalismus) berief, sondern auch das offenbare Falsum sich erlaubte, zu behaupten, er habe gar nicht die supranaturalistische Theorie der Wunder bekämpfen wollen, obgleich es die Grundzüge derselben waren, die er (freilich, ohne den systematischen Namen zu gebrauchen) vom Grunde aus zu untergraben bemüht gewesen war. Wir würden diesen ganzen Streit, da er sich lediglich auf wissenschaftlichem Gebiet bewegte, in dieser Darstellung nicht erwähnt haben, wenn er uns nicht schon von vorn herein einen Blick in des Prof. Clausen's Technik thun ließ, wodurch er später jedesmal entwich, wenn Jemand ihn Antwort seines Glaubens zu geben im Namen der christlichen Wahrheit aufforderte. Das Gute hatte auch dieser Streit, daß er zuerst auf die notwendige Verbindung der wahren Wissenschaft mit dem einfältigen christlichen Glauben durch ein anschauliches Beispiel aufmerksam machte.

Doch wir kehren nun von der Schule wieder mehr zum kirchlichen Leben zurück, indem wir noch Einiges nachholen, was unmittelbarer auf diese Beziehung hatte, und was auch in diese merkwürdigen Jahre 1823 — 1825, noch vor dem Ausbruche des letzten kirchlichen Streites, fällt. Wir rechnen dahin zuerst den Streit über die Stunden der Andacht im Jahre 1823. Wie sehr dies Buch schon damals auch in Dänemark verbreitet war, so daß es nicht bloß auf den Boudoirs der Damen, und in den Cabinetten der Großen in prachtvollem Gewande glänzte, sondern auch im Hause christlicher Familienväter, einfacher und



guter Bürger, sich einen Platz erschlichen und nun, wie eine Schmarogerpflanze, vermöge seiner dem schlechten, weichen, schlaffen Geiste der Zeit schmeichelnden Grundsätze überall sich angerankt, das kann Referent dieses aus vielfacher Erfahrung bezeugen. Schon hatte ein Propst in der Residenzstadt mehrere Blumen daraus (wie er's nannte) gepflückt; es war drum kein Wunder und wohl auch kein großer Schaden, daß Jemand sich an die Uebersetzung des ganzen Werkes begab. Daß aber ein Prediger, der sich christlich nannte und (wie wir gehört) in der That mit einem christlichen Bekenntnisse die Kanzel betretend, der oben erwähnte Jürgen Thirsted sich dazu hergab, das mußte einen Jeden befremden, und die christlich Denkenden betrüben. Dies sprach der Prediger Thurah (damals in Kopenhagen, jetzt in Ripen an der Catharinenkirche) in einem kleinen Aufsatze mit Ernst und Freimüthigkeit aus, worauf Thirsted — auf eine dem christlichen Lehrer ungeziemende Weise — sich unter die Auctorität jenes höheren Geistlichen verkroch, und den freimüthigen Thurah als einen Fanatiker verschrie. Was in den Flugblättern davon geschwaht und weiter zur Verunglimpfung Thurah's geäußert wurde, war nur in der Ordnung und ist nicht der Rede werth. Größeres Interesse aber gewann die Sache als der Herr C. G. von Bülow, der sich damals in Kopenhagen aufhielt, \*) ein wohlgeschriebenes Büchlein herausgab unter dem Titel: „Vergleichung zwischen den Stunden der Andacht und der heiligen Schrift, oder zwischen Lüge und Wahrheit.“ Nun erst kam die Sache vor das Forum der Dänischen Litteraturzeitung: ein Recensent daselbst (die Schreibart verräth den Prof. Clausen) versicherte in hochtönenden Worten, „alle Schmähungen gegen jenes treffliche Buch rührten nur her von Unwissenheit oder gänzlichem Mangel an theologischer Bildung: man müsse auf den Total-Eindruck und nicht auf Einzelheiten sehen, dann werde man finden, daß diese Schrift den Geist des Christenthums athme, weil sie den freudigen Glauben, die frohe Hoffnung, die Alles belebende, Alles umfassende Liebe, den hellen, freien Blick, das geistige Gleichgewicht, die sanfte Humanität abspiegele, die im Evangelio ihr ewiges Vorbild habe.“ Solche Behauptungen, obgleich in Nebel gehüllt, verdienten nun eine gebührende Abfertigung, und diese ward ihnen von Thurah, der in einer durchaus bündigen und klaren Anticritik, vom inneren Kern und Mittelpunkt des Ganzen ausgehend, zeigte, daß die Stunden der Andacht, sowohl in den Principien als Folgesätzen, ein unchristliches und antichristliches Product seyen. „Denn“, spricht er, „die Lehre, mit welcher das ganze positive Christenthum steht und fällt, die Lehre von der Gottheit Christi, verläugnet der Verfasser, obgleich er wohl oft vom göttlichen Jesu redet, aber in keiner anderen Bedeutung, als man auch von Menschen als Göttersöhnen spricht.“ \*\*) Das Wunderbare bei der Empfang-

niß, Geburt, Versuchung, Taufe, dem Tode und der Auferstehung des Herrn \*) verwirft er oder löst es in leere Declamationen auf; und um dem Unglauben zugleich einen schönen Anstrich zu geben und den Stachel desselben zu verbergen, läßt er das Uebernatürliche als eine bloße Zeitfarbe stehen, womit Jesus und seine Jünger, nach jüdischer Art und Weise, ihren Vortrag geschmückt haben (Accommodationstheorie). Er spricht zwar oft vom Glauben, aber so, daß es klar hervorgeht, daß es nur der Schatten und Schein des christlichen Glaubens sey, den er geföhlen: denn nach ihm wird Jeder durch seinen Glauben selig; auch könne man gar nicht ausmachen, wessen Glaube der allein wahre sey, denn ein Jeder berufe sich auf seine Vernunft; und eben eine solche Mannichfaltigkeit des Glaubens ist, nach seiner Behauptung, in Gottes heiligem Willen gegründet. — So wie er aber auf einem falschen Grunde baut und die alleinige Wurzel der Gottseligkeit verwirft, also sind auch die Früchte, die er anpreist, nur Scheinfrüchte, seine Sittenlehre größtentheils nichts Anderes als eine falsche und verderbliche Klugheitslehre. Wer nach seinen eigenen Gesetzen, das ist, nach besser Einsicht handelt, der ist ihm frei — er predigt also nicht nur Empörung in Gottes Reich, sondern auch gegen die weltliche Obrigkeit, so wie denn auch das Christenthum nach ihm (Bd. 3., 10te Betr.) die Keime der Revolution verbreitet und geheiligt hat. Welche Menschen aber eine solche Theorie bilde, das spricht der Verf. unverholen in folgender Tirade aus: „Ein Jeder knüpft sein äußeres Leben stille an das innere, und sagt es Niemanden. Ein Jeder hat Glauben an Gott und Ewigkeit, aber wie er ihn hat und bewahrt, das ist sein eigenes tiefes Geheimniß. Denn das, was wir in unserem Innersten glauben und sind, das sind wir in der That selbst, das wollen wir nicht irgend ein fremdes Auge berühren lassen. Alles was wir äußerlich gegen die Welt sind, ist nur Klugheit und Schein. Das weiß ein Jeder und ehrt das Geheimniß und den Schein des Anderen, weil er dasselbe von Anderen verlangt.“ — Das ist also das Grundgebot der Liebe in die Sprache und Gesinnung der Stunden der Andacht umgeschrieben.“ — Aus diesen Hauptsätzen und einzelnen Andeutungen wird man den Geist und Gehalt der Thurah'schen Schrift hinlänglich erkennen, die sich den besten Deutschen, welche die Sache des Christenthums gegen jenen schleichenden Angriff geführt, würdig anreihet.

Während so einzelne kräftige und reine Stimmen in der Hauptstadt sich fortwährend gegen das weit und breit um sich

aus, hattest unsere Schwachheiten angenommen, „du warst Mensch, wie ein jeder von Weibe Geborene“ (Band 5.). „Er sollte allein nur Mensch seyn, denn hätte er als Mensch zugleich die Macht der göttlichen Natur in sich gehabt, so würde sein heiliger Wandel uns nicht so entzücken“ (Band 7.). — Diese directen Spuren einer frechen Gottesläugnung sind in den späteren Ausgaben verwischt, und es war dem Verf. so wenig um Wahrheit, aber so sehr oder allein um Fröhnung des Zeitgeistes zu thun, daß der Verleger des Buches, Herr Sauerländer in Aarau (doch wohl nicht ohne des Verf. Vorwissen), erklärte: So Jemand sonst etwas umgeändert wünschte, was billig sey, so sollte es noch in den folgenden Ausgaben geschehen. —

\*) Charakteristisch ist allerdings in dieser Rücksicht (was Thurah bemerkt), daß er von den Worten des Römischen Hauptmanns beim Tode des Herrn nur die anführt: „Er war ein gerechter Mann.“ hingegen diese vorbeigt: „Dieser war wahrlich Gottes Sohn.“

\*) Später Agent für die Continental-Society. C. G. A. 3. September 1829 S. 623.

\*\*) Der Verfasser (Thurah) macht hierbei auf einen Punkt aufmerksam, der zu interessant ist, um vorbeigegangen werden zu dürfen; auch weiß ich nicht, ob er von Deutschen Widerlegern jenes Andachtbuches bemerkt worden. In den vier ersten Ausgaben nämlich findet man viel stärkere Spuren, daß der Verf. durchaus ein Naturalist und Feind der Gottheit Christi sey, indem er in schneidendem Widerspruch gegen die Schrift, sich also ausdrückt: „Niemand zweifle, daß der Heil, der die Welt erlöset, ganz Mensch war mit unseren Schwachheiten“ (Band 2.). „Du, Je-



greifende Uebel der Lauigkeit im Bekenntnisse und im Glauben erhoben, hatte auf der Insel Fühnen das religiöse Lebenselement sich selbst gewaltsam eine Bahn gebrochen. Es war zwar dies nicht das erste Mal, daß eine Separation einzelner Gemeinden die Landeskirche bedrohte — schon von der Mitte des vorigen Jahrhunderts, in den Kämpfen zwischen den Herrnhutern und Pietisten, äußerten sich mehrere separatistische Regungen hie und da auf der Halbinsel Jütland; auch Hauge's \*) Predigten auf seiner Reise durch's Land im Jahre 1804 hatten hie und da Spuren hinterlassen; und besonders die Bewegungen wegen der Einführung des neuen Gesangbuchs, sowohl in Fühnen als in Jütland, waren nicht ohne bedenkliche Erscheinungen abgelaufen — aber es war vielleicht zum ersten Male, daß eine solche Bewegung sich einer ganzen Insel mittheilte und fast überall so wie Widerspruch, also auch Freunde fand. Es sey uns darum vergönnt etwas länger dabei zu verweilen.

Das Volk, das die Insel Fühnen bewohnt, ist edler, aufgeweckter Art und vielleicht im Ganzen weniger zur bloß irdischen Betriebsamkeit, als die Mehrzahl der Jütländer geneigt. Schon früher, als das religiöse Leben bei einer reinen, aber todtten Predigt des göttlichen Wortes zu ersterben drohte, hatten sich hier Mehrere zur nöthigen Wachsamkeit enger verbunden — wie viel mächtiger mußte jetzt die Unzufriedenheit ausbrechen, da das Volk in vielen Kirchspielen kein Gotteswort mehr hörte, und oft auf meilenlangen Wanderungen vergeblich einen christlichen Prediger suchte, \*\*) da ihm sein altes Gesangbuch größtentheils wider seinen Willen durch allerlei Künste der neologischen Prediger und Schulmeister \*\*\* entrisen, da selbst der Catechismusunterricht an manchen Orten vergiftet war, und unter dem Namen biblischer Geschichte in mehreren approbirten oder doch tolerirten Handbüchern den Kindern eine Speise gereicht

\*) Das Deutsche Publicum hat bisher nur einen authentischen Bericht von diesem merkwürdigen Manne erhalten, und zwar von Dr. F. W. von Schubert in „Stäudlin's und Tzschirner's Archiv für die Kirchengeschichte, 3ten Bandes 2tes Stück S. 237 — 276.“ Die in ebendenselben Archiv (Bd. 2. St. 2.) eingerückte: „Geschichte Hans N. Hauge's“ von Dr. F. Möller ist gar nicht zuverlässig, doch weniger durch die Schuld des Referenten als der schlechten, partiellischen Berichte, die er benutzte. In neuerer Zeit hat Prof. Stenersen in der theologischen Monatschrift von Grundtvig und Rudelbach (Bd. VI. VIII.) einen ausführlichen und trefflichen Aufsatz über Hauge's Leben, Lehre und Schriften geliefert, wovon ein fruchtbarer Auszug vielleicht recht bald den Lesern unserer Kirchenzeitung mitgetheilt werden wird. —

\*\*) Es ist notorisch, daß Erbauung suchende Fühnbøer (so nennt man den Stamm in der Landessprache) oft des Sommers von der Westküste Fühnen's alle vierzehn Tage oder vier Wochen nach der entgegengesetzten Schleswig'schen Küste hinübersehten, um eine christliche Predigt in Christiansfeld oder sonst wo anzuhören. Daher ihrer Viele auch im Anfange den Ansichten der Brüdergemeinde folgten, Andere sich mehr zum Hauge'schen Pietismus hineigten. Später saßen Mehrere von ihnen ein, daß beides ein Abweg sey, und wurden nun recht nüchterne, besonnene aber auch eifrige Christen.

\*\*) Dennoch hielt das Volk an manchen Stellen so fest an dem alten Gesangbuche, daß es mehrere Jahre hindurch aus diesem sang, während der Pfarrer und Küster aus dem neuen. In Jütland, an vielen Orten bildete man dem Volke ein, „es sey des Königs Befehl,“ da es doch dem königlichen Willen gemäß einer jeden Gemeinde freigestellt war, zwischen dem neuen und alten Gesangbuche zu wählen. Gleichwohl ist noch heut zu Tage das alte Kingö'sche Gesangbuch nicht aus allen Gemeinden dort verdrängt.

ward, wodurch sie anstatt Gottes Veranlassung zur Seligkeit der Menschen anbeten zu lernen, vielmehr die heilige Geschichte meistern lernten. \*) Es ist ein dunkles Gemälde, wird man sagen, was ich hier entwerfe — aber ein jeder gläubige Christ, der auf die Zeichen der Zeit Acht gab, wird mir Zeugniß geben, daß es sich in der That so verhielt, und zwar nicht bloß in Fühnen, sondern im ganzen Lande bis an die Eider und Elbe. Möchte nur die Erkenntniß dieses Dunkels um so Mehrerer Herzen öffnen für den hellen Tag Christi und zu einem wahren Leben in ihm, dem Lichte der Welt, hinführen. Ich will nun versuchen, soweit jene Bewegungen mir aus glaubwürdigen, mündlichen Mittheilungen bekannt sind, von dem Ursprunge und Fortgange derselben einige Nachricht zu ertheilen.

Die ersten Andachtsversammlungen dieser Art zeigten sich in einer kleinen Stadt auf der Westspitze Fühnens, Kjerteremünde, und alsbald nannte man auch spottweise Alle die zu dieser Verbrüderung gehörten, oder auch nur mit Liebe sich an den alten Glauben angeschlossen: die Kjerteremünde-Secte. Zu den allgemeinen Aufforderungen, die wir schon berührt, kam hier noch die individuelle, dringende hinzu, daß eben in diesem Kirchspiele ein sehr schlechter Prediger stand. Hunger nach Gottes Wort trieb das Völklein zuerst zusammen: bald fielen ihnen Bücher wie Luther's und Brochman's Postillen in die Hände, die seit Jahrhunderten dem gemeinen Manne hier so wie überall in den Dänischen Staaten, nächst Bibel und Gesangbuch, das tägliche Brodt im Geistlichen waren, und leicht entdeckten sie nun, daß das Christenthum, was jene Bücher lebendig aussprachen, und an die Herzen legten, das wahre biblische sey, hingegen das, was viele Prediger unter diesem Namen verkündigten, nur ein Schein menschlicher Weisheit, die Thorheit vor Gott ist. Diese Laien kamen also gewöhnlich Sonntag Nachmittags nach der Predigt zusammen in den Häusern; wer am besten dazu geschikt war, las eine Betrachtung aus den erwähnten Postillen oder auch anderen Schriften bewährter Theologen vor; und in dieser Rücksicht so wie in anderen hatten sie sehr viele Aehnlichkeit mit den Schwedischen Lesern. Auch hier war, wie wenigstens bei den Lesern im vorigen Jahrhundert in Schweden \*\*) auch der Fall gewesen, die erste Regung etwas verwirrt; unter dem Lesen des Wortes kamen ihnen, wie ein glaubhafter Zeuge, der bei dieser ersten Erweckung war, aus, oftmals Zuckungen an; allein sie waren so weit entfernt, diese einem Triebe des Geistes zuzuschreiben, daß sie vielmehr, weil die Schrift nichts von solchen Wirkungen, wenn der Geist Gottes über die Menschen komme, erwähne, sie dem Einflusse des Bösen beileigten und Gott baten, er möchte sie vor jedem Abfall von der gesunden Lehre bewahren.

(Fortsetzung folgt.)

## Nachrichten.

(Der Thesenstreit in Straßburg.)

Zeugen der Wahrheit, die in Christo ist, werden in unserer Zeit aller Orten erweckt. Auch in Straßburg hat sich neuerlich vor

\*) Solcher neologischen Fabricate gab's damals gar viele: sie wurden zuerst aus Deutschem Grund und Boden nach Dänemark verpflanzt. Im Anfange des Jahrhunderts brauchte man in vielen Schulen Campe's Lehrbuch, später ward ein Pendant dazu und zu Adler's Umschreibung der Hübner'schen Geschichten von einem gewissen Thonboø sehr beliebt.

\*\*) S. Herrn F. W. von Schubert's Bericht in Stäudlin's und Tzschirner's Archiv, Band IV. S. 617.



der gelehrten Welt eine solche Stimme für den alten Glauben erhoben. Am 9. und 10. November des vorigen Jahres hielt der Candidat Redslob seine theologische Doctordisputation und legte selbst dabei ein ernstes Bekenntnis seines biblischen Glaubens ab, während seine Opponenten, die Mitglieder der Straßburger Facultät, auf eine betrübende Weise — ja zum Theil mit Frechheit — die Grundwahrheiten des christlichen Glaubens entweder direct angriffen, oder geringschäßig behandelten. Der Gegenstand der Disputation war eine dogmenhistorische Abhandlung „*doctrina fidei christianae, quam exposuerunt patres apostolici, cum sacra scriptura collata, nec non cum Augustana confessione*“ („die Glaubenslehre der apostolischen Väter, verglichen mit der heiligen Schrift, wie auch mit der Augsb. Confession“), und ein „*tentamen exegeticum*“ über Eph. 1, 15–23. — Eine große Anzahl Zuhörer hatte sich versammelt, wohl an 200, Pfarrer, Studierende und Laien, auch mehrere Katholiken. Um so betrübender mußte es seyn, im Angesicht einer solchen Versammlung die christlichen Grundwahrheiten angefaßt und ihren Vertheidiger, namentlich von dem Decan der theologischen Facultät, verhöhnt zu sehen. Derselbe, der durch seine rationalistische Vorrede zu der Deutschen Bibel der Straßburger Bibelgesellschaft,\*) bekannte Dr. Haffner, dem in der Zeitschrift „*Studien und Critiken*“ wegen seiner Predigten ein ebenso großes, als unverdientes Lob erteilt wird (1. Bd. 2. H. S. 520.), begann seine Opposition mit den höchst ärgerlichen und anstößigen Worten: „*Tua dissertatio sordet veterem doctrinam*“ (deine Abhandlung sinkt nach der alten Lehre) und fügte hinzu: „Wie vor den Augen der Juden eine Decke hänget, daß sie Christum nicht erkennen, so hänge vor des Disputanten Augen eine, so daß er Christum überall sehe“ (!). — Der Disputant hatte gesagt: „Es ist dies das Bekenntnis des christlichen Glaubens: mich, der ich durch meine Verfehrtheit den Zorn des heiligen und gerechten Gottes und die ewige Verdammnis verdient habe, hat mein Herr Jesus Christus durch sein Leiden und seinen Sühnungstod wieder erkaufte.“ Dr. Haffner entbündete sich nicht zu behaupten, in den zum Beweis angeführten Stellen aus dem Briefe an die Römer seyen bloß die Juden und Heiden als Sünder erklärt; hier aber sey von Christen die Rede, welche diese Stelle nichts angehe. Defendens erwiderte: „Unter Juden und Heiden sey die ganze Menschheit begriffen; übrigens dürfe nur Jeder in sein eigenes Herz schauen, um da Keime und Neigungen zu allen Sünden zu entdecken.“ Die Antwort, welche der Decan der theologischen Facultät hierauf gab, und welche sich einst für ihn vor dem Richterstuhle Christi in eine furchtbare Anklage verwandeln wird, war: „*J'en suis très-lâché pour vous*“ („das thut mir sehr leid für Sie“) — eine des pharisäischen Kaiphas würdige Antwort.

Defendens hatte die Einheit des Sohnes mit dem Vater behauptet (Joh. 10, 30.). Haffner entgegnete: „Joh. 17, 22, 23. beweise, daß auch Cap. 10, 30. nicht von der Einheit des Wesens, sondern von der Einheit der Bestimmung die Rede sey.“ Dagegen erwiderte Defendens: „Aus dem Zusammenhange der beiden vorhergehenden Verse sey klar, daß Cap. 10, 30. von der Jesu und dem Vater gemeinschaftlichen Allmacht die Rede sey, und da diese ein göttliches Attribut, so sey klar, daß es sich auch hier von gemeinschaftlicher Gottheit handle.“

Haffner machte dem Defendenten wiederholte Vorwürfe über seine Anhänglichkeit an die symbolischen Bücher. Dieser erwiderte: „Die symbolischen Bücher muß man festhalten, bis man etwa andere zu Stande bringt.“ Haffner: „Seit der Zeit der Reformation hat die Theologie solche reizende Fortschritte gemacht, daß wir über die symbolischen Bücher längst hinaus sind.“ Defendens: „Dennoch haben die Reformatoren den Sinn der heiligen Schrift wohl verstanden, und in den symbolischen Büchern wohl ausgesprochen.“ Haffner: „*Pessimus sensum*“ („den schlechtesten Sinn“ —

der heiligen Schrift?). Defendens: „Die Rationalisten haben noch keine besseren Schriftklärungen geliefert.“ Haffner: „Die kritischen und hermeneutischen Kenntnisse der Reformatoren sind kümmerlich gewesen.“ Defendens: „Seine Fortschritte können uns noch wer weiß wohin führen. Der Rationalismus ist nichts als eine Vermüthelung der christlichen Wahrheit, kein System neuer Erkenntnisse.“ Bei jeder entflohenen aus dem Glauben hervorgehenden Antwort des Defendenten verstummte der Opponent.

„Die Versöhnungslehre,“ behauptete Opponent, „ist Accommodation.“ Defendens: „Materielle Accommodation ist Lüge, dann ist das Neue Testament ein Lügenbuch.“

Auf Dr. Haffner folgte als Opponent ein Verwandter des Defendenten, Dr. Redslob, der nach mehreren Angriffen in ähnlichem Geist zum Schlusse sagte: „Er hoffe, Defendens werde durch reiferes Forschen zu Ansichten geleitet werden, die von seinen jetzigen wesentlich verschieden wären;“ worauf Defendens schloß: „Dies, hoffe ich dagegen, wird nie der Fall seyn.“

Der dritte Opponent, Dr. Richard, der in seinen Vorlesungen die Dreieinigkeitslehre eine gräuliche, und die Gottheit Christi eine dogmatische Gaukelei zu nennen sich erlaubt hatte, sprach dem Verfasser der Dissertation Gelehrsamkeit, Fleiß und Methode nicht ab, aber in unseren Tagen genüge es nicht, das Christenthum bloß fromm und schriftgemäß aufzufassen, sondern, wie er sich ausdrückt, *ne horreat alicui* („damit es Niemanden davor grause“), auch rational.

Als Opponenten gegen das exegetische Tentamen über Eph. 1, 13–23. traten Dr. Dabier, Matter und Bruch auf. Dr. Matter — derselbe, von welchem in den „*Studien und Critiken*“ die Uebersicht der Französischen Literatur herrührt — wunderte sich, daß Defendens grade diese Stelle gewählt habe, die gar nichts Interessantes enthielte. „Deine Stelle da,“ sagte er, „ist eine treffliche Probe der Orientalischen, ja pharisäischen Art, öfter dasselbe zu sagen, welche wir so häufig in den Briefen Pauli treffen. Defendens habe wohl bloß deswegen diese Stelle gewählt, weil sich seine Lieblingslehren daran knüpfen lassen.“ — Er erkundigte sich angelegentlich, wen der Defendens unter den Worten meinen möge: „Feinde des Kreuzes Christi und reizende Wölfe.“ Defendens erwiderte: „Nicht Thiere, sondern falsche Lehrer.“ Herr Matter schloß seine Opposition mit dem wohlgemeinten Rathe, daß in dem Alter des Defendenten fromme Meinungen wohl füglich zu pflegen seyen, aber über die Wahrheit der Lehren eine bestimmte Meinung zu fassen, sey viel zu früh. Gleichwie die Apostel sich und ihre Schüler von Orientalischen, jüdischen und pharisäischen Vorurtheilen zu der reinen Lehre des Evangeliums gewendet, so müßten auch wir uns von den symbolischen Büchern zur Lauterkeit Christi kehren. „Die Kirche sey dieselbe, die Liebe dieselbe, aber nicht derselbe Glaube, nicht dieselben Dogmen!“ — Dr. Bruch bemerkte: „Da der Defendens mit so vieler Entschlossenheit bei allen seinen dogmatischen Ansichten verbleibe, und sich nicht habe belehren lassen, so halte er es für unnütz, weiter über dogmatische Punkte zu sprechen, und wolle nur kritische berühren.“ Uebrigens sprach er doch zum Schlusse den frommen Wunsch aus, des Defendenten Frömmigkeit und Kenntnisse möchten zur Ehre Gottes und der Kirche gereichen.

Wie traurig ist das Loos der Evangelischen Kirche in einem Lande gefallen, wo die obersten Lehrer der Kirche so einmüthig als verschiedene Feinde der christlichen Grundwahrheiten auftraten! Da ist es denn kein Wunder, wenn auch junge Geistlichen so auftreten, wie der Candidat aus Landau, der sich neuerlich erdreisete, dem Evangelischen Consistorium in München eine Predigt einzufenden, die seiner Geliebten dedicirt war, welcher er das Compliment macht, daß ihr Geist ihn dabei begeistere habe. Desto freudiger reichen die, welche es mit der Kirche Christi rechtlich meinen, dem wackern Streiter Christi, Doctor Redslob, die Bruderhand. Er fürchte sich nicht, er steht nicht allein, die Kirche Christi streitet mit ihm, und der Gott Abrahams ist sein Schild und sein großer Lohn.

\*) Man vgl. den Jahresbericht der Gesellschaft von 1828.



# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1830.

Mittwoch den 27. Januar.

N<sup>o</sup> 8.

Das Christenthum und die Nationalisten in Dänemark  
seit dem Ausgange des vorigen Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Als die Versammlungen nun zahlreicher wurden und, wie's nicht anders geht, unter dem Widerspruche der Geistlichen sich fort erhielten, ja selbst in manchen bürgerlichen Verhältnissen eine Entzweiung veranlaßten (obgleich die Leute allgemein das Lob eines ehrbaren und rechtlichen Wandels hatten), so erging zuerst im Jahre 1824 ein Polizeiverbot gegen diese Versammlungen; und hier, wie so oft, griff man es ganz verkehrt an, indem man den Leuten eine staatswidrige Tendenz aufbürdete, statt sie mit der heilsamen Liebe und der reinen, lauterer Predigt des Wortes — den einzigen Mitteln, welche der gute Geist Gottes heiligt — wieder zurückzurufen. Als der erste Schritt gethan war, folgten schnell andere, und leider eben so wenig beschwichtigende, sondern vielmehr aufregende. Die Leser in einem gewissen Kirchspiele (Ellinge) kamen, trotz des Polizeiverbots, zusammen, weil sie behaupteten, ein weiser und frommer König habe schon vor achtzig Jahren und mehr solche Andachtsversammlungen gestattet, und später habe kein Königlich-Gesetz sie verboten. Und sie hatten Recht: in der Verordnung Christian's VI. vom Jahre 1741, „worin sehr ausführliche und wohlbedachte Maaßregeln in Betreff solcher Privatversammlungen zur Erbauung gegeben werden, wird auch im 1ten Paragraph „überhaupt aufrichtig Gott suchenden Personen gestattet, sich in privaten Häusern zu versammeln, um sich aus Gottes Wort zu erbauen, jedoch nur in kleiner Anzahl, auf eine kurze Zeit, Männer mit Männern und Weiber mit Weibern; wobei der Pfarrer nicht nur die Freiheit habe, sondern ihm ernstlich anbefohlen sey, denselben oft beizuwohnen, und Einsicht zu haben, daß nichts wider Gottes Wort oder die Einrichtung der Kirche und des Staates dort verhandelt, noch irgend etwas Fanatisches unternommen werde, damit er aus eigener Erfahrung diese Versammlungen beurtheilen, schlecht Unterrichtete von den Zwecken derselben belehren und den Theilnehmern selbst rathen könne, wie sie am besten auf diese Weise ihre Erbauung fördern mögen.“ — Auf diese lauterer Königli-

chen Worte gestützt, gingen nun die oben erwähnten Leser zu ihrem Pfarrer und eruchten ihn, daß er sich in ihre Versammlungen begeben möchte. Er sagte es ihnen nicht nur zu, daß er den dritten Sonntag darauf anwesend seyn wolle, sondern lobte auch in seinen Predigten diejenigen, die sich des Nachmittags versammelten, um Gottes Wort zu überlegen. Dennoch, ehe die dritte Woche vergangen, war der Pfarrer selbst ihr Ankläger. Zuerst wurden nur zwei vor's Gericht gestellt. Sie beriefen sich auf die Zusage des Pfarrers, erkboten sich Zeugen zu stellen, und stellten deren wirklich zwei. Allein ehe der nächste Gerichtstag kam, hatte man schon diese zwei als selbst Anhänger der Secte belangt, daß sie also nicht zeugen konnten. So ging es abermals zwei Anderen und noch Mehreren, bis ihrer in allem zehn waren, die vor Gericht standen. Nun sahen sie, es half nichts, auf die Art Zeugen zu stellen und standen davon ab. Der Pfarrer legte den Läugnungs Eid ab, und so wurden sie bei der ersten Instanz verurtheilt. — Dieses ist ein Beispiel und freilich der samösesten Art, aber auch in andern Städten behandelte man diese Leute so, daß man, anstatt dem Separatismus zu steuern, ihm vielmehr neuen Zunder gab. Wenn sie in dem Vorzimmer zur Gerichtsstube waren, höhnte der unchristliche Pöbel sie, sperrte ihnen den Mund auf, und nöthigte sie Brandwein hinunterzuschlucken. Auf dem Wege zu und von dem Gerichte wurden sie oft mit Steinwürfen verfolgt. Selbst im Gerichte spottete man ihrer öfters und fragte sie, ob sie denn nicht einen Spruch auf dies oder jenes wüßten, der sie rechtfertigen könnte. Mitunter aber kamen sie denn auch mit einem Spruch. So als einst der Richter ihnen sagte: „Die Sache stände nun in seiner Gewalt, und hier würden keine Ausflüchte helfen,“ erwiderte ein Bauersmann: „Aber es steht geschrieben: Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden, sein ist die Gewalt, der da sitzt zur rechten Hand Gottes des Vaters, und nicht ihre!“

Während nun ihre Sache von den untern Gerichten durch Appellation an die höhern Instanzen nach Kopenhagen ging (wo sie zuletzt freilich nicht viel anders entschieden ward und die Bethheiligten zu den Prozeßkosten verurtheilt wurden), ereignete sich etwas, was sie freier aufathmen machte und der Sache so wie eine tiefere Auffassung also ein reges literarisches Interesse gab. Es war ein Votum des Pastors Grundtvig (zunächst



durch jenen neulich erzählten Fall in Ellinge hervorgerufen), welches höheren Ortes beachtet werden zu seyn scheint, oder wenigstens solche Grundsätze aufstellte, die auch bei der höchsten Auctorität Anerkennung fanden. Grundtvig redete hier für die Sache der Menschenliebe und wahren christlichen Duldung, und faste das Ganze vom Standpunkte einer vernünftigen Staatskunst auf. Man hatte wohl kaum erwartet, Grundtvig hier zu treffen, und er beschämte wirklich auf einen Augenblick seine Gegner, die, indem sie ein unchristliches Joch aus des Volkes Hals legten, die freimüthigen Bekenner des Christenthums verläumdeten; als ob sie einen neuen Gewissenszwang einführen wollten. — Die Hauptzüge dieses Votums, da sie zugleich für die ganze Lösung der Frage von großer Bedeutung sind, wird man nicht ungern hier sehen. „Solche Andachtsversammlungen (sagt Grundtvig), sind wirklich in meinen Augen nur mittelmäßige Surrogate für das kirchliche Leben, nur mittelmäßige Pflanzschulen für wahre Gottesfurcht, Demuth und Liebe. Die Kirchengeschichte hat mich nämlich gelehrt, daß ein gewisser krankhafter Pietismus sich in solchen Versammlungen leicht mit verschrobenen Einfällen, mit Geringschätzung des Lehramtes und zuletzt der Schrift selbst paart, und darum habe ich nimmer dazu gerathen, sondern vielmehr abgerathen. Hier ist aber die Frage nicht: was wir für dienlichst achten zur Förderung und Erhaltung des wahren Christenthums, sondern bloß, was wir, als die schriftgelehrten Diener des Staates, die das religiöse Element am besten kennen müssen, dem Staate rathen sollen zu thun, wenn sich der Hang zu dergleichen religiösen Versammlungen äußert: entweder mit dem Schwerde drein zu schlagen oder mit Ruhe zuzusehen. — Hier fragt es sich also zuerst: Ist es wahrscheinlich, daß der Staat durch Strafgesetze die religiösen Versammlungen seltener und weniger gefährlich machen könnte, wenn er dieselben für schädlich ansähe? Die Geschichte von den ersten Tagen des Christenthums bis auf die letzten hinab lehrt uns, daß ein jeder Versuch der weltlichen Obrigkeit, mit Macht die Aeußerungen des erwachenden religiösen Elements zu unterdrücken, nicht nur fruchtlos gewesen, sondern augenscheinlich dazu beigetragen, es zu verstärken und auszubreiten. Klugheit müßte also wenigstens widerrathen, einem Element offenbare Feinde zu verkünden, das sich unlösbar von jeher als das stärkste gezeigt hat von allen, die in der Menschengemeinschaft gährten, so daß selbst in der freivolsten Zeit und im leichtsinnigsten Kreise ein Napoleon seine Ohnmacht bekennen mußte, die Bewegungen dieses Elements zu hemmen. Die staatskluge Obrigkeit, statt die Andachtsversammlungen zu hasen und zu fürchten, müßte sich vielmehr zu allen Glück wünschen, die nur mit einigem Rechte diesen Namen tragen. Denn es ist freilich eine große Frage, ob die, welche ihre Lust und Freude an solchen Versammlungen haben, dadurch bessere Menschen werden, aber es ist gar keine Frage, daß sie wenigstens eine Zeit lang bessere Bürger werden und dem Staate einen Theil von den Kräften zurückgeben, welche durch geräuschvolle Vergnügungen und die gewöhnlichen Ergötzlichkeiten vergeudet werden. Selbst also, wenn es der Staat für möglich hielte, die Andachtsversammlungen zu unterdrücken, müßte er es nie klug finden. — Und betrachten wir nun die gegenwärtige Zeit, eine Zeit, wo alle staatskluge Männer erschrecken müssen vor der Schwächung und innern Auflösung, dem Mangel an Ehrlichkeit und Ehrbarkeit, dem Jagen nach Genuß und Gewinn, es koste was es wolle, dem Mißvergnügen mit dem Ge-

genwärtigen und der verzweifeltsten Betrachtung des Zukünftigen — wenn in einer solchen Zeit das aufwachende, religiöse Element, das, nach der Erfahrung aller Zeiten, allein das Menschenleben in ein erträgliches Gleichgewicht bringen kann, wenn dieses sich in der Kirche, ich will nicht sagen nicht befriedigt, sondern vielleicht nicht einmal angesprochen findet, was sollte der Staat dann lieber wünschen, wenn es auch bloß darauf ankäme, entweder, daß dieses kräftige, für den Staat so wohlthätige Element wieder ersterben sollte, oder daß es seine Nahrung sucht, wo es sie finden kann? Die Dänische Regierung war vor hundert Jahren so klug aus Erfahrung, daß sie nicht die Andachtsversammlungen bekämpfen wollte, ungeachtet sie damals leicht unnöthig, ja sogar schädlich scheinen konnten — gewiß wird sie, von derselben landesväterlichen Milde befeelt, sie in dieser Zeit in einem weit günstigeren Lichte betrachten, da lebendige Religiosität offenbar das ist, was uns fehlt, und da es unmöglich anders seyn kann, als daß dasjenige religiöse Element, was unsere Väter entflammte, wenn es wieder erwacht, sich nothwendig an vielen Orten fremd in der Kirche fühlen muß. Denn unter der Veränderung der Theologie und des daraus entspringenden Kirchendienstes im letzten Jahrhundert verlor die Kirche offenbar ihren ganzen Einfluß aufs Volk, und das nun so nothwendiger, weil die kalte und gezwungene Büchersprache, die jetzt in der Kirche herrschend ward, für das Volk so gut wie Latein war — und wenn nun das alte Luther'sche Christenthum unter ihnen erwachte, mußten sie nicht bald mit Schmerzern gewahr werden, welcher himmelweite Unterschied, der Materie sowohl als der Form nach zwischen Luther's Predigten und den jetzt gewöhnlichen sey! Daß nun auf diese Art sehr leicht eine unangenehme Spannung zwischen dem Prediger und einem Theile seiner Gemeinde entstehen könnte, ist begreiflich genug; gewiß aber kann eine solche nie schlimmere, dem Staate nachtheiligere Folgen haben, als wenn der Prediger bloß dadurch, daß er seine Gemeindeglieder für Ketzer und Fanatiker erklärt, sie gerichtlich belangt und als solche abgestraft erhalten kann; denn was müßte doch das Volk denken, wenn es sich bewußt war, sein Christenthum und seine Erbauung nur aus der Dänischen Bibel, aus den Schriften Luther's und anderer berühmten Gottesgelehrten geschöpft zu haben, und sich deshalb eine fanatische Secte nennen hörte! Fanatismus aber sollte man hier billig nichts Anderes heißen, als was das Gesetz darunter versteht, nämlich eine jede unruhige politische Richtung des religiösen Elements; denn wenn die Ausleger des Gesetzes darunter Alles verstehen wollen, was eine herrschende Parthei in der Litteratur mit diesem Namen stempelt, so würde der Staat in Gefahr stehen, seinen Arm einer Sache zu leihen, die gar nicht besser wäre, als die Ketzerverfolgungen der Vorzeit; ja es könnte zuletzt dahin kommen, daß er die im politischen Sinne aller-nüchternsten und ruhigsten Aeußerungen des Glaubens als fanatisch bestrafe. Entweder muß also der Staat dem katholischen Grundsätze huldigen, seinen Priestern und Bischöfen die Bestimmung zu überlassen, was Fanatismus genannt und als solcher gestraft werden solle (wodurch denn der Grund zu einer neuen Hierarchie gelegt wird); oder auch er muß fest halten an dem protestantischen Grundsatz, daß, welche Schimpfworte auch die religiösen Partheien gegen einander gebrauchen, für den Staat doch nur das Fanatismus sey, was er, ohne Bischöfe und Priester um Rath zu fragen, selbst erkennen kann an der politischen, wider Gottes Wort streitenden Richtung. Ich sage es darum rund heraus: wenn Prediger die weltliche Obrig-



Zeit dahin bringen wollen, daß sie den Glauben und die Andacht ihrer Gemeindeglieder nach ihrem Kopf formen soll, und wenn sie über Fanatismus schreiben, ohne die politisch-gefährliche Richtung darthun zu können, dann sind sie im Grunde Papisten, wie soterlich sie auch gegen den Namen protestiren; und die staatskluge Obrigkeit wird dann sicher gegen ihre Klagen taub seyn."

Unter den Predigern in Zühnen, die die religiöse Volksgährung nicht mit fleischlichen, sondern mit des Geistes Waffen bekämpften, war auch Nicolai Faber; allein er ging in den Predigten, die er mit Bezug darauf hielt,\*) so weit auf die andere Seite, daß er die Wahrheit öblich aufopferte, indem er zuerst von der ganz willkürlichen und falschen Voraussetzung ausging, daß in jenen Versammlungen eigentlich gelehrt werde, und damit die doppelte, eben so falsche und irrige Behauptung verband, daß nur der durchaus methodisch gebildete und in aller Gelehrsamkeit unterrichtete Lehrer Gottes Wort rein und erbaulich predigen könne, und daß dieses nicht mit Frucht und Andacht gehört werden könne, ohne in den eigens dazu gebauten Häusern. Diese Schiebtheiten rügte nun Grundtvig in einer Anzeige der Faber'schen Predigten mit Kraft und Leben. „Zuerst," spricht er, „muß ich bemerken, daß wenn keine religiösen Versammlungen außer dem dazu gebauten Hause, und keine Predigt von Anderen als den dazu methodisch Erzogenen zur Aufklärung und Erbauung seyn könnte, da hätten in der Reformationszeit nicht Luther und seine Zuhörer, sondern der Papi und seine Anhänger offenbar Recht, ja da hätten nicht Jesus Christus und seine Jünger, sondern die Schriftgelehrten und die heidnischen Götzenpriester Recht; denn wie wir lesen, war weder Jesus noch waren seine Apostel was man damals gelehrte Männer nannte, und sie predigten öfter in den Häusern, wo man aß und trank, als in den Synagogen. Ferner will ich bemerken, daß wenn auch die Einweisung ganz päpstlich Kalk und Stein zu Gottes Haus und alles mögliche Predigergeschwätz zu Gottes Wort machen könnte, wogegen ich doch, mit Christus und Luther von ganzem Herzen, Seele und Gemüth protestire, so hätten doch die lieben heterodoxen Prediger, die so gern in ihren Worten das göttliche Ansehen geben möchten, daß sie den Worten der Propheten und Apostel verweigern, dadurch gar nichts gewonnen, da es unlängbar ist, daß es, ehe sie geboren, ordentlich studirte, berufene, ordinierte Priester gegeben, die eine ganz entgegengesetzte Lehre führten, und was das Schlimmste für sie ist, daß es noch deren gebe. — Darin müssen also unsere heterodoxen Amtsbrüder sich finden lernen, sowohl daß wir eine Stimme haben über das was Gottes Wort und die rechte Meinung desselben sei, als auch daß Luther mit allen den Alten, die geistlich reden obgleich sie leiblich todt sind, eine Stimme in der Gemeinde haben, und endlich, daß die Gemeinde der Stimme folgt, die ihr am besten dünkt, die Bibel liest in der Uebersetzung, wozu sie das meiste Vertrauen hat, sich durch die Predigt und Auslegung erbaue, welche sie am meisten biblisch findet, sich mit den Psalmen ermuntert und tröstet, welche sie für die christlichsten, erhebensten und rührendsten hält." — Faber setzte die Discussion fort in „Fünf Briefen an Grundtvig, betreffend Vernunft, Geist und Buchstabe, Andachtsversammlungen

außerhalb der Kirche und die Möglichkeit eines Beweises für Gottes Daseyn," allein auf eine Art, die die Wahrheit mehr trübte als aufklärte, und die Streitfrage verrückte, die eigentlich nur die Zulässigkeit und relative Nothwendigkeit solcher Versammlungen in einer Zeit, wo der alte Glaube wieder Wurzel gewinnen will, betraf. In jenen Briefen verräth sich nämlich der Verf. offenbar als ein Organ des Zeitgeistes, der auf der breiten Basis weniger notions communes das ganze Christenthum gebaut wissen will; und, um diesen Gemeindegrißen einen höheren Schein zu geben, setzt er ein inneres Licht, apriorisch und unabhängig von jeder äußeren Offenbarung, ein Licht im Menschen, das wesentlich eins sey mit Gott. Nachdem er sich zuerst so in das Centrum des Fanatismus gestellt, kann man wohl begreifen, welchen Geist und welche Geistigkeit er in absolutem Gegensatz zum Buchstaben der Schrift vertheidigt, und wird den Werth und die Gestalt seiner Einwürfe gegen die Andachtsversammlungen ohne weitere Erörterung zu schätzen wissen. Er behauptet nämlich, „daß in solchen Versammlungen nur sinnliche Motive zur Tugend dargestellt werden, daß der buchstäbliche Sinn der Bibel urgirt und dadurch alle wahre Erklärung abgehalten, daß die menschliche Natur als gar zu unermöglich zum Guten dargestellt werde, daß die wissenschaftlich gebildeten Lehrer verachtet und hingegen Alles nach den Aussprüchen der Gottesmänner (wie Luther, Arndt u. s. w.) entschieden werde, und endlich, daß das Gefühl als Richter über die Wahrheit aufgestellt und vernünftige Gründe abgewiesen werden." Wenn der Verf. ferner mehrere Mißbräuche, die in den Zühnenschen Andachtsversammlungen im Schwunge gehen sollten, scharf durchzieht, so muß man zuerst zur Steuer der Wahrheit bemerken, daß ein Theil dieser Beschuldigungen ganz aus leeren Gerüchten aufgegriffen und offenbar von den Feinden der Zühnenschen Leser erdichtet sind; und wenn sie auch alle constatirt wären, so zeigt das eben nur, daß die Prediger ihre Pflicht vergaßen, indem sie jene Versammlungen nicht leiteten. Wie sehr aber auch dieser Verfasser trotz seines vielen Geredes von den Bedingungen einer wahren und fruchtbaren Andacht doch die alleinige Bedingung verkennt, unter welcher Religion in dem Volke geweckt und genährt werden kann, und wie vollkommen Recht Grundtvig hatte, den Zühnenschen Predigern dieser Art ein ernstmahndes Wort zuzurufen, das beweiset am besten Faber's Aeußerung, daß der Staat nothwendig durch Strafgesetze den religiösen Versammlungen Einhalt müßte thun können, wenn er nicht erklären wolle, daß er die von ihm getroffenen Veranstaltungen nicht aufrecht erhalten könne. — Einen doppelten Gewinn führte aber unlängbar dieser Streit mit sich, einmal weil er so klar zeigte, daß die Grundsätze der wahren Liebe und Freiheit auf der Seite des alten Christenthums waren, während jene neologischen Friedesförer gar zu gern das weltliche Nachschwerdt gebraucht hätten, das sie immer, jedoch zum Glück vergeblich, herausforderten, und dann, daß er die stets mehr und mehr zunehmende Schwäche des Nationalismus deutlich an den Tag legte. Denn allgemein betrachteten nun die Wortführer dieser Partei jenes dunkle, verworrene, und in seinen Principien durchaus fanatische Nisonnement des Predigers Faber als ihre stärkste Schutzmauer und erkohren ihn zum Tagesheiden, der noch selbst, obgleich vielleicht mit redlichem Suchen nach Licht, in der Finsterniß tappte.

(Fortsetzung folgt später.)

\*) Zwölf Predigten. Ein Versuch zur Bestärkung des wahren Christenthums wider Zweifel und Irrthümer. 1825.



(Persien.) Man hat es oft gesagt und jeder in den Wegen Gottes erfahrene Christ hat es geglaubt, daß sich die Wirkungen der Verbreitung des Wortes Gottes nicht berechnen lassen und daß dem Auge Gottes mehr davon offenbar wird als dem menschlichen Auge. Ein äußerst merkwürdiges Beleg zu dieser Wahrheit findet sich in der berühmten Zeitschrift: „The Asiatic Journal.“ im Märzheft 1829, also in einem Blatt, welches eigentlich gar nicht das christliche Interesse im Auge hat und darum ganz unparteiisch ist.

Ein Engländer, welcher sich einige Wochen in Schiras, der Hauptstadt von Persien, aufgehalten, erzählt folgenden Vorfall: „Ich wurde eines Tages in eine Gesellschaft gebeten, wo man unter Anderem auch von Religion sprach und mich aufforderte, obwohl mit aller Artigkeit, wenn es mir gefällig wäre, doch auch meine Ansicht von der Sache zu geben. Es setzte mich, ich gestehe es, in einige Verlegenheit. Als ich nun über die Sache sprach, bemerkte ich unter den Gästen Einen; Namens Muhammed Rahem, der wie es mir schien, mich sehr sorgfältig in's Auge faßte und, namentlich wenn ich von Religion sprach, mich unverwandt beobachtete. Als ich mich das eine Mal etwas leichtsinnig äußerte, blickte mich dieser Mann mit solchem strengen Ernste und Tadel an, daß ich mich im Innersten berührt fühlte und nachdachte, wer doch dieser geheimnißvolle Mensch seyn könnte. Es war ein Mann von mittlerem Alter, mit ernsten Zügen und sanftem Betragen. Ich erkundigte mich privatim, wer es sey und hörte, er sey zum Mullah (Priester) erzogen worden, habe aber niemals ein Amt angenommen, sondern lebe für sich und sehe sehr selten Gesellschaft bei sich; er verstehe gut Englisch, studire viel und sey in diese Gesellschaft nur gekommen, weil er die Engländer so lieb habe. Meine Neugierde war lebhaft erwaht, einige Tage danach besuchte ich ihn, ich fand ihn zu meinem Erstaunen — über Comper's (ein beliebter christlicher Engländer Dichter) Gedichten. Nunmehr begann sofort ein Gespräch über das Verhältniß der morgenländischen und abendländischen Poesie. Ich war außer mir über die klaren Begriffe, die er über diese Gegenstände hatte und über die Fertigkeit, mit der er sich ausdrückte. Etwa zwei Stunden hatten wir über solche Dinge im Englischen gesprochen, als ich es endlich wagte, das Gespräch auch auf religiöse Dinge zu leiten. „Du bist ein Mullah, höre ich.“ — so nahm ich das Wort. „Nein,“ sagte er. „Ich bin zwar auf einer Medrasa (Seminarium) erzogen, aber ich habe immer eine Abneigung gehabt, in den Priesterstand zu treten.“ — „Die Auslegung eures Religionsbuchs,“ erwiderte ich, „erfordert ein sehr langwieriges Studium; ich höre, man muß viele dicke bändereiche Werke durchlesen, um für die Auslegung des Koran geschickt zu seyn.“ — Er erwiderte nichts, und ich fuhr also fort: „Unsere heiligen Schriften legen sich selbst aus; wir machen nur darüber, daß sie wirklich gelesen werden, und obwohl einige Stellen darin durch den Charakter der Sprache oder Uebersetzungsfehler dunkel erscheinen, so rühmen wir uns doch, daß die Einfachheit der Sprache unserer heiligen Schriften wie ihrer Lehren ein Kennzeichen ihrer Götlichkeit sey.“ — Ich war erstaunt, daß der Mann auch hierauf nichts antwortete.

Auf die Gefahr hin, ihm zudringlich zu erscheinen, fuhr ich fort, die Vortrefflichkeit des Christenthums zu schildern, besonders des sittlichen Theiles desselben, und sagte am Ende auch, der Gegenstand sey doch so sehr wichtig und Einer könne nur das Rechte haben, daher sey es doch sträflich, gleichgültig dabei zu bleiben, obwohl das leider nur bei zu Vielen der Fall sey. — „Und hälst du es nicht für gleichgültig?“ fragte er. „Gewiß nicht,“ erwiderte ich. „Du hast also dort bei Mirsa Rifa nur so gleichgültig gethan, als wir von Religion redeten, um den Muhammedanern keinen Anstoß zu geben?“ In dem Augenblick erblickte ich wieder in seinem Gesichte jene Mischung von Mitleid und Erstaun-

nen, welche ich damals erblickt hatte. Ich bekannte ihm mein Unrecht, suchte mich zu entschuldigen und versicherte mit großem Ernste, daß ich keinesweges meine Religion hätte herabsetzen wollen. „Wie freue ich mich,“ sagte er, „daß ich mich in dir irrte. Denn Aufrichtigkeit in Bezug auf Religion ist unsere höchste Pflicht. Was wir sind, sollten wir nie uns schämen zu bekennen.“ Nun that ich die dreiste Frage: „Bist du also ein aufrichtiger Moslim?“ Ein innerer Kampf wurde für einen Augenblick auf seinem Gesichte sichtbar. Endlich antwortete er sanft: „Nein.“ „Du bist aber auch kein Freidenker?“ Er: „Nein, gewiß nicht.“ Ich: „Was bist du denn? Sey aufrichtig. Bist du ein Christ?“ Er: „Ja.“

Ich kann das Erstaunen nicht beschreiben, das mich hier ergriff. Zuerst sah ich Muhammed Rahem mit einem Blick an, welcher Verdacht oder Verachtung verrathen zu haben schien, nach dem Blick zu schließen, den er mir zurückgab. Der Gedanke indes, daß er bei dieser Aeußerung gegen mich durchaus keine Absicht haben konnte, daß sie für ihn so viel bedeutungsvoller und folgenreicher seyn konnte als für mich, verbannte bald jedes andere Gefühl als das der Freude aus meinem Herzen. Ich konnte nicht anders; ich drückte schweigend seine Hand an meine Brust. — Er blieb bei dem Ausdruck meiner Freude nicht ungerührt, doch zeigte er auch keine unmännliche Empfindsamkeit. Er sagte mir, ich hätte mich in den Besitz eines Geheimnisses zu setzen gewußt, welches im Widerspruch mit seiner eigenen Ueberzeugung, daß man seinen Glauben auch äußerlich zu bekennen verpflichtet sey, Niemand bis jetzt erfahren hätte, als ganz Wenige, die mit ihm gleich dächten. — „Und woher kam diese deine Veränderung deines Glaubens?“ — „Ich will dir auch das sagen,“ erwiderte er. „Im Jahre d. r. Heschira 1213 kam ein Engländer in diese Stadt, welcher mit einer bis dahin unerhörten Kühnheit, unter dem bestigsten Hohn unserer Mullahs und auch des Völkels, die christliche Religion lehrte. Es war ein junger Mann ohne Bart und sehr schwächlich und kränklich. Er wohnte etwa ein Jahr unter uns. Ich war damals ein entschiedener Feind der Ungläubigen, wie wir die Christen nennen, und ging zu dem Manne, grade in der Absicht seine Lehre zu verspotten. Eine Zeit lang blieb ich dabei, allein ich fand, daß ich immer mehr Ehrfurcht vor dem Manne bekam und mehr Unsicherheit in meinem Glauben. Seine ganz ungewöhnliche Geduld und Langmuth, mit welcher er seinen Gegnern antwortete und ihre Sophismen entdeckte — denn er sprach sehr gut Persisch — brachten mich endlich dahin, seine Argumente wirklich zu prüfen, und so mußte ich am Ende bekennen, daß der bartlose junge Mann doch Recht hatte. Ich befiel aber aus Furcht diese Ueberzeugung ganz für mich und besuchte den Mann selbst nicht mehr. Vlog kurz vor seinem Abschiede noch einmal, diese Unterredung werde ich nie vergessen, sie versiegelte meine Belehrung. Er gab mir ein theueres Buch, das meine Freude ist.“ Er zeigte es. Es war ein Neues Testament, mit der Inschrift vorn: „Es ist Freude im Himmel über einen Sünder der Buße thut. Heinrich Martyn.“

Ich habe später das Leben von Martyn, von Sargent herausgegeben, angesehen, kann aber nicht entdecken, welcher von den dort erwähnten Persern dieser Muhammed Rahem seyn dürfte.“

So weit der Auszug aus dem Asiatischen Journal. Dieses Beispiel ist sehr wichtig, doppelt bedeutungsvoll für den, der aus jener überaus erbaulichen und lehrreichen Lebensbeschreibung (die wir auch in Deutscher Uebersetzung besitzen) das verborgene Herzensgebet und die Seufzer kennen gelernt hat, die jener Mann Gottes für das Heil der Völker zum Herrn der Heerschaaren aufsandte, der mit ihm geweiht hat, wenn so oft die Predigt des Evangelii nichts einerndet als Spott und Verachtung. — Bei der Gelegenheit können wir nicht umhin, jene Lebensbeschreibung jenes Heiden im Glauben und in der Selbstverläugnung auf's Angelegentlichste jedem unserer Leser zu empfehlen. Wenige Lebensbeschreibungen lassen so tief in das Herz eines Gott ganz und ohne Vorbehalt hingebenden Mannes blicken. —



# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1830.

Sonnabend den 30. Januar.

N<sup>o</sup> 9.

## Litterarische Anzeige.

Jeremias, ein Prediger der Gerechtigkeit, allen redlichen Predigern in der Evangelischen Kirche einfüllig und als ein Exempel vorgestellt, wie man in seinem Amte mit Gott, mit der Obrigkeit, mit den Lehrern, mit seinen Zuhörern überhaupt, und mit seinen Brüdern insonderheit wandeln könne. Von Nicolaus Ludwig, Grafen von Zinzendorf. Nach der zweiten verbesserten Auflage wieder abgedruckt. Berlin 1830 bei Franklin und Comp. (Charlotten-Straße N<sup>o</sup> 35.).

„Nicolaus Ludwig, Graf und Herr von Zinzendorf und Pottendorf ic., geboren 1700, ging im Jahre 1760 als ein Eroberer aus der Welt, desgleichen es wenige, und im verfloffenen Jahrhundert keinen, wie ihn, gegeben. Er konnte rühmen, daß er in Herrnhuth und Herrnhag, Heerendyk und Pilgerruh, Ebersdorf, Jena, Amsterdam, Rotterdam, London, Orford, Berlin, in Grönland, St. Cruz, St. Thomas, St. Jan, Surinam, Savannah in Georgien, Carolina, Pennsylvanien, Guinea, unter Ungarn, Wilden und Hottentotten, desgleichen in Pitthauen, Lief- und Esthland, Rußland, am weißen Meere, in Lappland, Norwegen, in der Schweiz, auf der Insel Man, in Aethiopien, Persien, bei den Voten der Heiden zu Land und See Gemeinden oder Anhänger habe. Unter einem Gefolge von 2,100 Leichenbegleitern und 2,000 Fremden wurde er in größter Ordnung und Stille mit Ehrerbietung beerdigt. Zweihundredig Prediger und Missionare, deren einige aus Holland, England, Irland, Nordamerica und Grönland in Herrnhuth eben anwesend waren, trugen wechselnd den Sarg, unter Begleitung der ganzen Gemeinde, mit Musik und Gesang, unter andern des Liedes: „Ei wie so selig schläfest du, und träumst süßen Traum!“ \*) Von diesem außerordentlichen „Menschenfischer,“ der, ungeachtet mannichfacher Fehler und seltsamer Verirrungen, besonders in seinen mittleren Jahren, dennoch eines der größten Werkzeuge Gottes im vorigen Jahrhundert war,

wird man gewiß eine Schrift über das Predigtamt mit besonderem Interesse in die Hand nehmen. Welche Erfahrungen hatte er in naher Verbindung oder im Briefwechsel mit Königen und Fürsten, Cardinälen und Patriarchen, theologischen Doctoren und Predigern, Mährischen Zimmerleuten und Schneidern, Negern und Indianern gemacht, unter denen Unzählige ihm die innersten Falten ihres Herzens aufgedeckt hatten! Von der außerordentlichen Menschenkenntniß, die er auf diesem Wege einsammelte, zeugen weniger seine Predigten und Reden — hier trieb ihn die eigenthümliche Richtung seines Geistes und Herzens meist nach dem einen Mittelpunkt des christlichen Glaubens und Lebens, der innigen persönlichen Herzensverbindung des sündigen Menschen mit dem Heilande hin, welche er dann mehr mit ärtlichem Gefühl, als mit tiefer Erkenntniß, mehr nach ihrem Entstehen und ihrer steten Erneuerung, als ihren Wirkungen und Folgen darzustellen pflegte. Desio bewundernswürdiger zeigt sich der Reichtum mannichfacher Erfahrung, den er eingesammelt hatte, in seinem merkwürdigen Buche „Περί ζωοῦ“ oder „naturelle Reflexiones ic.“ in seinen „Sonderbaren Gesprächen eines Reisenden,“ seinen „Discursen über die Augsbургische Confession,“ seinen theologischen Bedenken und dem vorliegenden vortheilhaften Büchlein. In diesem tritt aber besonders eine Seite seines inneren Lebens mit vorzüglicher Schönheit hervor, die ihm in unserer Zeit einen eigenthümlichen Werth gibt. „Der Haufe der Lehrer ist meist in zwei Theile getheilt,“ sagt er in der Vorrede S. XIV. „Einer ist froh, daß er's schlecht machen darf, ungestraft. Einem ist's leid, daß er's nicht besser machen kann, ohne Verantwortung; beide aber sind entschlossen, sich so zu bezeigen, daß sie bei ihrem Amte bleiben; . . . und die Zeiten sind fast vorbei, da die Knechte Christi für's Ganze litten und stritten. Das geht mir an's Herz.“ — „Ach warum,“ ruft er aus, „sind doch so wenig Schaden, Stolzen, Langen, Hedinger, Franken, Nitsche, Schwedler, Weit Dietrich, Geyer, Scriber mehr in der Welt? Ich bleibe bei dem tertio comparationis, dem göttlichen Eifer um das Haus des Herrn, der sie fraß (Joh. 2, 17.), und der ihnen doch in so viel tausend Herzen ein ewiges Denkmal aufgerichtet hat“ (S. 199.). Es ist der Geist eines Zeu-

\*) Herder, Werke, zur Philosophie und Geschichte X. 61.



gen Christi, der in dem vor uns liegenden Büchlein wehet, ein, der es nicht lassen kann zu reden von dem, was er innerlich erfahren, dem es bei dem Sprechen von dem großen Gegenstande, welcher ihn ganz erfüllte, war, wie er selbst einmal sagte, grade wie wenn man an einem vollen Fasse den Spund öffnet. Dazu kommt noch ein Haupt- und Grundgedanke in Bezug auf die Sache des Herrn, der aus verschiedenes in diesem Buche sich äußert. Das Leidtragen um den Verfall der Kirche und die sehnstüchtige Hoffnung besserer Zeiten hatten sich von Spener, der bei all seinem Wirken für das Reich Gottes davon beseelt und getrieben war, auf seinen Pathen und in dieser Hinsicht seinen Schüler Zinzendorf fortgepflanzt. Während in dem Kirchengangen der Verfall und Schaden vor der Hand unheilbar, und doch der darin aufbewahrte Schatz sorgfältig zu bewahren sei, so dachten sie, müßten in kleinen Kirchlein innerhalb der Kirche alle Vorrechte apostolischer Gemeinden, die innige, lebendige Gemeinschaft der Glieder unter einander, die Ermahnung, Strafe und Zucht der unordentlich Wandelnden und Abtrünnigen, das gemeinschaftliche Gebet der Gläubigen, die freie Aeußerung und Uebung aller Geistesgaben zum gemeinen Nutzen in die Wirklichkeit treten, bis der Augenblick gekommen sei, wo das Ganze der Kirche durch außerordentliche Werkzeuge Gottes hergestellt werde. Zinzendorf bildete diese von Spener nur angedeutete Ansicht weiter aus, immer gleich eifrig bemüht, apostolische Gemeinden überall zu gründen, und alles Separatistische durch genaue Verbindung derselben mit den Landeskirchen zu vermeiden; allein obwohl er die Kirchengemeinschaft mit der Luther'schen Kirche nie aufgeben wollte, bildete sich, wohl eben so sehr durch seine und der Seinigen wunderliche Verirrungen, die falsch sentimentale, spielende Weise, in der er und die damaligen Brüdergemeinden nicht sowohl die Lehre von Christus dem Gekreuzigten, als das Schwelgen in der sinnlichen Vorstellung von seinem Leiden über Alles erhoben, als durch die Härte der Theologen und den immer zunehmenden Verfall, die Scheidewand immer fester aus, welche die Zinzendorf'schen Gemeinden von der Kirche trennte.

Die vorliegende Schrift ist ein schönes Zeugniß davon, mit wie liebender Gesinnung und wie richtigem Blick Zinzendorf die Bedürfnisse der ganzen Kirche, und besonders der Prediger auf dem Herzen trug. Der Prophet Jeremias erschien ihm als ein Vorbild eines Zeugen der Wahrheit in den verschiedensten Verhältnissen. Die Stellen des Propheten, welche auf das Predigtamt sich beziehen, hat er unter fünf Rubriken, die der Titel angibt, zusammengestellt, und mit aphoristischen Bemerkungen begleitet. Der erste Theil betrifft die Person des Predigers; da ist die Rede von seinem inneren Beruf zum Amte, der Art, wie er predigen soll, wie er sich im Verhältniß zu den verschiedenen Classen seiner Zuhörer zu betrachten habe, welcher Sinn ihn in den verschiedensten Lebensverhältnissen beseelen solle. Zu Jerem. 3, 15. sagt er: „Es muß gelehrt werden mit Weisheit. Das ist eben nichts Anderes, als gut evangelisch, d. i. die Todten nicht aus dem Grabe nehmen und herum schleppen, und bald mit einer Hand etwas angreifen, bald einen Fuß auftreten lassen, bald sonst ein Gaukelspiel mit ihnen vornehmen; sondern die Todten liegen lassen, und, die Kraft des natürlichen Verstandes mag noch so viel daran künsteln wollen, sie mögen es noch so gut in den Kopf gefaßt haben, ihnen immer wiederholen: „Ihr seyd todt in Sünden, ihr habt keinen Geist, ihr könnet nichts, ihr müßet erst von neuem geboren werden.““ Erwacht einer

darüber von Christi Stimme, merkt der Prediger Geist, Leben: dann hilft man gebären (Pauli Arbeit!), an's Licht bringen, gängeln, führen, laufen, wie er es in seiner Art und Ordnung immer machen will . . . Mit einem Wort, wie die Seelen speciell zu behandeln sind, das muß ein Prediger wissen. Diese Weisheit ist seine Sache. Er läßt die Schiffer die Meere befahren, die Feldherren kriegeln, die Obrigkeiten regieren, die Kaufleute rechnen, den Landmann wirthschaften; er ist dazu klug, wie Jesus Seelen gewinnt, und wenn er darauf sich wohl versteht, das ist so nach der rechten Einsicht, gut, und genug für ihn.“ Zu 5, 13.: „Ja, die Propheten sind Wätscher.“ „Wie klingt das, und wo kommt die Sprache her? Es klingt etwas vornehm, und das hat sich meist der ganze Stand zugezogen, daß man ihm nachgerechnet hat, und weil man ihrem Vortrage nach ja wohl gar darüber weg gekonnt hat, so hat man endlich den Schluß gemacht: Die Pfarrer sind Wätscher; und der theuere Schatz des öffentlichen Zeugnisses ist sehr verlästert. Wenn das wehe thut von den Herren Lehrern, der besinne sich, daß es nicht sowohl aus Schuld der Zuhörer, als der Lehrer kommt. Ich will ihn versichern, sobald die Worte des Herrn in seinem Munde zu Feuer werden, so werden die Zuhörer zu Holz, und da hat das Urtheilen ein Ende, und das Gefühl gehet an, der „Geruch,“ er sey „zum Leben oder zum Tode.““ Von da an wird das Predigen Ernst, und das Lachen wird den Zuhörern von selbst verboten.“ — S. 24.: „Die Eifersucht des Heilandes ist so genau, daß er die Seinigen will zu sich gewiesen haben (Jes. 45, 11.), und die Pfarr-Idee, damit auch wohl gute Lehrer insicret sind, die Seelen als ihre Seelen, die Schafe als ihre Schafe anzusehen und zu behandeln, ist ihm höchst zuwider. Daher er ihre Freude an den Seelen oft zum gerechten Gericht nicht alt werden, und sie mehr von ihrem Verfall, von dem Segen aber weniger sehen und schließen läßt, als oft wirklich vorhanden ist. Denn er will seine Ehre keinem Anderen lassen, und die Lehrer sind nicht Christus, sondern von ihm gesandt „vor ihm her!““ — Aus dem zweiten Abschnitte, vom Verhältniß der Prediger zur Obrigkeit, möge folgende Stelle hier stehen: „E. 26, 16. sprechen die Fürsten zu den Priestern: „Dieser ist des Todes nicht schuldig, denn er hat im Namen des Herrn zu uns geredet.““ Dieser gute Grund ist noch wohl jetzt hie und da bei den obrigkeitlichen Personen zu finden. Sie mögen schon seyn, wie sie wollen, wosfern sie nicht persönlich erbittert werden, so hat der göttliche Charakter ihres Amtes so viel Einfluß auf ihre Principien, daß sie sich viel eher in die Sache Gottes finden, als kaum der gemeine Mann. Wahre Knechte Gottes erkennen das, und bezeigen sich auf gewisse Art dankbar dafür. Von wie viel unbefehrten Priestern lieft man, daß die Noth der Knechte des Herrn eine solche Wirkung auf ihr Gemüth gehabt, als Jesu Unschuld bei Pilatus, Johannis Tod bei Herodes, der Christen Umstände bei Gallion, der Apostel bei Samaiel, Pauli beim Agrippa, Jeremias beim Zedekiel? Es ist außer dem Exempel des Herodes Antipas (Apostelgesch. 12.) kein einzig Beispiel im Neuen Testament, daß eine Obrigkeit eine Verfolgung erregt und unterstützt habe. Man weiß hingegen in der ganzen Bibel kaum eine einzige clerikalische Person, auf die die Sache des Herrn eine Wirkung gezeitigt; und das war Bileam; aber auf was für eine schändliche Weise hat er diese guten Regungen erstickt, und wo er mit dem Munde gesegnet, mit Rath und That auf den Fluch gearbeitet. Um so viel behutsamer sollen die Diener Gottes mit obrigkeitlichen Per-



sonen umgehen, damit das Wort des Herrn bei ihnen Platz finde: „Wer nicht wider uns ist, der ist für uns.“ — Aus dem letzten Abschnitte noch zwei Stellen: Zu 31, 11.: Der Herr wird Jacob erlösen und von der Hand der Mächtigen erretten. „Wenn ich mir Paulus vorstelle, wie er zu Nero's Zeiten mit der Kette in Rom herumgeht und Conventikel hält, und das so ein paar Jahre lang, und nachdem er seinen Einzug als ein Arrestant gehalten hat: so weiß ich nicht, soll ich mich schämen über meine Brüder oder ergrimmen, wenn ich sie so abgöttisch, so furchtsam, so lässig im Werke des Herrn sehe. „Ja,“ heist es, „tu si hic esses, aliter sentires. Der Fürst, oder der Burgemeister, oder der Superintendent, oder der Edelmann, oder über eine Weile gar der Schulze“ (und das ist gleich, denn ein furchtsamer Mensch sieht überall Geispenster) — Was denn? — „Der ist nicht dafür.“ Was mehr? „Er ist sehr davor.“ Was ist zu besorgen? „Er wird's hindern, er läßt's nimmermehr geschehen.“ Habt ihr denn nicht gelesen, was zu Jerusalem geschehen ist, zu Rom, zu Athen, und so lange die Kirche steht? „Und was ist geschehen?“ Alles, was die Knechte Jesu gesollt und gewollt und gewagt haben auf ihren Herrn. Keine Heuschrecke hat's verhindert, und kein Löwe, und es ist noch obendrauf viel Einbildung bei allen diesen obstaculis; manchmal wird ein Stoch im Walde für einen Mann angesehen. Daß aber so viel gutmeinende Lehrer nicht durchkommen, rührt daher, weil sie ihrer Sache nicht gewiß sind; ja oft selbst nicht wissen, was sie wollen.“ — S. 218.: „Wie richteten es denn die Apostel [in Bezug auf die Gemeinschaft] ein?“ Die Menge der Gläubigen war Ein Herz und Eine Seele.“ Die Betsunden in der Kirche blieben in ihrer Kraft (Apostelgesch. 3, 1.), die Apostel selbst dünkten sich nicht zu gut dazu, aber die Versammlungen zu Hause waren hin und her ziemlich zahlreich, und die Einrichtungen der Gemeinde folgten unmittelbar auf die Befehle. Was bei so viel Tausenden thunlich war, wird bei zehn, zwanzig, dreißig desto leichter zu Stande zu bringen sehn; doch richtet's ein, wie ihr wollt und könnt. Nur Gemeinschaft! Denn daß der Pfarrer gleichsam der Pfeiler seyn soll, der zwischen den Gliedern steht, daß sich Alles an ihn lehne und hinter ihm bleibe, und das Andere kaum sehen, viel weniger anrühren könne, das ist ein ganz neuer, ungegründeter, und durch den betrügerischen Lichtsengel in die Kirche geworfener Grundsatz. Die Apostel waren Säulen, und wurden dafür gehalten; aber die Körner mußten zusammenlaufen, sonst wäre kein Zeig geworden (Matth. 13, 33.); und das trieben sie bei aller Seltsamkeit. Es ist alles voll davon in ihren Reden und Briefen.“ —

Wir hoffen, diese Stellen werden in unseren Lesern den Wunsch rege machen, mehr von dieser Speise zu genießen. Die körnige, geistreiche, lebendige Art, die sich in obigen Aphorismen zeigt, herrscht fast durchgängig in diesem Buche. Das Spielende, falsch Gefühligende des Verfassers findet sich darin nicht; es ist vor der Zeit seiner Verirrungen, im Jahre 1739 geschrieben; die vielen Französischen Ausdrücke, die es ungenießbar für unsere Zeit gemacht haben würden, sind verdeutscht worden. Bei unserer Armuth an Schriften dieser Art für Prediger ist gewiß dies Buch eine sehr erfreuliche Erscheinung, und wird hoffentlich vielen Segen stiften.

## Nachrichten.

(Nordamerika.) Die Nordamerikanischen Erweckungen nehmen gegenwärtig nicht allein in America sondern auch in England die Aufmerksamkeit der Christen in hohem Grade in Anspruch, und es wird insbesondere in England vielfach die Frage aufgeworfen, warum nur America und nicht auch England mit solchen besonderen Ausgießungen des Geistes Gottes gesegnet wird, welche dort zu gewissen Zeiten ganze Ortschaften und Gegenden in Bewegung setzen, indem durch das Wort vom Kreuze viele Sünder und weltlich Gesinnte zur Selbsterkenntnis, zur Buße, zum Glauben und zum neuen Leben gelangen, über die Christen der Geist der Gnade und des Gebetes in reicherm Maße kommt, und selbst die im Unglauben bleibende Welt einen schreckenden Eindruck von der Majestät des sich offenbarenden Gottes empfängt. Viele von den einzelnen in den verfinsterten Kirchen von Deutschland übrig gebliebenen oder neu erwachten Gläubigen sehnen sich im Stillen nach solchen Zeiten der Erquickung von dem Angesichte des Herrn, wenn sie wahrnehmen, wie rings um sie her die Predigt von der Buße und vom Glauben fast verklingen, das heilige Evangelium vergessen, und die Kräfte der zukünftigen Welt, die es mittheilt, unbekannt geworden sind, wie schwach und halb, wie sehr mit Zweifeln und Weltfinn vermischet, der Glaube oft selbst bei denen ist, die hie und da ihre Hände nach Christo ausstrecken, und wie sehr auch sie selbst einer Stärkung ihres schwachen Glaubens und einer reicheren und tieferen Erfahrung der Gnade und Wahrheit in Christo bedürftig sind. Mehrere von diesen haben unsere Nachrichten von den Amerikanischen Erweckungen mit freudiger Theilnahme gelesen, und uns zur Fortsetzung solcher Mittheilungen aufgefordert. Wir bleiben diesmal bei der interessanten Frage stehen, warum gerade in Nordamerika, und in keinem anderen Lande in gleichem Maße, solche große Erweckungen vorkommen, und legen unseren Lesern die Beantwortung derselben vor, welche in einem in den New York Observer eingerückten Schreiben des Dr. Griffin, eines angesehenen christlichen Predigers zu Boston, der deshalb um seine Meinung befragt worden war, enthalten ist.

Nachdem er zuvörderst anerkannt hat, daß vor Allem dabei der unerforschliche Rathschluß Gottes, dessen Geist weßt wo er will, in's Auge zu fassen, und daß der Mensch viel zu kurzichtig sey, um alle mitwirkende Ursachen zu erkennen, glaubt er gleichwohl, da Gott der Menschen, ihrer Eigenthümlichkeiten und der Umstände, in denen sie leben, als Mittel zur Ausführung seiner Gnadenabachtungen sich bedient, folgende Gründe jener Erscheinung angeben zu können.

1. „Kein Land ist jemals von Colonisten bevölkert worden, welche denen gleich gewesen wären, die, in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, Neu-England gründeten.“ Sie gehörten zu den besten des erleuchtetesten Theiles der Erde. Alles, was ihnen auf dieser Welt theuer war, opferten sie um des Christenthums willen auf. Sie brachten eine unüberwindliche Unabhängigkeit an kirchliche und politische Freiheiten, und so viel Kenntnisse mit herüber, daß sie alle die Unterrichtsanstalten gründen konnten, die Neu-England erleuchtet und kaum einen Menschen darin übrig gelassen haben, der nicht seine Bibel lesen kann. Ihre Kirchen, ihre Sabbathe, ihre Gesetze, ihre Obrigkeiten, ihre Schulen, Alles diente dem Christenthume.“ Und, daß sie den Bundes-Gott auf ihrer

\*) Es waren dies Puritaner, welche unter den Königen aus dem Hause Stuart England verließen, um, von ihrem Gewissen gedrungen, der bischöflichen Kirchenverfassung zu entgehen, und Kirchengemeinschaften auf den Grund reiner Lehre und heiligen Wandels nach dem Beispiel der ersten Christen zu erräumen. Strenge Festhalten der Lehre von der Seligkeit aus Gnaden, tiefer christlicher Ernst, unerschütterlicher Muth und practische Verlaugung der Welt, machten den Grundcharakter dieser von den heutigen Amerikanischen Christen so hoch verehrten sogenannten Pilger aus.

\*\*) Sie befanden sich also im entchiedenen, und doch von den heutigen Amerikanischen Christen so wenig beachteten, Gegensatz gegen das jetzige Princip der Verfassung der Vereinigten Staaten, nach welchem der Staat eine von der christlichen Kirche ganz unabhängige Existenz haben soll.



Seite hatten, erbelt aus dem bleibenden Segen den sie ihren Nachkommen hinterließen. Diese haben sich immer vor allen anderen Einwohnern der Vereinigten Staaten ausgezeichnet.\*) So haben sich z. B. in einem Theile des Staates Neu-Jersey\*\*) Ansiedlungen der Nachkommen jener Pilger unvermischelt erhalten, und wiederholentlich habe ich wahrgenommen, daß bei Ausgießungen des Geistes Gottes über ihre Ortschaften die Erweckung an der Grenze aufhörte, welche sie von Colonisten von anderer Abkunft trennte. Es gibt Familien in Neu-England, in welchen eine ununterbrochene Reihesfolge gläubiger (pious) Generationen von der ersten Ansiedelung, um das Jahr 1630, bis auf die gegenwärtige Zeit nachgewiesen werden kann.

2. Es herrscht unter uns eine den Erweckungen günstige Stimmung, nicht allein, weil Neu-England selbst durch eine Erweckung entstanden ist (denn es war eine Erweckung, welche die Pilger aus ihrem Vaterlande hieher führte), sondern auch weil der gesegnete Name Whitefield's,\*\*\*) und das große Gnadenwort, welches zu seiner Zeit sich über das Land verbreitete, die heilsamen Wirkungen der Erweckungen unter uns bekannt gemacht haben. Durch die Schriften und den Einfluß der Männer Gottes aus jener Zeit, und derer die durch sie befehrt worden, ist es dahin gekommen, daß ein großer Theil des Landes die Erweckungen jener Lage für ein Werk Gottes hält, und ihrer Erneuerung mit Verlangen entgegensteht.†) Um so mehr hoffen, beten und ringen die Christen um diese Ausgießungen des Geistes, und solche Gebete haben die Verheißung, daß sie nicht unerhört bleiben.

3. Die Kühnheit und Energie, welche der Neu-Engländer seinem thätigen Leben in einem kräftigenden Klima und in rauhen Wäldern unter den Einflüssen eines hohen Grades von politischer Freiheit verdankt, — die Einfachheit unserer republikanischen Sitten, — unsere auf Thatfachen gerichtete Denk- und Schreibart,††) — endlich die außerordentliche Verbreitung allgemeiner Bildung, unter deren Einfluß die Jugend mit einem gekräftigten Verstande aufwächst, und mit wesentlicher Wahrheit, nicht aber mit bloßen Worten genährt zu werden verlangt — alle diese Ursachen geben unseren öffentlichen Predigten einen Charakter von Einfachheit, Deutlichkeit und Gradsheit, und machen, daß dieselben fast allein in einer nackten, gedrängten und scharfen Darstellung der göttlichen Wahrheit bestehen, — der ganzen Wahrheit, ohne Rückhalt und ohne Schleier, — und selbst derjenigen Theile derselben, welche man an vielen Orten für zu starke Speise halten würde. So wird vor den Augen der Menschen das blinkende Schwerdt des Geistes gezogen, und Streiche damit geführt, die keine Lustreiche sind.

4. Die kräftigste Ursache unserer Erweckungen aber besteht in der in Neu-England weit verbreiteten, und deutlich aufgefaßten und festgehaltenen Lehre, daß der Mensch in jedem Augenblicke wiedergeboren werden könne, daß bis dahin, all' sein Thun Sünde sey, und daß er vor Gott die Pflicht auf sich habe, seinem Geiste sich sofort und ohne Rückhalt hinzugeben. Diese Lehre nöthigt den Prediger, seine Zuhörer in zwei Classen zu theilen, und eine Grenz-

linie durch sie hindurch zu ziehen, welche ihnen deutlich in die Augen fällt, und ihr Gemüth bis in's Innerste erschüttert. Wenn der Prediger meint, daß die Ernsten, Mächtigen, vielleicht Bedenkenden, aber Unwiedergeborenen unter seinen Zuhörern sich in einem leidlich guten Zustande befinden, und ohne Gefahr noch eine Zeit lang warten können, ehe sie sich ganz hingeben, so wird er nicht so sehr in sie dringen, noch mit der gänzlichen schreckenden Macht des Wortes ihr Gewissen angreifen: Oder wenn er meint, sie können nicht viel mehr thun, als sie thun, sondern müssen auf Gottes Heimsuchung warten, so wird er sie durch fortgesetztes Nöthigen, einzugehen zu dem großen Abendmahl, nicht ermüden, noch ihnen das Warten sauer machen wollen. Er tritt er aber auf die Kanzel mit der ernsten Ueberzeugung, daß jeder unwiedergeborene Mensch, den er vor sich sieht, ein Feind Gottes ist, ihm in seinem Herzen Widerstand thut, und fortfahren wird zu widerstehen, bis er sich ganz hingibt, und daß er wiedergeboren seyn muß, um aufzuhören ein Feind zu seyn, oder um sich der Heiligung auch nur zu nähern, — wenn ein solcher Prediger weiß und fühlt, daß seine nicht wiedergeborenen Zuhörer streng verpflichtet sind, sich sofort dem Herrn zu ergeben, — daß sie die ewige Verdammniß verdienen, wenn sie nur eine Stunde warten, — wenn er im Grunde seines Herzens weiß und fühlt, daß nichts, nichts als die neue Geburt ihnen helfen kann, — und daß er es nicht darauf ankommen lassen darf, ob die ihm theuer befohlenen Seelen vielleicht nach zehn Jahren aus Feinden Gottes Kinder Gottes und frei von der Verdammniß werden möchten, sondern es ist jetzt zu sehn begehrt, — o wie wird er da beten und predigen! Er wird Gott nicht lassen, er segne sie denn, und den Sündern keine Ruhe gönnen, bis sie sich bekehren, ja, mit dem Gewichte einer ganzen Welt wird er die Schwere ihrer augenblicklich zu erfüllenden unendlichen Verpflichtungen auf ihr Gewissen fallen lassen. Wo so gepredigt wird, müssen die Sünder sich entweder zu Gott bekehren, oder sich elend fühlen, sie können keine Ruhe finden, bis sie sich ganz dem Herrn ergeben, oder in den äußersten Unglauben stürzen. Die Lehre von der allmählichen Wiedergeburt dagegen muß stillere und allmähligere Wirkungen hervorbringen.

Einige der angeführten Gründe beziehen sich hauptsächlich auf Neu-England, aber die Gesinnungen von Neu-England wirken weit und breit durch die ganzen Vereinigten Staaten, und sein Einfluß erstreckt sich in Allem was mit Religion und Wissenschaft in Verbindung steht bis an die äußersten Enden unseres Vaterlandes.

Möchten doch recht viele unserer christlichen Leser nach dem Worte Gottes prüfen, was in dem hier geschilderten Charakter der Kirche von Neu-England allgemein gültig, ewig wahr und göttlich ist, und sich dadurch zum Gebet um das, was uns Noth thut, und zum Wirken im Geiste Gottes erwecken lassen.

(Berichtigung.) In das Vorwort in N. 1 und 2. haben sich in Abwesenheit des Herausgebers mehrere sinnentscheidende Druckfehler eingeschlichen. Sp. 1. 3. v. o. st. wie l. um, 3. 2. v. u. st. dem l. andern, Sp. 2. 3. 5, 6. v. u. find die Anführungszeichen zu streichen, Sp. 3. 3. 14. v. o. st. gepflügt l. gepflanzt, 3. 20. st. gewonnene l. genommen, 3. 31. st. Feindliches l. Sündliches, 3. 10. v. u. st. indeß l. daß, Sp. 4. 3. 24. v. o. st. somit l. hier, 3. 29. st. berührt l. bewährt, Sp. 9. 3. 16. v. u. st. wonach l. daß, 3. 13. st. wenigen l. einigen, Sp. 10. 3. 9. v. o. st. auf, Sp. 11. 3. 20. v. u. st. wohl auch l. obgleich, 3. 19. st. in so gar weit l. insoweit, 3. 7. st. unwürdige l. unwürdig, 3. 6. st. Blindenleiter l. Blinden Leiter, Sp. 12. 3. 17. v. o. st. Unterweisung in l. Verkündigung, 3. 19. st. Anbiete l. Darbietende, Sp. 14. 3. 15. v. o. st. habe l. haben, 3. 14. st. würden l. würde, 3. 13. st. grade zu l. gradezu, Sp. 15. 3. 17. v. o. st. er l. sie.

\*) Die übrigen Colonisten hatten sich größtentheils des Handels oder anderer weltlicher Rücksichten wegen angelockt, und waren ganz verschieden von den strengtlichen Puritanern, die Neu-England bevölkerten. Hieraus erklärt sich der scheinbare Widerspruch, wie einerseits ernstes Christenthum, andererseits ein auf Geld und Gewinn gerichteter Sinn als charakteristisch für Nordamerica angesehen werden kann.

\*\*) Der nicht mehr zu Neu-England gehört.

\*\*\*) Des bekannten Methodistenpredigers, den sein strenger Calvinismus von Wesley trennte, und dessen gewaltige Predigten um die Jahre 1740—50 Nordamerica in Bewegung setzten.

†) Eine Ausnahme hievon machen die unseren Rationalisten sehr ähnlichen Unitarier, welche besonders unter dem Einfluß der Revolution von 1773 in Boston sich ausgebreitet haben, jetzt aber bei dem seitdem erwachten christlichen Eifer, sehr im Abnehmen sind (Spirit of the pilgrims, April 1829).

††) The matter of fact character of our mental operations and of our style.



# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1830.

Mittwoch den 3. Februar.

N<sup>o</sup> 10.

Briefwechsel zwischen Schiller und Göthe in den Jahren 1794 bis 1805. 6 Theile. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung 1828, 1829.

Auch der größten Geister, die im Gebiete der schönen Künste gewaltet haben, will sich die Nachwelt nur dann recht erfreuen, wenn sie in ihrem Leben ein harmonisch ausgebildetes Ganzes findet und das Sittliche in ihnen mit dem Schönen innig verbunden und sich gegenseitig durchbringend sieht. Selbst die Zeitgenossen, wenn sie nicht durch eine bloß verständige Betrachtung der Kunst einseitig geworden sind, sondern die Werke derselben mit ihrem ganzen Menschen anschauen, erfassen sich gern die mangelnde Kenntniß von dem Leben der Künstler durch die geheime Annahme, daß diese auch edle Menschen gewesen seyn müßten, um so Herrliches hervorzubringen. Tiefer kann man sie daher kaum verwunden, als wenn man ihnen diese Täuschung raubt, und Flecken zeigt, die sie nicht sehen wollen, um in ihrer Bewunderung und Freude nicht gestört zu werden. Sie bieten dann wohl ihre ganze Gabe, zu entschuldigen, auf, und nehmen ihre Lieblinge mit demselben Scharfsinn und Eifer in Schutz, mit welchem die Nachwelt versucht, mit Gründen aus unendlicher Entfernung hergeholt, die ihr werth gewordenen Männer der Vorzeit in der Reinheit darzustellen, die ihnen durch mannichfache Anklagen verkümmert werden will. Denn vermag es diese um keinen andern Preis, so thut sie es auf Kosten entweder des Zeitalters, in dem diese Männer lebten, und scheut sich nicht, es unter Verdienst herabzuwürdigen, oder des historischen Glaubens, und vernimmt sich, auch gültige Zeugnisse in Verdacht zu ziehen. Will aber die Rettung auch auf diesem Wege nicht gelingen, so strebt sie wenigstens zu zeigen, daß ihre Männer doch ein wenig besser oder nicht schlechter als ihre Zeit, und auch in ihren Schwächen und Lastern noch liebenswürdig waren. So stark verräth sich, wenigstens in der christlichen Welt, das Verlangen, jedes ausgezeichnete Talent von der Schmach zu befreien, und daß es auf einem unsittlichen Lebensgrunde ruhe; so fest ist in ihr der Glaube, daß auch den trefflichsten Erzeugnissen der Kunst noch etwas gebreche, wenn des Künstlers

Herz und Leben irgendwie verdächtig sey. Es scheint ihr gewiß, daß reine und vollkommene Lebensbilder in sich aufnehmen und wiedergeben oder erschaffen, nur dem möglich werde, der selber rein sey, und daß man den nur ungetheilt bewundern könne, der die Plastik an sich genug geübt habe, um für seine künstlerische Plastik eine sichere Hand zu besitzen.

Der beste Dienst ist's also nicht, den man dem künftigen Rufe großer Künstler erweist, wenn man die Geheimnisse ihres Verkehrs mit sich selber und unter einander zu Tage bringt, und die Zeitgenossen sammt der Nachwelt in die verborgenen Kammern führt, in denen ihre Werke bereitet worden sind, vorausgesetzt, daß allerlei darin zu finden ist, was man ungern sieht. Der Schleier, den sie selbst um ihre sittlich mißgestalteten Bildungen gehangen hatten, ließ es früher unentschieden; ob sie daran mit innerem Wohlgefallen gearbeitet, und verfieltete noch immer, zu glauben, daß sie nur die Natur in solcher Wahrheit wiedergeben und die Kunst allein walten lassen wollten. Auch ihr eigenes Leben beschreibend, genügten sie noch dem sittlichen Bedürfnisse ihrer Bewunderer, indem sie Wahrheit und Dichtung geschickt zu mischen wußten, und vorsichtig übertünchten, was durch Nacktheit beleidigen mochte. Jener Schleier wird zerrissen, und diese Vorsicht vereitelt, wenn man die Thüren zu ihren Werkstätten aufthut.

Der beste Dienst möchte daher auch den Männern, welche die Ueberschrift nennt, nicht erwiesen seyn, indem man ihren Briefwechsel, wie er eben war, bekannt machte, und ihre vertraulichen Mittheilungen dem öffentlichen Urtheile hingab. Ohne Zweifel ward dabei dem Glanze ihres Ruhmes vertraut, der die kleinen Flecken zu naturgemäßen Aeußerungen überfließender Kraft erklären würde. Je weniger kühn aber diese Hoffnung bei ihrer allgemeinen Vergötterung scheint, desto sicherer möchte sie täuschen; auch gegen diese Männer wird die Nachwelt den Charakter ihres Urtheils nicht verläugnen, und bei hoher Bewunderung ihrer Dichtergröße bedauern, daß ihre sittlichen und religiösen Zustände mit ihren poetischen nicht im Einklange waren, und daß sie den Einflüssen des Christenglaubens verschlossen blieben, für welchen auch das Leben seiner würdigsten Bekenner sie nicht zu gewinnen vermochte.

Schiller und Göthe waren vor dem Jahre 1794 sich



nie persönlich nahe getreten. In diesem vereinigte sich jener mit Fichte, Woltmann und von Humboldt zur Herausgabe der *Horen*, und lud Göthe zur Theilnahme daran und zur Bereicherung der Zeitschrift durch eigene Productionen ein. Mit dieser Einladung beginnt der Briefwechsel und die immer inniger werdende Verbindung der Männer auf dem Grunde des beiden gemeinschaftlichen hohen Dichterberufs. Göthe willigt ein, erscheint zur genaueren Besprechung in Jena, und erfüllt den Geistesgenossen mit Bewunderung seines Talents. Wie es geartet sei, sich entwickelt, und zu unbegreiflicher Größe ausgedehnt und vollendet habe, zeichnet ihm darauf Schiller durch einige Briefe in meisterhaften Zügen und mit der Bescheidenheit eines Jüngers, die Mängel des eigenen Geistesganges offen bekennend. Das Lob aus diesem Munde führt Göthe'n aus kalter Höhe zur freundlicheren Annäherung; Mittheilung ihrer Zustände, Ideen, Entwürfe und Arbeiten wird nun der Gegenstand häufig wechselseitiger Briefe und Besuche, auch das häusliche Leben beider berührt sich immer mehr. So wird dem Leser die Geschichte ihrer Werke aus der ergiebigsten Periode ihres Lebens vorgeführt; vor seinen Augen werden sie erzeugt, geboren, vollendet, und wie viel Jeder zu Jedem durch Ermunterung, Prüfung und Lobpreisung mitgewirkt habe, dargelegt. Besonders anziehend ist es aber, zu betrachten, wie in beiden das früher isolirte Gefühl der Superiorität über alle Dichter ihrer und der nächst vergangenen Zeit durch ihre Verbindung zu einer Stärke erwächst, die sie ermuntert, als Züchtigende und Gebietende aufzutreten. Daß es so reich begabter Männer Beruf sey, die Armen und Schwachen niederzuhalten, den Dünkel der Halbgelehrten zu beschränken, und jedem aufstrebenden Geiste die Grenzen zu zeichnen, innerhalb deren er sich bewegen dürfe, wer läugnet das? Es soll dies jedoch im Namen der Kunst, und kann deshalb ohne Leidenschaft oder mit der edlen Leidenschaft geschehen, die vor jeder Entweihung der Kunst einen Abscheu trägt, und selbst darniederbeugend noch erheben will, was sich erheben läßt. Unsere Propheten verrathen es aber in diesem Wörterbuche zu den *Horen* und *Kenien*, wie stark sie nur sich selbst und nicht ihre Göttin meinten, wenn sie das Mangelhafte in Anderen verspotteten oder den Tadel, der ihnen selber galt, ver-lachten, und aus der Identifikation ihrer Personen und der Kunst spricht ein Uebermuth heraus, der seine Lust am Geißeln hat, und keine andere Grenze, als politische Vorsicht kennt. „Ueberhaupt wird mich beim Durchgehen der übrigen (*Kenien*) im Allgemeinen der Gedanke leiten, daß wir bei aller Bitterkeit uns vor criminellen Inculpationen hüten“ (G.). „Ich bin auch sehr dafür, daß wir nichts Criminelles berühren; und überhaupt das Gebiet des frohen Humors (!) so wenig als möglich verlassen.“ Sind doch die Mäusen keine Scharfrichter! Aber schenken wollen wir den Herren auch nichts“ (Sch.). „Ich wünschte, daß Alles wegliebe, was in unserem Kreise und unseren Verhältnissen unangenehm wirken könnte“ (G.). „Die erste Idee der *Kenien* war eigentlich eine fröhliche Post, ein Schabernack auf den Moment berechnet, und war auch so ganz recht. Nachher regte sich ein gewisser Ueberfluß und der Trieb zersprengte das Gefäß“ (Sch.).

In welchem Sinne übrigens jene schonende Bezeichnung der übermüthigen Angriffe zu nehmen sey, ergibt sich aus den Aeußerungen über verschiedene Personen, die ihnen mißfällig geworden waren, und aus den Prädicaten, die ihnen beigelegt worden. Wir theilen mehrere derselben nur um des Tones willen mit, in dem der Unmuth ausgesprochen ist, ohne darum das Thun

und Treiben Aller, die in ihnen angegriffen werden, rechtfertigen oder billigen zu wollen. „Die *Kenien* erhalten Sie — zurück; die ernsthaften und wohlmeinenden sind gegenwärtig so mächtig, daß man denen Lumpenhunden, die angegriffen sind, mißgönnt, daß ihrer in so guter Gesellschaft erwähnt wird“ (G.). „Wir müssen Reichardt, der uns so ohne allen Grund und Schonung angreift, auch in den *Horen* bitter verfolgen“ (Sch.). „Hat er sich emancipirt, so soll er dagegen mit Carnevals-Gyps-Dracöen auf seinen Büffelrock begrüßt werden, daß man ihn für einen Perückenmacher halten soll. Wir — haben ihm bloß seine allgemeinen Unarten nachgesehen, weil er seinen besondern Tribut regelmäßig abtrug; sobald er aber Miene macht, diesen zu versagen, so wollen wir ihm gleich einen Bassa von drei brennenden Fuchsschwänzen zuschicken“ (G.). „Sie müssen doch das neue Stück vom *Journal Deutschland* lesen. Das *Insect* (Reichardt) hat das Stechen wieder nicht lassen können. Wirklich, wir sollten es noch zu Tode hegen, sonst ist keine Ruhe vor ihm. Gegen den Cellini hat er seinen bösen Willen ausgeübt, und um Sie zu hanciniren, die Stellen angepriesen, auch zum Theil extrahirt, die Sie ausgelassen haben“ (Sch.). „Den Spitz von Ghibichenstein müssen wir nun eine Weile bellen lassen, bis wir ihn wieder einmal tüchtig treffen“ (G.). „Reichardt wird in vierzehn Tagen hier seyn; wie er sagt, um Friedrich Schlegel'n von hier weg nach Ghibichenstein zu nehmen. Das heißt ich recht vom Teufel geholt werden“ (Sch.). „Es wird doch zu arg mit diesem Friedrich Schlegel. So hat er kürzlich dem A. Humboldt erzählt, daß er die Agnes — recensirt habe, und zwar sehr hart. Jetzt aber, da er höre, sie sey nicht von Ihnen, so bedauere er, daß er sie so streng behandelt habe. Der Paffe meinte also, er müsse dafür sorgen, daß Ihr Geschmack sich nicht verschlimmere“ (Sch.). „Ich hoffe also, Sie werden dem großen Ich in Dömannstädt (Wieland) im Herzen Abbitte thun und wenigstens diese Sünde von seinem Haupte nehmen“ (Sch.). „Der arme Verfasser des goldenen Spiegels und des *Agathons* — muß nun, in den Zeiten der Freiheit, da Herr P. täglich den bloßen Hintern zum Fenster hinausreckt, — die Producte einer Silberbochzeit — verheimlichen“ (G.). „Nicolai'n sollten wir aber doch von nun an in Text und Noten, und wo sich Gelegenheit zeigt, mit einer recht insignen Geringschätzung behandeln. Unter der Aufschrift über Platitude und Ueberspannung — habe ich Lust, eine kleine Hasenjagd in unserer Pitteratur anzustellen, und besonders etliche gute Freunde, wie Nicolai und Conforten, zu reguliren“ (Sch.). „An (Herder's) Confessionen über die Deutsche Pitteratur verdrießt mich, noch außer der Kälte für das Gute, auch die sonderbare Art von Toleranz gegen das Glende; es kostet ihm eben so wenig, mit Achtung von einem Nicolai, Eschenburg u. A. zu reden, als von dem Bedeutendsten, und auf eine sonderbare Art wirft er die Stolberge und mich, Rosegarten, und wie viel Andere in Einen Brei zusammen. Seine Verehrung gegen Kleist, Gerstenberg und Gessner — und überhaupt gegen alles Verstorbene und Vermorbene hält gleichen Schritt mit seiner Kälte gegen das Lebendige“ — (Sch.). „Herder verfällt wirklich zusehends und man möchte sich zuweilen im Ernst fragen, ob einer, der sich jetzt so unendlich trivial, schwach und hohl zeigt, wirklich jemals außerordentlich gewesen seyn kann. Es sind Ansichten in dem Buch (der *Alraune*), die man im *Reichsanzeiger* zu finden gewohnt ist; und dieses erbärmliche Hervorklauben der früheren und abgelebten Pitteratur, um nur



die Gegenwart zu ignoriren oder hämische Vergleichen anzustellen! Von hiesigen Varietäten weiß ich Ihnen nichts zu sagen, denn mit Freund Fichte ist die reichste Quelle von Absurditäten versiegt. Freund Woltmann hat wieder eine unglückliche Geburt und in einem sehr anmaßenden Tone von sich ausgehen lassen. Es ist ein gedruckter Plan zu seinen historischen Vorlesungen: ein warnender Küchenzettel, der auch den hungrigsten Gast verschrecken müßte" (Sch.). „Stolberg kann nicht geschont werden, und das wollen Sie wohl selbst nicht, und Schloffer wird nie genauer bezeichnet, als eine allgemeine Satire auf die Frommen erfordert. Außerdem kommen diese Liebe auf die Stolberg'sche Seite in einer solchen Verbindung vor, daß Jeder mich als den Urheber sogleich erkennen muß; ich bin mit Stolberg in einer gerechten Fehde und habe keine Schonung nöthig" (Sch.). „Ihr Unwille über die St(olberge), L(avater) und Conforten hat sich auch mir mitgetheilt und ich bin's herzlich zufrieden, wenn Sie ihnen ein anhängen wollen: St(olberg's) Delictum\*) wünschte ich in Augenschein nehmen zu können. — Bei diesem Menschen ist Dünkel und Unvermögen in so hohem Grade gepaart, daß ich kein Mitleid mit ihm haben kann" (Sch.). „Hier schicke ich Ihnen sogleich die neueste Cuddelei des gräßlichen Saalbaders. Die angestrichene Stelle der Vorrede ist's eigentlich, worauf man einmal, wenn man nichts Besseres zu thun hat, loschlagen muß" (G.). „Die St(olberg'sche) Vorrede ist wieder etwas Horribles. So eine vornehme Seichtigkeit, eine anmaßungsvolle Impotenz, und die gesuchte, offenbar nur gesuchte Frömmelerei — auch in einer Vorrede zum Plato Jesum Christum zu loben!" (Sch.). „Auch Lavater ist hier; ich habe ihn aber nicht gesehen. An Paulus, den er kürzlich etwas gröblich behandelte, schrieb er ein Billet, und bittet um eine Zusammenkunft" (Sch.). „Für die sonderbare Nachricht, daß der Prophet (Lavater) in Jena sey, danke ich aufs Beste. Ich werde mich seiner zu enthalten suchen. — Wenn die Conferenz zwischen ihm und Paulus zu Stande kommt, so zieht der Letztere wahrscheinlich den Kürzern, und muß sich noch bedanken, daß er beleidigt worden ist! Es kostet dem Propheten nichts, sich bis zur niederträchtigsten Schmeichelei erst zu assimiliren, um seine herrschsüchtigen Klauen nachher desto sicherer einschlagen zu können" (G.).\*\*)

Nach der Erscheinung der Xenien war namentlich Schiller sehr begierig, die Stimmen darüber zu vernehmen. Was er aus mündlichen Berichten und den Angriffen in öffentlichen Zeitschriften erfuhr, theilte er seinem Freunde mit. Selbst durch den Schein der Ruhe, womit er das Vernommene erzählt, blickt seine Ungestlichkeit darüber durch, und läßt ihm sogar die Aeuße-

rung entschlüpfen: „So" (durch die verbrüßlichen Geschäfte des Selbstverlags) „so sehe ich mich frühe für das Böse gestraft, das wir den schlechten Autoren erzeigt haben." Auch ist's ihm Trost, von Einzelnen, wie Humboldt, Wolf, Zöllner, Bießer, zu hören, daß die Xenien einen heiteren Eindruck auf sie gemacht haben. „Es ist mir wieder eine angenehme Entdeckung," schreibt er, „daß der Eindruck des Ganzen doch jedem liberalen Gemüth gefällig und ergötzlich ist." Doch fügt er kurz darauf wieder hinzu: „Wir werden nur zu bald inne werden, wie wenig jezt auf einen allgemeinen Sinn bei dem Publicum zu rechnen ist." — Göthe ist aber nicht im Mindesten beunruhigt. „Daß man nicht überall mit uns zufrieden seyn sollte, war ja die Absicht, und daß man in Gotha ungehalten ist, ist recht gut; man hat dort mit der größten Gemüthsruhe zugehört, wenn man mir und meinen Freunden höchst unartig begegnete, und da das litterarische Faustrecht noch nicht abgeschafft ist, so bedienen wir uns der reinen Befugniß, uns selbst Recht zu verschaffen. — Ich erwarte nur, daß mir Jemand etwas merken läßt, da ich mich denn so lustig und artig als möglich expectoriren werde." — Der Erfolg freute ihn also, wie er eben war, als Vergeltung für versagte Theilnahme und Ehre; für das Unangenehme dabei bereitete er aber ein Gegengift. „Das Angenehmste, was Sie mir aber melden können, ist Ihre Beharrlichkeit an Wallenstein und Ihr Glaube an die Möglichkeit einer Vollendung; denn nach dem tollen Wagstück mit den Xenien müssen wir uns bloß großer und würdiger Kunstwerke befleißigen und unsere Proteische Natur, zu Beschämung aller Gegner, in die Gestalten des Edlen und Guten umwandeln" (G.).

(Fortsetzung folgt.)

## Litterarische Anzeige.

1. Geistliche Gesänge. Ps. 92. B. 2. Berlin 1830. Verein für christliche Erbauungsschriften in den Preussischen Staaten (N<sup>o</sup> 53.). Zu haben im Magazin des Vereins bei Samuel Elsner, Spandauer-Straße N<sup>o</sup> 40. (100 Exemplare gebunden 8 Rthlr., portofrei durch ganz Preußen).
2. Auswahl meist älterer geistlicher Lieder zum Gebrauch bei Singübungen u. von E. A. D(ann). Ps. 92, 3. (2.). Stuttgart, bei Steinkopf 1829.

Es ist des Dankes gegen Gott werth, daß wir gerade in diesen unseren Tagen die heiligen Lieder unserer Kirche wieder so anerkannt, hervorgehoben und in unverfälschter Gestalt gesammelt sehen dürfen, und nicht nur das, sondern daß wir auch Mittel erhalten, dieselben zu verbreiten und den geistlichen Schatz, der darin enthalten ist, Allen zugänglich zu machen, selbst den Bedürftigen. Es ist dies um so dankenswerther, als es gerade jezt wieder noth thut, da wir zwar die Periode der kirchenräuberischen Aufklärerei hoffentlich bald ganz im Rücken haben, aber auch deswegen die Nachwehen zu empfinden anfangen und wohl noch stärker empfinden werden, wenn die guten, alten Liederammlungen in den Händen der Armen abgemüht seyn werden und dann nur, wie bei'm Abzuge eines Heeres die Stichen und Verwundeten, so hier diejenigen Lieder, welche theils methodisch verstümmelt wurden, theils auch von der Geburt an an der damals epidemischen Wassersucht litten, in den modernen Gesangbüchern zurückbleiben, die wie Krankenhäuser seit Jahr-

\*) Plato's anserlesene Gespräche, übersetzt von F. L. Gr. zu Stolberg. Königsberg 1796—97. 3 Theile.

\*\*) Man vergleiche mit diesem, vor dem vertrauten Freunde über Lavater gefällten Urtheile, was Göthe späterhin am anderen Orte öffentlich über ihn aussagte (aus meinem Leben, Buch XIV.): „Redliche und fromme Gesinnungen, wie er sie fühlte, den Menschen mitzutheilen, sie in ihnen zu erregen, war des Jünglings entschiedenster Trieb. — Als ein edler, guter Mensch fühlt er in sich einen herrlichen Begriff von der Menschheit. — Die tiefe Sanftmuth seines Blicks, die bestimmte Lieblichkeit seiner Lippen, selbst der durch sein Hochdeutsch durchdröndene Schweizer Dialect, und wie manches Andere, was ihn auszeichnete, gab Allen, zu denen er sprach, die angenehmste Sinnesberuhigung. — Wer mit ihm in der Ferne unzufrieden war, befreundete sich mit ihm in der Nähe."



gehenden durch ganz Deutschland hin errichtet wurden. Wir wünschen also von Herzen, daß die christlichen Freunde, vorzüglich in Ländern, wo die alten Kirchenlieder dem Volke weniger bekannt sind, oder doch der jungen Generation leicht fremd werden dürften, solchen Unternehmungen ihre Aufmerksamkeit schenken und ihre Thätigkeit widmen; denn darauf kommt es nicht an, daß die Lieder bloß neu aufgelegt oder auch in schon gesegneten Häusern und Landstrichen verbreitet werden, sondern darauf, daß sie sich wie eine wohlthätige Fluth gleichmäßig über die ausgebreiteten Strecken Deutschlands hin verbreiten.

Was die beiden vorliegenden kleinen Sammlungen betrifft, so stimmen beide unter sich überein im Geiste des Ganzen und in der äußeren Form. Die Lieder sind einfach rubricirt, in zwei Spalten gedruckt, und jedes mit einem Bibelspruche versehen, der dessen Inhalt andeutet. Bisweilen werden kleine erklärende Anmerkungen beigelegt, die am Passendsten in der Form eines biblischen Citates erscheinen. Verschieden sind beide Sammlungen an Umfang. Die „Auswahl“ wurde zum Behufe von Singübungen veranstaltet (Vorrede S. V f.) und enthält bloß 50 Seiten mit 40 Liedern. Dagegen enthält der Berliner Tractat auf 160 Seiten in Octav 226 Lieder nebst doppeltem Register und Angabe der bekannten Verfasser. Dabei ist trotz der höchst öconomischen Einrichtung Druck und Papier ausgezeichnet gut. Das Beste aber ist der Inhalt. Doch vermiffen wir mehrere schöne Lieder, die sich selbst in der kleineren Sammlung vorfinden, als von der allgemeinen Gnade Gottes: „Herr von unendlichem Erbarmen“ vom innern Leben: „Es glänzet der Christen;“ in beiden vermiffen wir z. B. das herrliche Lied von Mayhaff: „Jerusalem, du hochgebaute Stadt;“ von der Gräfin zu Schwarzburg-Rudolstadt: „Jesus, Jesus, nichts als Jesus;“ das schöne Abendlied eines Christen von A. S. Francke: „Gottlob, ein Schritt zur Ewigkeit“ das prächtige christologische: „Jesus Christus herrscht als König.“ Indes darf man mit solchen Wünschen nicht die Grenzen des Raumes überschreiten, die den Sammlern gesteckt waren. Nichts desto weniger vermiffte man nur mit Schmerzen in der Berliner Sammlung die Namen eines Lampe, Pfeil, Hiller, Albertini, Zinzendorf (denn das Lied N<sup>o</sup> 127. ist von der Gräfin) und eine größere Auswahl aus Neander, Woltersdorf, dagegen die von Laurentius, mehrere von Angelus Silesius, ein paar von Selnecker und Gellert, N<sup>o</sup> 84. 157. und etliche andere neuere Lieder hätten können Platz machen. N<sup>o</sup> 19. ist von Freylinghausen. Diese wenigen Ausstellungen sollen indes dem Lobe des ganzen Unternehmens keinen Abbruch thun. Wir empfehlen diese „Geistlichen Lieder“ Allen, die sich überhaupt dafür interessieren, und bemerken nur noch, daß auch der beifpielloos wohlfeile Preis dieser schönen Sammlung sie zur Verbreitung in Masse höchst geeignet macht.

Mit dieser Anzeige verbinden wir die Nachricht, daß die Herausgabe des in der Ev. K. Z. 1829. S. 350. angekündigten Liederbuches nicht statt finden wird. Diejenigen, welche die Herausgabe beabsichtigten, wurden durch verschiedene, nicht zu erwartende Fügungen daran gehindert, und mußten dem Plane

mit Schmerzen entsagen. Doch sehen sie sich in Bezug auf ihre Subscribenten dadurch beruhigt, daß sie diese auf die angezeigte größere Liedersammlung verweisen können, die ihrem Plane der Hauptsache nach entspricht und noch billiger zu haben ist. Außerdem wurde auch noch mit dem Herausgeber einer künftigen größeren Sammlung freundschaftliche Rücksprache gehalten und es ist zu erwarten, daß diese letztere auch höheren Anforderungen gänzlich entsprechen werde.

## Nachrichten.

(England.) Während der Christ einerseits auf Britannien als das Land des geistlichen Lichtes blickt, läßt es sich andererseits auch anblicken als ein warnendes Exempel vor der Herrschaft des Mammon und ihren seelenverderbenden Folgen. Insbesondere gilt dieses von der Kaufmannschaft in West- und Ostindien und dem Verhalten derselben zu ihren Unterthanen. — Wie erschrecklich ist es nicht z. B., daß um des bloßen Interesses willen die Ostindische Gesellschaft, wie lange sie schon Indien besitzt, doch noch keinen Schritt zur Abschaffung der Menschenopfer gethan! Ja, was soll man dazu sagen, daß diese christliche Regierung von den Pilgrimen, welche sich am Plage der Menschenopfer zu Tausenden einstellen, Abgaben erhebt, um sich zu bereichern. — In Ward's schätzbarem Werke: „Ueber die Geschichte, Pitteratur und Mythologie der Hindu“ wird folgende Uebersicht über die hingeschlachteten Menschenzahl gegeben:

In ganz Hindostan jährlich Wittwen lebendig verbrannt	5,000
Pilgrime, die unterwegs umkommen	4,000
Menschen, die sich selbst in den Ganges stürzen oder lebendig verbrennen	500
Geopferte Kinder	500
Kranke, die in den Ganges geworfen werden	500
	10,500.

Nach amtlichen Berichten wurden in der Präsidentschaft Bengalen Wittwen lebendig begraben oder verbrannt:

Im Jahr 1815 —	378
1816 —	442
1817 —	707
1818 —	839
1819 —	650
1820 —	598
1821 —	655
1822 —	583
1823 —	575
1824 —	572

In zehn Jahren 5,997 Wittwen.

Vor zwei Jahren, im Jahr 1827, wurde in Folge einer an das Parlament gerichteten Witschrift von der Ostindischen Compagnie in Erwägung gezogen, ob man die grautame Sitte nicht abschaffen sollte; allein der Antrag wurde verworfen. Nunmehr hat sich in England eine Gesellschaft gebildet, zur Beförderung der Abschaffung der Menschenopfer in Indien, welche eben so wie die „zur Abschaffung des Sclavenhandels“ gemeinsam, als ein Körper, ihre Stimme erheben will, um der Barbarei zu steuern.



# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1830.

Sonnabend den 6. Februar.

N<sup>o</sup> 11.

Briefwechsel zwischen Schiller und Göthe in den Jahren 1794 bis 1805. 6 Theile. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung 1828, 1829.

(Fortsetzung.)

Wollte man hieraus schließen, daß er eine hohe Achtung vor dem Publicum gehegt habe, so würde man irren; er will es nur versöhnen, um wieder gepriesen zu werden; in der That aber schätzt er es nicht weniger gering, als sein Freund.

„Cotta mag Recht haben, daß er Namen“ (unter die Aufsätze in den Horen), „verlangt; er kennt das Publicum, das mehr auf den Stempel als den Gehalt sieht“ (G.). „Das sechste Buch meines Romans\*) hat auch guten Effect gemacht; freilich weiß der arme Leser bei solchen Productionen niemals, wie er dran ist, denn er bedenkt nicht, daß er diese Bücher gar nicht in die Hand nehmen würde, wenn man nicht verstände, seine Empfindung und seine Wißbegierde zum besten zu haben“ (G.). „Dafür hat der Deutsche so selten Sinn, weil ihn seine Philisterhaftigkeit jede Albernheit nur ästimirn läßt, die einen Schein von Empfindung oder Menschenverstand vor sich trägt“ (G.). „Von dem Publicum hätten wir sicherlich nur die elendesten Stimmen zu erwarten. — Was (Cotta) von dem Abfalle des Journals (die Propyläen) schreibt, ist zum Ersauern und zeigt das Kunsttreibende und Kunstliebende Publicum von einer noch viel kläglicheren Seite, als man — je hätte denken mögen. — Zwar ist zu hoffen, daß das neueste Stück mehr Käufer anlocken wird, aber bei der Kälte des Publicums für das bisherige und bei der ganz unerhörten Erbärmlichkeit desselben, — läßt sich nicht erwarten, daß selbst dieses Stück das Ganze wird retten können. Ich darf an diese Sache gar nicht denken, — denn einen so niederträchtigen Eingriff hat mir noch nichts von dem Deutschen Publicum gegeben“ (Sch.). „In Ansehung der Recension des Journals (der Horen) in der Litteraturzeitung ist nunmehr arrangirt, daß alle

drei Monate eine ausführliche Recension davon gemacht wird. Cotta wird die Kosten der Recensionen tragen, und die Recensenten werden Mitglieder unserer Societät seyn. Wie können also so weitläufig seyn, als wir wollen; und loben wollen wir uns nicht für die Langeweile, da man dem Publicum doch Alles vormachen muß“ (Sch.). „Uebrigens ist eine Vorrecension der bevorstehenden Aufführung des Wallenstein auf dem Weimarischen Theater, so wie des Effects, den das Stück gemacht hat, schematisirt und kann in einigen guten Stunden fertig werden. Da ich mich einmal auf das Element der Unverschämtheit begeben habe, so wollen wir sehen, wer es mit uns aufnimmt. — Uebrigens habe ich das Pensum (eben die Vorrecension), wie solches die neue Zeitung nunmehr bald bringen wird, bisher öfters zu repetiren Gelegenheit gehabt, und ich hoffe, man wird mir nun bald meine eigenen Worte wieder vorsagen“ (G.).

Nach diesen Aeußerungen sind beide Männer in ihrem Unmuth über das Publicum eben so einstimmig, als sie sich verschieden gegen dasselbe verhalten. Schiller würdigt es als besonnenen Feind eines tiefen Ingrimms; Göthe verachtet es als eine rohe Masse, mit der seine gewaltigen Hände spielen. Schiller verlangt Anerkennung seines hohen Talents als eine Pflicht, Göthe erwartet sie als einen Tribut. Schiller nimmt die Menschen für verständiger, Göthe für beschränkter, als sie sind. Schiller begehrt, daß man ihm den Beifall freiwillig bringe; Göthe ergötzt sich an den Reverenzen der Puppen, die er selber lenkt. Von dem Einen verwünscht, von dem Anderen verhöhnt, ist das Publicum aber doch der Göthe, dem beide opfern und von dessen günstigen Blicken sie entzückt werden. Unumwunden sich dies einzusehen, sind sie zwar weit entfernt; aber indirect bekennen sie es deutlich genug, theils durch jene Klagen, theils durch den Versuch, sich damit zu beruhigen, daß es ihnen schon gelingen sey, und immer mehr gelingen werde, das Publicum zu einer würdigen Aufnahme und Beurtheilung ihrer Unternehmungen und Werke zu bestimmen. „Ueberhaupt wird es nicht übel seyn, wenn ich manchmal etwas von unseren Manuscripten voraus lese. Es sind doch immer wieder ein Duzend Menschen, die dem Product dadurch geeigneter und aufs nächste Stück aufmerksam

\*) Die „Bekanntnisse einer schönen Seele“ enthaltend.



werden" (G.). „Daß ich ihren Kopf nicht zu dem diesjährigen Almanach bekommen kann, thut mir sehr leid. Eine Verzierung müssen wir doch einmal haben, und das wäre doch die vernünftigste gewesen. Da ich unter den lebendigen keinen anderen Kopf mag, so werde ich das Portrait von U<sub>3</sub>, der kürzlich gestorben ist, zu bekommen suchen. Es gibt uns so ein Ansehen von Billigkeit und Sonneteté, wenn wir einem aus der alten Zeit diese Ehre erweisen" (Sch.). „Die Elisa von der Recke hat mir ein — Schauspiel von ihrer Erfindung und Ausföhrung zugesandt, mit der Plenipotenz zu streichen und zu zerföhren. — Der Inhalt ist — sehr moralisch — und daß so moralische Personen sich und Kögern und Freigeistern auf Gnade und Ungnade ergeben, besonders nach dem so lauten Renien-Unfug, ist immer eine gewisse Satisfaction" (Sch.). „Ihnen," sagt er am anderen Orte, „wird man Ihre Wahrheit, Ihre tiefe Natur nie verzeihen, und mir — wieß der starke Gegensatz meiner Natur gegen die Zeit und gegen die Masse das Publicum nie zum Freunde machen können. Es ist nur gut, daß dies auch so gar nothwendig nicht ist, um mich in Thätigkeit zu setzen und zu erhalten. Ihnen kann es vollends gleichgültig seyn, und jetzt besonders, da trotz alles Geschwäges der Geschmack der Besseren ganz offenbar eine solche Richtung nimmt, die zu der vollkommensten Anerkennung Ihres Verdienstes föhren muß." Und Göthe bestätigt dies, indem er erwidert: „Möchte bei solchen Aeußerungen nicht die Hippokrene erstarren und Pegasus sich mauzen! Doch das war vor fünfundzwanzig Jahren, als ich anfing, eben so, und wird so seyn, wenn ich lange geendigt habe. Indessen ist nicht zu läugnen, daß es doch aussieht, als wenn gewisse Einsichten und Grundsätze, ohne die man sich eigentlich keinem Kunstwerke nähern sollte, nach und nach allgemeiner werden müßten."

Die hier ausgesprochene Erwartung blickt indeß nur an wenigen Stellen dieser Briefe durch, obwohl es grade der erhabene Gedanke, die Mitwelt zu besserem Geschmacke zu erziehen, war, der sie über alle Verunglimpfung und Nichtachtung hinweg setzen konnte, wenn sie die Kunst von ihren Personen unterschieden hätten. Dies vermochten sie aber nicht über sich und rauben uns damit viel von dem Glauben an die Kraft und Würde der Dichtkunst, die sie vielfältig rühmen. Sie ist nach ihren Betheuerungen das Höchste, was der Mensch erreichen, das Theuerste, was er immer verehren, das Seligste, was er sich bereiten kann; sie föhrt auch zur Moralität. Ihnen selbst ist sie der stete Gedanke ihres Lebens, ja das wahre Leben selbst und die Religion, und den größten Werth haben in ihren Augen diejenigen, die entweder Dichter sind, oder ihre Werke zu würdigen wissen. Sie ehren zwar alle Wissenschaften und edlen Künste, stellen sie aber unter die Poesie. Nur die Betrachtung der Natur, der Schiller aus Liebe zu Göthe'n eine gewisse Schuldigung erweist, und die Philosophie machen eine Ausnahme davon, ohne darum auf gleicher Stufe mit der Dichtkunst zu stehen. „Zum Philosophiren ist schon der halbe Mensch genug, und die andere Hälfte kann aufruhren; aber die Mäusen saugen einen aus. — So viel ist gewiß, der Dichter ist der einzige wahre Mensch und der beste Philosoph ist nur eine Carrikatur gegen ihn. Das Menschliche ist immer nur der Anfang des Poetischen, das nur der Gipfel davon ist" (Sch.). „Ich wünsche nur, daß ich Sie wohl und poetisch thätig antreffen möge, denn es ist das nun einmal der beste Zustand, den Gott den Menschen hat gönnen wollen. Man befriedigt bei dichterischen Arbeiten

sich selbst am meisten, und hat noch dadurch den besten Zusammenhang mit Andern" (G.). „Das wahrhaftig Schöne und Vollkommene in der Kunst verbessert den Menschen nothwendig. Die Schlafheit über ästhetische Dinge zeigt sich immer mit der moralischen Schlafheit verbunden, und das reine, strenge Streben nach dem hohen Schönen wird bei der höchsten Liberalität gegen Alles, was Natur ist, den Rigorism im Moralischen bei sich föhren." — Grund genug liegt allerdings in diesen Ansichten, um zu fordern, daß die Dichtkunst nur um ihrer selbst willen getrieben, und Gedichte nur nach den Forderungen der Aesthetik beurtheilt werden. Daher tadelt es Schiller an Diderot, „daß er bei ästhetischen Werken noch viel zu sehr auf fremde und moralische Zwecke sehe, und diese nicht genug in dem Zustande und in seiner Darstellung suche. Immer müsse ihm das schöne Kunstwerk zu etwas Anderem dienen." Daher gibt er auch sofort Jacobi auf, weil dieser ihm merken läßt, daß ihm in poetischen Darstellungen etwas näher anliege, als die innere Nothwendigkeit und Wahrheit. Sonderbar aber, daß weder Schiller noch Göthe von der Richtung auf andere Zwecke ganz frei waren. „Im Grunde ist schon so viel geschähen, daß es thöricht wäre, die Arbeit (an dem zweiten Theile der Zauberflöte) liegen zu lassen, und wäre es auch nur um des leidigen Vortheils willen, so verdient doch auch der eine schuldige Beherzigung" (G.). „Kann ich nicht bald etwas für die Hören von Ihnen hoffen? In diesen düsteren Decembertagen kann man doch nichts Besseres thun, als Geld verdienen, das man in schöneren ausgibt. — Eben habe ich das Todesurtheil der drei Göttinnen (der Hören) förmlich unterschrieben. Weißen Sie diesen edlen Todten eine fromme christliche Thräne, die Condolenz aber wird verboten. Cotta hatte schon voriges Jahr nur eben die Kosten wieder — aber ich sah wirklich keine entfernte Möglichkeit, sie zu continuiren, weil es uns ganz und gar an Mitarbeitern fehlt, auf die man sich verlassen kann, und ich, ohne eigentlichen reellen Geldgewinn, ewige Sorge und kleinliche Geschäfte bei dieser Redaction hatte" (Sch.). Könnte es hiennach unverständlich bleiben, wie weit sich der von der Dichtkunst gewirkte moralische Rigorismus innerhalb der Grenzen der höchsten Liberalität gegen Alles, was Natur ist, erstreckte, so möchte er sich noch besser aus den Mittheilungen über die Familien beider Männer interpretiren lassen. Göthe hat vor Schiller den Vortheil voraus, daß er ihn an der Seite einer Gattin weiß und diese in seinen Briefen mit begrüßen kann. Schiller erwidert dies nur durch Mitsorge bei der Geburt und für die Pflege der Kinder seines Freundes und nennt nie eine Ehegenossin desselben. — Auch stehen mit diesem Gegenstande Schiller's Worte an Göthe über ein Urtheil Jacobi's in einiger Verbindung. „Könnte er Ihnen zeigen," spricht er, „daß die Unmöglichkeit Ihrer Gemälde nicht aus der Natur des Objects fließt, und daß die Art, wie sie dasselbe behandeln, nur von Ihrem Subject sich herschreibt, so würden Sie allerdings dafür verantwortlich seyn, aber nicht deswegen, weil Sie vor dem moralischen, sondern weil Sie vor dem

\*) Sehr nahe liegt die Versuchung, diese Stelle mit einer anderen in „Aus meinem Leben" B. XIV. zu vergleichen: „Was mich aber besonders an ihn (Spinoza) fesselte, war die grenzenlose Uneigennützigkeit, die aus jedem Sake hervorleuchtete. — Uneigennützig zu seyn in Allem, am uneigennützigsten in Liebe und Freundschaft, war meine höchste Lust, meine Maxime, meine Ausübung."



ästhetischen Forum fehlten. Aber ich möchte sehen, wie er das zeigen wollte."

Es bleibt noch übrig, aus diesem Briefwechsel darzuthun, in welchem Verhältnisse beide Männer zum Christenthume standen und ihr Gemeinschaftliches darin, wie ihr Besonderes anzudeuten. Daß sie es gekannt, und hin und wieder einiger Betrachtung gewürdigt haben, ist unverkennbar. Göthe namentlich war früherhin mit der Brüdergemeinde und mit wahren Christen außer ihr vertraut, und einige derselben, unter andern Jung und das Fräulein von Klettenberg, ihm vorzüglich werth geworden. Die Ausarbeitung des religiösen Buches im "Wilhelm Meister" wäre ihm unmöglich gewesen, wenn er nicht früher die Studien nach der Natur dazu gesammelt hätte." Nach seiner Gabe, alle Lebenserscheinungen in sich aufzunehmen, hatte er auch diese beachtet, und einen Eindruck davon empfangen, von welchem aus er ihnen Duldung schenkte. Nach seiner Meinung beruhen die Erfahrungen solcher Leute, "auf der edelsten Täuschung und der zartesten Verwechslung des Subjectiven und Objectiven." Schiller war durch diese Schule nicht gegangen; er hatte einen metaphysischen Gott, und mochte nicht begreifen, wie Andere einen andern haben könnten. Jede lebensbige Erhebung einer Seele zu einem moralischen höchsten Wesen, jede Regung des Glaubens an dessen Offenbarung in Schrift, Gemüth und Leben, erschien ihm entweder als Schwärmerei oder als Falschheit. Nach Göthe's Urtheil geschah Schiller's Unrecht, wenn ihn Kant einer Unredlichkeit, wenigstens indirect, beschuldigte; fehle er, so sey es wohl darin, daß er seiner innern Ueberzeugung eine Realität nach außen zuschreibe, und Kraft seines Charakters und seiner Denkweise zuschreiben müsse; eine Annahme, von der in Theorie und Praxis Niemand frei sey. Schiller erwidert darauf: Es könne sich zwar so verhalten, indeß habe Schiller's Stellung gegen die kritischen Philosophen so etwas Bedenkliches, daß der Charakter kaum aus dem Spiele bleiben könne. "Auch kann man, dünkt mir, bei allen Streitigkeiten, wo der Supernaturalismus von denkenden Köpfen gegen die Vernunft vertheidigt wird, in die Ehrlichkeit ein Mißtrauen setzen; die Erfahrung ist gar zu alt, und es läßt sich überdem auch gar wohl begreifen." — Auf der andern Seite verläugnet er aber auch nicht eine gewisse Hochachtung vor dem Christenthume, oder vielmehr vor dem, was er sich daraus macht. "Ich finde in der christlichen Religion virtualiter die Anlage zu dem Höchsten und Edelsten. — Hält man sich an den eigentlichen Charakterzug des Christenthums, der es von allen monotheistischen Religionen unterscheidet, so liegt er in nichts Anderem, als in der Aufhebung des Gesetzes, des Kant'schen Imperativs, an dessen Stelle das Christenthum eine freie Neigung gesetzt haben will. Es ist also in seiner reinen Form, Darstellung schöner Sittlichkeit oder der Menschwerdung des Heiligen, und in diesem Sinne die einzige ästhetische Religion; daher ich es mir auch erkläre, warum diese Religion bei der weiblichen Natur so viel Glück gemacht und nur in Weibern noch in einer gewissen erträglichen Form angetroffen wird." Wie indeß diese Stelle in einem Tone gefaßt ist, der hinreichend beweist, daß Schiller sich ganz außerhalb des Christenglaubens befand, so zeigen auch andere Aeußerungen, wie entschieden er ihn von sich gewiesen habe. Was sich wohl bei manchem Anderen findet, der, um sich die Wehen der neuen Geburt zu ersparen, allen Einwirkungen des Christenthums verschlossen bleibt, nämlich Anerkennung der großen Verdienste desselben um die Menschheit, da-

von ist in diesen Briefen keine Spur. "Es ist doch wirklich unbegreiflich," ruft er aus, "daß die belebende Kraft im Menschen nur in einem so kleinen Theile der Welt (Europa) wirksam ist, und jene ungeheueren Völkermassen (in Asien und Africa) für die menschliche Perfectibilität ganz und gar nicht zählen." Dies Räthsel war gelöst, wenn er an das Christenthum dachte, das in Europa ist; aber er wollte daran nicht denken, da es so nahe lag. Auch in Göthe's Briefen bleibt ihm diese Gerechtigkeit verlag, obwohl er damals, als er sich "ein Christenthum zu seinem Privatgebrauche bildete," es durch fleißiges Studium der Geschichte zu begründen suchte. (Aus meinem Leben B. XV.) Irren wir nicht, so lag, wenn sonst nirgends, ihm eine Aufforderung dazu an dem Orte nahe, wo er sich gedungen fühlt, zu bekennen: "In diesen glorreichen Zeiten, wo die Vernunft ihr erhabenes Regiment ausbreitet, hat man sich täglich von den würdigsten Männern eine Infamie oder Absurdität zu gewärtigen," aber auch hier bleibt es ihm fern, darauf einzugehen. Statt dieser Anerkennung verkündet bei Beiden sich vielfach, bisweilen auch in der Form des Spottes, \*) eine mit dem Willen verwachsene Verkennung des göttlichen Wortes. "Indem ich den patriarchalischen Ueberresten nachspürte, bin ich in das Alte Testament gerathen, und habe mich auf's Neue nicht genug über die Confusion und die Widersprüche der fünf Bücher Moses wundern können, die denn freilich, wie bekannt, aus hunderterlei schriftlichen und mündlichen Traditionen zusammengestellt seyn mögen. Ueber den Zug der Kinder Israel in der Wüste habe ich einige artige Bemerkungen gemacht, und es ist der verwegene Gedanke in mir aufgestanden: ob nicht die große Zeit, welche sie darin zugebracht haben sollen, erst eine spätere Erfindung sey? Ich will gelegentlich in einem kleinen Aufsatze mittheilen, was mich auf diesen Gedanken gebracht hat" (G.). "Ihre Entdeckungen in den fünf Büchern Moses belustigen mich sehr. Schreiben Sie ja Ihre Gedanken auf; Sie möchten des Weges sobald nicht wieder kommen. So viel ich mich erinnere, haben Sie schon vor etlichen und zwanzig Jahren mit dem Neuen Testamente Krieg gehabt. Ich muß gesehen, daß ich in Allem, was historisch ist, den Unglauben zu jenen Urkunden gleich so entschieden mitbringe, daß mir Ihre Zweifel an einem einzelnen Factum noch sehr räsonnabel vorkommen. Mir ist die Bibel nur wahr, wo sie naiv \*\*) ist; in allem Anderen, was mit einem eigentlichen Bewußtseyn geschrieben ist, fürchte ich einen Zweck und einen späteren Ursprung" (Sch.). "Zugleich habe ich noch immer die Kinder Israel in die Wüste begleitet, und kann bei Ihren Grundfäßen hoffen, daß dereinst mein Versuch über Moses Gnade vor Ihren Augen finden wird. Meine kritisch-historisch-poetische Arbeit geht davon aus, daß die vorhandenen Bücher sich selbst widersprechen und sich selbst verrathen, und der ganze Spaß, den ich mir mache, läuft dahin hinaus, das menschlich Wahrscheinliche von dem Absichtlichen und bloß Imaginirten zu sondern, und doch

\*) Aus den hier folgenden Stellen wird sich ergeben, daß es nicht Ehrfurcht vor der göttlichen Offenbarung, sondern nur politische Vorsicht war, wenn sich Beide hüteten, das Christenthum direct und öffentlich auszugreifen. "Vorzüglich aber und unbedingt wird sie (die Monatschrift der Horen) sich Alles verbieten, was sich auf Staatsreligion und politische Verfassung bezieht."

\*\*) Denn: "Das Naive hat den ganzen Gehalt des Göttlichen." Theil V. p. 37.



für meine Meinung überall Belege aufzufinden. Alle Hypothesen dieser Art bestehen bloß durch das Natürliche des Gedankens und durch die Mannichfaltigkeit der Phänomene, auf die er sich gründet. Es ist mir recht wohl, wieder einmal etwas auf kurze Zeit zu haben, bei dem ich mit Interesse im eigentlichen Sinne spielen kann. Die Poesie, wie wir sie seit einiger Zeit treiben, ist eine gar zu ernsthafte Beschäftigung" (G.). „Ich lese jetzt in großer Eile das Alte Testament und Homer, lese zugleich Eichhorn's Einleitung in's Erste und Wolf's Prolegomena zu dem Letzten. Es gehen mir dabei die wunderbarsten Lichter\*) auf" (G.). „Woltmann's Menschengeschichte ist freilich ein seltsames Werk; — wie er — das Alte Testament, so wie es liegt, ohne die mindeste Kritik, als eine reine Quelle der Begebenheiten annehmen konnte, ist mir unbegreiflich. Die ganze Arbeit ist auf Sand gebaut, und ein wahres Wunderwerk, wenn man bedenkt, daß Eichhorn's Einleitung schon zehn Jahre alt ist, und die Herder'schen Arbeiten schon viel länger wirken. Von den unbilligen Widersachern dieser Schriften will ich gar nicht einmal reden" (G.). — Es ist aus demselben Geiste, wenn Göthe über die Wunfch'schen Hypothesen, die Farbenlehre betreffend, urtheilt: „Sie seyen toller als ein Capitel aus der Apocalypse," und von dem Gegenstande in Milton's verlorenem Paradiese: „Er sey abscheulich, äußerlich scheinbar und innerlich wurstförmig und hohl" (vgl. Brief 618.); wenn Schiller hofft, daß die Kopenhagener und alle gebildete Anwohner der Ditsie aus den Xenien ein neues Argument für die wirkliche und unwiderlegliche Existenz des Teufels nehmen werden, wodurch ihnen doch ein sehr wesentlicher Dienst geleistet sey, und wenn er am anderen Orte seine Krämpfe den Teufel in Natur nennt, anderer Ausdrücke zu geschweigen, die aus der Bibel hergenommen und auf eine Art angewendet sind, die von geringer Achtung für dieselbe zeugt.

Man wird hiernach nicht glauben, daß die Bekenntnisse einer schönen Seele im Wilhelm Meister mehr als die Frucht künstlicher Selbstverfälschung in ein fremdes Gebiet gewesen, oder gar aus einzelnen Stunden eigener Bewegung zum Leben in Christo hervorgegangen seyn möchten. Stolberg scheint diese Meinung gehabt zu haben, wenn er, wie Schiller Anderen nach erzählt, den Roman bis auf jenes sechste Buch verbrannte, dieses aber besonders binden ließ, in allem Ernste für eine Empfehlung der Herrnhuterei hielt, und sich sehr daran erbaute. Wer den Inhalt dieser Bekenntnisse mit eigenen Erfahrungen im christlichen Leben und mit dem göttlichen Worte vergleicht, wird bald erkennen, wie weit die Darstellung von der Natur abweiche. Wir sehen dies Abweichende nicht in der Vermeidung der „trivialen Terminologie der Andacht, wodurch er — nach Schiller — den Gegenstand zu purificiren und gleichsam wieder ehrlieh zu machen suchte." Wir finden es vielmehr in der zu leichtsinnigen Behandlung, die auch Schiller an einigen Stellen wahrgenommen hatte, und in vielen einzelnen Ausdrücken, in denen sich die lächelnde Miene und die im Grunde der Seele

\*) Denen über die Farbenlehre vergleichbar. Es wäre passender gewesen, Moses und Newton da zusammen zu stellen, wo er sagt: „Die beiden handfesten Bursche, Moses und Cellini, haben sich heute zusammengestellt; wenn man sie neben einander sieht, so haben sie eine wunderbare Ähnlichkeit."

des Verfassers liegende Verachtung der Sache kund gibt. Mehr aber noch ergibt sich zum Beweise aus einzelnen von Göthe's Standpunkte aus nothwendigen, aber unwarhen Zügen im Bilde der schönen Seele. Eine fromme Verehrerin des göttlichen Wortes wird nicht sagen, daß sie „als Kind von der natürlichen Geschichte des menschlichen Geschlechts mehr, als sie sich merken lassen, gewußt, und dies meistens nur aus der Bibel gelernt habe." Sie ist zu keusch, um dies zu erwähnen, oder fürchtet doch, ihrem Leser die heilige Schrift in ungerechten Verdacht zu bringen. Eine wahrhaft Befehrte würde von dem ersten Verhältnisse zu dem Hofmarschall nur mit Schmerz erzählen, würde bei Darstellung der Art, wie sie dem blutenden Marzisi geholfen, und späterhin, wo von seinen Näheren die Rede ist, sich gehütet haben, die Lüsterheit zu erregen, würde überhaupt eine tiefere Schaam über diese Erfahrungen ihrer Jugend verrathen, und mehr verschwiegen als berichtet haben.

(Schluß folgt.)

## Nachrichten.

(England. Christliche Männlichkeit.)

Soll das Werk des Herrn gelingen, so ist männlicher Sinn bei seinen Jüngern unumgänglich nothig. Ohne Furcht und ohne Grauen soll ein Christ, wo er ist, stets sich lassen schauen. Durch die vielen Anfeindungen der Welt lassen sich Viele unter einerschütern und furchtsam machen. In dem Stüd über treffen uns unsere Britischen Brüder. Manche von ihnen haben ebenso wie wir das Scheelsen von Behörden zu ertragen, und wo das nicht ist, ist überall doch das Scheelsen und der Spott der Welt. Aber sie sehen dem Feind in's Auge und stehen ihren Mann und am Ende erringen sie Anerkennung. „Qui s'excuse, s'accuse" gilt auch hier. Wollen wir uns bloß entschuldigen wegen unserer christlichen Bestrebungen, statt anzulagen die Gegner, so ist unsere Sache schon halb verloren. Dieses als Vorwort zu nachfolgendem Zuge aus dem Schottischen Studentenleben.

Ein Studirender aus Union-College in Edinburg kehrte kürzlich an einem Abende von einer kleinen Wanderung in die Umgegend zurück, wo er religiöse Ansprachen gehalten und Tractate vertheilt hatte. Noch hatte er einige davon unter dem Arme. Ein Commilitone, ein ganz leichtsinniger Mensch, liegt im Fenster und sieht „den Schwärmer" kommen. „He!" ruft er ihm entgegen, „was bringst du denn unter dem Arme für schöne Sachen?" Der Andere geht nicht still weiter, er verflucht auch seine Tractate nicht, er gibt auch dem Gespräch keine launige Wendung. „Es sind religiöse Tractate" — sagt er ruhig und ernsthaft — „ich will dir einige zeigen, die du zur Ansicht hier behalten kannst." Darauf sucht er einen der ernstesten und strafendsten aus und überreicht ihn dem Frager. „Lies einmal den." sagt er, „der ist lesenswerth." Damit geht er weiter und der Frager zieht sich mit dem Tractat zurück. Nach etwa vier Tagen kommt dieser auf Xenien zu und bittet sich aus, einen Spaziergang mit ihm zu machen. Sie gehen und der leichtsinnige Jüngling bekennet, durch den Inhalt jenes Tractates tief gerührt zu seyn. Er fragt seinen Freund, welchen Weg er einschlagen müsse, um in seiner neuen Erkenntniß fest zu werden, und nach wenigen Wochen war er fest geworden, und sah nun eine lange Lebensbahn vor sich, die er zu etwas ganz Anderem machen konnte, als wozu er sie gemacht haben würde, wenn der Freund einen Moment durch Menschenfurcht zurückgehalten worden wäre, ihm den Tractat in die Hand zu geben.



# Evangelische

# Kirchen-Zeitung.

Berlin 1830.

Mittwoch den 10. Februar.

N<sup>o</sup> 12.

Briefwechsel zwischen Schiller und Göthe in den Jahren 1794 bis 1805. 6 Theile. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung 1828, 1829.

(Schluß.)

Nach diesem und Anderem urtheilen wir, daß dies Kunstwerk nicht nach der Natur gebildet, und daß es dem großen Meister übel gerathen sey. Er scheint dies selbst geahndet zu haben, indem er seine Lust zur Ausarbeitung dieses Buches einen sonderbaren Instinct nennt, und Schiller erkennt, dies Gemälde könne weniger als irgend ein anderes aus Göthe's Individualität fließen, denn: „Grade dies scheint mir eine Saite zu seyn, die bei Ihnen, und schwerlich zu Ihrem Unglück, am seltensten anschlägt. Um so erwartender bin ich, wie Sie das heterogene Ding mit Ihrem Wesen gemischt haben werden. Religiöse Schwärmerei ist und kann nur Gemüthern eigen seyn, die beschauend müßig in sich selbst versinken, und nichts scheint mir weniger Ihr Casus zu seyn, als dieses.“ Wenn aber derselbe hinzusetzt: „Ich zweifle keinen Augenblick, daß Ihre Darstellung wahr seyn wird, aber das ist sie alsdann lediglich durch die Macht Ihres Genies und nicht durch die Hülfe Ihres Subjects.“ so ist diese Erwartung, wie jedes seiner übrigen beifälligen Urtheile über die Ausführung, daraus erklärbar, daß er noch unbekannter auf diesem Boden war, als Göthe, und ihn meist nur vom Hörensagen kannte. Es ist ihm darin, wie gewiß Tausenden unter den gelehrten und gebildeten Lesern des Wilhelm Meister, ergangen, deren Leben ohne alle Beziehung auf Gott steht, die den Gedanken an ihn mit einer Art von Gespensterfurcht fliehen, und daher auch von dieser mangelhaften Auffassung und Darstellung eines religiösen und christlichen Lebens in höheren Ständen auffallend bewegt werden.

An die Stelle des abgewiesenen Christenthums hatte Göthe in seinem Leben das realistische Streben nach vollkommen ausgebildeter Natur, Schiller die Metaphysik gesetzt. „Ich gestehe es“, sagt der Letztere, „es ist etwas stark, in unferem speculativischen Zeitalter einen Roman von diesem Inhalt und von diesem weiten Umfange zu schreiben, worin „das Ein-

zige, was Noth ist,“ so leise abgeführt wird — einen so sentimentalischen Charakter, wie Wilhelm doch immer bleibt, seine Lehrjahre ohne Hülfe jener würdigen Führerin (der Metaphysik) vollenden zu lassen. Das Schlimmste ist, daß er sie wirklich in allem Ernste vollendet, welches von der Wichtigkeit jener Führerin eben nicht die beste Meinung erweckt. Aber im Ernste — woher mag es kommen, daß Sie einen Menschen haben erziehen und fertig machen können, ohne auf die Bedürfnisse zu stoßen, denen die Philosophie nur begegnen kann. Ich bin überzeugt, daß dieses nur der ästhetischen Richtung zuschreiben ist, die Sie in dem ganzen Romane genommen. Innerhalb der ästhetischen Gisttesrichtung regt sich kein Bedürfnis nach jenen Trostgründen, die aus der Speculation geschöpft werden müssen; sie hat Selbstständigkeit, Unendlichkeit in sich; nur wenn sich das Sinnliche und Moralische im Menschen feindlich entgegenstreben, muß bei der reinen Vernunft Hülfe gesucht werden. Die gesunde und schöne Natur braucht, wie Sie selbst sagen, keine Moral, kein Naturrecht, keine politische Metaphysik. Sie hätten eben so gut auch hinzusetzen können, sie braucht keine Gottheit, keine Unsterblichkeit, um sich zu stützen und zu halten. Jene drei Punkte, um die zuletzt alle Speculation sich dreht, geben einem sinnlich ausgebildeten Gemüth zwar Stoff zu einem poetischen Spiel, aber sie können nie zu ernstlichen Angelegenheiten und Bedürfnissen werden.“ \*)

Auch in diesen Briefen aber liegen Beweise vor, daß weder die gesunde und schöne Natur, noch die speculirende Vernunft Beruhigung und Trost gewährten. Nicht nur der heftige Unmuth, der sich in den Hören, Xenien und diesen Briefen über Schriftsteller und Publicum ergießt, sondern auch andere Zeugen stehen hier auf. Als Göthe'n (1795) ein neugeborenes Kind gestorben war, schreibt ihm Schiller: „Den Verlust, den Sie

\*) Bald darauf heißt es in demselben Briefe: „Was bei Ihnen selbst alles speculative Wissen ersetzt und alle Bedürfnisse dazu Ihnen fremd macht, wird auch bei Meistern vollkommen genug seyn.“ Vgl. W. Meister VIII. 1.: „O der unnötigen Strenge der Moral! — da die Natur uns auf ihre liebliche Weise zu Allem bildet, was wir seyn sollen.“



erlitten, haben wir herzlich beklagt. Sie können sich aber damit trösten, daß er so früh erfolgt ist, und mehr Ihre Hoffnung trifft. Ich könnte mich schwer darein finden, wenn mir mit meinem Kleinen jetzt noch ein Unglück begegnete." Und Göthe erwidert: „Man weiß in solchen Fällen nicht, ob man besser thut, sich dem Schmerz natürlich zu überlassen, oder sich durch die Beihülfe, die uns die Cultur anbietet, zusammen zu nehmen. Entschließt man sich zu dem Letzteren, wie ich es immer thue, so ist man dadurch nur für einen Augenblick gebessert, und ich habe bemerkt, daß die Natur durch andere Crisen immer wieder ihr Recht behauptet.“ Vier Jahre darauf erkrankte Schiller's Gattin schwer in Folge einer Entbindung. Er meldet dies seinem Freunde: „Seit dem Abend, als ich Ihnen zuletzt schrieb, ist mein Zustand sehr traurig gewesen. Es hat sich noch in derselben Nacht mit meiner Frau verschlimmert und ihre Zufälle sind in ein förmliches Nervenfieber übergegangen, was uns sehr in Angst setzt. — Wir schweben noch immer in großer Angst, obgleich Starke jetzt noch vielen Trost gibt. Wenn auch das Aergste nicht erfolgt, so ist eine lange Schwächung unvermeidlich. Ich habe in diesen Tagen sehr gelitten, — doch wirkte die heftige Unruhe, Sorge und Schlaflosigkeit nicht auf meine Gesundheit. Meine Frau kann nie allein bleiben. — Ihre Phantasien gehen mir durch's Herz und unterhalten eine ewige Unruhe.“

Göthe bezieht seine Theilnahme, hat aber keinen anderen Trost zu geben, als: „Möge das Uebel sich bald in's Bessere wenden, und wir wollen die unvermeidlichen Folgen zu übertragen suchen.“ Die Kranke entging darauf zwar der Lebensgefahr, litt aber noch an heftigen Accessen von Verrückung des Gehirns, und die Vorkehrungen des Arztes dagegen blieben lange vergebens. Schiller bemerkt darüber: „Weil der immerwährende quälende Anblick mich ganz niederdrückt, so habe ich mich entschlossen, vielleicht auf einen halben Tag nach Weimar zu fahren und mein Gemüth zu zerstreuen.“ Der Gedanke ward ausgeführt; als aber in der Nacht nach seiner Rückkehr die Unruhe seiner Frau unter heftigen Beängstigungen zurückkehrte, treibt ihn dies, zu sagen: „Und so ist es denn auch mit mir selbst noch bei'm Allen; ich kann mich mit nichts Greulichem beschäftigen.“ — Was der Tod seiner Gattin aus ihm gemacht haben würde, ist hier und aus dem Lobe zu entnehmen, mit welchem er in der Beurtheilung des achten Buches von Wilhelm Meister aus dem Saale der Vergangenheit tritt: „Die Inschrift: gedenke zu leben, ist trefflich, und wird es noch viel mehr, da sie an das verwünschte Memento mori erinnert und so schön darüber triumphirt.“ — Sie genas indes völlig und nun erwartet man wohl eine Aeußerung des Dankes gegen Gott dafür; aber in diesen Briefen wenigstens findet sich nur ein: „Gott gebe nun, daß es auf dem guten Wege bleibe.“ Ob mehr geschehen, dürfte sich vielleicht daraus ergeben, daß nirgends Beweise eines besonderen Aufblicks zu Gott vorkommen, außer bei Erwähnung einer großen Geldverlegenheit, in der sich Schiller einmal befunden hatte. „In dieser Extremität,“ heißt es da, „denken Sie sich meine angenehme Verstärkung, als mir eine längst vergessene Schuld — an demselben Tage überendet wurde. — Das war in der That Gottes Finger!“

Es wird demnach als völlig entschieden anzunehmen sehn, daß beide Männer sich von dem Christenthume nichts zu eigen gemacht hatten, als was ihnen davon durch Geburt und Erziehung in der christlichen Welt aufgedrungen war, als entschieden,

daß sie aller Einladung, es zu prüfen, mit festem Unglauben und Widerwillen entgegenkamen, als entschieden, daß weder das heilige Leben, noch die tiefen Worte Jesu als bloßen Menschen betrachtet, noch die unbefreibbar heilvolle Wirklichkeit der von ihm über die Welt verbreiteten Ideen, ihre Gemüther je zu ihm hin zu ziehen vermochten, daß sie sich vielmehr über jedes Bedürfnis einer Religion erhaben glaubten, und was sich davon in ihnen regen wollte, durch die vergötternde Anschauung ihrer eigenen Naturen \*) befriedigt fühlten. Ihnen hat auch die Seite des Christenthums, von welcher es Vielen ehrwürdig wird, die sonst ihre Herzen nicht unter das sanfte Joch des Erlösers beugen mögen, keinen beifälligen Blick abgewinnen können. Wir meinen die dem Heidenthume fremde Menschenliebe, die Christus gepredigt und in das Leben eingeführt, und die Sorge, die seine Religion für die zahllosen Armen und Elenden getragen, und zu welcher sie auch in den finsternen Zeiten des Mittelalters mächtig begeistert hat. Die äußere günstige Lage, in der sich beide Männer fanden, vereinigte sich mit ihrem auf Kunst und Wissenschaft beschränkten Sinn, um ihre Aufmerksamkeit von den hohen Verdiensten des Christenthums um die leidende Menschheit abzulenken. Wie viel aber durch ihre feindselige Stellung gegen das Evangelium und durch ihre Unbekanntheit mit seinem wahren Wesen ihrem großen Talent an Stoff, und ihren Productionen an innerer Wahrheit, an Macht über die Gemüther, und an Dauer des Ruhms entzogen worden sey, haben schon längst Alle zu würdigen gewußt, die des Erlösers Erscheinung lieb haben. Die Verehrung, welche die Mitwelt den Namen dieser Männer erweist, erinnert an das Wort des Welsterlösers: „Sie haben ihren Lohn dahin.“ Eins aber dürfte man in Zukunft lobender noch als heute anerkennen: die Offenheit, mit welcher sie sich vom Christenthume losagten. Beschämt steht ihnen die Menge derer gegenüber, die es versuchen, den Schimmer ihrer Lampen für sein Sonnenlicht auszugeben, damit sie der wohlthuenden Wärme des christlichen Himmels mit einem Scheine des Rechts genießen können.

## Litterarische Anzeige.

Erläuterungen und Zugaben zu der Schrift: Ueber das Streben der Menschheit zur Einheit, mit Beziehung auf religiöse Einigung unserer Tage. Von Dr. K. E. Schubarth. Berlin, bei Enslin, 1829. (S. VIII und 111.)

Der Verf. dieses Schriftchens ist der Meinung, daß das Christenthum nach seiner objectiven Idee sich in's Unendliche entwickeln lasse und also nie in völlig genügender Form ercheine, so daß keine Confession für die absolut vollkommene und genügende ausgegeben werden könne, daher denn das Christenthum in seinen Erscheinungen in der Menschheit nothwendig nach den verschiedenen in dieser gelegenen und sich auf natürliche Weise auch in's Unendliche ausbildenden Tendenzen sich zu verschiedenen Confessionen gestalte, und zwar entsprechend den drei großen Weltprincipien, der Sinnlichkeit, dem Verstande und der Vernunft, als Katholicismus, reformirtes Wesen (nach Zwingli) und Luthertum, so daß nun wieder diese drei Confessionen die ganze Totalität des Christenthums einschlossen und ausdrückten, aber

\*)

— — — Vergönnet mir  
Nur einen Augenblick aus Mir herauszutreten,  
Gleich will ich Euren Gott anbeten. Schiller.



freilich nicht als objectiv, sondern bloß subjectiv, folglich mit unendlicher Ausbildung und ohne Aufhebung ihres nothwendigen specifischen Unterschiedes, trotz aller Modificationen, die jede einzelne dieser Confessionen in ihrem Progressse annehmen möchte. Das Erheben, diese drei oder die letzten zwei von diesen Confessionen zu verschmelzen und den Unterschied derselben aufzuheben, könne also nur zuerst von einer Verkennung des unendlichen Gehalts des Christenthums an sich und der Nothwendigkeit jener verschiedenen Ausbildungsweisen desselben ausgehen, sich selbst ferner als flache und geistlose Vereinerlebung des immerfort verschiedenen Inhalts in eine ausdruckslose, unbestimmte Form offenkundigen, und endlich eine der Freiheit und Geistigkeit des Christenthums schädliche Veräußerlichung herbeiführen. Diese Grundansicht nebst dem daraus sich ergebenden Urtheile über das, „was man zur Zeit als Union der protestantischen Kirche betrachtet“ hatte Dr. Schubarth in dem genannten früheren Schriftchen ausgesprochen, und zwar, wie sein Recensent in den Hegel'schen Jahrbüchern für wissenschaftliche Critik sich ausdrückte, „von dem Standpunkte des höchsten in unserer Zeit erreichten philosophischen Bewußtseyns aus,“ obgleich der Verf. sonst dieser Schule gegenüber das gemeine und nichtphilosophische Denken behauptet und bekennet. Der Rec. nun, Prof. Michelet, der, das philosophische Talent des Verf. anerkennend, es mit ausführender Widerspruch ehrte, so sehr er auch mit ihm darüber einstimmt, daß die projectirte Union keinesweges der Natur ihres Gegenstandes genug zu thun geeignet sey, war im Wesentlichen folgender, entgegengesetzter Ansicht: das Christenthum bedürfe zu seiner vollendeten Darstellung, nicht verschiedener neben einander bestehenden Confessionen, sondern es hätte derselben nur in seiner Entwicklung bedurft, als eben so vieler Durchgangspunkte. Dieser allgemeinen Bildungsstufen seyen nun drei anzuerkennen, die Römische, die Griechische Kirche (nebst den Dissidirenden überhaupt) und der Protestantismus, welcher letztere nun die höchste, vollendetste Gestalt bezeichne und die Entwicklung abschleße, wie sie nothwendig einmal abgeschlossen werden müsse.

Um diese Sätze drehen sich nun die anticritischen Erläuterungen seiner ersten Schrift, die der Verf. hier als Anmerkungen zu der abgedruckten Recension mittheilt. Diese thun freilich nicht viel zur Sache. Aber es wäre doch interessant, auf die vorliegenden, sich schroff gegenüberstehenden und ausschließenden Ideen einzugehen, und ausfühlicher zu zeigen, wie auch hier die evangelische Wahrheit richtig in der objectiven Mitte liege, und die beiden abstracten Gegensätze eben so sehr nach ihrer Wahrheit in sich enthalte, als nach ihrer Falschheit der Sünde strafe. Denn jene beiden Ansichten verkennen sie auf zwei entgegengesetzte, obwohl in ihrem Grunde identische Weisen, die immer und immer wiederkehren und den Grundcharakter nicht nur jener philosophischen Schule und dieser unphilosophischen Denkart, sondern auch in größerem oder geringerem Maße aller auf Religion bezüglichen Meinungen ausmachen. Es ist nämlich dort, bei dem Berliner Recensenten, in der Voraussetzung, daß das Christenthum jetzt schon den adäquaten Ausdruck seines Inhalts gefunden und seine Vollendung in der Form des Protestantismus erreicht habe (in dem er den Calvinismus natürlich mitbegreift und wohl besonders hervorhebt), die ganze Tendenz nicht zu verkennen, die der Speculation eigen ist, und nach welcher sie, angeblich einzig mit dem Objecte beschäftigt, des Subjectes selbst vergißt und folglich auch nicht denjenigen zum Objecte gewählt hat, in dem nicht nur die Fülle der Gottheit lieblich wohnt, sondern der auch in der an sich genommenen Natur des Menschen die Sündhaf-

tigkeit derselben abspiegelt, um deren willen er gelitten hat. Denn offenbar liegt jener Ansicht von einer höchsten Verklärung und Vollendung der Kirche aus sich selbst und ihrem göttlichen, in ihr sich entwickelnden Inhalte, aber schon in der Mittelzeit und ohne neue als übernatürlich sich auch äußerlich darthuende Einwirkung auf dieselbe, die Unkenntniß der menschlichen Sündhaftigkeit und ihres fortwährenden Einflusses auf die Entwicklung des Christenthums zu Grunde. Und umgekehrt vermissen wir bei der zweiten Richtung, der des Verf., die wir als die idealistische bezeichnen können, die Erkenntniß der Gnade und Wahrheit, welche in Jesu Christo all den Seinen offenbar ist, und in gewisser Zeit mit ihm auch ihr verborgenes Leben in ihm offenkundig wird. Beide Richtungen aber erweisen sich als im Wesen identisch. Denn dort, wo eine Vollendung der Kirche ohne einen neuen, besonderen Act der Gnade behauptet wird, kann ja auch die Begründung derselben durch einen solchen nicht consequent behauptet werden, weil das Erste auch wieder das Letzte seyn muß, so daß also der Mangel an Erkenntniß der in uns immerfort noch wirkenden Sünde auch die der Gnade in ihrem Grunde wie in ihrer Vollendung aufhebt. Hier aber, wo die Vollendung der Kirche überhaupt geläugnet und nicht von der treuen Gnade erwartet wird, weder wie sie sich schon in der Kirche offenbaret, noch wie sie sich dereinst offenbaren wird, kann natürlich auch kein Gefühl des unendlichen Zustandes und kein Bewußtseyn von der Nothwendigkeit, daß die Sünde aufhöre vor dem Angesichte Gottes, vorhanden seyn. In der Anwendung aber ist die Einheit wieder nicht zu verkennen, darin daß der gegenwärtige Zustand der Kirche einstimmig für den besten und vollkommenen erklärt wird, \*) und daß also Beide, die Speculation in ihrer keiner Hoffnung bedürftigen Selbstgenügsamkeit und der Idealismus in seiner doch ihm völlig genügenden Hoffnungslosigkeit gleich sehr nichts wissen von dem zeitlichen Kampfe, der Arheit und Noth der Kirche Christi in ihrem Mittelzustande und der endlichen Verherrlichung derselben zum sichtbaren Gottesreiche durch die künftige Erscheinung unseres Erlösers.

Indes mögen für diesmal diese durch die Vorrede und die Erläuterungen erregten Grundbedenken genügen. Weiter sie auszuführen verhindert uns die Dürftigkeit dieser Schrift in dieser Rücksicht und der Charakter der Zugaben über den Calvinismus, die nur als warnendes Beispiel dienen können, wie sehr sich ein vom Schematisiren verführter Geist in unhistorischer Reflexion oder Speculation verirren kann, wenn er aller Unkenntniß ungeachtet sich doch über historische Gegenstände und Personen auslassen will. Der Verf. richtet sich gegen Calvin und den Calvinismus, als welche die ursprüngliche Reformation umgestellt und aus einer innerlichen in etwas gänzlich Aeußerliches und Politisches verwandeln, und zu dem Ende die beiden Confessionen, das Lutherthum und reformirte Wesen hätten vermengen wollen. Die Urtheilskraft des Verf. geht für christliche Leser schon daraus hervor, daß nach ihm (S. 49.) auch der Evangelist Lucas ganz jener mengertischen Weise in Behandlung von Glaubensangelegenheiten angehört habe. Außerdem offenbart sich auch die historische Unbekanntheit des Verf. mit Calvinismus und Lutherthum aufs Deutlichste. Ueber Calvin's und Luther's Abendmahls-theorie spricht er ganz beson-

\*) Von dem Einen in Bezug auf die letzte Entwicklungsstufe, von dem Anderen auf den Totalzustand oder das Zusammenseyn der drei nach den Weltprincipien sich richtenden Confessionen, von dem Einen wegen der wirklichen Vollendung, von dem Anderen wegen der unmöglichen.



ders und scheint doch von beiden auch nicht das Geringste zu kennen, als was er in einer Schrift Planck's über die Trennung und Wiedervereinigung gelesen hat. Luther'n, den er vertheidigt, schiebt er eine ganz verschiedene, pur idealistische Vorstellung unter, indem er zugleich seinen Rec. eines Irrthums hierüber beschuldigt. Von Calvin weiß er nicht recht, ob er lehre, daß die Seele beim Abendmahle in den Himmel hinauf oder daß der Leib Christi herunter fahre (eine sinnliche Vorstellung, die auch Thieremin in Walbert's Bekenntnissen Calvin beilegt), und behauptet, derselbe habe nicht von geistiger, sondern von geistlicher Gegenwart gesprochen und dies sey tadelnswerth, u. s. w.

## Miscelle.

(Etwas von und über Dinter.)

Ein neuer Beleg der alten Wahrheit, daß Gott die, welche seiner Stimme nicht gehorchen, in ihres Herzens Dünkel läßt (Ps. 81, 13.), sind uns die vorliegenden, im October des verfloffenen Jahres von der Wagner'schen Buchhandlung zu Neustadt an der Orla ausgegebenen „Proben zweier Bücher, welche man von Dinter verlangt hat.“ Der Verfasser dieser selbstgefälligen Anzeige ist Dinter selbst. Die zwei neuen Bücher, welche er auf vielseitiges Verlangen auszufertigen, und denen er den Rest seiner Sonntage zu widmen gedenkt, sind nichts weniger als eine Uebersetzung der ganzen heiligen Schrift in das Deutsche des neunzehnten Jahrhunderts, und noch eine Bearbeitung der Bibel zum Erbauungsbuche für christliche Familien — als ob die Uebersetzung eben nicht zum Erbauungsbuche dienen solle. In der Einleitung zu den Proben berichtet uns Dinter, daß die zwei Hauptpartheien unter den heutigen Christen aller drei Hauptconfessionen sich dadurch unterscheiden, daß die eine seine Bücher verlange, die andere aber sie nicht kaufen und lesen werde, als um ihnen alles Böse nachzusagen. Wir wollen hier nur eine Probe der selbstvertrauenden Dreistigkeit vorlegen, mit der Dinter selbst ohne den Taft menschlicher Klugheit sich trotz der sichtbaren Abnahme seiner Geisteskraft und Unzulänglichkeit seiner Gaben und Kenntnisse unbedenklich, ja leichtfertig an Werke macht, die anerkanntermaßen zu den allerschwierigsten gehören, und von ganz anderen Männern nicht unternommen werden. Aber das kann ihn freilich nicht zurückschrecken. „Man verlangt dieses Buch“ (die Bibelübersetzung), sagt er, „und ich bin überzeugt, es kann sehr nützlich werden.“ Was er bedauert ist nur, daß es um zwanzig oder dreißig Jahre zu früh (?) komme. „Das jetzige Jahrzehend ist für seine Aufnahme noch nicht reif.“ Aber Dinter arbeitet wieder „um der Schulen willen. Jetzt müssen unsere Schullehrer die Hälfte der Psalmen, des Hiob, der Sprüche, des Prediger Salomo's, des Jesaias, der apostolischen Briefe zum Schaden der Christenheit ungelassen lassen, weil die Erklärung des Wichtigsten so viel Zeit raubt.“ Die Schullehrerbibel mit ihren Erklärungen hat also das Nöthige nicht geleistet. Jetzt soll eine Uebersetzung ohne zeitraubende Erklärungen gegeben werden, die an sich selbst klar genug sey. In der That sehr bequem und einladend. Nur ganz kurze Einleitungen sollen vor jedem Buche hergehen, alte Ausdrücke mit neuen verwechselt, „schmutzige Stellen“ verbessert, Hebräische Ausdrücke in Noten erklärt, und unverständliche Hebräische Wörter deutlicher ausgedrückt, auch um der Klarheit willen Fußsätze in Klammern gemacht werden. So soll es in Zukunft nicht mehr heißen: im Lichte wandeln, sondern: leben, wie der erleuchtete Christ leben soll, denn Jesus sey unverständlich, obgleich das Bild Licht allgemein verständlich sey. Dabei will Dinter wieder unparteiisch seyn, ganz nach

alter Art. „Es mag's denn Jeder nach seiner Art zu denken erklären.“ Deswegen steht er aber doch nicht an, die Ausdrücke der Feind, sein Engel, für Prosopopöen zu erklären und Joh. 1, 3. zu übersetzen: „Alles, was jetzt ist, entstand durch dasselbe, und von dem Allen, was jetzt ist, wäre nichts ohne seine Mitwirkung entstanden.“ „So kann's Jeder nehmen, wie er will.“ Man sieht, Dinter hat es auch genommen, wie er wollte. Auch ist's mit der Unparteilichkeit nicht so weit her. Wenn Männer, wie Rühr, Schuderoff u. dgl. ihm ihre Ansichten eröffnen wollten, so würde er's mit Dank annehmen. Männer von etner gewissen Parthei bittet er, ihn mit Briefen zu verschonen.

Was das zweite Werk anbelangt, „die Bibel als Erbauungsbuch“, so sagt der Verf.: „Diese Schrift, das weiß ich fast gewiß, wird Abnehmer finden.“ Auch „der Schulgerechteste, der Strengste soll sie wenigstens ohne Anstoß lesen können“, und wer nur mit Nachdenken lesen kann, soll's nicht zu hoch finden. Besiehen wird dies sogenannte Erbauungsbuch aus einer Umschreibung der Bibel (so ist also die neue Uebersetzung schon wieder nicht klar genug!) und beigefügten Betrachtungen. Von diesen Letzteren verheißt Dinter: „Bald werde ich (nicht im demonstrierenden Predigertone, entwickelnd, wohl aber) im herzlich bittenden, ermahnenden Tone, ergreifend, zum Leser über das sprechen, wozu die Stelle Veranlassung darbietet; bald werde ich ihn selbst das aussprechen lassen, was ihm die Stelle nahe legt; bald werde ich ihn in einem herzlichen Gebete die Gefühle ausdrücken lassen, mit denen ihn die geklesene Bibelfelle durchglüht“ u. s. w. Das Buch soll auch den Hausfrauen, wenn sie nicht zur Kirche gehen können, die Predigt ersetzen.

Was man vom Ganzen erwarten kann, ist nun schon klar. Die werden die Bibelübersetzung kaufen, die keine Uebersetzung zu verstehen im Stande sind, sondern sich Alles erst durch einen Dinter müssen zurecht legen lassen. Und wer nun einmal noch nicht weiß, was Erbauung ist, dem wird es freilich lieb seyn, wenn Dinter ihm das Wort Gottes erst in ein Erbauungsbuch verwandelt. Für die Ausbreitung des lebendigen Christenthums hat man freilich im Allgemeinen von solchen Büchern nichts zu fürchten, aber daß noch manche einzelne Seele statt zur ewigen Lebensquelle zu gehen, an solchen Gruben im Sandboden, wo auch das helle Himmelswasser verunreinigt wird und bald zerrinnt, ihr Wohlgefallen hat und dahinsinkt, daß der hochbejahrte Mann selbst noch nicht aufhören will, das Wort zu verfälschen, noch nicht an den Lügen Gräuel hat und zu Gottes Bund und Geseß sich bekehrt, dem Herrn die Ehre zu geben und der Wahrheit Zeugniß, — das muß uns wehe thun und antreiben, im Kämmerlein für ihn zu beten, so wie's uns Gott geben wird, öffentlich aber auch nach bestem Vermögen ihn zu strafen.

Zum Schlusse müssen wir noch eine Notiz aus der Einleitung mittheilen, mit deren Bekanntmachung Dinter wohl seinen lieben Rationalisten keinen großen Dienst leistete, von sich selbst aber zeigt, wie jener seiner Verehrer, der ihn auf offener evangelischer Kanzel den andern Luther nannte, der Idee nach nicht so sehr Unrecht hatte. Er erzählt (S. 6.): „Ich bin schon aufgefordert worden, als ein Mann, der von der Welt wenig mehr zu hoffen, noch weniger zu fürchten hat, eine Gemeinde des rein practischen Christenthums zu stiften. Das thue ich nicht. Die Zeit ist dazu noch nicht reif. Friede in der Gemeinde ist mehr werth als ein neuer Name. Nur Verfolgung von Seiten der Gegner könnte die Sache nöthig machen. Nur Leo X. stiftete die Reformation. Luther ohne ihn hätte es nimmer gethan.“ — Diese „practischen Christen“ haben also da, wo es sich recht um's Practische handelt, doch weder Gemüthslosigkeit noch Muth wie Luther; darum sagen sie: Unsere Gegner müssen erst wie Leo verfahren; sie wissen nämlich wohl, daß die evangelischen Christen dies nie thun werden.



# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1830.

Sonnabend den 13. Februar.

N<sup>o</sup> 13.

## Protestation mehrerer Mitglieder der Domgemeinde in Berlin gegen das neue Gesangbuch.

Nach den von der Canzel erfolgten Abkündigungen beabsichtigt Ein Hochwürdiges Hof- und Dom-Ministerium in der Domgemeinde das kürzlich erschienene neue Gesangbuch einzuführen.

Es muß dankbar anerkannt werden, daß nach dieser Abkündigung das Gesangbuch nicht als bereits eingeführt — wie dies nach den Abkündigungen in anderen Kirchen anzunehmen — betrachtet wird, sondern der Gemeinde eine Frist gestattet worden, ihre etwaigen Bedenken geltend zu machen; nur dürfte diese Frist — ein Monat — bei weitem zu kurz seyn, um sich hinlänglich mit dem Inhalte des Gesangbuches bekannt machen zu können, und es ist daher zuvörderst die Bitte der Unterzeichneten, diese Frist zur Prüfung des neuen Gesangbuches

mindestens auf Ein Jahr zu verlängern, welche Bitte um so zulässiger erscheint, da Eile bei einer solchen Einführung in keiner Hinsicht erforderlich oder wünschenswerth seyn kann.

So viel in der kurzen Zeit möglich war, haben indeß die Unterzeichneten das Gesangbuch wirklich geprüft, und glauben sie hienach mit Sicherheit das Resultat ziehen zu können, daß die Erbauung durch Einführung desselben nicht gefördert, und auf anderen Wegen besser erreicht werden könne. Bei Erörterung dieser Frage muß unseres Erachtens eine Vergleichung mit dem jetzt bei unserer Gemeinde eingeführten Gesangbuche zum Grunde liegen. Zwar ist es neuerlich als besonders wünschenswerth ausgesprochen worden, daß in ganz Berlin nur Ein Gesangbuch gelten möchte, und dabei sogar der bedenkliche Satz „wie nur Eine Bibel, so müsse auch überall nur Ein Gesangbuch gelten“ behauptet worden. Allein nirgends weniger, als in der Kirche, darf wohl um einer solchen Einformigkeit willen ein vorhandenes Besseres aufgegeben werden; wie ja auch Se. Maj. der König bei der allgemeinen Einführung der Agende auf die Vorzüge schon bestehender Provinzialagenden Rücksicht genommen haben.

Bei der Vergleichung des neuen Gesangbuches mit dem Domgesangbuche stößt man indeß zunächst auf die befremdende Erscheinung, daß sich in den Händen vieler, besonders neu hin-

zutretener Mitglieder der Domgemeinde, ein verstümmelter und veränderter Abdruck desselben vom Jahre 1820 befindet, worin theils ganze Lieder, theils einzelne Verse derselben fehlen und viele auf die willkürlichste Weise verändert worden sind; es fehlen ferner vorne die Psalmen, hinten die Anhänge, nämlich der Pfälzische Catechismus, die Vorbereitung zum heiligen Abendmahl, die Communiionsandachten und andere Gebete. Wann und wie dieser Abdruck sich hat eindrängen und geltend machen können, wird Einem Hochwürdigem Hof- und Dom-Ministerio wohl nicht unbekannt seyn; wir wissen es nicht, glauben aber, daß, wenn wirklich auch in der Domgemeinde „ein beharrliches Verlangen“ nach einem neuen Gesangbuche sich ausgesprochen, dies wohl nur in der Zulassung jener Verstümmelung des alten Gesangbuches seinen Grund gehabt haben mag. Nicht also mit diesem mißbräuchlich eingeschlichenen, sondern mit dem auctorisirten Domgesangbuch muß die Vergleichung angestellt werden.

Das Domgesangbuch enthält nun in der Ausgabe von 1790. 465, das neue Gesangbuch 876 Lieder; es sind aber sehr viele alte Lieder in diesem weggelassen und noch mehr neue aufgenommen worden; denn es enthält von den Liedern des hiesigen Vorstischen Gesangbuches noch nicht ein Viertel, und nur von den älteren des auctorisirten Domgesangbuches (die Gellert'schen nicht mitgerechnet) sind darin nach ungefährer Ueberschätzung zwei hundert und dreißig weggelassen worden; unter diesen zum Theil aber die allerbekanntesten, in der ganzen Evangelischen Kirche mit größtem Segen durch Jahrhunderte gesungenen, namentlich:

Abermal ein Jahr verfloßen 2c.

Ach alles, was Himmel und Erden 2c.

Ach bleib bei uns, Herr Jesu Christ 2c.

Ach Gott vom Himmel, sieh darein 2c.

Ach was sind wir ohne Jesum 2c.

Ach wie nichtig, ach wie flüchtig 2c.

An Wasserflüssen Babylon 2c.

Auf, auf, ihr Reichs-Genossen 2c.

Aus meines Herzens-Grunde sag ich dir Lob 2c.

Brich durch mein angefochtenes 2c.

Christ lag in Todes-Banden 2c.

Christe, wahres Seelen-Licht 2c.

5

10



- Christum wie sollen loben 2c.  
 Christ unser Herr zum Jordan kam 2c.  
 Das alte Jahr vergangen ist 2c.  
 Durch Adams Fall ist ganz verderbt 2c.  
 Ein Kindlein so löblich 2c.  
 Erneure mich, o ew'ges Licht 2c.  
 Es ist das Heil uns kommen her 2c.  
 Es ist gewisslich an der Zeit 2c.  
 Freu dich sehr, o meine Seele 2c.  
 Fröhlich soll mein Herze springen 2c.  
 Gott Vater sende deinen Geist 2c.  
 Herr Jesu Christ, dich zu uns wend 2c.  
 Herr Jesu Christ mein Leben 2c.  
 Herzlich thut mich verlangen 2c.  
 Ich hab' mein' Sach' Gott heimgestellt 2c.  
 Jesu der du Thür und Niegel 2c.  
 Jesu meines Lebens Leben 2c.  
 Meine Seel' ermuntre dich 2c.  
 Nun freut euch Gottes Kinder all 2c.  
 Nun freut euch, lieben Christen g'mein 2c.  
 Nun jauchzet all' ihr Frommen 2c.  
 O Ewigkeit, du Donnerwort 2c.  
 O Ewigkeit, du Freudenwort 2c.  
 O Jesu Christ mein's Lebens Licht 2c.  
 O Welt ich muß dich lassen 2c.  
 So recht mein Kind 2c.  
 Strahl der Gottheit 2c.  
 Von Gott will ich nicht lassen 2c.  
 Wach auf mein Herz, die Nacht 2c.  
 Wer weiß, wie nahe mir mein Ende 2c.  
 Werde munter, mein Gemüthe 2c.  
 Wir Menschen sind zu dem 2c.

So bezieht sich denn die Reichhaltigkeit des neuen Gesangbuches nicht auf ältere, sondern neue Lieder. Sind nun gleich mehrere unserer älteren Lieder zum gottesdienstlichen Gebrauch nicht völlig geeignet, so ist dabei der eben so wichtige häusliche Gebrauch in's Auge zu fassen; und zu bedenken, daß ein Gesangbuch, was gar nicht öffentlich eingeführt ist, aus dem Gebrauch bald gänzlich verschwindet, auch die Anschaffung eines doppelten Gesangbuches für die ärmere, besonders hier zu berücksichtigende Classe unmöglich seyn dürfte.

Der Ausdruck der Vorrede zu dem neuen Gesangbuche, der von „einer dem gegenwärtigen Bedürfnisse“ gemäßen Auswahl von Liedern spricht, möchte aber darauf hindeuten, daß es überhaupt die Absicht der Commission gewesen, die älteren Lieder zu beseitigen und gegen neuere zu vertauschen. Mag es seyn, daß seit etwa vierzig Jahren die alten Lieder in Kirchen und Häusern hier in Berlin nur wenig gebraucht worden sind; aber in eben dieser Zeit erschien auch das Evangelium selbst den meisten Predigern und gebildeten Gemeindegliedern veraltet, und die Ansicht, daß auch dies dem Zeitbedürfnisse angepaßt werden müsse, hatte sich immer mehr geltend gemacht.

Was aber die angeblich unpassende Form und Ausdrucksweise jener alten Lieder betrifft, um derentwillen man sie mit neueren von gleichem Inhalte vertauschen will, so ist hier zuvörderst wohl in's Auge zu fassen, daß sie meistens der lebendige unmittelbare Erguß der aus dem Herzen strömenden Empfindung gläubiger Gemüther sind, aus einer Zeit, wo das Bekenntniß des christlichen Glaubens in unserer Kirche weiter verbreitet war, und wo der Ausdruck christlicher Gefühle immer den Charakter des

Gemeinsamen an sich trug; während die neueren Lieder, auch in besserer Form, meist nur subjective Empfindungen darstellen. Ehe unsere Kirche aus dem immerwährenden Schwanken der Lehre, aus der Zertheiltheit in unzählige Ansichten und Richtungen nicht zu festerem Bestande und sicherer Haltung gelangt ist, dürfte es überhaupt nicht an der Zeit seyn, ein so wichtiges kirchliches Buch, als ein Gesangbuch ist, einzuführen. Grade für die Bedürfnisse einer solchen Zeit ist aber wohl nichts angemessener, als die feste Einheit, das klare gemeinschaftliche Bewußtseyn des Besitzes der Einen evangelischen Wahrheit, welches die alten Lieder so übereinstimmend und eindringlich aussprechen. Und gegen so große, bedeutende Vortheile dürften einzelne Mängel in der Form kaum in Anschlag zu bringen seyn. Finden sich aber wirkliche Lücken in den alten Gesangbüchern, so ist es ja nicht schwer, durch Anhänge sie zu vervollständigen, in welchen man das wenige Vorzügliche, was auf diesem Gebiete die neuere Zeit hervorgebracht hat, zusammenstellen kann.

Es läßt sich aber dies Verbesserungsmittel bei dem neu erschienenen Gesangbuche mit dem Erfolge nicht anwenden, als bei dem Domgesangbuch, da eine große Anzahl alter Lieder in jenem sich allerdings finden, aber theils verstümmelt, theils verändert; nur äußerst wenige sind der Zerstörung entgangen, wie die Luther'schen, und diese, wie es scheint, auch nur aus der ganz unkirchlichen Rücksicht, ehrwürdige Antiquitäten aufzubewahren. Bei weitem die meisten Veränderungen nun sind aus grammatischen oder ästhetischen Gründen beliebt worden, um eine gewisse Correktheit zu bewirken, die freilich den alten Liedern oft fehlt. Man bedenke aber, wie Wenige es sind, welche an diesen Verletzungen der Form Anstoß nehmen, meist solche, die höchst selten die Kirche besuchen, nicht aber diejenigen, welchen das Gesangbuch der beständige Begleiter durch das Leben ist; ferner nur Gebildete, an die man eben wegen ihrer höheren Bildung die Anforderung machen darf, daß sie sich durch dergleichen Kleinigkeiten in der Andacht nicht stören lassen. Wären nun aber diese Veränderungen wirklich „mit schonender Hand“ gemacht, wie die Vorrede des Gesangbuches verspricht, wäre der Sinn nicht angetastet, nicht ganze Linien und Strophen völlig umgearbeitet, so wäre der Schaden noch nicht so bedeutend. Aber vorzüglich der Grundsatz z. B. bei musikalischen Abschnitten auch in dem Sinn des Verses einen Abschnitt eintreten zu lassen, ein Grundsatz, der selbst bei Liedern der neuesten Zeit nicht beobachtet wird, und dessen Verletzung während des Gesanges eine kaum bemerkbare Störung veranlaßt, hat viele alte Lieder im neuen Gesangbuche ganz um ihre Innigkeit, Tiefe und Salbung gebracht. Es ist, bei aller Gedächtnlichkeit der Correctoren, für sie unmöglich gewesen, diese bedauernswerthe Folge zu vermeiden. Als besonders durch die Correctur verdorbene Lieder sind uns aufgefallen:

- Alle Menschen müssen sterben 2c.  
 Ein Lämmlein geht und trägt 2c.  
 Ermuntre dich, mein schwacher 2c.  
 Ermuntert euch, ihr Frommen, 2c.  
 Herr, ich habe mißgehandelt 2c.  
 Herr Jesu Christ, wahrer Mensch und Gott 2c.  
 Herzlich lieb hab' ich dich 2c.  
 Ich bin ja Herr in deiner Macht 2c.  
 Ich will von meiner Missethat 2c.  
 Jesus Christus unser Heiland 2c.  
 Lob sey dem allerhöchsten Gott 2c.  
 Mache dich mein Geist bereit 2c.



Nun: lob mein' Seel' den Herren ic.  
 Nun ruhen alle Wälder ic.  
 Nun sich der Tag geendet hat ic.  
 O Welt sieh hier dein Leben ic.  
 Wo soll ich fliehen hin ic.  
 Zeuch ein zu deinen Thoren ic.

also wieder gerade mit die vorzüglichsten, bekanntesten Lieder.

Eine noch verderblichere Art der Veränderung ist die Zusammenziehung derselben, durch Weglassung oder Verschmelzung von Versen; und zugleich noch weniger zu rechtfertigen. Es fragt sich, wenn man diese Lieder für den Gottesdienst zu lang fand, ob man nicht lieber den Gottesdienst hätte verlängern, als die Lieder abkürzen sollen; waren sie aber wirklich zu lang, so konnte gerade die Weglassung einiger Verse bei'm Gottesdienste Einzelne anregen, dieselben zu Hause nachzulesen. Zu den Liedern, die hiedurch besonders gelitten haben, gehören:

Ein Lämmlein geht ic.  
 Ich singe dir mit Herz ic.  
 Mache dich mein Geist bereit ic.  
 O wie selig seyd ihr doch ic.  
 Seele, was ermüdet du dich ic.

Die schlimmsten Veränderungen von allen aber sind endlich die aus dogmatischen Gründen vorgenommenen. Sehr zu missbilligen ist es schon, wenn christliche Grundlehren weggelassen oder ihre Darstellung verflacht worden um correkterer Sprachformen willen. Aber nicht zu verkennen ist es doch, daß gerade die in unserer Zeit besonders angefochtenen Lehren — vom Fall und Verderben des Menschen, vom Zorne Gottes, von der Rechtfertigung durch das Blut Christi, vom Teufel und dessen Werken, von der ewigen Verdammniß theils öfters ganz in dem neuen Gesangbuche beseitigt; theils milder und matter ausgedrückt worden sind. Es fehlen schon die im Domgesangbuche sich vorfindenden Rubriken: „Vom Fall und Elend des Menschen“, „von der göttlichen Erbarmung“, „von der Vergebung der Sünden und der Rechtfertigung;“ und eben so wenig finden sich im neuen Gesangbuche die vielen Rubriken des reichhaltigen Vorstischen Gesangbuches, welche die innern Herzenserfahrungen der Christen bezeichnen. Sehr übel ist es ferner, daß man eine Menge biblischer Beziehungen aus den Liedern beseitigt hat; und fällt es hier vorzüglich auf, daß fast alle Alttestamentlichen Ausdrücke, Bilder und Wendungen hinweggeschafft worden sind. Dieses Verfahren gegen solche Ausdrücke von Seiten der Correktoren war unvermeidlich bei den öffentlich ausgesprochenen Ansichten einiger unter ihnen und dem Einflusse des herrschenden Zeitgeistes; durch das Verkennen der wesentlichen Verbindung des Alten und Neuen Testaments wird aber das Christenthum in seiner Grundlage erschüttert, und es ist nicht zu berechnen, wie schädlich auf den Glauben der Gemeinde auch nur in dieser Hinsicht das neue Gesangbuch wirken muß.

Alle diese Veränderungen sind nun freilich nicht consequent durchgeführt, wie sich dies bei den zum Theil entgegengesetzten Ansichten der Verfasser auch nicht anders erwarten ließ. Diese von der einen Seite erfreuliche Inconsequenz hat nun aber eine dem Wesen eines kirchlichen Buches besonders schädliche Charakterlosigkeit dem Gesangbuche mitgetheilt, und muß nothwendig zumal bei Allen, denen die alten Lieder bei den veränderten Vorurtheilen, das Schwanken und Zweifeln, das ohnehin der herrschende Charakter der Zeit ist, nur vermehren. Zuletzt ist noch zu bemerken, daß auch die Anhänge des Domgesangbuches, namentlich die Sammlung der Communionsandachten und Ge-

bete, sowie der Catechismus, bei dem neuen Gesangbuche schmerzlich vermisst werden.

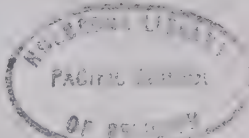
Wir müssen nach alle diesem Ein Hochwürdiges Hof- und Dom-Ministerium ehrerbietigst bitten:

1. Das neue Gesangbuch im Dom nicht einzuführen.
2. Das alte Domgesangbuch, und zwar mit den Anhängen, wieder abdrucken zu lassen.
3. Einen Anhang von vorzüglichsten im Domgesangbuche fehlenden Liedern sammeln, und mit demselben verbinden zu wollen.

## Nachrichten.

(Sachsen.) Verzeichniß der katholischen Geistlichkeit: Dresden: zehn Hofprediger und Hofcapläne, acht Prediger und Catecheten an der Katholischen Hof- und Pfarrkirche; bei der Katholischen Pfarrkirche zu Neustadt-Dresden: ein Pfarrer, ein Diaconus und ein Schullehrer; bei der Pfarrkirche zu Friedrichstadt-Dresden: ein Pfarrer und ein Lehrer; bei dem weiblichen Josephinenstift, wo adeliche und bürgerliche katholische Mädchen erzogen werden: ein Caplan und ein Lehrer; an der katholischen Hauptschule sechs Lehrer; an der auch von evangelischen Kindern besuchten Freischule sechs Lehrer. Leipzig: drei Pfarrer und Capläne. St. Hubertsburg: ein Pfarrer. Zwickau: ein Pfarrer. Pirna: ein Pfarrer und ein Lehrer. Chemnitz: ein Pfarrer und ein Lehrer. Bauten: bei'm Domstift St. Petri und dem damit verbundenen Consistorio: ein Consistorial-Präses, drei Domeapitulare, sieben Domherren, fünf Vicarien; an der Wenischischen Pfarrkirche zu unserer lieben Frauen: ein Pfarrer, zwei Capläne; an der katholischen Schule: drei Lehrer. Crostwitz: ein Pfarrer und zwei Capläne; zwei Schullehrer. Grunau: ein Pfarrer und ein Schullehrer. Königs-hayn: ein Pfarrer und ein Schullehrer. Nebelschütz: ein Pfarrer, ein Caplan, ein Schullehrer. Stritz: ein Pfarrer, ein Caplan, fünf Schullehrer. Ostro: ein Pfarrer, ein Schullehrer. Radibor: ein Pfarrer, ein Caplan, ein Schullehrer. Kalbitz: ein Pfarrer und zwei Schullehrer. Seifersdorf: ein Pfarrer, ein Schullehrer. Marienstern ein Jungfrauenkloster, Cistercienserordens, unweit Camenz mit einem Propst und drei Caplänen. Marienthal ein Cistercienser-Jungfrauenkloster unweit Zittau mit einem Propst und zwei Caplänen. — Bedenkt man, daß Sachsen bereits seit einem Jahrhundert katholische Regenten und einen katholischen Hof hat, so muß allerdings was für die Ausbreitung des Katholicismus in diesem Lande geschehen ist, als unbedeutend erscheinen; erwägt man aber andererseits, daß vor diesem Zeitraume der Katholicismus fast ohne allen Anhalt in dieser Wiege des Protestantismus gewesen, daß z. B. Dresden damals etwa 150 Katholiken zählte und jetzt zwischen acht und neuntausend, ferner daß durch die treffliche Verfassung die Mittel, welche den Regenten zur Beförderung ihrer Confession zu Gebote stehen, so sehr beschränkt sind, so muß man doch den Fortschritt der Römischen Kirche mit Besorgniß betrachten und namentlich für die Länder besorgt seyn, wo die Verfassung und der milde Sinn der Regenten der weiteren Verbreitung jener Kirche weniger Schranken setzt. — Seit 1819 hat Sachsen seinen vicarius apostolicus, seit 1827 sein katholisches Consistorium, bald wird eine katholische theologische Lehranstalt hinzukommen. — Wenn auch langsam vorwärts, aber immer das Ziel im Auge — das ist die Maxime dieser Kirche, welcher niemand mehr in die Hände arbeitet als die toleranten Liberalen und die glaubenslosen Wilderstürmer. —

(Nordamerica.) Die Ev. A. Z. hat so oft aus Nordamerica über den Zustand der evangelischen Gemeinden Bericht abgekatet, daß auch von der anderen, der unitarischen Seite, die frei-





lich von unseren Nationalisten noch sehr verschoben ist, eine Nachricht willkommen seyn wird. Die vortreffliche in Boston erscheinende Zeitschrift „The Spirit of the Pilgrims“ beschäftigt sich hauptsächlich mit der Bekämpfung dieser vorzüglich in dem Staate Massachusetts (wovon Boston die Hauptstadt ist) sehr ausgebreiteten Parthei. In einer Reihe von Briefen hat ein Mitarbeiter dieser Zeitschrift die Gründe des Umsichgreifens der unitarischen Gesinnung und Secte darzustellen gesucht; er findet eine Hauptursache schon im siebzehnten Jahrhundert in den Grundsätzen über Kirchen- und Staatsregiment, welche die ersten puritanischen Ansiedler geltend machten; wonach Niemand die Rechte eines freien Mannes genießen konnte, der nicht in eine christliche Gemeinde aufgenommen war; indem in diesen nun die strengste Kirchenzucht herrschte, sey bald ein so großer Theil der Bewohner von Neu-England außerhalb der Gemeinden gewesen, daß dies eine heftige Reaction, und sodann die Erschlaffung der Kirchenzucht zur Folge gehabt. — Dasselbe Blatt enthält folgende Erzählung von der Jahresversammlung der „American Unitarian Association“, welche in der Unitarischen Kirche in Federal-Street zu Boston am 26. Mai 1829 gehalten worden, unter dem Vorsitz eines Dr. Bancroft. Nach einem Gebet und Vorlesung des Jahresberichts sagte der Präsident in einer langen Rede: Obgleich noch manche Calvinisten sich von einem bigotten, unduldsamen Geist beherrschen ließen, so glaube er doch und fühle sich durch diesen Glauben gestärkt, daß die scharfen Züge des Calvinismus allmählig ein milderes Aussehen annähmen. Er sey der Meinung, religiöse Untersuchungen und Streitigkeiten würden jetzt in viel besserem Geiste, als früher, geführt. Diese Veränderung schrieb er der immer weiteren Verbreitung liberaler Grundsätze zu. Der Prediger Stetson aus Medford machte dann den Antrag, Folgendes als Ueberzeugung der Versammlung auszusprechen: „Daß die Fortschritte der christlichen Wahrheit nicht nach der Anzahl der religiösen Gesellschaften, oder nach sichtbaren Erfolgen überhaupt beurtheilt werden müßten; aber ihre Ausbreitung im Stillen sey dennoch gewiß und unaufhaltsam.“ Zur Unterstützung dieses Beschlusses redete Herr Stetson sehr ansehnlich über die stillen und unsichtbaren Fortschritte des Unitarianismus; er bemerkte, daß oft in Familien, wo die Eltern orthodox seyen, die Kinder unitarische Gesinnungen hätten; daß in einer presbyterianischen Gemeinde zu Philadelphia, die in dem regelmäßigen Verhältniß zum Presbyterium stehe, ein beträchtlicher Theil der Glieder Unitarier seyen (die Redaction des Sp. of the P. bittet hiebei um nähere Nachricht über diese in Nordamerika unerhörte Thatsache); daß die populäre Litteratur des Tages durchaus einen liberalen Geist athme, und indirect zur Verbreitung unitarischer Gesinnungen mitwirke. Unitarier verschmähten es, ihre Erfolge nach der Zahl ihrer neuen Parochien zu berechnen; sie haßten das Eindringen in fremde Parochien. Vor einigen Jahren, noch habe man die Grenzlinien derselben heilig gehalten, und damals hätten die Gefilde von Massachusetts friedlich gegrünt; aber fremde Geistliche, ohne Kenntniß der Landesitten und Gesinnungen seyen hereingekommen, Nahrung, die mit dem Sinne des Mörders von Anfang die gränenden Felder betrachtet und sie geschildert hätten als angefüllt mit Todtengräbern, als Missionsfelder, und die dann auch sogleich Parochien und Familien mit Zwiespalt, und das ganze Land mit Unruhe und Verwirrung angefüllt hätten. Einige kleinere Parochien seyen auf diese Weise ganz vernichtet, und neue gebildet worden, welche die kirchlichen Anstalten nicht mehr unterhalten könnten, deren Kirchengebäude von gewöhnlichen Schulhäusern kaum zu unterscheiden wären. — Hierauf folgte eine Rede des ehrenwerthen Sonathan Phillips aus Boston, der ausführlich die Götlichkeit

der menschlichen Natur, sodann die Gefahren religiöser Verbindungen darstellte, und Jeden ermahnte, auf sich zu sehen, Achtung für sich selbst und Vertrauen auf seine eigene Kraft zu hegen. Herr Phillips war der einzige Redner, der nicht polemisch sprach. — Dr. Channing (ein unitarischer Schriftsteller) sagte, er habe keinen Vorschlag, sondern nur einige Bemerkungen zu machen. Er sagte, er könne die Fortschritte des Unitarianismus in dem Geiste und Herzen Aller, die sich dazu bekennen, wahrnehmen. Ihre Ueberzeugung von seiner Wahrheit sey offenbar fester, und sein guter Einfluß auf ihren Charakter sichtbar geworden. Er glaube, daß es auch unter den Orthodoxen Frömmigkeit gebe, daß diese selbst in den sogenannten „Erweichungen“, mitten unter den tollen Verirrungen in den westlichen Staaten zu finden sey; denn Religion sey etwas dem Menschen so Natürliches, daß sie unter allen Umständen sich erzeuge; aber nur liberale Ansichten können den Menschen auf eine hohe Stufe erheben. Als Beweis von der Wirkung des Unitarianismus auf die Herzen seiner Befenner führte er ihr Benehmen unter den neuesten Streitigkeiten an; ihr Privatcharakter sey angegriffen, und die verschiedensten Mittel gebraucht worden, sie öffentlichen Vorwürfen bloß zu stellen. Wie vielleicht sey Jemand so heftig angegriffen, und nie vielleicht habe Jemand Angriffe mit so musterhafter Mäßigung und Geduld erwidert. Es sey ein Bündniß, eine Verschwörung im ganzen Lande gestiftet worden, den Unitarianismus zu vernichten. Aber, sagte er, der Unitarianismus soll nicht, er wird nicht auf diese Weise vernichtet werden, mag er Recht oder Unrecht haben. Dann sprach er noch mit großem Nachdrucke vom Werthe religiöser Freiheit, und versicherte, wenn er irgend zu freien und edlen Ansichten gelangt sey, so verdanke er dies nur der freien Luft, die er geathmet habe. — Der ehrenw. W. Sullivan aus Boston bestätigte die früher ausgesprochenen Klagen. Die Nähe von Parochien und Familien sey gestört und das ganze Land mit Zwietracht angefüllt worden. Was gebe es für Mittel, diesem entgegenzuwirken? Die Geistlichen allein könnten es nicht thun; sie müßten durch die Bemühungen Anderer unterstützt werden. Leute aller Stände, Jung und Alt, Männer und Frauen müßten durch ihren Einfluß und ihr Vermögen die Sache der christlichen Wahrheit fördern und den herrschenden Uebeln entgegenarbeiten helfen. — Der ehrenw. Saltonstall aus Salem trug darauf an, es als Wunsch der Gesellschaft auszusprechen, daß die groben Persönlichkeiten und beschimpfenden Anschuldigungen, die in einigen religiösen Schriften der neuesten Zeit enthalten seyen, aufhören sollten, und von allen Freunden der Sitte und des Anstandes den stärksten Tadel verdienten. Herr Saltonstall bemerkte nicht, daß er in dieser Rede selbst eben so grobe Persönlichkeiten sich zu Schulden kommen ließ, als er an Anderen getadelt hatte. — Der Ref. im Sp. of the P. spricht seine Freude darüber aus, daß die Reden ein Zeugniß, wenn auch nicht von der Abnahme, doch sicher auch nicht von den Fortschritten des Unitarianismus abgelegt hätten; der Antrag des Herrn Stetson und Vieles in seiner Rede sehe wie eine Entschuldigung vor dem Publicum darüber aus, daß die Bemühungen zur Verbreitung des Unitarianismus in der letzten Zeit so wenig Erfolg gehabt hätten. Sodann zeigt er die häufigen Inconsequenzen in den Reden; erst die Erwähnung des allmählichen Eindringens ihrer Gesinnung in die Familien, und dann die Klagen über die durch die Orthodoxen angerichtete Zwietracht. Wir fügen den Wunsch hinzu, daß bei uns überall ein eben so offener, eben so entschiedener und eben so erfolgreicher Kampf gegen die Nationalisten beginnen und fortgeführt werden möge, als ihn obige Erzählung uns aus einem fernen Lande zeigt. —



# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1830.

Mittwoch den 17. Februar.

N<sup>o</sup> 14.

## Literarische Anzeige. \*)

1. Unpartheiisches Gutachten über das neue Berliner Gesangbuch. Leipzig bei Tauchnitz 1830. (28 S. in gr. 8.)
2. Kurzgefaßte Vergleichung des neuen Berliner Gesangbuches mit dem alten Porst'schen. Von einem gläubigen Verehrer des letztern. Leipzig bei Leich 1830. (30 S. in gr. 8.)

Diese Schriftchen sind das Einzige, was bis jetzt über das neue, im Anfange des Decembers bekannt gemachte Gesangbuch für die Kirchen Berlin's, gedruckt worden ist, obgleich diese große und folgenreiche Aenderung vieler Interesse in Anspruch genommen hat. Man wird es uns also nicht verdenken, wenn auch wir, um vorläufig das Unserige zu thun, wenigstens von diesen beiden Broschüren Bericht erstatten, und besonders von der zweiten mit mehr Ausführlichkeit, als von der ersten, die ursprünglich bestimmt war, als Recension in der Ev. K. Z. zu erscheinen, und von der wir also nur eine kurze Inhaltsangabe mitzutheilen denken.

N<sup>o</sup> 1. ist wirklich, für was sie sich gibt. Mit Ruhe und unpartheiischem, ob auch scharfem, Kennerblicke wird das neue Gesangbuch mit demjenigen verglichen, das in Berlin bis jetzt in vielen, früher in fast allen Kirchen gebraucht, aber 1781 aus einem derselben durch ein Product der Neologie verdrängt wurde, dem Porst'schen (nicht auch, wie es S. 4. heißt, mit dem unbedeutenden von 1779 oder 1781). Dem neuen Gesangbuche werden auf überzeugende Weise wesentliche Fehler nachgewiesen, Verfehlung des Inhalts und der Ordnung in den alten, veränderten Liedern, Verwässerung des Ausdrucks, Verstümmelung

\*) Wir bitten auswärtige Leser, denen diese Mittheilung viel leicht als hart und scharf erscheinen sollte, ihr Urtheil zu suspendiren, wenn sie die kleine Schrift, gegen welche sie gerichtet ist, nicht selbst gelesen haben. Die unwürdige, frevelhafte Art, in welcher in derselben das Heilige behandelt worden, und die der Beurtheiler nicht so vollkommen, wie er es wünschte, darlegen durfte, um nicht durch die Wiederholung des Anstößigsten sich fremder Sünde theilhaftig zu machen, machte entweder ganzliches Schweigen nothwendig, zu dem wir uns aus mehreren Gründen nicht verstehen konnten, oder eine solche Art der Beantwortung, welche sich leicht aus der Schrift, als die in solchem Falle angemessene, rechtfertigen läßt.

Anmerk. der Red.

des Ganzen ohne Sinn und Achtung für christliche Poesie aus unhaltbaren Gründen oder Willkürigkeit gegen den schlechten Zeitgeschmack, oder bloßer, ungreiflicher Willkühr, u. dgl. m. Uebrigens befehdet der Verf. dieser Schrift das neue Berliner Gesangbuch keinesweges wegen der Aenderungen in alten Liedern überhaupt, sondern deswegen, weil die gemachten Aenderungen theils schlecht, theils schonungslos seyen. Er vertheidigt ebenfalls das Porst'sche Gesangbuch nicht durchaus, sondern nur in Vergleich mit dem neuen; er gesteht freiwillig, daß jedes Gesangbuch, das mehr als 400 Lieder enthalte, manches mittelmäßige enthalten müsse (S. 27.), und gibt zu, daß man leicht manches Lied aus Porst weglassen könnte. \*)

N<sup>o</sup> 2. ist nicht das, wofür sie sich gibt; sie ist aber noch weniger, was sie eigentlich seyn soll. Nur fälschlich nennt sich der Verf. auf dem Titel „ein gläubiger u.“, und wir glauben deshalb auch allen wahren Verehrern des Porst sagen zu müssen, daß sie sich durch den Titel nicht sollen täuschen lassen. Empfehlen können wir dagegen die Schrift den Verehrern des neuen Gesangbuches; sie können daraus Licht schöpfen über den Inhalt und Charakter desselben, denn die Vertheidigung ist der Sache angemessen, und ihre Quellen scheinen nicht sehr fern auseinander zu liegen. Der Verf. schreibt von Berlin aus (S. 4 ff. 9. 20.); er scheint die im vorigen Jahrhundert hier zur Vertheidigung des Gesangbuches von 1781 von Zeller und anderen Rationalisten geschriebenen Broschüren zur Hand gehabt und nachgeahmt zu

\*) Ein paar Incorrectheiten wird man der in Eile geschriebenen und gedruckten Schrift nicht übel nehmen, da sie nichts zur Sache thun. S. 6. ist Z. 16. v. o. statt: in beiden Liedern; zu lesen: in dem Liede; und Z. 19. statt: dieser Lieder, dieses Liedes. Von den vielen alten Liedern, von denen gesagt wird, daß sie im neuen Gesangbuche fehlen (S. 6.), findet sich darin: Morgenglanz der Ewigkeit. Aber dagegen finden sich im neuen Gesangbuche viele alte Lieder, die darin zu stehen scheinen, der Wirklichkeit nach nicht, und es ist oft gleichsam nur der Titel, die erste Zeile, stehen geblieben, worunter dann ein so verschiedenes Product folgt, daß man bisweilen mit aller Mühe das Original nicht wieder erkennen kann. So suchte ein Prediger ein wohlbekanntes Lied in dem neuen Gesangbuche, fand aber endlich zwei Lieder vor, davon jedes eben so sehr das Original vorstellen konnte, indem es diesem eben so wenig gleichsaß, als das andere.



haben, ja (wir geben es gerne zu) übertroffen (S. 17—25.); er weiß aber auch die Sprache eines modernen hochkirchlichen Christenthums zu führen, wo es darauf ankommt, die Gegner mit einem Bannfluche zu belegen (S. 30.); er findet nicht nur das neue Gesangbuch herrlich (S. 28 f.) und lobt die Herausgeber höchlich (S. 27. 30.), sondern er ist auch mit ihren Grundsätzen wohl bekannt (vgl. S. 14 f. und den durchgehenden Charakter der Schrift, besonders die tiefe Empfindlichkeit, die der Verf. über den in einem früheren Aufsatze vorkommenden Namen der modernen Verbesserer: \*) Philister und Lüncher, verräth). Sein Benehmen, sein Ton, seine Ansichten und Urtheile sind uns also besonders wichtig, um so mehr, da sie die einzigen sind, die von daher laut geworden. Zuerst nun: Warum dies Benehmen, dieser Ton? Hat der Verf. den Titel gewählt um der Ironie der Schrift willen, oder den ironischen Ton der Schrift um des Titels willen? Ersteres schwerlich, denn Gabe zur Ironie zeigt er nicht sonderlich, und eine Lust, Versteckens zu spielen, wird ihm doch die Carnevalszeit nicht erregt haben, da sein Ton sonst den Skriver verräth. Auch findet sich auf dem Titel kein Zug von Ironie, er ist also Maske. Und diese Maske hat ihren Zweck, den zu entdecken eben so leicht als wichtig ist. Auch die Vertheidigung des neuen Gesangbuchs täuscht durch ihren Titel die Käufer. Warum? Um gekauft zu werden. Eine Vertheidigung des neuen Gesangbuchs denkt hier fast Niemand zu kaufen; weder die vielen Gegner, noch die wenigen Freunde desselben, die wohl alle dessen Vorzüge aus langer Bekanntschaft kennen, noch viel weniger die zahlreiche Classe der Indifferentisten, die sich jedes Gesangbuch gefallen lassen, und deren Stimme oder vielmehr deren Stillschweigen nicht zu berücksichtigen ist in kirchlichen Dingen. Eine Vertheidigung des Porst wird gekauft, denn man interessiert sich für ihn, darum muß sein Feind den Mantel eines Freundes umnehmen. Zuerst sieht er's aber auf den Vertheidiger Porst's, den Vertheidiger der alten Gesangbücher (in der Ev. K. Z. von 1829), ab, und will ihn unter seinen ironischen Lobsprüchen elendiglich umkommen lassen, wie man einen alten Griechischen Philosophen aus Ehrfurchtsbezeugung unter den zugeworfenen Mügen erstickte; — nur Schade, daß diese durchsichtig und so-

Gericht. Darum ist's auch uns nicht möglich, hievon anders zu schreiben, als scherzend, so ernsthaft gemeint auch der S. 6. gethane Dolchstich ist, da der Verf. des Aufsatzes im Maiheft der Ev. K. Z. von 1829 sich einen frommen Betrug erlaubt haben soll, weil er dem Berliner Gesangbuch von 1781 eine Änderung zuschreibe, die sich nicht darin finde. Eines solchen Theaterdolches aber kann man wohl lachen, \*) so gut als über das Erstaunen ob der Vergleichung alter Lieder mit alten Domen. Ein solches Erstaunen ist wohl die beste Bescheinigung der Unfähigkeit zur Beurtheilung von Liedern. Besser mag es der Verf. getroffen haben, wenn er selbst die neuen mit „einem recht schönen Tempel im kleinern Styl“ vergleicht und sagt, daß man sich darin recht heimisch fühle; sie erinnern wirklich recht sehr an die bequeme Prosa der Wochentage, wie man sie bei sich zu Hause hat. Aber wir sagten, der Verf. habe es mit dem Vertheidiger des Porst zu thun. Dies ist in doppelter Beziehung wahr. Der Vertheidiger der alten Gesangbücher überhaupt in der Ev. K. Z. ist natürlich auch ein Vertheidiger des Porst, und dann muß wohl der Verf. von *Nr. 2.* auch die besondere Schrift für Porst, *Nr. 1.*, gekauft haben. Sie erschien einen Monat früher, als die seinige, und diese scheint jener nachgefolgt zu seyn bis nach Leipzig. Aber er thut dessen keine Erwähnung, er spielt höchstens in einzelnen Wendungen und Ausdrücken leise darauf an, unverkennbar jedoch S. 23 f. (vgl. *Nr. 1.* S. 26.). Dies ist ihm vortheilhaft, denn er kann die Sache nun so behandeln, als ob man den Porst in allen Liedern und alle Lieder in der alten Form durchaus vertheidige, und ihn für das beste und unverbesserliche Gesangbuch ausgeben (S. 7.). Indem er *Nr. 1.* ignoriert, greift er besonders ausföhrlich diejenigen Lieder an, die Niemand zu vertheidigen denkt (schon der Aufsatz in der Ev. K. Z. schränkt die Zahl der musterhaften Lieder auf 3—400 ein), übrigens in einer so pöbelhaften Sprache (um nicht von Blasphemie zu reden), daß wir schon deswegen diesen Theil nicht critisch berücksichtigen können. Gehen wir nun an den Rest der Schrift in ästhetischer und in dogmatischer Rücksicht!

In ästhetischer Rücksicht hat der Verf. seine Beispiele recht gut gewählt, recht anstößige Sachen aus dem Porst für den durch Romane und Journale gebildeten Geschmack vieler, recht erträgliche Verse aus dem neuen Gesangbuche, wenn man sie liest, ohne sie mit dem unkenntlich gemachten Originalen zu vergleichen. Er hat gut gewählt, auch um den Unterschied beider Gesangbücher recht in's Licht zu setzen, und seine Bemerkungen sind um so treffender, da ihnen das Salz der Ironie abgeht. In Bezug auf *Nr. 1.* Lied: O Ewigkeit ic. heißt es S. 9.: „Ihm sind die stärksten, kernhaftesten Ausdrücke grade die liebsten.“ In der That, schwach hat noch Niemand die Ausdrücke dieses Liedes gefunden, noch starke Ausdrücke für unpoetisch gehalten; daß sie aber dem Verf. zu stark und massiv vorkommen, thut ihrem Verthe keinen Abbruch. Sind sie denn für ihn geschrieben? Es heißt ja: „O du verfluchtes Menschenkind, von Sinnen toll, von Herzen blind, laß ab die Welt zu lieben“ ic. Wir finden das nicht zu stark für die, denen es gilt, deren Herz die Schrift steinern nennt; deren Sinn der Gott dieser Welt verblendet hat (2 Cor. 4, 4.), die durch der Welt Freundschaft Gottes Feinde sind, d. h. unter seinem Fluche (Jac. 4, 4.). Dagegen wird aus dem neuen

\*) Man vgl. die Ausdrücke, die W. Müller gebraucht (in *Nr. 4.* der Ev. K. Z. von d. J.) und sage, ob auch er in den symbolischen Büchern besungen war? Uebrigens ist die Sache ganz klar. Wenn alte Lieder nicht nur zu gemeinem Gebrauche ohne Aenderung ihres Charakters und Tones in einem einzelnen Ausdrucke geändert, sondern auch durchgängig neu bearbeitet werden sollen, so kann dies nur geschehen, weil man ihren poetischen Werth nicht ableugnen kann, denn die Kirche schonen wollen kann man doch dann nicht, wenn man die Lieder so behandelt, und bloße List dürfen wir hierbei auch nicht annehmen. Wird nun aber den alten Liedern poetischer Werth zugesprochen (so gerne freilich der Vertheidiger des neuen Gesangbuchs einen *Nr. 1.* Gerhard, Nicolai unter die Classe elender Weimer und Lobndiener, ja der Sündendiener setzen möchte, S. 9. 12. 14. 22. 25.), wenn kann es dann einfallen, sie überarbeiten zu wollen? Jemanden, der selbst dichterisches Talent hat? Schwerlich! Als ein Papst an heidnischen Götzenbildern etwas ändern lassen wollte, zogen sich alle hiezu tüchtigen Künstler zurück und überließen dies Geschäft den gefälligeren Stümpfern. Ein Anderer aber, der nicht ein dem des alten Dichters gleiches oder vielmehr überlegenes Talent hat, kann die Sache nicht ausführen. Jeder, der sich also dazu anheischig macht, ein altes Lied zu bearbeiten, müßte vorher billiger Weise eigene Lieder vorgelegt haben, und zwar Lieder, die wirklich eben so sehr Kirchenlieder wären und durch allgemeine Aufnahme würden, wie jenes, das er umgestalten will.

\*) Diese Angabe (S. 330. Anm.) ist wirklich unrichtig, aber durchaus unwichtig, da sich solcher Veränderungen in dem allgemein verufenen Gesangbuche von 1779 oder 81 bekanntlich mehr als genug finden. Der Libellist heißt dies aber eine „Lüge.“



Gefangbuche N. 410. B. 1. gehalten, als ob man behauptete, daß sich nirgends im neuen Gefangbuche gute und schöne Verse finden! Und doch will es scheinen, der Verf. rede nicht so ironisch als wahr, wenn er von kalter Begeisterung spricht. Eine Beckstimmte ist das Lied nicht zu nennen, trotz des Auf, auf! Aber die biblischen Anspielungen? Gut, daß uns der Verf. darauf aufmerksam macht. Wir hätten die eine gewiß nicht darin gefunden, und er selbst, — wie er sie darin versteckt wußte, bleibt ein Räthsel. Die Stelle lautet (Hebr. 2, 3.): „Wie wollen wir entfliehen, so wir solche Seligkeit nicht achten.“ Die einzigen Zeilen des angeführten Verses, die damit übereinkommen, dem Sinn nach und zur Hälfte, lauten: „Und geht er mit dir in's Gericht, Wo willst du Rettung finden?“ Welche zarte Anspielung! kein Singender wird sich dessen vermuthen. Eben so gut hätte ja Job 9, 3. u. A. angeführt werden können. Die zweite Anspielung ist ebenfalls schwach, undeutlich und unvollständig: „O Mensch, ermunte deinen Sinn, Wie lange willst du schlafen?“ soll sich auf Eph. 5, 14. beziehen: „Wache auf, der du schläfst.“ Jener Gedanke ist ziemlich allgemein; der gemeinsame Ausdruck ist: schlafen. Das Specielle ist durch Auslassung aus der Stelle entfernt worden („von den Todten, und Christus wird dich erleuchten“), auch nicht der Ausdruck ruft es im Vorbeigang in's Gedächtniß, was das wirksame Kunstgeheimniß mancher alten Lieder ist, deren wundervolle Harmonie mit der Bibel aber im neuen Gefangbuche getilgt oder doch sehr verwischt wurde. Ueberdies ist die Anspielung unrichtig. Eph. 5, 14. gilt dem Gläubigen, der wieder einschlief; das Lied im neuen Gefangbuche, solcher Unterschiebung nicht kundig, richtet sich an alle Menschen.

Wir kommen zu P. Gerhard's: „Wach auf mein Herz.“ Der Zusammenhang von B. 2 und 3. ist: „Ich war in Gefahren, Gott schützte mich: in der größten Gefahr, Gott hielt mich im Schooß!“ Das neue Gefangbuch räsonnirt zuerst: wäre ich in Gefahr gekommen, so hätte nur Gott mich bewahren können. Dann erhebt es sich plötzlich zur Gewißheit: Gott wollte mich bewahren und den Unfall abhalten, ohne wie Gerhard eine Steigerung auszudrücken. Aber auch die Gewißheit, daß eine Gefahr da war, die bestimmte Kenntniß derselben und der Dank dafür, der in dem: Ja, Vater! liegt, fehlt ganz, — und doch nennt man diese neuen Verse den älteren gegenüber dichterisch.

Trauriger noch steht B. 2. des: Wie herrlich strahlt der Morgenstern (im neuen Gefangbuche und vielen andern) da. Wir lesen ihn und fragen uns: Woher es komme, daß er so wenig Eindruck mache, so spurlos, wie hohler Klang, vorübergehe? Sehen wir ihn äußerlich an, er ist metrisch richtig, auch gut gereimt, wenn man nicht etwa bemerken will, daß Zu dir Komm' ich, gar keinen Reim bilden. Aber sehr wir einmal nach den dichterischen Ausdrücken eines stark erregten Gefühls (denn es heißt: aus vollem Herzen preiß ich dich!), wir vermiffen das volle, überströmende Herz und die entsprechende Fülle, Gewalt und Pracht des Ausdrucks. Nichts als das Gewöhnlichste; Christus heißt der Trost und Lohn der Seele, und dies kommt sogar jedes zweimal vor („lohnest“, „tröster“). Diese Wiederholung fast desselben Ausdrucks hat hier keine Bedeutung und Kraft; sie ist nicht absichtlich, sondern aus Nachlässigkeit hervorgegangen, oder aus der Verlegenheit, einen ganzen Vers zum Lobe Christi machen zu müssen, ohne zu wissen, was man darüber sagen könne. Aus demselben Grunde scheint der Trost in das Lied hineingekommen zu seyn, denn das ganze Lied ist ein wonnvoller Lobgesang, in dem auch kein Rückblick auf Leiden statt findet. Diesen ganzen Charakter des Liedes haben aber freilich die Veränderer durchaus nicht beachtet, und der in Gott hochfreudige Sänger muß sich erst wieder in die füstere

Seelennacht zurückdenken, nach der Wahrheit schmachten, zum Leben führen, von Christo trösten lassen, ihn erwählen, und als Armer um Stärkung rufen, ehe er es zu einem schwächlichen Lobe bringt. Ähnliche Lieder braucht man allerdings auch, und ich glaube, wenn Jemand in Anfechtung und Bebrängniß ist, nach dem alten Gefangbuche wird er nicht vergebens greifen. Aber seit wann ist es erlaubt, Hymnen in Elegieen zu verwandeln, seit wann ist es möglich? Wir sehen den Vers genauer an: „Du hier mein Trost und dort mein Lohn,“ — der Veränderer muß dies in einer Stimmung geschrieben haben, die von der des Dichters sehr verschieden war. Gott versprach Abraham, ihm schon hier Schild und Lohn zu seyn. Es gibt freilich Augenblicke, da man es nicht bemerkt, aber als Nicolai schrieb, da wußte er's wohl. Die Antithese zwischen hier und dort ist scharf, aber zierlich. Im Folgenden wird sie begründet oder ausgeführt werden, es wird sich ergeben, wie Gott hier unser Trost, dort unser Lohn sey. „Du Gottes eingeborne Sohn, Der du im Himmel thronest.“ Gottes einziger Sohn, im Himmel thronend — welche Beziehung auf die trostbedürftige Lage, auf das Verhältniß hienieden, liegt darin? Christus wird recht entfernt vorgestellt; das kalte Dort recht kalt ausgeführt: „Der du im Himmel thronest!“ Und hierauf: „Aus vollem Herzen preiß ich dich!“ Man weiß nicht, wie das Herz so voll werden kann von dem Entfernten. Worin besteht aber sein Preis? Der ist eben so leer. „Wenn ich dich habe, fühle ich, Wie du den Deinen lohnest.“ Eine Unwahrheit und ein Selbstwiderspruch. Nicht immer, wenn man Jesum hat, fühlt man seine Lieblichkeit. Dieser Irrthum ist aber um so auffallender, da er dem Gemüthsstande des Umarbeiters ganz ferne liegt. Er stellt sich ja in einem Seelenzustande vor, da er Trost bedarf, Christum nur in der Ferne sieht, also zwar im Glauben hat, aber nicht fühlt. Noch offener liegt der Widerspruch dieser Zeilen mit den ersten vor; zuerst heißt es: dort mein Lohn, dann soll Christus uns schon auf Erden lohnen. Nachdem der Umarbeiter Christum zu preisen, zu haben, zu fühlen scheint, sagt er erst: „Zu dir Komm ich, Wäheleich keiner Tröstet deiner Sich vergebens, Wer dich sucht, du Brodt des Lebens.“ Wie man aus dem Haben so schnell wieder in's Suchen, aus dem Preisen aus vollem Herzen wieder in solche Reflexion, aus dem individuellen Seligkeitsgefühl in solche triviale Allgemeinheiten übergehen mag, und was hier das ganz unvorbereitete, zusammenhangswidrige Bild: Brodt des Lebens, soll, ist nicht zu begreifen. Aber zu begreifen ist nun wohl, warum der Vers so wenig Eindruck macht. Wie ganz anders dagegen Nicolai! Sein Bilderreichthum mag überladen scheinen, aber es sind poetische Bilder. Wir wiederholen: poetisch und Bilder. Die Poesie zeigt sich in dem Einzelnen und dem Zusammenhang, nach Werth des Gehalts und des Ausdrucks. Der Zusammenhang des Ausdrucks liegt hier in der gewaltigen Eile, mit der die Worte des überströmenden, unerschöpflichen, nie in einem einzelnen Ausdrucke sich ergeiffenden und befriedigenden Sängers sich wie Welle auf Welle drängen. Ihn begründet der Zusammenhang des Gehalts, der Gedanken. Dieser in Verein mit der Richtigkeit und namentlich der Bibelgemäßheit der einzelnen Bilder macht die Bilder zu Bildern, da sie sonst ewig nur Schnörkel bleiben, selbst bei Richtigkeit des Einzelnen, wie wenn man eine Statue an das Monument aufhänge oder wie oben das Brodt des Lebens an Verse hängt. Geben wir nun den Ideengang des Nicolai'schen Verses an: Christus mein Schatz — (Perle, Krone, biblische Bilder) — nämlich in seiner ganzen Fülle, im ungetheilten Reichthum seiner Person und seines Amtes: „Wahrer Gottes und Marien Sohn,“ denn



nur als Mensch zugleich kann er mein eigen seyn; aber er ist dies ohne Verringerung seiner Würde und Gewalt: „Ein hochgelobter König.“ Grade als Gottmensch herrscht er über Himmel und Erde; er ist König über Alles, aber nie ohne Beziehung auf die Seele, die ihn besitzet, die sich seiner freut, als ihrer Perle, und von der er darum hochgelobt wird: „Mein Herz heisst dich (den König und Gottes Sohn!) ein Lilium“ — seinen Schmuck, seine Zierde; so traut, so zart ist das Verhältniß des Hoherhabenen zu mir. Ich habe das Pfand davon in den Händen, die köstliche Speise, durch die er mich erquickt (früher Schatz, dann Schmuck, jetzt Speise; er ist gar Alles): „Dein süßes Evangelium Ist lauter Milch und Honig“ (biblisches Bild: Anspielung auf Kanaan, das ewige Leben, von dem das Evangelium den Vorgesmack gibt). Jetzt bricht das Herz in den freudlichsten, traulichsten, kindlichsten Jubel aus. Hat es sich vorher darüber gefreut, daß es den Heiland seine heißen darf, wie etwa eine Braut stolz darauf ist, daß sie einen solchen Gemahl haben wird, einen solchen Bräutigam besitzet, so freut es sich nun über ihn selbst einfältig und herzlich, wie ein Weib seines lieben Mannes sich spielend freut: „Ei mein Blümlein!“ Es kommt zum wirklichen Freudenruf darüber, \*) daß er es schmückt, daß er es nährt, indem er selbst sich ihm zu genießen gibt: „Hosianna! Himmlisch Manna, Das wir essen!“ (nicht bloß sein Evangelium, auch ihn selbst, Joh. 6, 32. 48—51. 58. — Anspielung auf's Abendmahl) — Schwur ewiger Treue, abgeleitet aus der lebendigen Liebe: „Deiner kann ich nicht vergessen.“ — Und diesen Vers wagt man höhnisch „eine unüberseßlich schöne Mixtur“ zu nennen!

N<sup>o</sup> 767. im neuen Gesangbuche (in Porst N<sup>o</sup> 904. Ermuntert euch) ist ein gutes Lied. Nur bisweilen wird ein aufmerksames Gefühl unangenehm berührt. Es lassen sich Nachklänge aus alten Tagen darin unterscheiden, die nicht recht in den modernen Gang der ganzen Weise passen, Anderes zeigt sich als unpassendes Fliedwerk (das Hallelujah des ersten Verses, das im Original erst im zweiten Verse zu Ende steht, nachdem es durch das Vorhergehende herbeigeführt worden, dagegen es B. 1. wegen der Nähe der Nacht heißt: Auf, betet, kämpft und wachet), Anderes als höchst matter Lückenhüßer (Der Frommen, die da starben), Anderes als harte Zusammensetzung (Macht eure Seelen fertig, statt Lampen). Das Hier (B. 3.), auf das nachher, wie im Original, so viel Nachdruck gelegt wird, steht abgerissen und beziehungslos, denn die Angabe des Ortes (vor des Lammes Thron) ist gestrichen worden, und es blieb bloß die Angabe des Zustandes, die Freude sonder Leid, auf die das Hier nicht leicht zu beziehen ist. Hier hüllet das Gebein der Frommen u. Sich in Verklärung ein, bezieht sich nicht genug auf den biblischen Ausdruck; Hier sinket nie die Sonne, ist modern und nur halb wahr, denn daß dort kein Tag und keine Nacht mehr seyn wird, wird daher rühren, daß statt der Sonne Gott selbst uns leuchten wird. Dagegen sind biblische Stellen, Bilder und Anspielungen in Menge aus dem Original entfernt worden; selbst das Mitternachten (mit Christo) mußte einem Treu erfunden werden, weichen. So geht's, wenn man aus zehn Versen fünf machen und eine „Quintessenz“ geben will. Das Lied wird ungenießbar.

Wir können auf Veranlassung dieses Liedes bequem zu den dogmatischen Aenderungen übergehen, auf die uns der Vertheidiger des neuen Gesangbuches aufmerksam macht. Sie geben sich

zuerst kund in der Auslassung mancher Bilder. Aus dem Gleichnisse Jesu finden sich in dem angeführten Liede die Lampen, aber die klugen Jungfrauen und der Bräutigam fehlen. Die Wächterstimmen, die Thüre, die Hochzeitsgäste fehlen. Das mag bloß ein ästhetischer Mangel scheinen, wie kommt's aber, daß im ganzen Gesangbuche Christus und die Kirche nie mit einem Bräutigam und einer Braut verglichen werden? Doch wir unterdrücken unsere Fragen und geben nur an, was der Vertheidiger selbst angibt, aus der schlecht verhehlten Absicht, durch Parodie die ernsthafte Bestrafung solcher Veränderungen abzuwenden. Gestrichen wurde im neuen Gesangbuche:

1) Die Erwähnung Satans, und damit Zusammenhängendes. „Hier haben sie — die gottlosen Lüncher! — wiederum heilige Gefäße gestohlen, nämlich des Thieres Bild, den Drachen und den brüllenden Löwen, leßtern gewiß nur darum, weil er aus 1 Petr. 5, 8. entnommen ist“ (S. 14.). Schade, daß man 1 Petr. 5, 8. nicht auch aus der Bibel streichen kann, so wenig wie Luc. 19, 22. Anst. Man vgl. noch S. 11., wo die Erwähnung Satans in Paul Gerhard's: Wach auf mein Herz, B. 2. 3., von dem Vertheidiger des neuen Gesangbuches nicht nur als eraltirend, sondern fast freischühennmäßig als recht schauervoll dargestellt wird („Huh! huh! — Ziebfrost schüttelt!“). Im neuen Gesangbuche fehlt sie natürlich, um solchen Andächtigen keinen Anstoß zu geben. 2) Die Ewigkeit der Höllestrafen, S. 9. 10.; denn Christus habe im Gefängniß gepredigt. Die Erregung des Vertheidigers zeigt hier so große Blößen als sonst seine Aesthetik und Logik, indem er den Unterschied zwischen Gefängniß und Hölle auch gar nicht zu kennen scheint. Das neue Gesangbuch aber wird durch solche Bemerkungen den Evangelischen Kirchen nicht sehr empfohlen. 3) Indem der Vertheidiger des altewangelischen Glaubens und der Uebereinstimmung mit den symbolischen Büchern durchweg spottet, obgleich er im Ganzen auch christlich seyn will, ärgert er sich besonders an der Lehre von der gänzlichen Verdorbenheit des Menschen (S. 7. vgl. 25.) und von der stellvertretenden Genußthung (S. 20.), welche die alten Gesangbücher vortragen, und freut sich darüber, dieselben im neuen Gesangbuche nicht mehr zu finden, obgleich es im Allgemeinen alle evangelische Lehren enthalte (S. 27 f. und die angezeigten). Wir können Letzteres nur mit Einschränkung zugeben, wie schon aus diesen Geständnissen des Vertheidigers hervorgeht.

Ueber den Ton des Ganzen haben wir nichts zu bemerken. Die Schrift redet oft und ernsthaft genug davon. Doch ist er ein Bild der Sache selbst, und als solches der Beachtung zu empfehlen. Und zwar ist der Ernst des Verf. so verrätherisch als sein Spas. Er nennt in der Schlussrede das neue Gesangbuch „ein unter dem Beistande und der Leitung des göttlichen Geistes zu Stande gebrachtes Buch“ und warnt vor dessen Verwerfung als vor einer Sünde gegen den heiligen Geist (S. 30.). So bilden denn unsere Prediger auch schon inspirirte Concilien? Und ihren Decreten darf sich Niemand widersetzen, ohne den Bann zu hören, als kein „wahrhaft Gläubiger“? Wir ermahnen die Gemeinden anders, nämlich mit Paulus (dessen Stimme der Verf. „wie vom Himmel herab gehört haben will,“ S. 27.): „Prüfet Alles und das Gute behaltet.“ In dem aber, was ihn betrifft, glauben wir seinen Wunsch treulich erfüllt zu haben: was er uns sagte, zu richten als ein „Kluger (Verständiger, Einsichtsvoller).“

\*) In unzähligen neuen Liedern ermuntert man sich zu Gottes Lob zu wiederholten Malen, ohne es je dazu zu bringen.



# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1830.

Sonnabend den 20. Februar.

N<sup>o</sup> 15.

Einige Bemerkungen über die Sünde wider den heiligen Geist, veranlaßt durch die Schrift: „Francesco Spiera's Lebensende. Von C. L. Roth.“ (Zum Besten der Erziehungsanstalt für arme und verwahrloste Knaben. Nürnberg 1829. In Commission bei Raw. 47 S. in 8. br.)

Wir sind nicht gesinnt, aus dieser kleinen, höchst interessanten Schrift unseren Lesern einen Auszug zu geben. Spiera's, eines von der Wahrheit abgefallenen Protestanten, schreckliches Lebensende ist eine Warnung für alle Zeiten. Schon die Reformatoren stellten es den Zeitgenossen zu diesem Ende vor, wie schon das 1550 zu Basel erschienene Buch beweist, welches vier Berichte von Augenzeugen und die Urtheile eines Calvin's u. A. über dieses Ereigniß enthält und dieser Erzählung zur Grundlage diente. Auch können wir davon auf jeden Fall überzeugt seyn, daß Gott uns zum Besten dieser Sünde Spiera's sich bediente, an ihm seine Gerechtigkeit zu offenbaren, und Alle, die aus Menschenfurcht oder Liebe zur Welt und ihren Genüssen auf dem Wege seyn möchten, die durch den heiligen Geist gegebene Ueberzeugung zu verläugnen und seinem ausdrücklichen Zeugnisse zu widerstehen, noch weil es Zeit ist von dem gewissen Verderben zurückzudrehen, ehe die Zeit kommt, da der Buße kein Raum mehr gegeben wird, die Zeit, von der der Herr gerebet hat: „Wenn sie zu mir schreien, will ich sie nicht hören“ (Jerem. 11, 11.). Denn offenbar gibt es nach dem Zeugnisse Gottes eine Sünde, welche nimmer vergeben wird, „weder in dieser Welt, noch in der zukünftigen“ (Matth. 12, 32.). Und zwar sind dieser Sünde auch diejenigen fähig, welche die Erkenntniß der Wahrheit einmal empfangen haben, denn ihnen bleibt, wenn sie nachher noch muthwillig (mit innerer Willkühr, aus gänzlicher Selbstbestimmung) sündigen, fürder kein ander Opfer mehr für die Sünde, sondern ein schreckliches Warten des Gerichts und des Feuereifers, der die Widerwärtigen verzehren wird (Hebr. 10, 26. 27.). Damit aber hierüber kein beängstigender, schädlicher Zweifel statt finde, sondern nur die einzige Furcht, die aus Gott kömmt, die bestimmt sei, was sie zu fürchten hat und wie sie sich davor bewahren soll, so erklärt uns Gott, worin diese muthwillige, unverzeihliche Sünde eines

Christen bestehe, nämlich in der bestimmten Verwerfung Christi, in der trotzigigen Verzichtleistung auf sein Blut, in der Verachtung des festen Gnadenbundes und des Testaments, so Gott durch den Tod seines Sohnes mit uns aufgerichtet, und in der Schmähung des Geistes der Gnaden, der diesen Bund Gottes mit uns in unserem Herzen versiegelt (B. 29.), so daß einzig und allein derjenige nicht wiederum kann zur Buße erneuert werden, der vom Glauben an die Vergebung abfällt, den Sohn Gottes, der für Alle gekreuzigt worden ist, für sich selbst wiederum kreuzigt (zum Fluche macht) und für Spott hält (E. 6, 6.). In diesen richtigen, von Gottes Wort uns mitgetheilten Begriffen vom Abfalle Gläubiger und der dadurch geschehenen Schmähung des heiligen Geistes, finden wir Alles, was uns dazu bringen kann, unsere Seligkeit zu schaffen mit Furcht und Zittern, Gott zu bitten, daß er uns durch seine Allmacht bewahre durch den Glauben, und was uns eben deswegen auch antreibt und ermunthigt, den Glauben an die Gnade, den Bund und die Treue Gottes nicht fahren zu lassen, sondern uns, je stärker wir angefochten werden, desto kräftiger an den einzigen Grund unseres Heils, den einmal für allemal für uns gekreuzigten Jesus, anzuklammern.

Um solche heilsame Eindrücke seines Wortes noch zu verstärken durch die Anschauung lebendiger Beispiele hat Gott seine Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit auch in der Geschichte offenbart und einzelne Menschen, die sich des ewigen Todes schuldig gemacht hatten, nach der Erregung ihres boshaften Sinnes und völligen Verstockung ihrer Herzen durch die öffentliche Bestrafung als furchtbare Exempel aufgestellt, als Gefäße seines Zornes, zugerichtet zur Verdammniß, daß er an ihnen seine Macht erzeige, auf daß sein Name verkündigt werde in allen Landen (Röm. 9, 22. 17.). So stellet uns die Schrift nicht nur Pharaon, sondern auch diejenigen, deren Leiber in der Wüste fielen, als Exempel des Unglaubens vor, damit wir Fleiß thun, nicht auch darenin zu fallen (Hebr. 3, 17—4, 11.). Sind aber diese Letzteren mehr Vorbilder, die im Aeußerlichen das erfahren, was Anderen im Geistlichen widerfährt, daß sie um ihres Unglaubens willen nicht in die verheißene Ruhe eingehen sollen, so sind uns dagegen in der Geschichte des Neuen Bundes noch ein paar Beispiele aufgeführt von solchen, in denen die höchste innerliche Sünde statt fand und sich demnach auch äußerte, und zwar der:



maßen, daß sie auf's Gewisse erkannt und demzufolge auch äußerlich bestraft wurde: Vor Allen Judas, der Verräther. Denn über diesen beßten wir den unmittelbar in Beziehung auf ihn gethanen Ausspruch des Herrn, der jedem Gläubigen hinfänglich seine Verdamnniß und die Endlosigkeit der Strafen beweist, welche er leidet: „Wehe dem Menschen, durch welchen des Menschen Sohn verrathen wird. Es wäre ihm gut, wenn er nicht geboren worden wäre, jener Mensch!“ (Matth. 26, 24.) Wer darf glauben, daß Jesus, wenn er einem Menschen, einem seiner Jünger, während des feierlichen, letzten Abendmahles, sein Verderben ankündigt, zu einer Uebertreibung geneigt gewesen sey; wer meinen den Heiligen Gottes einer Unwahrheit beschuldigen zu dürfen, und dem Weltrichter, wenn er sein Wehe! ausspricht, sein Nein! entgegen zu können? —

Anders verhält es sich nur allerdings mit der heiligen Geschichte, die der heilige Geist durch hiezu erwählte Männer niederschreiben ließ, und anders mit der späteren Kirchengeschichte, deren Schriftstellern kein außerordentlicher Beistand, keine unsehlbare Erleuchtung verheißen war, und daher auch nicht für die Erzählung selbst und noch weniger was ihre Urtheile betrifft, ein unbeschränktes Zutrauen zu schenken ist. Außer Gottes Wort bietet uns die ganze Geschichte immer nur mehr oder weniger Wahrscheinlichkeit und im besten Falle höchste Wahrscheinlichkeit dar. Indes leben wir in der Geschichte und haben uns einmal danach zu richten. Nur soll dieß nicht so geschehen, daß wir davon unsere oder Anderer Seligkeit abhängig machen. Ob Spiera von Christo völlig abgefallen und während der letzten Zeit seines Lebens in dem hoffnungslosen Zustande der Verdamnniß gewesen sey, dürfen und können wir nicht mit absoluter Gewißheit entscheiden. Wahrscheinlich mag es Manchem seyn, daß es der Fall war. Namentlich war auch Ref. zuerst dieser Meinung, obgleich ihm jetzt nach Erwägung der Einzelheiten die entgegengesetzte Ansicht an Wahrscheinlichkeit gewonnen hat. Aber was auf jeden Fall unumstößliche Wahrheit bleibt, ist die Möglichkeit eines solchen Abfalls und des Eintritts der unwiderstehlichen Verdamnung schon in diesem Leben. Und historisch gewiß ist es ebenfalls, daß Spiera, wie ihn zuverlässige Augenzeugen uns darstellen, ein heilfam schreckendes Beispiel der göttlichen Gerechtigkeit ist, das den Zustand der bewußten Verworfenheit uns lebhaft vor Augen stellt. — Auch in der Wahl jener Augenzeugen ist die Fürsorge Gottes zu bewundern. Da Spiera in Folge seines Abfalls zu Citadella in Oberitalien krank wurde, ließ er sich nach Padua bringen, wo er an seinem so lehr- als schmerzreichen Lager von den angesehensten Männern besucht wurde. (Er starb zu Citadella 1548.) Diese Alle bedurften noch sehr der Erweckung und Befestigung in den damals wieder neuen evangelischen Lehren. Namentlich erhielt der Bischof Bergerius, der dreizehn Jahre zuvor Luther selbst zur Umkehr verurtheilt und noch im Jahre 1541 in Worms alle seine Beredsamkeit gegen die Protestanten aufgeboten hatte (s. S. 37.), einen starken und heilsamen Eindruck, den er noch damals und für sein ganzes späteres Leben recht sehr bedurfte. (Man vgl. die Schrift selbst.) Ähnliche gütige Absichten hatte Gott gewiß auch mit anderen Gegenwärtigen, namentlich mit dem berühmten Rechtsgelehrten Gribaldus, der zwar um des Protestantismus willen Italien verlassen, aber später Arianischer Irthümer wegen in Bern festgehalten wurde, durch einen Widerruf die Freiheit erhielt, jedoch nachher fortfuhr, dieselben auszubreiten, bis ihn 1564 die Pest wegraffte (s. Hottinger Selb. Kirchengesch. III., 826 f.).

Wir wünschen sehr, daß das angezeigte Büchlein, das auch

recht angenehm zu lesen und dessen Ankauf zugleich ein kleines wohlthätiges Werk ist, den Lesern die köstliche Frucht göttlicher Traurigkeit, Wachsamkeit und Befestigung bringe, und machen aus demselben Grunde noch auf zwei ähnliche Todesgeschichten aufmerksam. Die erste ist die des berühmten Cromwell, Protector von England (in Becker's, Wottmann's und Menzel's Weltgeschichte VIII., 409 ff.), in der die Calvin'sche Prädestinationslehre ihre traurigen Wirkungen eben so sehr offenbart, als in der Geschichte Spiera's, nur von der anderen Seite, hier als zur Selbsttäuschung, wie dort als zur Verzeiwung bringend. Cromwell war bekanntlich Puritaner gewesen und hatte eine falsche, fanatische Frömmigkeit mit seinen revolutionären Bestrebungen und militärischem Despotismus verbunden. Schrecklich war die letzte Lebenszeit des Tyrannen, schrecklicher sein Ende. Verlassen von Allen, in düsterer, sich selbst verzehrenden Grimme, von beständiger Furcht vor Nachstellungen beunruhigt und dabei im eigenen Gewissen gebrandmarkt, des Abfalls von seinen früheren Ueberzeugungen, der Selbstsucht, des Königermordes überwiegen, erlag er den Qualen und ließ, sobald ihn ein schwaches Fieber befiel, Geistliche rufen. Er fragte sie, ob der Satz unbefristet sey, daß der Erwählte nie könne verworfen werden. Sie bejahten es und er rief: „Nun dann wohl mir! denn das weiß ich gewiß, daß ich einmal im Stande der Gnade gewesen bin!“

Die zweite Geschichte findet sich im Christian Observer von 1805 und in den bekannten, gesegneten Basler Sammlungen vom Jahre 1806 S. 292 ff. und zeigt eine auffallende Uebereinstimmung mit der von Spiera. Es ist das Lebensende eines Atheisten, Franz Neuport, der in der Jugend christliche Eindrücke empfangen hatte. Mit derselben Entschlossenheit und Ueberlegung verkündigt und beweist er seine Verdamnniß, und weist eben so allen evangelischen Zuspruch zurück. Einen Trostbrief eines Atheisten aber beantwortete er mit derselben Höflichkeit und Entschiedenheit. Aus dieser höchst lehrreichen Geschichte möchten wir besonders folgende Geständnisse denjenigen unserer Leser zur aufrichtigen Betrachtung empfehlen, deren Glauben an das äußere Wort der Stärkung durch die Erfahrung bedarf. „Daß ein Gott ist, weiß ich, denn ich fühle beständig die Wirkungen seines Jornes. Daß es eine Hölle gibt, bin ich eben so gewiß, denn ich trage bereits ein Unterpfand meines Urtheils an derselben in meiner Brust.“ Und diese Vorhölle unterscheidet Neuport nicht nur von den Wirkungen des „natürlichen Gewissens“ (S. 305.), sondern auch die gegenwärtige Qual von dem, was die Schrift nennt: ein schrecklich Warten des Gerichts. „Wäre ich (sagt er S. 255.) in meiner alten Meinung stracks zur Hölle gefahren, so hätte ich nur Eine Hölle auszu sehen, während ich jetzt zwei fühle. Ich meine nicht nur eine unaussprechliche Marter, die ich in meinem eigenen Busen trage, sondern auch eine Erwartung einer, ich weiß nicht welcher, Veränderung. O daß ich in der Hölle wäre, um das Schlimmste zu fühlen! Und dennoch fürchte ich zu sterben, weil das Schlimmste nie ein Ende haben wird.“ — Wer möchte aber mit seinem Glauben an Gottes Wort, auch in diesem Punkte, warten, bis er selbst auch diese Erfahrung innerlich gemacht habe? Wer sollte sich nicht angetrieben finden, sich in Jesu Hände zu flüchten und dem zukünftigen Jorne zu entrinnen, damit er nicht etwa sterben müsse, wie Neuport, mit dem Rufe: „Ach der unerträgliche Stachel der Hölle und der Verdamnung!“



(Halle.) Zur näheren Kenntniß des gegenwärtigen Zustandes der Universität Halle möge folgende, auf die Aussage von Augen- und Ohrenzeugen gegründete, Nachricht über die Aufnahme beizutragen, die der Artikel über den dortigen Nationalismus in N<sup>o</sup> 6. und 7. des laufenden Jahrganges der *Ev. K. Z.* daselbst gefunden hat. Der Consistorialrath Dr. Geseuius machte denselben am 1. Februar in seinem Collegium: „Einleitung in das Alte Testament“ seinen Zuhörern bekannt, indem er die ihn betreffenden Thatfachen durchging, und nur, daß er die *W.-*luministen Betschweflern genannt habe, in Abrede stellte, übrigens aber die gerügten Späße als etwas unschuldiges darstellte. Die nun sehr schnell verbreitete Kunde davon erregte unter seinen und des Professor Dr. Wegscheider Anhängern, die den bei weitem größten Theil der Theologie Studierenden ausmachen, eine große Erbitterung gegen die *Mytiker*, — dies ist in Halle die vulgäre Benennung der Gläubigen, — und an diesem und den folgenden Tagen fanden sich an der Wäge (dem Universitätsgebäude) zahlreiche spottende Anschläge gegen die für mytisch geltenden Halle'schen Professoren, hauptsächlich aber gegen den Herausgeber der *Ev. K. Z.* Ein Anschlag lautete so: „Memento, commilitones dilectissimi, VII. ante Cal. Jul. 1530 perfrugerunt majores vincula papae. Post denique tria secula iterum laqueis circumdare minantur stultitia et error et stupiditas. Agite! anno 1830 versamur, aperite oculos; cingimini, ne opprimat vos ille, qui, vultu sancto, sed pectore versuto ingrediens, est dignissimus, qui societatis Jesu sit princeps.“ (Erinnert euch, daß am 25. Juni 1530 unsere Vorfahren die Ketten des Papstes abschüttelten. Jetzt nach drei Jahrhunderten drohen uns wieder Irrthum und Dummheit mit ihren Stricken. Auf! wir leben jetzt im Jahre 1830, öffnet eure Augen, und rüset euch, daß euch Jener mit dem heiligen Angesicht und dem listigen Herzen nicht unterdrücke, der würdig wäre, Befehlshaber der Jesuiten zu werden.) Ein anderer Anschlag enthielt die Worte: „Wegscheiderus omni ex parte christianissimus, vivat, floreat, crescat.“ (Wegscheider, der vollkommene Christ, lebe, blühe und gedeihe.) Dagegen hatten Andere mit der Ueberschrift: „Wenn Luther jetzt lebte, würde er anders lehren?“ die bekannten Worte Luther's (Walt'sche Ausgabe *Lh.* 20. S. 1373.) angeschlagen, in welchen er denen widerspricht, die nach seinem Tode sagen möchten: „Wo der Luther jetzt lebte, würde er diesen oder diesen Artikel anders lehren.“ feierlichst und ernstlichst dagegen, als gegen eine List des Satans protestirt, und mit den Worten schließt: „Denn ich kenne den Satan, von Gottes Gnaden, ein groß Theil; kann er Gottes Wort und Schrift verkehren und verwirren, was sollte er nicht thun mit meinen Worten?“ Am 3. Februar sollte den Dr. Geseuius und Wegscheider ein Bivat, mit einem Fackelzuge, gebracht werden, wozu jedoch, wahrscheinlich weil man Excesse befürchtete, die Erlaubniß versagt wurde. Unterdessen waren die Äußerungen der Studenten so drohend geworden, daß die städtischen Polizeidiener in Bewegung waren, um die Fenster der *Mytiker* vor den Steinwürfen dieser künftigen Diener des Wortes Gottes zu sichern, und als am 4. durch einen drohenden Anschlag an der Wäge zum zahlreichen Besuche einer an diesem Tage statt findenden öffentlichen Vorlesung des Consistorialrath Dr. Tholuck eingeladen wurde, hielt der Prorector, Prof. Blume, ein Jurist, die Aufregung jetzt so groß, daß er glaubte, dem Dr. Tholuck anheim geben zu müssen, seine Vorlesungen auf einige Tage auszusetzen. Dr. Tholuck blieb aber bei seinem Entschlusse zu lesen, der Prorector begab sich daher vor dem Anfange der Vorlesung von Wedellen begleitet in den gedrängt vollen Hörsaal, um Excessen zuvorzukommen. Der Inhalt seiner Anrede an die Studenten war ungefähr folgender: „Ihr Unwille sey gerecht, und jeder wahre Freund der Religion müsse ihre Gesinnungen theilen, da zwei ihrer würdigsten Lehrer angegriffen worden; indem verdiente jener Auffas, der einen paraisaischen Hochmuth unter dem Deckmantel eines falschen Christenthums verberge, nur ihre Verachtung, nicht ihre Rache; auch würden jene Lehrer selbst wis-

sen, was sie zu thun hätten;“ übrigens ermahnte er sie zur Ruhe, und warnte vor strafbaren Ausbrüchen der Leidenschaft. Diese Anrede, welche mit stürmischem Beifalle aufgenommen wurde, hinderte nicht, daß Dr. Tholuck, den Manche, wiewohl mit Unrecht,\*) für den Verfasser des Artikels hielten, mit Lärmen und Wochen empfangen wurde, und Wähe hatte, seine Vorlesung zu beginnen. Am Abende wurde dem Prorector ein Bivat gebracht.

Vorzüglich scheint dieser heftige Unwille der Studenten, den, wie schon aus des Prorectors Rede zu schließen, ein großer Theil der Professoren theilte, durch dasjenige erregt worden zu seyn, was in dem Artikel der *Ev. K. Z.* außerhalb der gewöhnlichen Sphäre gelehrter Streitigkeiten liegt, und als ein Angriff auf die Lehrfreiheit erschienen ist. Hoffentlich werden indessen, in der Folge wenigstens, mit gehöriger Würdigung des practisch-kirchlichen Gesichtspunktes, die Gründe erwogen werden, die der Artikel in dieser Beziehung anführt. Daß die darin enthaltene Darstellung im Wesentlichen oder auch nur in erheblichen Nebenumständen factisch unrichtig sey, wird, so viel bekannt geworden, von Niemand behauptet. Dr. Geseuius hatte zwar öffentlich ausgesprochen, er würde ohne Menschenfurcht seine Vorlesungen fortsetzen, gleichwohl wollten einige seiner Zuhörer bemerkt haben, daß er seit jener Artikel bekannt geworden, das heilige Wort Gottes mit mehrern Ernste behandelt und namentlich bei verschiedenen Stellen des Alten Testaments die sonst dabei vorkommenden Späße weggelassen habe. Allein seitdem hat er wiederum die Geschichte vom Kampfe Jacob's mit dem Herrn, 1 Mos. 32., als eine „Gespensstergeschichte, in der das Gespenst, wie in Bürger's Lenore, bei Anbruch des Morgens abziehe“ dem Gelächter seiner Zuhörer preisgegeben, so wie er, was in der neulichen Nachricht nicht erwähnt worden, schon seit langer Zeit bei der Erzählung von der Himmelsleiter, an der die Engel Gottes auf und nieder stiegen, 1 Mos. 28., die Studenten durch den Spott Französischer Ungläubigen aus dem vorigen Jahrhunderte zu belustigen pflegt: „Da die Engel doch Flügel hätten, so müßten sie wohl gemausert, oder sich die Federn beim Transport eines Keßlers in die Hölle versengt haben, da sie dennoch der Leiter bedurft hätten.“

Die Leser dieser Nachricht, besonders die Gläubigen, werden gebeten, nochmals zu erwägen, daß acht hundert ein und achtzig Studenten der Theologie sich in Halle befinden, und, wenn sie des Nothstandes der verwüsteten Kirche von Deutschland gedenken, auch dieses wichtigen Theiles derselben nicht zu vergessen.

### M i s c e l l e .

(Auch Etwas, das für unsere Zeit Noth thut.)

Wenn der Christ mit Dank gegen den Herrn, und mit inniger Freude auf so manche in unseren Tagen entstandene, für die Ausbreitung des Reiches Gottes kräftig wirkende Anstalten, als Bibels, Missions-, Tractat-, Gesängnis- und Rettungsgesellschaften hinblickt, so wird diese Freude nicht wenig getrübt durch den Anblick so mancher anderen Anstalten, die im entgegengesetzten Geiste wirken, die man, wenn man sich nicht schämen würde dies ehrwürdige Wort dadurch zu profaniren, Missionsanstalten für das Reich der Finsterniß nennen könnte. Wir meinen hier nicht bloß die privilegierten Häuser der Unzucht, die ein nothwendiges Uebel seyn sollen, die Tummelplätze der wilden Lust, die man nicht unpassend Teufels Caspellen genannt hat, die so verführerischen Anstalten der Lotterien, wodurch schon so Mancher, der da reich werden wollte, gefallen ist in viele Verführung und Stricke (leicht ließe sich dieses traurige Register noch vermehren), sondern ganz besonders unsere Leihbibliotheken. Ihre Zahl nimmt, und es kann dieses bei der zunehmenden Leselust oder Lesesucht nicht befremden, täglich zu, fast jede kleine Stadt hat jetzt ein solches Institut aufzuweisen, und von den Städten wandern die Romane, Schauspiele, Mittergeschichten auch in die Hütten der Landleute. Groß, unberechenbar groß ist der Schaden, der durch das Lesen dieser Bücher angerichtet wird; nicht bloß der

\*) Die Redaction erklärt hieby, daß der Hr. Consistorialrath Dr. Tholuck weder an der früheren noch an der vorliegenden Mittheilung über Halle den allgeringsten directen oder indirecten Antheil hat.



Kopf wird dadurch verschoben, die Phantasie mit unreinen Bildern erfüllt, dem schon verderbten Herzen neue verderbliche Nahrung zugeführt, sondern auch durch diese lose Speise den Lesern der Geschmack so verderbt, daß sie die gesunde und kräftige Speise des göttlichen Wortes anseht.

Wahrlich es thut Noth, daß diesem reißenden, verderblichen Strome ein kräftiger Damm entgegengekehrt werde. Es thut Noth, daß die Diener des Evangeliums, ohne Menschenfurcht und Scheu, die Inhaber solcher Leihbibliotheken auf die große Schuld aufmerksam machen, die sie dadurch auf sich laden, wie es ihnen einst unmöglich seyn werde, es zu verantworten mitgeholfen zu haben. Sollen zu verderben, für die der Herr gestorben ist. Es thut Noth, daß wir uns in unseren Predigten wiederholt offen und ernst dagegen aussprechen, und daß wir besonders im Religionsunterricht das heranwachsende Geschlecht vor dieser seelengefährlichen Speise warnen, das Alles muß geschehen — aber dabei darf es nicht bleiben. Es ist nicht genug, unseren Gemeinden etwas Schlechtes zu nehmen, laßt uns ihnen auch etwas Besseres geben. Laßt uns auch die nun einmal zu allen Ständen durchgebrungene Feselsucht zu einem Mittel für die Ausbreitung des Reiches des Herrn brauchen, ihr statt der gefährlichen Nüchternheit, die sie genommen hat — eine bessere christliche Nüchternheit geben. Laßt uns den Feind mit seinen eigenen Waffen schlagen, laßt uns, lieben Brüder! in unseren Gemeinden ähnliche Anstalten, christliche Leih- und Lesebibliotheken, errichten. Denn das ist auch etwas, was für unsere Zeit Noth thut — das ist auch eine Missionsanstalt für die Christen. Daß diese Idee verwirklicht werden kann, daß dieser Vorschlag nicht zu den frommen Wünschen gehört, die sich auf dem Papier schon ausnehmen, aber nicht ausgeführt werden können, hat die Erfahrung gelehrt, nicht bloß in England, in der Französischen Schweiz, sind (wie dieses Blatt uns noch vor Kurzem davon Nachricht gab) bei dem dort neu erwachten christlichen Leben solche christliche Leih- und Lesebibliotheken entstanden, sondern auch in unserem Vaterlande gibt es deren wohl schon mehrere, siehe Königsberger Missionsblatt December-Stück 1829.

Nachdem ich nun das genannt, was nach meiner Meinung, besonders unserer Zeit Noth thut, sey es mir nun noch gestattet, über die Ausführung des gemachten Vorschlages einige Winke zu geben, einige Fragen zu erörtern, die sich von selbst aufdringen möchten.

Zuvörderst möchte es sich fragen, aus welchen Schriften soll eine solche christliche Leihbibliothek bestehen? Ich antworte darauf, aus allen solchen Schriften, in denen der Geist Gottes weht, mögen sie sich auch in den verschiedensten Formen bewegen; mag die Uniform auch noch so verschieden seyn, in der sie einhergehen, wenn sie nur zu den christlichen Kriegen, die mit dem Schwerde des Geistes und dem Schilde des Glaubens unter dem Panier des Kreuzes fechten, gehören. Es ist ein Geist — aber es sind vielerlei Sprachen. Zuvörderst also acht christliche Erbauungsbücher wie Arndt's wahres Christenthum, Müller's geistliche Erquickungstunden, Thomas a Kempis von der Nachfolge Christi, Gerh. Tersteegen's Schriften, Andachtsbücher für verschiedene Lagen, Andachtsbücher bei der Communion, für Schwangere (wie das von Harms und Starke), für Kranke, wie Flen's Trostbibel, der christliche Krankenfreund, 3 Theile, Stuttgart bei Steinkopf. Lazarus, von Blumhardt; practische Commentare über die heilige Schrift, wie Gogner's, biblisches Erbauungsbuch; evangelische Schullehrerbibel; eine Sammlung evangelischer Predigten, wie die von Harms, Couard, Winkelhaus, Jeremias u. s. w. — Dann christliche Gedichte, besonders aus alter, jedoch auch aus neuerer Zeit (aus neuerer Zeit nennen wir nur Stier's und Knapp's christliche Gedichte, Krummacher's Zionsharfe u. s. w.), Reisebeschreibungen, wie Schubert's Wanderbüchlein, Pilgerreisen zu Wasser und Lande, besonders nach dem heiligen Lande; Geschichte der christlichen Kirche, z. B. das kleine Werk von Seiler und das größere von Milner, die Märtyrer der Evangelischen Kirche u. s. w.; — eine im christlichen Geiste abgefaßte Naturgeschichte, wie die von Schubert, Naturlehre, Astronomie u. s. w. Erzählungen — wie, Kanne, Sammlung wahr-

rer und erwecklicher Geschichten aus dem Reiche Gottes, 3 Theile, Altes und Neues von Schubert, Beispiele des lebendigen Glaubens, München bei Giel, Vater Clemens oder der Jesuit als Beichtvater, Louise, oder der Sieg der göttlichen Liebe. Christliche Briefe, wie die herrlichen über Herzensangelegenheiten von Newton, von denen wir bald eine neue Uebersetzung zu erwarten haben. Christliche Zeitschriften, wie die von Hilmer, der Friedensbote, der Menschenfreund von Sander. Vor Allem Lebensbeschreibungen, — hier ist ein reiches Feld, wir nennen nur die Lebensbeschreibungen von Ringeltaube, Martin Voos, Spangenberg, Stilling, der Missionare Martyn, Boos, des Mannes Gottes Spener von Hosbach, wie August Herman Franke, von Guericke, Züge aus Oberlin's Leben. Endlich christliche Jugendschriften, hier gehören: die lieblichen Erzählungen von dem katholischen Geistlichen Schmidt, dann der arme Heinrich, Gotthelf und Erdmann, Sonntagserzählungen von Harnisch.

Die zweite Frage die zu beantworten seyn möchte, betrifft die Anschaffung der Bücher und die nähere Einrichtung einer solchen christlichen Leihbibliothek. Zuvörderst, lieben Amtsbrüder, macht den Anfang damit, daß ihr aus eurer eigenen Bibliothek die dazu sich eignenden Bücher herleiht, besser, daß ihr so mit dem Pfunde wuchert als es im Schweistuch verberget, besser, daß euer Bücher etwas beschmutzt werden, als daß sie unbenutzt sauber und rein in euerem Schrank stehen bleiben. Dann suchet Beiträge an Büchern und Geld in euren Gemeinden zu sammeln, und gewiß wenn ihr auf den Nutzen einer solchen Anstalt aufmerksam macht, werdet ihr überall allgemeine Theilnahme finden. Endlich trefft die Anordnung, daß jeder Mitleser jährlich eine freiwillige Gabe beisteuere. Ich sage eine freiwillige Gabe, und ja kein bestimmtes Geld; dieses Werk muß aus einem freudigen Glauben hervorgehn und nicht kaufmännisch berechnet werden; der Glaube muß das Capital seyn, auf dem diese Anstalt sich gründet; ich sage einen freiwilligen Beitrag, damit der Arme in der Gemeinde eben so gut daran Theil nehmen kann als der Reiche, damit jener eben so gut seinen Pfennig geben kann als dieser seine Goldstücke. Zu dem Ende verlange man nicht für jedes einzelne Buch sogleich eine freiwillige Gabe, sondern lasse lieber jährlich einmal in der Kirche oder in den Häusern eine Sammlung abhalten, lasse in den Kirchen, in den Schulen u. s. w. eine Wäsche aufhängen.

Was die nähere Einrichtung einer solchen christlichen Leihbibliothek betrifft, so muß dem Pfarrer allein, auch da, wo es Kirchenvorstände giebt, die Auswahl der anzuschaffenden Bücher vorbehalten bleiben, da er am besten die Bedürfnisse seiner Gemeindeglieder kennt; er selbst, oder ein anderes Glied der Gemeinde, das dazu Zeit, Lust und Geschick hat, am liebsten, wenn es seyn kann, der Schullehrer übernehme das Amt eines Bibliothekars (natürlich daß dieses Amt unentgeltlich verwaltet wird), er führe ein genaues Register der ausgeliehenen Bücher, lasse, um Kosten zu sparen, durch die Schulkinder für jede Familie einen Catalog abschreiben. Der Pfarrer empfiehlt nicht nur bloß bei seinen Haus- und Krankenbesuchen dieses oder jenes Buch aus der Bibliothek, er mache es auch wie Vater Kieselring, bringe oder sende ein passendes Buch in dieses oder jenes Haus, und erkundige sich dann bei seinen Besuchen in der Gemeinde, ob und was gelesen werde, und welchen Segen das Lesen zurückgelassen habe.

Diese Andeutungen mögen hinreichen, denn es sollten nur Andeutungen seyn, der Verfasser wollte nur auf einen wichtigen Gegenstand die Aufmerksamkeit des christlichen Publikums lenken, Etwas, was nach seiner Meinung, auch für unsere Zeit Noth thut, in Anregung bringen. Er hofft, wünscht und bittet, daß der zur Sprache gebrachte Gegenstand in diesem Blatte oder dem homiletisch-liturgischen Correspondenz-Blatte weiter möge erörtert, und auch der einzige Einwurf, den man von einem christlichen Standpunkte aus, gegen die Errichtung einer solchen christlichen Bibliothek machen könnte, und der dem Verfasser auch schon gemacht worden ist, als würde dadurch dem Leiden des Buches der Bücher Abbruch geschehen, näher möge beleuchtet werden.



# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1830.

Mittwoch den 24. Februar.

N<sup>o</sup> 16.

## Ueber das neue Berliner Gesangbuch.

Erstes Schreiben an \*\*\*

Sie haben, mein theurer Freund, ganz richtig vorausgesehen, daß das neue Berliner Gesangbuch meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen und einen tiefen Eindruck auf mich machen würde. Es ist mir ein rechtes Bedürfnis, mich darüber mit Ihnen zu unterhalten, und mit Freuden benutze ich Ihre Einladung, mich über diese Arbeit ausführlich auszusprechen. Um Sie jedoch nicht zu sehr zu ermüden, werde ich in diesem ersten Schreiben Ihnen nur meine Ansicht über die Wichtigkeit jener Unternehmung, vorzüglich im gegenwärtigen Augenblicke, vorlegen.

Ich glaube Ihnen nichts Befremdendes, oder auch nur Neues zu sagen, wenn ich von der Behauptung ausgehe, daß in sprachlicher und poetischer Hinsicht unsere geistlichen Gesänge einen herrlichen, und, ich stehe nicht an zu sagen, den größten Schatz Deutscher Liederpoesie bilden, den wir aus den letzten drei Jahrhunderten besitzen. An sich schon köstlich durch innere classische Gediegenheit, durch Reinheit der Sprache und edle Einfachheit der Darstellung, übertreffen jene Gesänge alle anderen Zweige Deutscher Rede und Dichtung durch den merkwürdigen, vielleicht noch nicht genug beachteten und entwickelten Umstand, daß nur sie allein eine in sich zusammenhängende, organisch sich entwickelnde, ununterbrochene Reihe von Werken bilden, in denen sich der poetische Geist des Deutschen Volkes, und die Herrlichkeit und fortwirkende Lebendigkeit seiner Ursprache kund gibt. Während wir nicht allein den Wohlklang Deutscher Dichtung allmählig in Verwilderung untergehen, und dann selbst absterben, sondern auch die Deutsche Sprache überhaupt nur in einzelnen leuchtenden Phasen erscheinen sehen, gibt es vom Jahre 1520 bis 1800 kein Jahrzehend, worin nicht ein classisches Lied der Evangelischen Kirche als Zeuge ihres Lebens könnte aufgewiesen werden. Weder die entsetzliche Zerstörung des dreißigjährigen Krieges, noch der Untergang edler und reiner Deutscher Prosa am Ende des siebzehnten und Anfang des achtzehnten Jahrhunderts in einen unerträglichen Nischmatsch des Eigenthümlichen und Fremden, ohne Klang und Leben, konnte den Strom kunstreicher Begeisterung unterbrechen, der sich in den verschiedensten Theilen des Deut-

schen Vaterlandes durch alle Epochen und Zeitläufte hindurchzieht. Wenn daher fremde Völker die Continuität unserer Rede und Dichtung verkennen, oder selbst Deutsche Schriftsteller aufgeben, sie zu behaupten und geltend zu machen, so liegt dies wohl größtentheils darin, daß jener Schatz von Liedern weder gehörig gewürdigt noch selbst hinlänglich gekannt ist. Wie mancher fruchtbare Schriftsteller des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts ist unlesbar geworden, oder ganz verschollen, während noch jetzt das eine oder andere seiner Lieder im Munde von tausend Gemeinden lebt, und vielleicht gerade solche, die damals unbekannt oder wenig beachtet im Wust der Werke verborgen lagen, wodurch er seiner Zeit angehörte und um derentwillen er von ihr geschätzt und geehrt wurde! Wer gibt nicht gern, um nur wenige Beispiele anzuführen, alle eleganten und einst so berühmten Episteln des großen Opiz für sein einziges, herrliches Mor- genlied:

D Licht geboren aus dem Lichte,

D Sonne der Gerechtigkeit!

und wodurch wird der Name des edlen und geistreichen Caniz unter den Dichtern des Vaterlandes unsterblich bleiben als durch das sinnige:

Seele du mußt munter werden?

Wer würde von des frommen Franke Sprach- und Dichtkunst reden, wenn wir ihm nicht das erhabene Lied verdanken:

Gottlob ein Schritt zur Ewigkeit?

Wer erwartet nach der nüchternen Prosa des gelehrten Freylinghausen so poetische und vollkommene Lieder als das zum Beispiel:

Wer ist wohl, wie du

Jesu, süße Ruh,

und wie schön hilft selbst der sonst ganz latinisirende Rechtsgelehrte, Just Henning Böhmer, durch einige vortreffliche Lieder die entsetzliche Lücke ausfüllen, welche die erste Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts in unserer Litteratur darbietet?

Es ist allerdings eine nicht zu läugnende Thatfache, daß wir in der letzten großen Regung unserer Litteratur zum ersten Male haben erleben müssen, wie, mit sehr wenigen Ausnahmen, unsere größten Dichter für die Liederpoesie ganz todt oder min-



dessens sehr unbedeutend geblieben sind. Allein, wie dadurch der hohe Werth jener Lieder verringert, oder nicht vielmehr erhöht? Und werden nicht einst auch aus den letzten funfzig Jahren noch manche herrliche, vielleicht jetzt wenig oder gar nicht bekannte Lieder die Ehre Deutscher Poesie erhalten helfen, wenn der Ruhm kunstreicher wie kunstloser Ergießungen krankhafter Empfindlichkeit längst verschollen ist? Wenn das Wimmeln der Verehrung nicht mehr für Begeisterung des Lebens gilt, und Stimmen aus Bedlam, wie die im neuesten Berliner Almanach erhobene:

„Frei und groß mit allen meinen Sünden

Tret ich in den Himmel meiner Wahl“

von strengen Richtern der Zeit vielleicht nicht bloß für die Pathologie schreibender Wesen aus dem Grabe der Vergessenheit wieder hervorgerufen werden?

Wenn demnach unsere Lieder und namentlich die alten schon in diesem Betracht ein heiliger Nationalschatz sind, wie viel höheren Werth gewinnen sie nicht für uns, wenn wir aus dem Felde der Litteratur in das hohe Gebiet des religiösen Volkslebens und des Wirkens lebendigen und treuen Glaubens in der Evangelischen Kirche Deutschlands hinüberkreiten?

Es waren die geistlichen Lieder Luther's und seiner Freunde, welche am ersten und mächtigsten dem Deutschen Volke und Europa das neue Leben des Glaubens verkündigten und weit und breit die frohe Botschaft erschallen ließen, daß das Evangelium den Armen rein und verständlich gepredigt und vorgelegt werde. Auf den Flügeln des Gesanges flogen diese Töne der Begeisterung schnell durch Kirchen und Städte, und kamen aus dem Munde der Kinder und Armen, wie aus dem tausendstimmigen Jubel der Gemeinden wieder voll Segen zu ihren Urhebern zurück. Luther faßte mit der wunderbaren Kraft des Genies, der ihn vor seinen Zeitgenossen auszeichnete, die beiden Elemente der geistlichen Liederichtung auf, die vor ihm lagen: die schönsten Hymnen der alten Kirche, von denen einige bis zum Anfang des funften Jahrhunderts und noch höher hinaufgeführt werden können, und einzelne im Munde des Volkes lebende Deutsche Liederverse, die bei verschiedenen Gelegenheiten von den Gemeinden gesungen wurden, und ohne Luther verkannt geblieben und untergegangen seyn würden. Zu diesen beiden Elementen fügte er die Stimme eigener, aus seiner Brust und Zeit gegriffenen Begeisterung, und eröffnete damit eine Reihe von Gesängen, größer und bedeutender als die kirchlichen Gesänge aller anderen Zeiten und Völker zusammen genommen. Aus der Begeisterung frommer Männer in der alten Kirche und der des Mittelalters waren im gesammten christlichen Europa kaum tausend Lieder hervorgegangen, die einigermaßen diesen Namen verdienen, und nur etwa anderthalbhundert von diesen hatten ein Leben in der Kirche, und einen allgemeinen Gebrauch unter der Geistlichkeit des westlichen Europa's gewonnen. Schon vor funfzig Jahren überstieg der Deutsche Liederschatz die Zahl von sechzigtausend Gesängen, und wie viele davon sind herrlich, classisch, sicher zu leben, so lange das Wort Gottes in Deutscher Poesie erklingt? Fürsten und Fürstinnen der ältesten Herrscherstämme Deutschlands bringen ihre Gaben zu diesem gemeinamen Schatz, und bekennen durch ihre frommen Lieder, wo sie Trost gesucht und gefunden haben. Feldherren und Staatsmänner ruhen aus in den stillen Tönen geistlicher Dichtung: nicht nur Gottesgelehrte, nein auch Richter und Sachwalter, Aerzte und Reisende, Kaufleute und Handwerker, Arme und Geringe, legen das Höchste und Beste ihres Dichtens auf dem Altar der Andacht nieder.

Und in welchen Zeiten sind diese Lieder gedichtet! Durch welche Zeiten hindurch haben sie Hohe und Niedrige geführt, erhalten, gestärkt! Zuerst im Jammer, Krieg, Elend, Zerstörung und Verfolgung des Vaterlandes und der Kirche: dann in Erkaltung des Glaubens durch die Zeiten des Verfalles und unchristlichen Sinnes! Welch' eine ersäunenswürdige Erscheinung! Mitten durch die Flammen des allverheerenden Krieges, in welchem dreißig Jahre hindurch das Herzblut Deutschlands fließt, erheben sich nicht nur die Stimmen frommer Ergebung und gottvertrauender Geduld, nein, vorzugsweise sogar die Töne des Jubels einer über das Irdische hoch erhabenen Glaubensfreudigkeit, Lobgesänge, die ihres Gleichen nicht haben, Psalmen des innigsten Dankes, voll Herzensfreude und Frohlocken. Gleichermassen in den Zeiten starren Dogmatisirens und todten Unglaubens, wie lieblich erschallen da die Töne fröhlichen Bekenntens und lebendigen Glaubens, Zeichen und Beweise der Kraft! Wahrlich wir können diesen Beweis der Kraft und des Glaubens der Evangelischen Kirche nicht allein immer lebendiger und stärker als irgendwo, sondern oft nur in ihnen und durch sie führen. Wo wäre ohne sie die Einheit unseres christlichen Bewußtseyns in Jahrhunderten von Unterdrückung, Zerstörung, Verwirrung, Verfall und Untergang nachzuweisen?

So und in solcher Würde geboren, wie haben endlich diese Gesänge fortlebend und gewirkt! Es ist fast kein schönes altes Lied vom ersten Range, das nicht seine Geschichte in dem Leben frommer und erleuchteter Menschen gehabt, das nicht dieser oder jener Seele wie ein leuchtender Stern in der Nacht des Leidens und der Versuchung aufgegangen wäre, nicht wie eine Stimme Gottes dieses oder jenes Herz erweckt, und aus dem Schläfe des Todes empor gerufen hätte. Unzählig sind die Beweise göttlichen Segens, die sich an diese Lieder knüpfen. Der Segen, in dem sie entstanden waren, blieb bei und mit ihnen, und bewährte sich immer aufs Neue unter den Gläubigen. Die einzelnen Züge der Vorzeit, welche hieher gehören, kann Jeder in den Commentaren und Geschichten dieser Lieder, und dem Leben erweckter Menschen finden: eine sehr geringe Kenntniß dessen, was Jeder von uns erlebt hat oder hätte erleben können, genügt aber, um die Behauptung zu rechtfertigen, die ich mit der vollsten Ueberzeugung ausspreche: daß nach der Bibel nichts so viel Trost und Erweckung enthalte, und immerfort gewährt habe, als jene Lieder, und daß auf dem ganzen Gebiete kirchlichen und häuslichen Erbauungsstoffes in ihnen das reichste und lebendigste Element liege. Menschlich gesprochen, wo wäre ohne sie christliche Erkenntniß und christlicher Glaube in dem größten Theile der Evangelischen Kirche geblieben, als Lehr- und Erbauungsbücher eben wie die Predigten von der Lehre des Heils in Christo Jesu verstummt? Das Volk hört diese Lieder nicht, es singt sie; es liest sie nicht allein, sondern es trägt sie im Herzen — oder wenigstens es trug sie im Herzen, wie im Munde, ehe die Liebe zu ihnen mit der Ehrfurcht vor dem göttlichen Worte und dem Verständniß seiner Lehre zugleich erstarb, oder unbedacht-same, wo nicht frevelhafte Neuerungen die alten, dem Volke theuersten und in sich vorzüglichsten Gesänge aus den Büchern herauswarfen, oder so veränderten und verdarben, daß sie unkenntlich wurden und abstarben. Gewiß bedachten diejenigen nicht, welche mit grausamen Händen zuerst in diesem Heiligthume schalteten, was sie damit angriffen und zerstörten. Es war das lebendigste Bekenntnißbuch der Kirche, das theuerste Volksbuch der Gemeinden: es waren nicht Gebete, die nur vor ihren Ohren



ertönt, nein solche, die, wie aus ihrem eigenen Herzen heraus, von ihnen gebetet und gesungen werden: es waren Gesänge, die nicht Tausenden, sondern Millionen von ihrer zarten Kindheit an zugleich mit den eindringlichsten Sprüchen des göttlichen Wortes eingeprägt, die ihrer Väter Trost und ihrer Mütter Lehre und Segen gewesen, die ihnen vom Altare her und am Grabe ihrer Theuern als Stimme Gottes erweichend und neu belebend entgegen geklungen hatten, die von ihnen in der Mitte des heimathlichen Heerdes, beim Morgen- oder Abendgebete waren gesungen worden.

Seyn Sie fest überzeugt, mein theurer Freund, daß ich hiebei keinesweges vergeße oder verkenne, wie höchst achtungswerthe Männer es waren, die zuerst diese gefährliche Bahn betreten, obwohl sie zum Theil nachher selbst über die Folgen ihrer That erschrakten. Ich trete weder Klopstock, noch Cramer, noch Schlegel und ähnlichen Männern zu nahe. Sie waren weit entfernt, zerstören zu wollen: sie fehlten nur, weil es ihnen, wie ihrer ganzen Zeit, an einem richtigen Sinne für die Vergangenheit, an jener historischen Gründlichkeit und Einsicht mangelte, wodurch allein das Bestehende ebensowohl vor dem Tode des Erstarrens, als vor dem Untergange der Zerstörung bewahrt wird: an jenem Gemeinsinne, jener Liebe und Treue, wodurch das Alte frisch bleibt, und das Neue sich liebevoll an das Vorhandene anschließt, wodurch das Bewußtseyn des Wahren und Schönen in dem Leben der Vergangenheit sich frei und vollkommen verbindet mit dem Bewußtseyn und Triebe des neuen und eigenen Lebens. Die Gegensätze traten schroff gegen einander auf: von der einen Seite wollte man keinen Buchstaben verändern wissen, von der anderen modelte man Alles um nach den mindestens engherzigen Begriffen einer kalten Zeit, und der Armuth und Klanglosigkeit der neueren Kirchensprache und Poesie, wenn man nicht aus Feindschaft gegen den Bibelglauben die kräftigsten Bekenntnisse der Väter, als Aberglauben, Beschränktheit oder Schwärmerei zur Seite schaffte. Jene vergaßen, daß die alten Lieder hie und da unverständlich oder anstößig geworden waren: daß neben manchem Lebendigen auch Mißlungenes in den alten Sammlungen stand, was Gelungenerem und Lebendigerem aus anderen Gegenden und Zeiten weichen mußte, daß lebendige Fortbildung der Geist der Evangelischen Kirche und der einzige Schutz gegen wilde Zerstörung sey. Diese aber kamen entweder ohne allen Sinn für ächte Poesie und lebendige Sprache zu der schweren Unternehmung, oder schritten mit entschiedenem Haß gegen das positiv Christliche zum Werke. Eine frühere Einseitigkeit und Beschränktheit hatte bereits sehr prosaische Lieder, gereimte Morgen- und Abendsegen oder Predigten, kalte Betrachtungen oder starre Beredamatisirungen in die Gesangbücher gebracht: diese, höher geschraubt, strebte nach rührenden Ergüssen der Empfindlichkeit, und führte die Krankheit der neuen Welt, die Sentimentalität, in die kirchliche und häusliche Andacht ein.

Da nun das Licht und die geistige Kraft der Kirchen Deutschlands in Allem, was auf lebendige Gemeinschaft und Mittheilung geht, zertheilt und getrennt war, auch die einzelnen Kirchen in sich nur unvollkommene oder gar keine Organe kirchlicher Lebensäußerung und Thätigkeit hatten, und da endlich der ganzen Zeit, wie ich schon vorher angedeutet, mit einem lebendigen christlichen auch der wahre historische Sinn abging; so mußte dieser Kampf durch viele Jahre hin durchgekämpft, und die Heilung des Uebels nur von seiner eigenen Größe und der Bildung ei-

ner positiven vermittelnden Ansicht zwischen beiden Aeußersten erwartet werden. Alte und neue Gesangbücher wurden wieder abgedruckt, ohne verbessert und bereichert zu werden, selbst ganz neue wurden hie und da herausgegeben, ohne daß sich Jemand besonders darum kümmerte. Jeder fühlte, daß es sich nur von einem provisorischen Zustand handelte.

(Schluß folgt.)

## Eine Mittheilung aus dem Reiche.

Die überaus freundliche Aufnahme, welche die „Mittheilungen aus dem Reiche“ gefunden haben, läßt uns hoffen, daß auch die folgende von anderer Hand dargebotene Gabe, der Abschied, den eine erleuchtete treue Mutter vor nun bald hundert Jahren von ihrer Tochter nahm, manchen unserer Leser willkommen seyn werde. Er zeigt auf eine recht deutliche Weise den wohlthätigen Einfluß einer festen und klaren Erkenntniß des Heiles auf das Leben. Möge er dazu dienen, recht Viele anzutreiben, daß sie aus der Unbestimmtheit des Gefühles heraustretend, sich um einen Schatz bewerben, welchen unsere Vorfahren in so reichem Maße besaßen, und dessen gegenwärtige Seltenheit zu den Grundschäden unserer Kirche gehört. Zur Einleitung erlauben wir uns Einiges aus dem Begleitungsschreiben des verehrten Einsenders mitzutheilen.

„Ein treues Bekenntniß zu unserem Herrn und Heiland, Jesus Christus, ist uns gewiß immer willkommen. Wenn aber fast ein jedes die Farbe seiner Zeit trägt, so haben die aus älterer Zeit bis zur Wiedergeburt der Kirche aufwärts wohl vorzugsweise das eigenthümliche Gepräge einer innigen Verbindung der völlig durchgebildeten evangelisch-kirchlichen Glaubenswahrheiten mit dem gewöhnlichen Leben, während Bekenntnisse der neuesten Zeit mehr das Gepräge individueller Begnadigung, ohne streng bezeichneten kirchlichen Zusammenhang an sich tragen.

Zur Erörterung des Ganzen dient, daß die darin erwähnte Tochter, welche ihre geliebte Mutter hienieden nicht wieder sah, ihrem jungen Ehegatten, einem Officier, nach Italien nachfolgte, wohin Oesterreichs Fahnen ihn gerufen hatten. Aus den Händen der aegesteten Urenkelin jener segneten Mutter erhielt ich diesen Abschied, den die fromme Tochter in ihr Tagebuch aufgenommen hatte. Der Herr segne alle Nachkommen dieses Hauses mit gleicher Erkenntniß der Wahrheit und offenbare sich in allen Herzen, die diesen Abschied lesen.“

Die Gnade unseres Herrn Jesu Christi, die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des heiligen Geistes sey mit uns, bleibe und vermehre sich in die jetzt und in alle Ewigkeit, Amen.

Herzgeliebtes Kind, die Zeit deines Abschiedes ist vorhanden, und du selbst nunmehr nach dem verborgenen Rath deines Gottes, der aber gut ist, wie Abraham ausgehen aus deinem Vaterland und aus deiner Freundschaft, in ein Land das dir Gott selbst zeigen wird, und ich und du wissen nicht, ob wir einander in dieser Welt wiedersehen werden, zumal da ich mich so kränklich befinde. Ich muß gestehen, wenn ich an diesen Abschied denke, so bricht mir mein Herz, und glaube, daß ich vor Thranen kein Wort mehr mit dir werde reden können, also habe ich meinen letzten Abschied die hiemit schriftlich geben wollen. So komm' nun, herzeliebte Tochter, und höre mir zu. Ich will dich hiermit schriftlich die Furcht des Herrn, deines Gottes, lehren,



und hiernach auch im Namen Jesu kräftigst segnen. Der Herr öffne dir selbst Herz und Ohren, meine Rede aber lasse er fließen wie einen Strom und gebe ihr Kraft um der blutfließenden Wunden Jesu willen, Amen. Liebes Kind, du weißt, daß du von christlichen Eltern geboren und durch Wasser und Geist in der heiligen Taufe zu dem Himmel erkohren und wiedergeboren worden bist, dafür du täglich deinem Gott herzlich loben und preisen sollst, und durch die Gnade meines Gottes habe ich mich auch bemüht, dich in allen Tugenden zu erziehen, und dir in deinem Christenthum lassen einen guten Grund legen, welches der gute Gott auch stets in dir wolle bewahren, denn du hast ja kennen lernen, daß in keinem anderen Heil und kein anderer Name sey den Menschen gegeben, darinnen sie sollen selig werden, als allein der Name Jesus — den mißbrauche niemals unnützlichweise, denn der Herr wird den nicht ungestraft lassen, der seinen Namen mißbraucht, und dein Glaube so du rechtmäßig erkannt, als du zum ersten Mal zum heiligen Abendmahl gewesen, und du weißt auch, daß du dieses Bekenntniß den Tag vor deiner Abreise in Z..... nochmals wiederholt und bekräftigt hast; das ist nun die Krone, die du dir von Niemand in der Welt sollst nehmen lassen, vielweniger selbst wegwerfen, ich bitte dich demnach, allerliebste Tochter, ersüch um der Barmherzigkeit Gottes willen, die er an dir und uns Allen gethan hat und noch thun wird; daß du haltest an der Lehre, so du vor Gott bekannt und erkannt hast, als der richtigen, daß du bis an dein seliges Ende beständig dabei bleibest. Liebes Kind, du kommst in ein Land, wo du keine evangelische Gotteshäuser findest und wo dich kein evangelischer Lehrer öffentlich lehren kann: werde deshalb nicht kalt oder lau in deinem Glauben, sondern geh' desto fleißiger in deines Herzens Tempel, behalt' in demselben den allerbesten Lehrer, den heiligen Geist, höre ihm unverdrossen zu, er wird dich in alle Wahrheit leiten, und lasse dir doch das liebe Gebet stets angelegen seyn, so wird er dich auch in keiner Noth verlassen; über dieses hast du auf Erden Niemanden mehr zu fürchten, zu lieben und zu ehren, als deinen herzlich geliebten Mann, den dir Gott selbst so sonderbar und wunderbar zu deinem Herrn und Haupt gegeben und gesetzt hat; liebes Kind, ich bitte dich um Gottes willen und um deiner zeitlichen und ewigen Glückseligkeit willen, auch hier wende deinen möglichen Fleiß an, ihm in Allem gefällig zu werden, und ihn mit Willen niemals zu beleidigen. Stelle dir demnach täglich bei deinem Morgengebete, wenn du dir deinen Taufbund vorgestellt hast, auch den Bund deiner heiligen Ehe vor, wie du vor Gottes Angesicht deinem lieben Manne, mit Mund und Hand durch einen theuern Eid ewige Treue versprochen hast, so wird dir dein Ehegelöbniß niemals alt, sondern täglich neu seyn. Willst du aber kurz wissen, wie du auch hier Gott und deinem geliebten Manne gefällig werden kannst, so gehe nach dieser Regel einher: Alles, was du willst, das dir dein lieber Mann nicht thun soll, das thue ihm auch nicht, und was du wünschst, das er dir thun soll, das thue du ihm auch, und zwar mit gehorsamem, liebe reichem und verbindlichem Herzen und Gehorchen. Wirst du dieses thun, so werdet ihr immer in gutem Frieden und Segen, und auch in Christo in vollem Vergnügen beisammen leben, und euere Ehe wird ein Himmel auf Erden seyn. Endlich, liebes Kind, so bitte

ich dich auch um Gottes willen, was den Umgang und Unterhaltung mit allen anderen Menschen betrifft, lebe vorsichtig, damit du dich und deinen lieben Mann nicht in Unglück bringst; deine Feinde, die du schon finden wirst (denn die sind allenthalben zu Hause), werden sie dich nicht mit Macht fällen können, so werden sie solches unter dem Namen der allervertrauesten Freundschaft suchen zu thun; halte also nicht Alles vor Gold, das schon glänzet. Höre demnach, liebes Kind, wie du auch hierinnen christlich und klüglich, ja auch glücklich unter Leuten allerlei Standes und Religion leben kannst; lege anfänglich ein festes Schloß an deinen Mund, und bewahre ihn mit einem festen Siegel, d. h. rede nicht zu viel, und vorsichtig und bedächtig; nach diesem nimme dir vor, die goldene Lebensregel aus dem Haus- und Zuchtbuche Sirach's am öften Capitel vom öften Verse bis 14ten, welche also lautet: Halt's mit Jedermann freundlich, traue aber unter Tausenden kaum Einem, u. s. w., so wirst du christlich, politisch und doch nicht falsch seyn. So wird dich kein Feind ohne den Willen deines Gottes fangen, er sey auch so schlau und listig als er wolle. — Nun, allerliebste Tochter, hiemit beschließe ich meine mütterlichen Lehren und Ermahnungen, aber nimmermehr meine mütterliche Liebe und Treue gegen dich, und aus solcher bitte ich dich um Gottes und um deiner zeitlichen und ewigen Wohlfahrt willen, du wollest diese meine auf Gottes Wort gegründeten Lehren nicht gering achten, und wenn du sie einmal durchgelesen haben wirst, wegwerfen oder verlegen, sondern sie sollen dir, so lange du leben wirst, ein stetes Denkmal seyn vor deinen Augen, du sollst sie zu Herzen nehmen und so dich Gott in deinem Ehestande segnet, solche auch deinen Kindern schärfen. Damit solches geschieht, so bitte ich dich mütterlich und herzlich, lies dir diesen Unterricht zum wenigsten alle Vierteljahre einmal, doch habe ich auch das Vertrauen zu deinem lieben Mann, er wird dir es an guter Vermahnung und christlichen Erinnerungen nicht mangeln lassen. So habe ich dir denn kürzlich gesagt, was dir gut ist, und was Gott und ich von dir fordere; du kannst es aus eigenen Kräften nicht erkennen, vielweniger thun, und also seufze ich so und täglich für dich zu Gott: Herr zeige meiner lieben Tochter diese deine Wege, lehre sie deine Stege, leite sie in deiner Wahrheit und erhalte doch ihr Herz bei dem einigen, daß sie deinen Namen fürchtet; nichts ist nunmehr übrig, mein allerliebstes Kind, als daß ich dich segne ehe wir scheiden. So tritt demnach her und empfang von mir den schriftlichen Segen, welchen ich vor Schwachheit meines Leibes nicht mündlich sagen kann und vor Herzens Schmerz. Der Gott Abraham's, Isaak's und Jacob's, und der Gott unserer Väter, der mit ihnen und uns gewesen ist, der sey gar sonderbar mit dir, er helfe dir und deinem lieben Mann glücklich zusammen, und lasse euch, endlich lebensatt und müde, sehen das Gute des Herrn im Lande der Lebendigen. Amen. Amen.

Nun, meine liebe Tochter, so habe ich dich auch gesegnet. Du wirst auch wohl gesegnet bleiben in Zeit und Ewigkeit. So gebe ich dir den letzten Abschiedskuß; sollte ich die Gnade von Gott nicht haben, dich mehr wiederzusehen, so sterbe ich deine treue Mutter.

B..... den 10. Septem-  
ber 1731.

E..... M.....  
v. F.....



# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1830.

Sonabend den 27. Februar.

N<sup>o</sup> 17.

## Ueber das neue Berliner Gesangbuch.

Erstes Schreiben an \*\*\*

(Schluß)

Allein seit den letzten funfzehn bis zwanzig Jahren erhoben sich immer mehrere und lautere Stimmen für eine umfassendere und richtigere Ansicht und Behandlung. Man blickte in und um sich, und siehe, so wie das Licht des Glaubens wieder aufgegangen war, so waren auch die alten, zum Theil schon dem neuen Geschlechte entfremdeten Gesänge wieder wach geworden, und hatten Leben zu Leben gesprochen. Die neu eingedrungenen sanken gleichzeitig in ihr Nichts zurück: die Gebildeten erkannten ihre Gehaltlosigkeit und Stümperhaftigkeit, oder mindestens Unbedeutendheit; im Volke selbst hatten sie niemals tiefe Wurzel geschlagen. Man hatte dem armen Volke — von welchem so Viele immer reden, aber an welches sie nie denken — wohl die alten Gesänge eine Zeit lang nehmen, aber nicht den neuen das Leben geben können, welches jene gehabt und erweckt hatten. Einige wenige fromme, aber wenig geistreiche und poetische Lieder des achtzehnten Jahrhunderts waren durch die persönliche Achtung und Liebe für ihre Verfasser hie und da heiliglich geworden, wobei die Unterbrechung und Stockung des Bildungs- und Entwicklungsganges der übrigen liturgischen Elemente eine der nächsten Ursachen war. Aber auch das Entziehen der besseren Lieder wirkte hiebei ein, wie dann, wenn kein Wein da ist, am Ende selbst die Trebern genossen werden, und wie, wer den Geschmack für gesunde Nahrung verloren hat, dahin kommen kann, an dürrer Holz oder Leder zu nagen. Jene Lieder mußten jetzt auf einer viel niedrigeren Stufe erscheinen, als die lieblichen und erhabenen Gesänge einer reicheren Sprache und glücklicheren Zeit: aber doch standen sie noch unendlich höher als die neueren Ergüsse leichterer Sentimentalität oder kranker Gefühlspoesie, womit man nervenschwachen Kindern und Alten die Ohren zu entlocken sucht, damit ihre Nüßigkeit für Erweckung oder gar für Heiligung gelte: worin man Gott zu loben und anzubeten scheint, indem man nur das theuere Ich betrachtet und vergöttert; worin man statt des Flammens des himmlischen Lebens und statt des Wehens des göttlichen Geistes nur die mat-

ten Funken des in seiner Gefallenheit sich wohlgefällig spiegelnden individuellen Lebens und das beängstigte Wimmern des Todes vernimmt. Die besten und edelsten von ihnen, ich meine die von Novalis, sind doch, streng genommen, mit Ausnahme einzelner Strophen, nur im Vorhofe der Heiden gedichtet, und klingen prosaisch im Heiligthume und matt neben den Gesängen von Paul Gerhard und Angelus. Wer aber von dieser Art kam jenem durch und durch poetischen, tieffühlenden, aber krankhaften Geiste auch nur nahe?

Ich glaube, mein theurer Freund, Sie werden dieses flüchtige Bild der allgemeinen Stimmung in Deutschland, hinsichtlich des Standes jener großen Angelegenheit der Kirchenlieder, weder untreu noch übertrieben finden, und ich bin überzeugt, seine Wahrheit wird sich in den nächsten Jahrzehenden noch bedeutend bestätigen.

Eine solche Lage der Dinge und eine solche Stimmung beweisen nun schon, wie wichtig die Unternehmung jener planmäßigen, erschöpfenden, mit Bewußtseyn und nach Grundsätzen gemachten, und daher eines dauernden Gebrauches würdigen und sicheren Sammlung und Behandlung unserer Kirchengesänge, wie dringend ihr Bedürfniß, wie hoch die Ansprüche darauf seyn müssen. Allein, lassen Sie uns den gegenwärtigen Augenblick, in Beziehung auf die uns Alle näher oder ferner berührende Angelegenheit, noch etwas fester in's Auge fassen, und das Bedürfniß wird noch ungleich dringender, die Ansprüche werden noch viel größer erscheinen. Noch leben die schönsten alten Lieder in den meisten Theilen des evangelischen Deutschlands unter dem Volke und den wahrhaft Gebildeten und Christlichen in den höheren Ständen, oder sie sind wenigstens noch in ihrer Erinnerung von der Jugend her. Allein, wenn noch ein Geschlecht in der jetzigen Verwirrung und Willkühr dahin geht, und diese gar systematischer und mit dem Ernst einer bleibenden Einrichtung in die Gemeinden eingeführt werden sollte, wird es da nicht sehr schwer, ja nur möglich seyn, das Alte wieder lebendig zu machen, und die Verschiedenheit im Schlichten zur Einheit im Vortrefflichen zurückzuführen? Denn was auch immer dagegen mag vorgebracht werden, diese Einheit und Uebereinstimmung in den verschiedenen Theilen und Ländern des evangelischen Deutschlands, war doch etwas Schönes und Gesegnetes,



und zwar nicht bloß deswegen, weil die Form, in der sie übereinstimmt, besser war, als die Formen, durch die sie jetzt verschieden sind. Ich bin beschränkt genug, eine solche geistige und geistliche Einheit auch um ihrer selbst willen für einen Segen zu halten, und denke dabei wieder, zwar nicht ausschließlich aber doch zuerst an die Masse des armen Volkes, welches durch jene Willkühr und Veränderlichkeit tausendmal mehr geärgert worden ist und geärgert wird, als Stubengelehrte, die nur von ihm schreiben, und weder sein Leben kennen noch auch oft die Kirche besuchen.

Oder ist etwa (und das wäre die letzte Berücksichtigung) unsere Zeit nicht vorbereitet, nicht gerüstet mit den erforderlichen Vorkenntnissen, um ein solches Werk zu unternehmen? Eine Zeit, wo das Alte wieder aufgesucht, und in seiner Idee erkannt und gewürdigt ist? wo unsere herrliche alte Sprache bewundert und verstanden wird, die im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts so vergessen war, daß ein gründlicher Piederklärer dieser Zeit, der ehrliche und viel belesene Schamelius, es 1738 für nöthig findet, bei dem Worte *Bonne* zu bemerken: unsere Alten haben damit Freude ausdrücken wollen? Eine lebendige Philologie hat die Schätze aller Zeiten und Völker uns aufgeschlossen: die schönsten und edelsten Werke fremder Jahrhunderte und Erdtheile reden zu uns verständlich und wie vaterländisch, und die herrlichsten Gesänge unserer eigenen Sprache, der Stolz deutscher Dichtung, der Herzensschatz unseres Volkes, das Heiligtum unserer eigenen Andacht und Anbetung in menschlicher Rede sollte nicht nach gleichen Grundsätzen, mit gleicher Sorgsamkeit gesammelt und bearbeitet werden können? Es bedarf nur derselben Liebe und ungleich weniger Aufwand von Mühe und Gelehrsamkeit, als die Griechischen Lieder und heidnischen Hymnen, um diese Arbeit mit Glück begonnen und ihrem Ziele nahe geführt zu sehen.

Eine solche Vollendung ist natürlich nicht das Werk eines Einzelnen, der in seiner unwillkürlichen Geschiebenheit nur treu sein Scharfsein herbeitragen kann. Es gehört eine Durchdringung vieler und verschiedener Elemente dazu, einem solchen Werke die Vollständigkeit und Allseitigkeit zu geben, welche die Würde des Gegenstandes und die Ehre unseres Volkes und unserer Kirche erfordert. Aber sind bis jetzt auch nur die philologischen Grundsätze einer solchen Behandlung genügend aufgestellt? Ist auch nur irgendwo ein philologischer Canon einer solchen Bearbeitung zum Grunde gelegt? Sind nicht selbst die besseren Gesangbücher durch Nachlässigkeit der Abschreiber und Abdrucker so entstellt, daß es ein allgemeines Jammergeheiß geben würde, wenn der Text irgend eines classischen Alten so mißhandelt würde. Und hier ist mehr als classisches Alter!

Groß sind also die Erwartungen und Ansprüche, die sich an das neue evangelische Gesangbuch knüpfen, welches von Berlin gleichsam zum Angebinde der dritten Jubelfeier des großen Jahres 1530 dargeboten, und in öffentlichen Blättern der wartenden Deutschen evangelischen Christenheit angekündigt wird.

Wenn ich nun, mein theurer Freund, in diesem Gefühle der Wichtigkeit und mit diesen Ansprüchen und Forderungen zu dem Werke trete, so kann ich Ihnen allerdings meine Befürzung und Befremdung nicht verbergen. Vergleiche ich es mit den meisten flachen und armen Sammlungen der neueren Zeit, so fühle ich allerdings durch die Aufnahme und Behandlung mancher Lieder einen Geist mich anzuwehen, der sich dem festen Unglauben und der unverständigen Verstocktheit des Geistes und

Herzens in jenen erbärmlichen Nachwerken entgegensetzt. Ich will es um dieser Vorzüge willen gern nicht allein als einen Rückschritt auf dem unrechten Wege, sondern auch als einen Fortschritt auf dem rechten, als einen achtungswerthen Beitrag zur Berathung und Stimmunggebung der Berufenen ansehen, wenn nichts damit gemeint ist, als eine Darlegung, was für diejenigen Gemeinden Berlins, welche das Glück entbehren ein altes Gesangbuch, wie das Porstische, zu besitzen, vorläufig das Erträglichste scheint. Die Arbeit kann Manchen ein Uebergangspunkt werden, und wer sie so auffaßt, der nimmt sie von der vortheilhaftesten Seite. So wie aber von einer dauernden und allgemeineren Einführung die Rede ist, da fehlt mir so Vieles, da stößt und ärgert mich so Manches, da verwundert mich gerade jenes guten Geistes wegen noch Mehreres, ja es befremdet mich von diesem Standpunkte aus das Ganze überhaupt so sehr, daß ich es für ein großes Unglück ansehen müßte, wenn es gelänge, diese Sammlung den Gemeinden als eine definitive Arbeit, als ein in unsere Zeit und Kirche einzuführendes Werk anzupreisen oder aufzureden. Gerade jene beifallswerthen Seiten und so achtungswerthe Namen würden alsdann nur das Uebel vergrößern, und die gründliche Heilung des Schadens weiter hinauschieben, wo nicht vereiteln.

Ich sehe, daß ich bei einer so großen Verschiedenheit der Ansicht Ihnen eine genauere Ausführung über die einzelnen Punkte schuldig bin, die hier in Betracht kommen, und werde mir die Erlaubniß ausbitten, dieselbe zum Gegenstande einiger folgenden Schreiben machen zu dürfen. Allein, damit ich in der Zwischenzeit weder mißverstanden, noch von denen, die meine obigen Andeutungen richtig verstehen und billigen, der Uebertreibung beschuldigt werde, so muß ich mich am Schluß dieses Schreibens noch mit Ihnen wenigstens über Ein gegebenes Lied verständigen, und das, was ich von Altem und Neuem im Allgemeinen gesagt, an einem Beispiele anschaulich machen. Ich wähle dazu dasjenige Lied, welches mir zufällig zuerst in die Hände gefallen ist. Es ist eines der alten, aber keines der ältesten und schwersten Lieder, ein ächtes Deutsches Volkslied aus dem siebzehnten Jahrhunderte, so volksmäßig und kindlich als irgend eines der Lieder, von denen der große verwandte Dichter sagt:

... It is old and plain

The spinners and the knitters in the sun  
And the free maids, that weave their thread with  
bones

Do use to chaunt it . . .

und dabei wieder ein so erhabenes und beliebtes Kirchen- und Andachtslied, daß es Niemanden erlaubt ist, es nicht zu kennen und zu beachten. Es ist auch keinesweges eins der in dem neuen Berliner Gesangbuche am meisten angetasteten und verarbeiteten Lieder, und so wird es billig seyn, grade an ihm sich deutlich zu machen, was wir denn wirklich an solchen alten Liedern haben, was die Verfasser des Berliner Gesangbuches in denselben anstößig oder unwürdig finden, und was sie endlich uns statt dessen geben wollen. Dies Alles ist unter der Voraussetzung einer bevorstehenden Einführung, und Verbreitung für uns von gar großer Wichtigkeit. Es handelt sich darum, ob wir und unsere Kinder in Zukunft singen sollen:

Nun ruhen alle Wälder  
Vieh, Menschen, Stadt und Felder  
Es ruht die ganze Welt;



oder  
Nun ruhet in den Wäldern,  
In Städten und auf Feldern,  
Sanft schlummernd, was da lebt;

und was hier und dort weiter folgt; und mir nicht wenig verschieden klingt. Mir, gestehe ich, würde sehr viel daran liegen, daß wir das Letztere nicht sängen, da es mir sehr matt scheint, wenn wir auch das alte Lied nicht hätten, könnten und liebten; aber noch unendlich mehr ist mir daran gelegen, daß wir unseren Nachkommen jene alten, theuren und gesegneten Worte bewahren, und so manche andere, die nothwendig gleiches Schicksal mit ihnen theilen müssen. Für mich persönlich ist dieser Punkt freilich entschieden, denn ich habe das alte Lied in meiner Jugend so auswendig gelernt, und immerfort so gesungen und gelesen, und anders will und werde ich es für mich nie und nirgends lesen oder singen. Aber es gilt doch *pro aris et focis*, d. h. für kirchliche und häusliche Anbacht zu streiten, und dabei, wie ich zum Ueberfluß noch bemerken will, ist es mir ganz gleichgültig, ob die Verneuerung schon vorher, zum Theil oder ganz, in oder außer Berlin gedruckt und gebraucht worden sey: ist sie schlecht, so verdient sie doch eher weggeworfen zu werden, und ist das Alte gut, so sollte man es um so eher wieder in seine unverjährbaren Rechte einsetzen. Ergibt sich uns das Gegentheil, nun dann können wir uns die weiteren Verständigungen sparen: wir haben uns nur über eine Kleinigkeit erwidert, und sie für eine Hauptsache genommen. Lesen Sie also das wohlbekannte Lied noch einmal mit mir durch, und lassen Sie mich damit vorerst Abschied von Ihnen nehmen. \*)

Das vorstehende uns eingesandte Schreiben behandelt die eine Seite der unter uns vielfach besprochenen, keinesweges jetzt abgethanen Angelegenheit so lebendig, indem es zugleich noch mehr für die Zukunft hoffen läßt, daß uns diese, viele unserer Leser gewiß vorzüglich ansprechende Beleuchtung der Sache sehr willkommen war. Doch bleibt uns der wichtigste Beweggrund, weswegen wir zu protestiren nicht ablassen werden, immer der in der Witschrift der Mitglieder der Domburggemeinde (Nr. 13. der Ev. K. Z. d. J.) ausgesprochene: daß eine sehr bedeutende Anzahl der Veränderungen im neuen Gesangbuche aus dogmatischen Gründen geschehen ist. Man täusche sich doch hier nicht mit der Ausflucht: daß doch das Ergebnis kein antichristliches, ja antikirchliches sey. Man sollte glauben, einer solchen Ausrede könnte sich nur der bedienen, welcher sich gar keine Vorstellung davon machen kann, wie ein geistliches Lied Eigenthum der Gemeinde ist. Also wenn die Leute wissen, das alte Lied lautete: „Daß uns hinfort nicht schade des bösen Feindes List,“ und man verändert „des Bösen Macht und List,“ ohne die leiseste Veranlassung von Sprachhärte, Fehler gegen den Versbau ic.; wenn sie wissen, im alten Liede (Nun danket alle Gott ic.) hieß es: „Dem dreieinigen Gott,“ was, wenn mit „schönerer Hand“ verändert werden sollte, leicht „ihm, dem dreieinigen ic.“ hätte verbessert werden können; und es heißt nun: „Dem Gott, den wir erhöhn“ wenn die Anspielungen auf das Alte Testament großentheils beseitigt sind — sollten sie da die Absicht des Bearbeiters verkennen können, die Lehren der heiligen Schrift über diese Punkte zu beseitigen? Und ist dann das Ergebnis noch

nicht antichristlich? Kaum sollte man es für nöthig halten, so sehr einleuchtende Sachen noch deutlich zu machen, wenn nicht die Erfahrung der letzten Monate gelehrt hätte, wie verblendet hierüber auch die Bohlmeinen sind. Und dies Alles soll ohne Einfluß auf den christlichen Glauben und das christliche Leben der Gemeinden bleiben? Das sollte nicht dem unter uns sich regenden Separatismus — dem wir niemals das Wort reden, dem wir vielmehr aus allen Kräften entgegenwirken werden — kräftig in die Hände arbeiten? Wir sind der festen Hoffnung, daß diese klaren, einleuchtenden Wahrheiten mit der Zeit durchdringen, und selbst Viele von denen überzeugen werden, die sich jetzt zur Betrübniß so vieler christlicher Gemeindeglieder auf unchristliche Weise zu dem Gegentheil haben hinüberziehen lassen.

## Nachrichten.

(Böhmen.) Kein evangelischer Christ kann dieses Land, das die Natur so reich gesegnet hat, durchreisen, ohne mit dem tiefsten Schmerze über seine gegenwärtige geistige Gestalt erfüllt zu werden. Einst tonte die Predigt des lauterer Evangeliums durch das ganze Land hin, jetzt ist nur ein sehr kleiner Ueberrest zurückgeblieben, der, von Aussen ohne Zuwachs, von Innen ohne Lebenskraft, der Verwesung immer mehr entgegengeht.

Gegenwärtig besitzt Böhmen noch sechs und dreißig reformirte Gemeinden und zwölf Luther'sche. Von den Luther'schen Gemeinden sind drei Deutsch, die eine in Prag, die andere in Habar im Leutmeriker Kreise, und die dritte in Hermannsdorf im Bunzlauer Kreise. Nur sehr wenige Schulen sind mit diesen Kirchen verbunden. Nur die Deutsche Prager Gemeinde erfreut sich recht guter Schulanstalten, in den übrigen Orten müssen die Kinder die katholischen Schulen besuchen. Die Evangelischen von Habar, welche in ein und zwanzig Dörfer zerstreut sind, mußten ihre Kinder in zehn verschiedene katholische Schulen schicken. Währen besitzt gegenwärtig zwölf Luther'sche und zwölf reformirte Gemeinden. Leider läßt sich nun aber nicht sagen, daß die evangelischen Gemeinden Böhmen's auch Stätten des evangelischen Lebens wären. Der Rationalismus und die Moralpredigten sind von der Wiener protestantischen Facultät auch hieher vorgebrungen und mit zerreißenem Schmerze sieht der gläubige Christ die zerstreuten und hartbedrückten Nachkommen alter Glaubenshelden Lehren preisgegeben, welche ihre edlen Vorfahren erstlicher bekämpft haben würden als Römisch-katholischen Aberglauben. Noch sind die Böhmisches redenden Protestanten so glücklich, ein altes gutes Gesangbuch zu besitzen; auch hatten sie früher die 1681 in Prag gedruckte Agende, welche ganz den christlichen Geist der Reformatoren athmete. Seit 1781 haben indeß sie, wie die Deutschen Protestanten, eine vom Wiener Consistorium vorgeschriebene Agende annehmen müssen, die im Geiste jener Zeit abgefaßt ist. Noch neuerlich las ich wieder in protestantischen öffentlichen Blättern bittere Klage über die Herrschaft der Englischen Geistlichkeit, welche sich in Irland die Abgaben von den katholischen Unterthanen einmal zahlen läßt, während dieselben zum anderen Male sie ihren eigenen Geistlichen zahlen müssen. Die armen Böhmisches Protestanten sind nie an etwas Anderes gewöhnt gewesen und keine protestantische noch weniger eine katholische Zeitschrift hat je für sie das Wort ergriffen. Da nun die Armuth dieser Gemeinden ungemein groß ist, so läßt sich leicht denken, wie schwer sie jenen drückenden Anforderungen Genüge zu leisten vermögen und wie vielen Versuchen zum Profelytismus sie eben hiemit ausgesetzt sind.

Eine evangelische Gemeinde in Böhmen, welche noch lebendiges Christenthum hat, und in der das Wort Gottes theuer gehalten wird, ist die zu Hermannsdorf bei Arnau, aus 650 Seelen bestehend, durchgängig armen Leuten. Dieselbe geht jetzt damit um, ein Schulhaus zu erbauen, und hat in der Beziehung an alle Bekenner des Herrn im Auslande eine flehentliche Bitte erlassen, ihr

\*) Die Vergleichung des alten und neuen Textes dieses Liedes folgt in einem der nächsten Stücke.



in diesem Unternehmen beizustehen. Gewiß wird jeder evangelische Christ diese Bitte zu Herzen nehmen; der Herr Pastor Stephan an der Böhmischen Kirche in Dresden ist zur Annahme jedes Beitrages bereit. Damit aber unsere Leser sehen, daß ihre Gabe wirklich an ein Häuflein lebendiger Christen verwendet wird, die unter schweren Verhältnissen ihrem Glauben treu bleiben, so theile ich einige Worte aus der andringlichen Anforderung mit, wobei ich nur darauf aufmerksam mache, daß die guten Leute wohl genöthigt waren, sich sehr vorsichtig auszudrücken:

„Nachdem unsere Gemeinde durch das allerhöchste hierländische Toleranzpatent vom 13. October 1781, zur Errichtung eines Beth- und Schulhauses die Bewilligung erhielt, so dachten wir darauf, uns sobald als möglich in den Besitz eines Bethhauses zu setzen. Es wurde also mit dem Bau des Bethhauses und der Pfarrwohnung der Anfang gemacht, und der Herr beförderte diesen Bau mit Gnaden, Heil und Segen, so daß die Mauern dieses Hauses im Jahre 1786 zu einem Orte der öffentlichen Verehrung des dreieinigen Gottes feierlich eingeweiht wurden.“

„Unbeschreiblich groß war unsere Freude und Rührung, inbrünstig waren unsere Dankgebete und Lobgesänge, als wir das Haus Gottes vor unseren Augen gegründet sahen, und zum ersten Male in dem neuerbauten Tempel das Evangelium Christi verkündigen hörten. Wie Gottes mächtige Hand bei dem Bau unseres Bethhauses dazumal mitgewirkt hat, wie durch ansehnliche Freigebigkeit frommer Seelen mancher Kummer gehoben, und durch großmüthige Unterstützungen wahrer Verehrer und edler Beförderer des Christenthums aus anderen evangelischen Staaten manchem dringenden Bedürfnisse abgeholfen worden ist, das lebt unter den Mitgliedern unserer Kirchengemeinde noch im frischen Andenken, das wird noch der Kindesfinder Dankbarkeit erhöhen! O, Segen Gottes und ewiges Heil Allen denen, die den Bau unseres Bethhauses großmüthig unterstützten! Segen Gottes und ewiges Heil denen, die mit wohlwollendem Herzen ihre milden Gaben auch an unserem Orte dem Altare des Herrn opferten!“

„Weil aber unsere kleine Gemeinde durch die Errichtung des Bethhauses und der Pfarrwohnung, bei allen ihr zugesprochenen milt- thätigen Unterstützungen in ihrem Vermögenszustande sehr erschwächt wurde, so entschlossen wir uns, mit dem Bau einer eigenen Schule noch in etwas zurückzuhalten; und so ist die Errichtung einer der wohlthätigsten Anstalten, nämlich der Bau der Schule, auf günstigere Zeitumstände verschoben worden, und unsere armen Kinder mußten sich bisher mit dem gemeinschaftlichen Schulunterrichte mit der katholischen Jugend, unter Leitung eines katholischen Lehrers und Schulaufsichters, begnügen.“

„So sehr wir uns nun des höchsten Glückes, des Bethhauses und der öffentlichen Verehrung Gottes und unseres Heilandes Jesu Christi nach den Grundsätzen unserer heiligen Religion freuen, so sehr fühlen wir auch noch das große Bedürfnis einer eigenen Schule. Denn werfen wir einen Blick auf unsere aufblühende Jugend, und verweilen wir bei derselben mit Aufmerksamkeit und Nachdenken, so wird in uns ein Gedanke von vorzüglicher Wichtigkeit rege; es ist der Gedanke, daß die, die wir jetzt unter unseren Augen und unserer Leitung emporkeimen und aufblühen sehen, — unsere Kinder, — einst, wenn uns Gott von dannen ruft, an unseren Platz auf Erden treten, unsere Stellen einnehmen, unseren Abgang von unserer lieben Gemeinde ersetzen und derselben würdige Mitglieder und treue Erhalter und Beförderer unseres Glaubens und Bekenntnisses seyn sollen. Wahrlich, gerechte Hoffnungen und Erwartun-

gen!“ — „Bei diesem Gedanken liegt uns vor allem Anderen die Sorge am Herzen, unseren Kindern die Erkenntnis Gottes und ihres Heilandes Jesu Christi schon frühe beizubringen, und sie in ihrem christlich-evangelischen Glauben frühzeitig aus der Bibel unterrichten zu lassen, denn nur das Wort Gottes gibt den besten Unterricht von Christo Jesu und seiner Religion. Da nun unsere armen Kinder, die bisher die Römisch-katholische Schule zu besuchen genöthigt werden, auf diesen frühzeitigen Religionsunterricht gänzlich Verzicht thun müssen, wie dürfen wir also hoffen, daß sie den Weg, den wir, ihre Väter, wandeln, nicht untreu verlassen, und das Gotteshaus, das wir mit Gottes Hülfe gründeten und als das theuerste Erbtheil ihnen hinterlassen, stets in Ehren halten, hochschätzen und sich nicht treulos von ihm trennen werden?“ — Unterzeichnet ist diese Bittschrift von dem Pastor Benesch und den Gemeindevorstehern.

(Merkwürdige Aussprüche Luther's, welche durch die Geschichte bestätigt worden. Vgl. Ev. K. Z. 1. 6. 7.) \*)

Daß falsche Lehrer unter uns öffentlich ben Artikel von der Auferstehung verläugnen werden. Ueber das funfzehnte Capitel der ersten Epistel an die Corinthier.

Ich habe leider Sorge, wir werden mit unserer schweren Un dankbarkeit verdienen, daß auch etliche unter uns werden auftreten, und diesen Artikel von der Auferstehung öffentlich läugnen. Darum ist wohl noth, daß wir mit Ernst und herzlich ohn Unterlaß bitten, daß nur der Predigtsfuß rein bleibe, damit wir solch Jammer über kommen, oder ja aufhalten. Denn derselbige kann noch wohl wi derstehen allerlei Irrthum, und der ganzen Welt Bosheit tragen. Wer zu besorgen ist, der werde befohrt, wer nicht will, der fahre hin, so bleiben doch etliche. Wo aber eine Finsternis über die ganze Welt gehet, daß der Christen wenig ist, und die Predigtsfüße dazu mit unnützen, schädlichen Predigern bestelt; so wird nicht lange außen bleiben, ja unversehens hereinbrechen, Donner, Blitz und alle Plage, falsche Lehre, ehe wir es gewahr werden, und werden solche Predi ger müssen leiden, die weder von diesem noch von andern Artikeln etwas halten, die werden uns verführen durch solche lose Ge schwätze und Vernunft.

Daß Lehrer kommen werden, die da nicht glauben, daß Christus sey von den Todten auferstanden. In dem Gebet. Wächlein.

Es werden nun kommen, und sind bereit schon vorhanden, die nicht glauben werden, daß Christus sey von den Todten auferstanden, noch sitze zur Rechten Gottes, und was mehr von Christo im Glauben folget. Die werden dem Faß den Boden aus stoßen, und des Spiels ein Ende machen, denn damit wird der ganze Christus untergehen. Und wird die Welt nichts halten von dem zukünftigen Leben. So ist denn Christus nicht mehr. Denn wer das zukünftige Leben nicht hoffet, der darf Christi eben so wenig, als die Ruhe des Paradieses, weil Christi Reich nicht ist, noch seyn kann auf Erden.

\*) Diese und andere Aussprüche finden sich gesammelt in der kleinen Schrift: „Merkwürdige Prophetieen des ehrwürdigen Mannes Dr. Lutheri. Leipzig 1829,“ auf die wir später noch zurückkommen werden.

Die Nummern 16 und 17. werden auch einzeln ausgegeben.



# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1830.

Mittwoch den 3. März.

N<sup>o</sup> 18.

Erklärung über meine Theilnahme an der Evangelischen Kirchenzeitung, und die Gründe, mich von derselben ganz loszusagen.

Die Redaction der Ev. K. Z. hat in der ersten Ankündigung derselben auch mich als einen der Mitarbeiter genannt, und allerdings hatte ich mich zu dieser Theilnahme anheischig gemacht; ich würde diese Verpflichtung auch erfüllt haben, wenn mich nicht Zeitmangel gehindert hätte. Da nun aber mein Verhältniß zu der Ev. K. Z. seitdem eine andere Stellung gewonnen, weil dieselbe bei mehreren Fällen nach solchen Grundsätzen verfahren, welche den meinigen durchaus widersprechen, und deren Durchführung nach meiner Ueberzeugung der Kirche nicht anders als verderblich werden kann, so würde von jetzt an, wenn auch meine übrigen Geschäfte es erlaubten, die Differenz der Grundsätze mich hindern, an dieser Zeitschrift thätigen Antheil zu nehmen, und ich halte es für recht und gut, mich darüber öffentlich auszusprechen, unbeschadet der christlichen und christlich-collegialischen Gemeinschaft, in welcher ich mit dem Herrn Redacteur, meinem vielgeliebten Freunde, stehe, und, wie ich zu Gott hoffe, stets verharren werde. Obgleich ich hinsichtlich der Grundsätze mich mit demselben in dem, wovon es sich hier handelt, nicht vereinen kann, so achte ich doch auch hier dessen ernste Gesinnung, mit der diese Grundsätze von seiner respectiven Ueberzeugung aus zusammenhängen. Wer unter uns ist von Sünde und Irrthum frei?

Um diese Differenz näher zu bezeichnen, so betrifft dieselbe insbesondere die in jener Zeitschrift enthaltenen Aufsätze über die Sündschreiben meines theuren und verehrten Collegen, des Herrn Professor Dr. Schleiermacher, und über mehrere angebliche Aeußerungen des Herrn Dr. Gesenius und des Herrn Dr. Wegscheider in ihren Vorlesungen. Ich kann es erstlich durchaus nicht billigen, daß die zwischen den wissenschaftlichen Theologen obwaltenden Differenzen, mögen sie in Vorlesungen oder Schriften vorgebracht seyn; durch solche Zeitschriften, welche zunächst auf ein practisch-christliches Interesse berechnet sind, vor den Nichterfuhr der Laien, welche einer theologisch-wissenschaftlichen Bildung ermangeln, gebracht werden, nicht als ob ich, was meinen Grundsätzen am meisten fern ist, eine esoterische und exoterische Lehre in der Kirche unterscheiden und die Laien von der Aucto-

rität der Theologen abhängig machen wollte; nein im Gegentheil, eben weil ich nur in die wissenschaftliche Form der Ueberzeugung den Unterschied zwischen Theologen und Laien sehen kann, so meine ich, daß diese um die wissenschaftlichen Untersuchungen und Streitigkeiten sich zunächst gar nicht zu bekümmern brauchen, daß sie unabhängig von denselben ihre Ueberzeugung aus dem göttlichen Wort selbst sich zu bilden berufen sind, daß es ihnen nicht darauf ankommen soll, was dieser oder jener Theologe lehrt, sondern was Christus und die Apostel lehren.

Der nicht theologisch-wissenschaftlich gebildete Laie ist daher nicht im Stande, den Zusammenhang der eigenthümlichen, wissenschaftlichen Ansichten forschender Theologen mit deren christlichem Leben gerecht zu beurtheilen, da ihm der Entwicklungsengang der Theologie im Allgemeinen und in's Besondere in dieser Zeit nicht genugsam bekannt ist, um in den Ideenzusammenhang solcher Theologen, und in das Verhältniß dieser Ideen zu ihrem inneren Leben sich hineinversetzen zu können. Jene Theologen, deren Beruf es mit sich bringt, daß sie aus dem wissenschaftlichen Entwicklungs gange ihrer Zeit heraus ihre christliche Ueberzeugung wissenschaftlich begründen und rechtfertigen, sie haben daher solche Versuchungen und Kämpfe zu bestehen, deren der Laie durch seine Berufsstellung überhoben ist. Dieser kann daher auch gar nicht verstehen, wie schwer es manchem jener Theologen nach der Eigenthümlichkeit seines Geistes und seiner geistigen Entwicklung wird, seinen Glauben in solchen Versuchungen siegreich zu erhalten, welche dem Laien, dem die wissenschaftlich-theologische Bildung fremd ist, ganz fern bleiben. Darum verleitet man den Laien leicht zu einem ungerechten und lieblosen Urtheilen, wenn man ihm solche einzelne, von wissenschaftlichen Theologen ausgesprochene Meinungen vorträgt, und man verlegt daher die heilige Pflicht gegen den guten Ruf der Anderen, grade in der Beziehung, in welcher man am schonendsten verfahren sollte, in Beziehung auf das Verhältniß zur christlichen Gemeinschaft.

So wie die Vermischung dessen, was der wissenschaftlichen Entwicklung der Glaubenslehre und dessen, was dem allgemeinen, christlichen Glaubensleben angehört, in früheren Jahrhunderten die Quelle vieler gewaltthätigen Hemmungen der christlichen Glaubensentwicklung und vieler Verirrungen und Verunreinigungen des allgemeinen christlichen Lebens geworden, so können wir die schärfere Sonderung jener beiden Stücke, welche die neuere



Zeit herbeigeführt hat, für nicht anders als heilsam halten, und es scheint uns daher Pflicht, nach Kräften Alles abzuwehren, was jene Vermischung wieder herbeizuführen droht.

Die Theologie in der Evangelischen Kirche ist in der gegenwärtigen Zeit in einer solchen Crisis begriffen, welche zu dem glorreichen Ausgang zu führen, dem die Kirche Christi, siegreich über die Pforten der Hölle, in allen Kämpfen sicher entgegengeht, nur das Werk einer göttlichen Weisheit ist, auf deren Leistung wir mit Ergebung vertrauen müssen. Jede hier von Außen her einwirkende, menschliche Macht, welche eine aus der geschichtlichen Entwicklung hervorgegangene, wenn auch einseitige und falsche Geistesrichtung unterdrücken wollte, würde dem Werke Gottes, das freilich nicht so schnell fortgeht, wie es ungeduldiger, menschlicher Eifer verlangt, nur unbesonnenen Weise vorgehen, so viel an ihr ist dasselbe nur verderben, und, indem sie den Faden der Geschichte gewaltsam durchschneiden wollte, was doch keiner menschlichen Macht möglich ist, würde sie nur eine desto gewaltsamere und zerstörende Reaction veranlassen, statt jenen Faden nach dem höheren Gesetz, welches die göttliche Weisheit geordnet hat, sich ruhig fortentwickeln und zu dem sicheren, von Oben bestimmten Ziele gelangen zu lassen. Seit dem apostolischen Zeitalter hat der Entwicklungsgang der christlichen Lehre durch die mannichfachen Gegensätze menschlicher Geistesrichtungen vermittelt der ihr inwohnenden göttlichen Kraft sich hindurchgekämpft; ein Irrthum leistete dem anderen das Gegengewicht und so wurde nach und nach die rechte Ausgleichung der Gegensätze herbeigeführt. Verderblich wurde es nur, wenn eine Macht von Außen her durch ungerufenen Einmischung — und ungerufen müssen wir eine jede Einmischung von Außen her in dem Kampfe zwischen Wahrheit und Irrthum nennen — dieser aus dem naturgemäßen Entwicklungsproceß sich von selbst ergebenden Ausgleichung zuvorkommen wollte, was die Geschichte durch so viele traurige Beispiele in den Lehrstetigkeiten für alle Zeiten warnend bezeugt. Möge nur nicht unsere Zeit die so oft vergeblich gemachten Erfahrungen früherer Zeit wieder vergeblich seyn lassen. Es bleibt ein goldenes Wort für alle Zeiten, was Luther, der selbst späterhin von den hier ausgesprochenen, acht christlichen Grundsätzen abtrünnig geworden, im Jahre 1524 an den Churfürsten Friedrich von Sachsen schrieb: „Das Wort Gottes muß zu Felde liegen und kämpfen; man lasse die Geister auf einander plagen und treffen, man lasse sie predigen wider wen und was sie wollen.“ Aber sagt man, es werden durch die falsche Lehre so Viele irregeleitet, die für die Wahrheit hätten gewonnen werden können; mögen wir das bedauern; aber jeder Versuch, es von Außen her anders zu machen, könnte die Sache nur verschlimmern. Denn es steht in keines Menschen Macht, die Wahrheit in der Wissenschaft als etwas Fertiggewordenes dem sich entwickelnden Geschlecht zu überliefern. Der eigene Kampf kann hier Keinem erspart werden. Es wäre das verheerendste Beginnen, die sich wissenschaftlich bildende Jugend aus den einmal in der geschichtlichen Entwicklung gegebenen Gegensätzen, durch welche sie sich hindurchkämpfen sollen, in eine willkürlich gebildete, geistige Umgebung, durch welche sie aus diesen Gegensätzen enthoben werden sollten, hineinversetzen zu wollen. Wir müssen hier wieder mit Luther sagen: „Werden indeß Etsliche verführt, wohl an, so geht es nach rechtem Kriegslauf.“ Wo ein Streit und Schlacht ist, da müssen Etsliche fallen und wund werden; wer aber redlich fight, wird gekrönt werden.“ Sollten die Universitäten, die von weisen Regierungen für die Entwicklung der Jugend zu geistiger Selbstthätigkeit geordneten Bildungsanstalten, der Berührung mit den in der Zeit vorhandenen wissen-

schaftlichen Gegensätzen durch menschliche Willkür entzogen werden, so würden doch auf die eine oder andere Weise diese Gegensätze, die in der Zeit einmal vorhanden sind, den in der Zeit sich bildenden Theologen entgentreten und ihnen späterhin desto gefährlicher werden können, je weniger sie darauf vorbereitet worden und je weniger sie zu geistiger Selbstthätigkeit sich zu entwickeln Gelegenheit gefunden hätten. —

Endlich muß ich mich gegen das Verfahren erklären, nach welchem Hefte der Studirenden oder mündliche Aeußerungen derselben zu Anklagen gegen ihre academischen Lehrer benutzt werden; ein solches Verfahren kann nur dazu dienen, aller Willkür der Verklämung, die von Mißverständnissen oder Verdrehungen ausgeht, Thor und Thür zu öffnen, die Unbefangtheit des academischen Lehrvortrages zu hemmen, das gegenseitige Vertrauen zu stören, welches zwischen Lehrenden und Lernenden hier stattfinden soll, und ein in der Stimmung höchst verderbliches System der Randschaferei in Gang zu bringen.

Berlin den 22. Februar 1830.

Neander.

### Gegenerklärung der Redaction.

Es kann dem Herausgeber allerdings nicht anders als schmerzlich seyn, wenn sein verehrter älterer Freund und Colleague sich wegen gewisser Differenzen der Ansicht von der Theilnahme an einem Blatte gänzlich loszusagen zu müssen glaubt, dessen Mitarbeiter sämmtlich mit ihm Genossen desselben Glaubens und derselben Liebe sind. Wir glauben, zu einer solchen gänzlichen Lossagung kann bei gemeinschaftlichen Werken, wie bei Personen, nur dann Recht und Pflicht vorhanden seyn, wenn sie den einzigen Grund, der gelegt werden kann, Jesum Christum verlassen; außerdem sollte und dürfte die Lossagung nie über die Differenz hinausgehen, am allerwenigsten in der gegenwärtigen Zeit, wo durch den gemeinschaftlichen Gegensatz gegen diejenigen, welche den Grund verwerfen, uns so viele Veranlassung und so lebhaft Aufforderung gegeben wird, die menschlichen Verschiedenheiten hinter der göttlichen Einheit zurücktreten zu lassen, und forsamt zu wachen, daß nicht eine bittere Wurzel aufwache und Unfrieden anreiche, zur Freude und zum Hohn der Welt und ihres Fürsten. Doch gründen wir auf die Kraft des Herrn die Hoffnung, daß die durch die augenblicklichen Umstände besonders lebhaft angeregten und dadurch so leicht zur Ueberschätzung verleitenden Differenzen bald in ihr wahres Verhältniß zur Einheit in der Hauptsache zurücktreten werden, und erblicken einen Anfang der Erfüllung dieser Hoffnung in der Versicherung fortdauernder Liebe gegen den Herausgeber, die sich ja nicht anders kann, als auch auf das von ihm und von gleichgesinnten Mitarbeitern unternommene an Manchen schon gesegnete Werk wiederum ausdehnen. Diese Versicherung ist dem Herausgeber um so theurer, je stärker die Bande der Liebe, Verehrung und Dankbarkeit sind, welche ihn an den verehrlichen Einsender fesseln, vor deren Zerreißung ihn Gott, zu dem — wir hoffen es und fordern dazu auf — gewiß viele Fürbitten in dieser wichtigen Sache emporgejagt werden, in Gnaden bewahren wird.

Wir gehen jetzt zur Beleuchtung derjenigen Streitpunkte über, auf welche der verehrl. Eins. seine Lossagung von der Ev. R. Z. begründet. Wir können uns derselben schon wegen ihrer Wichtigkeit an sich nicht überheben, noch mehr aber, wegen des allgemeinen Verdachtes eines durch Leidenschaft bestimmten Verfahrens, welchen diese Vorwürfe, falls sie als gegründet erschienen, über uns bringen würden.



Der verehrl. Eins. erklärt sich zuerst gegen die Behandlung der zwischen wissenschaftlichen Theologen stattfindenden Gegensätze in Zeitschriften, welche zunächst auf ein practisch christliches Interesse berechnet seyn. Hier müssen wir zunächst die Voraussetzung in Anspruch nehmen, daß die Ev. K. Z. ausschließlich für Laien bestimmt sey. Der geistliche Stand ist vielmehr von Anfang an, wie sich dies aus dem Charakter zahlreicher Aufsätze nachweisen ließe, ein Hauptaugenmerk des Herausgebers und seiner Mitarbeiter gewesen; es läßt sich auch wohl mit einiger Sicherheit behaupten, daß die Zahl der Leser aus demselben, die Studierenden der Theologie auf den Universitäten mit eingerechnet, außerhalb Berlin's ebenso groß sey, wie die Zahl der Leser aus dem sogenannten Laienstande. Daß es aber erlaubt und zweckmäßig sey, vor diesen eine Prüfung der Behauptungen von Theologen anzustellen, wird der verehrl. Eins. gewiß nicht läugnen. Sie sind es ja, denen in Schriften und Vorlesungen das Wort zunächst beigebracht wird; wie sollte es daher nicht erlaubt, ja heilige Pflicht seyn, ihnen das Gegengift darzubieten? Dies würde zur Vertheidigung der Behandlung theologischer Streitpunkte in der Ev. K. Z. gewissermaßen schon hinreichend seyn. Denn wer kann verlangen, daß in einem für ein gemischtes Publicum geschriebenen Blatte jeder Aufsatz für alle Leser bestimmt und geeignet sey? Allein, wir können dabei nicht stehen bleiben; auch die Gründe, welche der verehrl. Eins. gegen die Behandlung der Abweichungen der Theologen von der reinen Lehre des Evangelii vor und für Laien anführt, haben uns nichts weniger als überzeugt.

Der christliche Laie (wir müssen in Ermangelung eines anderen uns dieses durch den häufigen Mißbrauch von Seiten einer hochmüthigen Hierarchie und einer hochmüthigen Theologie verhaßten Wortes bedienen) hat das Vermögen zur Beurtheilung dieser Abweichungen. Wir reden nicht von der nicht geringen Anzahl von Laien, welche eine weit gründlichere theologische Bildung besitzen, wie die Mehrzahl unserer Geistlichen und Studierenden; wir dehnen vielmehr unsere Behauptung auf alle diejenigen aus, welche nur soviel von Theologie haben, als von der Verbindung allgemeiner Bildung mit fester christlicher Ueberzeugung unzertrennlich ist. Den Beweis können wir hier aus dem in der christlichen Ueberzeugung nothwendig begründeten Zugeständnisse des verehrl. Eins. selbst führen. Er gesteht den Laien das Vermögen zu, ihre Ueberzeugung selbstständig aus dem göttlichen Worte sich zu bilden. Damit ist aber die Fähigkeit zur Prüfung und Beurtheilung der entgegensehenden nothwendig gegeben. Es handelt sich ja hier nicht um dogmatische Subtilitäten und Schulausdrücke, welche das Gebiet des christlichen Lebens und Glaubens gar nicht, oder nur sehr entfernt berühren; daß die Laien besser thun, solche Streitigkeiten, wenn sie überhaupt einmal geführt werden sollen, den Theologen zu überlassen, und daß ihre Einmischung in dieselben in früheren Zeiten unheilbringend gewesen, wollen wir gar nicht in Abrede stellen. Die theologischen Differenzen, von welchen hier die Rede ist, und welche in der Ev. K. Z. bisher behandelt worden, und künftig in derselben behandelt werden sollen, betreffen die allgemeinsten, von der christlichen Kirche aller Jahrhunderte als Bestandtheile des Laienglaubens anerkannten Catechismuswahrheiten. Daß hier mit der Fähigkeit zur Aufstellung der Theses zugleich die Fähigkeit zur Beurtheilung der Antitheses gegeben sey, bedarf keines Beweises. Wir bleiben bei dem speciellen Falle, welcher dem verehrl. Eins. zur Aufstellung seiner allgemeinen Behauptung Veranlassung gegeben, obgleich wir leicht noch weit glänzendere Beispiele aufstellen könnten, wenn wir aus dem Gebiete sämmtlicher in der

Ev. K. Z. bisher verhandelten theologischen Differenzen eine Auswahl der stärksten Gegensätze gegen die Grundwahrheiten des Evangelii machen wollten. Gehört wohl mehr dazu, als diejenige unter Beistand des heiligen Geistes erworbene Einsicht in den Zusammenhang des A. und N. T., welche jeder gebildete christliche Laie besitzt, um ein competentes Urtheil über die gänzliche Längnung der Göttlichkeit der Schriften des N. B. fällen zu können? Ist nicht mit der Kenntniß der Art und Weise, wie der Herr und seine Apostel die messianischen Weissagungen des A. T. benutzten, und der unbefangenen in gläubiger Gesinnung angestellten Vergleichung der Weissagung und der Erfüllung zugleich das Urtheil über die Behauptung gegeben, daß keine Weissagung auf Jesum in den Schriften des N. B. enthalten sey? Ueberschreitet etwa derjenige, der durch Schrift und Erfahrung die feste und klare Ueberzeugung von der Gottheit des Herrn gewonnen hat, die Grenzen seiner Befugniß, wenn er sich erlaubt, die Rechtfertigung der Verwerfung einer der Hauptlehren der Schrift durch die Annahme, das Göttliche in Christo habe sich nicht auf sie erstreckt, für eine unchristliche zu erklären? —

Doch es ist Zeit, den Grund zu beleuchten, auf welchen der verehrl. Eins. das Unvermögen der Laien zur Beurtheilung der Abweichungen der Theologen von der richtigen Lehre stützt. Er stellt die Behauptung auf, um in den Ideenzusammenhang der Theologen und in das Verhältniß dieser Ideen zu ihrem inneren Leben sich hineinzuversetzen, und dies Verhältniß richtig beurtheilen zu können, sey genaue Kenntniß des Entwicklungsganges der Theologie überhaupt und insbesondere in unserer Zeit erforderlich. Dies könnten wir zugeben ohne uns deshalb des Rechtes der Behandlung theologischer Lehrsätze vor und für Laien zu begeben. Es würde ja auf keinen Fall etwas weiteres begründen, als die Unfähigkeit der Laien zur Beurtheilung der Person der Theologen, nichts weniger aber, als die zur Beurtheilung ihrer Lehren. Er würde daher höchstens die in jenem einzelnen Aufsatze vorgugsweise angeführte Ableitung der einzelnen Irrlehren aus der Subjectivität ihres Urhebers treffen, deren specielle Veranlassung dadurch gegeben wurde, daß der Urheber selbst diese Lehren vorgugsweise auf seine Subjectivität gründete. Doch so sehr wir davon entfernt sind, im Allgemeinen dem Aburtheilen über die Person das Wort zu reden, so können wir doch durchaus den Grund nicht als triftig anerkennen, wodurch der verehrl. Eins. eine größere Befähigung des Theologen zur Beurtheilung des Laien, oder des Laien zur Beurtheilung von seines Gleichen, wie des Laien zur Beurtheilung des Theologen nachweisen will. Wäre es dieses, so hätten die Apostel, ungelehrte Fischer und Zöllner, sich jedes Urtheils über die gelehrten jüdischen Theologen ihrer Zeit enthalten müssen, aus Furcht, die aus dem Entwicklungsgange der jüdischen Theologie hervorgegangenen Irrlehren derselben mit Unrecht aus der Sünde abzuleiten. Wie stellen nicht in Abrede, daß die gegenwärtige Lage der Theologie eigenthümliche Gefahren und Versuchungen für den Theologen mit sich bringt; allein wir haben auch die feste auf die Schrift und auf eigene und fremde Erfahrung gegründete Ueberzeugung, daß Gott, der Niemand über Vermögen versucht werden läßt, grade gegen diese eigenthümlichen Gefahren und Versuchungen, wenn er nur ernsthaft darum angerufen wird, einen eigenthümlichen Beistand seiner Gnade verleiht. Auch ist nicht außer Augen zu lassen, daß der gelehrte Theologe diesen aus dem gegenwärtigen Zustande der Theologie hervorgehenden Gefahren und Versuchungen in mancher Beziehung nicht einmal so sehr ausgesetzt ist, wie der practische, da er ja als solcher die Fähigkeit besitzen muß, mittelst selbstständiger Untersuchung durch den



Diesicht des Irrthums und der Lüge zur Wahrheit hindurchzudringen; und da die ihm mögliche sichere Erkenntniß der wissenschaftlichen Gründe für dieselbe ihm ein menschliches Hülfsmittel gewährt, welches dem practischen Theologen zum Theil und noch mehr dem Laien abgeht. Es möchte aber überhaupt scheinen, daß der verehrl. Eins. hier zu sehr auf die eigene, und nicht genug auf die Erfahrungen Anderer gesehen habe. Wir glauben eine sorgfältige Berücksichtigung der letzteren würde zeigen, daß jeder andere Stand, jede andere Berufsart ebensowohl ihre eigenthümlichen Kämpfe und Versuchungen habe, und daß die Gefahr eines ungerechten und lieblosen Aburtheilens überall eben so sehr eintrete. Es ist überall, bei dem Theologen nicht weniger als bei dem Laien, der schlechte Baum der verderbten Natur, welcher die schlechten Früchte der Sünde und der Irrlehre trägt, und hierauf dieselben zurückzuführen hat der Laie grade so gut das Vermögen in Bezug auf den Theologen, wie der Theologe in Bezug auf den Laien; beide müssen sich auf gleiche Weise hüten, Gott in das Richteramt zu fallen, beide müssen auf gleiche Weise die Vorschriften beständig vor Augen haben, welche das Evangelium in dieser Beziehung gibt und deren Entwidlung nicht hieher gehört.

Allein der Laie hat nicht bloß das Vermögen zur Beurtheilung der Abweichungen der Theologen von der Christlehre, sondern er hat auch das Recht und die Pflicht dazu. Das Recht — denn er ist Glied der Kirche, deren Lehre diese Theologen wissenschaftlich zu begründen berufen und verpflichtet sind, und in der sie nicht, ohne die gemeinste Ehrlichkeit zu verletzen, ein Lehramt bekleiden können, falls sie ihre Lehre im Wesentlichen für irrig halten; hat aber die Kirche im Ganzen das Recht, über die Lehre ihrer Theologen zu wachen, so hat auch jedes einzelne Glied derselben Antheil an diesem Rechte, der Laie, der durch die Pflichtverletzung der Theologen in seinen Rechten gekränkt wird, sowohl wie der Geistliche, falls wir nicht in dem verehrl. Eins. gewiß eben so sehr, wie uns, aufs Aeußerste verhassten papistischen Grundsätze in dieser Beziehung zurückfallen sollen. — Die Pflicht — denn der Laie muß, eben weil er Mitglied, und nicht bloß passives Mitglied der Kirchengemeinschaft ist, Alles was in seinen Kräften steht thun, um ihr Bestes zu befördern und die ihr drohenden Gefahren von ihr abzuwenden. Dies ist aber ohne Kenntniß und Prüfung der Irrlehren der Theologen nicht möglich. Die Irrlehren der Theologen bleiben ja nicht etwa in dem engen Kreise einer gelehrten Zunft eingeschlossen; sie vergiften Stadt und Land. Die theologischen Facultäten sind mit die Hauptquellen gewesen, aus denen die trübten Wasser des Unglaubens sich über unser Vaterland ergossen und die herrliche Saat des Glaubens in ihm vernichtet haben. Diese Irrlehren treten dem Laien auf die mannichfache Weise entgegen; ohne ihre gründliche Kenntniß setzt er sich selbst, seine Kinder, alle Uebrigen, für welche zu sorgen er verpflichtet ist, der größten aller Gefahren, der Gefahr des Verlustes der ewigen Seligkeit aus. Und es sollte für ihn nicht Pflicht seyn, sich diese Kenntniß zu erwerben? nicht Pflicht, diese Prüfung anzustellen? nicht Pflicht, sich tüchtig zu machen, daß er in seinem Kreise die falsche Lehre aufdecken und wider sie zeugen kann?

Steht es nun fest, daß die Laien das Vermögen sowohl wie das Recht und die Pflicht haben, die Abweichungen der Theologen von der reinen Lehre zum Gegenstande ihrer Aufmerksamkeit zu machen, so bedarf auch das Verfahren der Co.

R. Z. in dieser Beziehung weiter keine Apologie. Wir glauben im Gegentheil, sie hat grade dadurch sich ein besonderes Verdienst erworben, daß sie im Gegensatz gegen die in Folge des Nationalismus eingetretene Abtrennung der theologischen Facultät von der Kirche, darauf gedrungen hat, es müsse an die Lehrmeinungen der Theologen noch ein anderer Maassstab angelegt werden, als der bloß gelehrte. Gelingt es auf diese Weise unter den Laien auf die Beförderung des christlichen und kirchlichen Sinnes zu wirken, so kann eine heilsame Fortwirkung auf die Geistlichen und endlich auch auf die theologischen Facultäten nicht ausbleiben. Auf jeden Fall, und das ist der geringste Gewinn, werden, je mehr sich dieser christliche und kirchliche Sinn unter den Gemeinden verbreitet, desto Mehrere abgeschiedet werden, mit Beschwerung ihres Gewissens sich der Kirche als Lehrer aufzudringen, da sie dann keine Hoffnung mehr haben, daß ihre Schande verborgen bleiben werde.

Wir glauben sehr zur Erörterung des zweiten Vorwurfs übergehen zu können, gerichtet gegen die in dem Aufsatze gegen die Herren Dr. Gesenius und Wegscheider — beiläufig enthaltene Aufforderung an die Staatsbehörden, den unchristlichen und unfürlichen Bestrebungen dieser Männer ein Ziel zu setzen. Die Grundlage unserer Vertheidigung in dieser Beziehung bildet die Nachweisung, daß der Landesherr zu einem solchen Einschreiten das Recht sowohl, wie die Pflicht habe.

In den christlich Europäischen Staaten der neueren Zeit ist es eine unbestrittene Befugniß der höchsten Obrigkeit, Kenntniß zu nehmen von allen in ihrem Gebiete bestehenden oder neu sich bildenden Genossenschaften und Corporationen, ihre Statuten sich vorlegen zu lassen und zu untersuchen, ob etwas ihren eigenen Gerechtsamen oder solchen wohlervordenen Rechten dritter Personen, die sie zu schützen und zu handhaben berufen ist, Widerstrebendes darin enthalten sey, und ebenso darüber zu wachen, daß die Gesellschaft bei den einmal genehmigten Statuten verbleibe, da bei freigestellter Abweichung von denselben durchaus keine Garantie vorhanden ist, daß sich nichts Rechtswidriges und Staatsgefährliches einmische. Diese Befugniß findet ihre vollkommene, gewiß keinem begründeten Einwande unterliegende, Anwendung auf religiöse und kirchliche Vereine und Genossenschaften. Denn daß hier keine Einmischung staatsgefährlicher Grundsätze möglich sey, der Staat daher gar keinen Grund habe, sich um die Aufrechterhaltung der einmal von ihm als ungefährlich anerkannten Lehre zu bekümmern, wird wohl Niemand behaupten wollen; er würde leicht durch das Beispiel der Römischen Kirche, der Quäker, der Mennoniten, und am allerglänzendsten durch die Verbindung widerlegt werden können, welche vor noch nicht langer Zeit die Demagogie mit dem Nationalismus einging. Allein, wendet man ein, mit der Ausübung dieses Rechtes ist nothwendig Geistesfreiheit verbunden. Gewiß nichts weniger als das, sobald nicht der Uebertritt von einer Confession zur anderen, oder denen, die in keiner bestehenden Glaubens- und Kirchengemeinschaft ihre Befriedigung finden, die Erlaubniß zur Gründung einer neuen verweigert würde, vorausgesetzt, daß ihre in einer Bekennnisschrift niedergelegten Grundsätze nichts Unsitthliches und Rechtswidriges enthalten. — Dies Verhältniß des Staates bezieht sich auf alle Kirchen ohne Unterschied, auf die Evangelische sowohl, wie auf die Katholische und Griechische, ja selbst auf die Jüdische Synagoge.

(Schluß folgt.)



# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1830.

Sonnabend den 6. März.

N<sup>o</sup> 19.

## Gegenerklärung der Redaction.

(Schluß.)

Eine specielle Verpflichtung aber, zu deren Nachweisung wir jetzt übergehen, besteht für Evangelische Landesfürsten im Verhältniß zu der Evangelischen Kirche. Wir legen hier den Satz zu Grunde, daß Einheit in der Lehre zu den wesentlichen Merkmalen einer äußeren Kirche gehöre, ein Satz, der nur dann geläugnet werden kann, wenn man die äußere Kirche überhaupt verwirft — denn was bleibt, wenn man die Einheit in der Lehre wegnimmt, übrig, als ein zusammengelaufener Haufe, in dem eine alle Gemeinschaft aufhebende Willkür herrscht? — ein Satz, der von allen christlichen Kirchen aller Zeiten ohne Ausnahme als unbestreitbar zu Grunde gelegt wird, und den unsere symbolischen Bücher entschieden und klar aussprechen, der daher, wenn man ihn auch aus Gründen a priori verwerfen und der Idee einer Kirche für unangemessen erklären wollte, doch immer für unsere Kirche, die nicht erst construiert werden darf, sondern etwas historisch Gegebenes ist, der ihre Lehrer nicht ihre Privatmeinungen aufdringen dürfen, sondern nach deren Grundsätzen sie sich zu richten haben, geltend bleiben würde. Hier, wo es sich nicht etwa um Gründung einer neuen Kirche handelt, ideale Grundsätze anwenden zu wollen, ist eine Rechtsverletzung, die, eben weil sie dieses ist, auch bei dem schönsten äußeren Anscheine, und wie sehr sie auch unserem liberalen Zeitalter zusagen mag, nicht christlich seyn kann. Kann nun aber die Nothwendigkeit der Einheit in der Lehre in der äußeren Kirche überhaupt und in der Evangelischen insbesondere, nicht geläugnet werden, so folgt daraus, daß in jeder Kirche eine Macht und Aufsicht seyn muß, welche diese Einheit handhabt. In der Römischen Kirche, in der Bischöflichen Kirche Englands, bei den Presbyterianern u. s. w., wird diese Aufsicht von der Kirche selbst geführt. Dem Staate steht nur meistens die Ausführung ihrer Beschlüsse gegen diejenigen ihrer Lehrer zu, welche die Einheit verletzen; und er würde eine schreiende Ungerechtigkeit begehen, wenn er sich derselben weigerte, oder sie verhinderte, wenn er z. B. einen Professor der Römischen Theologie, auf dessen Entfernung die betreffende geistliche Behörde mit überzeugender Darlegung ihrer Gründe antrüge, in seinem Lehramte erhielt, gesetzt auch, seine Privatlehre erschiene der Regierung als schriftgemäßer, wie die seiner Kirche.

In der Evangelischen Kirche Deutschlands verhält sich die Sache anders; die oberste Leitung der Kirche ist hier — mit Ausnahme weniger Ländertheile, welche eine Synodalverfassung besitzen — in den Händen des Landesherrn. Wir brauchen uns hier gar nicht auf die Streitfragen einzulassen, auf welche Weise, und ob ursprünglich mit Recht oder mit Unrecht die Evangelischen Landesherrn zu diesem Besitze gelangt seyen — ebenso wenig auf die Untersuchung, ob es wünschenswerth sey, daß sie dereinst der Kirche die Freiheit der eigenen Leitung zurückgeben, eine Frage, die wohl nur unter der Voraussetzung einer bevorstehenden allgemeinen Lebensregung in der Kirche bejaht werden kann, da für die Kirche nichts verderblicher seyn könnte, wie eine rationalistische Hierarchie, wie sie jetzt noch immer unfehlbar eintreten würde. Wir ziehen nur daraus, daß die oberste Leitung der Kirche sich wirklich in den Händen des Landesherrn befindet, den Schluß, daß derselbe nun auch verpflichtet ist, alle diejenigen Functionen auszuüben, welche nach dem Wesen der Kirche zu derselben gehören, namentlich zur Ausübung der wichtigsten, der Erhaltung der Einheit der Lehre, durch Entfernung derjenigen Lehrer, welche dieselbe in wesentlichen Punkten verletzen. Nur derjenige kann mit einiger Consequenz diese Pflicht des Landesherrn läugnen, der ihm überhaupt das Recht der obersten Leitung streitig macht; dies kann aber von keinem angestellten Kirchenlehrer geschehen, da er ja dadurch, daß er seine Anstellung aus den Händen des Landesherrn annahm, dieses Recht factisch anerkannt hat, und da er den Grundsätzen seiner Kirche auch in dieser Beziehung folgen muß, und ihnen nicht andere substituiren darf, die immerhin, wenn es sich von der Constituirung einer neuen Kirche handelte, ganz vortrefflich seyn möchten.

Bei diesem Stande der Sache können wir es nicht für richtig halten, wenn der verehrl. Eins. die Bemühungen des Landesherrn zur Erhaltung der Einheit in der Lehre als unberufene Einmischung einer Macht von Außen her bezeichnet. Die Evangelischen Landesfürsten stehen ebenso wenig außerhalb der Kirche, wie eine Synode der Presbyterianer, und die Einmischung der einen ist ebenso wenig unberufen, wie die der anderen.

Aber, wendet man vielleicht ein, zur Beurtheilung der Uebereinstimmung der Lehre der Theologen mit der Lehre der Kirche, wie sie in den Bekenntnisschriften derselben niedergelegt ist, gehören theologische Kenntniffe, wie sie der Landesherr nicht besitzt.



Dazu hat er seine Theologen; auch gehört in dem gegenwärtigen Falle gar keine große theologische Gelehrsamkeit dazu, um den diametralen Gegensatz wahrzunehmen, da diese Irrlehrer, welche nicht einmal mit einem einzigen Satze des apostolischen Symboli übereinstimmen, selbst offen ihren Gegensatz gegen die Kirchenlehre bekennen; da der eine derselben sogar die heilige Schrift durch Spott mißhandelt. — Vielleicht aber möchte man die Nothwendigkeit der Ausrufung über die Lehre der Geistlichen zugeben, dagegen aber für die Universitäten „diese von weisen Regierungen für die Entwicklung der Jugend zu geistiger Selbstthätigkeit geordneten Bildungsanstalten,“ wie der verehrl. Eins. sie nennt, vollkommene Lehrfreiheit in Anspruch nehmen. Wir wollen hier nicht untersuchen, ob nicht die Entwicklung zu wahrer geistiger Selbstthätigkeit allein durch die Wahrheit möglich sey, wie sie in der Schrift rein und lauter enthalten ist; wir geben gerne zu, daß die Darbietung aller Hülfsmittel zur Entwicklung der geistigen Selbstthätigkeit, in dem gewöhnlichen Sinne genommen, ein Hauptzweck der Universitäten sey. Allein für diesen Zweck ist durch die philosophischen Facultäten reichlich gesorgt; — zu untersuchen, ob nicht der Staat als solcher Gründe habe, ihnen eine ganzlich schrankenlose Lehrfreiheit zu verlagern, ist nicht unsere Sache — diesen Zweck aber den theologischen Facultäten unterschieben, heißt zu Gunsten einer Idee wohlbegründete Rechte kränken. Die theologischen Facultäten sind von jeher nicht bloß als Anstalten des Staates als solchen, sondern zugleich und vorzüglich als Anstalten der Kirche angesehen worden, als die Begründer und Bewahrer der reinen Lehre, und zum Theil als Richter über dieselbe nach der Norm der Schrift und der Bekenntnisschriften. Es läßt sich ja auch die Ertheilung vollkommener Lehrfreiheit an die theologischen Facultäten und die Einschränkung der Aufsicht über die Lehre auf die Geistlichen nicht ohne schreiende Ungerechtigkeit gegen die Letzteren denken. Man macht sich eine falsche ideale Vorstellung von den Studierenden der Theologie, wenn man sie sich sämmtlich als vollkommen selbstthätig und im höchsten Grade prüfungsfähig denkt. Wie Viele unter ihnen sind wohl fähig auf wissenschaftliche Weise den Irrthum zu widerlegen, wenn er ihnen durch Gelehrsamkeit blendend ausgesetzt vorgetragen wird? Wie ungerecht ist es daher, von ihnen das Festhalten an der richtigen Lehre zu verlangen, während man ihnen Lehrer gibt, die Alles aufbieten, dieselbe als Irrthum darzustellen, wenn man ihnen, wie es z. B. in Halle in Bezug auf das N. T. der Fall ist, in manchen Haupttheilen der Theologie sogar die Möglichkeit abschneidet, zu einer wissenschaftlichen Begründung der Wahrheit zu gelangen.

Haben wir es als Recht und Pflicht des Landesherrn nachgewiesen für die Erhaltung der reinen Lehre Sorge zu tragen, so ist damit auch die in der Ev. R. Z. enthaltene Aufforderung zur Ausübung dieses Rechtes und zur Erfüllung dieser Pflicht in einem speciellen Falle, der, wenn irgend ein Anderer zu derselben einladet, gerechtfertigt.

Allein, wendet der verehrl. Eins. ein, eine solche Einmischung des Landesherrn in den Kampf zwischen Wahrheit und Irrthum würde höchst verberblich werden, und eine gewaltzamere und zerstörendere Reaction veranlassen u. s. w. Wäre dies gegründet, so würde zwar die Regierung dadurch nicht von der Ausübung ihrer Pflicht entbunden — denn bei welcher Pflichterfüllung darf man wohl die wahrscheinlichen Folgen berechnen; auf die wir gar nicht gewiesen sind, die in Gottes und nicht in unserer Hand stehen — wohl aber würde dann die Ev. R. Z. vielleicht besser gethan haben, wenn sie es unterlassen hätte zur Erfüllung dieser Pflicht aufzufordern. Wir glauben aber allen den von dem verehrl.

Eins. angekündigten verderblichen Folgen durch eine einzige schon im Vorigen angedeutete Unterscheidung zu begegnen. Wir wollen nicht Beschränkung der Lehrfreiheit im Allgemeinen, noch viel weniger, was fern sey, der Gewissensfreiheit; wir verlangen nur für unsere Kirche diejenige Lehrfreiheit, die in ihrem Wesen begründet liegt, deren Entziehung grade eine ungerechte Beeinträchtigung der Gewissensfreiheit ist. Wir wollen namentlich die rationalistischen Lehrer nicht im Geringsten in ihrer Lehrfreiheit kränken; wir wünschen vielmehr, daß sie ihnen im allerhöchsten Grade gewährt werde — Religionspott freilich kann selbst der Staat als solcher nicht dulden — aber nicht innerhalb der Kirche, sondern außerhalb derselben. Daß alsdann den Theologen der Kirche keine Gelegenheit mehr gegeben seyn würde, sich durch die einmal in der geschichtlichen Entwicklung gegebenen Gegensätze hindurchzukämpfen, dürfen wir gar nicht fürchten. Diese Gegensätze würden ihnen bei der stattfindenden Lehrfreiheit von Nutzen noch hinreichend entgegen treten, um sie zum eigenen Kampfe anzuregen; sie würden auch von innen hinreichend damit bekannt gemacht werden, nur daß ihnen zugleich die Waffen dargeboten würden, mit denen dieser Kampf, dessen practische Entscheidung allein ein Werk Gottes ist, auf dem wissenschaftlichen Gebiete glücklich bestanden werden kann.

Allein, wir müssen, nachdem wir uns über diejenigen Punkte, worin wir von dem verehrl. Eins. differiren, mit der Offenheit ausgesprochen, die wir uns zum unverbrüchlichen Gesetze gemacht haben, zur Vermeidung jedes Mißverständnisses zugleich noch unsere vollkommene Einheit mit demselben in einem anderen und wichtigeren aussprechen. Wir sehen mit ihm unser ganzes Vertrauen in Bezug auf den Sieg des Lichtes über die Finsterniß nicht auf die Maaßregeln des Landesfürsten, sondern auf den Herrn, welcher seiner Kirche verheißt hat, daß er bei ihr seyn werde bis an der Welt Ende, und daß die Pforten der Hölle sie nicht überwäligen werden. Seiner Leitung vertrauen wir mit Ergebung, und wenn wir auch manchmal mit Schmerz über den Gräuel der Verwüstung, der an heiliger Stätte steht, fragen: „Hüter, ist die Nacht schier hin?“, so warten wir doch der Verheißung mit Geduld und suchen Ihm nicht mit unbefonnenem menschlichen Eifer vorzugreifen. Die Maaßregeln der Regierung können nur einigermaßen den Weg ebnen und die Hindernisse und Anstöße aus demselben wegräumen — sie können den größten Ausbrüchen des Verderbens der Kirche steuern; und wenigstens die reine Lehre als ein todttes Capital erhalten — wie dies die Vergleichung derjenigen Länder, in welchen eine kirchliche Macht stattgefunden hat, mit Deutschland zeigt — allein das Leben selbst, und das ist es, worauf es uns ankommt, kommt nur aus der Quelle des Lebens, und vergeblich werden die Wege geebnet und die Thore weit gemacht, wenn es nicht dem Könige der Ehren gefällt zu kommen und seinen Einzug zu halten. Hiermit ist uns denn zugleich die Regel gegeben, welche wir in unserer ganzen Wirksamkeit und speciell bei der Redaction der Ev. R. Z. zu befolgen haben. Was sich auf von der Regierung zu nehmende Maaßregeln bezieht, darf, wie es bisher ja auch geschehen ist, nur beiläufig und nur als Nebensache vorkommen. Die Hauptsache, welche wir in Gemeinschaft mit unserem hochverehrten Freunde fest im Auge behalten werden, wird der Kampf mit dem Schwerdte des Geistes und des Wortes Gottes seyn gegen die Welt in uns und außer uns.

Wir kommen jetzt zu dem letzten Vorwurfe des verehrl. Eins., gerichtet gegen die Benützung der Hefte der Studierenden oder mündlicher Äußerungen derselben zu Anklagen gegen ihre academischen Lehrer. Es scheint uns auch hier wieder die kirch-



liche Stellung der Lehrer der Theologie ganz außer Acht gelassen zu seyn, auf der doch das ganze Rechtsverhältniß der Studierenden der Theologie zu ihren Lehrern beruht. Die Studierenden haben das Recht, von ihren Lehrern zu verlangen, daß sie ihnen die reine in der Kirche geltende Lehre rein vortragen, — daß sie in einer Kirche, die allein auf die heilige Schrift gegründet ist, dieselbe mit der Ehrfurcht behandeln, welche dem Worte des lebendigen Gottes gebührt. Wird diese Pflicht von den Lehrern verlegt, so haben die Studierenden das Recht, sich darüber zu beschweren, grade so, wie eine evangelische Gemeinde über ihren rationalistischen Prediger. Daß damit aller Willkühr der Verläumdung, Thor und Thür geöffnet werde, kann nicht behauptet werden, ohne entweder die Studierenden der Theologie in moralischer Hinsicht unter alle übrige Menschen herabzusetzen, oder überhaupt jede Anklage zu verwerfen. Es begründet jedenfalls weiter nichts, als daß derjenige, welcher eine solche Klage der Studierenden öffentlich macht, die allergrößte Sorgfalt zur Untersuchung ihrer Wahrheit anwende, und daß die Behörde, wie es in allen anderen Fällen geschieht, nicht auf die bloße Klage hin verurtheile, und den Kläger, falls dieselbe ungegründet befunden wird, bestrafe. Die Unbefangenheit des academischen Vortrages wird dadurch nur in denjenigen Fällen gehemmt, wo dies nöthig und wünschenswerth ist, wo Unbefangenheit Wechselbegriff von Frechheit ist. Ebenso wenig wird dadurch das gegenseitige Vertrauen gestört, welches zwischen Lehrenden und Lernenden stattfinden soll; denn das Vertrauen eines christlichen Studierenden der Theologie zu einem rationalistischen Lehrer derselben, ist nicht Pflicht, sondern Sünde. Daß dadurch ein der Gesinnung verderbliches System der Kundschafterei — welcher Ausdruck schon deshalb nicht passend seyn möchte, weil die Vorlesungen der Professoren etwas durchaus Dessenliches sind, Jeder zu ihnen freien Zugang hat, Niemand daher, was zum Begriffe eines Kundschafters gehört, sich in sie einschleicht — in Gang gebracht werde, ist jedenfalls nur Möglichkeit, und es lassen sich leicht wirksame Mittel anwenden, daß sie nicht zur Wirklichkeit werde. Wir erinnern hier nur noch, daß der gewissenhafte Spener kein Bedenken trug, gegen die ihm von einem Studierenden mitgetheilten Vorlesungen eines Professors der Theologie zu Wittenberg eine Streitschrift herauszugeben, und daß noch kürzlich Niemand Anstoß daran genommen hat, als Bruchstücke aus den Vorlesungen des Prof. Dr. Krafft in Erlangen in der Absicht einen Beweis für den crassen Mysticismus desselben zu liefern, in der Allg. Kirchenzeitung mitgetheilt wurden. Die einzige Maafregel, welche dieser dagegen ergriff, bestand darin, daß er sie unversälscht und in ihrem Zusammenhange in der Ev. K. Z. von Neuem abdrucken ließ.

### Paul Gerhards's Abendlied.

(Vgl. N 16 u. 17. der Ev. K. Z.)

#### Originaltext.

#### Das neue Verl. Gesangb.

1. Nun ruhen alle Wälder,  
Bieh, Menschen, Städte und Felder,  
Es schläft die ganze Welt:  
Ihr aber meine Sinnen,  
Auf, auf, ihr sollt beginnen,  
Was euerm Schöpfer wohl gefällt. Eh' ihr dem Schlaf euch übergebt.

1. Nun ruhest in den Wäldern,  
In Städten und auf Feldern,  
Sanft schlummernd, was da lebt:  
Ihr aber, meine Sinnen  
Ihr aber, meine Sinnen  
Sollt Gottes Lob beginnen,

Zu Vers 1.

Dieses Abendlied wurde gegen das Jahr 1660 in Berlin von dem eben so geistreichen als frommen Prediger Paul Gerhard gedichtet, und ist seitdem eines der beliebtesten und be-

kanntesten Lieder christlicher Andacht in ganz Deutschland geworden. In einem wahrhaft kindlichen Volksgeiste gefühlt und gedacht, vereinigt es mit dieser so seltenen ungekünstelten Einfachheit des Ausdrucks eine Erhabenheit der Gedanken, eine Tiefe christlicher Erkenntniß, einen Reiz der Poesie, daß es für diese Gattung von Liedern als ein ewiges Muster in unserer Sprache gelten muß. Wer in den Gegenden Deutschlands gelebt hat, wo die Gesänge der alten Luther'schen Kirche sich noch im Munde des Volkes erhalten haben, der weiß, wie dieses süße Lied oft auf besserer Flur von den heimkehrenden Land- und Bergleuten gesungen wird, und wie es Abends in den friedlichen Stuben und von den Thürmen durch die nächtliche Stille erschallt. Wer aber die Geschichte des Absterbens des lebendigen Geistes in der Evangelischen Kirche kennt, der weiß auch, wie grade dieses Lieblingslied des Deutschen Volkes schon unter Friedrich II. ein Gegenstand des Spottes und Aergernisses war. Die Gebildeten rümpften die Nasen über Vieh, Schuhe und andere gemeine Ausdrücke des veralteten Gesanges, und die Geistreichen bemerkten, daß die erste Strophe reiner Unsinn sey. Wie können (sagten sie) die todtten Wälder ruhen, die nie wachen? Und wie kann man in unseren aufgeklärten Zeiten noch singen: Es ruht die ganze Welt, wenn man weiß, daß grade, wenn wir uns schlafen legen, unsere Gegenwärtigen wach werden, also höchstens die halbe Welt schläft, und auch von dieser nur ein Theil, weder die wachhabenden Soldaten, noch Kranke, die an Schlaflosigkeit leiden. Ja schon der ehrliche Schamelius, im Jahre 1737, bringt manche Bedenken hierüber vor, die man im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, als alle Poesie und die Deutsche Sprache selbst zu verstummen drohte, sich hierüber gemacht hatte. Solche Vorwürfe bedürfen wohl jetzt keiner Antwort. Wer sieht und fühlt nicht die stille Ruhe der Natur am Abend? Das Verstummen der gesangreichen Bewohner des Waldes? das allgemeine Bedürfnis nach erquickendem Schlummer? Das Merkwürdigste aber ist, daß diese schönen drei ersten Zeilen nur eine gedrängte und einfache Wiederholung einer der berühmtesten und bewundernswürdigsten Stellen des Königs der Römischen Dichter sind, der (im IV. B. der Aeneide, V. 522—528.) also die Nacht beschreibt:

Nacht war's und es genos' holdseligen Schlummer ermüdet  
Alles was lebt auf Erden: Gehölz auch und wilde Gewässer

Ruheten: jetzt da zur Mitte die Stern' hinrollen den Umlauf,  
Da rings schweigt das Feld, und Vieh und buntes Gewögel,  
Das theils lautere Seen weithin, theils Dichtge rauh  
Fluren bewohnt, zum Schluß gesetzt in nächtlicher Stille:  
Sorglos labeten alle das Herz, ausruhend von Arbeit.

Wenn nun dieses Poesie ist, warum nicht auch jenes! Ich möchte nur behaupten, daß die drei kurzen Zeilen Paul Gerhard's in ihrer Einfachheit anschaulicher und rührender sind, als die sieben langen Hexameter Virgil's. Doch hierüber will ich mit Niemanden streiten. Aber die Schönheit des Vergleiches, des wachen Geistes, der seines Schöpfers eingedenk und seiner unsterblichen Natur bewußt, sich über die ermattete und schlummernde Natur um ihn erhebt, ist gewiß über allen Vergleich erhaben.

Dieser lebendigen Poesie möchte es schwer seyn eine tedeere Prosa entgegenzusetzen als die entsprechenden Worte des Berliner Textes. Wäre sonst gar kein Grund des Vorzugs für Paul Gerhard's Text vorhanden, so könnte die Wahl nicht schwer werden: nun aber sieht die Sache so, daß wenn selbst im Urtexte eine Schwäche wäre, man billig Bedenken tragen sollte,



dem Deutschen Volke so allgemein bekannte, so ehrwürdig und lieb gewordene Worte wegzunehmen, oder, wo die neuen Gesangbücher sie schon verändert haben, länger vorzuenthalten.

Was in den drei letzten Zeilen die Verfasser des Berliner Gesangbuches angestossen, außer der Poesie überhaupt und dem poetischen Ausruf des Dichters: Auf, auf! insbesondere, kann ich um so weniger begreifen, als der schöne Ausblick zum Schöpfer, dem ewigen Lichte der Seele in Christo, der so schön auf den Grundgedanken der folgenden Verse vorbereitet, durch die Veränderung ganz verwischt ist, und die dafür untergeschobenen Worte: „Eh ihr dem Schlaf euch übergebt“ schwerlich für irgend einen Andern, der nicht einen neuen Reim anstatt „gefällt“ aufzusuchen und einzuschalten die unglückliche Aufgabe hat, einen vorzüglichen Reiz besitzen.

2. Wo bist du Sonne geblieben? 2. Wo bist du, Licht, geblieben?  
Die Nacht hat dich vertrieben, Die Nacht hat dich vertrieben,  
Die Nacht, des Tages Feind: Die Nacht, des Lichtes Feind.  
Fahr hin, ein' andre Sonne, Doch eine andre Sonne,  
Mein Jesus, meine Wonne, Mein Jesus, meine Wonne,  
Gar hell in meinem Herzen scheint. Ist's, die mir hell im Herzen scheint.

### Vers 2.

Sollte geblieben statt geblieben jetzt noch irgend einen Menschen stören? Ich glaube nicht, am wenigsten aber in einem Gesangbuche, wo diese alte und richtige Form so oft vorkommen muß, wenn man nicht einer eben so unhistorischen als unpoetischen Philisterei zu Gefallen, unzählige Stellen verderben will, wie hier das richtige Wort „des Tages“ durch das weniger passende „des Lichtes“ verdrängt ist. Zeile 4. ist ein recht deutlicher Beweis von dem Gefühle der neuen Liederveränderer hinsichtlich des Wohlklangs unserer schönen Sprache; ein' andre Sonne ist doch wohl keine Härte, so wenig als ein Fehler, und eine andre Sonne ist zum Aussprechen schon lahm, beim Singen, wo jede Silbe ihre volle Note hat, über alle Maassen schleppend. Die alten Dichter vermeiden absichtlich solche ton- und bedeutungslose Endsyllben, die in den langgehaltenen Tönen des Choralgesanges sehr gefährlich sind, und scheuen sich nicht, statt ihrer sogar eine Härte zuzulassen. Hier ist aber auch keine Spur von Härte, vielmehr wird das unangenehme Zusammentreffen oder Klaffen (hiatus) zweier Vocale vermieden. Oder ist der Stein des Anstoßes in dem Fahr hin? Dies ist die dichterische Fortsetzung der Anekdote an die Sonne, und drückt sehr schön die Erhebung des Geistes über das Verschwinden des irdischen Lichtes aus. Das zweifelnde Doch ist eben so steif als lahm. Im Original endlich scheint Jesus selbst als die himmlische Sonne in das Gemüth, welches sich über den Verlust des irdischen Lichtes erhebt. Wie schwach ist dagegen im Berliner Text: „Ist's, die mir hell im Herzen scheint?“

3. Der Tag ist nun vergangen, 3. Der Tag ist nun vergangen,  
Die goldenen Sternlein prangen, Die goldenen Sterne prangen  
Am blauen Himmelsfall. In jenen Himmelslöbn.  
Also werd ich auch stehen, So werden, Herr, die Deinen  
Wenn mich wird heißen gehen, Einst Sternen gleich erscheinen;  
Mein Gott aus diesem Jammerthal. Auch ich werd' unter ihnen stehn.

### Vers 3.

Sollte Jemand diesen Vers im Berliner Texte lesen können, ohne etwas Unvollkommenes, Schülerhaftes zu merken, wenn

er auch das meisterhafte Original nicht im Gedächtniß hätte? Die Vergleichung sollte lauten, wenn man die Worte des neuen Textes beibehalten wollte: So werden die Deinen einst als Sterne erscheinen: gleich ist unlogisch. Und wie pretios kommt das Auch ich der sechsten Zeile nachgeschleppt! Und wunderbar! das alte, verachtete Original hat statt dieser Mängel nichts als Anschaulichkeit und Richtigkeit, und außerdem den rührenden und frommen Gegensatz des blauen Himmelsackes mit dem irdischen Jammerthale. Obendrein haben wir auch das kindliche (und nicht kindische) Sternlein und das malerische Beiwort des Himmels eingebüßt. Den Wohlklang eines Verses wie: Ein st Sternen gleich, beneide ich den Ohren nicht, die ihn empfinden.

4. Der Leib eilt nun zur Ruhe, 4. Ich will, der Ruh zu pflegen,  
Legt ab das Kleid und Schuhe, Die Kleider von mir legen,  
Das Bild der Sterblichkeit: Das Bild der Sterblichkeit;  
Die zieh ich aus, dagegen Einst sinkt auch diese Hülle,  
Wird Christus mir anlegen Und aus der Gnadenfülle  
Den Rock der Ehr' und Herrlichkeit. Schenkt Christus mir das Ehrenkleid.

### Vers 4.

Ich will nun einmal die Methode der Betrachtung ändern, und bei jedem Vers angeben, welches der Stein des Anstoßes und Uebernisses gewesen ist. In dieser Strophe sind es zuerst die Schuhe und dann der Rock gewesen: Müßten beide weggeschafft werden, so würde ich immer noch sagen, daß die um dieses hohen Zweckes willen gemachte Veränderung sehr unvollkommen sey, klang- und tonlos, mühselig und unglücklich, lahm und zusammengeleimt. Was ist profaischer als der Anfang: „Ich will, der Ruh zu pflegen Die Kleider von mir legen?“ Es ist nur mit einigen Lautveränderungen: „Ich will mich nun ausziehen um zu Bette zu gehn,“ eine Willenserklärung, gegen die das folgende erhabene „Das Bild der Sterblichkeit“ gar seltsam absteht, ja die, für sich betrachtet und mit guter Laune gelesen, unwillkürlich komisch ist. Das ist der Preis, um welchen wir die Schuhe losgeworden sind. Doch auch von dem Rocke sind wir nicht umsonst befreit worden: „Diese Hülle“ bedarf des Zeigefingers, damit der Leser an den Leib und nicht an die Kleider denke, von denen allein die Rede gewesen: und die Worte, „aus der Gnadenfülle,“ erscheinen als ein um des Reimes willen zwecklos eingeflicktes; endlich ist dem Gegensatz des irdischen Kleides und des Kleides himmlischer Gerechtigkeit untergeschoben, der falsche Gegensatz dieses Ehrenkleides mit dem Leibe. So schwer also sollen wir jene beiden gemeinen Ausdrücke büßen! Sind sie denn aber wirklich hier unpassend erwähnt die Schuhe, das natürlichste Bild des Pilgerlebens, das unmittelbarste Werkzeug des irdischen Wandels von der Wiege bis zum Grabe? Oder ist dies hier so passende Wort unwürdig im einfachen, geistlichen Volksliede, da es doch in den Psalmen und dem Hoheliede nicht zu gemein erschienen! (Ps. 60, 8. Hohel. 7, 1.) Der Rock der Ehr' und Herrlichkeit aber erinnert und soll erinnern an die erhabene Stelle des Propheten Jesaja (61, 10.): „Gott hat mich angezogen mit den Kleidern des Heils und dem Rock der Gerechtigkeit bekleidet.“ Wäre diese Anspielung und die Rücksicht auf den Mißklang von Kleid und Herrlichkeit nicht, so könnte man leicht ändern: „Das Kleid der Ehr' und Herrlichkeit,“ wenn man ändern müßte.

(Schluß folgt.)



# Evangeliſche Kirchen-Zeitung.

Berlin 1830.

Mittwoch den 10. März.

N<sup>o</sup> 20.

„Dinter's Leben von ihm ſelbſt beſchrieben; ein Lesebuch für Eltern und Erzieher, für Pfarrer, Schulinspectoren und Schullehrer. Neustadt 1829.“  
gr. 8. 354 S.

Die vorliegende Selbſtbiographie verdient ſchon wegen der auf dem Titel angegebenen Beſtimmung, ſchon wegen der circa 3,000 Subſcribenten, deren Namen vorgedruckt ſind, einer ernſten und ſorgfältigen Beachtung in dieſen Blättern. Sie iſt eine Volkſchrift, welche zugleich der theologischen und pädagogischen Welt genügen ſoll. Vielleicht gibt es unter den Erſcheinungen der neuſten Volkſ litteratur keine, welche eine ſo außerordentliche Verbreitung namentlich in Sachſen, im nördlichen Preußen, in der Schweiz, im Hannöverſchen und Oldenburgiſchen gefunden hätte, wie die genannte. Es läßt ſich nicht läugnen, der Verſ. weiß den Ton, den herzlichſten unterhaltenden Ton eines Volkſchriftſtellers, namentlich eines Campe, Baſedow, Salzman n wohl zu treffen; an rauſchendem Beifall des großen Haufens ſeiner Leſer wird kein Mangel ſeyn. Die meiſten Schullehrer werden in dieſer Lebensbeſchreibung ein erhabenes Muſter der Nachahmung, ein Compendium aller Schullehrerweisheit erblicken; ſie werden ſie als eine zweite Bibel verehren, und ihren Dinter als einen Pädagogen preiſen, der ſeines Gleichen nicht habe auf Erden.

Von ſolcher weitverbreiteten, den Erziehern des aufwachſenden Geſchlechtes gewidmeten Schrift muß die Ev. K. Z. nothwendig Notiz nehmen. Nicht im fleiſchlichen Eifer, ſondern mit unpartheiſcher Ruhe, in Liebe, im Ausblick zu dem Herrn und unter Leitung ſeines Geiſtes ſoll der innere Gehalt und die Stellung dieſer Biographie zum Reiche Gottes erforſcht und freimüthig ausgeſprochen werden.

Und da ſehen wir uns denn leider genöthigt, dieſer vielverbreiteten und von allen rationaliſtiſchen Theologen und Pädagogen hochgeprieſenen Selbſtbiographie allen chriſtlichen Geiſt und darum allen wahren Werth rein abzupprechen und zu behaupten, daß jeder ernſtere, geſchweige jeder vom lebendigen Chriſtenthum durchdrungene Menſch dieſes gefährliche, flache und gemeine Buch nur mit Behmuth, mit gerechtem Unwillen, ja mit tiefer Abſcheu aus der Hand legen kann. Dieſes anſcheinend harte, aber — wir ſagen es mit dem Bewußtſeyn chriſtlicher Milde und Wahr-

heitsliebe — gerechte Urtheil ſoll durch eine kurze Charakteriſtik dieſes Werkes hinlänglich gerechtfertigt werden.

Zuvörderſt einige Bemerkungen über manche Einzelheiten des Buches. — Schon in der Vorrede ſpricht der Verſ. im Angeſichte ſeines zukünftigen Richters und an den Pforten der Ewigkeit eine Selbſtgefälligkeit, einen Stolz der Selbſtgerechtigkeit aus, der, wenn er im Ausblick zu dem heiligen Gott ſein Leben betrachtet und in ſeinem Lichte ſich ſelbſt und ſein Thun geprüft hätte, nicht über ſeine Lippen gekommen wäre. Von einem Bedürfniß der Gnade iſt ſo wenig die Rede, daß der Verſ. gradezu ſagt: „Und wenn ich heute hinübergerufen werde in das unbekannte Land, ſo ſchwebe ich dem Richter mit dem hohen frohen Bewußtſeyn entgegen: Nein, du verdammiſt mich nicht! Ich habe in deinem Geiſte gewirkt, im Geiſte des vernünftigen Glaubens und der herzlichſten Liebe.“ Wer im Angeſichte des heiligen Richters ſo reden kann, der weiß entweder nicht, was er ſagt, er redet Unſinn, oder er ſpricht ſchauerhaft vermeſſen und fordert die Gerechtigkeit des lebendigen Gottes heraus, von dem geſchrieben ſtehet: Es iſt ſchrecklich, in ſeine Hände zu fallen. — Durch das ganze Buch hindurch zieht ſich dieſer Stolz auf eigenes Verdienſt. So heiſt es am Schluſſe der Vorrede: „Bei mir wird's Abend! Aber ich will ſtolz reden, wenn die Sonne ſinkt, dann ſtrahlen die Sterne; auch ſie ſind Sonnen.“ — S. 127. nennt der Verſ. ſich ſelbſt einen ausgezeichneten Mann. S. 242. ſpricht er: „Ich will der Mond ſeyn, der ohne Geräuſch zu machen, ſtill und ſtrahlend ſeinen Gang gehet. Dies war von jeher des alten Dinter's Grundſatz;“ und S. 341. fordert er ſeine Freunde, Zöglinge und Schüler, wenn ſie nach einem Jahrzehend hören ſollten, der alte Dinter ſey todt, auf, zu ſprechen: „Er ruhe ſanft! Er war ein arbeitsamer, guter, religiöſer Menſch! Er war ein Chriſt!“ — Wer ſich ſelbſt dergleichen Kronen aufſetzen kann, der gibt ſich doch deutlich genug zu verſtehen, weß Geiſtes Kind er ſey. Ob auch der Verſ. (S. IV. der Vorrede) verſichert, daß er unter Verhältniſſen lebe, die ihn von der Begierde, ſich von der Glanzſeite zu zeigen, faſt ganz befreit haben möchten; ſein Buch lehrt entſchieden das Gegentheil, und iſt in der That, an und für ſich betrachtet, ſchon ein ſtarker Beweis gegen den Pelagianismus, dem der Verſ. huldigt, und in dieſer Beziehung allerdings psychologiſch merkwürdig in hohem Grade.



Der erste Abschnitt dieser Lebensbeschreibung enthält eine Charakteristik von Dinter's Eltern. Von seinem Vater sagt der Verf. unter Anderem: „Ohne sich leicht etwas zu versagen,“ (es ist vom äußerlichen Lebensgenuss die Rede), „genoss er Alles so, daß er's lange genießen konnte.“ Vergleichen epicureische Aeußerungen finden sich noch gar viele z. B. S. 68.: „Für junge Theologen ist das Schauspiel sehr nützlich; sie bekommen ein declamatorisches Gewissen;“ und weiter unten folgende Apostrophe: „Junge Theologen, besucht das Theater fleißig, wenn es gut ist. Ihr seyd da wahrlich besser aufgehoben als am Spieltische. Aber freilich, die Stücke müßet ihr auswählen. Was der John Bull bezahlt, das kann eure Sache nicht seyn. Jede Universität sollte für ein musterhaftes Theater sorgen. Der Jungling von 19 bis 24 Jahren muß Etwas haben, womit er seine Abende ausfüllt, woran seine Seele hängt, wofür er sich mit Leidenschaft interessiert.“ — Eine ebenso epicureische, flache, leichtfertig hingeworfene Apologie lesen wir S. 300.: „In einer sehr ernsten Rücksicht ist Dinter toleranter als andere Greise. Er mißbilligt's gar nicht, wenn der Student — ein Mädchen hat. Er war ja als Student selbst nicht davon frei. Er weiß es, daß ihm damals jede Unordnung als eine Versündigung an der Göttin seines Herzens erschien, also verabscheut wurde. Die Wissenschaft war ihm um ihrer selbst lieb; aber auch, weil er durch sie seinem Mädchen ein gutes Unterkommen zu verschaffen hoffte.“ — S. 300. werden die öffentlichen Studenten-Bälle angepriesen. „Dies kostet Geld,“ heißt es, „gibt Liebchaften, hält auch zuweilen einige Tage von dem Privatstudium ab; aber es bringt die Studenten mit achtbaren Familien in Verbindung, verfeinert die Sitten, hindert das Neommiren, und Dinter glaubte immer, der Gewinn von der Sache überwiege den Schaden.“

Einen sehr übeln Eindruck macht die Charakteristik, welche Dinter von seinem Vater gibt, auf alle ernster gesinnten Leser. Konnte der Sohn von dem Vater nichts denn lauter zum größten Theile sehr abgeschmackte Schwänke und fade Possenreize erzählen, so hätte er schonender zu Werke gehen und schwärzen, nicht aber eine solche den Vater prostituirende Caricatur hinwerfen sollen, die keine andere als die höchst ungarne Tendenz haben kann, das Zwergfell der Leser zu erschüttern. Der Verf. hat sich hier sehr schwer an der Pietät verübt und unwillkürlich an Ham erinnert (1 Mos. 9, 27. 28.).

Die Anekdoten und Anekdoten, womit das ganze Buch angefüllt ist, sind zum Theil albern; zum Theil, — wir müssen es leider aussprechen, — schmutzig, Ekel erregend, tief aus dem Kothe gegriffen. Wer kann es ohne Schaaam und Ekel lesen, was der Verf. S. 3 und 12. von seinem Vater, S. 66. von der Dienstmagd eines Leipziger Professors, S. 73. von einer Reisegefährtin, S. 160. von einem Gemeinbegliede, S. 142. von einem Straßennarren, S. 204. scherzend von einem ehebrecherischen Officiere und S. 213. von sich selber erzählt. — Ex ungue leonem. Darum nur ein Beispiel, das erste beste. — „In Leipzig,“ sagt der Verf. S. 66., „ergözte uns so manches Lustige. In demselben Hause, wo ich wohnte, wohnte auch ein Professor, den wir Studenten wenig benutzten, aber wegen seiner frohen Laune sehr liebten. Er hatte mehrere Studenten in Pension. Einmals wollte er das Dienstmädchen lächerlich machen. Prof.: Sie muß einmal die Studenten Lateinisch zu Tische rufen. Sie: Wie soll ich denn sagen? Prof.: Rufe sie nur recht laut: Ad coitum, meine Herren! Ad coitum! Das Mädchen, ohne zu wissen, wie sie der Sache eine andere Wendung gab, schrie: Ad coitum, meine Herren! Ad

coitum! Der Professor lachte. Und der Spaß, der unter den Studenten bekannt wurde, blieb lange Sprichwort unter lustigen Brüdern.“ Die Hand zittert beim Abschreiben. Welch ein unglückseliges Gedächtniß, das solche Gemeinheiten im 70sten Jahre reproducirt. Wie? — Ist das die Biographie, welche Eltern und Erziehern, Pfarrern, Schulinspectoren und Schullehrern als pädagogisches Lesebuch dienen soll? Hat dem Verf. auch der Schmutz eine reinigende, Heil und Segen in die Erziehung bringende Kraft? Ist es denn wirklich dahin gekommen, daß solche Gelehrte, denen ihr Gewissen sogar erlaubt, Soten in die Welt hineindrucken zu lassen, sich herausnehmen dürfen, glosirte Bibeln für Schullehrer zu schreiben? Ist das einer von den Propheten der Aufklärung? Ist das der Mann, der so großes Aufhebens macht von dem Practischen in der Religion? — Wahrlich, wer im hohen Greisenalter, am Rande des Grabes, nach baldiger Vollendung einer vieljährigen pädagogischen Laufbahn, mit unverkennbarer Lüstenheit schmutzige Anekdoten erzählen und in die Druckerei schicken kann, damit auch diese von denen gelesen werden, welchen von Gott das ernste, verantwortungsvolle Geschäft der Erziehung der Jugend übertragen ist, der hat sich selbst den Stab gebrochen und den Beweis geliefert, daß er nur die Schale der Pädagogik, nicht aber ihren Kern gekostet und ihr inneres Wesen erkannt hat, und verdient es vollkommen, für den öffentlich ausgesprochenen Schmutz öffentlich gezüchtigt zu werden. Und wer dergleichen Ekel erregende Anekdoten (von denen wir nur die eine mitgetheilt haben) niederzuschreiben, ohne tiefen Widerwillen lesen oder wohl gar rechtfertigen und mattherzig beschönigen kann, der gebährde sich nicht, als ob er des Evangeliums Bedeutung erkannt hätte, da er ja den geistlichen Sinn des einen Gebotes noch nie verstanden hat: Du sollst nicht ehebrechen.

Sehr betrübend ist ferner die unbezwingbare Sucht des Verf., das Heilige lächerlich zu machen. Durch das ganze Buch hindurch zieht sich eine schauerhafte, das Herz jedes Christen verwundende Frivolität. Man sehe nur S. 4. 5. 15. 20. 26. 57. 60. 61. 201. 206. 211. Die heiligsten Wahrheiten und Personen der Bibel werden in die erbärmlichsten Wizeleien versenkt. — Verächtlich, wegwerfend spricht der Verf. an einigen Stellen vom Blute Christi, leichtfertig vom zukünftigen Gerichte, flachhin scherzend über die Lehre von der Erbsünde, gradezu bestreitend und spottend von der Dämonologie. Man sehe z. B. S. 66. 98. 139. 250. 265. 304. 331. Man verzeihe es dem Ref., wenn er sich nicht überwinden kann, dergleichen flaches Geschwätz abzuschreiben.

Selbst die lebhafteste Bergegenwärtigung der letzten Stunde läßt den Verf. ohne Ernst, ohne Eryfurcht. Siehe z. B. S. 97. Dinter sitzt an dem Sterbelager seines 80jährigen Kirchenpatrons und weint. „Der Kranke kann kaum mehr sprechen, ergreift Dinter's Hand und sagt leise: Lassen Sie es gut seyn, Herr Pfarrer! Jene alte Wurmfräule hat gesagt: Sie müssen alle heraus! Es darf keiner darinnen bleiben. Ich (Dinter) sprach den Segen Gottes über ihn und setzte hinzu: Wer in der letzten Stunde noch so scherzen kann, der war gewiß ein redlicher Mann und geht mit frohen Hoffnungen in die Ewigkeit.“ — S. 322. erzählt Dinter von einer schweren Krankheit, die er selbst ausgestanden. „Ein Freund von mir,“ sagt er, „wollte mich auf den ersten Schritt, den ich thun sollte, vorbereiten. Aber ich hatte ein gutes Gewissen. Ich rief: Lieber Freund, das brauchen Sie nicht! Wenn der liebe Gott nur fleckenlose Geister in seinen Himmel nehmen will, so muß er allein darin bleiben. Nimmst er aber alle ehrliehen Leute (Kerle) hinein, so



weiß ich, daß ich auch hineinkomme." — An einer anderen Stelle S. 340. heißt es, wie folgt: „Sterben? Nun wahrlich, dafür (statt davor) fürchte ich mich nicht. Das Einpacken (vasa colligere nennt's der Lateiner) mag kein angenehmes Geschäft seyn. Aber Reisen ist wahrlich nichts Unangenehmes, zumal reisen in's Vaterland, zum Vater. Ein Gott, der mir's hier so wohl gehen ließ, macht alle guten Geister in seinem Himmel glücklich; mich auch. Und wenn er mich droben wieder zum Schulmeister macht, und mir ein Heer Geisterchen für seinen Himmel zu bilden anvertraut, so erfüllt er den heißesten meiner Wünsche, macht mich so selig, daß ich selbst Gabriel und Raphael um ihre Herrlichkeit nicht beneide." Leichtfertig im höchsten Grade ist auch das, was der Verf. S. 181. von den letzten Stunden und Auserwählungen seines Vaters erzählt. — Nirgends geschieht des allein haltbaren Trostes im Tode nur mit Einem Worte Erwähnung; nirgends spricht sich ein Bedürfnis aus für die Erlösung im Blute Christi. Bald ist es das lustige Temperament, bald die eigene Gerechtigkeit, darauf der Verf. seine Hoffnung der Seligkeit bauet. Gott gebe, daß seine Augen noch erleuchtet werden mögen, den Heiland zu sehen, ohne welchen Niemand in Frieden heimfahren kann. Es ist mit dem pädagogischen, declamatorischen, catechetischen Gewissen, wovon der Verf. so viel redet, nicht genug; Gott der Herr muß das moralische Gewissen aufwecken, reinigen, trösten, heiligen durch Christi Blut und Geist. Nur dann können wir fröhlich in die Ewigkeit blicken. — Hier gilt kein Ländeln und Scherzen. —

Von Dinter's Knaben- und Gymnasialleben haben wir wenig zu bemerken. Die Erziehungsgrundsätze des Vaters waren durchaus weltlicher, die der Mutter romantisch-sentimentaler Art. An heiligen Regungen, Erschütterungen, Anklopfungen des Geistes Gottes hat es dem Verf. weder in seiner Jugend noch in seinem späteren vielbewegten Leben gefehlt. Wie glücklich wäre er gewesen, wie ganz anders würde sich sein Leben, seine Wirksamkeit gestaltet haben, wenn er den tiefen Eindruck von der Herablassung Gottes (den er nach S. 14. als Knabe erfuhr), so wie den mächtigen Eindruck bei der ersten Abendmahlsfeier genähert, gepflegt und festgehalten hätte!

Von seinem Studentenleben berichtet der Verf. viel mehr als lauter Pöffen, und darunter sind die meisten so salzlos und abgeschmackt (S. 3. B. S. 53., 57 unten, 58. 60. 65. 66. auch S. 124 und 142.), daß man in der That nicht begreift, wie der viel beschäftigte Greis seine schöne Muße mit Erzählung solcher erbärmlichen Dinge verderben und dergleichen Gerichte aufwärmen kann, die er längst als Noth und Unflath von sich geworfen haben sollte. Dennoch heißt es am Schlusse der Beschreibung eines solchen Studentenlebens: „So (?) waren also meine Studentenjahre die genussreichsten meines ganzen Lebens.“

Von der Disciplin des Hauslehrers Dinter wollen wir nur folgende Stelle wörtlich mittheilen: „Ich züchtigte ihn (meinen Jöbling) nie mit einem Instrumente, nie auf eine der Gesundheit gefährliche Weise. Aber ich biß vor Grimm mich in den Ballen des rechten Daumens so oft und so stark, daß ich erst als Pfarrer die harte Haut, die daher entstand, verlor. Ihn selbst stieß ich mit der geballten Faust in's Gesicht, so daß er bisweilen blaue Flecken davon bekam“ (s. S. 75. unten). Die Beugung des Verf. über diese Ausbrüche pädagogischer (?) Wuth ist lange nicht tief genug. Vielmehr sagt er bald nachher: „Summa, als Erzieher und Gesellschafter war ich gut, nur als Lehrer nicht.“

Von der Wirksamkeit Dinter's als Pfarrer ließe sich, was die Treue und den Fleiß in der Handhabung der äußerlichen

Zucht und Ordnung betrifft, Mancherlei rühmen. Daß er aber das Evangelium nicht in seiner Tiefe und Lauterkeit gepredigt, geht aus Allem dem, was er von seinen Predigten berichtet, unwidersprechlich hervor. Einen vorzüglichen Ruhm setzt der Verf. nach S. 139. darin, daß er in den meisten Familien den Aberglauben, besonders den Teufelsglauben zerstört habe. „In Bezug auf den letzteren,“ sagt er, „ließ ich alle biblischen Geschichten unangetastet. Der Bauer, dachte ich, kann noch nicht absondern. Bileam's Esel ist für ihn noch ein Stück seiner Religion. Aber so viel muß er wissen: Wie es damals zugegangen ist, müssen die Gelehrten unter einander ausmachen. Wir lassen das an seinen Ort gestellt seyn. Aber daß des Teufels Macht jetzt zerstört ist, daß er jetzt mit Ketten der Finsterniß gebunden in der Hölle liegt, sagt uns die Bibel. Also eure Körper, eure Häuser, eure Kühe haben nichts von ihm zu fürchten.“

Wie Dinter als Seelsorger dachte sehen wir unter anderem S. 145. Dort redet er von seiner Anwesenheit bei Tauffesten. „Meine Anwesenheit war nützlich. Zwar Gespräche von tiefem Ernst und heiliger Wichtigkeit ließ ich da nicht aufkommen; diese schienen den Freuden des Bechers zu fremd. Aber theils war ich's, der das Tischgebet mit Ernst und Würde sprach, theils gab's da Gelegenheit, manche Kenntnisse zu verbreiten“ z. B. werden geographische angeführt.

Von Flecken in der Moral ist das Buch auch nicht frei zu sprechen. Was der Verf. S. 10. von seinem Vater und S. 159. von zwei gefallenen Weibspersonen erzählt, ist zum wenigsten höchst unvorsichtig dargestellt und sieht aus wie eine stillschweigende Billigung. S. 159. hätte zum wenigsten einer, wie wir hoffen von dem Pfarrer geschehenen Zurechtweisung erwähnt werden müssen. — Naiv belobend sagt der Verf. S. 167.: „Ich will's gestehen, ich pflanzte das edle Reis der Moralität bisweilen auf den wilden Stamm der Ehrbegierde. Aber es wuchs doch auch da.“ Wir wollen's dem Verf. gern glauben, daß es wuchs, daß es vielleicht üppig aufschoss. Was ist aber gewonnen, wenn der Geizige ein Verschwenker, der Leichtsinrige hofsfärtig wird? Nichts, als daß die Sünde eine andere Bahn bricht und in einen anderen Winkel des Herzens sich zurückzieht. Von einer den tiefsten Grund des ganzen inwendigen Menschen durchbringenden Veränderung zum Besseren, welche Christus und seine Apostel als Hauptpostulat an die Spitze aller Menschenerziehung stellen, von der Nothwendigkeit einer Wiedergeburt, von der Erneuerung im Geiste des Gemüthes scheint der Verf. keine Ahnung zu haben. Nirgends in dem ganzen Buche tritt auch nur der Gedanke an die Möglichkeit einer solchen durchgreifenden Veränderung heraus, da doch der von Dinter hier und da so sehr gepriesene „Jesus, Prediger des Lichts, Schöpfer der Vernunft und ihr Sohn“ (S. VI. der Vorrede) sogar das Sehen des Reiches Gottes von dieser geheimnißvollen durch Gottes Geist gewirkten Wiedergeburt abhängig macht. Joh. 3. 3. Wie kann denn ein Mann, der auf den Namen eines christlichen Pädagogen Anspruch macht, die Stimme Christi bei seiner Pädagogik so ganz und gar überhören? Wie kann er verlangen, daß man gegen die heilige Schrift seiner „vielfältigen Erfahrung glauben soll: der Mensch sey nicht böse“ (S. 235.).

(Schluß folgt.)



## Paul Gerhard's Abendlied.

(Schluß.)

5. Das Haupt, die Füß' und Hände  
Sind froh, daß nun zum Ende  
Die Arbeit kommen sey:  
Herz, freu dich, du sollst werden  
Vom Elend dieser Erden,  
Und von der Sünden-Arbeit frei.

Vers 5.

Kommen ist wie oben blieben: um seinetwillen ist 3. 3.  
verändert. —

6. Nun geht, ihr matten Glieder,  
Geht hin, und legt euch nieder,  
Der Betten ihr begehrt:  
Es kommen Stund und Zeiten,  
Da man euch wird bereiten  
Zur Ruh' ein Bettlein in der Erd.

Vers 6.

Hier haben die Betten den Umbichter geärgert: etwa weil nicht alle Menschen Betten haben? So werden sie deren doch Alle begehren, könnte man antworten. Aber wir können das Wort hier auch nicht entbehren, weil dadurch am natürlichsten Idee und Laut des Bettleins in der letzten Zeile vorbereitet wird. Ruhstätt kann ich außerdem weder poetisch noch wohlklingend finden. Stätt ihr als Jambus würde Paul Gerharden unerträglich gewesen seyn. Stund und Zeiten (so lieft die Originalausgabe, nicht wie die meisten Gesangbücher Stunde und Zeiten) ist richtig: andre Zeiten, nach dem Sinne des Liedes, wo gar kein Unterschied zwischen dieser und der Todeszeit gemacht werden soll, unpassend: die Veränderung der Construction endlich, in der fünften Zeile, hemmt den leichten Fluß der Rede.

7. Mein' Augen sehn verdrossen,  
Im Nu sind sie geschlossen,  
Wo bleibt denn Leib und Seel?  
Nimm sie zu deinen Gnaden,  
Sei gut für allen Schaden,  
Du Aug und Wächter Israel.

Vers 7.

Die zweite Zeile heißt im Original: „Im Nu sind sie geschlossen.“ Da das Wort Nu sonst in keinem classischen Kirchenliede vorkommt, und nur noch in scherzhafter, leichter Rede gebräuchlich ist, so möchte man hier wohl ändern dürfen. Aber nur so, wie etwa Paul Gerhard, auf dieses Factum hin, selbst ändern würde, ohne etwas zu verwischen oder zu zerstören: „Im Nu sind sie geschlossen“ scheint also das Natürlichste. — Die dritte Zeile: Wo bleibt denn Leib und Seel? gefällt mir entschieden besser als: Wer schützt denn Leib und Seel? es genügt aber zu sagen, daß kein Grund ist, jenen einfachen, kindlichen, anschaulichen Ausdruck zu verwerfen. — Bei den drei letzten Zeilen muß ich doch wieder die Methode ändern; denn ich bin durchaus nicht im Stande einzusehen, wo der Stein des Anstoßes liegt. Nicht im Sinn: der Dichter geht von jener Frage über zum Gebet: er flehet zu Gott, Leib und Seele, die in Schlaf sinken, in seine gnädige Obhut zu nehmen, und man

sollte denken, nichts sey natürlicher. Nicht in den Worten, denn sie kommen mir unendlich schön vor. Am Ende wird es doch wohl der Ausdruck seyn: Sey gut für allen Schaden, der dem Umbichter zu hausbaden, oder das Wort: Du Auge Israels (vgl. Sachar. 9, 1.), welches ihm zu portisch oder anthropomorphisch gewesen.

8. Breit aus die Flügel beide,  
O Jesu, meine Freude,  
Und nimm dein Küchlein ein:  
Will Satan mich verschlingen,  
So laß die Engel singen:  
Dieß Kind soll unverletzt sein.

8. Bedecke, vor Gefahren  
Mich mächtig zu bewahren,  
Mit deinen Flügeln mich.  
Mag dann der Feind auch stürmen:  
Willst du mich nur beschirmen,  
So ist er mir nicht fürchterlich.

Vers 8.

Die unansehnlichen „Küchlein“ der dritten Zeile haben uns um die erste Hälfte, und der „Satan“ der vierten um die zweite Hälfte der Strophe gebracht. So haben wir die schöne Anrede an Jesum und die Engel mit ihrem Schirmgefang verloren, und dafür eine lahme und matte neue Strophe gewonnen, die wir nicht haben wollen, selbst wenn sie beides nicht wäre. Das liebliche und rührende Bild der Liebe Jesu ist von unserem Heiland selbst gebraucht, auf dessen Worte der Dichter hier anspielt (Matth. 23, 37.): „Jerusalem, wie oft habe ich deine Kinder versammeln wollen, wie eine Heune versammelt ihre Küchlein unter ihre Flügel,“ und wie wir uns überhaupt die fortdauernde schützende Liebe Christi nicht wollen nehmen lassen, so wollen wir uns auch dieser schönen Anspielung und Anwendung nicht berauben. — Den Satan, welcher droht die Kinder Gottes zu verschlingen (1 Petr. 5, 8.), kennen wir ebenfalls aus der heiligen Schrift und aus unserem eigenen Herzen, und warum soll man ihn hier bannen, da selbst die, welche ihn nicht in der Dogmatik dulden, versprochen haben, ihn uns in der Poesie zu lassen. Ich denke, wir behalten also die ganze Strophe Wort für Wort, trotz Küchlein und Satan.

9. Auch euch, ihr meine Lieben  
Soll heunte nicht betrüben,  
Ein Unfall noch Gefahr:  
Gott laß euch ruhig schlafen,  
Stell euch die güldnen Waffen  
Ums Bett und seiner Helden Schaar. Und seiner guten Engel Wacht.

Vers 9.

Heunte in seinem richtigen Gebrauche für diese Nacht, kann Jedem aus vielen schönen Liedern bekannt seyn oder werden. Möge statt soll ist matt. Wer die weitere Umänderung nur oberflächlich lieft, kann vielleicht glauben, daß das „Gefahr“ am Ende der dritten Zeile uns das Unglück einer fast ganz neuen halben Strophe zugezogen: allein ich glaube es ist die Heldenschaar, welche im Wege stand, noch mehr als jener anscheinende Ueberfluß oder Pleonasmus der dichterischen Rede; die schützenden Engelwaffen klangen dem Umbichter wohl zu sehr nach Dämonologie. Die poetische Schönheit hätte ihn gewiß gerührt, wäre er über diesen Punkt nicht unerbittlich gewesen. Aber hoch ist das Alles wieder wörtlich biblisch, und die Benennung der Boten Gottes in Ps. 103, 20. ist auch in dem herrlichen alten Liede: Nun lob mein Seel' den Herren, beibehalten. „Ihr starken Helden waltet des Lob's in seinem Reich.“



# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1830.

Sonnabend den 13. März.

N<sup>o</sup> 21.

„Dinter's Leben von ihm selbst beschrieben; ein Lesebuch für Eltern und Erzieher, für Pfarrer, Schulinspectoren und Schullehrer. Neustadt 1829.“  
gr. 8. 354 S.

(Schluß.)

Ein ganzes Capitel dieser Biographie trägt die Ueberschrift: Dinter als Schriftsteller. Sein 40tes Jahr nahete heran, ehe er sich die Möglichkeit dachte, Schriftsteller zu werden. Aber „der Zufall, der überhaupt in der Welt eine wichtige Rolle spielt, lenkte es anders.“ Er lernte den Buchhändler Wagner aus Neustadt kennen. Dieser übersandte ihm zur Uebearbeitung einen Catechismus. „Ich las das Buch durch,“ sagt Dinter, „und da die erste Frage war: Was ist der Mensch, wenn er geboren wird? Antw.: Ein Sünder, da das Ganze ungefähr in demselben Tone das Heilige mißhandelte oder wenigstens nach meinen Ueberzeugungen zu mißhandeln schien,“ so antwortete ich kurz, das Buch sey keiner Verbesserung werth und fähig.“ Und da nun der Buchhändler Wagner ihn zur Ausarbeitung eines neuen Catechismus aufforderte, so schrieb ihn Dinter für Socratiker und es wurden 50,000 Exemplare davon verkauft. So erhielt Dinter's litterarische Betriebsamkeit den ersten Impuls. Wie wollen aber die Leser der Ev. K. Z. mit Hernennung der vielen Titel so wie der vom Verf. aufgezählten Exemplare, welche verkauft sind, nicht ermüden, sondern nur das Eine bemerken, daß die in diesen Blättern gemachten Ausstellungen gegen die verderbliche, die heilige Offenbarung unaussprechlich verflachende Schullehrerbibel weber durch leere Declarationen noch durch Versicherungen der Rechtgläubigkeit des Verf. widerlegt werden können. Es ist in der That lächerlich und ein Beweis von der großen Verblendung dieses Mannes, daß er, der alle Lehren des Evangeliums mit rauen Händen antastet, und das ganze historische Gebäude der heiligen Schrift höchstens als eine bemerkenswerthe Ruine oder Reliquie ansiehet, noch auf Rechtgläubigkeit Anspruch machen kann.

Daß aber diese unevangelische Bibel in unserm evangelischen Vaterlande nicht nur unter Predigern und Schullehrern, sondern

selbst unter der ganz ungebildeten Volkclasse eine so ungemeine Verbreitung gefunden hat, das ist sehr betrübt. Uns beziehend auf die in der Ev. K. Z. (Jahrg. 1828 Januarheft) enthaltene Recension (besonders abgedruckt Berlin 1828 bei L. Dehmigke) können wir den Wunsch nicht unterdrücken, daß die weitere Verbreitung dieser das Heiligthum Gottes verwüsthenden und den symbolischen Büchern unserer Kirche so dreist widersprechenden Schrift, von Jedem in seinem Kreise durch Aufdeckung ihres Inhaltes nach Kräften gehindert werden möge, damit der heillosen Verflachung der heiligen Offenbarung endlich gesteuert und namentlich der — größtentheils incompetenten Schullehrerstand nicht ferner angeleitet werde, die heilige Schrift methodisch auszuleeren.

Das Schlußcapitel der Selbstbiographie enthält die Beschreibung von Dinter's Privatleben. Hier liest man allerdings manches Merkwürdige, in gewisser Hinsicht Lobenswerthe. Schon in der Einleitung zu der vorhin erwähnten Recension der Schullehrerbibel ist der aufopfernde Liebe Dinter's Erwähnung geschehen. Es ist immerhin, abgesehen davon, daß Dinter von Natur wenig Bedürfnisse hat und als einzelner Mann sehr reichliche Einkünfte zieht, lobend anzuerkennen, daß er seine überflüssigen Gelber statt zu seiner eigenen Bequemlichkeit, dazu anwendet, dürftige junge Leute auszubilden. Mit Recht freuen wir uns dieser Werththätigkeit. Ob aber dieses Wohlthun aus der wahren Quelle entspringt, aus der Liebe zum Herrn, aus einem für die empfangenen Gnadenwohlthaten dankbar bewegten Herzen; ob nicht die linke Hand erfährt, was die rechte thut; — auf diese und andere Fragen wollen wir nicht weiter eingehen; sie gehören vor ein anderes Forum (1 Cor. 13, 3.); können aber nicht umhin, dem Verf. auch hier zu bemerken, daß es in jedem Falle würdiger gewesen wäre, wenn er es Anderen überlassen hätte, seine guten Werke aufzuzählen. — Die rüstige Thätigkeit des Verf. ist bewundernswürdig. Man höre nur. Dinter hat jährlich 3,300 Actenstücke durchzusehen, ist Professor, bringt jährlich 80 bis 90 Tage auf Reisen zu, ist oft 13 Stunden täglich in Thätigkeit, bisweilen gar 15 Stunden; er kann rechnen, daß er wöchentlich 83 Stunden arbeitet und ist meist Abends um 10 Uhr so froh als beim Aufstehen. Am 19. October 1828 hatte er 2,157 Reilen auf Revisionsreisen gemacht und von rein Deutschen Orten (seines Bezirks) ist keiner, dessen Schulen er nicht revidirt hätte, von Ostpreußen's Städten (eine ausgenommen) keine,

\*) Joh. 3, 6. Ps. 51, 7. u. a. Et. sind demnach auch unter die das Heilige mißhandelnden Stellen zu zählen.



in der er nicht gewesen wäre.“ Thätigkeit ist ihm Element geworden, sie ist ihm Bedürfnis, sie ist seine Lust, seine Bohnen. Flösse diese Thätigkeit aus der rechten Quelle, wäre sie auf das wahre Ziel gerichtet, das Vaterland könnte sich freuen, einen solchen allerdings nicht talentlosen, lebendigen, populären und praktisch tüchtigen Mann an der Spitze des Schulwesens einer Provinz zu wissen. Dinter hat wirklich, was die äußere Organisation des Schulwesens betrifft, viele lobenswerthe Verbesserungen in's Leben gerufen; aber Eins fehlt ihm und mit dem Einen Alles: — der evangelische Sinn, die Weihe des Christen, der Geist der Gnade und des Gebetes, der Blick in die Geheimnisse des Evangeliums, mit Einem Worte: der lebendige Christus. Davon finden wir auch in dieser Biographie keine Spur und darum wiegt das Wirken dieses Mannes, auf der Waage des Heiligthums gewogen, nichts, ja es ist bei'm Lichte Gottes angeschaut, ein das Heil der Evangelischen Kirche (wenn's möglich wäre) untergrabendes Wirken. Unter der Maske: Theologie ist nicht Religion, „das Theologische gehört nicht für den Volkunterricht, für's Volk gehört das Practische“ wird auf eine scheinbar fromme aber in der That unehrliche Weise das Fundament des ganzen Christenthums, nämlich die historische Basis desselben unterminirt und alles Positive weggerissen. Die Offenbarung wird auf die salzloseste, flache Weise ausgeleert und zu einem Buche herabgewürdigt, das bei einer ungeheuren Quantität Aberglauben doch, wenn das Accommodationsystem gehörig applicirt wird, recht schöne moralische Vorschriften gibt; Vorschriften, welche freilich heutzutage in dem erleuchteten 19ten Jahrhundert (wenn die Herren es aufrichtig gestehen wollen), wenigstens eben so vortrefflich anderwärts, z. B. bei Dinter und Geistesgenossen, zusammengestellt seyn möchten.

Nur mit tiefer Betrübniß kann darum der evangelische Christ diese unevangelische Schrift aus der Hand legen und wahrlich, es ist ein bedenkliches Zeichen der Zeit, daß dieses flache und gemeine Nachwerk so kurz nach seiner Erscheinung schon die zweite Auflage erlebt, wie wir so eben mit Verwunderung hören. Also um einen solchen Mann, der als Schul-, Confistorialrath und Professor der Theologie in seinem 70sten Lebensjahre mit Joten um sich wirft und allerlei frivole Anekdoten in die Welt sendet, sammeln sich nun Tausende, um ihn reden zu hören über die heiligsten Angelegenheiten des menschlichen Geschlechts. O rede doch der unglückliche Mann nicht von einem pädagogischen Gewissen, wenn ihm sein moralisches Gewissen solches zuläßt. Wer erziehen will, der muß nicht selber noch unerzogen seyn. Wer die Bibel für Schulen erklären will, der muß doch so viel in der Schule der Bibel gelernt, so viel von dem Inhalte der Bibel an seinem Herzen erfahren haben, daß er nicht mehr ungestraft den Samen der Gemeinheit ausstreuen kann in die Welt.

Wir sind in der Beurtheilung dieser Schrift noch gelinde verfahren. Wir hätten zu mehrerer Bestätigung der einzelnen Urtheile die bloß nach der Seitenzahl citirten Stellen wörtlich ausheben können. Auf diese Weise würde denjenigen Lesern der Ev. K. Z., welche mit Recht keine Lust haben, dieses namentlich für die Schullehrer so gefährliche und verführerische Buch, selbst zu lesen, die Verderblichkeit desselben noch klarer in die Augen gesprungen seyn. Ref. muß aber gestehen, daß das Abschreiben der flachen Aeußerungen ihm zu langweilig, das Excerptiren der vielen gemeinen und frivolen Stellen aber wider die Stimme seines Gewissens war, und denkt darum: sapienti sat!

Uebrigens ist sich Ref. bewußt, daß es seine Absicht nicht

war, die Person des Verf. dieser Biographie kränken zu wollen. Vielmehr hat der alte Mann unser inniges Mitleid rege gemacht, so daß wir von Herzen für die Erleuchtung und Erneuerung seiner Seele beten können. Gott gebe, daß noch vor seinem Ende die Stimme, welche Saulus auf dem Wege gen Damascus vernahm, unablässig aus den Wolken in Dinter's Seele donnere: Du! was verfolgst du mich! damit er niedersinkend zu den Füßen dessen, dem er den Weg verrammelt zu tausend Herzen und um Erbarmen stehend fragen lerne: Herr was willst du daß ich thun soll? — Gewiß wird er alsdann keine Ruhe haben, bis er durch einen öffentlichen Widerruf aller seiner theologischen und pädagogischen Werke, durch eine öffentliche Annulirung seiner hermeneutischen und dogmatischen Grundsätze das Geschehene so viel als möglich ausgeglichen hat. Ezech. 33, 14. 15. 16.

So sehr wir dem Verf. in dieser Beziehung die stärkste Auffassung von oben wünschen und erleben, so mächtig fühlen wir uns gedrungen, noch ein Mal unseren Abscheu an seinen theologischen Grundsätzen auszusprechen und es laut zu sagen, daß sein ganzes Religionsystem nichts ist, denn ein reiner Deismus, der allen Grundwahrheiten des Evangeliums den Lebensnerv abschneidet. — Vergewärtigt man sich nun die ungeheure Zahl seiner Leser namentlich unter dem Schullehrerstande; bedenkt man, wie viele Tausende auch durch diese Biographie in die Strudel des leichtsinnigen Unglaubens hinuntergerissen werden müssen, dann wird die Seele jedes ernstlichen Christen, dem die Förderung des Reiches Gottes anliegt, mit Wehklagen, mit tiefer Betrübniß erfüllt und der innerliche Drang wird groß, sammt der Doro-logie die siebente Bitte aus dem Gebete des Herrn zu beten. —

## Nachrichten.

(Denkwürdigkeiten aus der Kirchengeschichte Berlin's im achtzehnten Jahrhundert.)

Eine kleine Schrift, die 1781 in Berlin erschien, läßt uns einen besonders interessanten Blick in das religiöse und kirchliche Treiben thun, das zu jener Zeit — in der ersten Periode des Nationalismus — daselbst statt fand. Es ist dieselbe „eine Vertheidigungsschrift des Kaufmanns S. L. Apitzsch zu Berlin“ gegen einen Angriff im Journal f. Prediger, mit dem seltsamen Titel: „Wir haben's nun Alle gelesen,“ und dem doppelten sehr empfehlenden und zu empfehlenden Motto: Eph. 4, 25. und

Sollt' ich aus Furcht für Menschenkindern  
Des Geistes Trieb in mir verbünden u.

Aus Vorst. Gesangbuch.

Der Verfasser ist ein derber, alter Berliner Bürger, und spricht sich als solcher in der ganzen eigenthümlichen, willkürlichen Form der Schrift aus, aber zugleich ein wahrer Christ, wie er dies auch besonders durch sein herzliches Festhalten am alten Glauben und am alten Gesangbuche beweist. In beiden Beziehungen ist er Repräsentant eines starken Theils der damaligen Bürgerschaft Berlin's, Zeuge für die damals noch im Volke fest wurzelnde Anhänglichkeit an die evangelische Wahrheit und entschieden sich aussprechende Kirchlichkeit desselben, und Gegner der Neuerungen, die in Lehre und Gesang versucht und leider nur zu sehr verwirklicht wurden. Zuerst nun machen wir unsere Leser aus vorliegender Schrift mit dem Verf. selbst bekannt, und zwar mit seinem Christenthume, dann mit dem Eindrucke, den das neue, von Zeller und anderen rationalistischen Predigern zur Einführung in die Kirchen vorgeschlagene Gesangbuch auf die christlicher gesinnten Gemeinden machte, mit den Bemühungen für und gegen dasselbe, wie mit der Indifferenz oder Menschenges-



fälligkeit solcher Personen, die sonst als Stützen der Kirche galten, und endlich mit dem Resultate des Streites.

Von sich selbst erzählt Apitzsch beiläufig (S. 54 f.), er sey alt geworden im Dienste des Teufels und der Welt. „Ich habe 46 Jahr als ein honetter Weltmann gelebt, auch wohl Manchen befehret; selbst aber war ich ein eingeistlicher Teufel. Ich ging fleißig zu St. Nicolai und bewunderte die vortreffliche Beredsamkeit, und Nachmittags nach der neuen Welt (Vergnügungsort). Dessen Werke ihr thut, dessen Knechte seyd ihr. Das hieß Vormittag Gott einen Hofedienst leisten und Nachmittags den Lüste dieser Welt und mir dienen, mithin Abgötterei treiben. Wäre ich vor 6 Jahren gestorben, so wäre ich auf eine honette Art ewig verloren gegangen. Gelobet sey der Herr, daß ich nun 1 Petr. 1, 3. an meiner Seele erfahre und noch erfahre.“ Auf seine Befehrung scheint sich auch zu beziehen, was er S. 40 f. erzählt: „Ein anderer in sich selbst erleuchteter Herr N. wurde vor etwa 5 Jahren in den Zeitungen angegriffen, wegen einer Schrift, die den orthodoxen Theologen nicht gefiel. Ein Freund kam zu mir und sagte: „Wissen Sie wohl, daß Ihr Beichtvater auch eine von den neuen Schlangen ist?“ Was! mein Beichtvater? Ich erschrak — und stellte sogleich ein Examen über mich selbst an. Wer bist du? wirst du auch selig werden? Die Antwort, so ich auswendig gelernt, war gleich da: Ich hoffe es. Ja was hoffen? Es hoffet wohl Mancher darauf und gehet verloren; dort ist kein Rückgehn, du mußt deiner Sache gewiß werden. Wer selig werden will, muß es hier werden — [nach dem, was geschrieben steht:] — Nun wir denn sind gerecht geworden &c. Und dieses ernstliche Examen über mich selbst war dieser Augenblick Schuld [verursachte dieser Augenblick], da ich die Zeitung bekam; welches aber Gottes Geist regierte. Halleluja.“

Daß die Neologie nur unter starkem Widerspruche aufkam, ist hiemit schon erwähnt. Wie es geschah, ist auch hier aus mancherlei Beispielen zu sehen. So fragte Apitzsch einen Prediger, ob Jesus Christus wahrer Gott sey von Natur, und bekam hiüber keine Antwort. Hiezu macht er die Bemerkung: „Ich halte dafür, wer Anstoß nimmt, der dreieinigen Gott zu verehren, der muß was Anderes im Herzen führen, nur daß er um's liebe Brodt jetzt noch schweigt, bis es Zeit ist frei zu reden; und es ist offenbar, daß unsere neuen Gesangbuchsfabrikanten auch des Sinnes sind“ [die Gottheit Christi läugnen].

Das neue, rationalistische Gesangbuch machte groß Aufsehen. Apitzsch selbst nahm sich auch vor, die allgemeine Einführung des neufabricirten Gesangbuchs zu verhindern, mit dem festen Entschlusse, wenn auch er oder seine Mitbürger der Festsung- oder Todesstrafe ausgesetzt seyn sollten (S. 15.). Wie er sich dessen unterstand, berichtet er ebenfalls (S. 42 ff.) und bemerkt dabei: „Ergähle ich es aufrichtig, so weiß ich schon, der Teufel wird sich figeln über meine Einfalt: aber haben Sie nur Geduld, er wird auch gerichtet werden. Nach vorher schon angeführten Unruhen in der Stadt, die schon da waren, dachte ich: wer weiß? du hast's noch nicht gelesen, es mag wohl besser seyn als die Leute denken. Ich bekam es geliebt von einem Freunde; ich fing an zu lesen ein Lied nach dem anderen, und bei dem Lesen wurde meine Seele immer unruhiger; ich dachte: „Was ist denn das? Suche doch den Glauben auf!“ Da merkte ich Unrath. „Suche das Lied: Meine Seel' ermuntere dich; Eins ist Noth &c.; Herr Gott dich loben wir.“ Nun hatte ich schon genug! Ich nahm es wieder vor, und fand entweder die herrlichsten Lieder gar nicht, oder verstümmelt. Ich dachte, das ist kein Gesangbuch vor's Allgemeine. Jedoch hielt ich mich stille, ohne — — Jemand aufzuwecken. Ich kam, weil ich täglich ausgehe, bald hier, bald da, unter Hohen und Niederen. — — Ueberall fand ich Unruhe wegen das neue Gesangbuch. Ich ging in unsere Versammlungsstände, worüber Viele sich so lustig machen. — — Dergleichen Versammlungen sind nicht nur in Berlin, auch in Magdeburg, Pommern, Schlesien; — es sind oft auch Prediger dabei. Sie besetzen aus adelichen und bürgerlichen Gliedern, gemeinen Soldaten, Bauern, alle eines Sinnes. Was wir machen, will ich Ihnen ordentlich erzählen. Wir singen ein Lied, lesen aus der Bibel

Insien nieder und beten; wir beschäftigen uns da ordentlich wie im Himmel — alle Menschen dauern da nicht, denn: Wo der Herr sein Häuflein richtet, da bleibt kein Gottloser nicht. So singen wir, und beten thun wir für uns, für unseren lieben König. (Weil er lebt zu Felde war, da haben wir Tag und Nacht für ihn gebetet. Unsere Kinder singen sogar an, aus eigenem Triebe Bestunden anzustellen, und Gott machte dem Kriegsfeuer bald ein Ende.) — — Un aber wieder auf die Unruhen über das neue Gesangbuch zu kommen! Man sagte den Entschlus: Wir wollen eine Bittschrift machen an unseren König. — — Er nehme Haab und Gut, unser Blut auch, aber die Seele gehöret Gott. Einer meiner Freunde, der Federschmücker Volzius, welcher jetzt noch zur St. Vertrautengemeinde gehöret, sagte: „Was sagt der Herr Rath Silberschlag? Gehen Sie doch zu ihm hin.“ Ich ging, sagte aber: „Was das Consistorium betrifft, wird er nicht allein widersprechen können;“ und so war's auch. Ich fand diesen lieben Mann, daß er wirkliche Treue bewies an seinem Collegium; er wollte nicht heraus mit der Sprache [ob nämlich die Einführung des neuen Gesangbuchs nur von diesem betrieben werde oder vom Könige befohlen sey], bis ich sagte: „Ist es Königl. Befehl, so fordere ich nicht nur im Namen unserer Gemeindeglieder, sondern auch anderer, den Beweis. Sie sind ein Mitglied des Ministerii.“ Er zeigte mir ein von zwei Räten unterschriebenes Cirkularschreiben, gedruckt. Ich antwortete hierauf: „Ja, Herr Rath, in dieser Sache, da es vom Könige nicht unterschrieben ist, werden die Unruhen sich nicht stillen, sondern es werden Viele an den König selbst gehen.“ Wie gesagt, so geschah; denn das ist eine Gewissenssache, wo der Landesherr nicht mit dem Schwerdte durchgreifen wird. „Wissen Sie was,“ fuhr ich fort, „man hat mir schon lange angelegen, ich sollte eine Vorstellung an Se. Majestät machen, und ich erkenne es als Pflicht für meine Nachkommen, den Irrthum nicht einschleichen zu lassen.“ Der Herr Rath Silberschlag antwortete mir: „Thun Sie es nicht. Sie werden sich viele Feinde machen.“ Ich: „Ist Gott für mich, wer mag wider mich seyn?“ Herr Rath Silberschlag sagte: „Ich bitte Sie, lassen Sie es uns abwarten, wie es gehen wird, ich werde es [das Gesangbuch] sobald nicht abkündigen.“ — — Ich besuchte andere Priester; alle waren unzufrieden mit den Fabrikanten. — — Keiner von den Predigern, die ich besuchte, wollte als ein Hirte vorgehen. Einige schätzten die Subordination vor. Ei, dachte ich; ich denn unter den sogenannten Geistlichen auch eine Subordination in Gewissenssachen? Dies ist ja auch schriftwidrig. Christus unser Herr sagte: Unter euch soll es nicht also seyn, der Größeste unter euch sey euer aller Diener. — — Endlich kam ein treuer Jünger des Herrn, ein Hofmann eines hiesigen Hofes, zu mir und sagte: „Lieber Herr Apitzsch, ich habe schon lange zu Gott gebetet, wegen des einreißenden Uebels der neuen Lehrkunst, vornämlich, daß Gott es verhindern wolle, daß das Uebel nicht allgemein würde, und ich bekomme immer das Verlangen, ich solle zu Ihnen gehen. — Das ist die Zeit, da sie die heilsame Lehre nicht mehr leiden wollen.“ Ich sagte: „Ja, mein Lieber, unsere hochgebildeten Herren werden das gleich umdrehen und sagen: daß wir die Leute sind; wie sie auch schon predigen. Aber wissen Sie, was für ein Mittel ist? Das wird den Ausschlag geben.“ „Nun was denn?“ „Wir wollen beide niederknien und beten, und dann wird Gott die Seinen schügen.“ Mein Freund betete erst, sodann ich, und in meinem Gebet hielt ich unserem Heiland für, was sein heiliger Mund selbst geredet. Matth. 18, 19. — — Und da ich aufstand, sagte ich zu meinem Freunde: „Nun lassen Sie die Herren machen, was sie wollen; vor der Hand werden sie nichts ausrichten.“ Ein Anderer, der auch darum zu Gott gerufen, faßte den Eindruck: sie beschließen einen Rath, und es wird nichts daraus. Gehen Sie nun, meine hochgelehrte Herren, wer es ist, der diese Ihre Plane geändert hat? Es ist unser Gott, der Herr Zebaoth! der will das noch nicht haben. Er hat noch seine Kinder in Berlin und im Preussischen Lande, die brauchen gesunde Nahrung und reine Weide. — — Ich ging hierauf wieder zum Herrn Rath Silberschlag und dat,



er sollte bei Sr. Majestät einkommen. „„Sie sind doch einmal unser Hirte,““ sagte ich. Herr Volzjus ging dagegen bei seinen Beichtvater oder anderen Predigern und stritt sich wie Andere herum. Ich sagte: „„Herr Rath, ein guter Hirt läßt sein Leben für die Schaafe.““ Der liebe Herr Rath wollte nicht, sondern schüttelte seine Pflichten, die er dem Collegio nicht brechen könnte. Nun ging ich zu Hause und schrieb an der Prinzessin Amalia Königl. Hoheit für vier Gemeinden: Gertraut, Dreifaltigkeits, Jerusalem's, Neue Kirche und Ebnischer Vorstadt. Hiezu brauchte ich freilich Verschönerung, die unsere Bittschrift unterzeichneten, und da hatte ich denn in zwei oder drei Tagen 130 beisammen. — — Am Tage der Uebergabe kam ein neuer Auftritt. — Ein sehr beredter Mann, von dem es schien, als ob er noch ein Same von Jenen wäre, von denen im Evangelio gesagt wird: Sie vermaßen sich, daß sie fromm wären (wer er war, wußte ich anfangs noch nicht gewiß, bis ich's nachher eingesehen), kam zu mir, brachte eine große Empfehlung, und ich wäre gern zufrieden gewesen mit einem herzlichen Grusse, nebst einem Billet von dem Herrn Prediger N. — Ich las das Billet, und es war, als sagte einer mir: Gib Achtung! Dies Billet war mit 2 Thlr. angefüllt. — Hier ist die Geschichte: Ein Dienstmädchen, die ein Mitglied meiner Gemeinde ist, hat bei erweichtem Nachdenken und Neue über ihre Sünden &c. Nur kurz, Herr Prediger, was hat sie denn? Sie soll, wie er vorgibt, Untreue an ihren Herrschaften begangen und also auch zu der Zeit, da sie im Dienst bei mir gestanden, so gehandelt haben; der Prediger hätte den Auftrag, es wieder zu erkärten, denn nach ihrem Geständniß hätte sie 2 Thlr. angegeben. Ich lachte über diese feine Erfindung, und behielt mir vor, dem Herrn Prediger schriftlich zu antworten. Der Vöte des Herrn Prediger redete mich an: „„Was halten Sie von dem neuen Gesangbuche?““ — — Endlich zog er eine Empfehlungspredigt heraus vom Herrn Prediger; ich hat, sie mir zu leihen. Der Vöte war froh, daß er sie mir zum Geschenk anbringen konnte, weil er sie auch vom Herrn Prediger geschenkt bekommen hatte. Nach einigen Wortwechseln mit ihm wider die Verstümmelung der Glaubensgesänge zog er auch das neue Gesangbuch heraus. Horch auf! das ist ein Famulus, dachte ich; sieh, wie listig! was ist wahr? Die Erweckung des Mädchens, oder soll dieser Vöte dich zum neuen Gesangbuche bekehren? Das ist ganz gewiß der Mann, der auch bei dem Tischler Selks gewesen und den Herrn Prediger so herausgestrichen hat, weil er ihm, wie man sagt, ein Viertel Holz geschenkt haben soll. Wie gedacht, so war es auch. Gott! was gibt man sich doch für Mühe, schlechte Waare gut zu heißen! — — Ich hatte diesen Brief für eine Erfindung, um so gewisser, weil ich gebeten, daß mir der Herr Prediger das Mädchen schicken möchte, ich wollte ihr die 2 Thlr. zurückgeben und noch mehr dazu, wenn sie es nöthig hätte &c.“

Mit Recht fragt und sagt also Apiksch (S. 28.): „„Was für einen Werth gibt die Einführung dieses Gesangbuches demselben? Gold läßt man sich nicht aufdringen. Falsche Münze tauscht kein Kaufmann für gutes Gold ein. Die neuen Thaler von 1781 werden nicht weniger willig angenommen als die von 1764. Die Neuheit ist also gewiß nicht der Fehler dieses Buches.““ Das Ende seiner Bemühungen erzählt er so (S. 57.): „„Da nun keine Antwort auf meine Eingabe an der Prinzessin Amalia Königl. Hoheit erfolgte, weil Se. Königl. Majestät acht Tage lang Höchstselbst nicht besuchten; Alles darauf wartete, so kündigte der Herr Rath Silberbeschlag das so viel Streit erregende Buch ab, dabei die Gemeinde die Köpfe zusammen stachen und murreten. Den anderen Tag lief Einer nach dem Anderen hin und ich auch: „„Herr Rath, was haben Sie denn gemacht? Alles hat sich auf Ihre Festigkeit verlassen, und nun sind Sie, nach Herr T[eller], der Zweite,

der es ausruft; Sie haben wohl gedacht, Sie werden es veräußern.““ So rebeten ihn Glieder der Gemeinde, wie auch von anderen Kirchen an. Nun war es Zeit, die Schrift zurückzunehmen, weil ein Jeder bei Hiersseyn Sr. Königl. Majestät den Ausschlag wissen wollte. Ich ging in meine Stube, kniete nieder und rebete mit Gott einsältig, bat, er selbst möchte mich nach seiner Gnadenverheißung unterstützen, weil er gesagt: Es soll euch gegeben werden. Und das habe ich auch hier bei meiner Vertheidigung gethan, denn ich habe nichts von mir selbst als sündigen. Und hierauf schenkte mir Gott einen Freund an dem Herrn Volzjus, Federstümcker allhier, der mir Gesellschaft leistete. Wir beide gingen zwei Tage nach einander auf's Schloß und wollten Se. Majestät gerne selbst sprechen, konnten aber Höchstersehlen Unpäßlichkeit haben zu dieser hohen Gnade nicht gelangen; deshalb mußten wir unsere Bitte als einen versiegelten Brief an die hohen Räte abliefern, worauf den dritten Tag die Allerhöchste Landesväterliche Resolution erfolgte, die in meinen Händen ist, und als ein Denkmal der herablassenden Huld gegen einen jeden Unterthan auf meine Kinder verbleiben soll.“ Diese eigenhändige Antwort Friedrich's II., vom 18. Januar 1781, lautete dahin: „„Die Priester sollen die Toleranz nicht vergessen. Jenen wird keine Verfolgung gestattet werden. Ein Jeder kann glauben und singen, was er will.““ In der zweiten Cabinetsordre vom 18. Mai 1781 hieß es: „„Es dependiret von den Gemeinden und Se. Majestät haben nichts vorgeschrieben. Die Herren Priester oder Cathederredner, oder wer sie sind, haben nichts zu befehlen, sondern nur an Christi Statt zu bitten, d. i. schriftmäßig, nicht als die über's Volk herrschen.““

In Charlottenburg ging es unruhiger zu, wahrscheinlich, weil nicht einzelne tüchtige Männer das Organ des Volkes wurden, um die Sache vor den König zu bringen, wie denn Apiksch selbst S. 39. darüber jammert, daß die Leute so blind gewesen seyen in ihrem Eifer. Der Prediger Dressel hatte nämlich, nach dem Berichte eines Neologen im Predigerjournal (f. S. 10 f.) zuerst die angesehensten Glieder der Gemeinde zu sich gebeten, um ihnen das Gesangbuch zu empfehlen; vielen Armen schenkte er's. Aber nachdem es schon einige Sonntage gebraucht worden war, hielt die Gemeinde bei'm Prediger um Beibehaltung des alten an. Dieser predigte hierauf wider ihre Widerspänstigkeit, und soll sich gedauert haben, er wolle lieber abdanken (was er aber doch nicht that). Des Nachmittags nun kam Niemand mehr in die Kirche, und den folgenden Sonntag, da wieder Einige da waren, bestrafte er sie. Auch ein Vöte des Predigers, der nach Berlin geschickt wurde, um neue Gesangbücher zu kaufen, hatte Gelegenheit, ihren Zorn darüber kennen zu lernen; ein Charlottenburger nahm ihn wegen der schlechten Bitterung auf seinen Wagen. Kaum hörte er aber, daß der Vöte hundert neue Gesangbücher holen solle, so jagte er ihn wieder hinunter. Doch bemerkt der rationalistische Briefsteller selbst, daß es auch einen Haufen Eiferer für das neue Gesangbuch gebe, nur sey er kleiner.

(Halle.) Den Freunden der biblischen Exegese wird hiemit die erfreuliche Nachricht mitgetheilt, daß im Laufe dieses Jahres ein neuer Abdruck des Commentars von Calvin zu den Neutestamentlichen Briefen ersteinen wird, und zwar bei dem sehr bedeutenden Volumen (von etwa 60 Bogen gr. 8.) zu dem überaus niedrigen Preise von 1 Rthlr 15 Sgr. Die Liberalität eines Mannes, welchem die Beförderung christlicher Gelehrsamkeit am Herzen liegt, setzt durch einen sehr beträchtlichen Zuschuß Herrn Buchhändler Schwetschke, der den Druck übernommen, in Stand, das Werk zu diesem Preise abzulassen.



# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1830.

Mittwoch den 17. März.

N<sup>o</sup> 22.

## Die barmherzigen Schwestern des Vincenz von Paula in der Römischen Kirche.

Während unzählige Mitglieder der Römischen Kirche in Mönchs- und Nonnenklöster eingeschlossen in trügem Müßiggange das Brodt verzehren, das ihnen die arbeitende Classe im Schweiß ihres Angesichts verdienen muß, findet sich in derselben Kirche eine Art klösterlicher Gesellschaften, welche, heilbringend für ihre Mitbrüder wirkend, ein Beispiel ächter christlicher Gesinnung abgibt, welches unter uns wenigstens hohe Achtung, wenn nicht gar Nachahmung verdient.

Es war der vortreffliche Vincentius von Paula, welcher, so wie vielen anderen heilsamen Instituten der Römischen Kirche, auch dem, von welchem wir hier reden, sein Leben gab. Ehe wir in das Einzelne eingehen, wollen wir über die Wirksamkeit dieses seltenen Mannes Einiges im Allgemeinen erwähnen. Er erblickte im Jahre 1576 das Licht der Welt und man kann wohl sagen, daß damit auch seiner Kirche ein großes Licht aufging. Frankreich insbesondere bedurfte damals mehr als je einer kräftigen, geistigen Hülfe. Das Verderben am Hofe und in der Geistlichkeit war sehr groß. Dazu kamen die zerrüttenden bürgerlich-religiösen Kriege, die nicht bloß äußeres Elend, sondern auch geistige Verwirrung mit sich führten. Vincentius, schon früh in der Schule der Leiden erzogen, und dadurch zu Christo geführt — schon als Knabe gerieth er in die Gesangschaft von Dunesen — lange Zeit ohne ein anderes Amt als das eines Priesters und Hauscaplans, war derjenige, dem es gelang, durch mannichfache nicht bloß von der Liebe, sondern auch von der Weisheit eingegebene Anstalten eine wesentliche Veränderung hervorzubringen, und diesen geistlichen Segen Frankreich's dann auch von dort aus auf andere Länder wirken zu lassen. Die erste Einrichtung, welche unter Mitwirkung der frommen Familie, in welcher er Hauscaplan war, zu Stande kam, war die Errichtung einer für das Inland bestimmten Missionsgesellschaft, welche im Lande selbst zu zweien und zweien, arm und nur mit den allernothwendigsten Bedürfnissen des Lebens versehen, umherzog, um zu ermahnen, zu trösten und menschliches Elend zu lindern. Sie erhielt vom Papste die Bestätigung unter dem Namen der Missionspriester. Der Missionseifer des Vincenz erstreckte sich

aber noch weiter. Seine Missionspriester wurden in Genua, in Piemont, in Korsika von den Einwohnern selbst begehrt, und da die Anstalt wuchs, so konnte er bald selbst an noch entferntere Missionen denken. Es gingen Priester dieser Gesellschaft nach Irland, selbst auf die wüsten Felsen der Hebridischen Inseln, zu einer Zeit, wo katholischen Missionarien im Britischen Reiche nicht wenig Gefahr drohte, denn der zelotisch-protestantische Cromwell führte damals das Staatsruder in England. Seine eigene Gefangenschaft unter den Barbaren von Tunis gab Vincenz den Gedanken, den armen Christensclaven, die dort in so harten Banden seufzten, und oft bei entstehender Pest ohne freundlichen Beistand jämmerlich unterliegen, geistlichen Trost zu senden. Es gingen einige selbstverläugnende Priester nach Tunis und Algier, etliche von ihnen raffte die Pest hin. Aufgefordert vom Papste sandte Vincenz einige Glaubensboten selbst nach dem entfernten Madagaskar, welche mehr als 600 Madagassen in die christliche Kirche aufnahmen. Unter andern schickte er seine Missionare auch nach Rom. In den weiträumigen Ebenen nämlich, die Rom umgeben, die campagna genannt, zogen in einem gänzlich vernachlässigten Zustande, der größten Armuth preisgegeben, mit Fellen bedeckt, jeden Abend ihre Hütte an einem anderen Platz aufschlagend, eine große Anzahl Hirten mit ihren Familien herum. Als Vincenz 1608 in Rom war, war der Zustand dieser armen Leute ihm nahe gegangen, und unter besonderer Begünstigung des Papstes bestimmte er einige gottselige Priester dem Berufe, in Armuth und Elend hier zu wirken. Vincenz dachte aber auch an alle Arten von verlassenen Christen in seinem Vaterlande. Er besuchte fleißig mit seinen Priestern die Galeerensclaven, und bewirkte, daß ihnen ein Krankenhaus erbaut wurde. Sehr groß war die stilletliche Verderbniß in dem Französischen Heere; als nun auch die Pest unter demselben ausbrach, da errichtete Vincenz eine besondere Missionsanstalt für das Heer, und als einige von diesen selbstverläugnenden Männern an das Hoflager begehrt wurden, so stiftete er eine neue Mission für den Hof, deren Priester freilich unter lautem Murren unerbittlich die wollüstigen Sitten des Hofes strafte. Besonders unter den Frauen änderte sich der Geist so, daß sich nachher vier kleine Gesellschaften unter ihnen bildeten, welche sich zu Liebeswerken verbanden. — Was ihm sehr am Herzen lag, das war die Ver-



besserung der Geistlichen selbst. Sehr heilsam wirkten die von ihm eingerichteten Priesterconferenzen, die sich zweimal in der Woche versammelten zur Betrachtung und erbaulicher Unterredung; aus denen, die daran Antheil hatten, wurden nachher mehrere Geistliche zu den vornehmsten Stellen berufen. Eine sehr segensreiche Anstalt war ferner die für die Vorbereitung junger Geistlichen, ehe sie ihr geistliches Amt antraten. So wie diesen Gelegenheit gegeben wurde, eine Zeit lang vorher, ehe sie in ihr großes Amt eintraten, in stiller Zurückgezogenheit vor Gott sich zu sammeln, — eine Einrichtung, die wie uns scheint, jungen in ihren schweren Beruf eintretenden Geistlichen gar nöthig ist — so eröffnete Vincenz in Paris in seinem Ordenshause auch für alle andere Geistlichen und Laien Rämmerchen, in denen sie sich eine Zeit lang vom Geräusche der Welt zurückziehen, und in der Stille Gott weihen konnten. Man rechnet, daß im Laufe des Jahres 700 bis 800 Seelen hier Tage stiller Sammlung fanden. Auch auf die Errichtung von wissenschaftlichen Lehranstalten für die Geistlichen seiner Kirche richtete Vincenz seine Aufmerksamkeit. Dabei war ihm aber vor Allem daran gelegen, daß keine unnütze Scholastik eindreänge. Einem Vorsteher schrieb er: „Mein Herr, ich muß Sie von der Leitung des Seminars abrufen, weil sie gar zu geschickt sind.“ — Ferner ward für Findlinge, und eben so auch für Wahnsinnige eine Anstalt gegründet, in der sie geistliche und leibliche Berathung fanden. — Zu allen diesen menschenfreundlichen und der Kirche ersprießlichen Anstalten kam dann auch die Gründung einer Schwesterngesellschaft milder Frauen, welche der Armuth und den Kranken geistlich und leiblich beizustehen suchten, und endlich, da verheiratete Frauen weniger im Stande sind, solchen Pflichten eifrig obzuliegen, gründete Vincenz 1634 auch eine Anstalt barmherziger Schwestern, filles de la charité, genannt. Armen- und Krankenpflege, geistliche Berathung und Trost waren die vornehmsten ihrer Geschäfte, zu denen späterhin auch Schulunterricht kam. Diese Anstalt ist nun bis auf die neueste Zeit herab die Quelle mannichfacher Segnungen gewesen. Kann es doch selbst Voltaire nicht unterlassen, ihr das Zeugniß zu geben: *Peut-être n'est-il rien de plus grand sur la terre, que le sacrifice, que fait un sexe délicat, de la beauté et de la jeunesse souvent de la haute naissance, pour soulager dans les hôpitaux, ce ramas de toutes les misères humaines, dont la vue est si humiliante pour notre orgueil, et si revoltante pour notre délicatesse.*

(Schluß folgt.)

## M i s c e l l e .

(Ueber die Proben zweier Bücher, die man von Dinter verlangt hat, in Bezug auf den Plan des Ganzen und den Inhalt der Proben.)

Schon ein Artikel in einer der neuesten Nummern der *Ev. R. Z.* (N. 12.) bespricht diese Anzeige, jedoch so, daß dabei vorzüglich die sich darin zu Tage legende Subjectivität des Verfassers, des Herrn Consistorial- und Schulrath Dinter, in's Auge gefaßt wird, um von da aus über das, was wir von diesen zwei versprochenen Büchern zu erwarten haben; urtheilen zu lassen. Bei näherer Erörterung des Gegenstandes dürfte sich aber ergeben, daß das Werk, die Anzeige selbst, die ja Plan und Probe ist, eine directe Beurtheilung verdiene, in Rücksicht auf die außerordentliche Verbreitung, die diese Schriften zu erwarten haben und den unfäglichen Schaden oder

Nutzen, den sie stiften können, grade in der ausgedehntesten und widrigem Einflüsse am meisten ausgesetzten Classe der religiösen Lesewelt, derjenigen Classe, der die ungelöste alte Bibel, nebst Gesangbuch und Catechismus, nicht zu ihrer Belehrung genügt, die aber doch durch den Mangel an Fähigkeit oder Muße oder Interesse verhindert wird, verschiedene Ansichten und Erklärungen der Bibel sich bekannt zu machen und frei zu beurtheilen, also durch ihre Umstände gezwungen ist, sich an das zu halten, was ihr nun eben in die Hände oder in's Haus kommt (denn solche Bücher gehören der ganzen Familie, ja noch — besonders auf dem Lande — den spätem Nachkommen an). Zugleich aber ist auch diese Classe insofern vorzüglicher Theilnahme werth, als sie noch zur religiösen Lesewelt gehört, aber mit ihrem religiösen Sinne dem Einflusse der wechselnden Litteratur hingegeben ist, und zwar sehr oft ohne eigene persönliche Verheißung, bloß weil das Zeitgeschlecht vom festen prophetischen Worte abgekommen ist und die Diener der Kirche, bald nicht die Einsicht und den Willen, bald nicht die Kraft und Macht hatten, die Verbreitung der verdorbenen Nahrungsmittel oder gar der Giftstoffe zu verhindern. Nur erfreulich kann es also seyn, wenn Jeder, der hiezu berufen ist, nach seinem Berufe dafür sorgt, daß die religiöse Lesewelt nicht durch schlechte Schriften, oft unter dem Scheine des Christenthums, von dem Heile ihrer Seelen entfernt werde. Wir nun glauben uns auch verpflichtet, mündlich und schriftlich durch Ermahnung und Darstellung des wahren Verhältnisses dahin zu wirken, und wollen es in dieser Absicht versuchen, eine Beurtheilung der zwei angezeigten Werke aus der Anzeige zu geben, ehe die gewiß zahlreiche Subscription geschlossen ist. Denn nicht nur hat ein früheres Werk desselben Verf. eine ungemeine Ausbreitung erhalten; auch in Bezug auf die zweite hier angezeigte Schrift kann der Herr Verf. fast mit Gewißheit erwarten, sie werde Abnehmer finden (s. S. 5.) und zwar eben unter den Mittelständen, von denen wir ausführlicher gesprochen (s. S. 6.). Die Bibelübersetzung aber ist recht eigentlich für's Volk gemacht, und „vorzüglich dem Landvolke“ bestimmt (S. 4.), und zwar besonders den Schulen (S. 3.). Der Verleger empfiehlt sie sogar den Bibelgesellschaften (S. 24.). Die Anzeige ist auch nur deswegen ausgesgeben worden, um vermittelt zahlreicher Subscription den Preis der Werke geringer und folglich ihren Lesekreis desto größer zu machen (S. 6.). Sie wurde in einer ungeheuren Menge von Abdrücken über Stadt und Land verbreitet. Diese Anzeige von 1½ Großoctavbogen aber ist auch an sich von solchem Inhalte, daß ihre Verbreitung auffallen muß. Denn man thut ihrem Gehalte kein Unrecht, wenn man sie als einen Tractat betrachtet, der einen — zum Mindesten gesagt — unevangelischen und unbiblischen Sinn unter dem Volke erwecken und nähren muß, und zwar, wie wir gehört haben, ohne gleich den evangelischen Tractaten in seiner Circulation gestört zu werden, bis in die Restaurationen u. dgl. hinein.

Wir werden bei unserer kurzen Kritik dieser Anzeige am besten thun, wenn wir zuerst die Grundsätze betrachten, aus und nach denen die beiden Werke geschrieben werden sollen, dann die Proben, um aus ihnen auf den Inhalt der Werke an sich zu schließen, und zuletzt noch einige Bemerkungen über die Manier, Sprache u. s. w. machen.

### I. Grundsätze des Verfassers.

Die erste Frage, die sich hier wohl Jedwem aufserängt, ist gewiß die, wie sich die neuen Bearbeitungen der Bibel zur Bibel selbst und zu der kirchlichen Uebersetzung derselben stellen? Bei der gewöhnlichen, bekannten Weise des Herrn Verf., seine Ausdrücke in einer gewissen schwebenden Mitte zu erhalten, wird es schwierig seyn, die leitende Grundansicht von der Bibel in dieser Anzeige ausgesprochen zu finden. Wir müssen aber nach dem, was wir von den anderen Arbeiten des Herrn Verf. wissen, bezweifeln, daß es die der Evangelischen Kirche sey (vgl. *Ev. R. Z.* 3, 1825, S. 19, 21 f. 25., in dem besonderen Abdrucke, Berlin bei Dehmigke, S. 11 u. 15—18.), und dürfen sogar in Bezug auf diese Arbeiten durchgreifende falsche Ansicht der Bibel voraussetzen, da dieselbe, wenn auch



nicht in einem bestimmten, umfassenden Satz, doch deutlich genug hervortritt, und zwar nicht nur in der Behandlungsweise und dem Tone des Ganzen (deren Leichtfertigkeit unten wird gerügt werden müssen) sondern in folgenden einzelnen Behauptungen, auf die wir im Lesen der Anzeige stoßen:

1. In der Bibel finden sich „manche schmutzige Stellen.“ S. 4, vgl. 15. Note. Der Herr Verf. spricht in diesem Satz nicht mehr von den Uebersetzungen, sondern offenbar vom wohlverstandenen Originalen, denn er beruft sich darauf, daß Luther selbst „manche schmutzige Stellen schon in bescheidnere verwandelt“ hat; er citirt das Hebräische, und beruft sich auf Gesenius als Zeugen. Wir hingegen können nicht anstehen, eine solche Ansicht des göttlichen Wortes für profan zu erklären. Der Herr Verf. redet nämlich nicht von Ausdrücken, die nach unserem heutigen Gebrauche für indecent gelten, nämlich wenn sie ein Zeitgenosse gebraucht, obgleich auch noch bei Zeitgenossen Stand, Erziehung, Nationalität und dgl. Unterschiede machen; ein solcher rein äußerlicher und durchaus relativer Werth oder Unwerth der Worte (valent verba sicut nummi) sichts uns natürlich nicht an, und wir denken um so weniger daran, zu behaupten, daß die, zu ihrer Zeit gewiß schicklichen Ausdrücke der Bibel, nicht späterhin durch eine Wendung des Sprachgebrauchs unschicklich werden konnten, da schon die Masoreten sich bemogen fanden, (mit wie viel Grund und ob überhaupt mit Recht? gehört nicht hieher), solche Ausdrücke am Rande durch ähnliche, decentere zu ersetzen. Es handelt sich hier um etwas Anderes, als um die Wahl des Ausdrucks, da diese ja jedem Uebersetzer freisteht, und er in jedem vorkommenden Falle einen einfachen ernsthaften, natürlichen Ausdruck finden kann, den kein Mensch übel nehmen darf, so wenig als man Ärzten u. A. mehr in solchen Fällen Vorwürfe macht, wenn sie sich nur nicht leichtfertiger oder gemeiner Ausdrücke bedienen. Aber der Herr Verf. findet manche biblischen Gedanken, „manche Stellen“ selbst schmutzig; und wirklich weist auch das Wort, das er gewählt hat, selbst schon auf unreinen Sinn hin, denn schmutzig zu seyn, ist bei jedem Schriftsteller, sey er selbst Naturhistoriker, Geschichtschreiber u. dgl., ein sittlicher Fehler. Und das entgegenstehende Eigenschaftswort, da er sagt: Luther habe schon solche Stellen in bescheidnere verwandelt, benimmt dem ersten seine eigenthümliche Bedeutung nicht, da es in den biblischen Stellen fast eine Grobheit oder Unverschämtheit voraussetzt, und überdies — wie es scheint — beinahe nur gesagt ist, um der Sache eine angenehme — (wir sollten wohl sagen: schalkhafte) — Wendung zu geben. Der Beweis, den der Herr Verf. für seine Behauptung anführt, bestätigt vielmehr die unserige von der Beziehung seines Vorwurfs auf die biblischen Gedanken und von der scherzhaften Manier, in der er diesen ungeheuren Vorwurf gegen Gottes Wort vorbringt. Er sagt unmittelbar nach dem zuletzt Angeführten: „Was für: Siehe, ich bin aus stündlichem Samen gezeugt, im Hebräischen steht, hat Luther selbst nicht übersehen wollen. Was im hohen Liede Salomonis von Luther mit Hüften übersezt ist, bedeutet (Gesenius ist Zeuge) etwas, das man in gebildeten Gesellschaften nicht gern nennt.“ Noch mehr aber beweisen diese Citate die empirische Wahrheit des Bibelspruches: daß den Unreinen Alles unrein ist. Durch eine merkwürdige Fügung ist es gekommen, daß der Herr Verf. hier gerade zwei Stellen anführen muß, die er — (wir können es wirklich nicht begreifen) — gegen den Sinn des Originals in einem viel anstößigeren Sinne nimmt, als der ist, welchen die Luther'sche Uebersetzung ausdrückt. Unsere Beweisführung wird nicht schwierig seyn. Die erste Stelle findet sich Ps. 51, 7. Hier übersezt nicht nur Meyer, sondern auch die Wette, wenn man will, noch weniger anstößig als Luther: In Schuld bin ich geboren. Für die Richtigkeit der Uebersetzung mag uns aber auch derjenige zeugen, den der Verfasser selbst anführt (siehe Gesenius Handwörterb. s. v.

החטא). Dasselbe ist der Fall mit dem Worte, das Luther durch Hüfte übersezt. Daß die Uebersetzung die richtige sey, darin stimmen alle Quellen, auch Gesenius, überein, so sehr sie auch sonst in der Bestimmung des Sinnes der Stelle abwei-

chen. Indes kann uns dies nur zum Beweise dienen, wie arg sich oft diejenigen täuschen, die in der Bibel so viel Unreines wahrnehmen, und wie wenig in dieser Beziehung den Gegnern der Verbreitung der ganzen, unmodisirten Bibel selbst dann zu trauen sey, wenn sie sich auf die Lexika berufen. Findet es statt, daß manche Stellen, wie man gegen die Bibel bemerkt, durch ihre unumwundenen Ausdrücke unreine Gefühle nähren, so findet, wie ebenfalls die Erfahrung beweist, dies nur bei schon verdorbenen Gemüthern statt, oder doch bei Personen von zerrütteter Phantasie, kurz bei solchen, die nicht gesund sind im Glauben, sondern besetzt und ungläubig, so daß ihnen überhaupt nichts rein ist, sondern sie werden durch Alles besetzt, sowohl in ihrem Geist als Gewissen, im Denken, wie im Thun (Eit. 1, 15.). In früheren Zeiten, da die Phantasie nicht so allgemein verunreinigt und ausschweifend, und dagegen die Anerkennung der Bibel als eines Wortes Gottes allgemeiner war, fand man es auch fast allgemein nicht anders als natürlich und würdig, daß der Schöpfer aller Dinge in seinem Worte ohne Berücksichtigung der menschlichen Convenienz das von ihm Geschaffene mit seinem Namen nenne. Und so ist es auch geschehen in Beschreibungen, Erzählungen, Vorschriften u. dgl., die wirklich in den Plan des Wortes Gottes gehörten, und den Schilderungen des Ehebuchs und des Sögendienstes unter dem Bilde der mit ihm innerlich und äußerlich verbundenen Hurerei, wie sie die Sprüche und die Propheten geben, da diese Schilderungen ebenfalls nöthig und in ihrer Nacktheit abschreckend sind. Denn es ist wohl zu bemerken, daß selbst für die Classe derer, die, ohne in Bosheit verstockt zu seyn, aus Erwahnungen solcher Dinge Schaden ziehen, die Darstellung der Bibel nicht nur die am wenigsten gefährliche ist, sondern selbst heilsam seyn kann, weil die Duellie ihres Lebens in einer unwahren und unläutern Phantasie liegt, durch welche erst die sinnlichen Triebe entzündet und mißbraucht werden, und die Unterdrückung dieser Selbsttäuschung und Selbsterhigung oft am Leichtesten durch die ruhige Bekanntmachung mit der wirklichen Natürlichkeit erreicht wird,\*) besonders mit Beziehung auf die in der Bibel hiemit verbundenen Warnungen und Drohungen Gottes. Anders verhält es sich nun mit dem Hohensiede in Bezug auf seinen ganzen Charakter, aber nur in den Augen der Ungläubigen, denn mit der nicht so verächtlich abzuweisenden, uralten Annahme, daß es Allegorie sey (vgl. Ev. R. 3. 1827, S. 177.), verschwindet der Anstoß, den man sonst an seinem Inhalte nehmen müßte, und gewiß noch in viel höhern Grade nehmen müßte, als es jetzt diejenigen thun, die der sinnlichen Auslegung huldigen und dennoch behaupten, daß dieser Roman (wie ihnen das Hohelied vorkommt) seiner Stelle im Canon und der Verbreitung mit den anderen Alttestamentlichen Büchern nicht unwürdig sey. Ist es also nicht nur dem Christen unmöglich, anzunehmen, daß Gottes Wort schmutzige Stellen enthalte, sondern auch dem billigen Ergeten unmöglich, uns solche mit Scheinbarkeit nachzuweisen, so ergibt sich, daß wer das Gegenheil behauptet, wie der Herr Verf., hierin nicht nur der Ehrfurcht vor der Schrift ermangelt, die dem Christen eigen ist, sondern auch sich durchaus nicht einmal zum Biblübersezer und Erklärer qualifizirt. Doch wir bleiben bei der ersten dieser Behauptungen stehen, indem wir sie noch einmal darauf stützen, daß nach der Behauptung des Herrn Verf. in der Bibel Stellen find, die einer Verbesserung bedürfen, um das Schmutzige daraus wegzuschaffen. Und diese Verbesserung der Bibel in dieser Beziehung soll nun das Dinter'sche Werk vollenden. „Der ähnliche Dinge verbessert, sezt Luther's Werk fort“ (S. 4.).

Dies wäre das Erste, was wir von der Ansicht des Herrn Verf.

\*) S. Dr. Ammon's Handbuch der christlichen Sittenlehre Bd. III., Abth. 2., S. 241 f., dessen Zeugnis um so unverdächtig ist, da er gleich nach dem Satz: „Grade auf dem Gebiete des Unbekannten schwärmt die Phantasie am wildesten“, hinzusetzt: „und der junge Art ist oft gewaffnet gegen die Reize zur Vollst., als der verhärtet unwidende Wüstler“ (S. 242.). Wie kommt es denn, daß gerade die sogenannten Mystiker die offene, unverkürzte Sprache der Bibel vertheuern müssen gegen diejenigen, die gerne selbst die Bibel in ein verschämtes aber reizendes Dunkel gehüllt wäßen?



von der Bibel erfahren haben. Es steht nun frei, sie bloß aus erregteisen Verstandesirungen abzuleiten. In diesem Falle könnte es sogar noch als lobenswerthe Bemühung erscheinen, wenn er diejenigen Stellen, die einmal ihm anstößig für's Volk zu seyn scheinen, so modificirt, daß die Bibel bei dem Volke eher in Ehren bleibe. Diesem Lobe tritt aber folgender Umstand entgegen. Es ist gewiß, daß Bücheranzeigen im Ganzen für diejenigen bestimmt sind, denen man die Bücher selbst bestimmt. Auch kommt wirklich diese Bücheranzeige in sehr viele Hände. In derselben aber wird dem Volke ohne Scheu gesagt, daß die Bibel manche schmutzige Stellen enthalte, die der neue Uebersetzer verbessern müsse. Proben davon werden vorgelegt, in einem höchst unpassenden Tone, ja es wird zuletzt so dargestellt, als ob die Bibel, die solche anstößige Stellen enthalte, an sich kein Erbauungsbuch für's Volk sey, sondern erst zu diesem Endzwecke gereinigt werden müsse. S. 15. wird bei 1 Mos. 1, 16. unter'm Texte die Bemerkung gemacht: Ich weiß wohl, daß die Stelle eigentlich einen anderen Sinn hat. — Aber in die Bibel, als Erbauungsbuch für's Volk, soll Dinter diese Erklärung eben so wenig aufnehmen, als Luther sie aufgenommen hat. Die Erklärung, die Dinter in der Note an der mit Gedankenstrichen bezeichneten Stelle gibt, braucht er allerdings nicht in sein Erbauungsbuch aufzunehmen; sie ist anstößiger, als nöthig, folglich wahrhaft anstößig. Die richtige Uebersetzung dagegen wäre es nicht, weil sie den wahren Satz nicht auseinanderzieht und breit darlegen, noch in falsche Verbindung setzen würde. Abgesehen aber davon, daß auch an dieser Stelle der Text selbst solche scandalöse Erörterungen unnöthig macht, möchten wir fragen: Wie kommt der Herr Verf., wenn er dem Auge des Volkes die ärgerlichen Sachen, die er in der Bibel findet, entziehen will, — wie kommt er dazu, ihm vorher diese Scandala offen unter die Augen zu stellen, es darauf aufmerksam zu machen und mit ausführlicher Auseinanderlegung und Demonstration der Unsauberkeit zu unterhalten? Wird, wer den nackten Leichnam eines Ermordeten oder Ertrunkenen den Blicken der neugierigen Menge entziehen will, ihn erst auf dem Markte zur Schau stellen und öffentlich anatomiren? Und so macht es doch der Paraphrast, der zwar die vermeinten Bösen der Bibel (nachdem er selbst vielleicht sie todtschlug oder ertränkte) dem Publicum verdecken will, aber, ehe er's thut, vorher in allen Buchläden die Existenz und Schändlichkeit derselben nachweist. Die Absicht, daß es zu Ehren der Bibel geschieht, und nicht vielmehr zu Ehren des eigenen Werkes, läßt sich unmöglich dabei voraussetzen. Auch ist in dem letzten Satz des Herrn Verf. offenbar gesagt, daß er sein Werk als Erbauungsbuch für's Volk besser einzurichten gedente, als die Bibel dazu passe.

2. Der Herr Verf., indem er es lediglich auf die Erbauung abseht, findet, daß Manches in der Bibel dafür nichts austrägt. (Selbst ganze Bücher der heiligen Schrift sollen so wenig „Practisches“ enthalten, daß er eine Zeit lang mit sich selbst nicht einig war, ob er sie nicht weglassen und dem Leser einige Grofsen ersparen sollte, S. 7.) Dieses wird also unberührt bleiben, theils, weil es zu tief ist und gelehrte Untersuchungen erfordern würde, theils — wir können nicht bestimmt sagen, warum. Zuerst nämlich heißt es S. 6.: „Gelehrte Untersuchungen über Bibelstellen, Forschungen, ob diese oder jene Glaubenslehre in ihnen liege, gehören hieher (in's Erbauungsbuch) nicht. Die Tiefen des Christenthums selbst gehören hieher eben so wenig.“ Die

Meinung, daß man erbauliche Betrachtungen über die Bibel geben könne, ohne sich darauf einzulassen, welche Glaubenslehren sie vortrage, läßt auf eine ganz irrige Ansicht der Bibel schließen. Denn nach ihr läßt sich das erbauliche Element der Bibel, das wahrhaft practische, vom theoretischen oder dogmatischen scheiden: die Glaubenslehren der Bibel sind nicht erbaulich und die Erbauung, die die Bibel gewährt, hängt nicht von den Glaubenslehren ab, ja nicht einmal mit ihnen zusammen. Die Bibel enthält demnach zwei so verschiedenartige Bestandtheile, daß man ohne Mühe sie absondern und jeden besonders darstellen kann, ohne daß dadurch der eine oder der andere an Kraft und Wahrheit verlieren. Der Herr Verf. verspricht seinen christlichen Lesern ein Erbauungsbuch, das von den Glaubenslehren der Bibel absieht, an dem sich folglich auch andere Glaubensgenossen, als die Christen, müssen erbauen können. Daß dieser Begriff von Erbauung falsch, ja gar nichts sey, haben wir hier nicht darzuthun. Aber das gehört hieher, daß für möglich ausgegeben wird, man könne aus der Bibel einen solchen indifferenten Erbauungsstoff schöpfen. Indes geht die Ansicht des Herrn Verf. noch weiter. Die Bibel soll nicht nur zwei besondere Bestandtheile enthalten, deren jeder sich gegen den anderen gleichgültig verhalte, und ohne Schaden abgetrennt werden könne, sondern sie soll auch mit diesem doppelten Inhalt eine doppelte Bestimmung haben. Die Bibel, insofern sie Glaubenslehren enthält, soll nicht für den Nichttheologen bestimmt seyn. Die Forschungen, ob diese oder jene Glaubenslehre in einer Bibelstelle liege, scheinen in der angeführten Stelle als bestimmt „für gelehrte Untersuchungen über Bibelstellen“ ausgegeben zu werden. Unwidersprechlich aber ist dies im Folgenden gesagt. Nachdem von den Tiefen der Geheimnisse im Christenthume (als Bezeichnung der Glaubenslehren) die Rede gewesen und die Geheimnisse im Menschen selbst mit denen in Gott verglichen worden, heißt es: „Das Wühlen in ihren Tiefen sey immerhin für den Gelehrten Uebung seines Geistes, Erweiterung der Wissenschaft.“ Mit dem Ausdruck: Uebung des Geistes, scheint zwar gesagt zu seyn, daß das dogmatische Element der Bibel, das von den Tiefen der Gottheit handelt, dem Gelehrten keinen wesentlichen Vorzug vor dem Laien gibt, weil es bloß zur formellen Uebung diene; und eben so scheint zwar mit dem halbverächtlichen Ausdruck: Wühlen, der besondere Nutzen der Theologie geläugnet und der Nichttheologe darüber getröstet zu werden, daß er von den Glaubenslehren der Schrift nichts genießen solle, denn auch der Theologe wühle bloß darin zu seiner Uebung, — aber es wird auch noch hinzugefügt: zur Erweiterung der Wissenschaft, d. h. des Wissens. Es wird also wieder, wie es scheint, dem Gelehrten ein Wissen um die Glaubenslehren als besonderes Privilegium zugesprochen, während für den Laien die Bibel bloß zur Erbauung da sey, und zwar, wie wir sahen, zu einer Erbauung, die auf gar keinen Glaubenslehren beruhe (dagegen die Bibel ausdrücklich vorschreibt, daß man sich in oder durch den allerheiligsten Glauben erbaue, Judä 20). „Der Nichttheologe macht's wie Jesus. Er hält sich an's Practische.“ So drückt der Herr Verf. unverholen die Meinung aus, daß das Dogmatische, das eigentlich Evangelische, in der Bibel nicht für die Mehrzahl der Christen bestimmt sey, und beruft sich dafür noch auf das Beispiel Jesu, der sich auch um Glaubenslehren nicht bekümmert haben soll.

(Fortsetzung folgt.)



# Evangelische

# Kirchen-Zeitung.

Berlin 1830.

Sonnabend den 20. März.

N<sup>o</sup> 23

Die barmherzigen Schwestern des Vincenz von Paula  
in der Römischen Kirche.

(Schluß.)

Diese Anstalt, die kurze Zeit der Revolution hindurch unterbrochen, besteht noch heut zu Tage im Segen in Frankreich selbst, und hat ihre schöne Wirksamkeit auch nach Italien, Polen und Deutschland ausgebreitet. Besonders bedeutend groß ist sie in Polen, wo sie die fromme Königin Maria Louisa eingeführt hat. Noch vor seinem Tode sah Vincenz 28 Häuser dieser Genossenschaft in Paris, und zur Zeit, wo die Revolution ausbrach, sah man ihrer 300 in Frankreich. In der neuesten Zeit beträgt die Zahl dieser frommen Schwestern in Paris etwa 400, und in Frankreich an 4,000. Besonderen Antheil hat diese Anstalt neuerlich in Oberitalien, namentlich in Mailand erweckt, und eben so in Neapel. — Diese frommen Schwestern sind nicht eigentlich Nonnen, d. h. sie übernehmen die Gelübde immer nur auf ein Jahr, wonach es ihnen frei steht, wieder in die Welt zurückzukehren, was indessen nur selten geschieht. In Frankreich werden sie in einem Convent in Paris unter der Aufsicht von männlichen Oberen gebildet, und hieher können sich dann auch diejenigen wieder zurückziehen, welche in ihren Diensten alt und schwach geworden sind. Die Gesetze dieser Genossenschaft sind neuerlich in Rom unter besonderer Begünstigung des Papstes in Italienischer und Französischer Sprache erschienen, und wir theilen daraus das Wichtigste mit.

Es ist in Bezug auf sie zuerst dasselbe zu bemerken, was von allen ascetischen Disciplinarregeln gilt. Da das evangelische Christenthum auch nach dem Sinne der Reformatoren (man sehe Luther's sechs Disputationen gegen Agricola) das Gesetz aufricht gehalten wissen will, nur nicht als Antrieb zum Guten und auch nicht als Richter sondern als Spiegel des Wiedergeborenen — denn Antrieb soll ihm die dankbare Gegenliebe zu Christo seyn, und in's Gericht kommt der nicht, der an Christum glaubt (d. h. in ein verdammdes Gericht) Joh. 3, 18. — so wird das evangelische Christenthum um so weniger es mißbilligen können, wenn eine Genossenschaft zu einem bestimmten Zweck sich gewisse Disciplinarregeln gibt. Es wird nur auch hier gelten,

daß der rechte evangelische Gemüthszustand der ist, wenn diese Regeln weder Antrieb zum Guten sind, noch um ihrer Uebertretung willen die Verdammung des Gesetzes gefürchtet wird, wenn gleichsam dem, was die Regeln gebieten, des Herzens eigener Trieb entgegenkommt. Ist aber das Herz nicht in der Verfassung, und da es oft nicht in der Verfassung ist, so sollen solche Regeln auch dazu dienen, das träge Herz auf seine Trägheit aufmerksam zu machen. Ferner wird man sagen können, je mehr man auf lebendige Herzen rechnen kann, desto weniger wird ein großer Haufe in's Einzelne gehender Regeln nöthig seyn, desto mehr wird man Manches dem Gemüthe selbst überlassen können; es wird auch hier sich erfüllen, daß dem Reinen Alles rein ist. Wenn wir nun von jenem allgemeinen Gesichtspunkt aus die nachfolgenden Disciplinarregeln nicht tadeln können, sondern vielmehr in der Ordnung finden müssen, so werden sie uns doch in der lehterwähnten Rücksicht anstößig seyn müssen; das Ganze hat einen so engen kleinen Zuschnitt, es ist so wenig des freien That des Herzens überlassen, daß die Seelen nothwendig düster und knechtisch werden müssen, daß die Kindlichkeit und Fröhlichkeit dabei verloren geht. Ein ganz anderes Muster evangelischer Disciplinarregeln sind z. B. die für die verschiedenen Classen in den Brüdergemeinden. Doch hören wir die Einleitung zu den Regeln und dann die Regeln selbst: „Personen, die durch ihre Würde und Tugenden ausgezeichnet sind,“ so lautet die Einleitung, „und vornämlich von jener evangelischen Liebe erfüllt, welche ihre süßen Einflüsse in die Ferne verbreitet, haben in Erwägung gezogen, wie oft die armen Kranken, diese köstlichen Glieder des leidenden Christus, Elende aller Art preisgegeben sind zum Nachtheil ihres ewigen Heiles, und wie die dürstige Jugend, preisgegeben dem Müßiggange und der Unwissenheit, aufwächst und groß wird mitten unter abscheulichen Lastern, welche die traurige Folge des Mangels an Erziehung sind, zum Unglück der Religion und der menschlichen Gesellschaft, und haben daher gewünscht, daß man in diesem großen Kirchsprengel (es bezieht sich auf Befangen) eine Genossenschaft tugendhafter Mädchen bilde, welche so vielen Nöthen und Bedürfnissen begegnen könnten und sich bloß damit abgeben, den Armen zu dienen und sie zu unterrichten.“ — „Die Schwestern,“ so lauten ferner die Regeln, „stehen alle Morgen in allen Jahreszeiten um 4 Uhr auf, mit



Ausnahme eines Tages, wo sie eine Stunde länger ruhen können. Die, welchen es wegen vieler Arbeit oder Schwächlichkeit nöthig ist, können länger ruhen. Eine bestimmte Schwester wird sie wecken, indem sie, durch die Stuben gehend, ruft: Im Namen Gottes steht auf meine Schwestern! Darauf werden sie antworten: Der Name Gottes sey gesegnet. Einen Augenblick werden sie sich auf die Erde werfen, um Gott anzubeten, dann werden sie in die Vestibule gehen. Um halb 5 findet das Gebet statt, welches die Vorsteherin durch die Worte eröffnet: Gedankt daran, meine Schwestern, daß Gott im Geist und der Wahrheit angebetet seyn will. Laßt uns ihn also mit der ganzen Aufmerksamkeit unseres Herzens anrufen. Die Gebete schließen mit den Worten: Laßt uns stets eingedenk seyn den ganzen Tag über, daß Gott gegenwärtig ist aller Orten, und der heiligen Entschließungen, die wir in unserem Gebet gefaßt haben. Ein heiliges Schweigen wird beobachtet vom Aufstehen bis 7 Uhr, ferner von 11 Uhr bis nach dem Mittagessen, ferner von 2—3 Uhr, ferner von 5 Uhr bis nach dem Abendessen, ferner nach der Abendholung bis wieder um 7 Uhr des Morgens. Nur bei wichtigen Vorfällen wird es unterbrochen. Um 7 Uhr wird Messe gehört, dann folgt das Frühstück, welches eine Viertelstunde dauert; nach dem Frühstück geht jedes an seine Arbeit. Um halb 12 folgt die kleine Selbstprüfung, welche in einem stillen Sammeln vor Gottes Gegenwart besteht, und mit den Worten eröffnet wird: Laßt uns in Bezug auf unser Gebet von heute Morgen uns prüfen, und zusehen, ob wir die Entschließungen ausgeführt haben, die wir heut Morgen faßten. Darauf folgt das Mittagessen, und dann bis 2 Uhr Erholung. Um 2 Uhr findet für eine Viertelstunde eine geistliche Vorlesung statt, um 3 Uhr die Anbetung des Kreuzes, um halb 5 eine Abendbetrachtung, und wiederum eine Selbstprüfung, sodann das Abendessen, während welches, wie während des Mittagessens, ein erbauliches Buch vorgelesen wird. Die Mahlzeiten dauern jede dreiviertel Stunden. Bis um 8 Uhr ist Erholungszeit, und darauf folgt das abendliche Stillschweigen. Während des Tages beten die Schwestern mehrmals den Rosenkranz, ohne indeß ihre Arbeit zu unterbrechen, und wenn sie zu Hause sind, werden sie am Anfange und Ende jedes Gottesdienstes den Fußboden küssen. — Ihr Frühstück besteht in Butter und Brodt oder Früchten, nur im Nothfalle in etwas Warmen. Mittags eine Suppe, an den Fleischtagen Fleisch und Früchte, eben so des Abends; je nach den Bedürfnissen ein oder zwei Gläser Wein. — Besondere Freundschaften sind verboten (man muß hiebei auf die Gefahr des Klatschens Rücksicht nehmen, das in den Nonnenklöstern so verderblich wird). So heilig wie die christliche Liebe in ihrem Princip ist, und so heilsam in ihren schönen Wirkungen, eben so sehr sind oftmals besondere Freundschaften vergiftet in ihrer Quelle, und verderblich in ihren Wirkungen. Natürliche Uebereinstimmungen im Charakter oder in der Art zu denken, verwandtschaftliche Verbindungen, manchmal verkehrte Ansichten, oft der Vorwand der Frömmigkeit, weltliche Verbindungen, Neugierde, Rabale, diese und mehrere andere Dinge, welche der geistlichen Verläugnung entgegengefeht sind, sind gewöhnlich die Quellen, aus denen die besonderen Freundschaften entspringen. Sie wirken dahin, die allgemeine Ordnung in einer Genossenschaft umzustößen, Parteiligkeit einzuführen, und Erschlaffung der Grundsätze. Sind nicht diese genaueren Freundschaften der gewöhnliche Anlaß zum Leumund und zur üblen Nachrede? Man befreit die Neugierde durch Mittheilung weltlicher Dinge, und verliert die himmlischen dabei aus dem Auge. Man macht sich über

Versuchungen und üble Neigungen Mittheilungen, welche den anderen Theil zur Nachahmung reizen. — Besonders ausgeschlossen ist der Geist der Eigenwilligkeit. Diejenigen, welche hieran leiden, wollen sich von Anderen unterscheiden, auf ihre Weise denken und handeln, und Andere kritisiren. Auch in ihrem Gottesdienst zeigen sie dieses. Sie wollen außerordentliche Büssungen, ihre Frömmigkeit sollen die Leute sehen, sie verlangen viele äußerliche, gottesdienstliche Uebungen. Solche sollen zuerst liebevoll behandelt werden, dann aber sollen ihre Mitschwestern die Vorsteherin davon benachrichtigen. — Die Schwestern sollen nie ausgehen ohne besondere Erlaubniß der Vorsteherin. Beim Ausgehen sollen sie Gott anrufen, und beim Zurückkommen ihm danken. Wo sie sich öffentlich zeigen, sollen sie Zurückhaltung und Anstand beobachten, wie es getreuen Bräuten Christi geziemt. So viel als möglich sollen sie zu Fuß ihre Reisen machen. — Die Beschäftigung der Schwestern besteht in der Verwaltung von Hospitälern, welche sie allein unter sich haben — ferner in der Besuchung der Kranken in ihren eigenen Wohnungen — ferner in dem Unterrichte der Kinder. Was den Religionsunterricht betrifft, so werden die Schwestern nur das Auswendiglernen des Catechismus veranstalten, und die Wiederholung dessen, was der Geistliche zur Erklärung vorträgt, aber überhaupt dahin sehen, die Liebe Gottes in den Herzen der Kinder zu erwecken — ferner in der Errichtung von Waisenhäusern und der Bedienung derselben — ferner in der Bedienung kranker Gefangener — ferner in der leiblichen und geistigen Fürsorge für Reisende und arme Pilgrünne. Die Schwestern werden denselben geistliche Schriften vorlesen, sie auf die Wahrheiten der Religion aufmerksam machen, und auf die Benutzung der Heilmittel der Kirche hinweisen. —

Dies ist das Wichtigste aus den Statuten dieser Genossenschaft. — Wie sehr man auch manches Enge und Mönchische in diesen Verordnungen tadeln mag, so wird man doch nicht umhin können, die Anstalt selbst für segensreich zu halten. Und sollte es nicht möglich seyn, daß unter weniger engen Formen ähnliche Genossenschaften auch unter uns sich bilbeten? Würden nicht manche, namentlich ältere, unverheirathete Personen des weiblichen Geschlechts für die noch übrige Zeit ihres Lebens mit Vergnügen einen solchen Beruf ergreifen? Die vergangenen Jahre des Krieges haben eigentlich schon von selbst dergleichen Verbindungen frommer Personen des weiblichen Geschlechts, nur auf eine weniger förmliche Weise, veranlaßt. Daß wir in früheren Zeiten nicht durch viele in die Augen fallende Verbindungen selbstverläugnender Liebe den christlichen Sinn der Mitglieder unserer Kirche bewahren konnten, gab öfters den Katholiken einen Vortheil, wenn sie bei ihren Befehrsversuchen Achtung und Interesse für ihre Kirche erwecken wollten. In Schlesien bestehen die Elisabethinerinnen, ungeachtet der Aufhebung der Ordensgemeinschaften, noch fort, eben dadurch daß sie die Regel der soeurs de la Charité angenommen haben. Der Einsender kann bezeugen, daß die Existenz dieser wohlthätigen Genossenschaft der Römischen Kirche auf viele Evangelische in Schlesien, namentlich unter den niederen Ständen, die dort liebevolle Hülfe erfahren haben, einen großen Eindruck zu Gunsten der Katholischen Kirche macht. Man weiß ja, wie oft die Menschen bei so etwas Einzelnem stehen bleiben, und dies um so eher, wenn Einer selbst von einer solchen Genossenschaft liebevolle Pflege erfahren hat. —



## M i s c e l l e .

(Ueber die Proben zweier Bücher, die man von Dinter verlangt hat, in Bezug auf den Plan des Ganzen und den Inhalt der Proben.)

(Fortsetzung.)

3. Etwas Anderes in der Bibel soll ebenfalls mit dem Erbau-lichen nicht in Berührung stehen, wir denken: das Historische; denn es wird nur durch Beispiele angezeigt. „Dies (wahre Erbauung) der Zweck meines Buches. Ob Methusalah's 969 Jahre Sonnen- oder Mondenjahre gewesen sind? Ob Bileam's Eselin wirklich geredet habe oder nicht? Ob Gott, wie es in der einen, ob der Teufel, wie es in der anderen Stelle des Alten Testaments steht, den König David angetrieben habe das Volk zu jählen? Das und Aehnliches kümmert mich da nicht.“ — Und doch ist nach evangelischen Begriffen das Historische der Träger des Dogmatischen, wie dies der Grund des Practischen ist, und es ist keinesweges etwas Gleichgültiges, selbst für die Erbauung, sondern hat seine nicht zu vernachlässigenden Beziehungen darauf. Selbst das Alter Methusalah's ist nicht ganz ohne practisches Moment. Es ist uns ein Beweis von der ursprünglichen Unsterblichkeit des Menschengeeschlechts, deren schwacher Nachklang die dauerhafteste Gesundheit der Patriarchen war, und von dem raschen Verfall der menschlichen Natur in der Folgezeit. Diese geschichtliche Nachricht ist also auch Träger eines Dogmas, und diese Erkenntniß unserer Sündhaftigkeit und ihres Zusammenhanges mit Leben und Tod, Gesundheit und Krankheit im Entwickelungsgang der Generationen kann Stoff zu einer gründlichen Erbauung geben. Ein ähnliches practisches Moment liegt in der Geschichte Bileam's und seiner Eselin. Aber hier kommt Alles darauf an, ob man die natürliche und allein rechtmäßige Auffassung der Stelle nicht durch eine andere gekünstelte oder vielmehr erdachte verdrängt. Wenn der Engel Gottes von Bileam selbst noch nicht erblickt wurde, als ihn schon das laßbare Thier sah und auf die Seite wies, wie mußten nicht die Augen des Mannes finster geworden seyn, der sich den Hörer göttlicher Rede, den Seher der Offenbarungen nannte; wie sehr mußte nicht sein gewöhnlicher Zustand von dem der Ekstase verschieden, wie empfänglich er selbst für Offenbarungen in Bezug auf Andere und wie unempänglich für die ihm geltenden Gebote und Warnungen Gottes gewesen seyn! Wie verräth sich sein böses Gewissen nicht darin, daß er gar nicht darüber nachdenkt, wie es komme, daß sein bisher immer so lenkbares Thier zweimal ausweicht und endlich zusammenstürzt, sondern vielmehr mit blindem Zorn es erschlagen möchte, um nur recht schnell an das seinem Heil so gefährliche Ziel der Reise zu kommen! Welchen beschämenden Blick in die Tiefe des Menschenherzens läßt uns nicht diese Geschichte thun, wenn sie nicht zur Fiktion gemacht wird! (Denn wenn Bileam der Eselin seine Gedanken in den Mund legte, so fällt das ganze lehrreiche Moment der Geschichte aus.) Welche Kraft der Demüthigung für unseren Stolz, und ganz besonders für den Amtsstolz der Lehrer, welche Warnung vor ähnlicher Vergehung und Ermahnung zur Wachsamkeit liegt nicht in der apostolischen Schilderung neuerer Irlehrer: Sie verlassen den richtigen Weg und gehen irre, und folgen noch dem Wege Balaam's, des Sohnes Bosor, welchem gefiel der Lohn der Unge- rechtigkeit, hatte aber eine Bestrafung seiner Uebertretung: das stumme, laßbare Thier, das mit Menschenstimme redete, wehrete des Propheten Thorheit (2 Petr. 2, 15 f.). Doch wir haben nicht den Beruf, eine Apologie der biblischen Geschichte und ihrer Erbaulichkeit gegen den Herrn Verf. zu schreiben; indeß mag es nichts schaden, während wir zeigen, wie unevangelisch und unfürsichlich seine Ansichten von der Bibel sind, im Vorbeigehen nachzuweisen, wie sie zugleich unbegründet seyen. Auch die Unfähigkeit, bei jenen Ansichten von der Bibel und der biblischen Geschichte in's Besondere sie erbaulich zu behandeln, wird dadurch noch stärker in's Licht gestellt. Das Stärkste ist aber das dritte Beispiel, das angeführt wird. Wir bitten, es noch einmal zu lesen und sich selbst die Frage zu beantworten, ob es so, selbst dem Volke, als etwas Gleichgültiges erscheinen könne, zu wissen, was man von David's Verführung zu halten habe. Muß nicht

ein Jeder, der diese Anzeige liest, auf den Gedanken kommen, der Herr Verf. finde in der Bibel dogmatische Widersprüche vor? Und dieser Gedanke wäre logisch ganz richtig. Denn entweder schließen die beiden Nachrichten, 2 Sam. 24, 1., und 1 Chron. 22, 1., sich gegenseitig nicht aus (und diese Meinung ist die richtige, vgl. Job 1, 2.) und dann hätte der Herr Verf. dies Beispiel auslassen sollen, oder sie schließen sich wirklich aus und stehen in einem solchen Gegensatz, daß man nur die eine oder die andere annehmen kann (wie die Anzeige es darstellt) und dann findet in der Bibel der dogmatische Widerspruch statt, daß nach einer Stelle Gott selbst, ohne Dazwischenkunft des Teufels, zum Bösen reizt (vgl. dagegen auch Jac. 1, 13.), und nach der anderen der Teufel ohne Erlaubniß Gottes die Gläubigen versuchen kann (was die ganze Lehre von der Führung vernichtet). Eine einzige solche Lehre, ein einziger solcher Widerspruch in der Bibel würde ihr alle höhere Glaubwürdigkeit benehmen. Dennoch findet der Herr Verf. dergleichen darin.

Wie der Herr Verf. die Luther'sche Bibelübersetzung beurtheilt, geht aus den wenigen Worten hervor, daß jetzt unsere Schullehrer die Hälfte der Psalmen, des Job, der Sprüche, des Prediger Salomo's, des Jesaias, der apostolischen Briefe ungelesen lassen müßten. Die neue Bibelübersetzung soll durch Verständlichkeit diesem Uebelstande abhelfen (S. 3 f.). „Wie die Uebersetzung jetzt lautet, versteht das Volk Vieles davon nicht“ (natürlich, wenn selbst die Schullehrer die Hälfte der Psalmen und der apostolischen Briefe nicht verstehen!); „selbst der Gebildete versteht's nicht ohne Erklärung“ (S. 4.). Diesem Bedürfnisse einer Bibelübersetzung, die zugleich erkläre, soll also die Uebersetzung der Bibel in's Deutsche des 19ten Jahrhunderts Genüge thun. In der That eine große Aufgabe. Sie zu lösen werden zwei Grundfätze der neuen Uebersetzung aufgestellt:

1. Die Uebersetzung soll keine Umschreibung seyn (die Anzeige, ihrer Sache gewiß, sagt: ist keine Umschreibung, S. 4.). Dieser Grundsatz ist um so natürlicher, da „die Bibel als Erbauungsbuch“ Umschreibung seyn soll.

2. Die Uebersetzung wird aber zugleich die unverständlichen Stellen erklären. „Im Lichte wandeln, dafür kommt: Leben, wie der erleuchtete Christ leben soll. In Jesu gilt weder Beschneidung noch Vorhaut etwas. [Dafür kommt:] In der Christengemeinde machst keinen Unterschied, ob du früher Jude oder Heide warst; wenn du nur den Glauben hast, der sich durch Liebe thätig zeigt“ (ebendas.). So, scheint es, soll auch mit anderen Stellen verfahren werden. „2. B. [heißt es in der neuen Uebersetzung] Jesus erhob über die Furcht vor dem Tode die Menschen, die (wäre er nicht erschienen) zeitlebens ihr unterworfen geblieben wären“ (S. 5.). Dies ist nun aber offenbar Umschreibung im strengsten Sinne des Wortes, und nicht Uebersetzung. Der Grundsatz, den diese Worte erläutern sollen, steht also in offenem Widerspruch mit dem ersten, wenigstens was einen wichtigen Theil der Bibel, die schwierigen Stellen betrifft. Doch macht der Herr Verf. mit einigen wichtigen Stellen eine Ausnahme, mit denjenigen Stellen nämlich, welche nur von Einigen für Beweise heiliger Glaubenslehren genommen werden. Diese sollen „so wörtlich als möglich“ überetzt werden. Warum dies nicht überall geschehen soll, ist zu auffallend bei einer Uebersetzung, die keine Umschreibung seyn soll. Bei diesen Stellen heißt es, „daß der Uebersetzer dem Erklärer nicht vorgreifen.“ Aber, darf er es denn bei den anderen, bei der Mehrzahl der Stellen? Und — wie wird selbst bei jenen schwierigen Stellen nach dem zur Erläuterung des Grundsatzes beigebrachten Beispiele überetzt? So, daß der Uebersetzer wieder ganze bedeutame Worte, ja Sätze hineinsetzt, andere modifizirt, andere falsch überetzt, um seine Erklärung hineinzubringen: „Das Wort war bei Gott, ja Gott war das Wort. Alles, was jetzt ist, entstand durch dasselbe, und von dem Allem, was jetzt ist, wäre nichts ohne seine Mitwirkung entstanden“ (Joh. 1, 1. 3.). Das ist also eine von denjenigen Stellen, die der Herr Verf. als Beispiel der wörtlichsten und genauesten Uebersetzung ansührt.

Nach dem Plane des Erbauungsbuches muß man glauben, die Uebersetzung der Bibel in's Deutsche des 19ten Jahrhunderts scheine ihrem Verf. sogar eine „ängstliche wörtliche Uebersetzung“ zu seyn. Denn was im Erbauungsbuch in Betreff der Lehrbücher der heiligen



Schrift gegeben werden soll, soll „nicht sowohl ängstlich wörtliche Uebersetzung, als erklärende (doch nie sich weit vom Texte entfernende) Umschreibung“ seyn (S. 7.). „Die einfache Bibel ist wohl ohnehin im Hause.“ Vorausgesetzt, daß die verschiednen Bibeln des 19ten Jahrhunderts sie nicht verdrängt haben. Hierauf folgen „aus der Stelle hervorgehende fromme Betrachtungen,“ oft in der Form eines „herzlichen Gebetes,“ und dieses bisweilen in der Form eines „geistlichen Liedes.“ — Wir werden die Probe mit diesen Grundsätzen vergleichen.

## II. Proben der Bearbeitung.

1. Die Bibelübersetzung. Die Einleitung in die fünf Bücher Moses erzählt: „Was Moses selbst schriftlich hinterlassen hatte, wurde einige Jahrhunderte nach seinem Tode gesammelt, durch Zusätze ergänzt und vermehrt, und in dieselbe Ordnung gebracht, in welcher wir diese Bücher noch haben“ (S. 8.). Vom ersten Buche insbesondere heißt es: „Der Christ darf dieses Buch nicht unbenutzt lassen.“ Die Einleitung zu 1 Mos. lehrt, daß der Mensch „Gottes Bild ist, seyn, immer mehr werden soll.“ Der Herr Verf. hat das ist selbst unterstrichen. Ein war kommt nicht vor. Und doch ist sogleich darauf die Rede von dem „Ursprung des sündlichen Verderbens,“ den „fürchterlich schnellen Fortschritten desselben und seinen schrecklichen Folgen.“ Verträgt sich Alles das, das sittliche Verderben und seine schrecklichen Folgen mit dem fortwährenden Ebenbilde Gottes? Wer möchte doch wagen, Gottes Heiligkeit dergestalt in den Schmutz des verworfensten Sündenlebens hinabzuziehen und überall in demselben seine moralischen Ebenbilder zu sehen? Dies wird genug seyn über die vierzehnteilige, aber keinesweges summarische Einleitung in 1 Mos. Wir geben nun einzelne Bemerkungen über die Uebersetzung, die wir den Lesern zu Liebe mit der Luther'schen, wie mit dem Grundtext, vergleichen werden.

1 Mos. 1, 1. „Zuerst“ statt „Am Anfang.“ Widriger Doppelsinn: „zuerst schuf Gott den Himmel und die Erde,“ — was schuf er hernach, möchte Jemand fragen. Wie kommt's aber, daß nach S. 5., Joh. 1, 1. anfangt: Im Anfange, und nicht auch: „Zuerst.“ So wird die Himmelsjungf Johannis auf Moses entfernt und die Vergleichung der Cosmologie mit der Theologie (im englischen Sinne des Wortes) in Gefühl und Verstand, gehindert, ohne allen Grund, als weil gleich das erste Wort der neuen Bibelübersetzung ein neues seyn soll, und der erste Buchstabe ein B statt eines A. Der Wortheil, den der Uebersetzer daraus zieht, ist der, daß er B. 2. sogleich den Anfang wieder ergänzen und in den Text hineinrücken muß.

Luther: „Und es war finstern auf der Tiefe, und der Geist Gottes schwebte auf dem Wasser.“

Dinter: „Nichts auf ihr war ausgebildet.“ Das wird den Gliedern der Kirche Christi für eine Uebersetzung gegeben!

Von dem in großartiger Einfachheit immer wiederkehrenden Schlusswort:

„Da ward aus Abend und Morgen der erste (zweite u. s. f.) Tag,“ hat der Herr Verf. zuerst die zweite Hälfte parirt, damit es die Leser nicht emmüde:

„Ein Tag war vorbei. Nun war der zweite Tag vorbei. So war denn der dritte Tag vorbei.“

Die letzte Phrase bleibt denn auch noch für die drei letzten Tage gültig.

B. 25. liest man: „Und so schuf denn Gott die Thiere — Alle ganz so eingerichtet, wie es ihre Natur erforderte, — jedes ganz so, wie es seine Natur erforderte. Und Gott sahe, daß auch ihr Körper gut, daß er so gebaut war, wie es seyn mußte.“ Wahrlich ein Wunder, und welches! Die Thiere hatten eine Natur, ehe sie geschaffen wurden, und Gott schuf sie, wie es diese ihre Natur erforderte, wie sie

seyn mußten! — Doch wir verlieren alle Lust, uns mit einer solchen Uebersetzung ferner zu beschäftigen. Nur ihrer Consequenz haben wir noch zu erwähnen. Die Vergleichung mit den Grundsätzen überlassen wir den Lesern.

Matth. 26, 39. Heißt es künftig statt: Mein Vater, ist's möglich, so gehe dieser Kelch von mir, „Mein Vater ist's möglich, so gehe dies (schreckliche) Schicksal (das mir droht), vorüber!“ (S. 11.) Das Bild „Kelch“ scheint dem Uebersetzer des 19ten Jahrhunderts unverständlich. (Wir sind weit gekommen in der Volksbildung.) Aber drei Verse später ist dasselbe Bild als verständlich beibehalten. Nur das Wort, bitter, ist zur Erläuterung beigelegt. Die Welt ist in einem Abschnitte (Joh. 17.) bald „die Menge“ (B. 6.), bald „das Ganze“ (B. 9.), bald „die Welt“ (B. 13. 15. 18. 23. 24.), bald „die Mehrzahl der Menschen“ (B. 14. 16.), „der größte Theil der Menschen“ (B. 25.), bald „die Gefahren, die ihnen drohen“ (B. 15.). Die Behandlung des ganzen höchst wichtigen Abschnittes ist unter aller Kritik schlecht und willkürlich.

2. Das Erbauungsbuch. Wir heben auch hier nur einige grade uns auffallende Uebersetzungsfehler, Inconsequenzen und Verlehen heraus. 1 Mos. 3, 15. heißt es: „werden dir den Kopf zu zerretzen suchen“ statt zerretzen, und „du wirst streben ihre Fersen zu verwunden, statt wirst in ihre Fersen stechen. So hielt der Uebersetzer sein Versprechen, bei Stellen, welche von Einigen als Beweise heiliger Glaubenslehren genommen würden, so wörtlich als möglich zu übersetzen. Die Probe Joh. 11, 1—45. ist ebenfalls eine Probe seines gänzlichen Mangels an festen Grundsätzen. Während in den zwei früheren Stücken die weitläufigen Erklärungen meist unter den Text in Anmerkungen gesetzt wurden, werden sie hier alle (einen Vers ausgenommen) in den Text eingeschoben, zwar als Parenthesen, aber als Parenthesen, die sich von den in Parenthese gesetzten Worten der Bibel selbst (in Vers 2. 13.) nicht unterscheiden lassen. Ist dies aber nicht auch eine durchaus unerlaubte, selbst nach rationalistischen Begriffen von der Bibel unerlaubte Vermengung der Worte des Textes mit denen des Commentars? Und wie verwerflich und verderblich muß uns dies nicht erscheinen, wenn wir überhaupt noch die Bibel als ein Wort höherer, göttlicher Weisheit achten und jede Vermischung desselben mit den Gedanken irgend eines Menschen für papistische Annäherung halten? In geringerem — obgleich an sich immer bedeutendem — Maasse findet dies aber bei allen Proben des Erbauungsbuches statt, die letzte ausgenommen, in der alle Erklärungen unter dem Texte in Notendruck folgen. Wollen wir aber sehen, wie die Uebersetzung dem Grundsatz nachkomme, zu erklären, ohne sich zu weit vom Texte zu entfernen, so vergleichen wir am besten Ps. 29., S. 18., mit dem Urtexte, oder einer anderen treuen Uebersetzung, z. B. der de Wette'schen, wir werden uns über die Umwandlung und Dramatisirung des Psalm David's kaum genug verwundern können. Man möchte sagen, der Herr Verf. habe nicht sowohl den Text erklärend übersezt, als vielmehr die Erklärung von Michaelis Wort für Wort in den Text übertragen. Wir aber müßten die ganze falsche Uebersetzung neben einer wahren hieher setzen, wenn wir das Urtheil belegen wollten; so sehr ist der ganze Psalm nach einer Hypothese durchgängig verändert und unkenntlich geworden, daß es kaum möglich ist, zu wählen. Doch wir wollen den neunten Vers, seiner Kürze wegen, hieher setzen:

Luther: „Die Stimme des Herrn halet wie Feuerflammen.“

De Wette: „Jehovah's Stimme sprühet Feuerflammen.“

(Anmerk.: „Eigentlich: schlägt gepaltene Feuerflammen aus.“)

Dinter: „Wie blüht dort! Wie fahren die Flammen Gottes am Himmel dahin!“

(Schluß folgt.)



# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1830.

Mittwoch den 24. März.

N<sup>o</sup> 24.

## Die wahre Mitte der streitenden Gegensätze in der Theologie.

(Vgl. Ev. K. Z. Jahrg. 1829. N<sup>o</sup> 84.)

(Fortsetzung.)

12. Wir haben nun noch die anthropologischen Streitigkeiten über den Willen zu betrachten, wobei gleichfalls zwei feindliche Gegensätze uns entgegentreten. Denn entweder hat man ihm eine völlige Freiheit und Tüchtigkeit zur Erfüllung auch der höchsten Gebote, und also zur Erlangung der Seligkeit und Gerechtigkeit vor Gott zugeschrieben, und den Erlöser dadurch überflüssig gemacht, oder man hat ihm in Folge einer auf Alles ohne Ausnahme sich erstrecken sollenden göttlichen Prädestination alle freie Wahl und Selbstbestimmung abgesprochen, und dadurch den wahren Unterschied des Guten und Bösen, so wie auch die Imputabilität des Letzteren aufgehoben, und, was das Schlimmste ist, den Willen Gottes mit seinem Gesetz in Widerspruch gebracht.\*) Die falschen, semipelagianischen Vermittler behaupten, man müsse dem menschlichen Willen weder zuviel geben, noch zuviel nehmen, ihn also nicht als ganz frei und tüchtig zur wahren Gerechtigkeit, aber auch nicht als ganz unfrei und untüchtig dazu darstellen, sondern ihn so in einer mittelmäßigen Mitte schweben lassen. Wenigstens eine würdige Zubereitung zum Empfang der Gnade, oder einen Anfang der neuen Gerechtigkeit, oder doch eine selbstgegebene Mitwirkung dazu müsse man ihm zuschreiben, obwohl freilich zur Vollendung derselben man die Wirksamkeit der Gnade als nothwendig erachten müßte.\*\*\*) Damit ist denn eigentlich, aus Mangel an aller Grenzbestimmung der Begriffe, so viel wie nichts, oder wenigstens gar nichts Gewisses behauptet, so daß Jeder in die Sätze so viel oder so wenig hineinlegen kann, als ihm beliebt. Dies muß aber fern seyn von wahrer Wissenschaft.

\*) Vgl. Schleiermacher über die Lehre von der Erwählung in der theolog. Zeitschrift S. 1. S. 66 f. und 96 f.

\*\*) Diese halbirende Lehre ist bekanntlich auch die der Römisch-Katholischen Kirche im Gegensätze der unsrigen, vgl. Concil. Trident. Sess. VI.

13. Die rechte Lehre von dem Vermögen und Unvermögen des Willens bietet sich uns, sobald wir sie nur vom rechten Standpunkte aus erfassen, alsbald auch mitten zwischen jenen Extremen rein und richtig dar. Dieser rechte Standpunkt ist aber in der christlichen Anthropologie kein anderer als der moralisch-anthropologische. Es kommt der christlichen Anthropologie nicht sowohl darauf an, zu wissen, was der Wille überhaupt vermag oder nicht vermag, sondern vielmehr darauf, was er zum Guten, zur Erfüllung des Gesetzes, zur Erlangung der Gerechtigkeit vor Gott vermag, und was nicht. Denn allein von dieser Frage hängt es ab, ob und in wie weit der Mensch eines Erlösers, eines Selig- und Heiligmachers bedarf, und welchen Segen dieser ihm bringt. Der Arzt, der einen Kranken heilen will, fragt nichts nach seiner Geschicklichkeit in den Künsten und Wissenschaften, sondern nach seiner Tüchtigkeit zur Wiedererlangung der Gesundheit. So kann es uns hier gleichgültig seyn, ob der Wille aus eigener Macht Berge versetzen oder keinen Strohhalm aufheben kann; denn davon hängt nicht die Gerechtigkeit vor Gott, nicht das ewige Leben ab. Vermag er das Gesetz zu erfüllen, vermag er die Liebe im Herzen zu erzeugen, die des Gesetzes Erfüllung und die alleinige Quelle aller guten Werke ist? vermag er die verlorene Gerechtigkeit und Gesundheit der Seele wieder zu bewirken, und den Menschen des ewigen Lebens würdig zu machen? dies ist es, was wir fragen. Sollte er es nicht vermögen, sollte er der Ordnung des göttlichen Gesetzes nicht entsprechen, das göttliche Ebenbild, wozu der Mensch erschaffen und bestimmt ist, nicht mehr darstellen können, so kann dies unmöglich in seinem Wesen gegründet, es kann nicht eine Folge guter göttlicher Ordnung oder Vorherbestimmung, sondern es muß eine Folge menschlicher Unordnung und Verschlechterung, eine Wirkung verkehrter Selbstbestimmung seyn. Denn Gott kann nicht wirksam wollen, was er nicht will, und nicht thun, was er verboten, und nicht geordnet haben, was gegen seine Ordnung ist, und nicht geschaffen, was gegen seine ursprüngliche Schöpfung und gegen die bestimmte Norm seines Gesetzes ist.

14. Wir haben also hier nur das aus der Sünde und Schuld des Menschen entsprungene, selbst böse Unvermögen des Willens zum Guten zu betrachten, welches von Gott nicht an-



erschaffen, ursprünglich nicht da war, und ebendaher der menschlichen Natur nicht wesentlich ist, deshalb aber auch durch die Erlösung wieder gehoben, und in ein geheiligtetes Vermögen umgewandelt werden kann. Jenes sündliche Unvermögen kann so wenig von der göttlichen Prädestination abgeleitet werden, daß es vielmehr gerade am stärksten eine Willkür und anzunehmen nöthiget, die das ursprüngliche Band der heiligen Ordnung Gottes, welche eins ist mit seinem Geiste, eigenmächtig auflöset, und dadurch den Menschen in einen Widerspruch gegen das Gesetz verwickelte, der, so lange das Band zerrissen bleibt, nicht wieder gehoben zu werden vermag. Mit Ausnahme der Supralapsarier haben es auch alle Prädestinarianer zugegeben, daß der Fall und seine Folgen nicht auf eine That des göttlichen Willens, sondern auf den Eigenwillen und die mißbrauchte Willkür der ersten Menschen zurückzuführen sey. Es ist daher ein großer Mißgriff, die sündliche Knechtschaft des menschlichen Willens auf die göttliche Vorherbestimmung bafiren zu wollen. Melancthon hat diesen Mißgriff in der ersten Ausgabe seiner Loci begangen, wo er vom metaphysischen Standpunkte in Folge göttlicher Prädestination alle Freiheit des Willens läugnet, doch aber zugleich auch schon jenen anderen hier allein gültigen, anthropologischen Standpunkt des eigenen Bewußtseyns (*naturae judicium*) hervortreten läßt, wonach allerdings auch dem sündhaften Menschen in der Wahl und Bewirkung äußerer Handlungen Freiheit zukommt, so daß er die gebotenen thun und die verbotenen lassen kann, hinsichtlich des Herzens aber, oder der Affecte und Gesinnungen, deren Reinheit das göttliche Gesetz vor Allem fordert, dem Willen durchaus kein freies Vermögen zusteht.<sup>\*)</sup> Ebenso verhält sich Luther in seiner Schrift *de servo arbitrio* Walch. Th. 18. S. 2790—2797., wo er ausdrücklich sagt, daß es ihm nur darauf ankäme, das Unvermögen des freien Willens zur Heiligung, nicht aber die absolute Nothwendigkeit alles äußeren Thuns zu behaupten, welches, obwohl nicht ohne göttliche Mitwirkung, doch dem Rath und Willen des Menschen untergeben sey (vgl. S. 2201.) In Uebereinstimmung hiemit schreiben nicht nur die Luther'schen, sondern auch selbst angesehene reformirte Bekenntnisschriften dem jetzigen Menschen auch vor der Wiedergeburt eine Willkür in äußerlichen Dingen zu, und leiten auch die Sünde des ersten Menschen von seiner Willkür ab (Augsb. Confess. Art. 18 und 19., Apol. S. 218., Concordienformel S. 668 u. 677., Confess. Helvet. simpl. cap. IX.) Melancthon aber erklärte sich in den späteren Ausgaben seiner Loci gegen die schädliche Vermischung jener verschiedenartigen Lehrstücke von der Vorherbestimmung und von der sündlichen Ohnmacht des Willens ausdrücklich so: „Balla und viele Andere beschränken mit Unrecht die Freiheit des menschlichen Willens aus dem Grunde, weil Alles nach dem Rathschlusse Gottes geschehe, und heben so überhaupt den Zufall auf. Aber die Fragen über den Zufall sind diesem Artikel von den menschlichen Kräften fremd. Denn hier wird in der Kirche nur gefragt, welches die

Beschaffenheit des Menschen sey? ob er dem Gesetze Gottes vollkommen Gehorsam leisten könne? Es handelt sich nicht um den geheimnen Rathschluß des Alles regierenden Gottes; es handelt sich nicht um die Vorherbestimmung; nicht um alles Zufällige. Deshalb wird hier ein verständiger Leser die Behandlung der Lehre vom Zufalle und von der Vorherbestimmung absondern und von diesem Artikel entfernen. Uns selbst wollen wir betrachten und uns erinnern, daß wir jetzt von unserem Unvermögen reden. Es ist nicht nöthig, zu lustwandeln und das Himmlische durchzuforschen, über die Art der göttlichen Weltregierung, oder über die Vorherbestimmung. Und man muß sich versehen, daß nicht gute und heilsame Dinge durch Streitfragen, die nicht zur Sache gehören, mit Schutt bedeckt werden, wie zu geschehen pflegt, wenn man fremde Artikel damit vermischet. Daher will ich hier kürzlich sagen, wie uns die Schrift über das menschliche Unvermögen belehre. Denn dieses müssen wir anerkennen, damit wir lernen, warum wir der Wohlthat Christi bedürftig sind.“

15. Dies ist in der That ein treffliches Wort, von dem wir durchaus nicht abgehen dürfen, wenn wir nicht durch Einmischung ungehöriger Materien die christliche Anthropologie und Soteriologie verderben wollen. Die Frage von der Willkür mag sonst wo abgehandelt werden; aber sie gehört nicht in die evangelische Anthropologie, welche nur jene sündliche Knechtschaft des Willens darzustellen hat, die das Bedürfnis der Erlösung begründet, und die durch den Erlöser wieder in eine heilige Freiheit verwandelt werden soll. Wie wenig jene Frage mit der Erlösungslehre zusammenhängt, geht überzeugend daraus hervor, daß man sie ganz verneinen kann, ohne die Erlösung irgend nothwendig zu finden, und besagen, ohne sie irgend entbehrlich zu finden. Denken wir uns den Menschen rein und heilig erschaffen, und durch die allmächtige Wirksamkeit des heiligen Geistes stets so fest in dieser Reinheit und Heiligkeit erhalten, daß es ihm unmöglich gewesen zu sündigen, so würde gar keine Willkür, aber auch nicht das mindeste Bedürfnis einer Erlösung vorhanden seyn. Denken wir uns dagegen den Menschen gefallen, und so durchaus mit der Krankheit der Sünde behaftet, daß nichts Gesundes mehr an ihm ist, daß all sein Thun lahmt und kränket, so kann er immer noch viel Willkür haben, und doch bedarf er der heilenden Erlösung im höchsten Grade. Auch der Lahme, obwohl er keinen einzigen rechten Schritt mehr zu thun vermag, sondern überall nur hinkt, kann doch nach Belieben, bald nach dieser bald nach jener Richtung, wenn auch immer nur hinkend, sich fortbewegen, ohne jedoch dadurch sich heilen zu können, oder der Heilung weniger bedürftig zu seyn. Auch der Schwache, obwohl er ohne Stärkung nichts Kräftiges thun kann, kann doch je nach seiner Willkür allerlei Schwaches thun, was ihn deshalb aber nicht stärkt, ja vielleicht noch mehr schwächt, und der Stärkung noch bedürftiger macht. So thut der sündhafte Mensch, ehe er geheiligt ist, nur Sündhaftes und Böses, und obwohl er daher sehr der Heiligung bedarf, so hat er doch viel Willkür, dieses oder jenes, mehr oder minder Böses zu thun. Ja es ist sogar im Gebiete der Sünde die Willkür größer, als im Gebiete der Gerechtigkeit, wie man denn mit Recht sagt, daß zur Hölle viele Wege führen, worunter sich die Menschen bald diesen, bald jenen erwählen; zum Himmel aber geht nur einer, der, äußerst schmal, weit weniger willkürliches Hin- und Herbewegen gestattet, als die breite Höllestraße, sondern immer grade aus zur Vereinigung mit Gott führt, in welchem keine Willkür ist. Es würde daher ungereimt seyn, nach Maaß-

\*) „Ich gestehe, daß in der äußeren Wahl der Dinge eine gewisse Freiheit statt finde, läugne aber durchaus, daß die inneren Neigungen in unserer Gewalt seyen. — Wenn man den Willen auf die äußerlichen Handlungen bezieht, so scheint nach dem Selbstbewußtseyn (*judicio naturae*) Freiheit statt zu finden; wenn man den Willen auf die Neigungen bezieht, so gibt es durchaus keine Freiheit, selbst nach dem Selbstbewußtseyn. — Uebrigens, was thut's zur Sache, die Freiheit der äußerlichen Werke zu rühmen, da Gott des Herzens Reinigkeit fordert?“ (Loci theol. a. 1521 ed. Augusti p. 18. 19.)



## M i s c e l l e.

gab der vorhandenen Willkür die Erlösungsbedürftigkeit des Menschen bestimmen, und je größer jene, desto geringer diese darstellen zu wollen, da umgekehrt vielmehr das entgegengesetzte Verhältniß stattfindet, und es ist deshalb höchst unstatthaft, denjenigen eine Hinneigung zum Pelagianismus Schuld zu geben, welche dem Willen zwar, in Folge der Sünde, alles Vermögen zur wahren geistlichen Gerechtigkeit (*justitia cordis s. spiritualis*) absprechen, dagegen Wahl und Willkür in äußeren Dingen (*res rationi subjectae*) und ebendaher auch das Vermögen zur Bewirkung der äußeren Gerechtigkeit (*justitia operum s. civilis*) ihm zuschreiben.

16. Sondern wir demnach die Frage von dem Verhältniß der Vorherbestimmung zur Willkür ganz von unserem Thema ab, und stellen nur die allein hieher gehörige Frage hin: was vermag der Wille des Menschen nach dem Zeugnisse des göttlichen Gesetzes und seines eigenen Bewusstseins zur Erwerbung der Gerechtigkeit vor Gott? so wird sich uns dann bei strenger Prüfung gewiß keine semipelagianisch unbestimmte Antwort ergeben, wie, daß er nicht alles, aber doch etwas thun, kein eigentliches, aber doch ein uneigentliches Verdienst (*meritum congrui*) sich erwerben könne, sondern ganz bestimmt wird unsere Entscheidung dahin ausfallen, daß er nichts vermag. Es ist ja über allen Zweifel erhaben, daß das Gebot der Liebe nicht nur das höchste (*Mar. 12, 30 f.*), sondern zugleich auch jenes allumfassende Gesetz ist, in welchem alle andere Gebote begriffen sind, so daß keines erfüllt wird, wenn nicht jenes zuvor erfüllt ist, oder mit erfüllt wird (*Röm. 13, 9 f.*); denn dem Gott der Liebe gefällt nur, was aus und mit Liebe geschieht. Es ist aber ebenso gewiß, daß, wenn einmal im Herzen die lautere Liebe Gottes durch die Pein und Furcht des Schuld-bewusstseins unterdrückt, und die geistige Nächstenliebe der fleischlichen Selbstliebe gewichen ist, kein freier Wille sie eigenmächtig wieder erzeugen und herrschend machen kann (*Röm. 8, 7.*); denn der Wille herrscht überhaupt nicht über die Gefühle des Herzens; sie lassen sich nicht machen und geben durch ihn, ja sie treten in der Regel desto tiefer zurück, je mehr er sie hervorzu ziehen, und desto mehr hervor, je tiefer er sie zurückzudrängen sucht. Nicht der Wille, sondern nur das stärkere Gefühl überwindet das schwächere; nur bessere Gefühle können schlechtere, nur heilige Gesinnungen unheilige verdrängen. Eben die heilige Gesinnung der Liebe fehlt aber dem unheiligen, sündhaften Menschen, bevor er begnadigt ist; sie ist unterdrückt durch die entgegengesetzten Gesinnungen der Furcht, des Hasses, oder auch der Gleichgültigkeit, des Selbstdünkels, der Leidenschaft, des größeren oder feineren Egoismus, und kann nicht durch den Willen, sondern nur durch die gnädig zuvorkommende Liebe Gottes und den Glauben daran wieder erweckt und ausgerichtet werden (*Röm. 7, 14—25.*). Bevor aber, und ohne sie, fehlt allem menschlichen Thun der wahre Werth, weil ihm die wahre Gesinnung fehlt, die das Gesetz vor allem Andern fordert; es ist daher auch, insofern diese fehlt, sündhaft, und ein solches sünd- und fehlerhaftes Thun kann natürlich vor Gott gar kein Verdienst, und nicht die geringste Würdigkeit geben, und uns auf keine Weise die Gerechtigkeit vor Gott erwerben, die wir daher, wenn sie uns nicht durch freie Gnade gegeben würde, nie erlangen könnten.

(Schluß folgt.)

(Ueber die Proben zweier Bücher, die man von Dinter verlangt hat, in Bezug auf den Plan des Ganzen und den Inhalt der Proben.)

(Schluß.)

Die einzige Anmerkung in dieser Probe (zu B. 10.) bezieht sich auf etwas, was gar nicht im Texte steht, sondern was der Herr Verf. in den Psalm hinein getragen hat, die Segnungen und die Liebe Jehovas's. — Wir kommen auf die jedem Hauptstück angehängten Betrachtungen, die der Herr Verf. für Versiegelungen der biblischen Abschnitte ausgibt (*S. 19. 3. 2.*), während die alten christlichen Theologen meinten, auf ihre Betrachtungen das Wort Gottes als Siegel drücken zu müssen. Ihr Zusammenhang mit den biblischen Abschnitten ist sehr lose. Die Betrachtung bezieht sich auf den einen oder anderen Gedanken, den man in den Bibelstellen findet (*S. 21. 3. B.*), oder betrachtet die ganze Stelle aus einem beliebigen Standpunkte, einseitig und willkürlich, oder enthält bloß eine Wiederholung derselben in anderen Ausdrücken (*S. 19.*). Am auffallendsten ist die Betrachtung über 1 Mos. 3. Sie wird so eingeleitet: „Auf dem, was hier erzählt wird, ruht ein heiliges Dunkel. Ueberläßt den Gelehrten die Sorge es aufzuhellen [das heilige Dunkel]. Vielleicht vermögen auch sie es nicht.“ Und doch versucht, wie es scheint, der Herr Verf. das Räthsel zu lösen. Nach ihm ist die Erzählung etwas „sinnlich Dargestelltes“, ein „Bild“ (*S. 16.*), das man benutzen soll. Wie aber? Dies verdient nähere Betrachtung.

Zuerst scheint es, als sehe der Herr Verf. alle seine Leser als treffliche Menschen an, voll des besten Willens. Wer sollte da nicht einer seiner Leser seyn wollen? Ach, wenn er nur Wahrheit spräche! Er nennt sie alle: „Jünger Jesu Christi,“ ja — „Sohn Gottes!“ Er sagt, Jeder von ihnen habe schon einmal, am Tage seiner Weihe für's Christenthum, den ernstesten, redlichen Willen gehabt „ein Sohn der Pflicht, ein Jünger Jesu“ zu seyn (*S. 16.*). Er meint, Jeder von ihnen habe von Gott schon Alles empfangen, was er bedürfe, um über die Versuchung zu siegen: „Gott gab dir Gesetz, Gefühl, Freiheit und Kraft, dir, Sohn des Christenthums, wohl noch mehr“ (das ist viel gesagt, wohl zu viel); „du könntest siegen, wenn du nur ernstlich wolltest“ (*S. 17.*).

So stellt der Herr Verf. alle seine Leser an Adam's Stelle, ohne daß er ihnen vorher sagt, sie müßten, um siegen zu können, erst Kinder Gottes werden, durch eine neue Geburt. Indessen schildert er allerdings einen Uebergang, nämlich den aus der Unschuld zur Vollkommenheit der Pflichterfüllung. Unschuldige Liebe ohne Gedanken daran, daß man auch hassen könne, scheint ihm nicht vielen Werth zu haben. „Gutseyn aus Pflicht, aus Gehorsam gegen Gott und Gesetz ist mehr als Unschuld“ (*S. 16.*). Es ist in der That bedauernswürdig, eine solche Unkenntniß der ersten Glaubenslehren bei einem Theologen und Volkslehrer wahrzunehmen. Also ein Gehorsam aus Pflicht gegen das Gesetz soll das Höchste seyn, und doch setzt ein jeder Gehorsam der Art voraus, daß man fühlt und in sich wahrnimmt, wie gerne man anders handeln würde, daß man also nur mit Widerstreben, mit getheiltem Herzen gehorcht, nicht aus inniger, völliger, ungetriebener Liebe! und doch lehrt Paulus so ausdrücklich, was es mit dem Gesetz und seiner Befolgung für eine Bewandniß habe! Doch wir haben noch mehr zu rügen. Das Gesetz fordert, nach verschiedenen Ausdrücken des Herrn Verf., nichts weniger, als daß man ein „Engel unter Menschen“ (*S. 18.*) und für seine Kinder „nächst Gott der Unschuld Erhalter, der Tugend Schöpfer“ sey (*S. 17.*). Und das Alles soll der Mensch können, wenn er nur ernstlich wolle. Wie tröstet nun aber der Herr Verf. diejenigen, die ihre Sünden erkennen und bereuen? Er weiß keinen Rath für sie: „Hätte dich vor der verbotenen Frucht. Verscherzt ist sonst für dich das Paradies; verscherzt für immer. Verzeihung erhielten die ersten Sünder auch.“ [Worin bestand sie aber? in der Strafe.] „Im Strafen selbst war Gott die Liebe. Aber dort stand der Cherub mit dem Schwerdt! In's



Paradies der ersten Unschuld, wenn's einmal hinter deinem Rücken liegt, ach nimmer, nimmer wieder!" —

Mensch, der du das schrieist! also du hast nie gesündigt, nie ein Gebot Gottes übertreten? oder du schließt dich selbst auf ewig vom Paradies der Unschuld, von der Seligkeit aus, die nur den Schuldlosen und Heiligen angehört? Lehrer des Christenthums! für wen ist denn Christus auf die Erde gekommen, wenn nicht für die Schuldigen und Verlorenen? Was hat er uns denn erworben, womit willst du uns denn trösten in Leben und Sterben, wenn der Stand der Unschuld nimmermehr zurückkehrt, wenn der Engel ewig vor dem Paradiese steht?

Aber wir kennen diese Lehre:

„Gut seyn, wie es Jesus war und weil's Jesus war, das ist der heilige Geist des Christenthums“ (S. 16).

Wir kennen ihre Frucht: den heuchlerisch demüthigen Jugendstolz, in dem der arme Mensch sich selbst spiegelt, als den „Sohn Gottes“, und selbst nicht mehr ein Gebet sprechen kann, in dem er nicht von und zu sich selbst mehr redet, als er zu Gott spricht, und seines Geistes Kraft, seiner Tugend Strahl aufruft, statt daß er zu Gott sieht:

„Ja, ich bin stolz. Nein, demüthig bin ich vor dem, der zum Hohen, zum Höchsten mir Kraft verlieh! Wie du bist, so will ich seyn in dieser Welt! Segnen mit Allem, womit ich von dir gesegnet bin. Du, Gottes Gabe, meines Geistes Kraft! erleuchte meine Brüder! Du, meiner Tugend Strahl, des guten Geistes Werk, dein Licht soll leuchten vor den Menschen, daß sie meine guten Werke sehen, und mit mir durch Tugend dich preisen u. s. f.“ (S. 23 f.).

Wir müssen noch, ehe wir schließen, zweierlei erwähnen, die Liebesverse, die das Erbauungsbuch enthalten soll und die Sprache beider Bücher in dem übersehten Texte und dem, was der Herr Verf. hinzufügt. Man wird sich erinnern, daß die Einleitung verspricht: „Bisweilen, wenn auch nur seltener, wird dieses Gebet [in den Betrachtungen des Erbauungsbuches] die Form eines geistlichen Liedes annehmen.“ Die Probe enthält nur einen solchen Vers; er reicht aber hin, um uns zu belehren, was der Herr Verf. unter einem geistlichen Liebesverse. Es ist ein Vers aus Schiller's: Freude, schöner Götterfunken! freilich mit einigen Veränderungen, von denen aber nur eine strebt, ihn christlich zu machen, oder doch das Polytheistische zu entfernen. Wer wird aber auch daran denken, solche, oder selbst weniger anstößige, Trinklieder für ein Erbauungsbuch umzuändern! Was könnte auch dazu bewegen, wenn man es nicht im Wesentlichen für schön und herrlich hielte? In der That ist auch der unchristliche Wunsch stehen geblieben, daß den Todfeind — (schon dies Wort ist unchristlich, wenn man nicht mit David sagen kann: „Ich hasse ja Herr, die dich hassen, und verdreust mich auf sie, daß sie sich wider dich setzen“) — keine Thräne pressen und keine Krone ihn nagen, mit anderen Worten, daß er seine Sünden nicht erkennen und lassen soll. Eben so wird noch jetzt von dem Menschen decretirt, daß Gott ihm und Allen verzeihen müsse, als ob nicht Christus aus freier Liebe längst ehe wir's begehrt und da wir noch tot waren in den Sünden, die Handschrift, so wider uns war, ausgegitt hätte (Col. 2, 14., vgl. 13.), um alle Feindschaft hinwegzunehmen (Eph. 1, 14.). Ja, jetzt kann die christliche Familie sogar in ihren Abendandachten, wenn sie jemals sich verlesen läßt, Dinter's Erbauungsbuch zu gebrauchen, nach einer Betrachtung über 1 Joh. 4, 15—21, die Worte vorlesen hören, die sie früher vielleicht nie vernahm, als wenn Zechbrüder in einer benachbarten Weinstube jubelten:

Unser Schuldbuch sey vernichtet!

Ausgesöhnt die ganze Welt!

Wir sind froh, durch solche Probe uns aller weiteren Mühe, das strengste verwerfende Urtheil zu begründen, überhoben zu sehen.

Für uns würde schon der Ton des Ganzen, ganz äußerlich betrachtet, hinreichen, das Unternehmen für verfehlt anzusehen. Es ist, abgesehen von dem eben so schlechten als frivolen Wize des einleitenden Gleichnisses (das selbst Nationalisten, die etwas mehr Geschmack und Scharf vor dem Heiligen haben, anstößig seyn muß), durchaus nicht der, in dem solche Bücher geschrieben werden müssen. Was der Herr Verf. für die Sprache des 19ten Jahrhunderts hält, ist allerdings der gemeine Conversationsston desselben, aber nicht einmal die Sprache, deren weltliche Schriftsteller, wenn sie von großen Gedanken erfüllt oder von dichterischer Begeisterung hingerissen sind, sich bedienen. Und doch soll auch in der Uebersetzung der Ausdruck des göttlichen Wortes noch höher stehen als Menschenwerk und jene Erhabenheit über die Zeit abspiegeln, in den Religionslehren eigen ist. Wer wird aber noch glauben, in der Bibel zu lesen und nicht eher etwa einen Roman von La Fontaine aufgeschlagen zu haben, wenn er auf Phrasen trifft, wie: „er sprach liebevoll segnend zu ihnen“ —? Selbst der Rhythmus, den der Herr Verf. seinen Sätzen zu geben sucht, ist nicht der würdevolle, bedeutsame, der oft in Luther's Uebersetzung unser Ohr und Herz zugleich füllt, wenn er sie empfänglich findet, sondern ein ganz leichter und bloß formeller. Seine Worte hüpfen oft ganze Sätze hindurch in Jamben (welches Versmaß bekanntlich in der niedrigeren und gefälligen, oder, wegen seiner Fügsamkeit für den Dialog, in der dramatischen Poesie das Gewöhnlichste ist). So finden wir unter vielen anderen, zum Theil auch schon angeführten Sätzen, die sich recht hübsch als Verse abtheilen lassen, in dem Gebet S. 24, folgende:

Gibst du mir Zeit und Kraft? Euch, Euch,

Ihr Menschen werde sie geweiht!

Gibst du mir Brodt für sieben?

Ich will mich nicht für sieben rechnen.

Sechs Brüder sollen mit mir leben.

So treffen wir S. 19, in der erbaulichen Beschreibung des Gewitters sogar einen Herameter, der aussieht, wie wenn er aus Goethe's Herrmann und Dorothea entnommen wäre;

Kühler ward um uns die Luft, auch unsere Gärten und  
Fluren —

Mit der Vergleichung einer solchen Sprache mit der, welche der Bibel, auch in Luther's Uebersetzung, eigen ist, mögen wir weder unsere Leser noch uns selbst aufhalten. Da sich aber Herr Dinter so oft auf Luther'n beruft und mit seinen Werken neben ihn und sein Werk hinstellt, so wollen wir ihm in's Gedächtniß rufen, daß die größten Geister des 18ten und 19ten Jahrhunderts Luther's Uebersetzung allen anderen um der Sprache willen vorzogen, daß ein Schiller und Goethe sie deshalb als Muster studirten, wir wollen ihm, um unseren Lesern doch etwas Positives zu geben, wenigstens folgenden Ausdruck des anerkannt größten Deutschen Sprachkenners über Luther's Meisterschaft in der Sprache und den Werth seiner Bibelübersetzung auch in dieser Hinsicht und für unsere Zeit grade entgegenhalten.

„Luther's Sprache muß ihrer edlen, fast wunderbaren Reinheit, auch ihres gewichtigen Einflusses halber, für Kern und Grundlage der Neuhochdeutschen Sprachniederlegung gehalten werden, wovon bis auf den heutigen Tag nur sehr unbedeutend, meistens zum Schaden der Kraft und des Ausdrucks abgewichen worden ist. Man darf das Neuhochdeutsche in der That als den protestantischen Dialect bezeichnen, dessen freieithatmende Natur längst schon, ihnen unbewußt, Dichter und Schriftsteller des katholischen Glaubens überwältigte. Unsere Sprache ist, nach dem unaufhaltbaren Laufe aller Dinge, in Lauterhältnissen und Formen gesunken; — was aber ihren Geist und Leib genährt, verjüngt, was endlich Blüthen neuer Poesie getrieben hat, verdanken wir keinem mehr als Luther.“ (Jacob Grimm's Deutsche Grammatik B. I. S. XI.)

G. S.



# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1830.

Sonnabend den 27. März.

N<sup>o</sup> 25.

## Die wahre Mitte der streitenden Gegensätze in der Theologie.

(Schluß.)

17. Dieses Unvermögen zur Gerechtigkeit des Herzens, welches in unserem Bewußtseyn unvordersprechlich sich fühlbar macht, schließt aber laut eben dieses unseres Bewußtseyns keinesweges jenes Vermögen aus, wonach wir durch unseren freien Willen unsere äußerlichen Handlungen dem göttlichen und bürgerlichen Gesetze gemäß machen, und so eine Gerechtigkeit der Sitten (*justitia philosophica*) erwerben können, die vor dem Urtheil der Menschen, welche weder in das Herz sehen können, noch das Herz zu richten haben, allerdings gültig, loblich und preiswürdig ist. Gewiß ist dies um so mehr der Fall, je seltener selbst diese Gerechtigkeit des äußeren Lebens, diese Tugend der Werke, diese feine, äußerliche Zucht und Ehrbarkeit des Wandels, die wir uns doch auch ohne Hülfe der Gnade durch eigene Kraft geben könnten, auf Erden zu finden ist. Sie hat daher auch ihren Lohn auf Erden, und wollte Gott! sie wäre häufiger unter den Menschen! \*) Wenn sie aber auch ganz allgemein wäre, so würde sie dennoch Niemanden vor Gott rechtfertigen und der ewigen Güter würdig machen, weil sie vor seinem allerheiligsten Richterthum nicht nur keine Gerechtigkeit, sondern vielmehr eine Ungerechtigkeit ist; eine Ungerechtigkeit, nicht um deswillen, worin sie der Vorschrift des Gesetzes gemäß ist, — denn das ist loblich, — sondern um deswillen, worin sie ihr nicht gemäß ist, indem ihr nämlich jene heilige und demüthige Gesinnung reiner und inniger Liebe fehlt, die das Gesetz Gottes als das vornehmste fordert, und deren der unbegnadigte Sünder unfähig ist. Vgl. Augsb. Confess. Art. 18.; Apolog. S. 61. 218.

18. Ist es demnach unmöglich, in den angegebenen Hauptpunkten unserer Kirche irgend etwas Pelagianisches nachzuweisen, so muß man auch anerkennen, daß jene Lehre die rechte bestimmte Mitte hält zwischen denen, welche dem natürlichen freien Willen zu viel, und denen, welche ihm zu wenig zuschrei-

ben, oder den Pelagianern und Semipelagianern einerseits, und den Fatalisten oder Deterministen andererseits. Gegen jene schreibt sie ihm in Bezug auf das ewige göttliche Leben nichts, sondern Alles Christo und dem heiligen Geiste zu, gegen diese aber schreibt sie ihm in Bezug auf das zeitliche irdische Leben Manches zu, wovon viel für die Zucht und Ordnung desselben, und für die rücksichtslose Handhabung der bürgerlichen Gerechtigkeit unter Guten und Bösen abhängt. Mittelbar wirkt dann auch diese wieder für die geistliche Gerechtigkeit; ja die von uns selbst abhängige Gerechtigkeit des äußeren Thuns kann sogar, wenn auch nie den ursächlichen — denn dies ist wegen ihrer Sündhaftigkeit schlechterdings unmöglich — so doch öfters den gelegentlichen Uebergang zur inneren Gerechtigkeit und Heiligung bilden, insofern nämlich zu jener auch der ordentliche Gebrauch der äußeren Gnadenmittel gehört, an welche der Glaube und die innere Wirkksamkeit der Gnade geknüpft ist. So wie wir, wenn wir krank sind, zur Arznei greifen müssen, doch aber nicht durch unser Greifen, sondern nur durch die Kraft der Arznei gesund werden, so ist es auch nicht das Thun unseres Willens, was uns rechtfertigt und heilige, indem wir die Gnadenmittel, die als äußere Dinge in unserer Macht stehen, brauchen, sondern die Gnadenmittel selbst sind es durch die damit verbundene Kraft des heiligen Geistes; aber unser Wille war es doch, der sie ergriffen hatte, wenn auch nur des äußeren Gebotes, oder der Furcht wegen. Indes obwohl wir die äußeren Gnadenmittel, durch welche der heilige Geist wirkt, stets gebrauchen können, da sie immer vor uns liegen, so hängt es doch keinesweges von unserem Willen ab, jederzeit auch durch sie die heilbringenden Gefühle der Gnade in uns zu wecken, zu erhalten, zu mehren. Der kundige Christ weiß aus Erfahrung das Gegentheil, weiß, wie oft er bei dem Wort und Sacrament unerquickt, kalt und lau geblieben, so daß er Alles immerdar doch nicht seinem Lesen, Hören und Nehmen, oder Pflanzen und Begießen, sondern allein der göttlichen Barmherzigkeit zuschreiben kann, die, wann die Stunde kommt, Segen und Gedeihen gibt. Demohnerachtet, wenn auch der Geist der Gnade durch die Gnadenmittel nicht immer fühlbar wirkt, so wirkt er doch auch niemals ohne sie, und erquickt uns jedenfalls nur dann mit seinem gedeihlichen Segen, wenn wir bei'm Wort oder Sacrament seiner harren, aber dann auch gewißlich zu sei-

\*) Apolog. S. 64. Luther Th. 11. S. 1215.



ner Zeit, oft selbst, ehe wir es noch lebhaft empfinden; \*) denn in seinem Worte läßt sich Gott, wenn auch früher oder später, doch sicher finden von Allen, die ihn suchen.

19. Zu den Gnadenmitteln oder Organen des heiligen Geistes müssen wir also stets und unverrückt uns halten, und weil es äußerliche, sinnlich-faßbare Dinge sind, an die für uns der Herr vermittelnd seine Gnade gebunden hat, so können wir es auch schon durch unseren noch nicht erneuten, bloß vom Geseß getriebenen Willen, wie viel mehr aber dann, wenn uns schon eine höhere und reinere Liebe zu jenen heiligen Unterpfändern der göttlichen Gnade hinzieht. \*\*) Obwohl es daher stets eine pure lautere Gabe des göttlichen Erbarmens bleibt, wenn wir beseligt und geheiligt werden, und gar nicht irgend einem Werk oder Verdienst unsererseits zugeschrieben werden kann, so wird es doch stets unsere Schuld, unsere Selbstschuld bleiben, wenn wir verloren gehen, und nicht die Folge eines besonderen Rathschlusses der Verwerfung. Denn wir konnten uns zwar nicht selbst speisen und tränken zum ewigen Leben; aber wir konnten uns zu jenem Baume des Lebens halten, der durch alle Bücher der heiligen Schrift seine immergrünen, fruchtbringenden Zweige verbreitet, und zu jenen Altären, wo das lebendige Brot immerdar gespendet wird, und dabei des unaussprechlichen Segens Gottes gewiß seyn. Nimmt man noch dazu, wie die Gnadenmittel für Alle ohne Ausnahme eine objectiv gleiche göttliche Wahrheit und Geltung haben, indem sie den geheimen Rathschluß der Erwählung in Christo Allen gleichmäßig und wahrhaftig offenbaren und versiegeln, und nicht an und für sich leer und wirkungslos, erst durch einen noch verborgenen Rathschluß nur für die insgeheim Erwählten Bestätigung und Kraft erlangen, so wird man einsehen, wie man, ohne in die Scylla des ganzen oder halben Pelagianismus zu gerathen, die Charybdis einer geheimen und verborgenen Prädestination, worin die höchste Wohlthat der Offenbarung wieder untergeht, durch das Einhalten der rechten heilsamen Mitte vermeiden kann und vermeiden hat.

20. Dyne Zweifel beruht die Erlangung des ewigen Lebens auf einer göttlichen Prädestination, oder einer Erwählung, welche absolut genannt werden kann, insofern sie nämlich nur in der göttlichen Gnade beruhend, durch nichts von uns Zuvergebenes bedingt ist, sondern selbst erst alles Gute in uns bedingt (Concordienformel S. 821.). Allein dieser absolute und eben deshalb vor aller Vernunft verborgene und geheime Rathschluß ist durch die gnadenreiche Offenbarung Gottes in Christo ein kund- und offenkbarer geworden (Röm. 16, 25 f. Eph. 3, 4 f. Col. 1, 26.), und nicht nur für die Menschen überhaupt, sondern auch für jedes Individuum insbesondere durch das Wort Gottes aus; und zugesprochen, und durch die heiligen Sacramente versiegelt. Ja es ist dies grade der vornehmste Endzweck der ganzen Offenbarung, den von Ewigkeit her verschwiegenen Rathschluß unserer Seligkeit männlich kund zu thun, \*\*\*) und eben deshalb ist zu dem schriftlichen und mündlichen Worte des Evangeliums von der allgemeinen Gnade Gottes noch das specielle sichtbare Wort der Sacramente von Christo selbst hinzu-

gethan, um Jedem insbesondere den auch auf ihn sich erstreckenden göttlichen Gnadenrathschluß feierlich zu bestätigen, so daß er seines Heiles gewiß, unfehlbar zur Heiligung und Seligkeit gelangt, falls er nur das Wort nicht zurückstößt oder verachtet, Concordienformel S. 807. Dieses göttliche Wort ist so wahrhaftig wie Gott selbst, und der gewisste Ausdruck seines gnädigen Willens über uns; denn die Wahrhaftigkeit Gottes besteht eben nur in der vollkommensten Uebereinstimmung seines Wortes mit seinem Willen. Wenn man aber dies läugnet, und einen Unterschied oder Gegensatz macht zwischen dem geoffenbarten und dem verborgenen Willen, oder der voluntas signi und voluntas beneplaciti, und von dem letzteren geheim gebliebenen das ewige Heil der einzelnen Menschen abhängig macht, so zerstört man nicht nur die Wahrhaftigkeit Gottes, sondern man hebt sogar fast die ganze von Gott gegebene höchste Wohlthat der Offenbarung wieder auf, indem man eben das Offenbare wieder geheim macht. Denn wenn den Rathschluß meiner Berufung und Erwählung zur Seligkeit Gott seinem geheimen Rathe vorbehalten hat, was hat er mir denn eigentlich geoffenbart in seinem Worte? Welche Antwort hat er mir gegeben auf die allerwichtigste Frage nach meiner Seligkeit, zu der ich in mir selbst keinen Grund und keine Hoffnung finde? Was hab' ich von dem Evangelio, wenn ich ihm nicht um seiner selbst willen trauen kann? was von Christo, wenn ich nicht weiß, ob er mein, mein Heiland ist?

21. Hat man einmal Wort und Sacrament dadurch unzuverlässig gemacht, daß man sie nicht für Alle die sicheren und gewissen Zeichen und Mittel der Berufung, Erwählung und Heiligung seyn läßt, sondern ihnen nur für die zuvor insgeheim Erwählten, Berufenen und schon Gläubigen Wahrheit, Gültigkeit und Wirksamkeit beimißt, so bleibt, um den Menschen seiner Erwählung zu versichern, nichts anderes übrig, als ihn auf die innere Bezeugung derselben durch die von ihr gewirkten Früchte der Buße und Heiligung zu verweisen, \*) d. h. seinen Glauben und seine Zuversicht zu Gott auf das Bewußtseyn einer, wenn auch von der Gnade gewirkten, doch subjectiven Gerechtigkeit und inneren Gemeinschaft mit Christo zu gründen. Da nun aber das Geseß jedem zarten Gewissen stets die Unzulänglichkeit dieser vorhält, so muß eine peinliche Ungewißheit der Gnade und des Heils daraus hervorgehen, welche die kindliche evangelische Freude und Liebe unterdrückt, die Fortschritte in der wahren Heiligung lähmt, und am letzten Ende, wo das Bewußtseyn der inneren Gnadenwirksamkeit oft sehr zurücktritt, leicht zur Verzweiflung führen kann. Das wahrhaft vermittelnde System dagegen lehrt zwar mit der heilsamsten Strenge, daß wir um unsertwillen, um unserer Gerechtigkeit und Würdigkeit willen, an unserm Heile völlig verzweifeln sollen, aber es lehrt auch mit der heilsamsten Milde, daß die, welche so verzweifeln, um Christi und seines untrüglichen Wortes willen, ihres Heiles ohne allen Zweifel freudig gewiß seyn sollen, und wirken, eben weil es den Menschen stets im Glauben aus seiner sündlichen Natur hinaus, auf die objectiven Heilquellen hinweist, um so kräftiger und heiliger in ihn hinein.

22. Diese letzte Materie habe ich absichtlich ausführlicher behandelt, weil ich nicht bloß die wahre Mitte zwischen den streitenden Grundsätzen zeigen, sondern auch die grundwesentliche Lehre der evangelischen Theologie vom Unvermögen des freien Willens zur wahren Gerechtigkeit in ihrer

\*) Concordienformel S. 672. Luther Eb. 10. S. 2030.

\*\*) Von denen zu reden, welche außerhalb der sichtbaren christlichen Kirche sind, und also die Gnadenmittel nicht haben können, ist hier nicht der Ort. Vgl. Sartorius Beiträge, erste Lieferung S. 163 ff.

\*\*\*) Vgl. Luther a. a. D.

\*) Calvini Instit. I. III. c. 24. §. 2. S. 15. 17.



großen Verschiedenheit von dem metaphysischen Prädestinismus, womit sie so oft verwechselt wird, darstellen, und dadurch zu erneuter Befestigung derselben anregen wollte. Die Verwischung und Vermischung beider Lehren hat mannichfachen Schaden gestiftet. Denn durch den Widerspruch gegen den Prädestinismus haben Manche sich alsbald zum Pelagianismus berechtigt geglaubt. Bessergesinnte dagegen haben sich doch vor einer gründlichen Erhärtung jenes Unvermögens geschaut, weil sie dadurch in jene intricaten Disputationen über Freiheit und Nothwendigkeit verwickelt zu werden fürchteten, worüber Milton die Teufel in der Hölle sich die Köpfe zerbrehen läßt. So ist denn dieses für die Erkenntniß Christi hochwichtige Lehrstück, womit Melancthon die erste evangelische Dogmatik in seinen *Locis* eröffnete, in jener Unentschiedenheit geblieben, gegen die Luther wider Erasmus (vom knechtischen Willen Th. 18. S. 2072 f.) so nachdrücklich protestirt. Derweilen wurde aber desto eifriger für oder wider das Unvermögen der Vernunft zur Erkenntniß göttlicher Dinge gestritten. Obwohl allerdings auch hier das Recht auf der Seite der Supernaturalisten ist, so konnten sie doch um beständigen keinen entschiedenen Sieg über ihre Gegner erfekten, weil diese, ohne sich auf gründliche Demonstrationen, die überhaupt ihre Sache nicht sind, einzulassen, alsbald von dem theoretischen Gebiete in das moralische sich hinüberzogen, und dasebst unversöhnter Weise behaupteten, die ganze große Streitfrage sey in practischer Hinsicht völlig gleichgültig, weil jedenfalls, sey es nun mit oder ohne den Glauben, der unversehrt gebliebene freie Wille die Gebote des Moralgesetzes erfüllen, und so doch sicher die Gnade Gottes und die Seligkeit erlangen könne.\*) Ja, sie sind noch weiter gegangen, und haben die Orthodorie eben wegen ihrer Lehren vom Unvermögen des freien Willens und von der Gnade und Rechtfertigung, als moralisch schädlich zu verdächtigen gesucht.\*\*) Obwohl ein jeder Christ, der die heilsame Kraft des geoffenbarten Evangeliums auch nur einigermaßen an sich selbst erfahren hat, die Unwahrheit so thörichter Behauptungen, deren Gegentheil grade die Wahrheit ist, gleich erkennt, so müssen wir doch gestehen, daß sie den Gegnern auf dem Felde, wohin sie selbst den Streit versetzt haben, noch viel zu wenig nachgewiesen worden ist\*\*\*) indem die Disception, statt entschieden auf das practische Unvermögen des sündhaften Willens zur wahren Gerechtigkeit einzugehen, und daraus die Nothwendigkeit einer erlösenden und heiligenden Offenbarung abzuleiten, immer wieder auf das theoretische Unvermögen der Vernunft zurücklenkte, woraus dann nur die bei weitem gleichgültigere Nothwendigkeit einer belehrenden Offenbarung erschlossen werden konnte. Möchten wir doch lieber die Reformatoren uns zum Muster nehmen, welche in ein ähnliches Verhältniß zum scholastischen, wie wir zum sophistischen Nationalismus gestellt, gleich die Sache viel kräftiger von der

practischen Seite anzufassen und siegreich durchzuführen wußten, indem sie vor allem Anderen dies sich angelegen seyn ließen, die durch das Moralgesetz ihres sittlichen Unvermögens überführten Menschen zur allein heilbringenden Gnade des Evangeliums zu leiten.

23. Dann würden auch die Einwürfe bald sich erledigen, welche von den Anhängern der Hegel'schen Philosophie, die jetzt allen in der wahren Mitte zu stehen behauptet, gegen den Supernaturalismus, oder, bestimmter zu reden, gegen den altchristlichen Lehrbegriff erhoben werden, als sey er ein historisch abgeschlossenes und abschließendes, den Geist in eine längst erloschene Verzeit kammelndes System, ein nur von Olym's Zeiten durch todt Ueberlieferung fortgetragener und im Gedächtniß deponirter Lehrstoff, der mit dem stets lebendigen, nicht allein gedenkenden, sondern auch denkenden Geiste in keins organische Lebensgemeinschaft träte. Allerdings wer kann läugnen, daß es einen solchen Supernaturalismus gibt, und wer sollte es nicht leben, wenn ihm widersprochen wird? Aber wer kann behaupten, daß es der wahre und rechte sey, daß es der sey, auf welchem die vom Geiste des Herrn erfüllte Kirche in allen Jahrhunderten sich erbaut, und aus dessen lebendiger Quelle die tiefdenkenden Seelen der großen Kirchenlehrer himmlisches Licht und Leben schöpften. Dieser ist freilich nicht speculativ, sondern historischer Ursprungs, und seine Quelle liegt nicht in uns Sündern, sondern außer uns, und zwar in einer bestimmten, individuell abgegrenzten, historischen Person, welche empfangen vom heiligen Geiste, geboren von der Jungfrau Maria, gelitten unter Pontio Pilato u. s. w., nämlich in Jesu Christo, in welchem allein die ganze Fülle der Gottheit, die über alle Natur ist, persönlich mit der Menschheit sich einigte, von welchem alle Propheten, Apostel und Mächtyrer zeugen, und auf den die Kirche des N. E. ebenso vorwärts, wie die des A. stets rückwärts deutet, weil er der Mittelpunkt der Weltgeschichte ist. So wie Alles, was des Vaters ist, auch des Sohnes ist, so schöpft auch nur aus seiner unerschöpflichen Fülle der heilige Geist, der Geist der Wahrheit, der ihn verkündet in den Herzen seiner Gläubigen und in der christlichen Kirche, die sein Leib ist. Wenn wir nun mit der schärfsten historischen Bestimmtheit ihn als die alleinige Quelle bezeichnen, aus welcher der erquickende Strom des neuen Lebens, vom Geist getrieben, durch alle Jahrhunderte sich ergießt, machen wir dann eine alte still- und abgestandene Geschichte zur Religion des Heils, oder ein Aggregat todtter Lehrsätze zum seligmachenden Glauben? Ist es nicht vielmehr eine lebendige, tief- und allbewegende Geschichte, welche nicht bloß geschieht und gethan, sondern auch immerdar thätig und thugend ist, und eben mit ihrem individuellen thatsächlichen Gepräge stets auch die individuellsten Wirkungen und die entsprechendsten Thatfachen erzeugt? Ist es nicht eine Kraft Gottes, zu stärken die Schwachen, zu heilen die Kranken, zu erquickten die Mühseligen, zu laben die Verschmachtenden, und selig zu machen Alle, die daran glauben? Und eine solche hebe Segensfülle, die überall dem tiefsten Bedürfniß entgegenkommt, und wie die Speise dem Hungrigen und der Trank dem Durstigen, allen Gläubigen die innerste Lebensbefriedigung gewährt, und die durch die Sünde verlorenen Kräfte wiederherstellt, und so neue, wiedergeborene Menschen nach dem Bilde Christi schafft, wäre ein todttes Gedächtnißwerth? Nein, die neue speculative Theologie muß zugeden, daß es ein lebendiges und denkendes Christenthum gibt, wenn es auch nicht aus dem in seinem eignen Begriff arbeitenden Geiste, sondern aus der sinnenden Betrachtung des geschichtlichen Christus, oder

\*) „Sie sagen, daß die natürlichen Kräfte des Menschen völlig unversehrt und unverdorben geblieben seyen, und daß die Vernunft richtig lehre, und der Wille das, was geliebt werde, leisten könne, und daß Gott gewißlich seine Gnade gebe, wenn der Mensch nur so viel thut, als in seinem Vermögen steht, nach seinem freien Willen.“ (Artic. Smalcald. p. 321.) Man urtheile hiernach, ob den Reformatoren der Nationalismus unbekannt war, und ob sie ihn nur aus Unkenntniß verworfen haben.

\*\*) Wegscheider Instit. theol. dogm. S. 117 sq. Röhr's Briefe über den Nationalismus S. 37.

\*\*\*) Doch ist von Schleiermacher, Marheineke und Tholuck schon sehr Rühmliches dafür gesehen.



des Gottmenschen in seiner Knechtsgehalt und Majestät, geschöpft ist.

24. So möge denn auch dieser mein an frühere ähnliche sich anschließender Versuch, in die geeigneten Fußstapfen der Reformatoren einzutreten, und auf diese Weise, weil wir nämlich in viele grobe Irthümer, wovon sie uns befreien, wieder zurückgefallen sind, erneute Fortschritte in der Theologie zu machen, nicht ungeeignet bleiben!

Es ist in dem ersten Hest von Sartorius Beiträgen so unwidersprechlich, daß kein Nationalist es hat widerlegen können, aus den bewährtesten Quellen dargethan worden, wie der Nationalismus in den practischen Hauptlehren der christlichen Theologie von der Sünde und von der Gnade grade zu eben den scholastischen und pelagianischen Grundjahren und wieder zurückführt, gegen welche die Reformatoren, die Bibel in der Hand, den stärksten Widerspruch erhoben und auf deren evangelischen Gegenjahren sie die Evangelische Kirche gründeten. Diese, den Nationalismus in seiner ganzen Blöße darstellende Behauptung, für die Kirchen- und Völgemenge, die symbolischen Bücher, die Schriften der Reformatoren und älteren Theologen überall Beweise liefern, ist seitdem auch von anderen Gelehrten, wie von Twiss in seiner Dogmatik Th. 1. S. 138 ff. und von einem Ungenannten in der Ev. R. Z. mehrfach nachgewiesen worden. Es sollten daher endlich doch vielen Verblendeten die Augen darüber aufgehen, mit welchen Rückschritten in der wahren christlichen Auffassung diejenigen uns bedrohen, welche stets vom Fortschreiten sprechen, ohne je selbst vom Platz zu kommen, \*) und welche Verfinsternung die über den christlichen Himmel heraufzuziehen gedenken, die das himmlische Licht der göttlichen Offenbarung auslöschen wollen, um die kleinen Nachlichter ihrer kleinen Geister dafür aufzustellen. Was kann überhaupt für die fortschreitende Vervollkommenung der Menschheit in allen Zweigen der Cultur hindernder und hemmender seyn, als der beschränkte und beirränkende Grundsatz der Nationalisten, daß nichts wahr seyn könne, was nicht die Vernunft zuvor schon aus sich selbst als wahr erkannt und begriffen habe. Das heißt recht eigentlich die Menschheit still stehen heißen und ihr das Fortschreiten und Zulernen verbieten, wie denn das ganze Streben des Nationalismus dahin geht, den durch die Offenbarung gemachten Fortschritt der Menschheit wieder aufzuheben, und den durch sie erlangten Zuwachs unserer Erkenntniß von göttlichen Dingen wieder zu zerstören; denn was thut denn dieses System der Verneinung anders, als die Wahrheiten, die wir der Offenbarung verdanken, verläugnen, und das Licht derselben obscurantistisch unter den Scheffel stellen? Wahrlich, jene Behauptung der Perfectibilität des Christenthums, wonach man es rückläufig wieder auf die natürliche Religion zu reduciren sucht, ist nichts Anderes als eine versteckte Behauptung der Imperfectibilität der natürlichen Religion. Wenn das nicht Rückschritte sind, was sind denn Rückschritte? Darum vorwärts wieder, vorwärts ihr Lichtfreunde! von dem dunkeln Neulicht der Nationalisterei zu dem klaren und vollen Lichte des göttlichen Evangeliums, welches in dem schriftgetreuen Lehrbegriff der Evangelischen Kirche sich am reinsten und vollständigsten abspiegelt.

D—t.

Dr. S—s.

\*) Das merkwürdigste Beispiel der Imperfectibilität des Nationalismus gibt D. Paulus in seinem Leben Jesu.

## Nachrichten.

(Die Deutschen Protestanten in America)

Wir haben in Deutschland ein so liebenswürdiges Exemplar unserer Deutschen, Americanischen, protestantischen Mitbürger an dem Luther'schen Prediger Kurz, und nicht lange vorher dem nicht weniger achtungswürdigen Neitz gesehen, und hören dabei so viel Erfreuliches aus America im Allgemeinen, daß es uns schwer fällt, und unsere Deutschen Mitbürger anders zu denken, denn als warme Freunde des Evangeliums, aber leider gilt das nur von einem gar kleinen Theile derselben. Das hatte auch der brave Kurz nicht Hehl. Er theilte uns mit, daß eine große Anzahl Deutsche Gegner der Errichtung einer Lehranstalt und zugleich Feinde des lebendigen Christenthums und aller damit zusammenhängenden Bestrebungen wären. Man könnte fragen, aber wie hängt dieses beides zusammen, hat ihnen der Mann nicht vielleicht nur das lebendige Christenthum abgesprochen, weil sie Gegner einer Lehranstalt waren? Aber es erklärt sich das recht gut: Diese Leute nämlich sind größtentheils reiche Pächter, arm und unwissend nach America gekommen, dort durch große Betriebsamkeit zu Vermögen gekommen. Diese halten nun natürlich nichts von der Gelehrsamkeit, sie wollen Geistliche haben, die ihnen gleich stehen, um sich nicht von ihnen übersehen zu wissen. Ihnen kommt daher die Errichtung eines solchen Seminars als ein hierarchisches Bestreben vor, das Volk zu unterjochen. Auf diese Weise lag denn also auch in jener Anklage, welche die Leipziger Zeitung damals gegen die Luther'schen Geistlichen in Nordamerica aussprach, eine gewisse Wahrheit. Sie mag vielleicht von einem in Leipzig gerade anwesenden Deutschen Kaufmann aus Nordamerica gerührt haben. \*) — Man kann sich nun aber auch vorstellen, daß solche Leute grade diejenigen sind, denen alle ernste religiöse Anstalten mißfallen, weil sie ihrem fleischlichen Sinn entgegenstehen.

Ueber die fleischliche Gesinnung dieser Parthei führen nun die Englischen Blätter der Vereinigten Staaten große Klagen. In dem Americanischen Heidelberg in Pennsylvanien, hat am 21. Mai v. J. eine Versammlung angesehener Männer, wie auch einiger Geistlichen, statt gefunden, welche folgende Beschlüsse gefaßt haben: 1) Wir erklären alle Bibel- und Missionsgesellschaften, theologische Pflanzschulen und Sonntagsschulen für ein Werk des Ueberflusses, daß sie nur dazu dienen, die Auctorität der Priester ungebührlich zu erhöhen und daß wir daher keinen Geistlichen annehmen werden, der solche Pläne fördert. 2) Wir sind fest überzeugt, daß die Personen, welche an allen jenen Anstalten Theil nehmen, entweder Heuchler sind, welche Ansehen suchen, oder getäufte Schwärmer, deren Blindheit zwölf Millionen freier und glücklicher Menschen unter die Klauen einer ehrsüchtigen Priesterkaste zu bringen sucht. 3) Jene anmaßenden und hochmüthigen Vetter, die in unserem Lande umherziehen, Tractate austheilen und Geld für Missionszwecke sammeln, ein Haufen Betrüger, sind zu träge, um im Schweiße ihres Angesichts ihr Brot zu verdienen. 4) Wir sind stets willig, anmaßungsfreie Geistliche für ihre Verdienste zu belohnen und ihre Lage unter uns annehmlich zu machen, doch unter der Bedingung, daß sie sich mit keiner jener Gesellschaften einlassen. — Die Americanischen Zeitungen geben selbst mit Freuden zu erkennen, daß dieser aufreißerische und unchristliche Geist keinen Einfluß auf die neugegründete theologische Pflanzschule in Gettysburg hat, eben die, für welche Kurz sammelte. Unter den 300,000 Deutschen Lutheranern und Reformirten in Pennsylvanien soll indeß der größte Theil die Grundsätze theilen, die in jenen Beschlüssen ausgesprochen sind.

\*) Diese Mittheilung läßt zugleich ahnen, aus welcher Quelle die in dem Buche des Dr. Braun enthaltenen Anschuldigungen gegen die Deutsch-Evangelischen Predigerseminare, welche wir neulich unseren Lesern mitgetheilt haben, geüßt sein mögen. Doch wird die Nothwendigkeit einer directeren Widerlegung allerdings dadurch noch nicht aufgehoben. Anmerk. der Red.



# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1830.

Mittwoch den 31. März.

N<sup>o</sup> 26.

Schreiben eines Laien an den Redacteur der Ev. K. Z.  
über die Erklärung des Herrn Dr. Neander in  
N<sup>o</sup> 18. der Ev. K. Z.

Ich kann Ihnen meine Betrübniß über die Erklärung unseres Neander in N<sup>o</sup> 18. der Ev. K. Z. nicht genug schildern; und obgleich Sie in Ihrer Gegenerklärung schon fast Alles gesagt haben, was sich über die Sache von Ihrem Standpunkte aus sagen ließ, so fühle ich mich dennoch gedrungen, auch von dem meinigen aus Ihnen einige Bemerkungen über dieses beklagenswerthe Ereigniß mitzutheilen, da vielleicht die Zwischenrede eines Dritten bei der sichtlich bewegten Rede und Gegenerrede nicht ganz ersprießlich bleiben könnte.

Zuerst denn. Ich selbst denke mir, daß die Ev. K. Z. in mancher Hinsicht anders seyn könnte, und vielleicht besser; wie sie denn ja nur ein menschliches Unternehmen ist. Aber ich bitte Sie in meinem Namen, und ich darf sagen im Namen zahlreicher Christen in dieser Gegend, lassen Sie sich durch die Fassung selbst eines Neander in diesem Unternehmen nicht irre machen. Sie haben durch die Ev. K. Z. schon unendlich viel Nutzen gestiftet, und wir versprechen uns denselben noch reichlicher für die Zukunft, da das Blatt immer mehr Leser findet. Wir Laien können der Belehrungen einer solchen Zeitschrift jezt gar nicht entbehren, wenn wir nicht völlig zur Unmündigkeit verurtheilt bleiben sollen. Und wo gab es, ich frage Jeden, noch ein Organ für diejenigen Christen, die sich nicht unter das Joch des dünkelsvollsten Unglaubens geschmiegt hatten? Wo konnte Widerspruch erhoben werden gegen das Reich der Lüge, das uns umstrickte, wo die Wahrheit an den Tag gebracht werden über Ereignisse in kirchlichen Angelegenheiten, die zu entstellen die Libellisten durch ganz Deutschland verschworen schienen? Etwa in jenen Blättern selbst? Nun freilich. Aber wir haben sie erlebt, diese absichtlichen Verspätungen berichtigender Aufsätze, und die Verbrämungen vornehm thuender Zurechtweisung, Beschränkung, Verwahrung, Verlausulirung in Fällen, wo man endlich nicht umhin konnte, die Wahrheit zu Worte kommen zu lassen. Es läßt sich Alles erdulden, aber

nicht die Unterdrückung wahrhaftiger Rede. Neben müssen wir in dieser Zeit. Wir glauben, darum reden wir.

Darum danken wir Gott, daß ein solches Blatt vorhanden ist, und nehmen am Besten aus dem Jorne der Gegner wahr, daß wir durch dasselbe etwas Wesentliches gewonnen haben. Es war Zeit, daß wir, die man beschuldigte, das Licht zu scheuen, den Schild der Öffentlichkeit erarissen, den jene uns wie ein Medusenhaupt entgegenhalten zu können wähnten. Aber es war eine Truggestalt. Die wahre Öffentlichkeit kann nur dem frommen, der im Dienste der Wahrheit selber ist.

Und war etwas nicht recht, fanden Mißgriffe statt in der Richtung des Blattes — nun, ich dünkte, die es besser verstanden, hätten selbst Hand anlegen mögen und es besser machen. Aber so sind wir Deutsche! Um Funken zu sprühen, müssen wir uns immer erst auf den Isolirschmel sehen.

Und bedenken wir nun den freilich nur scheinbaren, aber doch Manche irre machenden Triumph der Gegner, der aus einer solchen Fassung hervorgehen wird, so fühlen wir uns um so mehr zu der Frage gedrungen: Ob in der That die Differenz der Ansichten so groß, das, was Neander zu tabeln fand, so wichtig war, daß das Aergerniß einer solchen Erklärung gegeben werden mußte? Zumal, da er, soviel bekannt, ohnehin noch nichts für die Ev. K. Z. geliefert hatte. Macht man doch kaum den Redacteur einer Zeitschrift für jede Meinung verantwortlich, die in derselben vorgebracht wird, geschweige denn den, der nur beiläufig vor drei Jahren als ein solcher genannt worden, der Beiträge versprochen habe.

Doch, mein verehrter Freund, ich will Neander, meinen Landsmann, ich glaube sagen zu dürfen meinen Freund, einen Mann, den ich gewiß nicht weniger liebe und verehere als irgend ein Anderer seiner Zeitgenossen, nicht tabeln. Weiß ich doch was wir an ihm besitzen. Weiß ich doch, daß in ihm, wenn in irgend einem, Christus eine Gestalt gewonnen hat, und wie er eben darum auf die Jugend wirkt. Vielmehr kann ich mir die Erscheinung aus seiner Eigenthümlichkeit gar wohl erklären. Wer fühlte sich nicht verletzt durch so manches Ereigniß der Zeit, wer möchte sich nicht lieber in sein Kämmerlein verschließen und laben an der Weisheit der Vorwelt, oder sich erheben auf den



Flügel in der stillen ernstlichen Betrachtung, als auf dem lauten Markt dem Geschrei der ungeschlachteten Menge entgegentreten. Aber doch, Alle können wir dem unvollkommenen Kampfe nicht aus dem Wege gehen. Wie sollte er sonst enden? Vielmehr Kämpfe, wer sich berufen fühlt, in dem Worte der Wahrheit, in der Kraft Gottes, durch Waffen der Gerechtigkeit, zur Rechten und zur Linken, durch Ehre und Schande, durch böse Gerüchte und gute Gerüchte. Nur daß Alles geschehe in Langmuth, in Freundlichkeit, in dem heiligen Geiste, in ungefärbter Liebe (2 Cor. 6.).

Aber zweitens. Es ist unverkennbar, und, ich versichere Ihnen, es ist auch uns Laien nur allzu offenkundig geworden, daß sich unter unseren gläubigen Theologen eine zwiefache Hauptrichtung zeigt. Die einen, und zu diesen bekennt sich unter Anderen ja die *Ev. R. Z.*, behaupten, es sey nur der Unglaube gewesen, der sich von den Symbolen unserer Kirche losgesagt habe. Das dort aufgestellte System sey vollkommen der heiligen Schrift gemäß, es lasse sich auch wissenschaftlich noch jetzt durchführen und behaupten, und man müsse daher völlig zu demselben zurückkehren. Es sey nur Glaubensschwäche, wenn Manche sich dazu nicht entschließen wollten. Andere im Gegentheil, und Viele von ihnen, die ich kenne, muß ich für durchaus gläubige Christen halten, erklären das alte System, namentlich was die Art seiner Begründung betrifft, für unhaltbar, unlängbare Ergebnisse wissenschaftlicher Forschungen hätten das gelehrt, Erkenntniß und Glaube könnten sich nicht widersprechen, und es bedürften insbesondere die Lehren von der Inspiration der heiligen Schrift und von dem Verhältnisse des Alten Testaments zum Neuen einer ganz anderen Auffassung. Es will mich bedünken, als wenn diese beiden Richtungen mehr und mehr von einander zu divergiren drohen, und, was Gott verhüten wolle, als könnte es am Ende dahin kommen, daß nachdem unsere Kirche den Unglauben überwunden haben wird, sie neuer Partheiung erlage. Da möchte ich nun beiden Theilen in Ernst und in Liebe gar Manches zurufen, was ich freilich hier fast nur andeuten kann. Es bedürfte eigentlich einer ausführlicheren Entwicklung. Doch das Herz ist mir zu voll.

Nämlich dieser letzten Parthei, es soll aber keine Parthei seyn, möchte ich zuerst bemerken machen, daß sie gewiß darin irrt, wenn sie meint, es sey das nur eine wissenschaftliche Differenz, die keine practische Bedeutung habe. Mit nichten. Das mag wohl manchen Gelehrten, der hauptsächlich nur mit begeisterten Jünglingen und mit Büchern in Berührung kommt, so erscheinen; aber dem Staatsmanne, dem Beamten, ja manchem Pfarrer und Schullehrer ist ganz anders dabei zu Muth. Schon der Zustand der Litteratur heut zu Tage macht eine bloße Verhandlung von Studienstube zu Studienstube fast unmöglich. Und dann ist ja das kirchliche System so abgerundet und abgeschlossen, daß sich die Lehren keineswegs von den Beweisen trennen lassen. Auch sind wir, Gott sey Dank, gewöhnt, selbst zu denken und wollen uns mit einem Auctoritätsglauben nicht abspesen lassen. Ist denn Israel ein Knecht oder leibeigen, daß er Jedermanns Raub seyn muß? fragen wir mit dem Propheten. Wie unendlich wichtig namentlich in practischer Hinsicht die Lehre von den messianischen Weissagungen ist, davon lassen Sie mich nur im Vorbeigehen ein Beispiel anführen. Englische Missionare in Ostindien erzählen von dem besonderen Einbruche, den der Verweis aus den Weissagungen auf die Gemüther selbst der Braminen mache, da weder Nanuk noch Muhammed eine Weissagung für sich hätten. Manche Hindu's sagen: Ihre prophetischen Bücher seyen alle zu

nicht geworden und als bloße Fabel in's Meer hinabgesunken (*Vaseler Magazin* 1829, 4tes Quartalheft, S. 639.). Nun frage ich jeden Lehrer der Jugend, ob er bei Kindern nicht die nämliche Erfahrung gemacht hat. Wie soll er nun künftig bei dem Vortrage dieser Lehren sich verhalten Und was die Lehre von der göttlichen Eingebung der Schrift betrifft: ich höre, man will sie jetzt nicht läugnen, aber man will sie beschränken auf dasjenige, was unmittelbar die göttlichen Heilsanstalten betrifft. Ihr Männer, lieben Brüder, ich frage, wo ist die Grenze, die ihr gegen den Rationalismus vertheidigen wollt, der als Heilsanstalt nichts weiter gelten läßt, als die allgemeinsten Begriffe von Gott, Tugend und Unsterblichkeit, mit denen doch, darüber sind wir einverstanden, kein sündiger Mensch seine Seele erretten kann?

Darum bitte ich euch, lieben Brüder, vergeßt doch nicht über der wissenschaftlichen Erörterung uns unwissenschaftliche Leute draußen im Leben. Bedenkt doch, daß ihr in einer Kirche lebt, die zwar zerrüttet und verfault ist, die aber rechtlich und historisch noch nirgends, daß ich wüßte, aufgehört hat zu bestehen. Bedenkt wohl, daß ihr gerade auf dem theologischen Gebiete gleich unmittelbar aus dem Reiche der Speculation eine Brücke in's Reich der Wirklichkeit hinüber bauen müßt, weil ihr ja keine bloße Gelehrte, sondern der Mehrzahl nach Pfarrherren und Volkslehrer zu bilden berufen seyd. Gibt es also eine Vermittelung zwischen den Ergebnissen eurer Studien, die wir ja fürwahr nicht verachten wollen, und dem kirchlichen Symbol, nun, so sprecht sie je eher je lieber aus, und gebt euren Schülern diese Mitgabe in's Leben mit, auf daß nicht der Unkundige meine, diese Schüler seyen nur auf einer Stufe zwischen dem Unglauben und dem Glauben stehen geblieben. Oder gäbe es keine solche Vermittelung? So sprecht euch auch darüber unumwunden aus, damit wir wissen woran wir sind. Es führt sicher zur Verständigung. Selbst wenn das kirchliche System nicht ganz haltbar wäre, es ist doch ein Grund und Boden da für den Bau einer neuen Kirche, und nur auf solchen geschichtlich vorhandenen Boden läßt sich für die Wirklichkeit bauen, nur daran etwas sich anknüpfen von Bestand und von Festigkeit. Oder könntet ihr eine Kirche wollen ohne alles Symbol? Das kann ich nicht glauben. Freilich, der gläubige Christ bedarf keiner Symbole, und der ungläubige wird durch sie nicht gewonnen werden. Aber ist bei der geschichtlichen Entwicklung des Christenthums die geistige so erhebende Gemeinschaft der Kirche noch denkbar ohne ein gemeinschaftliches Glaubensbekenntniß? Und vergeßt ihr nicht die Schwachen und Unmündigen in der Gemeinde und die Jugend, wenn ihr Alles innerhalb des weiten Gebietes der Bibelforschung der Lehrfreiheit überlassen wollt? Wohl verstanden, dafern nicht für die Art der Auffassung der heiligen Schriften ein Princip aufgestellt wird, was denn schon ein Symbol wäre. Auch der Staat möchte, wenigstens hier und da noch, ein Wort darein zu reden haben gegen eine kirchliche Genossenschaft, in deren weiten Räumen alle Abstufungen des Unglaubens und des Glaubens vom Deismus bis zur Schwärmerie neben einander nicht bloß bestehen sollten, denn das ist Gottes Sache, aber auch sich aussprechen, sich bekämpfen, sich irren machen, und sich Aergerniß geben. —

Denen aber, die das Symbol der Kirche so eifrig festhalten, und das geht besonders Sie an, mein theurerer Freund, muß ich auch zurufen: Sehet wohl zu was ihr beginnet, und daß ihr nicht ohne Noth Partheiung anrichtet. Insbesondere,



ob ihr nicht den Standpunkt jener Theologen als gläubiger Mitchristen zu wenig anerkennt. Welche schwere Verantwortung in jeder und zumal in unserer Zeit würde dann auf euch ruhen! Darum, geliebter Bruder in Christo, bitte und beschwöre ich Sie bei dem lebendigen Gott, zu dem wir beide uns bekennen, prüfen Sie sich wiederholt über diesen hochwichtigen Gegenstand. Erwägen Sie, ob Sie schon genugsam Ihr Bestreben darauf gerichtet haben, Vereinigungspunkte statt Gegensätze mit jenen Männern aufzufinden. Erwägen auch Sie ihrerseits, ob es möglich sey, vom kirchlichen Standpunkte aus jene Männer zu erhalten oder zu gewinnen. Vermitteln Sie practisch, was jene versäumen. Bedenken Sie, daß unserer Zeit Alles leicht wird, nur nicht der Glaube. Daß doch Niemand hinausgestoßen werde, dessen hochzeitliches Kleid nur unsere blöden Augen nicht erkennen können!

Doch ich rede thörllich; aber ihr Männer, die ihr uns Anderen den Weg zum Heile zeigen sollet, verübet euch selbst, ob ihr im Glauben seyd. Prüfet euch selbst. Ich bitte aber Gott, daß ihr nichts Uebels thut (2 Cor. 13.).

Hamburg, im März 1830.

\*\*n\*\*f\*\*r.

## Nachrichten.

Breslau den 9. März 1830.

Darf ein Laie einen Gegenstand öffentlich berühren, über welchen, wie es scheint, selbst erfahrene Geistliche sehr verschieden denken? — Die Veranlassung zu diesen Zeilen ist ein Vorfall, der vor Kurzem hier statt fand, mit großem Eifer in der ganzen Stadt verbreitet ward und dem jungen Spitalsprediger Thiel große Unannehmlichkeiten zuzog. Ich halte es für nöthig zu erwähnen, daß dieser Prediger in dem kleinen Saale des Stadthospitals eine ihm sehr anhängende, aufmerksame und andächtige Gemeinde, größtentheils zwar aus den geringen Ständen, doch auch Gelehrte, Männer und Frauen aus den höheren, ja aus den höchsten Ständen versammelt, und daß unter denjenigen, die ihn nicht hören, eine große Opposition laut geworden ist, obgleich dieser Prediger das reine gläubige Christenthum, zwar ernst und strenge, aber auch milde und liebevoll und durchaus rein geistig, Alles umfassend, von allem Fanatischen, Einseitigen, finster Beschränkten ablenkt, verkündigt.

Der Vorfall, für dessen durchgängige Wahrheit und Richtigkeit der Unterzeichnete haftet, war folgender: „Der Prediger wird zu einer Kranken gerufen. Die Wärterin macht eine Miene, die vor auszusetzen scheint, daß sie etwas von der Kranken weiß, was auch ihm vielleicht zu wissen wichtig seyn konnte. Er fragt und erfährt, daß die Kranke mit mehreren Männern gelebt und zwei uneheliche Kinder geboren hat. Als er die Kranke auf ihr geführtes sündhaftes Leben aufmerksam macht, antwortet sie: Sie habe immer recht schaffen gelebt (worunter der gemeine Mann versteht, er habe nicht gemordet, gestohlen oder überhaupt kein großes Verbrechen begangen) und sey nie ausschweifend gewesen (worunter sie wahrscheinlich versteht, daß sie sich nicht Jedermann preisgegeben habe). Als der Prediger in sie drang, das Sündliche ihres Wandels anzuerkennen, als er ihr klar zu machen suchte, daß ihr der Genuß des begehrten heiligen Mahles ohne Reue, Buße, heiligende Reinigung der Gesinnung nicht heilbringend, vielmehr gefährlich werden müßte, blieb sie stumpfsinnig, und als er fragte: Ob sie nicht bekenne eine Sünderin zu seyn? — war die einzige Aeußerung, die er erhalten konnte: Sie könne wohl Recht haben, Herr Prediger. Vergebens war alle Bemühung, auch nur eine Spur jener Seelenstimmung hervorzuufen, die bei einem heilbringenden Genusse vorausgesetzt werden muß. Zweimal früher hatte dieser Seelsorger bei einer ähnlichen Veranlassung die schlummernden Gemüther in eine heilsame Bewegung ge-

setzt, es war ihm gelungen, Reue und Buße zu erwecken, indem er das Abendmahl aufhob. Er hielt es für seine Pflicht, hier ebenso zu verfahren. Er verließ die Kranke mit der Absicht, sie den Tag darauf früh Morgens wieder zu besuchen. Den Morgen darauf, frühe um sechs Uhr, ließ er die Wärterin rufen und deutete ihr an, daß er, wenn sie mit der Reinigung der Krankenstube fertig wäre, die Kranke wieder besuchen wollte. Sie ist um vier Uhr gestorben, antwortete die Wärterin, und bemerkte zugleich, daß sie die Absicht gehabt, ihn den Abend vorher um neun Uhr zu rufen. Er warf ihr vor, daß sie es versäumt hatte. Aber dieser Todesfall hatte ihn tief geschmerzt.“

Nun entsteht die Frage: Kann, darf man dem Prediger einen Vorwurf machen? Das Landrecht selbst gibt dem Prediger das Recht, den Genuß des Abendmahls bei einer anerkannten Verstocktheit aufzuschieben. Aber dieses Recht schließt, der Natur der Sache nach, zugleich die Verpflichtung ein. Ich habe die Meinung gehört, als könne das heilige Abendmahl, auch ohne Reue und Buße, eine heilsame Stimmung erwecken. Darf der Seelsorger nach einer solchen Voraussetzung handeln? Ich vernahm die Vermuthung, als könne eine heilsame Stimmung, den Menschen verborgen, in dem unentwickelten Gemüthe schlummern. Darf der Seelsorger eine solche Stimmung voraussetzen, selbst dann, wenn eine jede Aeußerung eher auf eine entgegengesetzte deutet? Der Prediger mag seine Zuflucht zu dieser beruhigenden Vermuthung nehmen, um dem Sterbenden in dem letzten Augenblick das Abendmahl nicht ganz zu verweigern. Aber ist sie nicht seine letzte, schwerste, traurigste Zuflucht? In unserm Falle wohnte der Prediger in dem Krankenhause, der leiseste Wunsch der Sterbenden konnte ihn herbeirufen. Es war die Pflicht der Wärterin, seine Hülfe zu suchen.

Es ist leider nur zu gewiß, daß das heiligste Mystereum unseres Glaubens von dem gemeinen Manne in einen gefährlichen Aberglauben verkehrt wird. Die ernste Zeit hat zum Theil eine heilsame Bewegung unter den Geistern der gebildeten Stände hervorgerufen, aber die bitteren Früchte einer seichten, geringen, allen Glauben, wie alles Höhere und Edlere in den Menschen verdrängenden Ansicht wuchern jetzt in den geringeren Classen der Gesellschaft, sie untergraben das sittliche Gefühl, sie stürzen die Verblendeten in eine gefährliche Sicherheit und das letzte todte Werk! — bleibt leider nur zu oft das Abendmahl. Keiner, der mit innerer Sorge an das Geschick unserer Tage gedacht hat, kann die furchtbare Wirkung dieses Aberglaubens übersehen. Und nun denke man sich ein Spital, wechselnde Menschen aus den geringen Ständen, mehr oder weniger diesem Aberglauben ergeben, dem Prediger unbekannt, keine feste Gemeinde — man denke sich den Prediger umgeben von mehr oder weniger Kranken dieser Art, in ihrer Mitte, mit der heiligen Verpflichtung einen Aberglauben zu bekämpfen, der die höchste Wohlthat des gnadenvollen Heils in einen Fluch verkehrt — das Abendmahl austheilend. — Wie soll er handeln?

Vielen Aerzten ist freilich das heilige Abendmahl nur das letzte Opiat. Die Sterbenden überwinden, meinen sie, durch eine glückliche Täuschung mit größerer Ruhe die letzten, schwersten Stunden. Aber, wo ihre Hülfe aufhört, da wird die des Seelsorgers gefordert. Soll er, durch die göttlichen Gnadenmittel unterstützt, für die ewige Gesundheit heilbringend wirken — oder nur beruhigend täuschen?

Ein redlicher Geistlicher hat in der Ev. K. Z. (1827. Novemberheft N. 39.) einen ähnlichen Fall und von seiner Seite ein ähnliches Verfahren bekannt gemacht. Konnte er, indem er einfach erzählte, wie er pflichtgemäß handeln zu müssen glaubte, ahnen, daß dieses Verfahren einem anderen Geistlichen auf die härteste Weise zum Vorwurf gemacht wird? Steffens.

(Graubündten. Berichtigung an den Herausgeber der Ev. K. Z.)

In N. 45. Ihres Blattes vom v. J. wird aus dem Berichte eines Englischen Reisenden Kunde vom Daseyn Italienischer Pro-



testamentlicher Gemeinden in der Nähe von Chiavenna (Deutsch: Cleven) gegeben und dabei der Wunsch geäußert, daß die christlichen Freunde in der Schweiz, besonders in Chur, etwas Näheres darüber berichten möchten. Zwar ist schon vor einiger Zeit uns von einem ausgezeichneten Theologen eine genauere Auskunft darüber versprochen worden, doch konnte sich dieselbe wegen Mangel an Zeit und Muße noch längere Zeit verzögern. Hier also vorläufig die nöthige Auskunft:

Die Thäler Bregaglia, aus welchem die Meira hinab nach Cleven strömt, und Poschiavo (nicht Valschiavo), welches fern davon in das obere Veltlin (das Adathal) sich einmündet, sind zwar Italienische Thäler, gehören aber nicht zu Italien, sondern seit alten Zeiten zum Freistaate der drei Bünde, und zwar sind sie integrierende Theile des Gotteshausbundes. Die Reformation wurde daselbst, wie in anderen Gegenden des Freistaates, frühzeitig verkündigt, im Bregell (Italienisch: Bregaglia) allgemein, in Poschiavo nur von einem Theile der Einwohner angenommen, und so blieb es bis auf unsere Zeiten, ohne daß je ein Sturm der Verfolgung über sie ergangen wäre, einige arge Gewaltthatigkeiten ausgenommen, welche im Bezirk Poschiavo die aufgeregten zahlreicheren Katholiken im 17ten Jahrhunderte, während der Bedrängnisse des dreißigjährigen Krieges, unter welchen auch Graubündten Hartes erduldet, an ihren Reformirten Landesleuten begingen.

Hingegen bildeten sich seit der Mitte des 16ten Jahrhunderts auch in den damals Graubündten unterworfenen Italienischen Landschaften Veltlin und Cleven, unter dem Schutze des Freistaates, einzelne kleine Reformirte Gemeinden, die aber unter dem von Mailand her influenzirten fanatischen Volke, und bei der sehr beschränkten Herrschaft der drei Bünde, nicht in die Dauer bestehen konnten. Der berühmte Veltlinermord vertilgte oder zerprengte dieselben, und später durften tractatmäßig keine Evangelische Predigten mehr daselbst gehalten werden, nicht einmal Reformirte Bündner, auch wenn sie Besigungen im Thale hatten — sogar Reformirte Thaleute des Veltlin's nicht, länger als drei Monate des Jahres daselbst wohnen. Sogar im 18ten Jahrhundert mußte in Folge der Mailänder Artikel, die früher dem Untergange entronnene Reformirte Gemeinde von Cleven auswandern. Diese also gingen zu Grunde und verschwanden, jene aber im freien Bündten sind keine Ueberreste derselben; denn sie waren früher da, und hatten als mitherrschende Gemeinden des Freistaates auch nichts mit dem Schicksale derselben gemein.

Das Thal Bregell zählt sechs kleine Pfarrgemeinden, nämlich: Casaccia, Vicosoprano, (wo eine Zeit lang der berühmte Peter Paul Bergerio Pfarrer, aber nicht erster Gründer der Kirchenverbesserung war; dessen Verdienste zur Verbreitung der Reformation in einzelnen Orten des Oberengadins, in Poschiavo und Veltlin ausgezeichnet waren), \*) Stampa, Bondo, Soglio und Castasegna,

\*) Eine für jeden Leser interessante Erscheinung in der Bündner Reformationsgeschichte ist auch der als Staatsmann und Feldherr ausgezeichnete Johann Travers. Erst nach sorgfältiger Prüfung trat er zur Evangelischen Kirche über. Als es an solchen Mannern mangelte, welche die Engadiner Sprache, einen Dialect der Romanischen Sprache, in dem noch jetzt in jener Gegend gepredigt wird und in dem eine noch von manchen frommen Seelen gelebte Märtyrergeschichte abgefaßt ist, verstanden, suchte er sich getrieben, selbst noch in seinem Grisenalter das Evangelium zu verkündigen. Er bat die Gnade um Erlaubniß, öffentlich, so oft es notwendig wäre, zu predigen und auch kirchliche Handlungen verrichten zu dürfen. Nachdem er die nachgesuchte Erlaubniß erhalten, bestieg er, 76 Jahr alt, die Kanzel und verkündigte mit jugendlicher Wärme unter Zustimmung großer Scharen die erkannte Wahrheit. In einer öffentlich angelegten Disputa-

lektoree nur eine Stunde oberhalb Plurs, dicht an der jetzigen Deutsch-reichischen Grenze gelegen.

In der Landschaft Poschiavo ist eine Reformirte Gemeinde im Flecken gleiches Namens und eine andere im Dorfe Brusio, hart an der Grenze des Veltlin's. Die Seelenzahl ist übrigens zu hoch angegeben, indem sie in beiden Landschaften zusammen kaum über 3,000 betragen wird. Außer einer alten kernhaften Liturgie, von welcher ein Gelehrter in Deutschland kurze Auszüge zu liefern gedenkt, — und der trefflichen Diodatischen Bibelübersetzung, besitzen sie auch eine ausgezeichnete poetische Uebersetzung der Psalmen und einige andere frommen Christeninn ahnende geistliche Lieder und Gebetbücher. Kirchlicher Sinn herrscht im Ganzen noch viel unter ihnen, besonders in Poschiavo, und ohne Zweifel gibt es auch solche, in denen das Christenthum als Kraft und Leben sich erweist. Im Ganzen aber schadet denselben der Umstand, daß sie seit langer Zeit keine Pfarrer aus ihrer Mitte haben, und darum oft mit solchen, die der Sprache anfangs nicht kundig sind, sich befehlen müssen. Söhne aus wohlhabenderen Familien widmen sich nämlich gewöhnlich einem anderen Berufe; die Ärmern aber werden durch die mit dem Studiren verbundenen beträchtlichen Unkosten abgeschreckt. Nichts wäre wünschenswerther, als daß für ärmere, talentvolle und wohlgeartete Jünglinge aus diesen Gemeinden, die sich dem geistlichen Stande widmen wollten und in der evangelischen Cantonalstadt Graubündten's eine nach Kräften möglichst gründliche philosophische und theologische Bildung erhalten können, ein hinlängliches Stipendium begründet würde, aber es fehlt dazu an den erforderlichen Hülfsmitteln. Zwar hat vor mehreren Jahren ein wohlhabender Bregeller, der seitdem gestorben ist, einen kleinen Unterstützungsfond zu diesem Zweck gestiftet; aber theils ist derselbe zu klein, als daß etwas Besentliches auch nur für den Einzelnen könnte geleistet werden, theils ist er nicht für alle, sondern nur für einige der Italienischen Gemeinden bestimmt. Außerdem haben auch die Pfründen, mit Ausnahme der von Poschiavo, ein sehr geringes Einkommen. Doch dieses würde sich wahrscheinlich mit der Zeit ändern, wenn mehrere recht tüchtige, in jeder Hinsicht achtungswerthe und vom heiligen Geiste getriebene Pfarrer in diesen Gemeinden austräten, wie nach Versicherungen solches die Erfahrung in mehreren Gegenden Graubündten's lehrt. — Noch nachtheiliger wirkt die namentlich in Bregell immermehr um sich greifende Auswanderung von Männern, Jünglingen und Knaben, die nicht selten, des Erwerbes wegen, in Gegenden und Orten sich niederlassen, wo weit und breit umher kein evangelischer Gottesdienst gehalten wird, und sie ohne alle kirchliche Aufsicht und Pflege bleiben. Unter solchen Umständen ist es zu verwundern, daß durch die von Zeit zu Zeit in's heimathliche Thal Zurückkehrenden nicht eine größere Verwirrung um sich greift und daß es noch so ist, wie es ist. Eine größere Anzahl treuer und fähiger Seelenhirten, wie besser eingerichtete und in christlichem Sinne geleitete Schulen wären hier dringendes Bedürfnis. Der Herr, der die Herzen der Menschen in seiner Gewalt hat, wolle in seiner Gnade demselben recht bald zu Hülfe kommen.

JY.

tion bestieg er mit Gründen aus der heiligen Schrift einen vom Churer Bischof zur Beilegung der katholischen Partei gesandten Mönch, welcher behauptete: die Messe sey von Christo und den Aposteln eingekehrt. Der Mönch selbst mußte eingestehen, daß in der heiligen Schrift von der Messe nichts enthalten sey; und wurde von der hiedurch überzeugten Obrigkeit aufgefordert, mit seinem anschließenden Gefolge das Land zu verlassen.



# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1830.

Sonnabend den 3. April.

N<sup>o</sup> 27.

Gegen Dr. Meander's rechtfertigende Erörterung  
der Erklärung über seine Theilnahme an der Ev.  
K. Z. (Berlin, bei Haude und Spener.)

Der Herausgeber freut sich von Herzen des im Ganzen  
milden und ruhigen Tones dieser kleinen Schrift; noch mehr der  
wiederholten Versicherung fortdauernder Liebe am Schlusse derselben,  
von deren innerlicher Wahrheit fest überzeugt zu seyn, er  
wohl nicht erst versichern darf. Es ist ihm daher auch nicht  
schwer geworden, einige Stellen, in denen ihm zu dem Unbe-  
gründeten des Vorwurfs noch eine nicht geringe Härte des Aus-  
druckes zu kommen scheint, wie namentlich p. 18 und p. 23.,  
zu verschmerzen. Die Liebe und Verehrung, welche er gegen  
seinen theuren älteren Freund hegt, müßten auf sehr schwachem  
Grunde, auf dem Fleische und nicht auf dem Geiste beruhen,  
wenn sie durch solche schwache Anstöße irgend wankend gemacht  
werden könnten.

Indem wir zur Beleuchtung des Einzelnen übergehen, müssen  
wir gleich das Versprechen des verehrl. Verf. in Anspruch neh-  
men, daß er den Gegenbemerkungen der Redaction Schritt  
vor Schritt ruhig prüfend folgen werde. Obgleich derselbe  
nach p. 17. sich bestrebt hat, diesem Versprechen genau nachzu-  
kommen, so liefert doch eine genaue Vergleichung das unvoter-  
sprechliche Resultat, daß nicht wenige Punkte, zum Theil grade  
die wichtigsten, entweder gar nicht, oder nur im Vorbeigehen  
und mit Uebersetzung der stärksten Gründe, berührt worden sind.  
Dies gibt uns das Recht in unserer Widerlegung Manches nur  
kurz zu berühren, da wir voraussetzen dürfen, daß das Nicht-  
angegriffene feststehe, wenigstens uns der Vertheidigung desselben  
so lange überheben können, bis ein neuer dagegen gerichteter An-  
griff erfolgt.

Gleich Anfangs hat der verehrl. Verf. den Grund ganz au-  
ßer Augen gelassen, welcher zur Rechtfertigung der Behandlung  
theologischer Ansichten in der Ev. K. Z. aus ihrer Mitbestim-  
mung für den geistlichen Stand entnommen worden. Und doch  
war schon dies allein zur Zurückweisung des Vorwurfs hinrei-  
chend: Geseht, die Laien seyen ganz und gar unfähig und un-  
berechtigt zur Beurtheilung der Ansichten von Theologen, folgt

daraus etwa die Verpflichtung, ihnen die Kenntniß derselben auf  
äußerliche Weise unmöglich zu machen? ein Bestreben, was ohne-  
dem sein Ziel gar nicht erreichen kann, es sey denn, daß man  
durch Erfindung einer eigenthümlichen Theologen Sprache die aus-  
schließlich für Theologen bestimmten Schriften den Laien unzu-  
gänglich machte.

Allein auch die Gründe, welche wir für die Behandlung  
der unschriftmäßigen Ansichten der Theologen für Laien beige-  
bracht haben, scheinen uns durch die Entgegnung unseres verehr-  
ten Freundes nicht widerlegt zu seyn. Er bestimmt zuerst den  
Begriff des Laien und des Nichtlaien. Das unterscheidende Merk-  
mal zwischen beiden soll die wissenschaftlich theologische Bildung  
ausmachen. Nichtlaien sollen diejenigen seyn, welche sich Alles  
das angeeignet haben, was zu dem Wesen der formellen und  
materiellen theologischen Bildung im Ganzen gehört, und zwar  
vorzugsweise die Diener des göttlichen Wortes, weil für diese  
ihr besonderer Beruf die Verpflichtung dazu enthalte, sich eine  
solch Bildung zu erwerben, hingegen bei allen anderen Berufs-  
weisen das Vorhandenseyn dieser theologischen Bildung nur et-  
was Zufälliges sey. — Wir folgern hieraus zuerst, ohne den  
Ausdruck Alles über Gebühr urgiren zu wollen, daß der verehrl.  
Verf. nothwendig die Behandlung theologischer Gegensätze zu  
einem Privilegium der academischen Theologen und allenfalls ei-  
niger besonders Begabter unter den practischen Geistlichen ma-  
chen muß. Die Studirenden der Theologie kann nach dieser Be-  
stimmung Niemand ohne die größte Versündigung an derselben  
Theil nehmen lassen; denn in dem Begriff eines Studirenden liegt  
ja, daß er sich nicht Alles angeeignet hat, was zu einer zusam-  
menhängenden theologisch wissenschaftlichen Bildung gehört; und  
selbst dem Geistlichen ist eine solche wissenschaftliche Kenntniß nicht  
einmal nach der Idee seines Standes eigen, da ja sonst gar  
kein Unterschied zwischen ihm und dem academischen Theologen  
bleiben würde. Sehen wir aber auf die Erfahrung, so stellt sich  
die Sache noch ganz anders. Es zeigt sich, daß Studirende so-  
wohl, wie Geistliche dem bei weitem größeren Theile nach nur  
im Besitze der ersten Anfänge der formellen und materiellen theo-  
logischen Bildung sind. Hier bleibt nun dem verehrl. Verf. nur  
die Alternative übrig, entweder er muß die Abhandlung theolo-  
gischer Differenzen vor Studirenden und Geistlichen verwerfen,



oder er muß zugestehen, daß nur ein gewisser Grad von theologischer Bildung erforderlich ist, um an derselben Theil zu nehmen. Wählt er das Erstere, so entstehen unüberwindliche Schwierigkeiten. Es ist unmöglich, zu bewirken, daß die Ansichten der von der Wahrheit abweichenden Theologen den Studierenden und Geistlichen unbekannt bleiben, es sey denn, daß man Maassregeln einführe, wie die in mehreren katholischen Ländern in dieser Beziehung herrschenden. Wie wollte man es aber verantworten, wenn man ihnen nicht die Waffen darböte, mit welchen sie den Irrthum auf wirksame Weise bekämpfen können? — Wählt der Verf. das Letztere, so ist es nicht möglich diejenigen Laien von der Theilnahme an der Behandlung theologischer Differenzen auszuschließen, welche sich einen gewissen Grad theologischer Bildung erworben haben, oft einen größeren als die Mehrzahl der Studierenden und Geistlichen, zumal wenn nicht auf diese oder jene nur in ihrer Beziehung auf das wesentliche theologische Wissen einen theologischen Charakter tragende, in ihrer Vereinzelung klos historische oder philologische Notizen, sondern auf dies wesentliche Wissen selbst gesehen wird.

Wir müssen hier aber noch die Behauptung in Anspruch nehmen, daß das Vorhandenseyn theologischer Bildung bei dem gebildeten Laien etwas bloß Zufälliges sey und daher nicht in Betracht kommen könne. Das Bedürfnis nach einer gewissen theologischen Ausbildung entsteht, auch abgesehen von dem Berufe Anderen die Lehren des Christenthums mitzutheilen, und auch diesen können wir nicht einmal als den Geistlichen ausschließlich eigen betrachten, ganz von selbst und mit Nothwendigkeit bei denen, die auf einer gewissen Stufe der Bildung stehen, und man kann mit Zuversicht behaupten, daß kein solcher, es sey denn ganz im Anfange seiner Bekehrung, Christ ist, ohne bis zu einem gewissen Grade auch Theologe zu seyn. Es liegt in dem menschlichen Geiste das Streben nach Einheit und Gleichmäßigkeit. Wo daher derselbe in allen anderen Dingen daran gewöhnt ist, nach Begründung und Verknüpfung des Erkannten zu streben, da wird auch hinsichtlich des Glaubens sich dasselbe Bestreben äußern — freilich immer in seinen Schranken gehalten durch das Bewußtseyn der menschlichen Beschränktheit, und nur dahin strebend, das bereits auf höhere Auctorität als sicher Angenommene gründlicher und klarer einzusehen, und soweit es seiner Natur nach vor dem Verstande gerechtfertigt werden kann, zu rechtfertigen, oder doch, wo dies nicht angeht, die Gründe zu erkennen, warum es nicht gerechtfertigt werden kann. Wir halten daher das Vorhandenseyn theologischer Bildung bei dem gebildeten Laien so wenig für etwas Zufälliges, daß uns vielmehr das fehlende Streben nach derselben als etwas Krankhaftes erscheint.

Der verehrl. Verf. begegnet darauf unserem Beweise, daß mit dem von ihm den Laien zugesandenen Vermögen ihre Ueberzeugung aus dem göttlichen Worte selbstständig sich zu bilden, nothwendig auch die Fähigkeit zur Prüfung und Beurtheilung der entgegenstehenden gegeben sey, durch die Bemerkung, er habe nicht von der christlichen Ueberzeugung überhaupt, sondern nur insofern sie sich in wissenschaftlicher Form und in wissenschaftlichem Zusammenhange darstellt, gesprochen. Sobald die Antithese sich weder in wissenschaftlicher Form, noch in wissenschaftlichem Zusammenhange darstellt, gesteht er den Laien die Fähigkeit zur Beurtheilung derselben zu. Hiermit ist dann aber zugleich die Abhandlung desjenigen speciellen Falles, welcher die Polemik des verehrl. Verf. hervorgerufen hat, in der *Ev. K. Z.* vollkommen gerechtfertigt. Die Sendschreiben des Herrn Dr. Schleiermacher sind absichtlich in dem leichteren Briefstile geschrieben, und

entbehren daher der wissenschaftlichen Form sowohl, wie des strengen wissenschaftlichen Zusammenhanges, wie dies auch schon in ihrer Beurtheilung in der *Ev. K. Z.* hervorgehoben und als Hauptgrund für dieselbe angeführt worden ist. Wir berufen uns hier auf das Urtheil eines Mannes, den der verehrl. Verf. gewiß nicht für incompetent erklären wird, unseres verehrten Freundes, des Herrn Dr. Steudel in Tübingen. \*) Hat aber der Laie nach dem Zugeständnisse des Verf. das Vermögen über die sich nicht in wissenschaftlicher Form darstellende Antithese zu urtheilen, so läßt sich nicht absehen, wie ihm dies Vermögen nicht auch in Bezug auf die in wissenschaftlicher Form vorgetragene zukommen sollte, sobald dieselbe von einem kundigen und gewissenhaften Theologen von ihrer wissenschaftlichen Form entkleidet ihm vorgelegt wird. Den Einwand des Verf., der Laie habe wohl die Fähigkeit zur Beurtheilung des der christlichen Lehre Entgegenstehenden, in Bezug auf das Wesen, nicht aber in Bezug auf die verschiedenen Modificationen der begrifflichen Auffassung, können wir, vorausgesetzt, was ja nothwendig darin liegt, daß die Verschiedenheit mit dem Wesen gar nicht zusammenhängt, vollkommen gelten lassen. Wir haben schon in unserer vorigen Erklärung alle Streitigkeiten, die sich bloß um dogmatische Subtilitäten und Schulausdrücke drehen, als nicht vor das Forum der Laien gehörend bezeichnet. Allein von bloßen Modificationen der begrifflichen Auf-

\*) Ueber das bei alleiniger Anerkennung des historischen Christus sich für die Bildung des Glaubens ergebende Verfahren. Sendschreiben Dr. Steudels an Herrn Dr. Schleiermacher p. 47.: „Sie kennen den Gang grade mancher Strebender unter den Jünglingen, mit einem kurzen, etwas schimmernden, Worte Dinge abzumachen, welche nur durch sorgsam und vielseitig erwogene Gründe befriedigend mögen ermittelt werden. Wir Aelteren haben ihnen die Muster vorzuhalten, in welchem Geiste die heilige Sache der Wahrheit zu besprechen ist, und wie die Achtung vor ihr uns die Pflicht auferlegt, die Gründe unbefangen abzuwägen, welche auf der einen oder der anderen Seite liegen, und wie wir der oft freilich sauren, doch für uns selbst auch nicht gewinnlosen, Mühe uns nicht entziehen dürfen, der Ansicht des aufrichtigen Mitarbeiters im Denken auf den eigentlichen Boden zu kommen, um bei so gesichertem Anhaltspunkte auf deren Haltbares oder Unhaltbares das erforderliche Licht fallen zu lassen. Das, worüber wir miteinander zu sprechen kamen, sind Gegenstände, welche wenigstens Viele unserer Zeitgenossen als innigste Angelegenheit des Herzens interessieren, und im engsten Zusammenhange mit ihrem ganzen christlichen Bewußtseyn und dessen Behauptung stehen. Da müßte es mich schmerzen, wenn einer unserer jüngeren Genossen mich fragt: und was sind denn nun die Gedanken, welche in Bezug auf die Frage über Sitz und Wesen der Religion, über die Natur der Freiheit, über das christlich Begründete von Wunder und Weissagung, von der Annahme der Engel, von dem Behaftetseyn Christi mit volkstümlichen Ansichten auch bis zu irrigen Voraussetzungen, über das Recht des Christen, in unmittelbarem geistigen Verkehr mit Christo sich setzen zu dürfen, über Sünde und den daraus hervorgehenden eigentlichen Sinn der Erlösung u. s. w. von Schleiermacher in diesen Sendschreiben niedergelegt, und den erprobten Bedenkllichkeiten gegenüber geltend gemacht worden sind? — und wenn ich dann, so gerne ich wolte, kaum Anderes zu nennen wüßte, als klagende und sich beschwerende Erklärungen, daß Sie mißverstanden worden seyen, und Sie nicht wüßten, was Sie dazu sagen sollen, oder leichtes Vorbeigehen am eigentlichen streitigen Punkte, oder Verufungen auf das, was von jeder Ihr frommes Bewußtseyn ausgemacht habe, und aus demselben abgeleitete Versicherungen und Prophezeiungen, sammt rasch abfertigenden Urtheilen, wie wenig besagend oder wie wenig fruchtbar die Bemühungen derer seyen, welche nicht den von Ihnen eingeschlagenen Weg einschlagen.“



fassung ist hier gar nicht die Rede. Wir bleiben bei dem speciellen Falle stehen. In mehreren Punkten ist der Gegensatz gegen die christliche Ueberzeugung ein totaler — die Göttlichkeit des A. T., die Existenz des Satans und der Engel, das Vorhandenseyn von Weissagungen und ihre Bedeutung, wird auf der einen Seite entschieden behauptet, auf der anderen Seite ebenso entschieden verworfen. Hier wird der Herr Verf. doch gewiß nicht behaupten, daß die Differenz eine bloß begriffliche sey. Leitet ja Herr Dr. Schleiermacher selbst seine Abweichungen aus seinem christlichen Bewußtseyn ab. In anderen Punkten wird, wenigstens dem Anscheine nach, nicht die Lehre im Allgemeinen, sondern nur eine bestimmte Modification derselben gelängnet, so z. B. bei der Lehre von der Gottheit Christi; allein auch hier wird der Herr Verf. doch gewiß nicht annehmen, daß Behauptungen wie die, Christus sey in manchen Punkten dem Volkswahne unterworfen gewesen, das Wesen der Lehre gar nicht treffen. Somit also haben wir nichts gethan, was sich nicht aus den eigenen Zugeständnissen des verehrl. Verf. rechtfertigen ließe.

Der Verf. wiederholt darauf die Behauptung durch die Abhandlung theologischer Lehrsätze vor Laien würden dieselben leicht zu liebloser Beurtheilung der Theologen verleitet. Allein, gesetzt auch es wäre dies ebenso richtig als unvermeidlich, so würde es doch durchaus nicht im Stande seyn, die schon in unserer vorigen Erklärung hinreichend nachgewiesenen Vortheile aufzuwiegen. Wir können aber unserem hochverehrten Freunde durchaus nicht darin beistimmen, wenn er die falschen Lehrsätze der Theologen mehr aus der theologischen Entwicklung, als aus der Sünde ableitet. Wir glauben vielmehr, daß eine solche Ableitung ebenso sehr die eingehende psychologische Betrachtung, wie die heilige Schrift, sowohl in ihrer allgemeinen Lehre von der Sündhaftigkeit der menschlichen Natur, als auch in ihren speciellen Ausprüchen, die Irrelehrer betreffend, gegen sich hat. Stellen wir 2 Tim. 2, 16. 17. 4, 14. Tit. 3, 10. 2 Joh. 10. 11. müssen nach dieser Ansicht als höchst unrein und aus dem Fleische hervorgegangen erscheinen; ja selbst in dem Eifer des Herrn gegen die Pharisäer und Schriftgelehrten würde ein bedeutendes menschliches Element anerkannt werden müssen. Auch würden sich die Apostel eines nicht geringen Fehlers schuldig gemacht haben, indem sie nicht nur, was noch allenfalls aus ihrer göttlichen Eingebung gerechtfertigt werden könnte, als Laien selbst sich unterfingen die Lehren mehr theologisch Gebildeter zu beurtheilen, sondern indem sie auch in hauptsächlich für Laien bestimmten Schriften durch das Aussprechen scharfer Urtheile über theologische Lehrmeinungen diese zur Lieblosigkeit verleiteten. — Hienach möchte es sich fragen, ob manches Urtheil, was dem verehrl. Verfasser als lieblos erscheinen dürfte, sich nicht aus der Schrift vollkommen rechtfertigen ließe. Wir wollen aber hiemit keinesweges in Abrede stellen, daß nicht wirklich den Laien Veranlassung zu liebloser Beurtheilung gegeben werden könne. Allein der Grund liegt alsdann nicht in dem daß, sondern in dem wie der Behandlung theologischer Lehrsätze vor ihnen. Eine Polemik, welche nur den Gegensatz und nicht die Uebereinstimmung, wo eine solche statt findet, hervorhebt, sich nicht „des Guten und Wahren überall, wo sie es findet, freut, und dessen Anerkennung bei Anderen fördert,“ würde mit Recht durch 1 Cor. 3, 1—6. bestraft werden. Allein wer hat je um des möglichen Mißbrauches willen den Gebrauch verworfen? Daß aber eine solche Polemik, abgesehen etwa von einigen spitzigen Ausdrücken, die uns erst nachher aufgefallen, in dem Aufsatze gegen Herrn Dr. Schleiermacher herrsche, müssen wir in Abrede stellen. So wie der

Herausgeber selbst wahrlich weit entfernt ist, die großen Verdienste des Herrn Dr. Schleiermacher um Theologie und Kirche zu verkennen, so würde er sich nie zur Aufnahme eines Aufsatzes verstanden haben, in welchem dieselben abgeläugnet oder übergangen worden wären. Wir können den Herrn Verf. hier nur bitten den Aufsatz noch einmal zu durchlaufen.

Der Verf. entnimmt noch einen besonderen Grund aus dem Verhältnisse des Angegriffenen als Geistlicher. Allein grade dies Verhältniß machte die Aufdeckung der irrigen Lehrsätze um so nothwendiger, da dieselben in der practischen Wirksamkeit nothwendig ebenso bestimmt hervortreten müssen, wie in der gelehrten. Wir bitten den Verf., uns hier nicht nach seinem Maaßstabe, sondern nach dem unsrigen zu beurtheilen, den wir, nach der Vorschrift des Apostels Phil. 3, 16., anwenden müssen, wenn wir uns nicht durch Untreue gegen den Herrn verfluchen wollen. Uns — und wir glauben hierin der Schrift zu folgen — erscheinen diese abweichenden Lehrsätze als sehr bedenklich, als den nachtheiligsten practischen Einfluß ausübend.

Wir können nach dem Bemerkten, die von dem Herrn Verf. uns zu unserer Beschämung vorgehaltene Stelle Phil. 1, 18. hier nicht anwendbar finden — auch wenn wir, was wir nicht thun, mit dem Verf. diese Stelle auf materielle Irrelehrer bezögen, und nicht vielmehr mit Chrysostomus, Theodoret, Calvin, Bengel u. A. auf solche, welche die richtige Lehre in schlechter Absicht predigten, oder wenn wir die bis jetzt von keinem Ausleger gelieferte Beweisführung, daß diese angeblichen Irrelehrer Socinianische und rationalistische Irrthümer gehabt haben, für unumsößlich hielten, oder wenn wir es auch gar nicht in Anschlag bringen wollten, daß in der damaligen Zeit, die allgemeine wenn gleich sehr fehlerhafte Verkündung von weit größerem Werthe war, wie in der jetzigen, wo die äußerliche Kenntniß Christi in christlichen Ländern allgemein genug verbreitet ist. Wir glauben vielmehr, daß diese Stelle nach der eigenen Auslegung des verehrl. Verf. gradezu gegen ihn spricht. Nach seiner Ansicht hätte der Apostel, aus Furcht die Wirksamkeit dieser Irrelehrer zu stören, durchaus nicht die Unlauterkeit ihres Strebens und die Unreinheit ihres Lehrbegriffs ausdecken dürfen. Er thut dies aber auf eine so starke Weise, daß er in Bezug auf ihre Person nur Schlechtes aussagt, dagegen die Freude ausspricht, daß Gott aus ihrer Sünde Gutes hervorgehen lassen.

Was der Verf. darauf von der Herablassung Christi zu den verschiedenen Bedürfnissen und Schwächen der Menschen sagt, erkennen wir vollkommen an, glauben jedoch, daß mit der Hervorhebung des Werkes Christi und mit der Freude darüber, die Aufdeckung der Thaten menschlicher Sünde und der Schmerz über dieselben nothwendig verbunden seyn müssen. Die Geringschätzung aber, welche der Verf. gegen eine bestimmte und feste christliche Erkenntniß auszusprechen scheint, können wir nicht theilen, sind vielmehr überzeugt, es sey ein köstliches Ding, daß das Herz fest werde, und sich nicht mit mancherlei und fremden Lehren umtreiben lasse. Wir glauben, daß die dogmatische Unklarheit und Unbestimmtheit unserer Zeit eine der bitteren Früchte der vorhergegangenen Zeit des Unglaubens sey, welche von dem nachtheiligen Einflusse auf das Practische ist, und wie häufig aus der Unentschiedenheit des Herzens hervorgehend, so auch oft auf dieselbe zurückwirkt. Allein der verehrte Verf. geht noch weiter. Er deutet an, daß diejenigen, welche zu einer solchen Festigkeit in der Lehre gelangt sind, dieselbe als ein todes Capital aus früherer Zeit überliefert erhalten haben, weil bei einer lebendigen Entwicklung das Alte nothwendig in einer neuen Form



erscheinen müsse. Diesen Vorwurf müssen wir aber für äußerst ungerecht halten. Hatten etwa ein Luther und ein Calvin sich ihre Lehre als ein todes Capital angeeignet, weil sie mit der des Augustinus, ein Arndt, Spener, Franke, weil sie mit der Luther's übereinstimmte? Wir sehen vielmehr in dieser merkwürdigen Uebereinstimmung durch alle Jahrhunderte und Länder ein Werk des Geistes Gottes, der zu allen Zeiten in Bezug auf die wesentlichen Lehren des Christenthums auf dieselbe Weise den Sinn der heiligen Schrift aufschließt. Wir glauben, daß das Meiste, was in der gegenwärtigen Zeit sich als neue Form des ursprünglichen Alten geltend macht, allerdings seinen Grund in der naturgemäßen Entwicklung habe, aber nur insofern als die Natur im Gegensatz der Gnade aufgefaßt wird, nicht, wofür es sich ausgibt, Werk des Geistes, sondern Werk des Fleisches sey.

Doch der Verfasser bleibt hiebei nicht stehen. Er stellt die Behauptung auf, der Unterschied zwischen Wahrheit und Irrthum sey überhaupt nur ein gradweiser; in allen Gegensätzen sey zugleich Wahrheit und Irrthum und die Differenz nur ein Mehr oder Minder derselben. Wir sind überzeugt, daß der Verfasser, nur durch den Gegensatz veranlaßt, hier nur die eine Seite hervorhebt. Sonst würde ja die große Scheidewand niedergerissen, welche die Schrift zwischen dem Reiche Gottes und der Welt, den Gliedern Christi und den Anhängern ihres Fürsten aufgerichtet hat. Von einem Hauptunterschiede, der gar keine Vergleichung zuläßt, zwischen denen, welche ihre Uebersetzung aus der unter dem Beistande des heiligen Geistes gelesenen heiligen Schrift, und denen, welche sie, ihrer eigenen Geisteskraft vertrauend, allein aus ihrer verderbten Vernunft schöpfen, wie ihn der verehrte Verf. gewiß selbst anerkennt, ist gar nicht die Rede. Daß auch in dem Christen, weil Sünde, auch immer noch Irrthum statt findet, wer möchte das läugnen? Aber grade darum ist ihm ja die Schrift gegeben worden als Richterin über das, was dem Fleische und das, was dem Geiste angehört. Wenn nun gleich die einwohnende Sünde ihn noch mannichfach verblendet und ihm den richtigen Sinn der Schrift oft verschließt, so kann dies doch nur in Nebenlehren geschehen — sonst wäre er eben nicht Christ im vollen Sinne des Wortes, obgleich er manche vorbereitende Wirkung der Gnade erfahren haben, und dem Reiche Gottes sehr nahe seyn könnte. In Bezug auf die Hauptlehren, wie von der Sünde und von der Gnade und von der Art und Weise die Letztere zu erlangen, und in Bezug auf alle Punkte, welche wesentlich und zunächst damit zusammenhängen, bleiben Welt und Reich Gottes ewig geschieden. Der schlechte Baum kann hier nicht gute, der gute nicht schlechte Früchte bringen. Es gilt auch hier das: An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen, was sich nach dem Zusammenhange ebenso wohl auf die Lehre, wie auf das Leben bezieht. Und mit demselben Rechte, mit dem man den Unterschied zwischen Gläubigen und Ungläubigen in Bezug auf die Lehre zu einem fließenden macht, kann man dies auch in Bezug auf den Wandel thun. Beides ist auf gleiche Weise ein Zweifel an der Kraft des heili-

gen Geistes und ein Vertrauen auf die Güte der menschlichen Natur.

Das Letztere würde uns auch, wenn wir uns, was nicht der Fall ist, bloß an das hier Ausgesprochene halten dürften, in dem zu Grunde liegen scheinen, was über den Ursprung des Nationalismus bemerkt wird. Zugegeben auch, daß derselbe sich zuerst „im Gegensatz gegen die vorhandene Vermischung des Menschlichen und Göttlichen in der Glaubenslehre, gegen eine todte Begriffsorthodoxie, eine Buchstabenknechtschaft, welche des lebendigen Geistes ermangelte“ entwickelt habe, so würde dies doch nur als die Gelegenheitsursache angesehen werden können; die eigentliche Ursache würde immer die menschliche Sünde bleiben. Denn was bewirkte es sonst, daß man statt das menschliche Element auszuschneiden, und das göttliche rein und unermischt hervorzuhoben, der getrübbten Wahrheit die höchste Vollendung des Irrthums entgegenstellte? Allein selbst daß die todte Orthodoxie die Gelegenheitsursache des Nationalismus gewesen, ist nur in einem sehr beschränkten Sinne wahr, und Darstellungen, wie die in Pusey's Buche über das Aufkommen und Sinken des Nationalismus (Deutsch von Sander und Bialloblokh. Elberf. 1829), erscheinen wenigstens als höchst einseitig. Der Nationalismus entwickelte sich zunächst nicht im Gegensatz gegen die todte Orthodoxie, sondern gegen die lebensreiche Spenerisch-Franke'sche Richtung; er trat gerade da zuerst auf grelle Weise hervor, wo diese ihren Hauptsitz hatte, zu Halle. Mehrere seiner Hauptbeförderer, wie Semler, Michaelis, Nösselt waren anfänglich selbst derselben ergeben; später wurden durch ihre Schuld die früheren heilsamen Regungen unterdrückt (vgl. Michaelis's und Semler's Selbstbiographien, und Nösselt's Leben von Niemeyer). — Die Behauptung, daß der Nationalismus nothwendig gewesen zum Läuterungsprozeß, dürfte die Wirksamkeit Gottes von der Sünde abhängig machen. Sie wird widerlegt durch das Beispiel der Reformation, wo der eine sündige Gegensatz nicht etwa durch den anderen, sondern der Irrthum direct durch die Wahrheit verdrängt wurde. Daß die lebendige Entwicklung der Theologie aus dem Nationalismus große Vortheile gezogen habe, gestehen wir zu, aber auf dieselbe Weise wie wir auch nach der Schrift annehmen, daß der Mensch durch den Sündenfall, der wie alles Böse der göttlichen Gnade zum Mittel diente, zu einer höheren Stufe der Vollendung gelangt sey. Wir glauben diese Vortheile wären ebenso vollkommen, und ohne die großen Nachtheile, welche der Einfluß des Nationalismus der neueren Theologie gebracht hat, die sich erst nach und nach von demselben läutert, zu erreichen gewesen; auf jeden Fall wäre der Fortschritt der Wissenschaft durch das Seelenheil vieler Tausende viel zu theuer erkauft. Dies dürfte doch nimmer bei der Betrachtung über Vortheil und Nachtheil des Nationalismus so ganz unbeachtet gelassen werden. Was ist das irdische Leben gegen das ewige, und doch wird wohl Niemand sich über einen kleinen dem Staate erworbenen Vortheil freuen, wenn das Blut von Tausenden geflossen ist, um ihn zu erringen.

(Schluß folgt.)



# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1830.

Mittwoch den 7. April.

N<sup>o</sup> 28.

Gegen Dr. Meander's rechtfertigende Erörterung  
der Erklärung über seine Theilnahme an der Ev.  
K. Z. (Berlin, bei Haude und Spener.)

(Schluß.)

Was in der Gegenerklärung über das Recht und die Pflicht der Laien bemerkt worden, sich mit den Abweichungen der Theologen von der Schriftlehre zu beschäftigen, wird von dem Herrn Verf. nur seinem geringeren und unwichtigeren Theile nach berührt. Er widerlegt die Behauptung, die theologischen Facultäten seyen die Hauptquelle gewesen, aus der der Unglaube sich über Deutschland verbreitet habe. Allein die Redaction hatte nicht dies, sondern nur gesagt, sie seyen mit die Hauptquellen gewesen, was der Herr Verf. selbst zugesteht. — Er behauptet, man dürfe die Laien nicht zur Beschäftigung mit den vorhandenen theologischen Differenzen auffordern, weil sie sonst leicht hier eifern und gegen das eigene Werk des Glaubens im Leben desto nachsichtiger seyn könnten. Allein dieser Grund würde doch nur dann triftig seyn, wenn der Verf. vorher den Beweis der Redaction widerlegt hätte, daß die Beschäftigung mit den schriftwidrigen Lehren der Theologen Recht und Pflicht des Laien sey. Oder soll man etwa alles Gute unterlassen, weil sich an dasselbe nach der Beschaffenheit der menschlichen Natur so leicht Böses anschließen kann? Soll man nicht vielmehr das Erstere thun und gegen das Letztere den Herrn im Gebete um seinen Beistand anrufen? Daß man im 4ten Jahrhundert zu Constantinopel in den vornehmen Gesellschaften, in den Bäckervärläben und in den Rüden der Tröbder von den Arianischen Streitigkeiten mitsprach, war gut und löblich, die fleischliche Art aber, wie dies größtentheils geschah, und daß man „den Forderungen des practischen Christenthums nachzustreben sich desto weniger angelegen seyn ließ,“ war vom Uebel. — Der verehrl. Verf. gesteht den Laien keine andere kirchliche Wirksamkeit zu, als die durch den Wandel, zu dem Kenntniß und Beurtheilung der Irrlehren der Theologen nicht erforderlich sey. Allein diese Beschränkung der Rechte und Pflichten der Laien scheint uns wirklich mit dem von dem verehrl. Verf. selbst mit Recht so sehr hervorgehobenen geistlichen Pri-

stethum aller Gläubigen zu streiten, und wir hätten gewünscht, daß diese ausgedehnte Privilegirung der Diener des Wortes aus der Schrift gerechtfertigt worden. Schaut sich denn etwa der Laie nach Fremdem um, wenn er sich bemüht, durch Beschäftigung mit den theologischen Differenzen der Zeit die Fähigkeit zur Prüfung der Lehre desjenigen zu erhalten, bei dem er selbst Nahrung für seinen Glauben suchen soll, dem er seine Kinder zum Unterrichte in den Heilswahrheiten übergibt? Schaut sich ein christlicher Patron nach Fremdem um, wenn er, dazu befähigt durch die Bekanntschaft mit den theologischen Irrlehren der Zeit, den Glauben des von ihm zu Erwählenden vorher prüft? Oder ein Glied der Gemeinde, wenn es mit Hülfe dieser Bekanntschaft den christlichen Gehalt eines neuen Gesangbuches, oder eines anderen kirchlichen Buches untersucht? Geht denn das Gebot der Nächstenliebe nur grade so weit, als das Leibliche, und darf man im Geistlichen demselben durchaus nicht folgen, aus Furcht, sich bei der Ausübung von sündiger Beimischung, ohne die ja kein menschliches Werk ist, nicht frei zu erhalten? Soll denn hier allein der Spruch nicht gelten: Das Gebot des Gerechten vermag viel? Ist denn hier allein der heilige Geist ohnmächtig?

Der verehrl. Verf. geht jetzt zu dem zweiten Hauptpunkte über. Er gesteht hier zu, daß die Staatsbehörden Pflicht und Recht haben, darüber zu wachen, daß bei keiner kirchlichen Gesellschaft sich etwas Rechtswidriges und Staatsgefährliches einschleiche. Dies Zugeständniß ist nicht unbedeutend. Es begründet das Einschreiten des Staates in die kirchlichen Verhältnisse im Allgemeinen und namentlich gegen die rationalistischen Theologen in doppelter Beziehung. Zuerst wird der verehrl. Verf. dem Staate doch nicht zumuthen, daß er wartet bis das staatsgefährliche Element sich wirklich und vollständig entwickelt hat, und daß er nicht das Uebel an der Wurzel angreift, die Möglichkeit dieser Entwicklung abschneide. Dies geschieht aber allein dadurch, daß jede im Staate bestehende Confession angehalten wird, an ihrem von der Staatsbehörde geprüften und als ungefährlich erkannten Lehrbegriff festzuhalten. Der Staat aber hat um so mehr die Pflicht, von diesem seinem Rechte Gebrauch zu machen, weil die zugestandene zugellose Lehrfreiheit außerdem auch indirecte ihm gefährlich werden kann. Folge derselben sind noth-



wendig die verderblichsten Partheiungen innerhalb der einzelnen Kirchen, die, sobald sich, und dies ist auf die Dauer namentlich auch bei der gegenwärtigen Lage der Dinge in der Evangelischen Kirche unvermeidlich, der Feuereifer gegen die unberufenen Neuerer und die Begeisterung für die wirkliche oder vermeinte Ehre Gottes auch den niederen Ständen mittheilt, leicht zu Auftritten führen können, welche die Ruhe des Staates auf sehr bedenkliche Weise beeinträchtigen. Zweitens, indem der Verf. dem Staate das Recht und die Pflicht beilegt, bei allen kirchlichen Gesellschaften darüber zu wachen, daß sich nichts Rechtswidriges einmische, erkennt er zugleich an, daß der Staat berechtigt und verpflichtet ist, allen Fleiß darauf zu verwenden, daß nicht nur seine Rechte in den kirchlichen Vereinen ungekränkt bleiben, sondern daß auch die Rechte der kirchlichen Vereine, welche er, wie die jeder anderen Corporation, zu schützen berufen ist, nicht gekränkt werden. Diese allgemein anerkannte Schutz- und Schirmgerechtigkeit des Staates wird aber auf grobe Weise dann verletzt, wenn der Staat es zugibt, daß die Rechte einer kirchlichen Gesellschaft durch den Vortrag von Lehrsätzen gestört werden, welche mit dem von ihr freiwillig angenommenen Lehrbegriff in directem Widerspruch stehen. Soll der Staat hier etwa die rechtmäßige Geistesfreiheit beschränken, um die unrechtmäßige, die eben weil sie dieses ist, besser Frechheit genannt wird, ja nicht zu verlegen? Das wäre eine unerträgliche Tyrannei, die auf gar keinem Grunde beruhen würde, da es ja Jedem freisteht, von einer Confession zur anderen überzutreten, oder auch eine neue zu gründen.

Der Verf. rügt darauf in starken Ausdrücken, daß die Redaction unter den Beispielen, daß auch in kirchlichen Vereinen die Einmischung staatsgefährlicher Grundsätze möglich sey, die Verbindung angeführt hatte, welche vor noch nicht gar langer Zeit die Demagogie mit dem Nationalismus einging. Er legt uns hier die Behauptung unter, die Verbindung zwischen Nationalismus und Demagogie sey eine nothwendige, und bezeichnet dieselbe als eine willkürliche Beschuldigung, als eine gebäufige, nicht gehörig zu begründende Consequenzmacherei. Er wirft uns zugleich vor, daß wir den für verschiedene zum Theil wahrhaft evangelische Bestrebungen angewandten Namen der Demagogie ohne nähere Bestimmung ihres Begriffes gebraucht haben. Hätten wir nun wirklich von einer nothwendigen Verbindung der Demagogie im schlechten Sinne und des Nationalismus gesprochen, so würde es uns vielleicht nicht gar zu schwer werden, dieselbe nachzuweisen. Die zahlreichen Beispiele von Nationalisten, welche zugleich ihre Unterthanen- und Bürgerpflichten getreu erfüllen, würden uns dabei nicht irren machen. Sie würden, falls der innere Zusammenhang mit Nothwendigkeit nachgewiesen worden, als ebenso viele Beispiele von Inconsequenz erscheinen, die ja auf allen Gebieten des Wissens und Lebens so häufig ist, daß nur Wenige sich von ihr ganz frei erhalten. Sie würden das Gefährliche dieser inneren Verbindung nicht aufheben, da es zur Befruchtung des verderblichen Keimes nur kräftiger consequenter Naturen und äußerer Anregung und Veranlassung bedürfte. Allein wir haben nicht nöthig hier diesen Beweis zu führen. Wir haben gar nicht von einem nothwendigen Zusammenhange der Demagogie und des Nationalismus, sondern nur historisch von einer wirklichen Verbindung geredet, welche die Demagogie mit dem Nationalismus eingegangen sey. Wir setzten dies Factum als allgemein zugestanden und namentlich dem Herrn Verf. aus eigener Erfahrung wohl bekannt voraus.

Es bedurfte hier daher auch keiner näheren Bestimmung der Demagogie, da die, von der hier die Rede war, sicherlich als eine mit Recht so genannte von dem Herrn Verf. anerkannt werden wird. Diejenigen aber, welche sich über diese historische Verbindung der Demagogie und des Nationalismus gründlich unterrichten wollen, verweisen wir auf die treffliche Lebensbeschreibung Sand's vom Herrn Prof. Dr. Jarke in dem neuesten Hefte von Hitzig's criminalistischer Zeitschrift. Vielleicht geht ihnen durch diese Darstellung nebenbei ein Licht darüber auf, daß die Verbindung von Demagogie und Nationalismus doch nicht eine so ganz zufällige sey, wie der Herr Verf. behauptet.

Die Redaction war von der Nachweisung des allgemeinen Rechtes und der allgemeinen Pflicht des Staates zur Aufrechterhaltung des Lehrbegriffes bei allen Kirchen ohne Unterschied übergegangen zu dem Erweise einer speciellen Verpflichtung für Evangelische Landesfürsten im Verhältnisse zur Evangelischen Kirche. Hier müssen wir aber bedauern, daß grade die Hauptpunkte, deren Erörterung allein die fernere Verhandlung fruchtbar machen konnte, von dem verehrten Verf. ganz unberührt geblieben sind. Gleich Anfangs wird der Satz, der der ganzen folgenden Beweisführung zu Grunde liegt, daß Einheit in der Lehre zu den wesentlichen Merkmalen einer äußeren Kirche gehöre, ganz übergegangen. Aus einigen beiläufigen Andeutungen scheint hervorzugehen, daß der verehr. Verf. denselben läugnet. Hier wäre es nun wohl an seiner Stelle gewesen, uns zu sagen, worin denn, falls dieses wegfällt, überhaupt das Charakteristische einer äußeren Kirche bestehe, worin ihr wesentlicher Unterschied von allen übrigen, ja von Juden, Heiden und Muhamedanern? Denn der Verf. muß ja wohl nicht bloß für die Professoren der Theologie, sondern auch für die practischen Geistlichen die uneingeschränkste Lehrfreiheit in Anspruch nehmen, sonst würde er es gewiß nicht unterlassen haben, wenigstens im Vorbeigehen die Gründe zu berücksichtigen, welche wir gegen die Ertheilung vollkommener Lehrfreiheit an die theologischen Facultäten und die Einschränkung der Aufsicht über die Lehre auf die Geistlichen vorgebracht hatten. Auch gilt der Grund, wodurch der Verf. nachher die Unmöglichkeit einer Aufsicht über die Lehre darzuthun sucht, wenn er überhaupt gültig ist, ebenso sehr in Bezug auf die practischen, als auf die academischen Theologen. Wir müssen aber bemerken, daß unseres Wissens noch Niemand, selbst kein Nationalist, die Behauptung der Lehrfreiheit so auf die Spitze gestellt hat. \*) Allerlings hat der Herr Verf. dadurch den Vortheil größerer Consequenz erhalten, allein es möchten doch nur Wenige, vielleicht einige Gelehrte, welche dem Leben fern stehen und um die Anwendbarkeit ihrer Theorien in der Praxis wenig bekümmert sind, geeignet und geneigt seyn, ihm bis zu diesem Extreme zu folgen.

Wir hatten hierauf nachgewiesen, daß aus dem speciellen Verhältnisse der Evangelischen Landesfürsten zu der Evangelischen Kirche das Recht und die Pflicht einer Wacht und Aufsicht zur Handhabung der Einheit in der Lehre hervorgehe. Der Verf. aber behauptet dagegen, daß in Sachen des Geistes nur der ideale, nicht der historische, d. h. rechtliche Standpunkt gelte. Allein

\*) Vgl. z. B. Semler, in der Vorrede zu Baumgarten's Erläuterung der symbolischen Schriften, Corrodi's Beiträge zur Beförderung des vernünftigen Denkens, Heft 20. p. 169 ff., Gabler in dem neuesten theol. Journal III. 6. p. 601. (vgl. Ev. A. Z. Jahrg. 1828 p. 366.), Dr. Schleiermacher, in dem Reformationsalmanach von 1829 p. 335—381.



wir können dieser Ansicht nicht beitreten, aus Furcht mit Recht des uns von dem Herrn Verf. in anderer Beziehung untergelegten Grundsatzes, der Zweck heilige die Mittel, beschuldigt zu werden. Dem Verf. erscheint es als unvernünftig und mit dem Wesen des Christenthums streitend, daß die Einheit der Lehre überhaupt in der Kirche gehandhabt werde, und daß die oberste Leitung der kirchlichen Angelegenheiten in den Händen des Landesherrn sey; der Evangelischen Kirche erscheint es nicht anders. Wir sollten glauben, selbst von dem Standpunkte der Idee aus könnte er es nicht für Recht halten, derselben seine subjective Ueberzeugung aufdringen zu wollen. Daß durch unsere Ansicht jeder Fortschritt in der freien Geistesentwicklung gehindert werde, können wir nicht zugeben. Es steht ja denen, welche die Grundsätze der bestehenden kirchlichen Gemeinschaft für unchristlich und unvernünftig erklären, frei, eine neue zu gründen, oder sich zu einer anderen schon bestehenden zu schlagen, deren Grundsätze ihnen als christlich und vernünftig erscheinen. Auch hätten wir wohl gewünscht, daß der Verf. zu der Behauptung, daß das bestehende Verhältniß der Evangelischen Landesherrn zu der Evangelischen Kirche ein unchristliches und unvernünftiges sey, den Beweis hinzugefügt hätte. Wir glauben, derselbe möchte sehr schwer zu führen seyn. Etwas Anderes wäre es ja, wenn die Evangelischen Landesherrn das Recht befäßen in Bezug auf den Lehrbegriff die ihnen gubüdkenden Veränderungen zu treffen. Ein solches Verhältniß wäre wahrhaft widersinnig und würde die Kirche der größten Gefahr aussetzen. So aber steht ihnen weiter nichts zu als die oberste Leitung der kirchlichen Angelegenheiten nach der feststehenden Norm der von der Kirche ausgegangenen, sie nicht weniger wie jedes einzelne Glied der Kirche beschränkenden Bekenntnisschriften, welche der unrechtmäßigen Einmischung der Subjectivität und der dadurch entstehenden Beeinträchtigung der Gewissensfreiheit ein ebenso rechtmäßiges als nothwendiges Ziel setzen. Nur indem man von der Behauptung ausgeht, daß die oberste Leitung der Kirche nothwendig in den Händen von Wiedergeborenen seyn müsse, kann man das bestehende Verhältniß der Evangelischen Landesherrn für ein unchristliches erklären. Allein so wünschenswerth jenes wäre, so können wir diese Anforderung doch weder für eine streng nothwendige halten, da es sich hier ja nur um die äußere, nicht um die innere Leitung handelt, welche allein dem Geiste und seinen Werkzeugen zukommt, noch für ausführbar. Es kann überhaupt nur die nachtheilhaftesten Folgen hervorbringen, wenn wir das unsichtbare Reich Christi „wo allein ihm die Ehre gebührt durch das freie Walten seines Geistes König und Gesetzgeber zu seyn,“ mit der äußeren Kirche in Eins zusammenwerfen, welche eben, weil sie eine äußere ist, zwar nicht menschlicher Gesetzgeber — denn ihre Gesetze stehen fest — aber doch menschlicher Leiter bedarf. Trägt man was von der einen gilt, auf die andere über, so ist der grenzenlose Separatismus die unvermeidliche Folge.

Wir können uns nicht enthalten hier eine treffende Stelle aus Röneberg's noch jezt lesenswerther Schrift über symbolische Bücher p. 62. gegen diejenigen mitzutheilen, welche in Sachen der Religion der Idee das Recht aufopfern zu können glauben. „Die Verhältnisse, wodurch die Religion Staatsache geworden, werden nur zu oft von denjenigen verkannt, welche mit einer beinahe leidenschaftlichen Wärme Geistesfreiheit überhaupt als eins der geheiligsten Rechte der Menschheit zu vertheidigen suchen. Denn in diesem so glühenden Enthusiasmus fühlt man's nicht, was man den nicht weniger geheiligten Rechten einer ge-

sellchaftlichen Verbindung schuldig ist, welche das Volk, nach freier Geistesentschließung, zur gemeinschaftlichen Religionsausübung, nach gleichen Lehr- und Glaubensverhältnissen vereinigt; und so denkt man denn nicht daran zurück, daß diese Geistesfreiheit sodann nach den Verhältnissen einer solchen gesellschaftlichen Verbindung ihre nähere Bestimmung erhält; und daß die Vernunft diesen Verhältnissen ihre Achtung nicht versagen darf, wenn man nicht diese Gesellschaftsrechte kränken, und so die ganze kirchliche Staatsverfassung eines Volkes durch ein solches überspanntes Freiheitsystem herabwürdigen will. — Bei der Declamation über die Rechte der Menschheit zur Vertheidigung der Geistesfreiheit, denkt man sich immer den Menschen isolirt, und nimmt hiebei nicht Rücksicht auf dasjenige, was dann Rechtens ist, und auch nur seyn kann, wenn sich der Mensch in einer gesellschaftlichen Verbindung befindet.“

Allein der verehr. Verf. unternimmt es noch, wozu er auf seinem ideellen Standpunkte eigentlich nicht einmal verpflichtet war, nachzuweisen, daß die Evangelische Kirche gar keine unwandelbare Einheit der Lehre wolle, und daher auch nicht die Beschränkung neuer Offenbarungen des christlichen Geistes durch Bekenntnisschriften. Er führt hiefür einen doppelten Grund an, zuerst einen aprioristischen, dann einen historischen. Ein feststehender Lehrbegriff soll dem Princip der Evangelischen Kirche widerstreiten, „daß alle Offenbarung des Göttlichen in der menschlichen Natur immerfort durch das noch anlebende Princip der Sünde getrübt wird.“ Allein der Lehrbegriff der Evangelischen Kirche ist ja grade deshalb nicht auf eine Offenbarung des Göttlichen in der menschlichen Natur, sondern allein auf die heilige Schrift gegründet; daß eine neue Offenbarung in Bezug auf die wesentlichen Lehren des Christenthums, wie sie in den Bekenntnisschriften niedergelegt sind, \*) je neue Aufschlüsse geben könne, ist den Reformatoren nie eingefallen. Gewiß, hätten sie daran nur auf's Leiseste gedacht, sie würden nicht mit einem solchen Glaubensmuth für diese Lehren gekämpft haben. Die Ansicht, daß alle Wahrheit bloß subjectiv sey, ist nicht eben geeignet, Glaubenshelden hervorzurufen. Ist es doch der immer wiederholte Hauptvorwurf Menzel's in seiner neueren Geschichte der Deutschen, daß die Reformatoren die subjective Wahrheit mit der objectiven keinem Menschen eigenthümlichen verwechselt haben. Gesezt aber auch, die Reformatoren hätten diese Ansicht gehabt, folgt etwa daraus, daß sie eine zügellose Lehrfreiheit sanctioniren mußten? Dazu waren sie viel zu practisch, viel zu genau mit den Bedürfnissen der äußeren Kirche bekannt. Sie brauchten ja nur der Kirche im Ganzen das Recht einzuräumen, Veränderungen in den Bekenntnisschriften vorzunehmen, falls sie in Bezug auf die Nothwendigkeit derselben vollkommen einstimmig wäre, oder sie brauchten nur demjenigen Theile der Kirche, welcher eine neue Offenbarung des christlichen Glaubens erhalten zu haben glaubte, den Rath zu ertheilen, eine neue Kirche zu gründen. — Der historische Beweis ist entnommen aus der Vorrede Luther's zu den Visitationsartikeln vom Jahre 1527. Hier bedarf es aber weiter nichts, als daß wir zu den von dem

\*) Irrthümer in Nebensachen, in Ausführungen und Auslegungen einzelner Stellen der Schrift oder der Kirchenväter, in Dingen überhaupt, in historischen Dingen, sind von jeher von rechtgläubigen Kirchenlehrern in den symbolischen Büchern anerkannt worden. Vgl. z. B. Buddeus, isagoge p. 475. Baumgarten, Erläuterungen p. 7.



verehel. Verf. angeführten Anfangsworten, die folgenden hinzuzufügen, und es wird sich zeigen, daß diese Stelle, die beweisen sollte welche der Herr Verf. beibringen konnte, grade das Gegentheil beweist. Luther's Werke, Walch X. p. 1909. „Doch hoffen wir, alle fromme und friedsame Pfarrhern, welchen das Evangelium mit Ernst gefällt und Lust haben, einmütiglich und gleich mit uns zu halten, wie St. Paulus lehrt Phil. 2, 2. daß wir thun sollen: werden solchen unsers Landesfürsten und gnädigsten Herrn's Fleiß, dazu unsere Liebe und Wohlmeinen nicht undankbarlich noch stolzighlich verachten, sondern sich williglich, ohne Zwang, nach der Liebe Art, solcher Visitation unterwerfen, und samt uns derselben friedlich geleben, bis daß Gott der heilige Geist bessers durch sie oder durch uns ansache. Wo aber etliche sich muthwillig dawider setzen würden, und ohne guten Grund ein sonderliches wollen machen; wie man denn wilde Köpfe findet, die aus lauter Bosheit nicht können etwas Gutmeynes oder Gleiches tragen, sondern ungleich und eigensinnig seyn ist ihr Herz und Leben: müssen wir dieselbigen sich lassen von uns wie die Spreu von der Tennen sondern und um ihretwillen unser Gleiches nicht lassen: wiewohl wir auch hierin unsers gnädigsten Herrn Hülfe und Rath nicht wollen unbefuchtet lassen. Denn obwohl Sr. Churfürstl. Gnaden zu lehren und geistlich zu regieren nicht befohlen ist, so sind sie doch schuldig als weltliche Obrigkeit darob zu halten, daß nicht Zwietracht, Kotten und Aufruhr unter den Unterthanen sich erheben; wie auch der Kaiser Constantinus die Bischöfe gen Nicäa forderte, da er nicht leiden wollte noch sollte die Zwietracht, so Arius hatte unter den Christen im Kaiserthum angerichtet, und hielt sie zu einträchtiger Lehre und Glauben.“

Sollen wir nun noch aus anderen Gründen den Gegenbeweis führen, daß die Evangelische Kirche wirklich von Anfang an die Einheit in der Lehre und die Handhabung derselben als ein nothwendiges Erforderniß der äußeren Kirche angesehen habe? Sollen wir daran erinnern, daß die Luther'schen sowohl als die Reformirten Symbole einsinnig unter den Merkmalen der Kirche die Einheit in der Lehre ganz besonders hervorheben, daß durch die feierliche Uebergabe der Augsburgerischen Confession an Kaiser und Reich die Nothwendigkeit dieser Einheit factisch anerkannt wurde, daß es schon 1533 Sitte war, alle Doctoren der Theologie zu Wittenberg auf dies Glaubensbekenntniß zu verpflichten, daß die Evangelischen Reichsstände im Jahre 1538 auf einem Congress zu Braunschweig eine Verpflichtung auf die symbolischen Bücher festsetzten, daß Luther bei Besetzung der Pfarrstellen in allen der Reformation zugethanen Ländern stets durchaus auf die Annahme der in der Augsburgerischen Confession, ihrer Apologie und in seinen Catechismen enthaltenen Lehre drang, und es zum Grunde der Ausschließung vom Lehramte machte, wenn Jemand von diesem Zeugniß der Lehre abging, daß er Bücherensuren und Kirchenordnungen einführte u. s. w. Wir wollen uns nicht mit der Führung dieser Beweise aufhalten. Der Verf. hat sich nur nebenbei auf Geschichte und Recht eingelassen, und sich die Rückkehr auf seinen idealen Standpunkt vorbehalten, sobald ihm nachgewiesen wird, daß er diese gegen sich hat.

Noch erhebt der Verf. den Einwurf, eine Aufsicht über den Lehrbegriff sey deshalb in der Evangelischen Kirche unmöglich, weil es in ihr an Organen für die Auslegung der Bekenntnisschriften fehle. Hier muß der Verf. doch soviel zugestehen, daß dieser Einwurf wegfällt, sobald die Abweichenden selbst ihre Abweichung offen eingestehen. Anzunehmen aber, daß dies in dem vorliegenden Falle nicht zu erwarten, würde eine empfindliche Kränkung von Männern seyn, die bis jetzt nie Scheu trugen, ihren Dissensus frei und offen zu erklären, welche häufig die Uebereinstimmung mit der Kirchenlehre gegen Andere als Vorwurf geltend gemacht haben, und die schon, wenn wir von allen höheren Rücksichten einmal absehen wollen, um ihrer äußeren Ehre willen ein Factum nicht läugnen können, von dessen Wahrheit ganz Deutschland überzeugt ist, und sie zum großen Theil grade um desselben willen verehrt und liebt. Aber setzen wir auch einmal den Fall, daß ein wirklich Abweichender aus weltlichen Rücksichten seine Uebereinstimmung behauptete, so sehen wir doch nicht ein, wie die Antwort der Redaction, „dazu hat der Landesherr seine Theologen,“ mit Recht für eine petitio principii erklärt werden könnte. Die Theologen, welche die Redaction hier meinte, können keine anderen seyn, als die Mitglieder der höheren und höchsten geistlichen Behörden. Angenommen auch einmal, es wären unter diesen solche, welche selbst nicht mit dem Lehrbegriffe der Kirche übereinstimmen, heißt es denn nicht ein unbegründetes Mißtrauen in ihre Redlichkeit setzen, und ihnen eine frevelhafte Verletzung ihrer Berufspflichten Schuld geben, wenn man behauptet, sie würden in Fällen, wo die Abweichung von dem Lehrbegriffe der Kirche eine so totale, eine so klare ist, daß gar kein Irrthum des Verstandes statt finden kann, gegen ihre Uebergzeugung die Uebereinstimmung erklären? Eher möchte dieser Einwand bedeutsam seyn, wenn unsere Bekenntnisschriften irgend etwas von der absichtlichen Zweideutigkeit der Tridentinischen Beschlüsse hätten; dann würde eine absichtslose Selbsttäuschung und Täuschung der Behörden in einzelnen Fällen möglich seyn. Allein bei der Beschaffenheit unserer Bekenntnisschriften, bei ihrer Klarheit, Präcision, Offenheit und ihrer beständigen Wiederholung der Hauptsätze fällt diese Möglichkeit ganz weg.

Bei dem letzten Streitpunkte, der Benutzung von Heften der Studirenden, oder mündlichen Aeußerungen derselben, hat der Verf. alle Gründe übergangen, wodurch wir die Rechtmäßigkeit unseres Verfahrens in dieser Beziehung nachgewiesen hatten. Und doch wäre eine Widerlegung derselben Pflicht gewesen, wenn uns mit einigem Rechte der Jesuitische Grundsatz, daß der Zweck die Mittel heilige, den wir von ganzem Herzen verabscheuen, Schuld gegeben werden sollte. So groß unsere Verehrung gegen den Herrn Verf. ist, so würden wir doch gegen seine eigenen Grundsätze handeln, wenn wir uns hier ohne und gegen alle Gründe seiner bloßen Auctorität unterwerfen wollten.

Wir scheiden von dem Verf. mit dem Grusse der herzlichsten Liebe, und mit der Bitte, es zu verzeihen, wenn uns, wahrlich gegen unsere Absicht, irgend ein hartes Wort entfahren seyn sollte, zugleich aber überzeugt, daß die freie und offene Darlegung unserer Ueberzeugungen bei ihm keiner Apologie bedarf.



# Evangelische

# Kirchen-Zeitung.

Berlin 1830.

Sonnabend den 10. April.

N<sup>o</sup> 29.

Bemerkungen eines Laien über die Lehrfreiheit in der Evangelischen Kirche, bei Gelegenheit der Verhandlungen zwischen Herrn Dr. Neander und der Redaction der Ev. K. Z.

Herr Dr. Neander spricht in seiner Erklärung über seine Theilnahme an der Ev. K. Z. den Grundsatz aus, er könne es nicht billigen, wenn die zwischen den wissenschaftlichen Theologen obwaltenden Differenzen vor den Richterstuhl der Laien gezogen würden; er könne ferner die Störung des historischen Entwicklungsganges der in der Kirche vorhandenen Gegensätze durch Eingreifen einer äußeren Gewalt nur verderblich finden. Eben wie er, haben auch viele Andere in einer solchen Einmischung eine Hemmung der Lehrfreiheit sehen wollen. Es will mir aber scheinen, als habe Herr Dr. Neander, indem er sich seiner Standesgenossen annahm, die viel größere Anzahl derjenigen Gemeindeglieder vergessen, die, dem bei weitem größten Theile nach, in Bezug auf ihr Seelenheil und ihren und ihrer Kinder Unterricht, auf einen bestimmten Prediger gewiesen sind. Was Herr Dr. Neander von der Lehrfreiheit im Allgemeinen sagt, mag ihm immer eingeräumt werden. Die Obrigkeit ist zur Strafe der Uebelthäter und zum Lobe der Frommen nach der heiligen Schrift von Gott eingesetzt; das Amt des Gesetzes kann Glauben und Liebe, die auf wunderbare Weise von Oben dem Menschen gegeben werden müssen, nicht mittheilen und nicht rauben. Aber es handelt sich hier ja nicht von jener Lehrfreiheit im Allgemeinen, sondern von dem Lehren innerhalb einer bestehenden Kirche, welche für Alle, die sich nicht zu einer anderen Gemeinschaft bekennen, in Deutschland eine herrschende Kirche ist. Wo die Gemeinden, wo Pastoren Seelsorger wählen, da dürfen sie nur solche wählen, welche auf den Universitäten studirt und von den Kirchenbehörden, oder den Gliedern der theologischen Facultäten geprüft und für wahlfähig erklärt worden sind. Wohin würde denn nun also die Lehrfreiheit führen, die man diesen, der Freiheit der Laien zuwider, privilegierten Lehrern gestattete? Dem Principe nach zu einer solchen kirchlichen und religiösen Knechtschaft, wovon bisher die Geschichte noch kein Beispiel aufgestellt hat. Denn da gegenwärtig zugleich alle Deutsche Regierungen sich für berechtigt halten, den von Laien geleiteten Privaterbauun-

gen und Conventikeln sich zu widersetzen und sie zu unterdrücken, da in einigen benachbarten Ländern gegen dieselben die in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gegebenen Gesetze geltend gemacht worden sind, so würde aus jenem so aufgefaßten Principe der Lehrfreiheit folgen, daß alle Evangelische Gemeinden sich einer Lehre unterwerfen müßten, die der Staat ihnen sanctionirt, ohne deren Inhalt irgend zu kennen, ja für die er, weil er sie der Lehrfreiheit zu Gunsten ignorirt, gar keine Gewährleistung je übernehmen kann. Denn Herr Dr. Neander wird aus seiner Kenntniß des Zustandes unserer Kirche zugeben müssen, daß keine Landgemeinde unter diesen Umständen irgend eine Sicherheit haben kann, ob der Lehrer, den sie erhält, ein Rationalist, ein Mystiker, ein Katholik oder ein Orthodoxer sey. Man würde also die Laien nach jenem Principe zwingen, sich an den Predigten eines Mannes zu erbauen, und seinem Unterrichte ihre Kinder anzuvertrauen, dessen Lehre ihrem wesentlichsten Merkmale nach gar nicht festzustellen ist; ein Princip, welches viel tyrannischer wäre, als das der Sassaniden, des Mohamed und der Inquisition; denn bei den Verfolgungen, welche von diesen ausgingen, wurde doch eine bestimmte Lehre und ein bestimmter Kultus den Verfolgten zur Annahme vorgelegt, während nach jenem es dem Zufalle (dem jedesmaligen Entwicklungsgange der Theologie) überlassen bleibt, unter welches Joch die Christen der Evangelischen Kirche gezwängt werden sollen.

Eben so sehr auf Mißverständnissen beruhend scheint mir ein anderer Vorwurf gegen den Hallischen Correspondenten der Ev. K. Z., die Beförderung der Kundschafterei und Angeberei. Bisher hat man diese Worte nur da gebraucht, wo man auf heimliche Art Dinge erfuhr und sie eben so heimlich weiter trug. Hier ist Alles ganz offen geschehen. Die Collegien der Professoren stehen bei uns Jedermann offen; Niemand übernimmt weder stillschweigend noch ausdrücklich die Verpflichtung, was er dort hört, zu verschweigen; ja ein dabei abgefordertes Geheimniß wäre nicht zu dulden. Was nun der Correspondent auf diesem öffentlichen Wege erfahren, hat er durch den Druck wieder öffentlich bekannt gemacht, und dabei ausdrücklich gesagt, er habe diese Nachrichten aus Collegienheften und Aussagen von Studenten; ja er hat, unaufgefordert, selbst seinen Namen genannt. Wo ist da Kundschafterei und Angeberei, wo ja Alles im hellen Tageslichte verhandelt worden? — Aber auch der diesem grade entgegen gesetzte



Vorwurf, der Correspondent hätte die Beschuldigungen, welche er den Hallischen Theologen machte, an die Behörden oder an des Königs Majestät melden, sie aber nicht durch den Druck bekannt machen sollen, erscheint ungerecht. Denn einmal konnte dies, selbst bei dem besten Willen von seiner Seite, zu einer Angeberei führen; denn hätten sich diese hohen Behörden nicht veranlaßt gefunden, die einzelnen Vorwürfe zu untersuchen, was doch ein Außerhalbstehender vorher nie mit Sicherheit wissen und beurtheilen kann, so wäre den Angeschuldigten selbst die Möglichkeit der Vertheidigung abgeschnitten gewesen; hier aber blieb ihnen die Möglichkeit der Selbsthilfe, welche sie denn auch in anderen Tagesblättern mannichfach angewandt haben. Außerdem kann auch für die Wahrheit einer Thatsache eine subjective Uebersetzung statt finden, die wohl hinreicht, sie bekannt zu machen, aber noch nicht, um sie den hohen Staatsbehörden in Form einer Denunciation vorzutragen, indem ja oft die Mittel nicht vorhanden sind, die vollgültigen Beweise herbeizuschaffen. Diese zu ergänzen vermag die Obrigkeit durch Erfordern von Berichten, amtliche Vernehmungen u. s. w., ja selbst durch Auforderung des Referenten, dasjenige mitzutheilen, was er der Oeffentlichkeit entziehen zu müssen glaubte. Da dies dem Vernehmen nach auch wirklich gegenwärtig Höchsten Orts, ungefähr in der angeführten Art, angeordnet ist, so scheint dem Correspondenten nur Dank zu gebühren, eine so wichtige Sache angezeigt, und keine Scheu gehabt zu haben, sich den gefährlichsten und schiefsten Beurtheilungen auszusetzen. Wir hoffen, das gegenwärtig hier und da noch irgeleitete Urtheil über diese Sache wird sich mit der Zeit immer mehr berichtigen, je allseitiger die wichtigen hierbei zur Sprache gekommenen Fragen erörtert und beantwortet werden.

### Litterarische Anzeige.

R. Gase Leben Jesu; ein Lehrbuch zunächst für academische Vorlesungen. Leipzig bei Reich, 1829. X u. 205 S. 8.

Proleg. Cap. I. Quellen d. Gesch. I. II. Idee d. G. I. III. Form u. IV. Litterat. u.

Buch I. Das Privatleben Jesu §. 28—46.

• II. Erste Periode des öffentlichen Lebens Jesu §. 47—79.

• III. Zweite „ „ „ „ §. 80—112.

• VI. Dritte „ „ „ „ §. 113—139.

Es dürfte keinen geeigneteren Weg geben, das, was dieses Buch liefert, anzuzeigen, als ohne alle Bemerkungen die Hauptstellen der Hauptparagrapheu wörtlich hinzuschreiben.

§. 1. wird die Absicht des Buches gleich in den ersten Zeilen so dargelegt: „Die Geschichte Jesu sucht darzustellen, wie Jesus von Nazareth durch freie That seines Geistes, und durch die Veranlassung seines Zeitalters Welttheiland geworden; . . . seine Erscheinung ist ursächlich und nothwendig in den geschichtlichen Verhältnissen gegeben.“

§. 3. „Eine übernatürliche Sicherung der Urkunden (Evangelien) kann nicht angenommen werden.“

§. 8. „Das ursprüngliche Christenthum sollte nicht eine bestimmte Lehre seyn.“

§. 13. „Die Idee eines Gottmenschen als äußerliche Vereinigung beider Naturen ist in sich selbst widersprechend.“

§. 14. „Durch vollkommene Ausbildung der menschlichen Natur wird der Mensch göttlich, und ein solcher Gottmensch ist nicht etwas der Menschheit Fremdes, sondern das Ideal . . .

das gefunden, oder noch erwartet werden muß, und (§. 15.) ein solcher war Jesus. Seine Gottheit kann nicht würdiger und überhaupt nicht anders dargestellt werden, als durch die ächt-menschliche Entwicklung seines Lebens.“

§. 16. „Wo die natürlichen Ursachen (der Wunder) nicht mit historischer Gewisheit dargethan werden können, bezeichnet das Wunder entweder die Grenze unserer Naturkraft und Naturkenntniß, oder nur die des Zeitalters.“

§. 29. „Die Wundergeschichten der Kindheit Jesu können . . . mit dem christlichen Glauben nicht wesentlich verbunden werden; gegen ihre geschichtliche Wahrheit zeugen innere Widersprüche.“ (Z. E. daß die Maaßregel des Kindermordes nicht vereinbar mit der Klugheit Herodis gewesen; daß die nächsten Verwandten Jesu an ihm gezeuelt u.)

§. 35. „Die messianische Weissagung ist . . . als das Mittel zu beachten, durch welches die Vorsehung einen Messias hervorrief.“ (Sie trat zum Theil hervor) „durch die Eitelkeit des Volkes, das seinen Glauben an eine Vorliebe Gottes nur durch den Glauben an eine schönere Zukunft bewahren konnte.“

§. 37. „seit dem Exile hatte sich durch die Dämonologie die Erwartung eines übermenschlichen Messias gebildet.“

§. 38. „Jesus beschloß, die messianische Weissagung auf sich zu beziehen.“ — „Daß er in seinem früheren Leben nie als Arzt seine heilende Kraft benutzte, und die Art wie diese in seinem öffentlichen Leben erst allmählig und zuerst fast verschwunden hervortritt, scheint in Zweifel zu stellen, ob schon der Jüngling der selben (der ungewöhnlichen Kraft über die Natur?) bewußt war.“

§. 41. „Die intellectuelle Bildung Jesu . . . überschreitet weder die Grenze der Menschheit überhaupt, noch die gewöhnlichen Bildungsmittel innerhalb Palästina's.“ — „Die Vollendung seines religiösen Lebens war, wie jede Wirkung der Freiheit zwar unerklärlich, aber der ganzen Menschheit möglich.“

§. 43. „Jesus (wenn er nicht heilathete) fand vielleicht kein Herz, das selchem Bunde gewachsen war.“

§. 48. „Bei der Taufe nahmen Johannes und Jesus das erscheinende Meteor für einen Auespruch der Gottheit durch ein himmlisches Anzeichen. . . . Diese Deutung haben die drei ersten Evangelisten, nach der Sitte ihrer Zeit, als wirkliche Stimme niedergeschrieben.“

§. 49. „Die Versuchung ist innere Geschichte, erzählt . . . als Parabel, . . . ein Bild der . . . siegreichen Menschheit . . . des inneren Kampfes und Sieges.“

§. 52. „(Die Wunderheilungen Jesu) deuten auf eine ursprüngliche Herrschaft des Geistes über die Natur, waren aber der Allmacht fern.“ „Durch (Glaubensmangel) wird erklärlich, daß nicht alle (?) Heilungen Jesu glücken.“

§. 55. „Jesus riß Alles was Kenntniß oder Zufall, d. i. Vorsehung, herbeigeführt hatte, in den großen Gedanken seines Lebens hinein.“

§. 61. „Die Heilung (des Jünglings zu Nain vielleicht) geschah durch ärztliche Prognose.“

§. 68. „Es ist nicht erwiesen, daß Jesus (in seinem Plane) das politische Moment der Theocratie gänzlich ausgeschlossen habe.“

§. 70. „Die wesentliche Bedeutung des Reiches Jesu war: allgemein-menschliche Gemeinschaft religiöser Bildung.“

§. 76. „Die Berufung des Judas zum Jünger war doch nur ein Irrthum.“

§. 78. „Jesus sprach, als er zum offenen Sarge des Jünglings zu Nain trat, kein Wort der Verheißung, (sondern nur



tröstender Theilnahme; „ich sage dir: Stehe auf!“). Es ist also auch möglich, daß er einen bloß Scheintodten erweckte.“

§. 84. „In der politischen Resignation Jesu lag nicht Verzichtleistung auf die höchste Würde unter den Menschen, welche dem Messias zukam. Ueber die erste Gestaltung seines Planes war Irrthum möglich. . . . Die Verzweiflung an der ersten Gestaltung wurde zum erhabensten Siege.“

§. 86. „Das Wunder am Teiche Bethesda mag unbedeutend genannt werden; denn aus einem Hospitale von vielen Kranken einen gewählt und geheilt zu haben, zeugt mehr gegen als für den Ruhm und die Größe wunderbarer Kräfte.“

§. 90. „Wenn die Natur jähehlich in der Zeit von der Saat bis zur Ernte ein ähnliches Wunder hervorbringt, so konnte sie das Wunder der Speisung von 5,000 Mann vielleicht auch nach unbekanntem Gesetze in einem Momente vollbringen.“

§. 91. „Jesus ging (nicht auf dem sondern) am See; und das Schiff landete und nahm ihn auf, nachdem Petrus zu ihm hinüber geschwommen war.“ „Das Wandeln auf dem Meere würde übrigens zwar „sonderbar“ aber „nicht wunderbar“ gewesen seyn.“

§. 93. „Jesus bot seinen Feinden offene Fehde, voll jünger jugendlicher Sehnsucht nach Gefahr.“

§. 95. „Die Inconsequenz Jesu,“ nämlich: den gefassten Plan (des Verborgenenbleibens) aufzugeben. „Vergebliches Bemühen der Interpreten, die Härte in Jesu Rede (gegen das Kananäische Weib) zu mildern, oder die schöne Schwachheit, die einzige in seinem Leben, zu verläugnen.“

§. 100. „Jesus ist, wie Andere für's Vaterland, für die Menschheit gestorben, . . . als Erlöser . . . und Verfühner; beides, wiefern der Sieg des Gottesreiches durch seinen Tod bedingt war.“

§. 101. „Jesus beruft sich auf die Propheten, welche seine Auferstehung vorausgesagt, nirgends auf sich selbst. Hat er sie aber nicht vorausgesagt, so hat er sie auch nicht vorausgewußt.“

§. 102. „Thatfache (bei der Verklärung) ist, daß Jesus den noch schlaftrunkenen Jüngern in ungewohntem Glanze erschien mit zwei Unbekannten.“

§. 103. „Das Finden des Staters in des Fisches Munde ist ein bildlicher Ausdruck.“

§. 111. „Die Freundlichkeit Jesu erwählte sich wohl im augenblicklichen Einfall des Zachäus zum Gastfreunde.“

§. 114. „Der Einzug Christi in Jerusalem war (in seiner Lage) ein offener Gegensatz wider die Staatsgewalt.“

§. 120. „Jesu, wahrscheinlich in ihrem Zusammenhange nicht vollständig überlieferte Frage nach Waffen („der verkaufe sein Kleid und kaufe ein Schwert“) deutet auf Vorsicht.“

§. 121. (Vom Judas.) „Furchtbar von sich selbst und vom Schicksal betrogen ging dieser tragische (?) Charakter unter; auch noch im Tode der Verzweiflung ein Trümmer apostolischer Größe.“

§. 123. „Jesus nahm noch einmal (Joh. 14, 31 u. 15, 1 f.) das Wort einer unendlichen Liebe, wohl ebenso sehr im Grauen vor der verrätherischen Nacht als (ic.)“

§. 126. „Mit seltsamer Genauigkeit entsprach Petri Ver Rath der Warnung Jesu an ihn.“

§. 133. „Das laute Rufen unmittelbar vor dem Tode ist zwar ungewöhnlich, kommt jedoch als das letzte Aufklappen der Lebenskraft, wie eines verlöschenden Lichtes, zuweilen vor.“ — „Ein medicinisch-gerichtlicher Beweis des erfolgten Todes Jesu kann nicht geführt werden. — Die Behauptung des Scheintodes

hat auch eine Seite, von der sie mit der biblischen und kirchlichen Ansicht von der Beschaffenheit des Todes übereinstimmt.“

§. 134. „Die Thatfache, daß eine Römische Wache an's Grab gestellt worden, ist zweifelhaft.“

§. 136. „Auch die Ansicht, daß die verborgene Lebenskraft in dem Scheintodten (bei der Auferstehung) erwachte, — ist als christlich anzuerkennen, . . . nach dem altkirchlichen Gesichtspunkte, daß der Tod in seiner gewaltsamen Zerstörung überhaupt, nicht ursprünglich zur Natur eines unsterblichen Wesens gehöre.“

§. 139. „Nach vierzig Tagen schied Jesus von den Seinen. . . . Geheimnißvoll ist sein Ende; wie Moses Grab ward das seine nicht gesehen. — Die Himmelfahrt scheint . . . eine spätere, mythische Auffassung des Heimanges zum Vater.“

Kaum kann irgend einem Unparteiischen noch der leiseste Zweifel, nach Lesung dieses Auszuges, übrig bleiben, zu welcher der jetzt bekannten zwei Hauptabtheilungen derer, die Antwort zu geben haben auf die Frage: „Was dünkt euch von Christo? wessen Sohn ist er?“ der Verf. gehöre. Denn wenn schon obige Stellen nur außer dem Zusammenhange gestellt sind, so sind sie doch demselben so entnommen, daß der Sinn dadurch nicht entstellt ist; vielmehr derselbe dadurch lediglich in seiner charakteristischen Stärke bezeichnet wird. Und doch müssen wir, um einseitige Urtheile zu verhüten und aus Ehrfurcht für die Wahrheit, denen, die sich schnell bewogen fühlen möchten, das Urtheil: daß er zu den crassen Nationalisten (trotz seiner in „der Leipziger Disputation“ niedergelegten Protestation) gehöre, hier die Bemerkung anfügen, daß er an sehr vielen Orten sich als Widersacher der bekannten Wortführer jener Partei offen hinstelle, und die Deutungen eines Venturini, Bahrdt und Paulus ic. verwerfend, eine Auslegung vertheidiget, welche dem Wortsinne der Evangelien gemäßer ist. So weigert er sich für eine Vision zu halten §. 48. die himmlische Stimme bei Jesu Taufe, die Versuchungsgeschichte §. 49., die Scene bei der Hochzeit zu Kana §. 51., die Verklärung §. 102., die Auferstehung §. 135., — er weigert sich §. 136. die Auferstehung für ein Gaukelspiel scheinbaren Todes und künstlicher Vorbereitung anzunehmen; — er weigert sich §. 90. die Speisung der 5,000 Mann für eine durch „das gaisfreundliche Beispiel Jesu veranlaßte Mittheilung“ (wie K. R. Paulus) anzusehen; — er weigert sich (ebensfalls gegen Paulus) den Tod Jesu categorisch für eine bloße Dymnastie zu erklären; — er scheut sich endlich nicht §. 52. in Christo eine geistige Einwirkung und eine ursprüngliche Herrschaft des Geistes über die Natur zu verehren.

Allein grade diese gegensätzliche treue Darstellung der Uebersetzungen des geistvollen und kenntnißreichen Verf. dürften wohl am besten beweisen, auf welchem wahrhaft bedauernswerthen Standpunkte christlicher Ungewißheit und Zerworfenheit er steht.

Ganz besonders tritt an der ganzen Arbeit eine wahre — möge der Ausdruck in Ermangelung eines treffenderen vergönnt seyn — Leichtfertigkeit hervor, womit er sie zur Hand genommen. Ausgehend von dem unseligen und vom Vernunfthochmuth veranlaßten Standpunkte, die heilige Geschichte anders nicht als die profane zu behandeln, und die Dogmen der geoffenbarten Religion nicht als ein heiliges Besitzthum anzusehen, aus welchem uns zu vertreiben wir nur den evidentesten Beweisen der Unrechtmäßigkeit gestatten müssen, sondern umgekehrt sie als einen Raub anzusehen, der erst seine Legitimität durch förmlichen Beweis der Erwerbsart und des Besitztitels darthun müsse, — hat der Verf. gleich in den Ueberschriften der Paragraphen an den Tag gelegt, daß er keinen Reiz der Humoristik, keinen Anlaß zur Parallelsstellung mit dem Alltäglichen unbenuzt lasse, um —



vielleicht, wie wollen es hoffen, selbst wider seinen Willen — „das Heilige in den Staub zu ziehen;“ denn Staub ist, was nicht göttlich ist, und er entgöttlicht unsere Christologie vom Anfang bis zu Ende; vielleicht um so ärger und gemeinschädlicher, je mehr sich sein Beginnen gelegentlich auch hinter einen Nimbus von Gefühl, von Frömmigkeit und von Gerechtigkeit verhüllt. Die Wahrheit dieses Urtheils wird Jedem einleuchten, der den Geist beachtet, der aus folgenden Ueberschriften hervorgeht: §. 27.: Poetische Darstellung des Lebens Jesu. §. 33.: Kindliche und §. 41. intellectuelle Bildung. §. 42.: Das tägliche Brodt (auf die Zimmermannshandthierung hinweisend). §. 43.: Das Cölibat (weshalb Jesus nicht geheirathet); die Aeußerungen darüber sind höchst unwürdig und trivial; er sagt: wenn der wahre Grund, (warum Jesus nicht heirathete) nicht in besonderen Verhältnissen seiner Jugend liegt (?), so mag als Vermuthung gelten, daß derjenige, aus dessen Religion später die dem Alterthume fremde, ideale Ansicht der Ehe hervorging, in seiner Zeit und in seiner Jugend kein Herz fand, das solchem Bunde gewachsen war: §. 65.: Die Schlafende (die verstorbene Tochter Jairo). §. 66.: Die Feiterkeit Jesu (beim Gastmahl des Zollners Levi, wo er sagte: ich bin kommen, die Sünder zur Buße zu rufen, nicht die Gerechten). §. 68 und 84.: Erste und zweite besondere Gestaltung des Planes Jesu (wo er nämlich im zweiten Plane den Mißgriff beim ersten verbessert habe). §. 95.: Die Inconsequenz. §. 105.: Toleranz und Intoleranz. §. 123.: Das Liebesmahl (nämlich im scharfen Gegensatz gegen Abendmahl). §. 131.: Horologium. §. 137.: Mythische Anklänge (die Erweckungen beim Tode Christi). §. 139.: Der Abschied von der Erde (nämlich Nicht-Himmelfahrt).

Wir wollen nicht weiter rügen den Mangel an ästhetischem Taft, daß der Verf. zur Schilderung des Lebens Jesu eine oft so präensionsvolle, zuweilen völlig in's Dunkle fallende Schreibart gewählt hat, welche es nur zu sehr verräth, daß ihm wenigstens der demüthige, schlichte, einfache Sinn der ächten Jünger Jesu abgehe.

## M a c h r i c h t e n .

(Nordamerica.) Wir haben schon mehrfach Gelegenheit gehabt auf die heftigen Kämpfe aufmerksam zu machen, welche die immer schöner aufblühende Kirche dieses Landes mit dem Unglauben zu bestehen hat. Außer den Unitariern, welche ungefähr unseren gemäßigteren Nationalisten gleichstehen, gibt es auch eine nicht ganz kleine Anzahl eigentlicher Atheisten. Der Atheist hat sehr selten Enthusiasmus, denn er weiß, daß er Niemanden mit seiner Lehre beglücken kann; indessen hat sich doch auch selbst in den Vereinigten Staaten der Enthusiasmus der Irreligion, obwohl in Nacht und Dunkel gehüllt, offenbart. In einigen Gegenden, namentlich in der Umgegend von Utika, werden irreligiöse Tractate gedruckt und auf eine verfeickte Weise verbreitet, sie sind in einigen Gegenden bei Nacht in die Fenster geworfen worden.

Es hat sich in den Vereinigten Staaten ein Ausschuss gebildet, um die allgemeine und religiöse Bildung der Griechen zu befördern. Sehr angesehene Männer stehen an seiner Spitze. Die Absicht geht unter andern dahin, eine Hochschule daselbst zu bilden, außerdem das Auge auf die Bildung des weiblichen Geschlechts zu richten. Der Geistliche Jonas King, welcher schon früher im Morgenlande gewesen, und nachdem er in sein Vaterland zurückgekehrt und die Americanischen Christen zu erneuter Thätigkeit ermuntert, sich dann wieder nach dem Orient begeben, untersucht gegenwärtig genau, auf welche Weise man der geistigen Entwicklung des unglücklichen Volkes zu Hülfe kommen könne. King ist von dem Präsidenten freundlich aufgenommen worden, die Beschreibung aber, welche er von dem

gegenwärtigen Bildungszustande der Griechen macht, ist sehr traurig. Die wenigen kleinen Büchereien, welche sich im Lande fanden, haben dazu gedient, Patronen gegen die Türken zu machen. Die Regierung hat kürzlich in Aegina eine neue Schule errichtet. Es sind 70—80 Jünglinge darin, aber nur ein einziger Abdruck des Homer. Besonders Noth thut hier der Besitz einer Druckerpresse.

In Neu-York besteht eine Stadt-Tractatgesellschaft, welche Tractate ausleiht. In einem Gebiete der Stadt fanden sich im Monat April v. J. nur 33 Personen, welche keine annehmen wollten, größtentheils Katholiken, im Monat Mai dagegen bloß 11. Der Verein ist erst seit vier Monaten in Thätigkeit gewesen, und hofft noch viel mehr Segen, wenn erst die Ausleiher mit den Familien in ganz genaue Bekanntschaft werden getreten seyn.

Die Vereine zur Abschaffung des Gebrauches bishiger Getränke vermehren sich täglich und werden immer wirksamer. Gesellschaften von Ärzten treten zusammen, um, nachdem sie selbst dem Gebrauch derselben entsagt, auch ärztlich zur Abschaffung derselben bei Anderen zu wirken. Selbst unter den Ischerokeseen hat sich ein Verein gebildet. Die in Ischerokessischer und Englischer Sprache erscheinende Zeitschrift Phoenix enthält einen Aufruf an die Ischerokessische Nation, dem mörderischen aller Feinde zu widerstehen, der unter sie eingebracht, dem Trunke. —

Bei dem vielen Trefflichen, was in den Vereinigten Staaten in dieser Zeit geschieht, sind die Englischen Christen diejenigen, welche beinahe Alles thun; die Holländischen Reformirten so wie die Deutschen bleiben größtentheils in dem guten Werke zurück. Ebenso sind wieder unter den Englischen Protestanten die Bischöflichen Protestanten diejenigen, welche in der guten Sache am nachlässigsten sind.

## M i s c e l l e .

(Nachlese zu den in der Ev. K. Z. (Mai 1829) gerügten Fehler des neuen Baierschen protestantischen Gesangbuches.)

Das sittliche Verderben des Menschen ist S. VI. als ein Theil der Natur, Würde und Bestimmung des Menschen aufgeführt.

Der Geburtstag des Regenten ist zu den Festen der christlichen Kirche gezählt, auf gleicher Linie mit dem Weihnachtsfeste u. s. w. S. V.

Der Ausdruck N 259. B. 3.: „Gott muß doch zuletzt verwalten, was der Mensch beschloffen hat,“ ist gotteslästerlich, wenigstens höchst unüberlegt.

Eigenliebe spricht sich aus N 32. B. 11.: „wenn ich erwacht als Engel bin.“

Wie überhaupt, so sind auch für die Confirmation die älteren, besseren Lieder weggelassen, z. E.: „Herr! dir gelob' ich neue Treue.“ Vergebens sucht man sich nach einem Liede um, das vor der Confirmation gesungen werden könnte. Das Lied: „Meinen Jesum laß ich nicht ic.“ (N 356.) ist, wie die meisten anderen, unerträglich ballhornfirt. B. 1. hatte Keimann, der Verfasser, gesagt: „so erfordert meine Pflicht.“ Hier heißt es: „fordert es nicht Dank und Pflicht,“ als ob nicht der Dank auch ein Theil der Pflicht wäre. Auch ist die Frage unpoetisch, declamatorisch, prosaisch.

Das Gefühl des Gesanges ist in Prosa, oder oratorische Declamation verwandelt. Z. E. N 377. B. 3.: „Und die Erfahrung spricht für sie“ im schönen Liede: „Kein Lehrer ist dir, Jesu! gleich.“ Und B. 4.: „Und wie bewährt es deine That!“ Eine solche unschickliche und zum Singen für jeden gebildeten Christen unaussprechliche Declamation (wahrscheinlich aus einer mißlungenen Predigt), siehe auch in einem Passionsliede N 106. B. 3.: „Er stirbt, die hohen Himmelslehren von Tugend, Pflicht und Sittlichkeit auch selbst durch seinen Tod zu ehren ic.“ (Cocinianisch, prosaisch!). Sonst hatte man statt des prosaischen Unsinn vom Kant'schen categorischen, autonominischen Pflichtgebote, lieber von der Gegenliebe gegen Jesum ein Lied gesungen. Da wurden die Herzen erbaut.



# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1830.

Mittwoch den 14. April.

N<sup>o</sup> 30.

Versuch zur Scheidung von Wahrheit und Irrthum  
in einer unter den Gläubigen verbreiteten Lehre vom  
Reiche Gottes.

## Erster Artikel: Einleitung, Geschichte.

Wir haben uns entschlossen, dem Verufe der Ev. K. Z. gemäß, zu Dienst und Frommen der Kirche Gottes, die er sich mit seinem eigenen Blute erkaufet hat, eine geschichtliche Darstellung und biblische Beurtheilung einer Lehmeinung zu geben, die innerhalb der Evangelischen Kirche selbst im vorigen Jahrhundert entstand und jetzt noch hier und da starken Beifall findet, und die nicht nur deswegen Beachtung erfordert, sondern auch Ansprüche auf Achtung und ausführliche Berichtigung durch die Bibel selbst hat, weil sie theils von dieser, als dem Worte Gottes, darauf sie sich durchgängig bezieht, großes Ansehen entlehnt, theils auch wirklich von Männern vorgetragen wird, in denen der Geist, der die heiligen Schriften eingab, sein heiliges Werk hat. Da wir aber durch Gottes Gnade wohl wissen, daß ein solches Vornehmen, je wichtiger es ist, um so mehr von uns fordert, und daß wir dennoch auch nicht einen guten Gedanken von uns selber haben, als von uns selbst, so beugen wir vor Allem unsere Kniee und bitten den, der die Gaben alle empfangen hat, um sie auszutheilen in seiner Kirche nach dem Maße der Gnade, die in ihm ist, daß er uns auch hiezu verleihe den Geist der Demuth und Sanftmuth, mit dem er gesalbet ist vor seinen Gesellen, den Geist der Gnade und des Gebetes, damit wir bleiben in seiner Gegenwart, den Geist der Weisheit und der Erkenntniß, damit wir nicht abweichen von dem Wort der Wahrheit in irgend einem Stücke, sondern wissen zu scheiden das Böse und das Gute, den Geist des herzlichsten Erbarmens über diejenigen seiner Schafe, die der Gefahr ausgesetzt scheinen, sich in der Wüste zu verirren, und des festen Vertrauens, er werde Alles denen zum Besten lenken, die ihn lieben, und wir uns als Kinder derjenigen bewahren, der da richtet ohne Ansehen der Person. Ja, Gott, Vater in Jesu, verkläre deinen Sohn und das Geheimniß seines Kreuzes, wie er dich am Kreuze verkläret hat in deiner Gnade und Gerechtigkeit; verkläre ihn auch in uns,

daß wir erkennen deine Gnade und Gerechtigkeit und deine Wahrheit vollkommen sey in uns! —

Wir müssen, um unsere Leser sogleich auf den einzigen Standpunkt zu stellen, von dem aus sie unseren ganzen Aufsatz, sowie sein Grundgedanke, Inhalt und Zweck in uns liegt, richtig auffassen und gerecht beurtheilen können, von vorne herein ankündigen, daß wir nach angestrengter und den Hauptgedanken nach wiederholter, während einer geraumen Zeit, unter vielfachen bitteren und süßen Erfahrungen wiederholter Prüfung dieser Lehre gezwungen sind durch das Zeugniß des Geistes nach dem unveränderlichen Worte Gottes, Vieles in derselben für eben so irrig zu halten, als wir von ganzem Herzen vieles Andere für Wahrheit und seligmachende Wahrheit anerkennen. Und zwar können diese Irrthümer, wenn sie sich eben so in den Herzen vorfinden, wie sie hier, in der Lehre, ausgesprochen sind, eben so wohl unsterbliche Seelen des einzigen Heilsgrundes berauben, und in den Schlamm der Welt, mit der Welt aber in den Pfuhl des Verderbens hinunterziehen, als jene wahren Theile der Lehre, wo sie lebendig werden im Herzen durch den Geist von oben, das Leben mittheilen können und gewiß schon Manchen, wenn auch nur allmählig, mitgetheilt haben, — das Leben in Christo, das ja nicht aus der Gerechtigkeit des Gesetzes oder der Lehrsagungen kommt. Darum müssen wir aber auch, indem wir uns wappnen mit der Geduld der Heiligen, zu gleicher Zeit das Schwert des Glaubens ergreifen, welches ist das zweischneidige Wort Gottes, um zu trennen, was des Geistes und was der Seele ist, was dem neuen und was dem alten Menschen angehört. Eben so wenig als die einzelnen Wahrheiten und den Werth derselben, können wir den Hauch des göttlichen Geistes verkennen, der durch einige der anzuzeigenden Hauptschriften geht, und von dem unmittelbaren Leben der Verfasser in Gott Zeugniß gibt. Daher möge uns und die gläubigen Leser der Herr bewahren, daß wir nicht den Gnadenstand derselben ablängnen, während wir die Lehre derselben, wegen ihrer Versezung mit Irrthümern, des Gnadenstandes für unwürdig erklären. Denn ein solches Urtheil, so gerecht und so nothwendig selbst es anderswo seyn kann, wäre hier nicht nur ungebührlich, sondern auch unwahr, wie wir mit Dank gegen Gott glauben es bezeugen zu können. Um es daher nirgends zu veranlassen und



aller Verdächtigung unseres Urtheils, als ob dadurch anerkannte Christen und geschätzte Zeugen des Herrn mit lieblosem Eifer um das System der Orthodorie verdammt würden, vorzubeugen, haben wir auch vorgezogen, die Lehre nicht auf dogmatische Weise aus ihrem inneren Grunde zu entwickeln und in demselben schon zu beurtheilen, sondern sie historisch darzustellen, in ihrer geschichtlichen Einigung mit großen Wahrheiten des Christenthums, und Artikel für Artikel, wie sie dasselbe mit ihren angegebenen Gründen, zu prüfen, um daraus das angezeigte Endurtheil zu bestätigen. Diese Behandlungsweise wird uns zwar nöthigen, weitläufiger zu verfahren, aber auch den Vortheil gewähren, daß wir bei jedem einzelnen Artikel andere hier übereinstimmende Zeitmeinungen berücksichtigen können.

Gehe wir zur Darstellung der zu beurtheilenden Lehre über, gehen, müssen wir dasjenige mittheilen, was wir von dem Ursprunge und der Ausbildung derselben wissen. Auch wird dieser Theil unseres Aufsatzes nicht der uninteressanteste, noch in Bezug auf die Beurtheilung selbst der unwichtigste seyn, da wir diese Lehre bis zu ihrem Entstehen in der Mitte des verfloffenen Jahrhunderts verfolgen können. Damals war die Orthodorie nicht nur schon sehr erloschen, sondern auch die Folgen des geistlichen Todes, der äußere Verfall, hatten begonnen. Sie war im Sinken begriffen und ihr Fall war schnell und immer schneller, nach den Gesetzen der Schwere und des Falls, wie sie auch im höheren Gebiete, als in dem der Materie, herrschen. Aber immer noch hatte sie damals großes Ansehen und übte großen Einfluß. In den sturmbelegten Zeiten der Reformation hatten es doch nur sehr Wenige gewagt, inmitten der allgemeinen Christenheit den von ihr anerkannten Lehren offen Hohn zu sprechen und die Grundfesten der Wahrheit, den Grund der Apostel und Propheten, das geoffenbarte Schriftwort, anzutasten. Lätius Socinus, seine Anhänger, die Unitarier, und selbst ihr fühner Reformator Faustus Socin hatten die göttliche Eingebung der heiligen Schrift festgehalten und nur die einzelnen Grundlehren des Christenthums geläugnet, namentlich die heilige Dreieinigkeit, die Genugthuung durch Christum und die Rechtfertigung allein durch den von Gott bewirkten Glauben. Fast gleichzeitig offenbarte sich in Einigen eine entgegengesetzte Richtung, die aber erst späterhin stärker hervortrat und um sich griff, eine Mystik, die dem Schreine nach oft nur als natürliche Ergänzung der begrifflichen Theologie entstand, aber im tieferen Grunde mit dem gesunden Lehrbegriff nach der Gottseligkeit (1 Tim. 6, 3.) zerfallen und also nicht bloß die innere Seite jener neueren Scholastik war (für welche wir vielmehr die Ascetik und Poesie jener Zeit halten, bis in die pietistische Zeit hinauf). Dagegen treffen wir nun in der späteren, arbeitseligeren Periode, in der angezeigten Zeit des Ueberganges vom Glauben zum Unglauben, auf einmal eine Lehre, die in ihrem Entstehen Manches aus dem Mysticismus in sich aufgenommen zu haben scheint, vorzüglich das Bestreben, das Werk Gottes in uns auf Kosten der allgemeinen, vollkommenen und gewissen Gnadenanstalt hervorzuheben, und welche nun dies mit jener anderen Richtung verbindet, die der Mystik an sich ursprünglich fremd ist, nämlich dem Bestreben, die einzelnen Dogmen kritisch zu durchgehen. Wie bei Socinianismus blieb auch hier das Ansehen der heiligen Schrift im Allgemeinen unangefochten, ja es wurde, sobald sich die Gelegenheit darbot (und sie kam schnell und reichlich genug), standhaft vertheidigt. Aber um dies zu können, und gemäß der guten Meinung, die man von der menschlichen Natur hatte, erlaubte man sich, die ganze Schriftlehre ihr anzupassen, und strebte hienach, sie völlig zu ei-

nem heterodoxen Systeme umzubilden. Eine solche Richtung konnte wohl nicht eine feste Haltung in sich selbst haben. Sie folgte dem Laufe der Dinge. Wie die Orthodorie zum geschichtlichen Supranaturalismus, zu einem bloßen Glauben an die Offenbarung in der Bibel hinabsank, in dem die Lehren von der Bekehrung und den anderen Gnadenwirkungen gänzlich ausfielen, so verlor auch jene heterodoxe Lehre schnell den mystischen Bestandtheil, der anfänglich in sie übergegangen war, und Beweise von tiefen, vielfachen inneren Erfahrungen kommen in den Schriften, welche sie vortragen, gar nicht vor. Dennoch wurde die Lehre von den Gnadenwirkungen auf eine höchst löbliche Weise neben der von dem Ansehen der Schrift festgehalten, aber leider mußte sie grade dazu dienen, das Werk Christi für und außer uns einzuschränken. Und so stand denn diese Lehre in einem doppelten Gegensatz und übte eine zwiefache Polemik mit aller Schärfe aus, die ihr zu Gebote stand. Einerseits bekämpfte sie nicht nur die todt Orthodorie, sondern auch die orthodore Lehre an sich selbst und verkannte deshalb das lebendige Christenthum und die schönen Früchte des Geistes, die bis auf unsere Zeit theils in besonderen Richtungen, wie in der Form der Pietisten und der Brüdergemeinde, theils überhaupt in der Co. Kirche zu bemerken waren. Ja, als das Letztere in höherem Grade statt fand, als mächtiger, reiner, entschiedener und allgemeiner ein neues Leben entstand und die altvangelische Orthodorie, neu erwachend, die einzelnen Abirrungen nach den verschiedensten Seiten hin zu verdrängen und ihre zwei auseinander getretenen Hauptbestandtheile, die Bluthologie und die Predigt von der Bekehrung, durch die Rechtfertigungslehre aufs Neue zu einem lebendigen Ganzen zu verbinden trachtete, glaubten die Anhänger der irrthümlichen Lehre aufs Stärkste gegen sie auftreten und vor ihr warnen zu müssen. In einen anderen lobes- und dankeswerthen Gegensatz traten sie, da ja ihre Lehre auch viel Wahres enthält, zum Rationalismus. Doch trat auch hier öfter das Menschliche ihres Systems in einem menschlichen Eifer, in menschlicher Härte und Verachtung hervor. Vorzüglich aber zeigt sich das Menschliche in der Geschichte dieser Lehre darin, daß das Ganze sehr schnell erstarrete, und der Lehrtypus sowohl als die einzelnen Beweisführungen wirklich stereotyp wurden. Denn, was von dieser Seite her den Orthodoxen so oft und so zuverlässig vorgeworfen wurde, daß der Eine dem Anderen die Lehrsätze nachbete, und die Beweisstellen selbst ohne eigene unabhängige Bibelforschung aus seinem Lehrbuche recitire, scheint hier in überraschendem Grade statt zu finden. Wie ließe es sich sonst erklären, daß nicht nur die einzelnen Dogmen und Definitionen, wie sie in den neuesten Schriften dieser Parthei aufgestellt werden, schon in den Schriften derselben aus dem vorigen Jahrhundert in unveränderter Form nachgewiesen werden können, sondern daß auch seit vierzig oder mehr Jahren die gezwungensten Erklärungen der biblischen Beweisstellen gänzlich dieselben geblieben sind? Darum ist es von Wichtigkeit, auf die älteren Schriften zurückzugehen und das Daseyn einer solchen dogmatischen und ezegetischen Tradition innerhalb dieser Parthei nachzuweisen. Denn so wenig sich ein Christ weigern kann, in der Auslegung der heiligen Schrift die Stimme der großen, fortdauernden Kirche Christi zu achten, da diese Masse von Individuen aus allen Zeiten und Völkern, wenn sie übereinstimmt, gewiß zum Mindesten auf das Lob des gemeinen Menschenverstandes nicht wenig Anspruch machen kann, so sehr muß ihm doch diejenige Uebersieferung von Bibelauslegungen verdächtig seyn, die sich nur in einem kleinen Eirkel gegenüber den Tausenden von Gläubigen und Heiligen Gottes geltend macht.



In der That, wie kann sich auch nur ein vernünftiger Mensch mit der elenden Hypothese von Auctoritätsglauben und eingefügten Vorurtheilen, fleischlicher Gemüthsähnlichkeit und dgl. behelfen wollen, um die Uebereinstimmungen zu erklären, welche in Bezug auf die allerwichtigsten Heilswahrheiten zwischen einem Augustin und einem Melancthon, einem Calvin und einem Zinzendorf, einem Arndt und einem Wesley statt findet, und nicht nur zwischen ihnen, sondern zwischen Unzähligen aus allen Geschlechtern der Erde, die ihr Kleid rein gewaschen haben im Blute des Lammes? Viel eher möchte man versucht seyn, den Vorwurf des Auctoritätsglaubens da anzuwenden, wo sich zwischen sechs oder sieben namhaften Männern, die in kurzen Zeiträumen mit oder gleich nach einander lebten und überdies noch durch so enge Bande, wie die des Blutes und der Freundschaft, unter sich verbunden waren, eine fast wörtliche Uebereinstimmung ohne Mannichfaltigkeit und Ausbildung des Lehrtypus vorfindet. Doch bleibt dieser Vorwurf des blinden Auctoritätsglaubens, wenn er nicht durch andere positive Wahrnehmungen begründet wird, immer unedel, und diese Bemerkung soll nur dazu dienen, zu beweisen, wie wenig eine Parthei innerhalb der Kirche berechtigt seyn könne, den gläubigen Kirchenmitgliedern diesen Vorwurf des Menschendienstes und der „groben Abgötterei“ zu machen, wie unbedacht man sich also gegen die seligen Väter und die mitlebenden Brüder in Christo vergehe, wenn man ihn mache, und wie leichtgläubig, wenn man sich dadurch vom Studium und Bekenntniß der Kirchenlehre zurückschrecken lasse.

Der Ursprung dieser Irthümer (denn das Wahre des Systems fand sich schon von Anfang an in der Kirchenlehre vor) läßt sich ganz bestimmt nachweisen. Ein Reformirter Prediger in der Grafschaft Tecklenburg (später Rector zu Duisburg, † 1777), von dem jetzt die Wenigsten seiner Schüler etwas wissen mögen, Joh. Gerh. Hafenkamp, suchte zuerst sie zu einem Ganzen zu vereinigen und vermischte auf seltsame Weise die zwiefachen Irrelehren, die er, nach eigenem Geständniß, in den Schriften der Socinianer einestheils und in den Schriften eines gewissen Hierophilus, Dippels u. a. Berlenburger Mystiker, welche damals Fanatiker genannt wurden, anderentheils vorfand. Von den Ersteren wurde er darüber ungewiß gemacht, daß Christus, als ein Einziger, für so Viele habe Genugthuung leisten können; ein Einwurf, der schon Zweifel an der Gottheit des Erlösers voraussetzt, wie er sich denn auch wirklich hierüber ganz irrig ausdrückt. Auch ging er bis zur Polemik gegen die kirchliche Lehre von der Genugthuung und schalt die, welche sie vortrügen, Schälke und Faullenzler. Die Lehre selbst leitete er vom Teufel her und sagte, sie sey aus Vermischung des Judenthums und Heidenthums entstanden, im finsternen Papstthume zur Reife gekommen, und von den zwei Töchtern der papistischen Hurenkirche, der Reformirten und Luther'schen, die nur das besser verstünden, ihre Schande mehr zu decken, beibehalten worden, um gegen die Papisten zu streiten. Hiemit hing auf natürliche Weise mancher Irthum zusammen, den er zunächst aus den mystischen Schriften entlehnte, namentlich die Polemik gegen die Lehre des Heidelbergschen Catechismus und seiner Kirche, in der mehr auf den äußerlichen Christus, den gekreuzigten Gottmenschen, als auf den verherrlichten Christus und seine Einwohnung in den Gläubigen, hingewiesen und auch behauptet wird, daß die Bekehrten, auch die Allerheiligsten, nur einen geringen Anfang hätten in der Haltung der göttlichen Gebote. Diese Aeusserungen sind eben so sichtlich aus der bitteren Quelle jener beiden Häresien gestossen, als sie fast wörtlich mit den neueren und

allerneuesten Ausprüchen derjenigen übereinstimmen, die sie zwar aus der heiligen Schrift selbst geschöpft zu haben behaupten, aber die sie doch, größtentheils ihnen selbst unbewußt, von diesem Manne her durch Erabition erhalten haben. Diese letztere Ähnlichkeit findet sich sogar, wie wir bei der Darstellung der Lehre nachweisen werden, in kleinen Einzelheiten. Nur ging späterhin die mystische Ausdrucksweise in eine mehr platt verständige über, und nicht nur die Dunkelheit, in der dieser Hafenkamp selbst war, sondern auch das Mystische überhaupt trat zurück. Dagegen ist die Verwandtschaft der Lehre, wie sie noch von den spätesten Vertheidigern vorgetragen wird, mit dem Socinianismus so unverkennbar, daß Jemand, der diese Lehre genau kennt, ohne ihren historischen Ursprung aus dem Socinianismus näher zu kennen, uns von selbst auf die innere Verwandtschaft beider aufmerksam machte.

(Fortsetzung folgt.)

## M a c h r i c h t e n .

(Schweiz.) Die Appenzeller Zeitung, ein seit einigen Jahren erscheinendes Blatt, das durch rohen Ton den Mangel männlicher Geisteskraft, durch Verhöhnung alles Mißgefalligen den Mangel gründlicher Verstandsbildung und durch Jacobinische Declamationen die gänzliche Abwesenheit christlicher Vaterlandsliebe zu ersetzen oder bedecken sucht, hatte in einem Aufsatze über das Institut zu Deuggen und mit Beziehung auf dasselbe in N<sup>o</sup> 52. vom v. J. folgenden Satz ausgesprochen: „Gott verschmähet im Alten Bunde den in ruchloser Verkehrtheit von Abraham anerborenen Sohn!“ Der Gemeine Rath des Cantons Bern, der diemal Vorort der Eidgenossenschaft ist, sah sich bewogen, ein Schreiben an die hohe Regierung von Appenzell zu erlassen (unterm 31. Christmonat), in dem er, gestützt auf frühere gemeineidgenössische Uebereinkünfte, sie in würdiger Tone zu ernsthaften Maaßregeln gegen die Appenzeller Zeitung aufforderte, um dieses Satzes in derselben willen, da Maaßregeln in Bezug auf die ganze Tendenz und den Ton des Blattes überhaupt nur dann würden wirksam seyn können, wenn sie aus der inneren Ueberzeugung der Appenzeller Regierung selbst hervorgingen. Ueber diesen Erlaß des Vorortes haben unsere öffentlichen Blätter laute Klagen erhoben. Was man dagegen bemerkt, ist Folgendes: „Nicht um Glaubenssachen (Dogmen) handelt es sich, deren keine einzige in der angelegten Stelle nur berührt, geschweige angegriffen ist; auch nicht um Angriffe auf confessionelle Rechte; es ist eine bloße theologische Ansicht.“ So die Appenzeller Zeitung selbst. Weñlich bemerkt der Schweizer Correspondent der Augsburger Allg. Zeitung in Bezug auf die vom Vororte angezogenen Tagesatzungsbeschlüsse, sie seyen entstellt ausgehoben und verkehrt angewandt, denn sie bezögen sich bloß auf „die beiden in der Schweiz herrschenden christlichen Confessionen“, so wie auf derselben „kirchliche Einrichtungen. Meinungen und Gebräuche“ (Beilage N<sup>o</sup> 31. von d. J.). Die Neue Zürcher Zeitung (N<sup>o</sup> 9. von d. J.) macht eine etwas verschiedene Wendung, um dasselbe zu sagen. Sie gibt zu, der quasionirliche Ausdruck sey „unpassend“, meint aber, daß nur ein theologisches Journal, nicht der Vorort, diesen Ausdruck hätte rügen sollen. Der Verf. des Aufsatzes nehme nämlich „die auch auf manchen Cathedern der Schweiz gelehrt [leider!] psychologische Erklärungsart dieser heiligen Geschichte“ an. [Bleibt die Geschichte auch nach dieser „Erklärungsart“ heilig?] Die Aufopferung Isaak's mache weder bei den Katholiken noch bei den Protestanten eine eigentliche Glaubenslehre aus, und der Bundesvertrag wie die späteren Conclufen der Tagesatzung seyen doch nur auf die zwei christlichen Confessionen berechnet. Stärker als dieser einzige Grund ist die ebenfalls gemeinsame Klage über die Beschränkung der Rede- und Schreibfreiheit. Ohne uns aber auf



diese für jetzt einzulassen, beschränken wir uns bloß auf eine Beleuchtung der Vertheidigung der Appenzeller Zeitung aus jenen Tagesungsbeschlüssen.

Es scheint für's Erste gewiß, daß sich diese Beschlüsse bloß auf die beiden anerkannten Confessionen beziehen; auch würde schwerlich Jemand an Klage gedacht haben, wenn jener Aufsatz eine Eigenthümlichkeit z. B. der Griechischen Confession angegriffen hätte. Es muß also der Vorort in dem angeführten Satze wohl etwas gefunden haben, das einer der beiden anerkannten Confessionen oder beiden zugleich zuwider ist. Dies ist aber kein Dogma, einigemet man. Angenommen, es sey keines, reden denn die Tagesungsbeschlüsse nur von Dogmen und Gebräuchen? Vielmehr lauten die angeführten Worte der Conclusa vom 20. Augustmonat 1816 und vom 3. Herbstmonat 1819 folgendermaßen: „Alles, was auf Religion und religiöse Meinungen Bezug hat, vor jeder Verunglimpfung zu bewahren.“ Wir denken, das ist deutlich genug, und paßt völlig auf den vorliegenden Fall, auch wenn man die ausschließliche Beziehung auf die zwei Confessionen voraussetzt. Aber wahrscheinlich denken die Zeitungen nur an die Unterscheidungslehren der Katholischen und der Reformirten Confession, und hiezu gehört die Lößlichkeit von Abraham's That nicht; es ist vielmehr eine „religiöse Meinung,“ die beiden Confessionen gemeinsam ist. Der Schluß, den man hieraus ziehen kann, ist aber nur der, daß folglich jede Verunglimpfung derselben doppelt strafwürdig ist. Außerdem ist jene religiöse Meinung, der (so viel wir wenigstens wissen) noch keine Bekenntnisschrift irgend einer Confession widersprochen hat, um so wichtiger, als sie nur zugleich mit der Grundlage des Christenthums, der Lehre von der Wahrheit der heiligen Schrift, geläugnet werden kann. Und aus diesem höheren Gesichtspunkte, heißt es im Schreiben des Vorortes von jenem Satze: „Was hier gegen Wort und Sinn der heiligen Schrift gesagt wird.“ Die Lehre von der Göttlichkeit der heiligen Schrift ist aber ausdrückliches Dogma der Reformirten wie der Katholischen Kirche, und gleich das erste Capitel der Schweizerischen Confession beginnt mit den Worten: *Credimus et confitemur Scripturas Canonicas sanctorum Prophetarum et Apostolorum utriusque Testamenti, ipsum verum esse Dei verbum*, etc. Diese Glaubenslehre der gesammten christlichen Kirche wird aber durch die oben angeführte Behauptung der Appenzeller Zeitung aufs Bestimmteste „verunglimpft,“ weil sie ausdrückliche Aussagen der heiligen Schrift läugnet und die entgegengesetzte an ihre Stelle setzt. Denn es handelt sich keinesweges um bloße Geschichte, sondern darum, wie Gott das Geschehene angesehen, wie er es beurtheilt habe. Die Appenzeller Zeitung sagt, daß Gott das Opfer verwarf. Die Schrift lehrt, daß er es zuerst forderte, und als Abraham es brachte, ihm den Sohn wieder schenkte mit dem Worte: Nun weiß ich, daß du Gott fürchtest (1 Mos. 22; 12.). Aber die psychologische Erklärungsart? Die Behauptung, daß der Anspruch der Appenzeller Zeitung aus dieser hervorging, spricht ihm das Urtheil, denn durch sie erscheint er als directe Läugnung des Dogmas, daß die heilige Schrift nicht Menschen, sondern Gottes Wort sey, weil nur bei jenem psychologische Erklärungen statt finden können. Es scheint aber, daß die Zeitungsschreiber auch glauben, es handle sich hier bloß um Alttestamentliches. Wir wollen uns nicht bemühen, ihnen ihre verjährten Irrthümer über das A. Z. zu benehmen. Aber das wollen wir ihnen doch bemerkllich machen, daß sie in diesem speciellen Falle auch direct der Auctorität des N. Z., der Apostel und Jesu selbst Hohn gesprochen haben. In vielen Stellen wird Abraham überhaupt als Vater der Gläubigen dargestellt

und belobt. Der Herr rühmt seine Werke, Job. 8, 39. Jacobus sagt ausdrücklich, der Glaube Abraham's sey vollkommen geworden durch die Werke, und Abraham selbst gerecht durch die Werke, „da er seinen Sohn Isaak auf dem Altare opferte“ (Jac. 2, 21 f. und eben so Hebr. 11, 17—19). Die Appenzeller Zeitung aber straft den Herrn und seine Apostel Lügen und behauptet, es sey ein verkehrtes und verrücktes Beginnen gewesen! — So hätte also Christus die Werke eines Menschen zur Nachahmung empfohlen, dessen Verfehrtheit Gott selbst mißbilligte, so hätte sein Apostel gerade diese verrückte That als das höchste Werk des Glaubens dargestellt! Gewiß diese Läuterung allein verdient die strengste Abmündung von einer Regierung, die christlich heißen will, wäre der Gegenstand, den sie betrifft, auch nicht so wichtig und bedeutungsvoll in der Geschichte unserer Religion und der Offenbarungen Gottes (1 Mos. 22, 15—18. Hebr. 6, 13 f.).

Auch der zu Arau erscheinende Schweizerbote stellt Abraham's That als einen Mordversuch dar, für den man ihn heut zu Tage beim Kopfe nehmen würde. Man sey, sagt er, auf den Ausgang des Patriarchenhandels gespannt.

Die Neue Zürcher Zeitung vom 3. März theilt das den 8. Hornung d. J. erlassene Antwortschreiben des Standes Appenzell Auser Rhoden an den Vorort Bern mit, woraus wir die ganze Stelle, welche die lässerliche Behauptung der Appenzeller Zeitung über Abraham's Opfer betrifft, ausheben:

„Indessen schäzen wir, die wir selbst und unsere Mitbürger alle Ehrfurcht für die christliche Religion hegen und in aufrichtigem Bekenntniß derselben, wie in pflichtgemäßer Ausübung und Befolgung ihrer Vorschriften auch nicht hinter einem einzigen der sämmtlichen Eidgenossen zurückzusehen glauben, Euer religiöses Gefühl, ohne aber gerade in diesem Falle den gleichen Eifer zu theilen. Dann wenn man auch, ohne Wort und Sinn der heiligen Schrift deuten zu wollen, in dem, was von Abraham erzählt wird, die höchste religiöse Ergebenheit und Hinopferung für eine Idee mit grenzloser Verläugnung dem Menschen und Vater einwohnender ehler Gefühle erblicken will, so will es uns doch, weil in jener Erzählung weder ein Dogma der christlichen Religion liegt, noch ein solches darin begründet wird — noch nicht recht einleuchten, wie die Reputation Abraham's als eines Mannes aus der vordchristlichen Zeit — indem man ohne etwas von ihm zu wissen, dennoch ein guter Christ seyn kann — mit unserer christlichen Religion in so genauer Verbindung stehen soll, und es scheint uns Christen nicht gradezu obzuliegen, einen Gegenstand der Verehrung des Mosaismus in besonderen Schutz zu nehmen, da auch eine unvorsichtig geäußerte Meinung über einen, durch einen ungeheuren Zwischenraum von uns getrennten Bekenner desselben (des Mosaismus!) noch keine Beleidigung oder Störung der beiden christlichen Kirchen in der Schweiz seyn kann, und daher auch nicht in die Cathgorie (sic) der von Euch allegirten Beschlüsse der Tagesung von 1816 und 1819 — die des Mosaismus mit keiner Sylbe gedenken — begriffen ist. Demnach fühlten wir uns nicht bewogen, Euer Hochwohlgeb. Eingangs bemerkten Klage weitere Folge zu geben.“

Nicht nur über den Ton dieses Schreibens der Appenzellischen Regierung, und über die Sachkenntniß, mit der es verfaßt ist, sondern auch über den Inhalt desselben können wir unseren Lesern das Urtheil gänzlich überlassen, um so mehr, da die Gründe, mit denen die abschlägige Antwort unterstützt wird, keine anderen sind, als die, welche von den Zeitungen gleich Anfangs gegen das Schreiben des Vorortes aufgestellt und oben schon hinlänglich beleuchtet wurden.



# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1830.

Samstag den 17. April.

N<sup>o</sup> 31.

Versuch zur Scheidung von Wahrheit und Irrthum  
in einer unter den Gläubigen verbreiteten Lehre vom  
Reiche Gottes.

(Fortsetzung.)

Merkwürdig ist auch noch die Unsicherheit und Zweideutigkeit, mit der J. G. Hasenkamp seine Meinungen vortrug. Wir kennen nämlich von ihm nur eine Schrift: J. G. Hasenkamp's nähere Erläuterung und Rettung seiner Gedanken von der Gottesgelahrtheit, insbesondere von der Erlösung durch Christum, in einer vermischten Schrift. 1759 (ohne Anzeige des Druckorts), und zwar in dem, wie es scheint, sehr treuen und vollständigen Auszuge, den Ernesti's Neue theol. Bibliothek 1760 S. 347—361. davon gab. Hier bittet der Verf. in der Vorrede Gott um den Muth, seine Lehre ungeschweht vorzutragen und ihr selbst nöthigenfalls sein Amt aufopfern zu können, und drückt sich in der Schrift selbst auf die angegebene, starke und ungewöhnliche Weise aus. Aber in der Nacherinnerung am Schlusse der Schrift, auf die er jedoch schon gleich nach der Vorrede verweist, will er wieder Eines und das Andere zurücknehmen. Er sagt, die Einwürfe der Socinianer wider die Möglichkeit der Genugthuung Christi wären vor seinen Augen verschwunden, als er in einer Nacht, nach einem Gespräch und Gebet mit einem anderen Prediger, die Briefe an die Römer und Galater durchgelesen habe. Er hätte sagen können, daß die Hauptabsicht der Menschwerdung Christi nicht bloß sey die Menschen zu lehren, oder versucht zu werden, damit er Anderen in der Versuchung besser helfen könne, sondern das zu thun, was wir verwahrloset, „und das zu leiden, was wir leiden sollten.“ So könne das Wort Gerechtigkeit auch bisweilen zurechnender Weise gebraucht werden. Endlich verflucht er, was er geschrieben habe, das nicht hiemit und mit dem Willen Gottes, der heiligen Schrift und Erfahrung heiliger Seelen übereinkomme. Dazwischen finden sich aber in dieser Erklärung selbst wieder zweideutige Ausdrücke und sogar die Behauptung: Was er also im Vorhergehenden geschrieben, bleibe in seiner Wahrheit. Doch ist gewiß diesem Manne, der sonst erweckt gewesen zu seyn scheint, weniger Unredlichkeit beizumessen, als vielmehr innere Unsicherheit und eine Dunkelheit, die theils aus seinem Seelenzustande, theils

aus dem Mangel scharfer Denkkraft herrührt, der fast allen seinen Nachfolgern mehr oder weniger eigen ist.

Die zweite Epoche in der Geschichte dieses Systems wird gebildet durch das Verhältniß desselben zur Aufklärung. Mit dieser trat es nämlich bald in theilweisen Widerspruch und ward ihr gegenüber zu einer achtbaren Vertheidigung der Wahrheit. Anderentheils lehnte es sich an sie und räumte ihr ohne Widerstand alles das ein, was es schon vor dem Auftritte der Neologie verworfen hatte. Namentlich ist auch die Darstellungsweise des Systems und die Vertheidigungsart, deren seine Sprecher sich bedienen, fast ganz die Art und Weise der Aufklärer, was am Auffallendsten bei der gemeinsamen Polemik gegen die Kirchenlehre, aber auch sonst, wo sie unter sich selbst im Streite sind, auffallend genug ist. Wir haben aus dieser Periode vor uns zuerst die „Briefe über wichtige Wahrheiten der Religion von Friedrich Arnold Hasenkamp (damals Rector in Duisburg). 2 Thele. Duisburg in Commission bei Helwing, 1794.“ In dem ersten Bändchen dieser kleinen Schrift wird hauptsächlich das Verhältniß der sogenannten natürlichen Religion zur Offenbarung beleuchtet, die Unzulänglichkeit der Ersteren und der Vorzug der Letzteren behauptet, indem einzig die Offenbarung über die Unendlichkeit der Güte, Macht und Weisheit Gottes, ferner seine Gerechtigkeit und herablassende Liebe, über den Ursprung der Sünde und die Erlösung von Sünde, Schuld, Elend uns zu versichern vermöge. In dem zweiten Theile, setzt der Verf. seine eigenthümlichen Ansichten mehr auseinander. Neben sehr guten Bemerkungen, z. B. über das Uebel in der Welt und den Unterschied zwischen dem Verhältnisse Gottes zu den Geschöpfen im Acte der Schöpfung oder nach derselben, finden wir andere Ansichten, die zwar wesentliche Grundzüge des Systems bilden, auch ganz mit der Richtung zu einer größeren oder feineren Selbstgerechtigkeit übereinstimmen, wie wir sie bei den Socinianern und Mystikern zugleich und wiederum in diesem Systeme treffen, die jedoch hier besonders den Charakter der Aufklärung tragen, und in der Neologie und dem Nationalismus nur noch stärker, crasser und durchgreifender ausgedrückt und angewandt werden. Der sechste Brief bildet sodann einen Wendepunkt. Er ist von dem (singulären) Correspondenten Hasenkamp's, dem dieser die Wahrheit der christlichen Religion einleuchtend machen wollte, an ihn geschrieben. Derselbe erklärt



ihm hier, wie es kam, daß er über die Wahrheit des Christenthums in peinliche Ungewissheit gerathen, nämlich durch die Angriffe der Neologen auf die Orthodorie, namentlich durch des berühmten Bahrdt Angriffe auf die Versöhnungslehre, und die ihm nicht genügende Vertheidigung derselben durch Orthodore. Hasenkamp versucht hierauf eine bessere Vertheidigung, aber freilich nicht der orthodoxen Lehre, von der er die Hälfte aufgibt. Es ist betörend zu sehen, mit welcher Bereitwilligkeit er die elendesten Angriffe der Ungläubigen gelten, die Beweisführungen aus ganz unbegründeten Vorderfägen — weil diese mit seiner eigenen Denkart harmoniren — stehen läßt, und nach seiner eigenen Aussage ihre Einwürfe und die angefochtene Seite des alten Lehrbegriffs nicht berührt, sondern um sie herumgehen und auf diesem längeren Umwege die Hauptsache retten will. Denn auch in der Vorbemerkung zum ersten Theile behauptet er, „was die Sache, oder was die Wahrheit betreffe, nicht um ein Haar breit von dem (kirchlichen) Systeme abzuweichen.“ und „über das Was mit dem Systeme völlig einverstanden zu seyn, in Ansehung des Wie aber einige Abweichungen versucht zu haben.“ Wir werden indes unten, bei der Auseinandersetzung des Systems, sehen, daß Hasenkamp, ganz wie die Späteren, die Lehre von der Weise, wie die Versöhnung geschehen ist, nur dadurch geändert hat, daß er auch von der biblisch-kirchlichen Lehre, was die Versöhnung sey, abwich. Uebrigens polemisiert er noch zum Schlusse, im neunten Briefe, ausdrücklich gegen das „Straffsystem,“ behauptet davon, es lasse sich nicht vertheidigen, es setze die Religion der Verachtung bloß und lasse Gott mit sich selbst in Widerspruch kommen, und sucht die in der Kirche gewöhnliche Auslegung einiger Beweisstellen zu widerlegen. Später werden wir auch auf das Einzelne in dieser vorzüglich zu beachtenden Schrift zurückkommen. Ein besseres Zeugniß vom wirklichen Glauben des Verf. besitzen wir in dem, was Jung-Stilling im Theobald aus seinem Leben und von seinem Hinübergange in die Ewigkeit mit dem Rufe: Hallelujah! mittheilt. Sonst wissen wir nichts Bestimmtes von ihm; es gehört aber auch nicht zur Sache. Wichtig ist nur folgende Notiz über das Verhältniß der verschiedenen Hasenkamp, die wir vor dem ersten Bändchen der unten anzugebenden Schriften des Joh. Heinr. Hasenkamp, Predigers zu Dahle, finden. Diese zwei sind Brüder, Söhne eines Bauern zu Lengering im Tecklenburgischen. Der zuerst erwähnte Joh. Gerh. Hasenkamp war ihr Halbbruder, aber viel älter, und späterhin, da er sie von der Herde und dem Spinnrade wegnahm, theilte er ihnen nicht nur die Elementarkenntnisse mit, sondern leitete sie auch zu den pädagogischen und theologischen Wissenschaften an. Dies übte natürlich auf ihre ganze Bildung und Denkweise einen um so größeren Einfluß, da sie spät und sehr schnell studirten. Binnen sechs Jahren brachten sie es dahin, daß sie mit großem Ruhme unter die Zahl der Candidaten aufgenommen wurden. Friedrich Arnold, der durch das angeführte Werk und andere Schriften, z. B. gegen Eichhorn, sich bekannt machte, starb als ein Nachfolger seines Halbbruders in Duisburg 1795.

Nur beiläufig können wir hier des gleichzeitigen Schriftstellers Thomas Wizenmann gedenken, in dessen Hauptwerk: „Die Geschichte Jesu nach dem Matthäus“ (mit einer Vorrede von Kleuker, Leipzig bei Götschen 1789), sich nur höchst selten ein Anklang an jene Lehre vom Reiche Gottes findet (z. B. LXXVIII). Er hatte sich früher durch seine „Resultate der Jacobi'schen und Mendelssohn'schen Philosophie“ rühmlich bekannt gemacht, wurde aber von der Philosophie zu Christo bekehrt. Er war, wie er selbst schreibt, von der treuesten Mutter zum Chri-

stenthume angeleitet worden. Auch später, „unter dem Sünden-dienste, verließ ihn nie der Durst nach Gerechtigkeit und nach ewigem Leben.“ Dennoch kam er trotz seiner Bescheidenheit und Aufrichtigkeit so weit, wie wir aus den Briefen des mit ihm verbundenen J. H. Hasenkamp sehen, zu schreiben: „Die Philosophie ist mein größtes Gut; denn durch sie erkenne ich die Wahrheiten in dem Zusammenhange, in welchem sie Gott sieht“ (bei welchem Spruche Hasenkamp an 1 Mos. 3, 5. erinnert). Aber er mußte doch umkehren: „Die Philosophie,“ gesteht er, „gab mir keinen Trost, und mein Herz wandte sich zu der Geschichte der Bibel.“ Auch kann ihm sein Freund das Zeugniß geben: „Seine Freude am Worte Gottes und sein Glaube an das Evangelium ist durch seine Arbeit am Matthäus sehr gewachsen. Auch hat ihm seine Kränklichkeit großen Vortheil gebracht, hat ihn beten gelehrt und manche Zweifel überwinden helfen.“ Rührend schön sind die Auszüge aus seinen Briefen an J. H. Hasenkamp, aus den Jahren 1783—86, welche in dem ersten und zweiten Hefte der „Wahrheit zur Gottseligkeit“ mitgetheilt worden. Er starb, ehe sein Werk über den Matthäus ganz fertig war, im Frühjahr 1787, und man freut sich mit Dank gegen Gott seiner Erlösung. Sein krankes Herz hätte, um schon hier zu einer gründlichen Ruhe zu kommen, eines stärkeren Zeugnisses vom Blute Christi bedurft, als ihm sein Freund ablegen konnte, obgleich seinem philosophischen Geiste die Beschäftigung mit der heiligen Geschichte, statt mit dogmatischen Gegenständen, für den Anfang gewiß nur heilsam seyn konnte. Mit diesem Werke Wizenmann's erhielten auch die anderen gleichzeitigen und nachfolgenden Produkte der Schule bis auf die neueste Zeit herab eine neue Charakterbestimmung. Hatte die angeführte Schrift Joh. Gerh. Hasenkamp's mehr den mystischen Charakter und die anderen von Friedr. Arnold den rationirenden, beides mit mehr oder weniger Exegese von dogmatischen Beweisstellen, so tritt von nun an in allen Schriften dies letztere, das exegetische, Element übermächtig hervor, und zwar so, daß das Historische in der Schrift es vorzüglich ist, was diese Schriftauslegung beichäftigt. Die Geschichten des A. und N. Bundes werden von allen Seiten betrachtet, zergliedert, ausgemalt, wieder zusammengesetzt und unter sich verglichen, jedoch immer mit großer Befangenheit in den einmal angenommenen und stets als richtig vorausgesetzten Dogmen der Schule. Die Erbauung wird so fast nur mittelbar bewirkt durch verständige Betrachtung der biblischen Geschichten; der unendliche dogmatische Gehalt derselben an sich — die Sünde der Menschen und Gottes Gnade in ihrer Allgemeinheit und Unergründlichkeit, die Aneignung der Gnade durch die Sinen und die Verwerfung durch die Anderen, der Kampf zwischen Kirche und Welt, und das angemessene Verhalten Gottes nach seiner Gerechtigkeit und Treue — wird nicht berücksichtigt, wie er sollte. Diejenigen Theile der Schrift, die unmittelbar hievon handeln und die heiligen Glaubenslehren absichtlich auseinanderlegen, werden auffallend vernachlässigt. Die Johanneische Anschauung der Geheimnisse Gottes und die folgerechte Entwicklung derselben, wie sie Paulus gibt, lassen den Charakter dieser Denkweise unberührt. Sie ist gänzlich unter dem höchsten Standpunkte zurückgeblieben, auf den der Eingeborene in der Stufenfolge der göttlichen Offenbarung durch seinen Tod, Auferstehung, Himmelfahrt und die Sendung des Geistes die Apostel geführt, und zieht es vor, statt in ihren Aussprüchen und Briefen, in Geschichten und Gleichnissen das Höchste zu sehen, und aus diesen ausschließlich oder vorzugsweise zu lernen, da diese doch erst durch jene in ihrer Tiefe, Fülle und Bedeutung verstanden werden können. So wird, wie



in Bezug auf die thatsächliche Erlösung selbst, auch in Bezug auf die Offenbarung der Christ wieder gänzlich theils in den Alten Bund zurückgeführt, theils in den Zustand der Unmündigkeit der Jünger Jesu während seines Lebens. Ungleich einseitiger, aber da wo das Irige des Systems nicht hervortritt, am meisten noch von christlicher Wärme durchdrungen, ja gradezu erbauend sind die wenigen nachgelassenen Schriften eines einflussreichen Laien, Samuel Collenbusch, weiland practischen Arztes in Barmen (geb. 1724, † daselbst 1803): „Erklärung biblischer Wahrheiten“ (zweite Aufl. Elberfeld 1813. Zu haben bei Ehrich und bei Büschler). Anders verhält es sich mit des „Joh. Heinr. Hasenkamp, weiland Predigers in Dahle in der Grafschaft Mark, christlichen Schriften“ (aus dessen Nachlaß herausgegeben von C. H. G. Hasenkamp. Zwei Bände. 1816 u. 1819. Zu haben in der Alchendorff'schen Buchhandlung zu Münster und bei dem Herausgeber). Geboren 1750, wurde er 1776 Rector zu Emmerich und 1778 mit großer Aufopferung Pastor zu Dahle, wo er 1814 starb. (Vgl. oben). In seinen Schriften, die wir hier sogleich ausführlicher charakterisiren wollen, da sie bei der Darstellung des Systems nicht zu Rathe gezogen werden können, ist die Aeußerlichkeit oft sehr stark. Unter den Homilien, die den zweiten Band bilden und deren manche viel Gutes enthalten, sind einige, in denen Christi gar nicht gedacht wird. Ein eigentliches Evangelium von der Erlösung ist keine derselben. Die Einwirkung des Nationalismus, gegen den der Verf. aber auch wie Collenbusch und die Anderen bei Gelegenheit polemisiert, ist dennoch nicht zu verkennen. So findet sich aus Anlaß von Matth. 16, 17. die Bemerkung, man dürfe nicht wägen, der himmlischen Vater habe in Petrus diese Ueberzeugung unmittelbar gewirkt; und hiefür wird Joh. 6, 44—46. citirt, da doch B. 44 und 45. grade das Gegentheil dargeth. Hiemit stimmt denn überein, was Hasenkamp selbst in einem seiner Briefe erzählt, die den ersten Theil der Schriften ausmachen: Zollikofer, den er in Leipzig zweimal predigen hören, habe nach seinem Dünken alle Redner übertroffen, welche er in Holland und Deutschland gehört habe; auf seinem ersten länglichten Angesichte habe sichtlich der Abdruck von dem unsichtbaren Eindruck gelegen, den das Andenken an Gott auf ihn gemacht habe; in seinem Gebete sey ein starker Ausdruck von seiner Ehrfurcht vor Gott gewesen, und nie habe ihn bisher ein Prediger in einer so gleichen, ununterbrochenen Aufmerksamkeit erhalten. Eben so, was er von Basedow sagt: „Dieser wunderliche Philosoph hatte für mich viel Anziehendes, und nahm mich sehr für sich ein.“ Seinen überhaupt mehr Alt- als Neutestamentlichen Standpunkt bezeichnet er z. B. selbst, wenn er schreibt: „In der Lebensart, auf Gott hoffen, die im Alten Testament so häufig vorkommt, habe ich seit einiger Zeit das Alles gefunden, was den Menschen mutig und groß macht.“ So ist auch die Betrachtungsweise der Welt und der äußeren Dinge durchaus nicht rein und evangelisch genug, und läßt noch Vieles zu wünschen übrig. Gleichermaßen das Verhältniß zu anderen Kindern Gottes, die er oft ganz mit weltlichen, schmeichelnden Ausdrücken anredet: „Verehrungswürthe!“ „Würdige Mutter!“ „Goldfelle Freundin! Wie im Wiedersehen der Freundlichkeit und Leutseligkeit Gottes, — mit einem so liebevollen, offenen, frohen und freien Herzen haben Sie mir geschrieben, als vorhin nie.“ „Ihr christlicher Sinn, Ihr Ernst im Leben, Ihre Standhaftigkeit im Glauben, Ihr Ausdauern in der Hoffnung, Ihre Liebe zu unserem hochgütigen Gott und Vater“ u. „Verehrte Gönnerin! Gott laß Ihnen sein Angesicht leuchten, und gebe, daß ich Sie, wenn nicht mehr hier, doch im Laufe der Ewigkeiten öfters wiedersehen, mich Ihres heitern, holden Angesichts

freuen, und Sie bisweilen mit einer Freude überraschen könne!“ „Mein Freund, Sie gehören zu denen, die meine Seele liebt mit Wohlgefallen; deren Bekanntschaft und Freundschaft Wachsthum meiner Freude ist; die des Menschen Größe nicht nach Titel und Reichthum messen, deren Ziel Christusthüm, Gottähnlichkeit und jenes unvergängliche Erbe ist. Solche große Gedanken habe ich von Ihnen, mein Freund, und deshalb freue ich mich Ihrer Freundschaft!“ „Gott segne Sie und Ihre Braut! Mich verlangt die, nach Ihrer Beschreibung, Sie innig liebende, unschuldige, holde \*\*\* zu sehen!“ — Wir führen dies an, nicht in der Meinung, als ob sich nicht auch bei anderen Christen Aehnliches vorfinde, sondern in der Ueberzeugung, daß es sich nirgends vorfinden sollte. (Man vgl. nur Matth. 19, 17.) Indes ist es allerdings da, wo schon in der Lehre das Armesünderthum und die Blutgerechtigkeit des Christen aufgehoben wird, nicht so leicht, im Leben alle Verhältnisse dadurch zu reinigen und zu heiligen, daß man sie als besetzt und verwerflich vor Gott anerkennt und bekennt, und Kraft der gnadenreichen Vergebung in Christo christlich zu machen sich bemüht. Auch ist diese weltliche Ausdrucksweise den Produkten dieser Schule in hohem Grade eigen. Joseph heißt im Titel einer Predigt „der edele Jüngling.“ Die „Eichigkeit und Bortrefflichkeit“ der Jünger Jesu (und das bei seinen Lebzeiten) wird in der zunächst anzuzeigenden Schrift ausführlich und wiederholt gerühmt. „Die Erhabenheit der Gesinnung,“ „die besseren und weiseren Menschen aller Zeit,“ „das Interessanteste und Höchste der Israelitischen Religion“ und was dgl. mehr, sind eben so zweideutige, und dem durch die Bibel wiedergeborenen und geläuterten Sinne anstößige Ausdrücke, als sie in den Schriften des einflussreichen und wirklich viel gesegneten Hauptbeförderers dieses Systems häufig zu finden sind.

Am Vollständigsten und zusammenhängendsten, als anderswo, finden wir nämlich die zu behandelnde Lehre von der Gnadenanfaß Gottes, mit ihren Irthümern und ihren der Evang. Kirchenlehre entnommenen Wahrheiten in den Schriften Gottfried Menken's. In Duisburg machte er seine Studien und schrieb schon im Sinne des Systems. Auch dem Doctor Collenbusch gesteht er viel zu verdanken. Als Prediger zu St. Paulus in Bremen gab er seinen „Versuch einer Anleitung zum eigenen Unterricht in den Wahrheiten der heiligen Schrift“ (Frankfurt a. M. bei Herrmann, 1805) heraus, von dem 1825, Bremen bei Kaiser, die zweite vermehrte Auflage erschien; als Prediger in Oberneuland bei Bremen 1808 den ersten Theil seiner „Betrachtungen über das Evangelium Matthäi,“ den er 1822 als Pastor Primarius an der Kirche St. Martini in Bremen unverändert neu herausgab und mit einem zweiten Theil begleitete (Bremen und Leipzig bei Kaiser). Diese beiden Werke werden wir in der Darstellung seines Lehrbegriffs vorzugsweise zu benützen haben; weniger seine verschiedenen homiletischen und practischen Schriften, von denen sein neuestes Werk: „Blicke in das Leben des Apostels Petrus,“ nicht nur bereits in der Ev. R. Z., und zwar höchst lobend angegeigt wurde, sondern wirklich auch Zeugnis von der Förderung des Werkes Gottes in dem Verf. ist, das uns eben so sehr zum Danke gegen den treuen Gott und Heiland antreibt, als zur Bitte, er möge seinen alten Diener sein aufgedecktes Antlitz voll Gnade und Wahrheit sehen und ihn in dem Frieden hinfahren lassen, der die völlige Erkenntnis Christi, des Lammes Gottes, begleitet. — An ihn schließt sich der Herausgeber der Schriften von Joh. Heinr. Hasenkamp, C. H. G. Hasenkamp, damals Pfarrer zu Lotte und dann zu Vienen im Tecklenburgischen, becht zu Begeßack im Gebiet Bremen's. Er ist Verf. eines zu beachtenden Catechismus des Evangeliums (in Commission bei



Kaiser in Bremen, 1824) und Herausgeber der angeführten Zeitschrift: Die Wahrheit zur Gottseligkeit, (Bremen bei Hense 1827, 8, 9), deren letztes Heft (das dritte) seine vorzüglich zu beachtende zweite Vorlesung über die Opfer enthält. Denn dieselbe stellt uns auch in Ton und Ausdruck seine Lehre in ihrer wahren Gestalt und ganzen Verwerflichkeit dar, und ist insofern für die Sache der Wahrheit selbst nur ein Gewinn, während sie allerdings in Bezug auf den Verf., der darin das Evangelium vom Kreuze Christi als Teufelslehre und satanische Eingebung lästert, eine Handschrift ist, die vor Gottes Thron so lange wider ihn zeuget, als er nicht deswegen bis in den Staub gedemüthigt wird und danken lernt, daß das geschmähete Blut Jesu Christi auch sie vertilgete und um des gekreuzigten Menschensohnes willen die Lasterung wider ihn vergeben wird. (Fortf. folgt später.)

## Nachrichten.

(England.) Vor einigen Monaten verbreitete sich das in allen Zeitungen mitgetheilte Gerücht, die hohe Geistlichkeit und das gegenwärtige Ministerium beabsichtige eine Revision vieler Einrichtungen in der herrschenden Kirche und eine Abstellung derselben nach dem Bericht einer dazu niedergesetzten königl. Commission. In dieser Zeit wurde von einem Gliede der Englischen Kirche folgende Zusammenstellung der angelischen oder wirtlichen Mißbräuche in Fragen an die beiden Erzbischöfe und Bischöfe der Kirche von England, so wie an Lord Wellington und Herrn Peel geschickt: „Ist es nicht jedem aufrichtigen Mann klar, daß die Englische Kirche sich gegenwärtig in einem sehr verderbten Zustande befindet? Werden nicht die Pfanden (livings), wie gewöhnliche Waaren, gekauft und verkauft? Gibt es nicht Kirchspiele in verschiedenen Gegenden des Königreichs, die gar keine Kirchen haben, wo aber die Zehnten mit eben der Strenge, als an anderen Orten, eingefordert werden? Kann nicht das höchste Kirchenpatronat in die Hände eines Ungläubigen, eines Gotteslästerers, eines Atheisten kommen? Findet nicht zwischen Kirche und Staat eine beständige Collision statt, so daß über einen und denselben Gegenstand die Kirchengesetze dies und die Landesgesetze jenes verordnen? Ist die Kirchenzucht nicht durch eine Reihe von Parlamentsacten vernichtet worden, und sind nicht die einfachen Befehle Christi und der Apostel, wenn sie den Ansichten weltlichgefinnter Politiker entgegenstanden, oft bei Seite geschoben worden durch gesetliche Bestimmungen? Ist die Englische Kirche jetzt in einer Verfallung, daß sie die Vorschriften des Paulus: „Thut von euch hinaus den, der da böse ist,“ befolgen kann? Wenn der Kirchenbann gegen eines ihrer Glieder ausgesprochen würde, könnten die dazu Verurtheilten nicht sogleich im Gerichtshofe der Königs-Bench Hülfse finden? Wenn ein Geistlicher in allen Fällen nach den Kirchengesetzen handeln wollte, würde ihm nicht von Civilgerichten der Prozeß gemacht werden? Hat nicht die Vermischung unserer kirchlichen und politischen Einrichtungen allmählig dahin geführt, die höchste Auctorität Christi in seiner Kirche zu verwerfen? Muß nicht ein Geistlicher bei dem Begräbniß der Gottloosen und Unsitthlichen seiner Parodie, wenn sie auch ohne Buße gestorben sind, sagen: „Sintemal es Gott nach seiner großen Barmherzigkeit gefallen hat, die Seele unsers verschiednen Bruders zu sich zu nehmen,“ und: „Wir danken dir herzlich, daß es dir gefallen hat, diesen unsren Bruder aus dem Elend dieser sündigen Welt zu erlösen?“ Ist nicht der Gebrauch der Patnen bei der Taufe ein Ueberrest des Papiethums, ohne einen Schatten von Grund in der heiligen Schrift? Versprechen nicht die Patnen in den meisten Fällen „dem Teufel und seinen Werken zu entsagen, so wie dem eiteln Ehrgeiz und der Herrlichkeit dieser Welt, so wie allen fleischlichen Lüsten und Begierden,“ ohne daß sie im Mindesten daran denken, ihre Versprechungen zu halten? Erklären sie nicht, indem sie Gottes spotten, daß sie „gehorsam gegen seinen Willen und seine Gebote sich beweisen wollen, und in ihnen wandeln wollen alle Tage ihres Lebens?“ Ist nicht die Lehre von der Wiedergeburt durch die Taufe eine Kege-

rei des Römischen Antichristi? Lehrt man nicht Tausenden von Kindern, an denen sich nicht das geringste Kennzeichen einer neuen Geburt aus dem Geiste wahrnehmen läßt, wöchentlich eine wissenschaftliche Unwahrheit aussprechen, wenn sie nach ihrem Catechismus erklären, daß sie „durch ihre Taufe zu Gliedern Christi, Kindern Gottes und Erben des Himmelreichs gemacht worden seyen?“ Werden nicht Hunderte von jungen Leuten zur Confirmation gebracht, bloß damit sie die leere Ceremonie wiederholen, welche ihre Patnen bei der Taufe verrichteten, und ein Gelübde auszusprechen, an dessen Erfüllung sie nicht denken? Ist nicht der Wandel der größeren Mehrzahl dieser jungen Leute der grellste Widerspruch gegen das, was der Bischof bei der Feierlichkeit ausspricht: „„Allmächtiger, ewiger Gott, da es dir gefallen hat, diese deine Diener aus Wasser und Geist von Neuem geboren werden zu lassen, und du ihnen die Vergebung aller ihrer Sünden geschenkt hast?““ ic. — Haben nicht viele Geistliche eine Neigung, die wahre Beschaffenheit und Tendenz dieser Mißbräuche zu verdecken, und ihre eigenen Bedenlichkeiten darüber durch ungenügende Gründe zu überwinden? Bedient man sich nicht oft unehrlicher Zweideutigkeiten bei dem klaren Sinne einfacher Worte? Setzt man nicht oft das Gesetz der Zeitumstände an die Stelle des göttlichen Wortes? Bedient man sich nicht oft logischer Spitzfindigkeiten, die Wahrheit in dieser Hinsicht zu verdunkeln? Kann man nicht den Mangel an Erfolg in der Ausführung der Geistlichen oft zurückführen auf den festen Entschluß derselben, ihre Augen sich zu verbinden gegen den Anblick der Mißbräuche in der Kirche, und ihr Gewissen zu beruhigen durch „„Friede, Friede!““ rufen, und ist doch kein Friede? Ist es nicht klar aus dem Neuen Testament, daß Alles, was mit zweifelndem Gewissen gethan wird, was nicht aus dem Glauben geht, ein Gräuelf vor Gott ist? (Röm. 14, 23.) Verträgt es sich mit dem Amt eines Protestantischen Geistlichen, das auszusprechen, was er vorchriftsmäßig bei den Krankenbesuchen sagen soll: „„Vermöge der mir anvertrauten Gewalt vergebe ich dir alle Sünden?““ In nicht etwas von „„heidnischem Plappern?““ in den vielen Wiederholungen des Vaterunsers in der Liturgie und den anderen kirchlichen Handlungen? Ist nicht der Gottesdienst zum Gedächtniß „„des heiligen Märtyrers, König Karl I.““ und der Wiedereinführung der königl. Familie eine feierliche Farce? Und enthält die Liturgie dabei nicht einige lästerliche Verdrehungen der heil. Schrift? Ist es nicht hohe Zeit, die Lesabschnitte aus den Apokryphen aus dem Kalender zu entfernen? — Sollten nicht die Universitätsstatuten durchgegeben und geändert, und die abgeschmackten Eide, die Niemand je zu halten denkt, für immer abgeschafft werden? Werden nicht die anstößigsten Unsitthlichkeiten in diesen Pflanzschulen der Kirche, Oxford und Cambridge, verübt? Und machen sich nicht die Tutors und Vorseher der Colleges der Heuchelei vor Gott und Menschen schuldig, indem sie ohne Unterschied den Candidaten für die Ordination Zeugnisse erteilen? — Bringt nicht die Sitte der Versetzung der Bischöfe der Kirche den größten Schaden? Dient sie nicht dazu, Habsucht, Ehrgeiz und Stolz in denen zu nähren, welche Muster von Demuth, Liebe und himmlischer Gesinnung seyn sollten, denen das Geizen nach eitlem Ehre und nach schönem Gewinn ausdrücklich untersagt ist? Könnten die Wirkungen dieser schädlichen Sitte nicht durch eine gleichmäßigere Vertheilung der bischöflichen Einkünfte verhindert werden? — Sind nicht die Ämter der Dekanen und Capitularen bei unsren Cathedralen die unnützigsten Sinecuren? Könnten sie nicht ohne den geringsten Schaden für die Geistlichkeit und Kirchenverfassung abgeschafft werden? Sollte nicht der Gebrauch der Pluralität (von Kirchenämtern) und der Non-residence (Weitzen der Einkünfte ohne persönliche Anwesenheit), wenige erlaubte Fälle abgerechnet, für immer abgeschafft werden? Ist es nicht ein großes Scandal für Religion und Kirche, daß ein Curate eine elende Kleinigkeit dafür bekommt, daß er Alles thut, und ein Vicar oder Vicar oft ungeheure Einkünfte bezieht, dafür, daß er nichts thut? Muß man nicht die jetzige beispiellose Vermehrung der Secirerei, des Unglaubens und der Zügellosigkeit mit Nicht den Ursachen zuschreiben, die hier zusammengefloßen sind? Was anders könnte denn wohl die Englische Kirche vom Untergange retten, als eine gänzliche Abschaffung der bestehenden Mißbräuche, und eine allgemeine Reformation unter den Bischöfen und der Geistlichkeit?“



# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1830.

Mittwoch den 21. April.

N<sup>o</sup> 32.

## Ueber das neue Berliner Gesangbuch.

### Zweites Schreiben an \*\*\*

Nun, verehrtester Freund, ich habe Ihnen Zeit gelassen, sich zu bestimmen, ob Sie in Zukunft das Paul Gerhard'sche oder das neue Berliner Lied mit ähnlichen Anfangsworten singen wollen, und welches von beiden Sie wünschen können, von christlichen Gemeinden gesungen zu hören.

Lassen Sie mich annehmen, daß Sie sich für das alte mit den vorgeschlagenen kleinen Veränderungen oder ohne dieselben, entschieden haben. In dieser Voraussetzung könnte Ihnen doch noch ein Skrupel übrig bleiben, ob nicht vielleicht in diesem Falle die Neuerung durch eine ziemlich Allgemeinheit und Gewöhnung vieler Gemeinden ein gewisses Bürgerrecht gewonnen habe. Ich habe zwar erklärt, daß die Rechte der alten Lieder gegen dergleichen Umdichtungen oder Versprosaierungen mir unverjährbar erscheinen: allein eine solche Allgemeinheit, ein solches Einwachsen des Neuen in unser kirchliches Leben, würde doch eine thatsächliche Widerlegung der sehr scharf ausgesprochenen Behauptung des ersten Schreibens sehn: daß nämlich jene Neuerungen keineswegs Wurzel im Volke gefaßt haben, und daß schon die Mannichfaltigkeit der verschiedenen Versuche, welche man seit funfzig Jahren gemacht, um mit den alten Liedern fertig zu werden, hinlänglich beweise, die Liederverbesserer selbst haben wenig von solchen Versuchen gehalten, ihren eigenen natürlich ausgenommen.

Diese Betrachtung fiel mir kurz nach Abgang jenes Schreibens recht schwer auf's Herz, und ich habe mich daher in der Zwischenzeit in einer Sammlung alter Gesangbücher, die sich in meiner Nähe befindet, danach umgesehen, wie es denn diesem Liede seit dem vorigen Jahrhundert ergangen: ob wirklich die Vieh-, Schuh-, Rock-, Küchlein-, Satan-Scheu, aus der wir die meisten jener Veränderungen haben fließen sehen, von Anfang an gleichmäßig geherrscht, und die Liebe für die untergeschobenen prosaischen Wendungen, unanschaulichen Worte und lahmen Füße eben so stark gewesen als das Mißfallen an den poetischen und biblischen Bildern und dem kräftigen Versbau der alten Sprache, oder ob sich vielmehr jene allgemeine Ansicht auch in diesem Falle bestätigt.

Untersuchungen dieser Art unternimmt Jeder, der nicht eine der fünf bis sechs vollständigen Sammlungen von Gesangbüchern, die es geben mag, zu seiner Verfügung hat, immer mit der Ueberzeugung, daß er sie bei dem Mangel aller Vorarbeiten nicht halb so gründlich und vollständig wird führen können, als es nach einigen Jahrtausenden wahrscheinlich von einem Tungussischen oder Iroquischen Philologen wird geschehen können, wenn der größere Theil unserer Lieder untergegangen, der gerettete Rest aber als Kleinodien gesammelt sehn wird. Ich erkläre aber noch ausdrücklich im Voraus, daß ich auf eine solche Vollständigkeit hier gar keinen Anspruch mache; auch gedachte ich das Ergebnis dieser kleinen Untersuchung für mich zu behalten, außer wenn es sich zeigen sollte, daß ich für den vorliegenden Fall jene Aeußerung zurücknehmen oder mildern müsse. Dies habe ich nun zwar keinesweges gefunden, vielmehr ist, so viel ich habe erfahren können, die Berliner Arbeit durchaus originell, nicht bloß für Berlin, wo Vorst das alte Lied unverändert, und das Gesangbuch von 1779 es gar nicht enthält, sondern überhaupt in Deutschland: allein bei näherer Untersuchung habe ich mich doch entschlossen, Ihnen, ehe ich diesen Gegenstand verlasse, etwas von meinem Funde mitzutheilen; und zwar aus folgenden Gründen. Erstlich muß man billigermaßen anerkennen, daß es einige frühere Liederverbesserer doch noch viel ärger gemacht haben, als die Berliner; zweitens aber, scheint mir das Ergebnis von der Geschichte der Behandlung dieses einzelnen keinesweges unbillig ausgesuchten Liedes so recht anschaulich zu beweisen, wie eitel die Hoffnung sey, daß man auf dem Wege solcher Willkühr jemals zu einer Festsetzung des Textes unserer alten Lieder gelangen und etwas gründen werde, was im Volke und der Kirche Wurzel fasse. Ich dachte, ein solches Ergebnis wäre wohl der ersten Betrachtung Aller werth, die ein practisches Auge haben; für sie bedürfte es weiter keines Beweises, daß die Berliner Herausgeber sich auf einen ganz unhaltbaren Boden gestellt haben, und daß ihre Arbeit untergehen muß; aber stutzig machen wird die Menge und Mannichfaltigkeit jener Versuche doch wohl Jeden, denn abichtlich ein lebendiges Wurzelschlagen gemeinsamer frommer Lieder vorzetteilen will doch Niemand?

Die Bearbeiter dieses Liedes zerfallen in zwei Classen: die Verbesserer, welche einzelne Stellen desselben verändert, und die



Umdichter oder Vorarbeiter, welche daraus ein ganz neues Lied gemacht haben. Die Ersten haben das Werk begonnen, und diese es, immer Einer auf Kosten des Anderen, und meist mit steigender Kühnheit oder Frechheit, fortgesetzt.

Die älteste Veränderung, die jene Bücher mir nachgewiesen, findet sich in dem Hannöverschen Kirchengesangbuche, welches von einem Hohen Consistorio im Jahre 1745 herausgegeben wurde. Der Aenderungen sind wenig und es ist neben dem Bestreben einem prosaischen und hausbäckenen Sinne zu genügen, eine allgemeine Zaghaftigkeit oder Ehsfurcht vor dem Paul Gerhard'schen Gesänge unverkennbar.

Sie wurde im Jahre 1766 mit Veränderung des Anfangs:

Nun ruht was lebt in Wäldern  
In Häusern und auf Feldern

und einer kleinen Veränderung in der siebenten Strophe in das Anhalt-Deffausche Gesangbuch aufgenommen.

Einen kühneren Versuch wagte im folgenden Jahre das Bremische Gesangbuch, welches mit den Worten beginnt:

Schon ruhet auf den Feldern  
In Städten und in Wäldern  
Ein Theil der müden Welt. —

Dieser Text ging 1772 in das Casselsche und 1774 in das Bernburgische Gesangbuch über.

Die Herausgeber des Frankfurter Gesangbuches von 1793 konnten sich aber auch hiemit natürlich nicht mehr zufrieden geben, sondern begannen ein neues Lied mit den prächtigen Worten:

Nun ruht das Heer der Wälder  
Der Wasser, Lüste, Felder,  
Es schläft nun die Welt —

wie sie denn auch im Verfolg einigen Klopstock'schen Schwung einzuschwärzen suchten; doch immer bestehen die Veränderungen meist nur in einzelnen Worten, und der Gedankengang bleibt im Ganzen derselbe.

Noch weiter geht allerdings die Veränderung, welche sich im Gesangbuch der Brüdergemeinde von 1804 findet, die aber vielleicht früheren Ursprungs ist. Sie hebt an:

Nun ruht und schläft in Friede  
Von Tagsgeschäften müde  
Ein großer Theil der Welt —

Der Gedanke der zweiten Strophe ist fast mit ganz neuen Worten ausgedrückt:

Ist gleich der Tag vergangen,  
Indem der Sonne Prangen  
Dem Aug' entwichen ist;  
Scheint doch voll Trost und Wonne  
Mir eine andere Sonne  
In meinem Herzen, Jesus Christ.

Statt der dritten Strophe sind drei Verse aus einem fremden Liede eingeschoben und die fünfte fehlt ohne Ersatz; die übrigen Strophen sind aber doch nur gelinde verändert, gleichsam als

hätte es dem guten Bruder leid gethan, wie er weiter in's trauliche alte Lied hineingerathen, sich mehr daran zu vergreifen.

Zwischen diesen Verbesserungen und der alten Hannöverschen liegt die Zittmann'sche im Wittenberger Gesangbuche von 1797 in der Mitte. Schuhe, Rock und Kuchlein haben allerdings dem Herausgeber unverträglich mit dem besseren neuen Geschmacke geschienen und einige poetische Wendungen sind vorsichtig ausgemerzt, aber wie überhaupt, so ist auch in diesem Gesänge jener achtungswerthe Gelehrte unter den anderen gleichzeitigen Verbesserern ein Muster der Unhaltbarkeit.

Schon im Jahre 1770 nämlich hatten sich zwei Viederdichter erkühnt, Paul Gerhard's Gesang so ganz zu verarbeiten, daß nur ein getrübler Glanz davon hie und da durchblickte.

Die erste dieser Bearbeitungen steht im Altenburger Gesangbuch, und beginnt:

Nun ruht schon in den Wäldern:

Die zweite noch kühnere ist von dem unsterblichen Dichter Lappenberg, und beginnt:

Nun ruht das Heer der Wälder:

anklingend an die erste Strophe jener gelinden Frankfurter Veränderung, die vielleicht auch die ältere ist.

Im Jahre 1778 fühlte sich der Herausgeber des Bremischen Gesangbuchs veranlaßt eine dritte Bearbeitung aufzunehmen, die anhebt:

Schon ruhet auf den Feldern

und die Ehre erhalten hat in dem von dem Directorium des Hallischen Waisenhauses 1817 herausgegebenen Gesangbuche ihren Vorgängern und dem alten Liede selbst vorgezogen zu werden. Da dieses in ihr schon vollends untergegangen ist, so kann die naive Ueberschrift, welche sie in dem letztgenannten Gesangbuche trägt:

„Ist das alte Lied: Nun ruhen alle Wälder“ als dessen Grabschrift angesehen werden.

Noch immer schien jedoch der poetische Goldgrund des alten Gesanges durch die matten Tinten der Uebermalung hindurch, und die Wälder, Flügel und ähnliche Alterthümlichkeiten klangen so seltsam zwischen ihren prosaischen Umgebungen, daß sich endlich der Herausgeber des Köthenschen Gesangbuchs von 1793 auch dieser schmerzlichen Ueberreste erbarmte.

Dieser Köthenschen Muse gebührt also mit vollem Rechte die Palme der gänzlichen Zerstörung „rein ab, rein ab bis auf den Grund.“ Dieses deutet schon der Anfang an, welcher also lautet:

Befreit von Sorg und Kummer  
Ruht nun in süßem Schlummer —

Es thut mir leid, theurer Freund, Ihre Geduld noch weiter hiemit zu ermüden, allein die Thatsache scheint mir zu wichtig, daß die negative Perfectibilität der Viederwerker unendlich, und ihre Kunst so unerschöpflich wie ihr Eifer ist, als daß ich Ihnen nicht, da wir doch einmal so weit gekommen, diese Bearbeitungen sollte vor Augen legen.

#### I. Altenburgischer Bearbeiter.

1. Nun ruht schon in den Wäldern,  
In Städten, auf den Feldern  
Ein Theil der müden Welt.  
Ihr aber, meine Sinnen!  
Sollt noch vorher beginnen,  
Was eurem Schöpfer wohl gefällt.

#### II. Eisenberger Bearbeiter (Lappenberg).

1. Nun ruht das Heer der Wälder,  
Der Wasser, Lüste, Felder;  
Es schläft die müde Welt.  
Ihr aber meine Sinnen!  
Auf, auf! ihr sollt beginnen,  
Was eurem Schöpfer wohlgefällt.

#### III. Bremisch-Hallischer Bearbeiter.

1. Schon ruhet auf den Feldern,  
In Städten und in Wäldern,  
Ein Theil der müden Welt.  
Du! meine Seele! schwinde  
Dich noch empor und singe  
Dem, der dich schützt und erhält.

#### IV. Köthenscher Bearbeiter.

1. Befreit von Sorg' und Kummer  
Ruht nun in süßem Schlummer  
Ein Theil der müden Welt.  
Du aber, mein Gemüthe,  
Erbe Gottes Güte,  
Wie's deinem Schöpfer wohlgefällt.



## I.

## Altenburgischer Bearbeiter.

2. Der Sonne Licht und Glänzen,  
Entweicht von unsern Gränzen,  
Und Dunkelheit tritt ein;  
Geh' immer unter, Sonne!  
Gewährt zu meiner Wonne  
Nur Jesus stets mir seinen Schein.

3. Der Tag ist nun vergangen,  
Die güldnen Sterne prangen  
Am blauen Himmelsaal.  
So, so werd auch ich stehen,  
Wenn du mich heißest gehen,  
Mein Gott! aus diesem Jammerthal.

4. Was jezt der Leib noch trägt,  
Wird nunmehr abgelegt,  
Des Falles Bild, das Kleid.  
Ach möchte Gott dagegen  
Nur das Beste mir anlegen:  
Das Kleid der Ehr' und Herrlichkeit.

5. Das Haupt, die Füß' und Hände  
Sind froh, daß nun zum Ende  
Die Arbeit kommen sey.  
Wohl mir, denn ich selbst werde  
Auch einst vom Joch der Erde  
Und von der Sünden Arbeit frei.

6. Nun geht, ihr matten Glieder!  
Geht hin und legt euch nieder!  
Genießt des Bettes Ruh!  
Doch wißt, es kommen Zeiten,  
Die euch kein Bett bereiten.  
Da deckt euch kalte Erde zu.

7. Mein Auge steht verdrossen.  
Wer wacht, wenn es geschlossen?  
Wer sorgt für Leib und Seel?  
Nimm sie zu deinen Gnaben!  
Sei gut für allem Schaden,  
Du Aug' und Wächter Israel.

8. Du, Herr, bist meine Freude:  
Schleuß mich vor allem Leide  
In deine Flügel ein!  
Will Satan mich verschlingen?  
Laß es ihm nicht gelingen!  
Laß dein Kind dir empfohlen seyn.

9. Auch euch, ihr meine Lieben!

Weg schlafend nichts betrüben:  
Nicht Unfall, nicht Gefahr,  
Gott laß euch ruhig schlafen,  
Und geb euch, seinen Schaafen,  
Den Schutz von seiner Engel-Schaar.

Nur über die erste Strophe lassen Sie mich einige Worte  
hinzusetzen. Der ängstliche Hannöversche Superintendent von 1745  
hat sich darin nur vor dem gewagten Ausdruck erschrocken:

Es schläft die ganze Welt. —

und um die Ehre seiner Landeskirche gegen die Spötter zu sichern,  
geändert.

Es schläfet diese Welt.

Der Herausgeber des neuen Wittenberger Gesangbuchs hat

## II.

Eisenberger Bearbeiter  
(Lappenberg).

2. Des Himmels Glanz erleuchtet,  
Das Licht der Welt entweicht  
Hinab zur tiefen Ruh.  
Weich immerhin, du Sonne!  
Mir strahlt lebend'gre Wonne  
Aus deinem Wort, o Jesu! zu.

3. In ungemessner Ferne  
Durchglänzt das Gold der Sterne  
Den blauen Himmelsaal.  
Euch, Himmel! werd ich sehen,  
Wenn mich wird heißen gehen,  
Mein Gott, aus diesem finstren Thal.

4. Wie ich mich ißt entkleide,  
So leg ich, wenn ich scheide,  
Auch diesen Leib von mir.  
O Trost! mich überdeckt,  
Wenn Jesus mich erwecket,  
Unsterblichkeit und Himmelszier.

5. Das Haupt, die Füß' und Hände  
Sind froh, daß nun zum Ende  
Die Arbeit kommen sei:  
Wohl mir daß ich ganz werde  
O Eitelkeit, o Erde!  
Von deinem Sündendienste frei.

6. Nun geht ihr matten Glieder!  
Geht hin und legt euch nieder,  
Damit ihr frisch erseht.  
Welch Glück! gewiß ich werde  
Ins kühle Grab der Erde  
Auf größre Hoffnung ausgeßt.

7. Die Augen stehn verdrossen:  
Wer wacht, wenn sie geschlossen?  
Wer sorgt für Leib und Seel?  
Ich schlaf' in sicrem Frieden:  
Denn du wachst ohn' Ermüden,  
Du Aug' und Wächter Israel!

8. Wie sich ein Adler hebet,  
Und üben Jungen schwebet,  
So deckest du dein Kind.  
Nun bleib ich wohl gedeckt,  
Kein Feind ist, der mich schreckt,  
Ich weiß, bei wem ich Zuflucht find.

9. Euch Ältern (Kinder) Freunde,  
Lieben!

Erschüttrt kein Betrüben,  
Nicht Unfall, nicht Gefahr.  
Gott laß euch ruhig schlafen,  
Euch schützen Himmelswaffen  
Der unsichtbaren Wächterschaar.

## III.

Bremisch-Hallischer Bear-  
beiter.

2. Der Sonne Licht und Glänzen  
Vermissen unsre Gränzen,  
Uns deckt die finstre Nacht.  
Fahr hin, du irdsche Sonne!  
Da Jesus, meine Wonne,  
Mein Herz nur hell und heiter macht.

3. Durch jene blaue Ferne,  
Weit übern Kreis der Sterne  
Erhob er glorreich sich.  
Ich will gen Himmel schauen,  
Und denken voll Vertrauen:  
Dort sorgt mein Heiland noch für  
mich.

4. Fehlt.

5. In Stunden süßen Schlummers  
Vergißt seines Kummers  
Der müde Sterbliche.  
Herz! freu dich, du sollst werden  
Frei von der Last der Erden,  
Vom Sündenjoch und jedem Weh.

6. Bald legt ihr matten Glieder!  
Euch auf das Bette nieder,  
Das euch die Ruh gewährt.  
Es kommen Stund und Zeiten,  
Da man euch wird bereiten  
Die Ruhesätte in der Erd.

7. Die Augen stehn verdrossen.  
Wer wacht, wenn sie geschlossen?  
Wer sorgt für Leib und Seel?  
Dei sie mit deinen Gnaden,  
Sei gut vor allem Schaden,  
Du Wächter über Israel.

8. Dein Flügel, Herr, bedecke  
Mich Schlafenden; es wecke  
Kein Unfall mich noch Pein!  
O Jesu, meine Freude!  
Laß du vor allem Leide  
Mein stilles Lager sicher sein.

9. Auch euch, ihr meine Lieben,

Erschüttrt kein Betrüben,  
Kein Unfall, noch Gefahr.  
Schlafst ruhig bis zum Morgen,  
Der Herr wird für euch sorgen,  
Der immer unser Helfer war.

## IV.

## Röthenscher Bearbeiter.

2. Hinweg von unsern Gränzen  
Ist nun der Sonne Glänzen,  
Uns deckt die finstre Nacht.  
Es sei! wenn meine Wonne  
Mein Jesus, gleich der Sonne,  
Mein Herz nur hell und heiter macht.

3. Wie jezt in weiter Ferne  
Ein glänzender Heer der Sterne  
Den Himmel prächtig macht;  
So ist nach meinem Sterben  
Auch mir, als Gottes Erben,  
Der Glanz des Himmels zugeacht.

4. Wie ich mich jezt entkleide;  
So werd ich, wenn ich scheide,  
Dies Kleid der Sterblichkeit  
Ausziehen, doch dagegen  
Wird Christus mir anlegen  
Das Kleid der Ehr' und Herrlichkeit.

5. Die Arbeit ist zu Ende,  
Es feiern Haupt und Hände;  
Preis, Herr, sei deiner Treu!  
So werd ich von Bescheiden,  
Vom Elend dieser Erden  
Am Abend meines Lebens frei.

6. Nun geht ihr müden Glieder!  
Legt euch zur Ruhe nieder,  
Bis ihr vom Schlaf erwacht.  
Einst ruht von Müß und Plage  
Zum Auferstehungstage,  
Ihr auch ins Grabes stiller Nacht.

7. Der Nachtruh zu genießen  
Will sich das Auge schließen,  
Mein Hüter, wache du.  
Mit deinem Schutz umgeben,  
Werd ich auch schlafend leben,  
Kein Unfall stört dann meine Ruh.

8. Doch, was ist Ruh der Müden,  
Wenn nicht in deinem Frieden  
Ihr Herz, o Jesu, ruht?  
Laß denn auch mich Erlösen,  
Herr, deinen Frieden trösten,  
Der ist des Lebens bestes Gut.

9. Sei auch der Schutz der Mei-  
nen,

Auch sie laß sein die Deinen,  
Und an dir haben Theil.  
O du, der Welt Gebieter,  
Sei aller Menschen Hüter,  
Ihr höchstes Gut, ihr ewiges Heil!

die Dürreheit des demonstrativen Pronomens durch die Senti-  
mentalität eines rührenden Epithetons zu ersetzen gestrebt und  
verbessert:

Es schläft die müde Welt.

Die Allgemeinheit dieses Ausdrucks mißfiel aber wieder Man-  
chem als eine unerlaubte poetische Kühnheit, und der ungenannte  
Bearbeiter der zu Altenburg im Jahre 1770 erschienenen Samm-  
lung geistlicher Lieder und Gesänge sagt daher wohlweislich, und



gewiß mit dem vollen Bewußtseyn endlich das Richtige gefunden zu haben:

Nun ruht schon in den Wäldern  
In Städten und auf Feldern  
Ein Theil der müden Welt.

Allerdings mußten um dieser unvergleichlichen Verbesserung willen sämtliche drei ersten Zeilen der Strophe springen, und das war wohl der Grund, weshalb der überhaupt viel gewissenhaftere Litzmann den kühnen Schwung der müden Welt wagte.

(Schluß folgt.)

## Litterarische Anzeige.

Erinnerungen an den Grafen Zinzendorf. Berlin 1828, bei Maurer, Burgstraße N<sup>o</sup> 6. (VII und 104 S. in fl. 8.)

Der Titel und das Vorwort dieser kleinen niedlichen Schrift geben das neueste Bildniß von Zinzendorf, geschnitten von J. Lehmann in Berlin, \*) als ihre Veranlassung an. Sie soll dasselbe begleiten und theils rechtfertigen, theils ergänzen. Denn sein Original, ein durch Rupeßky gemaltes Bild in Lebensgröße, das den Grafen Zinzendorf in Anfange seiner vierziger Jahre, in der Mitte seiner kräftigsten Lebensperiode darzustellen scheint, zeichnete sich zwar als seelenvolles Charakterbild aus, machte sich aber auch vor genauerer Untersuchung durch einige Abweichungen verdächtig, indem, wie schon der sel. G. Müller (Selbstbekenntnisse merkwürdiger Männer, 3r Theil) bemerkte, einzig in ihm jenes „Widrigfällige“ fehlte, durch das die anderen Porträts jene „milde, heitere, freudigkräftige Gottseligkeit“ auszudrücken suchten, die aus der Seele Zinzendorf's hervorleuchtete, aber als ein geistlicher schwer zu fixirender Lichtglanz von irdischen Vinfeln gewöhnlich verförpelt und entstellt wiedergegeben wird. Daher wird nun in diesen Blättern S. 1—18. eine Geschichte dieses Bildes und eine Vergleichung mit den anderen gegeben, und nachgewiesen, daß es von den damals Lebenden für das Beste gehalten wurde. So wie aber durch Treue zeichnet es sich auch durch Geistigkeit aus und „zeigt (nach G. Müller's Urtheil) eine der schönsten, liebenswürdigsten Mannspersonen.“ Auch der Kupferstich ist, wie Ref. bezeugen kann, gelungen, und bildet ein würdiges Seitenstück zu dem schönen Brustbilde Spangenberg's, welches Graff gemalt und Müller geschnitten hat. Dieser erhabene und innige Ausdruck von Zinzendorf's Physiognomie, der manchen unserer Leser vielleicht auch durch Steffens (in Walseth und Leith) zur Anschauung gebracht wurde, bedurfte nun einer näheren Erklärung und Ergänzung durch ein inneres Bild des Mannes, der so verschieden angefaßt und eingefaßt wurde. So enthält denn das vorliegende Büchlein ferner noch Beiträge zur Charakteristik Zinzendorf's, die wohl Niemand, der einen tieferen Blick in sein Leben und sein Werk thun möchte, ungelesen lassen darf. Die Selbstschilderungen gehen freilich nur von S. 19—26. Aber sind nicht seine eigenen Schriften alle, und namentlich seine oft so ächt lyrischen Gedichte, ein Spiegel seines Innern? Und doch wird man hier

in Kurzem so viel zusammenfinden, als hinreicht, um klar zu schauen, wie er sich selbst, seine Bestrebungen und die gemeinschaftliche Bestimmung seiner selbst und der Brüdergemeinde im Ganzen ansah. Am meisten Dank verdient aber die treffliche Schilderung Zinzendorf's durch Ludwig Karl, Freiherrn von Schrautenbach (geb. 1724, gest. 1783), der, zuerst Zögling der Brüdergemeinde, dann Verwandter und Gehülfe Zinzendorf's, zuletzt sich, ohne die Verbindung mit der Brüdergemeinde aufzugeben, auf seine Güter in der Wetterau zurückzog. Ihn, dessen Lebensabriß hier S. 29—41. gegeben wird, nannte der bekannte Arzt Zimmermann den scharfsinnigsten Beobachter der Menschen und ihrer Thaten, den genauesten und billigsten Prüfer der Welt und aller Menschen, die in ihr eine große Rolle gespielt hätten, — welchen er kenne. Wie interessant muß daher nicht Schrautenbach's Charakteristik Zinzendorf's seyn, welche die größere Hälfte der vorliegenden Schrift bildet (S. 49—104.). Der Reiz wird auch noch durch die Zierlichkeit der Sprache gehoben, die aber öfter — sowohl in Zinzendorf's Worten, als in Schrautenbach's Beschreibung und den Anmerkungen des Herausgebers — mit einem gewissen vornehmen, wir möchten sagen, gräßlichen Tone verbunden ist, der in der Welt als Ausdruck von natürlicher Erhabenheit und gefälliger Herablassung zugleich Lob erhält, uns aber etwas unangenehm berührt. Hiemit steht beim Grafen Zinzendorf jene äußerliche Toleranz in Verbindung, die er selbst gegen den Römischen Lehrbegriff ausübte, als er in der Französischen Uebersetzung von Arndt's wahrem Christenthume mehrere Stellen strich, und nach der er auch den Lehrbegriff der Evangelischen Kirche mit gütiger Miene als „tolerabel“ bezeichnet. Und eben so hängt mit jener originellen Vornehmheit seines Charakters der Mangel an Studium und andächtiger Benutzung anderer Lehr- und Erbauungsbücher (in den letzten zwanzig Jahren las er wohl kein geistliches Buch, außer der Bibel) zusammen, deren treuer Gebrauch vielleicht seine Genialität gemindert, aber seine Gemeinnützigkeit gewiß vermehrt und ihn selbst vor manchen Abwegen und Unannehmlichkeiten geschützt haben würde. Doch wir haben ja nicht den sel. Zinzendorf selbst zu beurtheilen, sondern nur das vorliegende Büchlein anzuzeigen, und von diesem dürfen wir versichern, daß einfältige und weltkluge Leute daraus allerlei lernen können. Vor dem Lektüren werden gewiß Manche selbst in äußerlicher Beziehung ihr Gedankenbild ändern und die Person des Grafen, wie seine Absichten anders beurtheilen müssen. Doch pflegen grade diejenigen, deren Ideen am meisten der Berichtigung bedürfen, die geschichtlichen Hülfsmittel, selbst wenn sie in der anziehendsten Gestalt dargeboten werden, zu fliehen. Vielleicht möchte jedoch dem Einen oder Anderen folgendes Wort des Seligen auffallen und ihn reizen, seine nähere Bekanntschaft zu machen. Er schreibt (S. 24.):

„Ich statuire keine sichtbare Hauptkirche, doch viel sichtbare Kirchlein. Die Separatisten von der Hauptkirche sind Bösewichter, die Separatisten von den kleinen Gemeinlein, worunter sie leben, sind eigensinnig und aufgebracht oder Phantasten. Die Herrnhuter-Gemeine auf den allerfreiesten, einsächtigsten, ordentlichsten Fuß in aller Stille, als der Geringsten einer unter ihnen (denn ich verfluche alle Herrschaft unter Brüdern) zu führen, ist der Wunsch meines Herzens. Alles Andere sind Lästereien oder Lügen. Gott und der Vater unsers Herrn Jesu Christi weiß, daß ich nicht lüge.“

\*) Zu beziehen vom Verf. durch die Maurer'sche Buchhandlung. Preis für ein Exemplar vor der Schrift 1½ Rthlr., mit der Schrift  $\frac{3}{4}$  Rthlr.



# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1830.

Sonnabend den 24. April.

N<sup>o</sup> 33.

Ueber das neue Berliner Gesangbuch.

Zweites Schreiben an \*\*\*

(Schluß.)

In der Müdigkeit selbst muß damals aber doch ein großer Reiz gelegen haben, denn auch das Gesangbuch der Brüdergemeinde, welches gutmüthig einen großen Theil der Welt schlafen läßt, hat damit das Ruhen der Wälder und Thiere zu bannen gewußt, indem es singt:

Nun ruht und schläft in Friede  
Von Tagesgeschäften müde  
Ein großer Theil der Welt.

Oder hat hier der erste Reiz in Frieden gelegen? Wahrscheinlich ist es eine frühere Bearbeitung, welche in der Kirchenzeitung von 1829 (S. 331.) erwähnt wird, und sich mit der Veränderung der dritten Zeile: Es schläft die halbe Welt, begnügt. So haben wir denn schon die ersten drei Zeilen unserer Strophe nach und nach ganz verschwinden gesehen.

Doch „Ein süßer Trost ist uns geblieben“: die drei letzten Zeilen haben bei diesen Verbesserern noch Gnade gefunden: bei der Brüdergemeinde ohne alle Veränderung, bei dem Altenburger mit bloßer Weglassung des orgiaistischen Auf! auf! der Psalmsprache, statt dessen es sehr weise heißt:

Sollt noch vorher beginnen

wobei das eingestricke noch vorher, streng auf das Nun ruht schon, bezogen, gradezu Unsinn ist.

Aber auch jener Trost verschwindet uns, wenn wir das Bremische oder neue Hallische vergleichen, wo jene drei Zeilen also lauten:

Du meine Seele schwinde  
Dich noch empor und singe  
Dem der dich schüßt und dich erhält.

Somit war man denn wirklich bereits mit der schönen Anfangsstrophe fertig geworden; aber o Wunder! der Köthensche Dichter weiß es noch besser zu machen. Er singt:

Befreit von Sorg und Kummer  
Ruht nun in süßem Schlummer  
Ein Theil der müden Welt:  
Du aber mein Gemüthe —

Bewundern Sie mit mir, theurer Freund, diese Vollendung! Bis jetzt war wenigstens noch ein Schatten des schönen Gegenstandes der ruhenden Natur und des wachen Geistes übrig geblieben, jetzt aber haben wir statt dessen den erhabenen Gedanken: Viele Menschen liegen und schlafen jetzt ohne Sorgen, du aber mein Gemüthe sollst deinen Schöpfer erheben, wie es ihm wohlgefällt. Ist das Gemüth des Dichters etwa voll Sorgen, die ihn verhindern zu schlafen? Aber in der folgenden Strophe rühmt er Paul Gerharden nach, daß sein Jesus ihm das Herz heiter macht.

Genug mit diesen Betrachtungen! Sie erlassen mir gewiß Bemerkungen über das Einzelne in den folgenden Strophen, aber ich bitte, Sie wollen es nicht für verlorene Mühe achten, diese erstaunlichen Versuche unsere Andacht zu verbessern, für sich, wenigstens mit flüchtigem Blicke, durchzugehen. Sie sehen hier anschaulich, wo es ausgegangen ist, und irre ich mich nicht, so wird Ihnen dabei recht unheimlich zu Muthe werden. Ja ich will Ihnen sogar gestehen, daß ich schon seit langer Zeit beim Anblick solcher Umdichtungen nur das Walten einiger symbolischer Personen gewahre, die namentlich unter unserm Volke seit geraumer Zeit umherziehen, die unsere Hütten und Paläste heimsuchen und sich wie kleine Robothen an jeden Schwung unseres gemeinsamen, geselligen und häuslichen Lebens anhängen. Die eine jener Mächte ist dem Volke auch seit undenklicher Zeit nur zu wohl bekannt als Better Michel, der Freund alles Hausbackenen, der nicht ruht, bis er jedes Höhere und Schwungvolle zu der Gemeinheit des gewöhnlichen Lebens heruntergezogen, übrigens gut gesinnt und treuherzig. Früher ging er seinem natürlichen Berufe nach, und gab sich mit den geistigen und geistlichen Angelegenheiten nicht weiter ab, als es für seinen Hausbedarf unumgänglich nöthig war. Aber seit etwa anderthalbhundert Jahren ward er zu höheren Berathungen gezogen und namentlich ward ihm die Sorge für die geistlichen Angelegenheiten aufgetragen, ohne Zweifel seiner ruhigen Natur wegen. Seit der Zeit fühlte



er einen bisher nicht geahndeten Beruf, und er ist's, der mit Hülfe geistesverwandter Vasen, ja selbst mit Zuziehung von Buchdruckern und Buchbindern, denen er unbedenklich erlaubte, neue Sammlungen geistlicher Lieder zu veranstalten\*) unablässig bemüht gewesen ist, aus unseren Liedern jeden dichterischen Schwung, jede kindliche Wendung, jeden kühnen Gang auszumergen. Ja er würde es ebenso mit Gottes Wort gemacht haben, wenn sein Herz vor zu großer Kühnheit nicht zu sehr erbebt, als daß er ein solches Werk beginnen sollte; hat er doch meistens sogar des ehrwürdigen Doctor Martin Luther's derbe Worte und harte Fügungen zwischen seinem milden Wasser, wie Inseln im Weltmeere, stehen lassen. In der Auswahl der Lieder sehe ich sein Schalten allerdings schon sehr früh durch alle Theile Deutschlands hindurchgehen, mächtiger als je aber seit dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts; hinsichtlich der Aenderungen ist mir jedoch sein Walten zuerst bedeutend merklich in dem Hannoverschen Gesangbuche von 1745 entgegengetreten. Wer anders als er konnte z. B. die Hannoversche Muse inspiriren, um nur das Allerunschuldigste anzuführen, in dem Liede von Johann Herrmann, Herzliebster Jesu was hast du verbrochen, statt

Weil aber dieß nicht steht in eignen Kräften  
Dem Kreuze die Begierden anzuhängen:

zu sagen:

Weils aber nicht besteht in eignen Kräften  
Fest die Begierden an das Kreuz zu fesseln,

oder in dem rührenden Liede Paul Gerhard's: Sey mir tausendmal begrüßet, die Worte:

Ach wie ist mir doch so wohl  
Wenn ich knien und liegen (letzte Ausg. kniend liegen) soll  
An dem Kreuze, da du starbest —

zu verändern:

Wenn im Geiste ich liegen soll

oder im vierten Verse statt:

Schreibe deine blutige Wunden  
Jesu in mein Herz hinein —

zu sagen:

Schreibe deine heilige Wunden  
Mir, Herr, in das Herz hinein

\*) Buchstäblich: für das Erste siehe hier nur Ernesti's Zeugniß aus den sechziger Jahren (Theol. Bibl. IX. Bd. S. 20.): „Man weiß wohl wie in unserer Kirche neue Lieder seit sehr langer Zeit in die Gesangbücher gekommen sind und noch kommen. Eine einzelne Person, der es ein Verleger eines Gesangbuches, z. E. ein Buchbinder, aufzutragen für gut befindet, nimmt Lieder in das Gesangbuch, die ihm gut dünken; das heißt doch das Gesangbuch vermehrt. Der Censor ist zufrieden, wenn nichts wider die Reinigkeit der Lehre darinnen ist; er weiß oft nicht, ob sie alt oder neu sind. Sie kommen nun aus einem Gesangbuche in's andere, und wenn sie in vielen stehen und also auch an vielen Orten gesungen werden, so heißen das Kirchenlieder.“

Als Beleg für das Zweite will ich nur das große Lüneburger Gesangbuch von 1645 anführen, welches von einem vornehmen Buchhändler und Stilkmeister daselbst herrührt, dem man, trotz alles Unkritischen in den Lesarten, doch für die reichhaltige Sammlung Dank wissen muß. Denn die Kirche hatte dafür kein Organ, ihre Regierer keinen Sinn, und den Gelehrten fehlte es schon damals an Zeit sich mit Sachen zu befassen, die nur das gemeine Volk angehen, und auf die sie in Deutschland zu allen Zeiten gewöhnlich herabgesehen haben, wie die Verdeutschten Provenzalischer Rittergedichte im Mittelalter auf das Lied vom hörnen Siegfried.

und endlich den schönen Schluß:

Schaue meiner Hände Falten  
Und mich selbst freudlich an  
Von dem hohen Kreuzesbaum,  
Und gib meiner Bitte Raum;  
Sprich: laß all dein Trauern schwinden  
Ich, ich tilg' all deine Sünden

so zu verändern:

Schaue meiner Hände Falten  
Und mich selbst in Gnaden an  
Von dem theuern Kreuzesbaum

Ich tilg' alle deine Sünden

Es waren solche Aenderungen, welche Winkelmann dieses Gesangbuch so sehr zuwider machten. Offenbar ist die Willkühr, wonach unnöthigerweise geändert wird, ungleich bedenklicher, als die allerdings einen nüchternen Sinn verwirendenden Veränderungen selbst; aber Jeder fühlt auch, daß das Werk weiter gehen mußte, sobald ein in der Litteratur des Tages berühmter Mann mit bedeutendem Talente es angriff und förderte. Wie sehr dies Johann Adolph Schlegel gethan, beweiße die Vergleichung der ersten Strophe eines allbekannten Passionsliedes von Johann Herrmann mit seiner Verbesserung.

Jesu deine tiefen Wunden, Deine Dual und bitter Tod Geben mir zu allen Stunden Trost in Leids und Seelennoth: Fallt mir etwas Arges ein, Denk ich bald an deine Pein Die erlaubt meinem Herzen Mit der Sünde nicht zu scherzen.	Jesu Christ durch deine Wunden, Deinen martervollen Tod Hab ich Heil bei Gott gefunden, Kraft zur Tugend, Trost in Noth: Mich sollt ich durch Sünd entweihn? Nein, ich denk an deine Pein. Ach den ganzen Graul der Sünden Laßt mich die mit Graun empfinden.
--	--

Er selbst sagt hierüber, man hätte die unrichtige Stellung der Negation in der letzten Zeile, den großen Stein seines Anstoßes, leichter so heben können:

Die erlaubt nicht meinem Herzen

Mit der Sünde frech zu scherzen:

allein, fügt er hinzu, „wie man leicht fühlen wird, wäre der Gedanke dadurch noch nicht in sein gehöriges Licht gesetzt worden.“ Aber auch die kühnere vor ihm von dem wohlbekannten V. M. verfaßte Aenderung:

Wenn mir fällt was Arges ein

Laß mich denken deiner Pein,

Daß ich deine Angst und Schmerzen

Wohl erwäg in meinem Herzen —

ist ihm noch nicht genügend.

Diese Beispiele mögen hinreichen, zu zeigen, wie unser erster Feind kühner wird im Fortgange — crescit eundo; — allein er verläugnet doch nie seine natürliche gute Gesinnung, so lange er allein bleibt; und wäre nicht der Gegenstand so heilig, so könnte er uns gar oft für eine Zeitlang belustigen. Allein die letzteren Beispiele zeigen auch schon die Mitwirkung eines gelehrteren Collegen, des als Johann Ballhorn auf Universitäten nicht unberühmten Verbesserers unverbesserlicher Texte. Mit dem Treiben seines Genossen ist er zwar ganz einverstanden, aber es genügt ihm dessen Schaffen keineswegs; er ruht selten, bis er den Sinn in Unsinne verbessert und statt der guten und richtigen, schlechte und falsche Lieder und Gedanken in die Gesangbücher hereingebracht hat. Ohne Auge für das unsichtbare Gebiet und ohne Ehrfurcht vor höheren Geistern, greift er unerbittlich durch, wo man ihn schalten läßt. Er ist es, der im Wittenbergischen Gesangbuche seinen älteren Bruder bei der Bearbeitung folgender drei ersten Strophen des herrlichen Abvents-



liebes von Paul Gerhard beigestanden hat, die ich mit seinen Verbesserungen hieher setze:

1. Wie soll ich dich empfangen,  
Und wie begegn' ich dir?  
O aller Welt Verlangen,  
O meiner Seelen Zier!  
O Jesu, Jesu, setze  
Mir selbst die Fackel bei,  
Damit, was dich ergöze  
Mir kund und wissend sei.

2. Dein Zien streut dir Palmen  
Und grüne Zweige hin,  
Und ich will dir in Psalmen  
Ermuntern meinen Sinn;  
Mein Herze soll dir grünen  
In stetem Lob und Preis,  
Und deinem Namen dienen,  
So gut es kann und weiß.

3. Was hast du unterlassen  
Zu meinem Trost und Freud,  
Als Leib und Seele saßen  
In ihrem größten Leid?  
Als mir das Reich genommen,  
Wo Fried und Freude lacht,  
Da bist du, mein Heil, kommen,  
Und hast mich froh gemacht.

Wer erkennt hier nicht offenbar denselben Geist, der das Lied:  
"O Haupt voll Blut und Wunden," um mich des Ausdrucks  
einer der beiden Liebesverderber zu bedienen, welche in dem lehr-  
reichen Aufsatz des vorjährigen Mai- und Juniheftes der Kir-  
chenzeitung sehr treffend zusammengestellt sind, so ganz

"Entlöst von allem Reize  
Der Menschen wohl gefallt"

gemacht hat?

Wer anders als er auch konnte sich selbst mit dem Liede  
des zierlichen Namlers:

Du dessen Augen flossen  
Sobald sie Zion sahn

nicht zufrieden geben, bis er es also verbessert:

Du dessen Thränen flossen,  
Sobald sie Zion sahn — ?

Was er endlich gethan, wo ihm neologische Propheten schlaue die  
rührendsten Stellen von Christi Gottheit und ewig dauerndem  
Wirken im Herzen, als an Schwärmerei und Unsinn grenzend,  
vorhielten, das will ich gar nicht erwähnen, denn wir wollen  
uns hier nicht mit dieser höheren Dämonensphäre befassen, von  
deren Inspiration uns jener treffliche Aufsatz so viele Belege ge-  
geben hat. Es hat sich jenen beiden Volksunholden allerdings  
noch in den letzten siebenzig Jahren ein dritter zugesellt, der Dä-  
mon der Sentimentalität, Bruder Weinerlichkeit genannt, der zuerst  
von den Gesner'schen Hirten und Thomson'schen Mädchen unter  
einer Thränenweide gefunden — *dubii originis* — dann von  
verliebten Personen aus Mitleiden für seine schwächliche Gesund-  
heit, sein schwindjüchtiges Aussehen und betrübtes Wimmern ge-  
pflügt, endlich zu einem wahren Unholde emporgewachsen ist auf  
dem Grabe kräftiger und tiefer Gefühle des Deutschen Volkes,  
wie ein Pilz auf dem Neste eines abgehauenen Eichbaumes em-  
porsteht. Anfangs hielt er sich zwar zurück bei religiösen Ge-  
genständen, und half nur bisweilen Klopstock und Cramer  
die Verse mit Zeugnissen und Drückern ausfüllen, wenn ihnen bei  
den großen und schwungvollen Versmaßen alter geistlicher  
Lieder der poetische Athem ausging. Aber bald ward der Dä-

mon selbstständig, überschwemmte das ganze Deutsche Land mit  
romantischer Thränenfluth, die eine unfruchtbare Erdrinde zurück-  
ließ, und zuletzt wagte er es in's Haus Gottes einzugehen, nach-  
dem ihn die Universitäts-Catecheten und Homileten herbeigerufen,  
damit er ihnen hülfle, die angehenden Gotteslehrer anzuweisen,  
wie sie die Herzen, welche nicht mehr mit dem Donner des gött-  
lichen Gesetzes erschüttert und durch das Licht der göttlichen  
Gnade erschlossen werden sollten, zu sanfter, süßer Nahrung und  
wohlgefälligen Thränen bringen könnten. Er fand viele Herzen  
schon matt durch die schlechte Nahrung, die seine beiden Vorar-  
beiter den Gemeinden seit Jahren gereicht hatten, und durchkne-  
tete nun diesen geschmacklosen Stoff mit spielender Süßigkeit und  
leichter Gefühligkeit. Dadurch ward derselbe für die verführten  
Seelen allerdings schmackhafter, aber auch noch unkräftiger und  
unverdaulicher; das recht leere und trockene Geschwätz poetischer  
Reflexion wurde ihnen durch die sentimentale Bräute nun viel  
leichter beigebracht. Nur er konnte z. B. im Oldenburgischen  
Gesangbuch von 1792 (N<sup>o</sup> 453.) singen:

Wie schön kommt dort mit freundlich sanftem Lichte  
Der volle Mond daher!  
Wie wiegt im Silberglanz die Pappel und die Fichte  
Die schlanken Aeste hin und her!

O welch ein Blick, o welch ein sanfter Schimmer!  
Oft hab ich dich gesehn  
Du stiller guter Mond, und doch bist du noch immer  
So neu, so lieb, so wunderschön.

Wer lehrte dich so abgemessen gehen?  
An keinem Ort zu früh,  
An keinem Ort zu spät hat man dich je gesehen:  
O Freund verirrst du dich denn nie?

Der dich erschuf muß wohl ein weises Wesen,  
Muß wohl recht glütig seyn!  
Du leuchtest freundlich ja dem undankbaren Bösen,  
Nicht dem Erkenntlichen allein.

An dir, o Mond, will ich ein Beispiel nehmen,  
Und milde sein, wie du:  
Ich will durch Liebe den, der mich nicht liebt, beschämen  
Und sein der Förderer seiner Ruh.

Wozu die höhere Inspiration eines versteckten Mondanbeters den  
herrlichen Schluß hinzufügte:

Du wirst es sehn von deinem Himmel oben,  
Du holdes Licht bei Nacht;  
Ich aber will indes den hohen Schöpfer loben,  
Der dich und mich so gut gemacht.

Doch was führe ich noch mehr Beispiele an? Sehen Sie  
nicht alle drei Unholde schon in den Jhnen eben von 1745 bis  
1804 angeführten Verbesserungen des Liedes: Nun ruhen alle  
Wälder? Aber jene Beispiele sind nur zum Zeichen, daß wie  
die Liebesverderber es hier gemacht, so sie es durchgängig getrie-  
ben haben.

Es ist wahrlich ein rechter Trost, wenigstens für den ersten  
Augenblick, wenn man von der erhabenen Muse Köthen's wieder  
zu dem neuen Berliner Gesangbuche zurückkehrt. Man fühlt  
sich viel billiger gestimmt, und, angenommen, daß es keinen an-  
deren Weg gibt, unsere Gesangbücher zu verändern; kann man  
diese Arbeit nicht ohne Dankbarkeit betrachten. Zwar in der er-  
sten Strophe ist es, glaube ich, vorzüglich nur der süße Ausdruck:

"Sanft schlummernd was da lebt"  
was mein Herz besticht, oder der liebliche Klang des alten Reimes  
Sinnen und Beginnen, der uns ganz entwendet war; allein in



den übrigen Strophen ist doch eine große Mühe nicht zu verkennen; uns Paul Gerhard's eigenthümliche Gedanken wieder zu geben, wovon dort fast keine Spur übrig geblieben war.

Auf der anderen Seite kann ich allerdings auch so nicht die Ueberzeugung gewinnen, diese Bearbeitung werde ein anderes Schicksal haben als die früheren; die Zeit für solche Experimente ist vorüber, und diejenigen, welche das Alte wollen, wissen sich jetzt besser zu helfen, als damals.

Nach diesem freimüthigen Bekenntniß wende ich mich wieder zu der allgemeinen Betrachtung über die verderblichen Folgen eines Verfahrens, an welches uns die Arbeit der Berliner Herausgeber so schmerzlich erinnert und das in einem einzigen Liede uns ein so trauriges Bild des Schaltens und Waltens der Willkühr in unserer armen Kirche dargeboten hat. Welche trostlose Aussicht für die Zukunft eröffnet uns die Annahme dieses Grundsatzes der Willkühr von einer Seite, von welcher man eher einen Schutz gegen diese systematische Veränderungswuth hätte erwarten sollen. Unter solchem Experimentiren vergeht dem armen Volke Muth und Lust an den kirchlichen Gesängen, und seine alte Bibelübersetzung oder salbungsvollen Gebete, die beiden reichen geist- und sprachverwandten Quellen der alten Lieder, stehen vereinzelt da, wie eine Unregelmäßigkeit, der man auch wohl mit der Zeit abhelfen werde, wie es denn allerdings an gutem Willen dazu nicht gefehlt hat. Die Liedereintracht der Evangelisch-Deutschen Christen ist also unwiderbringlich verloren, und muß das Verschwinden der vielmehr zu fördernden Gemeinschaft der übrigen Elemente christlicher Andacht zur Folge haben. Schön sind darüber die Worte Schubart's, die Rambach in seiner Anthologie (II. S. 19. Anm.) mit gerechtem Lobe anführt, und die ich mich nicht enthalten kann, Ihnen hieher zu setzen: „Wehe uns, wenn Luther's Bibelübersetzung das Schicksal unserer Gesangbücher hätte, die in jeder protestantischen Provinz oder Stadt oft von gar mattherzigen, unpöetischen und ängstlich dogmatisirenden oder kühn neologisirten Sammlern herausgegeben werden, worin oft unsere trefflichsten Lieder durchwässert, verunstaltet oder ganz krüppelhaft umgeformt sind! Const. sang ein Handwerksbüchlein aus Aalen mit seinen Junggenossen aus Göttingen, Bremen, Hamburg oder Berlin, ein geistliches Lied in brüderlicher Eintracht. Seitdem es aber so viele Varianten gibt, als wir Städte zählen, seitdem verstummt diese geistliche Liedereintracht, und alle Einheit des Glaubens und des Geistes würde unter uns aufhören, wenn Luther's Bibel nicht wäre.“

Wenn nun auf diesem Wege kein Heil zu erwarten steht, gibt es denn keinen anderen, der uns sicher zum Ziele leitet? Die beste Beantwortung würde eben in der That liegen, und des bescheide ich mich gern; vielmehr muß ich das an den braven und muthigen Wertheidern der alten Gesangbücher, in der heftigen Fehde der Jahre 1781 und 1782, tabeln, daß sie, die fast ohne Ausnahme die Mangelhaftigkeit des Porst'schen Gesangbuches und überhaupt die Nothwendigkeit einer neuen Auswahl, sowie einer neuen Feststellung des Textes anerkennen, ihre thätigen Gegner nicht mit der That angegriffen haben. Aber sollte es nicht möglich seyn, diese positive Seite der Aufgabe im vorliegenden Falle dadurch zu lösen, daß wir versuchten, die Grundsätze der Liedebearbeitung aufzufinden und in ihren Hauptzügen darzustellen? Gelingt es uns, dieses zu leisten, so könnten wir nachher zuversichtlich auf das vorliegende Werk zurückblicken: unser Urtheil würde dann ebenso sicher seyn, als es nicht unberu-

fen könnte gescholten werden. Wir behaupten allerdings erstlich, daß schlecht verändert sey, aber zweitens auch, daß überhaupt nicht solle und dürfe verändert werden anders als nach festen Grundsätzen, die wir in der Critik Canones zu nennen pflegen. Das Erste glaube ich durch eine nicht ungünstig ausgewählte Probe bewiesen zu haben; der Beweis des Letzteren würde uns weiterer Proben überheben, und die Gesamtheit unserer Behauptungen rechtfertigen.

Vergönnen Sie mir also, theurer Freund, daß ich hiemit noch in diesem zweiten Schreiben den Anfang mache.

Ich denke, wir wollen mit den Gönnern der Liederveränderungen nicht über einen Grundsatz streiten, dessen Wahrheit keineswegs durch den Mißbrauch leiden kann, den sie davon zu machen pflegen: ich meine darüber, daß die Kirche das Recht hat, aus den ihr vorliegenden geistlichen Liedern dasjenige zu wählen, was ihr für den Zweck der gemeinschaftlichen, kirchlichen oder häuslichen Erbauung das Zweckmäßigste und in seiner Art Vorzüglichste scheint. Die so ausgewählten Lieder, welche das Gesangbuch der Kirche bilden, werden dadurch ihr Eigenthum. Diesen Begriff müssen wir aber noch in einer doppelten Beziehung näher entwickeln. Erstlich in Beziehung auf die Verfasser. Es scheint uns zuvörderst klar, daß diese sich nicht beklagen können, wenn die Kirche, wie sie aus dem gesammten Liedervorrathe nur Wenige zu ihrem Gebrauche auswählt, als die Vorzüglichsten, ebenso auch in den aufzunehmenden Liedern diejenigen Strophen ausschließt, welche ihr für den kirchlichen Gebrauch weniger passend scheinen, sey es, daß sie dadurch eine übermäßige Länge vermeiden, oder den Eindruck des Ganzen durch Auslassung schwächerer, zum Verständniß des Ganzen unnötiger, oder nicht allgemein verständlicher, oder leicht mißverständlicher Strophen verstärken will. Nur sollte die Veränderung eines Liedes, dessen Verfasser noch lebt, wo möglich nicht ohne seine Zustimmung oder wenigstens Zuziehung vorgenommen werden.

Nun bleibt zwar die Kirche nach der ihr inwohnenden Einheit immer dieselbe, und ihre Rechte gegen die Einzelnen, deren Begeisterung sie zum gemeinsamen Gebrauche heiligt, ebenso: aber die einmal aufgenommenen und dem Volke bekannten Lieder haben doch ein anderes Recht gewonnen, als die nicht aufgenommenen und gebrauchten. Es läßt sich als der bei weitem gewöhnlichere Fall annehmen, daß die Lieder erst durch die kirchliche Aufnahme allgemein zur Erbauung der Einzelnen gebraucht wurden, und dadurch ergibt sich der Unterschied des Fremden und des Angeeigneten ganz unbestreitbar. Alte Lieder sind das Eigenthum der Gemeinden geworden, und dieses Eigenthum muß geachtet werden. Dann ist auch die frühere Entscheidung der Kirche zu ihren Gunsten zu bedenken, von der ohne dringende Gründe ein Vernünftiger nicht abweichen wird.

Wenn wir nun die beschränkenden, leitenden, maßgebenden Principien auffuchen, welche die Ausübung jenes Rechtes bedingen müssen, so haben wir zwei Hauptpunkte zu berücksichtigen, erstlich die Behandlung des Aufzunehmenden und zweitens die Auswahl. Da es für die Letztere wichtig seyn muß, inwiefern Schwierigkeiten, die der Text darbietet, durch eine zulässige Aenderung gehoben werden können; so wollen wir die Grundsätze der Behandlung aufzustellen suchen, ehe wir untersuchen, welche Gesetze die Auswahl einzelner Lieder und die Weglassung einzelner Strophen in denselben bestimmen und leiten sollen.

Und hiemit erlauben Sie mir mein drittes Sendschreiben beginnen zu dürfen. —



# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1830.

Mittwoch den 28. April.

N<sup>o</sup> 34.

## Die Stellung des Nationalismus zur Evangelischen Kirchenlehre.

(Nach Dr. Wegscheider's Institutiones theol. dogm.)

Ein früherer Aufsatz in der Co. R. Z. (Grund und Gehalt des Nationalismus; 1829 N<sup>o</sup> 66—69.) hat gezeigt, daß der Nationalismus, welchen die Dogmatik Herrn Wegscheider's enthält, in sich selbst, als positiver Lehrtypus betrachtet, keinen festen Grund und wahren Gehalt habe. Dies verwerfende Urtheil bezieht sich eben so gut auf die uns seither erst zu Gesicht gekommene sechste Ausgabe seiner Dogmatik, als auf die fünfte, welche unserer (nicht durch unsere oder der Redaction Schuld) verspäteten Critik zu Grunde lag. Auch müßte im entgegengesetzten Falle, wenn unsere Critik des Grundes und Gehaltes der Wegscheider'schen Lehre die sechste Ausgabe des Handbuchs nicht berührte (wie sein Verleger bei ihrer Ankündigung behauptete), Herrn W's. Ueberzeugung binnen kurzer Zeit sich in Grund und Gehalt geändert haben, was er selbst in der Vorrede zu dieser, wie zu der früheren, Ausgabe in Abrede stellt (p. VIII.). So bleibt denn unser Urtheil über die völlige Unhaltbarkeit und gänzliche Unwissenschaftlichkeit des rationalistischen Lehrbegriffs in Herrn W's. Dogmatik dasselbe und wir können nicht umhin, es für gültig zu halten, so lange es nicht wissenschaftlich widerlegt wird. Auch ist der Standpunkt, von dem aus es gefällt wurde, und folglich der Werth, den wir ihm beilegen müssen, ein allgemein gültiger, weil es nur auf den unpartheiischen, in jeder Wissenschaft geltenden Regeln der formellen Logik beruht. Jetzt nimmt uns eine andere Beziehung des Nationalismus in Anspruch, die zu seiner vollständigen Betrachtung mitgehört. Es kommt uns darauf an, sein Verhältniß zu dem Inhalte der Evangelischen Kirchenlehre rein historisch in's Auge zu fassen, indem wir den Nationalismus selbst in seiner letzten, durch Herrn W. systematisch vollendeten Modification festhalten, und durch dessen eigene Bekenntnisse darthun wollen, von welcher Art die Stellung sey, in welche der Nationalismus selbst sich zum Lehrbegriff unserer Kirche setzt. \*)

\*) Doch müssen wir unsere Leser bitten, sich an das zu erinnern, was früher (1829 S. 545—547.) von der Doppelzün-

Den Evangelischen Lehrbegriff in seiner Totalität verwirft Herr W. von vorne herein in der Ueberzeugung, er werde nie wieder zu allgemeinem Ansehn gelangen, indem er zugleich ausdrückt, wie der Widerspruch gegen denselben und folglich die factische Entzweiung der Protestantischen Kirche das Werk der sogenannten Aufklärung ist. S. XI. der Vorrede sagt er: „Das wird heut zu Tage kein kluger Beobachter als möglich oder zukünftig erwarten, daß jenes ganze Lehrsystem, wie es von den Reformatoren und ihren Nachfolgern im 16ten und 17ten Jahrhundert nach den Zeitumständen verfaßt worden ist, von den Verständigen gebilligt werde.“ Die Anhänger desselben nennt er ebendasselbst Hierophanten, Inspirirte, und selbstsüchtig betrügerische Mystagogen. Dann fährt er fort:

„Ueberhaupt haben die in so viel Jahrhunderten gemachten Fortschritte der Wissenschaften — die meisten Mitglieder der Protestantischen Kirchen gleichsam zu erhabenern Tempeln der Wissenschaft und Cultur hingeführt (!), von wo aus sie eine andere Form und Gestalt des religiösen Glaubens erschauen (unde aliam fidei religiosae formam ac speciem intuentur), als es unseren Vorfahren nach den Verhältnissen ihrer Zeit erlaubt war.“ Bisher meinte man nun freilich auch, daß „eine neue Religionsform“ eine neue Kirche begründe, und hielt es für unmöglich, oder doch unredlich, daß die eine sich neben der an-

keit des Nationalismus gesagt wurde, und zu erwägen, was Herr W. selbst mit folgendem Satze hierüber bekennet:

„Man muß vorzüglich bei den academischen Vorträgen der dogmatischen Theologie dahin streben, daß die künftigen Religionslehrer — in den Predigten und Catechisationen vor dem Volke sich klüglich zu benehmen (prudenter versari) lernen, und sich hüten, entweder durch ihre Hartnäckigkeit an (die) veralteten Erhmeinungen oder durch unbedachtes oder vorschnelles Ausplaudern der neuen (oder neuer, — novas inconsulto ac temere efflatendo) die Kraft auch der wahrsten Vorschriften über Religion, Tugend und Ehrbarkeit brechen“ u. s. w. (S. X., vgl. noch S. 17. 3. E.)

Zugleich ergibt sich auch aus diesem Satze, wie Herr W. von den alten Lehren der Kirche denkt. Er nennt sie „antiquirte Menschenfassungen“ (antiquata opinionum commenta) — denn daß er hierunter nichts Anderes versteht, ist doch klar genug, — und glaubt, daß die „hartnäckige“ Anhänglichkeit der Prediger an sie das Volk nur irreligiös und unmoralisch machen könne.



deren eindränge, aber auch diese Meinung, auf der doch gewiß alles Kirchenrecht beruht, scheint Herr W. antiquiren zu wollen. Er verläßt sich auf das Recht des Stärkeren, indem er wohl weiß, wie tief der Rationalismus in die Glieder der Kirche eingedrungen ist. „Auch werden der freieren Lehre keinen Schaden thun die eiteln Veruche Etlicher, die Evangelischen Kirchen zu allen einzelnen Ausprüchen der symbolischen Bücher zurückzuführen, deren Gedächtniß (der Ausprüche) bei den meisten Kirchenmitgliedern längst verwischt ist“ (Dank der Neologie — S. XV.). Es erhellt hieraus im Allgemeinen, was wir sogleich mehr im Besondern erkennen werden, daß Herr W., obgleich er, nicht redlicher Weise, nur von Differenzen in „einzelnen Ausprüchen der symbolischen Bücher“ redet, im Ganzen und Wesentlichen seinen Standpunkt außerhalb des Evangelischen Lehrbegriffs nimmt und denselben von da aus zu richten sucht. Daher denn die jedesmalige, den Artikeln angehängte epiorisis oder Beurtheilung der Bibel- und Kirchenlehre. Sehn wir nun etwas näher nach wie Herr W. den christlichen Offenbarungsglauben und die biblischen Wundergeschichten und Religionslehren beurtheilt.

Der Glaube an eine übernatürliche, unmittelbare Offenbarung wird verworfen §. 11. 12. „Die Systeme des Rationalismus und Supranaturalismus stehen sich (wie Herr W. selbst sagt), obgleich einige Theologen sie auf verschiedene Weise vermischen oder verbinden wollten, so gegenüber, daß sie, ohne ihre Consequenz aufzugeben, durchaus nicht unter sich versöhnt werden können“ (ed. VI. p. 51.). Aber dieser Supranaturalismus oder der Glaube an die wunderbare Offenbarung Gottes und Eingebung der heiligen Schrift durch seinen Geist, dem der Rationalismus unversöhnlich gegenüberstehen soll und auch wirklich steht, wird als ein Theil der Bibel- und Kirchenlehre anerkannt §. 37—39, und Herr W. stellt also von vorne herein seine Dogmatik in Widerspruch mit der biblischen und kirchlichen Grundlehre von der Existenz einer übernatürlichen Offenbarung. Dagegen spricht nicht, daß Herr W., wie es ja natürlich ist, oft in der Kirchenlehre Widersprüche sieht, und z. B. Luther'n wie den Protestantismus überhaupt p. 58. 63. h. u. a. des durch ihn begründeten Nationalismus wegen lobt, ohne Berücksichtigung dessen, was dagegen schon hinlänglich gesagt worden ist (z. B. in der *Ev. R. Z.* 1827 *N.* 1—6., 1828 S. 401 ff., S. 409 ff. vgl. 1829 S. 283 f. und in Ewertsen's Dogmatik den vortrefflichen Abschnitt über Katholicismus und Protestantismus). Auch in der Bibel sieht er deren, ja noch viel mehr, nämlich in fast allen Lehrpunkten. So unwürdig ist seine Ansicht von ihr und dem aus ihr geschöpften kirchlichen Lehrbegriff. Es liegt natürlich nicht in seinem Interesse, alle Worte der Schrift für unwahr zu erklären, sondern nur diejenigen, die sich auf keine Weise mit seinem System vereinigen zu lassen scheinen, theils damit er auch eine Anzahl Bibelfellen für seine Meinungen anführen und einen gewissen Schein des Christenthums behalten könne, theils um die Bibel mit sich selbst in Widerspruch zu setzen, so ihr Ansehn zu vernichten und die aus ihr genommenen Beweise für die Kirchenlehre zu entkräften. So heißt es denn §. 42.: „Die verschiedenen Arten einer übernatürlichen Offenbarung, welche an vielen Stellen der heiligen Schrift erwähnt werden, müssen durchaus auf die Begriffe und mythischen a) Erzählungen jedes ungebildeteren Volkes zurückgebracht werden, wozu uns auch die heilige Schrift selbst einladet, und deshalb, wie Alles, was in der Natur der Dinge geschieht, auf die uns bekannten Geseze der Natur zurückgeführt werden.“ Aus der Note a) ergibt sich dann noch bestimmter, wie der Rationalismus von der heiligen Schrift denkt: „Unter heiligen Mythen ver-

stehen wir Erzählungen, die in den ältesten Denkmälern einer religiösen Anstalt erzählt, in denen, nach der Fassungskraft roher Geister, gewisse über den Gipfel der menschlichen Natur hinausgestellte Naturen so als handelnd aufgeführt werden, daß sie auf eine den Gesezen der Natur widerstrebende Weise Einiges unternehmen und bewirken. Daß solche Mythen in den Religionen der Heiden gleichwie in den ältesten Denkmälern der jüdischen und christlichen Religion wirklich gefunden werden, kann von denen nicht geläugnet werden, welche die Fortschritte der Wissenschaften“ n. f. f. (ed. VI. p. 163.). Die Entstehung dieser sogenannten jüdischen und christlichen Mythen wird folgendermaßen erklärt: „In der Auslegung der biblischen Mythen ist das vorzüglich zu beachten, daß den heiligen Schriftstellern die Meinung von einer gewissen unmittelbaren Theocratie vorschwebte, oder von einer göttlichen Macht, die entweder von Gott selbst oder durch Engel verwaltet würde, — und daß, wenn größere Uebel, physische oder moralische, statt fanden, sie, besonders in den Büchern des N. T., nach der gewöhnlichen Meinung jenes Zeitalters auf Satan und seine Genossen, als gleichsam auf die ersten Baumeister und Vorsteher dieser Uebel zurückgeführt wurden. Hiezu kommt, daß der Ursprung der christlichen Religion in jene Zeiten fiel, in denen die Seelen der Menschen mit *δαιμονιον* (Überglauben) und Wunderglauben erfüllt waren, so daß vorzüglich außerordentlichen Ereignissen, die man aber doch leicht mit den Gesezen der Natur hätte vereinigen können, Ursachen die außer der Natur der Dinge liegen (unmittelbare), angedichtet wurden und man diesen Irrthum in der Erzählung der Thatfachen selbst verrieth. Auch darf man nicht übersehen, daß die Denkmärdigkeiten, die im N. T. von Jesu und seinen Aposteln berichtet werden, erst einige Jahrzehende, nachdem sie geschehen waren, aufgeschrieben wurden, so daß Niemand sich darüber wundern darf, daß die erbabnere Ansicht der Sache, die sich den Seelen eingeprägt hatte, die Erzähler bisweilen getäuscht habe (interdum augustiorem rerum speciem animis informatam narratoribus illusisse),“ ed. VI. p. 164. So hat denn Herr W., wie man sich treffend ausdrückt (C. v. Drelli: Ueber den Kampf des Nationalismus und Supranaturalismus, nebst Vorrede von Dr. Bengel, Lübing. 1825), statt die einzelnen Aeste des Wunderbaums mühsam, einen nach dem anderen, abzupapen, den ganzen Baum mit einem Streiche gefällt, und auf diese Weise eben so leicht als sicher auch alle Aeste zur Erde gebracht. Es ist nichts als die consequente Durchführung und Anwendung des obersten Grundsatzes seiner naturalistischen Dogmatik (daß alle Ereignisse, von denen wir wissen, natürlich seyen und umgekehrt alles Uebernatürliche, was uns erzählt wird, kein wirkliches Ereigniß), wenn er alle einzelnen Wunder des N. T. — mehr oder minder offen — für Mythen erklärt, die auf Rechnung des Wunderglaubens der Erzähler und ihrer hohen aber sinnlichen Ansicht vom Ursprunge des Christenthums und dgl. zu stehen kommen, und die man theils wirklich natürlich erklären könne, theils auch ohne Erklärung unbedenklich verwerfen dürfe. So wird z. B. p. 427. (ed. VI., p. 414. ed. V.) die Entrückung Enoch's und die Himmelfahrt Eliä mit den Fabeln von Romulus und Anderer Apotheosen in eine Linie gestellt, und zwar — zur Erklärung der Himmelfahrt Christi.

Es lohnt sich in der That der Mühe, die Art, wie Herr W. diese hochwichtige Wundergeschichte und die Auferstehung unseres Herrn betrachtet, vor allen anderen Wundergeschichtserklärungen und als Muster aller anderen näher in's Auge zu fassen, um einen Blick in die antichristlichen Abgründe des rationalistischen Unglaubens zu thun. Von der Himmelfahrt wird am Deutlichsten gesprochen, obgleich so kurz als möglich (§. 131.): „Der Weggang Jesu von den Aposteln wird von Marcus und von Lucas auf abweichende Weise erzählt, und diese ganze Erzählung, die von keinem Apostel bestätigt wird, kündigt sich als eine Mythe an (speciem prae se fert mythi), dergegenüber mehrere im Alterthume gefunden werden (hier folgt in der Note f. die lästerliche Vergleichung mit der Himmelfahrt eines Romulus), und die vielleicht aus einigen allegorischen Ausprüchen Jesu,



oder aus ethischen gewissen Umständen, die seinen Weggang begleiteten, in späterer Zeit gebildet wurde.“ (Hiezu führt die Note g. mehrere andere rationalistische Schriften an und unter ihnen eine Recension in der Allg. Litt. Zeitung, in der er selbst, Herr W., die Ansicht der Himmelfahrt, als einer historischen Mythe, vertheidigt habe.) Wir erlauben uns folgende Bemerkungen zu machen, betreffend die Art und Weise, wie Herr W. seine Ansichten annehmlich darzustellen sucht: Daß die Geschichte der Himmelfahrt von keinem Apostel bestätigt wird (a nemine apostolorum confirmata), ist eine Unwahrheit. Petrus erwähnt sie ganz in der chronologischen Ordnung, wenn er 1 Petr. 3. auf den leiblichen Tod (B. 18.) die Höllenfahrt (B. 19—21.), auf diese die Auferstehung (B. 22.) und dann das Sigen zur Rechten Gottes folgen läßt, aber so daß er dies Letztere von dem πορεύς εις οὐρανόν abhängig macht, und Paulus rechnet sie mit unter die Grundbelege des Mytheriums der Frömmigkeit 1 Tim. 3, 16.: ἀνεληφθῆναι ἐν δόξᾳ (vgl. Hebr. 9, 24. Eph. 4, 9.). Hieher gehört auch, was Herr W. allegorische Aussprüche Jesu nennt. Sie sind von Johannes aufgezeichnet, Joh. 6, 62. 14, 3. Herr W. erwähnt aber dies nicht, weil sonst die Geschichte der Himmelfahrt als auch von einem Apostel bestätigt erschiene, denn Johannes trägt doch diese Aussprüche nicht als allegorisch vor. Die Voraussetzung aber, daß Jesus allegorisch gesprochen habe, ist ganz willkürlich, und rührt nur von der Wunderschau Herrn W's. her. Die Erwähnung gewisser Umstände, durch welche der Hinweggang Christi als wunderbar erschienen seyn mochte (s. o.), bezieht sich offenbar auf die Wolke, in die er sich (nach Dr. Paulus) woglich, und die Essäer oder andere vertraute Freunde Christi, die den Jüngern als Engel erschienen. Eine solche Erklärung der Himmelfahrt machte sie wirklich zu etwas sehr Natürlichem; die Ansicht harmonirte auch recht gut mit der von der Verkörperung Christi, und wie dem Rationalismus und seiner Vorstellung von Christo überhaupt.

In Bezug auf die Auferstehung hält Herr W. mit seinem Urtheile etwas mehr zurück. Nur, daß Alles durch Gottes Fügung, aber natürlich geschah, wird im §. behauptet (die vier Lehren von der Höllenfahrt, der Auferstehung, Himmelfahrt und Herrschaft Christi über Alles werden nämlich in Einem §. abrogirt, ed. VI. p. 424.). Dann wird in der Note d. gesagt, man müsse annehmen, die Apostel sey durch Jesu Rückkehr zum Leben wirklich ermuntert und gestärkt worden (p. 426. z. E.); aber in der folgenden Note e. (p. 427. in der fünften Ausgabe stehen sie in umgekehrter Ordnung) wird dies dahin bestimmt: „Alles kommt bei dieser Frage lediglich darauf an, daß man das Factum selbst und die Art, wie die Zeugen dasselbe beurtheilten und erzählten, recht unterscheide. Geschieht das, so wird zwar die mythische und wunderbare Gestalt dieses Ereignisses, aber keinesweges der Erfolg selbst, nämlich die Rückkehr Christi in's Leben, aufgehoben.“ Sollen wir nun diese etwas dunkle, und wohl nicht ohne Absicht dunkle und in eine Note unter die Citate verdeckte, genauere Angabe von Herrn W's. eigener Ansicht erklären, so lautet sie deutlich folgendermaßen: Daß Jesus, den man für todt in's Grab legte, sich wieder lebendig erwies und als ein Lebendiger zu den Lebendigen zurückkehrte, ist wahr; die Apostel hielten das für einen Beweis der Göttlichkeit seiner Lehre, und wurden dadurch zur Verkündigung derselben tüchtig; aber diesen Beweis sahen sie irrigerweise als ein übernatürliches Ereignis an und erzählten daher auch irrigerweise, Christus sey wirklich todt gewesen, durch ein unmittelbares Wunder wieder lebend, der Stein des Grabes sey wunderbar weggehoben und dasselbe von Engeln umstellt worden. Sollen wir uns in dieser Erklärung geirrt haben — anders aber glauben wir nicht, wie Herr Wegscheider es doch verlangt, das Factum natürlich auffassen zu können, — so bitten wir ihn, sich selbst hierüber einmal unumwunden auszusprechen. Ist es doch wahrhaftig bloß die strengste Pflicht und unabwiesbare Schuldigkeit eines Dogmatikers, die Artikel der Dogmatik, je wichtiger sie sind, um so ausführlicher und deutlicher zu behandeln, Pflicht und Schuldigkeit eines angestellten Lehrers der Theologie, sich vor seiner Kirche von allem Verdachte solches Unglaubens zu reinigen!

Doch vielleicht ist es eben die Absicht Herrn W's., hierüber, wenigstens in seinen Schriften, ein Stillschweigen zu beobachten. Nur

diese Annahme scheint uns erklären zu können, wie es komme, daß er sich in einer früheren Ausgabe seiner Dogmatik, die doch bedeutend kürzer und namentlich im Artikel von Christo über die Maßen kurz ist, auf eine deutlichere Weise, als in der letzten, ja auf die unzweideutige Weise ausgedrückt hat, während er jetzt seine Meinung in den verkrobenen Sätzen so zu verstecken sucht, daß sie zwar bemerkbar bleiben soll, aber nicht als solche juridisch dargethan werden könne. Der Satz der zweiten Ausgabe (die erste haben wir leider nicht zur Hand), in dem zugleich auch von der Himmelfahrt entsprechend geurtheilt wird, lautet p. 264.: Capite damnatus (Jesus) a plebe insana cruci allixus est; sed, quum mortuo simillimus inde sublatu esset, tertio die in vitam rediit, et postquam discipulos etc. — — — ab iis secessit, nec unquam postea ab illis visus est. Hier heißt es nun ausdrücklich: Christus sey ganz einem Todten ähnlich vom Kreuze genommen worden und habe sich nach seiner Auferstehung von den Fingern getrennt, ohne je wieder von ihnen gesehen zu werden. Zugleich kann man aus diesem Satze lernen, was die Worte in vitam rediit, die Herr W. auch in der neuesten Ausgabe noch und vorzüglich braucht, für eine Bedeutung haben; sie sagen ihm (so ungereimt es auch an sich ist) nichts mehr, als was in dem gewöhnlichen Leben die Phrase bedeutet: Er ward dem Leben und den Seinigen wiedergegeben.

So wird uns unter den Händen kaum merkbar die Offenbarung Gottes und die heilige Geschichte weggenommen, indem statt ihrer künstlich gedrechselte Phrasen in die Hände gespielt werden. Was wir bisher für Gottes Wort hielten, der Grund der Apostel und Propheten, auf den die Evangelische Kirche erbaut ist (§. 38. \*) p. 148.), ist zum großen Theile untergehoben (§. 33. 34.), und die Geschichte, welche die heilige Schrift enthält, zum großen Theile erdichtet und den Erzählungen der heidnischen Götterlehre gleichzustellen (p. 30 sq. vgl. o. u. §. 42. 49.). Ja es ist höchst gefährlich, die Wundergeschichten der heiligen Schrift zu glauben, weil „die Ueberzeugung von der Wahrheit der Wunder, als übernatürlicher Ereignisse, der Tugend den größten Nachtheil bringt und die Kraft des Moralgesetzes selbst bricht“ (§. 49. p. 190.). Weissagungen im eigentlichen Sinne des Wortes finden sich durchaus keine in der heiligen Schrift; einige der vorgeblichen Weissagungen wurden nicht erfüllt, andere nach der Erfüllung erdichtet, noch andere sind Gottes unwürdig, alle endlich unklar und mit der Idee von Gottes Güte und Heiligkeit in Widerspruch, denn „jede Weissagung würde den Fatalismus begünstigen und die Freiheit des Menschen aufheben“ (§. 56. p. 197.). Was aber die biblische Lehre betrifft, welche die Kirche für die einzige Heilslehre hält (p. 174. 177.), so enthält die Schrift mehrere Lehrbegriffe, die sich untereinander widersprechen (§. 25. p. 98.), sie ist ein Gewebe der herrlichsten, allgemeingültigen Wahrheiten und der abergläubigsten Zeitmeinungen, ein Gemisch von Sätzen, die bald die abgezogene, fable Naturreligion der Wegscheider'schen Dogmatik — wenn es anders noch Religion zu nennen ist, — zu lehren scheinen, bald Samenkörner des rohesten Aberglaubens sind, zusammengelesen von den abgestorbenen Bäumen des Judentums und Heidenthums und von der jungen Pflanze einer dritten Religion, deren Ursprung während einiger Jahrhunderte schon in Mythen, wie die jüdischen und heidnischen, verhüllt, und deren Inhalt eben so schnell einer Mythologie ähnlich wurde.

So enthält, wenn wir Herrn W's. Ansicht über die Bibellehre ein wenig in's Einzelne verfolgen wollen, die Bibel einen zwiefachen Lehrbegriff in Bezug auf Gott (§. 93. Anf.). Der Rationalist glaubt bestimmt, daß nur Ein Gott sey, so jämmerlich er sich auch diesen Glauben zusammengeklüftet hat aus Logik, Geschichte und Bibelsprüchen; er glaubt nur Einen Gott und demonstirt die Nothwendigkeit seiner Einheit mit den drei statlichen Gründen, daß erstens wir nicht mehr als einen zu denken brauchen, zweitens aber auch je die Klügsten auf den Gedanken seiner Einheit gekommen seyen und

\*) Wir führen hier und im Folgenden für Satz und Gegenatz Herrn W's. Dogmatik mit Genauigkeit an, damit um so mehr erhelle, wie direct und bewußt der Widerspruch des Rationalismus mit der Evangelischen Kirchenlehre sey.



drittens selbst die Bibel schöne monotheistische Stellen enthalte (§. 59.). Aber diese Art Stellen über Gott findet sich nach Herrn W. in der Bibel neben den Samenkömern jener unvernünftigen und unhaltbaren Trinitätslehre (§. 92. p. 301.). Diese zweite Art Stellen verdankt ihren Ursprung den jüdischen und heidnischen Philosophen, wie der großen, aber nicht genug verständigen Ehrfurcht der ersten Christen vor Jesu (ib.). Die biblische Lehre von der Vorsehung und Weltregierung Gottes aber wird, wie die von der Schöpfung, sehr beschränkt, weil sie den richtigeren Aussprüchen Jesu und der Apostel widerspreche (§. 108.). Jesus selbst ist auch nicht mehr Gott von Gott, fleischgeworden in einer Jungfrau, — denn Gott könne nicht gesehen werden (ebenda.); der Herr der Herrlichkeit ist ein natürlicher Mensch (§. 128.); man weiß nicht, wem er sein Leben verdanke, \*) wenn er nicht Joseph's Sohn war (§. 123.). Was er that, ist nicht mit Gewissheit aus dem N. T. zu ersehen (p. 164.); was er lehrte, ist ebenfalls leider zum Theil unsicher gemacht durch die Widersprüche zwischen verschiedenen Aussprüchen, die ihm in den Evangelien zugeschrieben werden (§. 25. p. 99.). Wie der Anfang seiner Geschichte den heidnischen Fabeln von Söhnen der Götter und Jungfrauen (*virescent qui progredientes dicti sunt*, p. 407., cf. 189. 406.), so gleicht ihr Ausgang den heidnischen Vergötterungen sterblicher Menschen (s. o.). Der Glaube, daß er für uns gelitten und in seinem Tod unsere Strafe getragen habe, beruht auf einer aus Geisteschwachheit (*imbecillitas* p. 439.) entsprungenen jüdischen Vorstellung und ihrer Aneignung durch die Apostel (§. 136.), und auch dieser Glaubensartikel, auf den die Evangelische Kirche, wie Herr W. gesteht, so großes Gewicht legt (p. 139. Anf.), und von dem er selbst auch die Grundlagen und vorzüglichsten Momente in der Bibel vorfindet (§. 137. Anf.), wird von ihm verworfen (§. 140—142.). Von der Lehre von der hohenpriesterlichen Fürbitte Jesu für die Seinigen, wird gesagt, daß die Evangelische Kirche sie gegen die Römische standhaft verteidigt und auch wirklich aus einigen Stellen des N. T. nicht unpassend abgeleitet habe, dennoch aber widerspreche sie der reinen (Wegscheider'schen) Lehre von Gottes Natur (§. 143.). Eben so wenig herrsche Jesus als König über alle Creaturen, so deutlich die Kirche es aus der Schrift beweiße; vielmehr sey sein Reich, wie er selbst ja sage, bloß geistlich, d. h. moralisch; eine andere Vorstellung könnte leicht Fanatismus erzeugen (§. 144.). Und so lösen sich denn die drei Aemter, die früherhin die Evangelische Kirche, der Schrift zufolge, Jesu zuschrieb, in ein einziges, das Propheten- oder göttliche Lehramt, auf und hierin bestehe das ganze Erlösungsmerk! (*totumque servatoris opus inesse in prophetiae s. doctoris divini nomine*; ib. p. 462.). Und in der That, von dem ganz geschichtlichen Christus läßt uns Herr W. nichts zurück, als seine Lehre, — aber auch diese nicht, wie sie im N. T. enthalten ist, denn da sey sie unzuverlässig und „die wahre Lehre“ Jesu müsse erst durch Weglassung dessen, was die Gestalt einer roheren Zeit trage, ausgemittelt werden (§. 25. p. 99.), denn „über der zu gewisser Zeit entstandenen christlichen Religion stehen die ewigen Gesetze der Vernunft“ (§. 51. p. 204.).

Die Geschichte von der Welterschöpfung (§. 310.), Paradies und Sündenfall, welche die Bibel erzählt, ist eine Mythe, wie sie viele alte Völker haben (§. 117.), und der kirchlichen Lehre vom Sündenfalle und seinen Folgen soll „die heil. Schrift und die Erfahrung“ widersprechen (§. 118. p. 385.). „Die Anrechnung der Sünde Adam's aber, welche der Apostel Paulus, den jüdischen Lehrer seiner Zeit folgend, seinen Argumentationen zum Grunde legte, muß zu den abgeschafften Dogmen verwiesen werden, welche die Un-

bekanntheit mit Philosophie und Geschichte zum großen Nachtheil der wahren Frömmigkeit durch die Kirche hindurch fortpflanzte und nährte“ (ebenda. p. 386.). Die Lehre von den Gnadenwirkungen des heiligen Geistes zur Erleuchtung, Befehrung und Heiligung der Menschen wird §. 150 sq. aus den symbolischen Büchern vorgebracht, aber §. 152. verworfen, weil Alles nach Naturgesetzen geschehe und diese Kirchenlehre nur die Träume der Mystiker begünstige, die freie Anstrengung des Menschen verhindere, u. s. f. Die Lehre von der Rechtfertigung aus Gnaden, um Christi willen, durch den bloßen Glauben an ihn, wie sie in der Bibel enthalten (§. 153.) und von unserer Kirche im Gegensatz zur Römischen festgehalten und entwickelt worden ist (§. 154.), ist aus den anthropopathischen Begriffen eines weniger cultivirten Zeitalters hervorgegangen, und aus dem Eifer, gewisse Meinungen, die man antiquiren wollte, zu widerlegen; der Mensch erhält vermittelt seines Bewusstseins die Hoffnung einer künftigen, nach dem Maasse seiner moralischen Würdigkeit ihm zu verleihenden Seligkeit (§. 155.). Denn, wie die Lehre von der Auferstehung der Leiber, welche Jesus, die Apostel und die Kirche ebenfalls lehren (§. 191. 193.), ganz unvernünftig ist (§. 195.), so wird auch die Lehre von Christi Wiederkunft zum Gerichte und von den Höllestrafen verworfen (§. 199 sq.).

Die Skizze, die wir hier mit wenigen groben Zügen entworfen haben, wird dennoch mehr als hinreichend seyn, das feindselige Verhältniß, in dem der sogenannte Rationalismus zur Lehre der Evangelischen Kirche steht, anschaulich zu machen. Wir wollen nicht fragen, wie wir diese Irrlehre zu betrachten haben; aus Gottes Wort tritt uns die Antwort deutlich genug entgegen. Es ist auch durch dogmengeschichtliche Beweisführungen schlagend dargethan worden, daß die Römlinge dem Evangelischen Lehrbegriffe näher stehen, als die Rationalisten und diese selbst haben die Waplerwandtschaft des Rationalismus und Romanismus in Bezug auf einen wichtigen Theil des Inhalts zugegeben, obgleich sie dieselbe in formeller Beziehung läugnen (Röhr, Prediger Bibl. Bd. X.). Wir fragen nur noch wie die Rationalisten selbst die Anhänger der Kirchenlehre betrachten, und, wenn nicht äußere Furcht ihnen den Mund stopft, auch nennen? Atheisten find wir ihnen, Abgötter die einen Menschen zum Gotte machen (p. 415.), Bibliolatrien und Buchstabiendiener (§. 162. p. 508.); unser Gott ist blutdürstig wie Moloch, unser Jesus von ihm hingemordet (p. 458.), sein Verdienst ein verderblicher Schlaftrunk für unruhige Gewissen (p. 456.), unsere Wiedergeburt aus dem heiligen Geiste Phantasie, unsere Heiligung Heuchelei (S. o. Vgl. Röhr a. a. O. S. 481. 491 f. u.) — das halten die Rationalisten von den Bekennern des Evangelischen Lehrbegriffs und von den Gegenständen des allerheiligsten Glaubens selbst. Wie können sie es demnach, die Moralischen, über sich bringen, in einer Religionsgemeinschaft zu bleiben, die solche Grundlügen bekennt, und deren Bekenntniß von ihren Fürsten und Landesherren anerkannt und geschützt wird? Und doch wünschen wir, um ihrer willen, nichts weniger, als daß sie austreten, obgleich wir es auch nicht fürchten, schon aus dem Grunde, weil wir sie zu gut kennen. Sie gehören mit in die Kirche, wenn sie nur, statt selbstthätig die Irrlehren zu verbreiten, sich dazu verstehen, als Laien Unterricht zu empfangen über die göttlichen Wahrheiten des Evangeliums. Nur wenn unter den Lehrern der Kirche die Partheiung aufhören, wenn der Widerspruch gegen die Kirchenlehre innerhalb der Kirche selbst verstummen wird, kurz wenn die, welche kein Anrecht auf Evangelische Lehrstellen haben noch haben können, sich in die Classe der Zubelebenden zurückziehen, wird auch die Kirche selbst einer wahren Ruhe genießen, und mit ihr eine heilsame Thätigkeit verbinden. Einstweilen müssen wir dahinarbeiten durch die Mittel, die uns von Gott gegeben sind. Wenn wir aber zu dem Ende die Glaubensspaltung aufdecken, welche der Rationalismus verursacht, so müssen wir noch mit Lessing bitten, den, der die Vergiftung anzeigt, nicht deswegen Eistmischer zu heißen.

\*) Die Behauptung, daß die Rede des Engels, Luc. 1, 32., ganz jüdisch weltlich und daher auch nicht erfüllt worden sey, steht auch in der Dogmatik S. 405. mit folgenden Worten: Denique effatis Angeli, ad vulgarem Judaeorum opinionem accomodatis — neque eventus unquam respondit.



# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1830.

Sonntabend den 1. Mai.

N<sup>o</sup> 35.

## Ueber das Eigenthümliche des christlichen Lehrbegriffs.

Das Eintreten der Evangelischen Heilsanstalt in die Welt geschah in der Zeit, und ist also zunächst in dieser Hinsicht als eine historische Welterscheinung zu betrachten, die als solche schon irgend etwas Eigenthümliches an sich haben muß, wodurch sie sich von so vielen anderen Welterscheinungen, die mit den Werkzeugen, durch welche sie veranlaßt wurden, vorübergingen, ohne ein bleibendes Interesse und fortdauernde Wirksamkeit zu hinterlassen, unterscheidet, da sie ihre beseligenden Folgen bis auf unsere jetzige Zeit verbreitet. Ja, sie ist nicht veraltet, soviel auch seit ihrem ersten Auftreten sie sich erhoben und gesenkt hat; sie ist nicht dem Schicksal alles Sterblichen, das heute aufblühet und morgen verwelket, anheingefallen. Und schon deshalb, ganz abgesehen davon, daß sie unser heiligstes Interesse, unserer Seelen Seligkeit in sich trägt, ist sie wichtig genug, unsere ganze Aufmerksamkeit zu beschäftigen. Da sie überdies unläugbar die mächtigsten Einflüsse auf die Begebenheiten von achtzehn Jahrhunderten und auf das Schicksal ganzer Nationen und Staaten behauptet hat, und noch behauptet, so ist es wohl der Mühe werth, darüber nachzudenken, was denn eigentlich das Eigenthümliche dieser merkwürdigen Welterscheinung sey.

Wenn wir aber in unseren Tagen sehen, daß Leute von den verschiedensten Ansichten, von der Widersprechendsten Denk- und Handlungsweise sich auf das berufen, was dieselbe der Welt und ihnen gebracht hat, und daß diese darüber streiten, was das Wesentliche ihres Inhalts sey; — ja, wenn wir uns selbst dabei in unseren heiligsten Gefühlen, und in dem Grunde unserer ganzen sittlichen und geistlichen Beschaffenheit berührt und interessiert fühlen müssen: so wird es uns ein dringendes und nothwendiges Bedürfnis, darüber mit uns selbst in's Klare zu kommen. Und aus diesem Bedürfnisse sind denn auch die folgenden Bemerkungen hervorgegangen, die der Verfasser dieses Aufsatzes keinesweges als erschöpfend, sondern nur als anregend angesehen haben will; in diesem Bedürfnisse liegt denn auch zugleich die Rechtfertigung für die Entstehung dieses Aufsatzes, wenn es einer solchen Uebersicht bedürfen sollte.

Als zuerst das Evangelium von dem Sohne Gottes durch die Apostel verkündigt wurde, trat dasselbe sogleich in den ge-

stigten Widerspruch mit den beiden zu jener Zeit bestehenden Hauptreligionen, mit dem Judenthum, das auf eine frühere göttliche Offenbarung gestützt, den Monotheismus lehrte, und mit dem Heidenthum, das dem allerhöchsten Gott, an den zu glauben es stets behauptete, noch viele Untergötter beigesellte. Daraus, daß diese beiden Partheien, die sich gegenseitig um ihrer verschiedenen Bekenntnisse willen mehr verachteten, als haßten, sogleich, als das Evangelium unter dem Namen der christlichen Religion sich unter ihren früheren Anhängern auszubreiten anfing, über dasselbe, als eine neue, fremde Secte herfielen, und es mit der größten Feindseligkeit verfolgten, geht unwidersprechlich hervor, daß die christliche Religion in ihrem innersten Wesen etwas tragen mußte, worin sie sich sowohl von den Juden als auch von den Heiden unterschied. In diesem Streite mit Juden und Heiden wurde nun auch der Lehrbegriff des christlichen Glaubens geboren, der immer deutlicher und greller in seinen Unterscheidungslehren hervortrat, je feindseliger er angegriffen wurde, und dadurch in äußeren Worten und Formen sich zu gestalten genöthigt wurde. Nicht zwar die Lehre selbst ging aus dem Streite als dessen Ergebnis hervor; denn ehe sie da war, konnte ja ihrerhalber nicht gestritten werden; sondern der Lehrbegriff, als die wissenschaftliche Darlegung der Lehre, wurde im Streite gebildet. Doch wurde auch dieser nicht von anderswoher entnommen, sondern er entfaltete sich aus der gegebenen Lehre selbst heraus, und war also nichts Anderes, als die Lehre selbst, in der äußeren Form sich gestaltend, die äußere Seite, um so zu sprechen, des inneren Princip, die ja aber nicht etwas Anderes, als das Princip, sondern wesentlich identisch mit demselben ist. Darum mußte denn auch das Eigenthümliche der christlichen Lehre ganz nothwendig so in ihren Lehrbegriff übergehen, daß dieser dasselbe nur sichtbar hervorhob. Und also werden wir das Eigenthümliche der christlichen Religion (als Lehre und durch die Lehre als Leben) sowohl dann erkennen, wenn wir es aus ihrem Lehrbegriff entnehmen und hervorheben, als auch uns hinwiederum in dem Eigenthümlichen der Lehre, wenn wir es erkannt hätten, zugleich das Eigenthümliche ihres Lehrbegriffs mitgegeben sehn würde. Wenn wir aber auf die eine oder die andere Art das Ziel erreicht haben, so werden wir dann auf dem rechten Standpunkt stehen, von dem aus wir alle die Ansichten derer beurtheilen können,



die sich jetzt darüber streiten, was eigentlich Christenthum sey, oder nicht.

Ehe wir indeffen das Eigenthümliche der christlichen Lehre und ihres Lehrbegriffs hervorheben können, ist es nothwendig, zu untersuchen, aus welchen Quellen wir schöpfen dürfen. Ganz widersinnig würde es zunächst seyn, wenn wir annehmen wollten, wie die Rationalisten, daß die menschliche Vernunft die Quelle der christlichen Religion sey. Denn daß die menschliche Vernunft in allerlei Religionsystemen und philosophischen Gebäuden sich ganz wohl befunden hat, und sogar feindselig wider das Christenthum aufgetreten ist, zeigt uns die ganze Weltgeschichte, und zeigt uns schon der ganz nahe liegende Umstand, daß ja doch die Juden und die Heiden, die zuerst das Christenthum verfolgten, dieselbe Vernunft hatten, deren sich die Rationalisten unserer Tage rühmen. Nun waren aber mehrere philosophische Lehrgebäude der heidnischen Weisheit offenbare Resultate der menschlichen Vernunft, und doch waren sie dem christlichen Lehrbegriff ganz zuwider. Wenn nun also jetzt Jemand das Christenthum aus der Vernunft mit gutem Erfolge herauszuschöpfen wollte, so müßte in der Vernunft selbst das dringende Bedürfnis liegen, auf das Christenthum zu kommen, welches doch nicht darin liegen kann, weil sie auch ganz offenbare Feinde des Christenthums hervorgebracht hat. Ueberhaupt darf man, da das Christenthum eine geschichtliche Erscheinung (obwohl nicht allein eine solche, sondern, was hier für's Erste übergangen wird, eine Erscheinung, die im menschlichen Bewußtseyn eine nothwendige Stelle hat) ist, von vorn herein weder annehmen, daß dasselbe vernünftig, noch daß es unvernünftig sey, was noch einen eigenen Beweis erfordert, da es hier zunächst nur darauf ankommt, zu bestimmen, was das Eigenthümliche des Christenthums sey, dadurch es sich von allen Religionen unterscheidet. Zunächst muß aus der Geschichte dargelegt werden, was das sey, wodurch sich das Christenthum ein solches, und nicht Judenthum oder Heidenthum ist; und dann mag man auch nachweisen, daß dasselbe sehr vernünftig sey. Es kann uns also bei unserer Untersuchung über das Eigenthümliche des christlichen Lehrbegriffs gar nicht befremden, wenn unser Resultat nicht mit unserer Vernunft in der strengsten Harmonie stehen sollte; denn wir suchen nicht eine reine Vernunftreligion, noch überhaupt eine vernünftige Religion, sondern die christliche Religion, von der es auf unserem jetzigen Standpunkte uns noch nicht ausgemacht seyn kann, in welchem Verhältnisse sie zur Vernunft stehe, da wir erst ihr Wesen, das wir jetzt suchen, haben müssen, um diesen letzteren Satz vor unser Forum bringen zu können.

Ebenso erfordert es auch noch einen anderen Beweis, ob das Christenthum überhaupt wahr oder falsch sey; denn vor allen Dingen muß man erst wissen, was Christenthum ist, ehe davon die Rede seyn kann, ob es auch wahr sey. Darum thun die Unrecht, die, ehe sie das Christenthum kennen, annehmen, es sey wahr, und nun nach ihren Begriffen, die sie von Wahrheit haben, anfangen zu bestimmen, was Christenthum sey, indem sie Christenthum und ihren Begriff von Wahrheit gleich von vorn herein als identisch setzen.

Was für üble Folgen aus diesen Verstößen gegen die logische Ordnung eines tüchtigen Beweises hervorgehen, sehen wir bei den Rationalisten unserer Tage. Diese stellen zuerst die Sätze auf, daß das Christenthum rein vernünftig und gottanständig Wahrheit sey, ehe sie das Christenthum kennen; denn sie ignoriren wenigstens ganz die Begriffe, welche nach dem christlichen Lehrbegriff mit diesen Worten: „vernünftig, wahr“ u. s. w. ver-

bunden werden, und nehmen dieselben in irgend einem philosophischen Sinne. Wenn ihnen nun die Christen, den Spott nicht ahnend, diese scheinbar aus christlichem Herzen und christlicher Ueberzeugung hervorgegangenen Sätze zugeben, so fangen sie sogleich an, ihr heilloses Wesen also zu treiben, daß sie das, was sie vernünftig, gottanständig und wahr nennen, mit dem, was die Christen unter christlich verstehen, identisch setzen, und nun Alles das ohne Weiteres als unchristlich verwerfen, was ihnen nicht vernünftig u. s. w. zu seyn scheint. Und so ist es in den letzten Zeiten sogar geschehen, daß Männer, die wie der Verfasser der Briefe über den Rationalismus gradezu die eigenthümlichen Lehren des Christenthums verworfen haben, es dennoch nicht einmal für unvernünftig hielten, ihr Beginnen sowohl christlich, als auch ihr neues System das wahre Christenthum zu nennen. Sie schienen es gar nicht einzusehen, daß eine solche Begriffsverwechselung eine große Verwirrung sowohl in sich selbst sey, als auch nothwendig allenthalben veranlassen müsse, obwohl es gegen die allgemein anerkannten logischen Gesetze des Denkens ist, wenn man von einem Gegenstande (also hier von dem Christenthum) etwas ausagt (nämlich es sey vernünftig &c.), oder gar ein Urtheil darüber abfaßt, ehe und bevor man das Wesen desselben in seinem eigenthümlichen Zusammenhange erkannt hat. Man hat da immer ein Vorurtheil, das als solches stets wenigstens logisch falsch ist.

Um nun nicht in einen ähnlichen Fehler zu fallen, dürfen wir also nicht die Vernunft als Quelle, oder auch nur als Prüfstein ansehen, wenn wir das Eigenthümliche der christlichen Religion finden wollen. Und in der That, wer nicht in Vorurtheilen befangen ist, der kann unmöglich auf die ungeheure Absurdität verfallen, eine gewisse historisch gegebene Religion aus seiner Vernunft schöpfen zu wollen. Selbst die Rationalisten würden den für einen argen Thoren halten, der die Lehre Muhammed's aus der Vernunft schöpfen, d. h. erfinden wollte; selbst sie würden den, der diese Lehre gerne kennen zu lernen wünschte, auf die Documente verweisen, in denen dieselbe enthalten ist. Darum wer irgend eine Lehre, sie sey welche sie wolle, die irgend eine Parthei zu irgend einer Zeit gehabt hat, kennen lernen will, der muß sich nach den Documenten umsehen, in denen dieselbe enthalten ist.

Und es ist also ganz in der Ordnung, daß wir, um das Christenthum, das auch in der Zeit aufgetreten ist, und also seinen Platz in der Geschichte hat, kennen zu lernen, uns nach solchen Documenten umsehen, in denen dasselbe enthalten ist. Ich würde wenigstens nicht den geringsten Grund, warum wir grade bei dem Christenthum diese allgemein als zweckmäßig, ja als nothwendig anerkannte Maxime verlassen sollten, Sind solche Documente vorhanden, so werden diese also auch auf alle Fälle die einzige lautere Quelle der christlichen Religion und des christlichen Lehrbegriffs seyn.

Wir finden nun allerdings gewisse Schriften, welche die Männer, die zuerst die christliche Religion verkündigten, aufgesetzt haben, um darin den Inhalt ihrer Lehre niederzulegen. Diese Schriften sind in dem Buche gesammelt bei einander, das die Christen die heilige Schrift, oder die Bibel nennen; und sie müssen also nothwendig unsere alleinige Quelle seyn, aus der wir das wahre, rechte Christenthum schöpfen können.

Aber hier könnte uns noch eingewandt werden, daß diese Bücher vielleicht nicht in ihrer ersten Gestalt, sondern verändert und verstümmelt auf unsere Zeiten gekommen seyn könnten. Dagegen ist zunächst zu sagen, daß es allerdings nicht an den triff-



tigsten und schlagendsten Beweisen für die Richtigkeit fehlt. Dann aber würde uns doch selbst, wenn wir die Richtigkeit nicht ganz apodictisch beweisen könnten, immer keine andere Quelle, als diese Bibel übrig bleiben, woraus wir die ursprüngliche und also allein-rechte Lehre des Christenthums schöpfen könnten. Dieser Einwand würde also wider unsere Quelle nichts verlangen.

Indessen sind noch Einige, die da sagen, das Christenthum könne und müsse, wie eine jede Wissenschaft, mit der Zeit verbessert und vervollkommenet werden, und man habe deshalb jetzt eine Läuterung des Christenthums vorgenommen, und nun könne man die Quelle für dieses geläuterte Christenthum nicht mehr in der Bibel suchen, die nur das Christenthum, so zu sagen in seiner Kindheit umfasse. Diese Leute wollen den Ausdruck: „christlich“ nicht von einer historischen Thatsache, sondern von einem in der Zeit unvollkommen erschienenen Princip verstehen. In diesem Falle würde dann grade der am meisten den christlichen Namen verdienen, welcher sich am weitesten von der unvollkommenen Erscheinungsform entfernte, um das lebendige Princip zur anständigeren Wirklichkeit zu bringen.

Allein, hiebei muß man doch immer selbst dann, wenn diese Sache ihre Richtigkeit hätte, bemerken, daß in diesem Einwande das deutliche Bekenntniß liegt, man sey in eben dem Maaße von dem ursprünglichen Christenthume abgezogen, als man dasselbe geläutert habe, und daß nicht zu begreifen ist, wie man irgend eine gegebene Religion verbessern könne, ohne, insofern als man verbessert habe, eine neue Religion zu gründen. Und also würde das sogenannte geläuterte Christenthum immer um so viel weniger christlich seyn, als es geläutert worden wäre. Da wir aber weiter, um das Eigenthümliche der christlichen Religion zu finden, zuvor festzusetzen genöthigt waren, uns bei dieser Untersuchung zunächst nicht darauf einlassen zu können, ob sie wahr, oder vernünftig, oder sonst dergleichen sey oder nicht, und da ein geläutertes Christenthum doch immer einen Mangel des zu läuternden Christenthums voraussetzt, so würde uns dieser Einwand um so weniger verlangen, als er deutlich seinen Ursprung von solchen, die um so viel weniger historisch Christen genannt werden können, als sie das Christenthum nach ihrer Meinung geläutert haben, bekundet. Auf alle Weise aber kann es von Niemandem geläugnet werden, daß der Ausdruck „christlich“ rein historisch ist, daß er eine historische Erscheinung in ihrer Eigenthümlichkeit umfaßt, daß er an die Person unsers Herrn Jesu Christi von Nazareth gebunden ist. Nimmt Jemand den Ausdruck „christlich“ in einer anderen Bedeutung, hält er dafür, er habe Kraft und Recht genug dazu, dasselbe von seiner unvollkommenen Erscheinungsform zu läutern, und ihm eine anständigere Wirklichkeit zu geben, so können wir dazu nur sagen, daß dies unwissenschaftlich, weil unhistorisch sey, und daß bei dieser ganz unmotivirten Verallgemeinerung eines an sich stricte Begriffs das Eigenthümliche des Christenthums, als historischer Welterscheinung ganz und gar verwischt, und dasselbe als eine Zeitmodifikation einiger Ideen und Begriffe in das Meer des Idealismus geschüttet werde. — Wie gehen hier aber darauf aus, das Christenthum in seiner Eigenthümlichkeit zu erkennen; und wenn wir das erkannt und festgestellt haben, können wir dreist und ohne Jemand Unrecht zu thun, behaupten: Wer dieses Christliche annimmt, der ist ein Christ; wer nicht, der mag ein vernünftiger Mensch, oder Rationalist, oder, was er sonst will, seyn; aber ein Christ ist er nicht. — Diese Perfectibilitätschriften aber haben schon im Voraus ihr Urtheil sich selbst gesprochen, daß sie keine

Christen in der eigentlichen Bedeutung des Wortes sind, und wir sind also der Mühe überhoben, ihnen dies zu sagen.

Es bleibt also dabei, daß die Bibel die alleinige Quelle zur Erkenntniß der rechten christlichen Religion sey, und daß also aus ihr allein, und nicht aus der Vernunft, oder irgend einem anderen Wesen oder Unwesen das Eigenthümliche des christlichen Lehrbegriffs gesucht und erkannt werden müsse. In diesem Satze sind aber alle diejenigen schon als unchristlich verworfen, die sich bei dem, was sie Christenthum nennen, auf eine andere Quelle, als die Bibel, berufen; und namentlich ist dies also bei den Rationalisten der Fall, die das Christenthum nennen, was sie aus ihrer Vernunft geschöpft haben, welches doch grade in dem Maaße nicht Christenthum seyn kann, als sie es nicht aus der Bibel genommen haben, und als man ihnen also in ihrer Behauptung, aus der Quelle der Vernunft geschöpft zu haben, Recht geben muß.

Indem wir nun dargethan haben, daß das Eigenthümliche des christlichen Lehrbegriffs nur aus der heiligen Schrift, und zwar insbesondere des Neuen Testaments (wobei das Alte Testament jedoch nicht ausgeschlossen wird, das vielmehr in dem Lichte des Neuen Testaments verklärt angenommen werden muß) erkannt werden könne: so haben wir auch zugleich das erste Merkmal dieses Eigenthümlichen, als dahin miterwiesen, daß Alles, was nicht in der heiligen Schrift, — sey es nun in klaren Aussprüchen, oder in der Analogie des in diesen Aussprüchen enthaltenen Glaubens — seinen Grund hat, und deutlich nachgewiesen werden kann, auch nicht christlich wahr ist. Also in der heiligen Schrift muß seinen Grund haben, was christlich ist.

Nun käme es also nur noch darauf an, zu erfahren, was denn der Grund sey, woraus die heilige Schrift des N. T. alle Lehren herleite, was der innere connexus sey, in dem sie alle ihre Lehr- und Lebenssätze zusammenfasse. Denn wenn wir das wissen, so wissen und haben wir auch das Eigenthümliche sowohl der christlichen Lehre, als auch des christlichen Lehrbegriffs.

Die nächste Anweisung gibt uns hier ein Ausspruch des Apostels Paulus 1 Cor. 3, 10.: „Einen anderen Grund kann Niemand legen, außer dem, der gelegt ist, welcher ist Jesus Christus.“ — Hier lernen wir:

- 1) daß unter Christen von gar keinem anderen Grunde (der Lehre und des Lebens) die Rede seyn könne, als von Christo;
- 2) daß überhaupt Christus nur ein Grund sey, und
- 3) daß also Alles, was nicht Christus ist, gar kein Grund, sondern nur Ungrund oder grundlos seyn könne.

Daß dies in diesem Texte liege, ist so klar, daß nur ein ganz in Vorurtheilen Befangener sich die vergebliche Mühe geben kann, dies zu bestreiten. Liegt dies aber darin, so folgt ganz klar daraus, daß die christliche Lehre und ihr Lehrbegriff nur in Christo gegründet seyn kann, wenn er überhaupt einen Grund hat, und also gründlich oder gegründet ist.

(Schluß folgt.)

## N a c h r i c h t e n .

(Spanier in England.) In N. 92. der Ev. R. Z. von 1829 wurde die Lebens- und Bekehrungsgeschichte eines Spanischen Priesters, Don Juan Calderon, mitgetheilt. Dieser hat im Herbst v. K. in London einen Gottesdienst für die Spanischen Flüchtlinge eröffnet, von deren religiösem Zustande er uns ein so trauriges Bild entworfen hat. Merkwürdig sind die Nachrichten von den ersten schwachen Anfängen der Ausbreitung des lauternden Wortes Gottes



unter diesen unerleuchteten, in ihren Herzen von der Römischen Kirche entfremdeten Vertriebenen in zwei Berichten jenes Predigers des Evangeliums vom 20. October und 17. November v. J. (aus den „Extracts of correspondence of the Continental Society. Jan. 1830“): „Es ist nun offenbar, daß der Herr uns eine Thür aufgethan hat, sein Wort zu verkündigen. Ich freue mich dessen und bin gewiß, daß Sie dieselbe Freude darüber fühlen werden. Am 11. d. M. wurde zum ersten Mal das Wort des Herrn öffentlich den Spanischen Flüchtlingen in der Bethels-Capelle verkündigt. Die Eröffnung dieses Gottesdienstes war zwar in den Zeitungen und auf einzelnen Blättern, welche in diesen Theile der Stadt, wo die meisten Spanier wohnen, in den Häusern verbreitet wurden, öffentlich angezeigt worden. Ungefähr fünfzig waren zugegen, die, so viel ich bemerken konnte, mit Aufmerksamkeit und Theilnahme zuhörten. Seitdem haben mich Viele besucht und um Bibeln und Neue Testamente gebeten, welche ich, so weit mein Vorrath reichte, damit versah. Den folgenden Sonntag war die Anzahl etwa eben so stark, und bestand ziemlich aus denselben Personen. Viele besuchten mich häufig; ich rede mit ihnen von dem Evangelium und der Wichtigkeit einer genauen Bekanntschaft mit seinen göttlichen Wahrheiten. Unter denen, welche dem Gottesdienste beizuwohnen, sind zwei oder drei Soldaten, die kaum lesen können; sie empfinden Schmerz darüber, weil sie begierig sind, das Wort Gottes zu lesen. Ihre Begierde danach trieb sie an, mich um Unterricht zu bitten, und sie kommen nun oft zu diesem Zwecke zu mir. — Vom 17. November. Ich fahre fort, alle Sonntage in Bethels-Capelle Gottesdienst für die Spanier zu halten, von denen einige noch immer mit Theilnahme kommen. Die Zahl hat freilich abgenommen. Der Grund davon ist die Erwartung, daß bald den Ausgewanderten eine Amnestie vom Könige von Spanien bewilligt werde; Viele, die nach Spanien zurückgehen wollen, sind in Furcht, daß der Versuch einer protestantischen Kirche ihnen eine neue und ärgere Verfolgung, als die erste, zuziehen möchte. Sie übertreiben diese Gefahren noch gegen die, bei welchen sie eine Neigung zum Evangelischen Erkenntnis wahrgenommen, so daß Manche nicht mehr kommen. Deswegen ist aber unsere Mühe doch nicht umsonst gewesen; etwa dreißig haben um Bibeln und Neue Testamente gebeten. Von Vielen weiß ich, daß sie täglich das Wort Gottes lesen. Alle Abende halte ich in meiner Wohnung eine Versammlung; Viele kommen mit ihrem Neuen Testament, um ein Capitel zu lesen, und die Erklärung, welche mir der Herr schenkt, mit anzuhören. Sie nehmen dieselbe mit Theilnahme und Ernst auf. Unter denen, welche Neue Testamente bekommen haben, sind fünf, welche mir ihren Wunsch, Protestanten zu werden, bereits ausgesprochen haben; sie sind bereit, ein öffentliches Bekenntnis ihres Glaubens und ihrer Trennung von der Römischen Kirche abzulegen. Ich habe ihnen den Rath gegeben, dem Unterricht in den Lehren des Evangeliums noch eine Zeitlang beizuwohnen, damit sie im Stande seyen, zu allen Zeiten Grund zu geben von der Hoffnung, die in ihnen ist, ehe sie öffentlich ein Bekenntnis ablegen; sie beharren indeß in derselben Gesinnung. Viele Andere würden denselben Weg einschlagen, aber weil sie mit dem Uebertritt aus den Gedanken an die Rückkehr in ihr Vaterland aufgeben müssen, so können sie sich für jetzt noch nicht entschließen, Alles zu verlassen, und Jesu nachzufolgen. Die Befreiung der Spanier hat überhaupt große Schwierigkeiten. Möge der Herr denen, die ihn aufrichtig suchen, eine Bahn brechen! Die Welt setzt ihnen große Hindernisse entgegen; aber Jesus hat ja die Welt überwunden!“ —

(Die Waldenser in Piemont.) Wir hatten schon früher Gelegenheit, unsere Leser auf die merkwürdigen Ueberreste der Gemeinden aufmerksam zu machen, welche im Mittelalter von der unverwundlichen Kraft der göttlichen Wahrheit ein Zeugnis ablegten. Ihre gegenwärtige äußerst bedrängte Lage zeigt folgendes Schreiben

des Americanischen Predigers Marcus Wills zu Paris, vom 12. December 1829, welches das Evang. Magazine mittheilt. „Ich habe vielleicht schon zu lange Zeit damit gewartet, die Kränkungen und Verfolgungen, denen viele ächte Christen in den Piemontesischen Thälern ausgesetzt sind, öffentlich bekannt zu machen. Die Theilnahme, welche die Protestanten Englands den Bewohnern dieser Thäler geschenkt haben, ist achtungswerth, und ihnen nützlich gewesen; aber von ihrem sittlichen und religiösen Zustande hat man sich vielleicht einen zu hohen Begriff gemacht. Neuerdings hat man in einigen der Thäler eine größere christliche Regung wahrgenommen; und indem Gott die frommen und eifrigen Bemühungen geringer, aber trefflicher Männer segnete, sind Schulen entstanden, und Zusammenkünfte zum Gebet und Lesen der heiligen Schrift errichtet worden. Dieser Anfang einer so wünschenswerthen Rückkehr zu dem Glauben und den Übungen ihrer Väter hat nun aber die Feindschaft derer erregt, welche sie hätten befördern und schützen sollen. Verschiedentlich sind diese frommen Männer durch unruhige Verfolger gequält, und ihre religiösen Zusammenkünfte sind durch antizipirte Nachforschungen, Drohungen und Verbote gestört worden. Am 1. November d. J. haben endlich diese Dinge eine Gestalt angenommen, die es zur Pflicht macht, nicht länger dazu zu schweigen. Am Sonntage den 1. November gingen einige dieser frommen Leute, mit Einwilligung des Pastors von St. Jean und des größeren Theils des Consistoriums zu einer Sonntagsschule in Gonins, wo das Schulzimmer mit versammelten Brüdern und Schwestern angefüllt war. Der Schultzeß, wüthend darüber, daß eine solche Versammlung ohne seine Erlaubnis statt finden sollte, ging nach Pignorol hinab, und erwarb sich vom Commandanten einen Befehl an vier der thätigsten Brüder, vor ihm zu erscheinen. Sie wurden auf 4 Uhr Nachmittags den 5. bestellt, und sie gingen, wegen der späten Stunde, mit der Erwartung weg, in's Gefängnis gesetzt zu werden. Sie verließen ihre Familien und Freunde, indem sie den Segen des Herrn über sie aussprachen, unter den Flüssen und Verwünschungen ihrer Gegner. Aber wie sehr mußten sie erschauern und erröthen, bei dem Commandanten ihren Schultzeßen, einen Protestanten, zu finden. Wie den Aposteln verboten wurde zu reden in dem Namen Jesu, wie sie sich aber freuten, werth geachtet zu werden um des Namens willen Schmach zu leiden, so litten diese armen Christen und freuten sich auch. Der Beamte, der vor allen Dingen erst sich von der Wahrheit der Anklagen hätte überzeugen sollen, redete sie sogleich als Schuldige an, und zwar in den wegworfendsten Ausdrücken, sie seyen Narren, Dummköpfe, Tollhäusler, und drohte ihnen, bei der geringsten Klage sollten sie sogleich in das Gefängnis nach Turin geschickt werden. Er befahl ihnen, mit dem Strome zu schwimmen, nie es aber wieder zu wagen, mit irgend Jemand vom Christenthume zu reden; er fügte dann hinzu, sie seyen nun hinlänglich gewarnt, und würden die geringste Uebertretung in den Gefängnissen der Hauptstadt büßen. Einer der Brüder bat um Gehör, und sagte, was die Schule betreffe, so hätten sie dieselbe mit der Einwilligung ihres Pastors eingerichtet; seinen Rath aber mißten sie ablehnen, denn sie hätten lange genug dem großen Haufen gleich übel gethan, und fühlten jetzt Neue über ihr früheres Leben. Der Beamte unterbrach den Sprecher, und sagte ihm, wenn sie Sünden begangen hätten, so sollten sie vom Morgen bis Abend fasten, und andere Werke der Buße thun. So fuhr er fort, eine halbe Stunde lang die Brüder mit der größten Verachtung und Härte zu behandeln, und entließ sie mit einem unbedingten Verbot, vom Christenthume zu reden, wenn sie nicht in Ketten gelegt, nach Turin geschickt und zu einer langen Haft verurtheilt seyn wollten. Die Zusammenkünfte dauern übrigens dennoch fort; sie überlassen Alles der Leitung ihres Gottes, und bitten um die Fürbitte Aller, die es aufrichtig mit dem Herrn meinen, und mit Dank und Liebe an die Märtyrer und Bekenner Jesu Christi im Mittelalter denken.“



# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1830.

Mittwoch den 5. Mai.

N<sup>o</sup> 36.

## Ueber das Eigenthümliche des christlichen Lehrbegriffs.

(Schluß.)

Darum heißt es auch Apostelgesch. 4, 10—12: „So sey auch allem Volk von Israel kundgethan, daß in dem Namen Jesu Christi von Nazareth, welchen ihr gekreuzigt habt, den Gott von den Todten auferwecket hat, stehet dieser (früher kranke Mensch) hier vor euch gesund. Das ist der Stein, von euch Bauleuten verworfen, der zum Eckstein geworden ist. Und ist in keinem Andern Heil, ist auch kein anderer Name den Menschen gegeben, darinnen wir sollen selig werden.“ — Und diese Stellen sind auch stets von der christlichen Kirche so ausgelegt worden, wie unter Anderen Chrysostomus davon sagt: „Dem Bau der ganzen Kirche legen die weisen Baumeister, nämlich die Prediger des Wortes nichts Anderes zum Grunde, als Jesum Christum, auf welchem Grunde der Bau des Glaubens aufgeführt wird.“ — Desgleichen auch Augustinus (enchirid. ad Laurent. cap. 5.): „Christus ist der gewisse und eigenthümliche Grund des allgemeinen christlichen Glaubens.“ — So ist es auch recht, was Ambrosius bei der Stelle 1 Cor. 3, 11. anmerkt: „Es kann Niemand einen anderen Grund legen; denn auch selbst die Irrlehrer lehren nicht anders, als unter dem Namen Christi; denn sie können ihre erbichteten Lehren auf keine andere Weise unter die Leute bringen, als wenn sie in ihren Reden den Namen unseres Heilandes gebrauchen; und so soll die hohe Würde dieses Namens ihre verkehrten und ungereimten Dinge beliebt machen.“ — Und was Haymo zu derselben Stelle sagt: „Einen anderen Grund können selbst die Philosophen und falschen Apostel nicht legen außer dem, der gelegt ist, welcher ist Jesus Christus.“ Denn alles Andere ist grundlos, wie der zuletzt angeführte Autor hinzusetzt; „So Jemand außer diesem einen anderen Glauben predigt, der wird von den Gläubigen nicht angenommen. So aber Jemand eines solchen Lehre und Irrthum annähme, so würde das nicht ein Grund, sondern vielmehr eine Zerstörung des Hauses seyn.“

So ist also nur das im Christenthum gründlich, was in Christo gegründet ist.

Wir kommen nun im Verfolg des angefangenen Ganges darauf, was denn nach dem Eigenthümlichen des christlichen Lehr-

begriffs als wahr gelte. Daß auch hierin das Christenthum etwas Eigenthümliches habe, das sich auch im Lehrbegriff, und ganz besonders hier offenbaren muß, geht sowohl aus dem Gesagten, als auch schon daraus hervor, daß fast jede Religion irgend einen eigenthümlichen Lehrsatz hat, aus welchem sie alles das, was ihr als Wahrheit gilt, herleitet, und durch welche Herleitung sie erst einem bestimmten Satze den Stempel der Wahrheit aufgedrückt hat. So z. B. hält der Nationalismus nur das für wahr, was der Mensch aus seiner eigenen Vernunft schöpft, und dies aus der Vernunft Geschöpfte hält er nur darum und insofern für wahr, als es aus dieser Vernunft hervorgegangen ist, so daß er, wenn ihm Jemand aus seiner eigenen Vernunft heraus construiren könnte, dieser oder jener gegebene Satz sey nicht aus dieser Quelle, zugleich als miterwiesen annehmen würde, dieser Satz sey nicht wahr. Was vernünftig ist, so geht hier der Schluß, das ist wahr, weil es vernünftig ist. So nimmt der Muhamedaner nur darum irgend einen Satz als wahr an, weil er im Koran steht, und diesen nur darum, weil er vom Engel Gabriel eingegeben ist; und hätte man einem Muhamedaner das deutlich und so erwiesen, daß er es selbst zugeben müßte, der Engel Gabriel habe den Koran nicht eingegeben, und der Koran sey also nicht wahr, so wäre für denselben die ganze Muhamedanische Religion widerlegt. Gleichermassen ist auch der Nationalismus ganz und gar nur dann, aber dann auch ganz gewiß widerlegt, wenn man bewiesen hat, daß etwas der eigenen Vernunft des rationalistischen Individui ganz conform, also für dasselbe ganz vernünftig und doch nicht wahr seyn könne, und wirklich sey. Denn der Grundsatz des Nationalismus: „Was vernünftig ist, das ist wahr, weil es vernünftig ist“ — ist dann umgestoßen. Wir wollen uns indessen in diesem Aufsätze auf solchen Beweis gar nicht einlassen, sondern aus diesen beiläufigen Bemerkungen nur den Satz herleiten, man könne von vorne herein vermuthen, auch das Christenthum werde irgend einen solchen Grundsatz, ein solches Centrum haben, aus welchem heraus alle anderen Wahrheiten entwickelt werden müßten, die eben nur darum, weil sie aus diesem Centrum kämen, wahr seyen, und die, wenn man das Centrum umgestoßen habe, auch zugleich mit umgestoßen seyen, weil sie nur im Centro ihre wahre Bedeutung haben. Und wir wollen demnach zusehen, ob das Christenthum ein solches Cen-



trum, eine solche Sonne, um die sich Alles dreht, was wahr ist, annehme.

Wir berufen uns hier zunächst auf das, was wir zuvor vom Grunde gesagt haben, und nehmen dazu, da wir beinahe die ganze Bibel abschreiben müßten, wenn wir alles hieher Gehörige anführen wollten, nur die Worte des Herrn selbst (Joh. 14, 6.): „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben.“ Wie denn auch Johannes sagt 1, 17.: „Die Gnade und Wahrheit ist durch Jesum Christum geworden.“ — Wahrlich! wenn wir diese Stellen ohne alle kritische Künste, ohne allen unnützen Kram von gelehrten Fioskeln und scholastischen Spitzfindigkeiten auslegen, oder vielmehr darlegen, so ist in ihnen der Satz klar und unumwunden enthalten: Christus ist die Wahrheit, und nur was in ihm ist, das ist wahr; alles Andere, was nicht in ihm, außer ihm, ohne ihn ist, das ist nicht wahr, sondern falsch. Und wenn wir diesen Satz nun auf den christlichen Lehrbegriff anwenden, so lautet er: Jede Lehre, die nicht ihre Bedeutung in Christo hat, ist unwahr. Und damit hätten wir nun das dritte Merkmal, woran zu erkennen ist, ob irgend eine Lehre das Eigenthümliche des Christenthums an sich trägt.

Lasset uns nun die Summa recapitulieren, so wird sich das Eigenthümliche des christlichen Lehrbegriffs dahin feststellen:

- 1) Es ist nichts christlich, als was in der Bibel geschrieben steht.
- 2) Es ist nichts gründlich, als was in Christo gegründet ist.
- 3) Es ist nichts wahr, als was in Christo wahr ist.

Eine Lehre, ein Satz, ein Schluß u. hat nur dann das Eigenthümliche des christlichen Lehrbegriffs an sich, wenn diese drei Merkmale daran und darin sind.

Es möchte nun nicht übel seyn, noch einige Beispiele anzuführen, um die aufgestellte Ansicht zu verdeutlichen. Wir finden bei heidnischen Philosophen zuweilen Sätze, die ebenso lauten als andere, die in der Bibel stehen. Sind diese wahr, und warum, oder inwiefern sind sie wahr, oder nicht? — Wir sagen von unserm deutlich genug in dem Vorhergehenden aufgestellten Standpunkte aus, ohne uns vor denen zu fürchten, die solche Rede hart, ausschließend, oder wie sie sonst wollen, nennen: sie sind für den Christen falsch, und zwar darum, weil sie nicht in der Verbindung, in der Bedeutung dastehen, in der allein sie wahr sind, d. h. weil sie nicht in dem Zusammenhange der Bibel stehen, nicht in dem alleinigen Grunde gegründet sind, nicht ihre Wahrheit in Christo nachweisen.

Es scheint, als ob hier zuviel behauptet worden sey, wenn man bei den Heiden solche Sätze vorfindet, als der folgende einer ist, den Eusebius (praepar. evang. lib. I. p. 42. edit. Par.) citirt: „Gott ist das erste Wesen aller unvergänglichen Dinge, ewig und nicht gezeugt. Er ist nicht von Theilen zusammenge setzt; es ist ihm Keiner weder gleich, noch ähnlich. Er ist der Urheber alles Guten, ganz unpartheiisch, das vortrefflichste Wesen unter allen vortrefflichen, und die weiseste von allen verständigen Naturen; der Billigkeit Vater, welcher gute Gesetze zeuget, von sich selbst unterrichtet, sich selbst genug, und der erste Bild der Natur.“ — Solche Stellen könnten wir noch sehr zahlreich anführen. Wir läugnen hiebei keinesweges, daß diese Sätze wörtlich in unserer Bibel sich vorfinden; sondern wir glauben sie vielmehr deshalb, weil sie daseibst stehen; aber außer diesem ihrem allein wahren Zusammenhange, wie sie nämlich bei den Heiden vorkommen, sind sie dennoch falsch; denn sie sind nicht in ihrem Grunde, in dem sie allein gründlich sind, gegründet, und können dort ihre

Beziehung auf Christum, ihre Bedeutung in Christo nicht nachweisen.

Vielleicht machen wir uns durch die folgende Deduction noch deutlicher. Gleichwie ein Glied einer Kette sogleich aufhört, ein solches zu seyn, sobald es aus seiner Verbindung, in der es nur ein Glied der Kette war, herausgelöst wird: so hört auch der Satz irgend eines Systems auf, die ihm im System als solchem eigenthümliche Wahrheit zu behalten, sobald man ihn aus seinem Zusammenhange herausnimmt, und einzeln aufstellt. So sagt die Bibel: „Gott war in Christo, und veröhnete die Welt mit sich selbst.“ — Offenbar liegen in diesem Ausspruche die Sätze:

- 1) Gott hat sich der Welt geoffenbart und
- 2) Gott hat die Welt mit sich veröhnt.

Aber sie stehen in der genauesten Beziehung, in dem innigsten Zusammenhange mit dem „in Christo.“ Und sobald man dies: „in Christo“ hinwegnimmt, so sind sie aus ihrem Zusammenhange gerissen, sind von ihrem Grunde, darin sie nur Wahrheit haben, losgelöst, und also nun falsch; denn ohne durch Christum hat sich Gott nicht der Welt geoffenbart, und ohne in Christo hat er die Welt nicht mit sich selbst veröhnt. Wenn also nun ein Heide die beiden angeführten Sätze (1 und 2.) aufstellte, so würde er zwar etwas sagen, was in der Beziehung, in welcher es die Bibel sagt, wahr ist, und was sich ebenso anhörte wie das, was in der Bibel steht; aber da diese Stelle des Grundes sowohl, als auch des Zusammenhanges, in dem allein sie wahr ist, bei diesem Heiden ernaengeln würde, so würde sie bei ihm ganz falsch seyn. So kommt also Alles auf den Zusammenhang und Grund an, ob irgend ein Satz wahr oder falsch ist; und es kann ganz leicht vorkommen, daß dieselbe Wortreihe bis auf die einzelnen Buchstaben in einem Zusammenhange wahr, und dennoch in einem anderen Zusammenhange falsch seyn kann. — Ein christlichen Zusammenhange kann nur das haben, was einen christlichen Grund hat; ein christlicher Grund außer Christo ist nicht vorhanden, und was also nicht Christum zum Grunde hat, das steht nicht in einem christlichen Zusammenhange. Was aber nicht in einem christlichen Zusammenhange steht, das ist für den Christen grundlos und falsch. Da nun bei einem heidnischen Schriftsteller stets der christliche Zusammenhang fehlt, so sind auch alle seine sich auf das Geistliche und Göttliche beziehenden Sätze falsch und grundlos.

Und obwohl diese Rede hart klinget, so sagt sie doch nichts Anderes, als daß Alles, was in der Welt war, ehe das Licht hineingeströmt war, obwohl hie und da der Dämmerung zu nahen scheinend, dennoch Finsterniß war. Und wer das Licht hat und im Lichte wandelt, dem wird dadurch diese vorchristliche, und überhaupt alle unchristliche Finsterniß nicht Licht, sondern nur noch tiefere Finsterniß.

Aber nicht bloß die Heiden wandelten und wandeln mit aller ihrer Weisheit (nach dem Eigenthümlichen des christlichen Lehrbegriffs) in Nacht und Finsterniß; sondern auch selbst die Juden mit ihrem Alten Testamente, sobald sie nicht in dem Cere monialgesetz sowohl als auch im Sittengesetz auf den sahen, der da kommen sollte, nämlich auf Christum (den Herrn Messias). Denn das ganze A. T. hat nur Wahrheit, weil es in Christo Wahrheit hat; nimmt man Christum heraus, so mag Alles so stehen bleiben, wie es dasteht, es ist dennoch Alles falsch; und die Juden, welche jezt noch an das A. T. glauben, aber Christum nicht darin finden, haben keine Wahrheit, sondern wandeln im Irrthum. Und ebenso ist Allen, und unter Anderen namentlich den Rationalisten das A. T. ein verschlossenes, wahr-



heißtloses Buch, weil sie Christum darin nicht erkennen. Und von diesen Letzteren kann man nun wohl nach dem Obigen, ohne daß sie über das geringste Unrecht zu klagen Ursache haben, sagen, daß selbst das N. Z. für sie ein trockenes, ödes, grundloses Buch ist, wenn sie nämlich Christum nur als eine Nebenache im N. Z. ansehen. Summa: Alles, es mag Namen haben, wie es wolle, was nicht deshalb geglaubt oder angenommen wird, weil es in der Bibel steht, in Christo gegründet ist, und seine Wahrheit in Christo nachweist, kann nicht christlich genannt werden; und wer sein System, es sey religiös, oder philosophisch, oder sonst etwas, christlich nennt, ohne die drei angeführten Merkmale nachweisen zu können, und wirklich nachzuweisen, der handelt unwissenschaftlich, weil unhistorisch, und der gläubige Christ wird ihm in seinem religiösen Bewußtseyn nicht seine gehörige Stellung nachweisen können, weil es unchristlich ist.

### Litterarische Anzeige.

Theologisches Bedenken, aus Veranlassung des Angriffs der Evangelischen Kirchen-Zeitung auf den Hallischen Rationalismus, mit besonderer Beziehung auf die bisher erschienenen Erörterungen, von Dr. E. Ullmann, ord. Prof. der Theologie zu Halle. Halle 1830, bei Anton und Gebke. 44 S. 8.

Es ist erfreulich zu sehen, daß in dem wichtigen Streite, welcher durch die Ev. K. Z. und in derselben neuerlich eröffnet worden, immer mehrere unserer bedeutenderen Theologen das Wort nehmen; denn sollte auch durch eine oder die andere der erscheinenden Schriften die Wahrheit nicht wesentlich gefördert werden, so ist doch zu hoffen, daß der Stumpfsinn und die Gleichgültigkeit, mit der so viele Christen und Theologen unseres Vaterlandes bisher die hiebei zur Sprache gebrachten Fragen betrachtet, aufhören, und einer ernstlichen Wahrheitsforschung Platz machen werden.

Die vorliegende Schrift, ursprünglich eine für die „Theologischen Studien und Kritiken“ bestimmte Recension von Herrn Dr. Neander's Erklärung und dem „Ämtlichen Gutachten eines offenbarungsgläubigen Gottesgelehrten über das Verderbliche des Rationalismus, der durch Wegscheider und Gefenius verbreitet wird (Schleswig [in der That: Leipzig b. Vogel] 1830)“ ist, theils wegen des zu großen Umfangs, theils wegen der Verzögerung, welche die Aufnahme in jenes Blatt verursacht haben würde, besonders herausgegeben worden.

Der Herr Verf. bemerkt zuerst, es handle sich in diesem Streite nicht um religiöse und theologische Lehren, sondern um practische Grundsätze, die Lehrfreiheit und ihr Verhältniß zur protestantischen Kirche (bei welcher Aeußerung uns unverständlich bleibt, wie irgend etwas, das mit der Kirche in einem wesentlichen Verhältniß steht, nicht Gegenstand theologischer Lehre seyn kann). Es handle sich hier um die Existenz der Wissenschaft, und darum könnten wissenschaftlich verschieden Denkende hier auf practischem Gebiet zusammentreffen. Die überwiegende Mehrheit der Gelehrten habe daher das Verfahren der Ev. K. Z. für unwürdig, unprotestantisch und also auch unchristlich erklärt, feiner aber schöner sich darüber ausgesprochen, als Herr Dr. Neander, von dessen (zum Theil eingerückten) ersten Erklärung Herr Dr. Ullmann sagt, er stimme damit so vollkommen überein, daß er Herrn Dr. Neander fast beneiden möchte, dies mit so viel Milde und Weisheit ausgesprochen zu haben. Es folgen hierauf Erörterungen über das Benutzen der Collegienhefte und

Aussagen der Studirenden, die Rechte der Laien, bei theologischen Differenzen mitzureden, über die Lehrfreiheit, wobei der Herr Verf. sich aufs Stärkste dagegen erklärt, daß Einheit der Lehre ein Erforderniß einer Kirche seyn solle, es sey dieselbe nur durch das fürchterliche Uebel einer Kirchenspaltung und durch die Abfassung neuer Bekenntnisschriften zu erreichen. Man müsse die Lehre frei sich entwickeln lassen; was wirklich Sittlichkeit, Religion und Staatswohl gefährde, werde eine erleuchtete Regierung [auch ohne alles Princip?] schon zu entfernen wissen. Am Schluß fügt dann Herr Dr. Ullmann noch einige Bemerkungen über den ersten Aufsatz der Ev. K. Z. gegen Herrn Dr. Schleiermacher, und über das „Ämtliche Gutachten“ etc. hinzu, welches Letztere dem Herrn Dr. als der Ausdruck einer braven, redlichen, milden Gesinnung sehr wohl gefallen hat; nur stelle dessen Verf. den Unterschied zwischen Rationalismus und Supranaturalismus als zu gering dar; freilich komme es ihm (Dr. Ullmann) überall mehr auf den Sinn und das Leben, als auf das System an; aber den großen Gegensatz der Systeme — die durchgreifende Verschiedenheit in der ganzen religiösen, und zum Theil auch sittlichen Denkart, ja die ganz verschiedene Lebensansicht der Rationalisten und Supranaturalisten — verkenne er darum nicht, wenn auch der Unterschied kein absoluter sey; wir könnten uns indeß immer als Brüder offen und herzlich lieben, da es doch so manche bedeutende, die Unterscheidungslehren offenbar überwiegende Einigungspunkte gebe.

Bei diesem Punkte wollen wir nun nicht bloß, hiebei müssen wir in der Beurtheilung der Aeußerungen des Verf. anfangen; denn alles Hin- und Herreden über Ebfelsinn und Humanität, die Meinungen der oder jener Gelehrten, die Verletzung der Pietät von Seiten der Studenten, die Freiheit als Princip des Protestantismus, die Lehreinheit und die Kirchenspaltungen etc. führt uns auch nicht um einen Schritt weiter, so lange nicht feststeht, wovon eigentlich die Rede ist. Denn allerdings wäre es der Mühe nicht werth, ja sehr tadelnswürdig gewesen, so vielen Anstoß und so viele Spaltungen zu erregen, als schon jetzt aus dem Hallischen Artikel entstanden sind, wenn wirklich es sich hier nur um verschiedene wissenschaftliche Denk- und Auffassungsweisen handelte, und es so viele die Unterscheidungslehren offenbar überwiegende Einigungspunkte gäbe.

1. Zum Grunde aller unserer Überzeugungen über diesen Gegenstand liegt der Ausspruch Jesu Christi: „Wer da glaubt, der wird selig werden; wer da nicht glaubt, wird verdammt werden.“ Wir glauben im ganzen Ernst, und mit aller der Entschiedenheit, welche die göttliche Gnade uns hierin verliehen hat, daß nach diesen Worten Christi Jeder, der die wesentlichen Grundlehren des Evangeliums verwirft, nicht selig werden kann, sondern verdammt wird; nicht wir haben dies, sondern der Sohn Gottes hat es gesagt. Sollte nun etwa dasjenige, was diese große Scheidung zwischen den Seligen und den Verdamnten dereinst herwirken wird, völlig unbestimmbar von Christo gelassen worden seyn? Unmöglich, oder es verwandelte sich dieser gewaltige Ausspruch in einen leeren Schall. Hat er aber den Gegenstand des Glaubens bestimmt, dessen Aneignung unfehlbar zur Seligkeit, dessen Nichtaneignung zur Verdamnüß führt: so folgt unausweichlich daraus, daß alle Unterschiede unter den Menschen, sie mögen Namen haben, welche sie wollen, in Nichts zusammen sinken vor dieser Hauptscheidung von allein absoluter, unendlicher Bedeutung. „Ewige Pein oder ewiges Leben!“ diese furchtbare Wahl legt der Herr nach seinen Wor-



ten (Matth. 25, 46.) den Doctoren der Theologie sowohl, als den sogenannten Laien vor, sie mögen es glauben oder nicht. Ob der Mensch nun dieser seiner Seligkeit gewiß geworden oder nicht, ob er das Gebäude seines Heils auf einen Felsen oder auf Sand erbaut hat, das bildet freilich eine „durchgreifende Verschiedenheit in der religiösen und sittlichen Denkart, ja eine ganz verschiedene Lebensansicht;“ aber diese Ausdrucksweise erreicht die Sache so wenig, und umgeht so sehr den Cardinalpunkt, daß wir sie uns da, wo es darauf ankommt, die eigentliche Grundabweichung auszudrücken, ohne Verläugnung der Wahrheit nicht aneignen können. Denn selbst der starke Ausdruck: „eine ganz verschiedene Lebensansicht“ drückt ja bei Herrn Dr. Ullmann, wie der Zusammenhang lehrt, keinen absoluten, unversöhnlichen Gegensatz aus, bezeichnet nur eine gradweise Verschiedenheit. Freilich kommt es auch uns überall, nicht bloß „mehr,“ sondern allein auf „Sinn und Leben“ an; aber christlicher Sinn und christliches Leben, die Gesinnung, welche allein bei der großen Scheidung im Gerichte Gottes besteht, ist nicht zu trennen von der Annahme der Erlösung durch Jesus Christum, durch die allein der Mensch wiedergeboren und geheiligt wird.

2. Wenn es nun, wo das Evangelium verkündet wird, eine Anzahl Menschen gibt, welche daran glauben, und durch den Glauben mit Christo vereinigt und geheiligt werden: so können und sollen, nach dem N. T. diese geretteten und geheiligten Menschen ihren Glauben und neues Leben nicht bloß Jeder für sich besitzen, sondern die Gläubigen sich untereinander verbinden zu Einem Leibe in der Liebe, und sich einander fördern nach der Gabe, die ein Jeder empfangen hat — und so kommen wir zu dem Begriff der Kirche oder Gemeinde. Denn wir verstehen den Namen Kirche mit der heiligen Schrift und den Reformatoren zunächst und im eigentlichen Sinne von der Gemeinschaft der lebendig Gläubenden. „Die Kirche ist zuerst, und ehe sie etwas Anderes ist, die Gemeinde der Heiligten, und insofern selbst ein Gegenstand des Glaubens (Eph. 1, 22. Hebr. 12, 22.), nicht allein deshalb, weil das unsichtbare Haupt nebst der Gemeinde der Vollendeten mit zu ihr gehört, sondern auch deshalb, weil sie in Beziehung auf ihren persönlichen Bestand und die wesentliche Wirksamkeit ihrer Glieder ein verborgenes Leben lebt, welchem ihr offenes Leben nie ganz gleich seyn oder entsprechen kann.“\*) Es hat also, das liegt in dem Glaubensartikel von der Kirche, zu allen Zeiten seit der Erscheinung Christi eine Anzahl Menschen gegeben, welche, wenn auch theilweise befeckt und verfinstert durch Sünde und Irthum, dennoch im Besitz der wesentlichen, allein seligmachenden Wahrheit sich befanden; und es hat zu allen Zeiten eine Anzahl Menschen gegeben, welche, wenn auch vom Lichte mehr oder weniger angegriffenen, doch wesentlich und seelenverderblich irrten.

3. „So wie nun jeder wahre Christ Zeichen und Aeusserungen vom wahren Christenthume gibt, und in alle seine Beziehungen hineinmischet, so kann sich auch die innerlich geheiligte Gemeinde“ [wir möchten hinzusetzen: „als solche,“ nämlich als Gemeinschaft, *communio sanctorum*] „nirgends unbezeugt lassen,.... sie muß immer in die Welt hinein bekennen und predigen, eben so wie nach dem Zusammenhange ihrer Glieder auch

in der Welt fireben,“ ja sie ist die einzige lebendige und beständige Ursache von dem Sichtbarwerden der Kirche.“\*) Einer der größten Irthümer der neueren Zeit, in welchem der Nationalismus und der todte Supranaturalismus seine innere Verwandtschaft mit dem Papismus erweist, ist die absolute Scheidung zwischen sichtbarer und unsichtbarer, äußerer und innerer Kirche, nur so, daß bei den Papisten die unsichtbare Kirche über der sichtbaren, bei den Rationalisten und den vom Nationalismus tingirten gläubigen Christen die sichtbare über der unsichtbaren oft so gut wie ganz vergessen wird. Nach jeder dieser Ansichten werden beide als zwei zwar gleichzeitig entstandene, aber unabhängig nebeneinander fortexistirende Verbindungen gedacht, oder wohl gar die äußere Kirche, die Gemeinschaft der Bekenner Eines Glaubens, als das erste, die unsichtbare Kirche, die allein Gott bekanten, ihm wohlgefälligen Menschen, als das zweite, aus jenem sich erst Entwickelnde dargestellt. Wie gänzlich hat man die Worte Melancthon's vergessen (Apologie der A. E. S. 147. Walch): „Wiewohl nun die Bösen und gottlohen Heuchler mit der rechten Kirche Gemeinschaft haben in äußerlichen Zeichen,.... dennoch, wenn man eigentlich reden will, was die Kirche sey, muß man von dieser Kirche sagen, welche der Leib Christi heist, und Gemeinschaft hat nicht allein in äußerlichen Zeichen, sondern die Güter im Herzen hat, den heiligen Geist und Glauben (tamen cum definitur ecclesia, necesse est eam definiri, quae est vivum corpus Christi, item, quae est nomine ac re ecclesia).“ Denn so wir würden sagen, daß die Kirche allein eine äußerliche Polizei wäre, wie andere Regiment, darin Böse und Gute wären, so wird Niemand daraus verstehen, daß Christi Reich geistlich ist, wie es doch ist, darin Christus inwendig die Herzen regieret, stärket, tröstet, den heiligen Geist und mancherlei Gaben theilet u. d. Was wollte für ein Unterschied seyn zwischen dem Volk des Gesetzes und der Kirche, so die Kirche allein eine äußerliche Polizei wäre? Nun unterscheidet Paulus die Kirche also von den Juden, daß er sagt, die Kirche sey ein geistlich Volk, d. i. ein solch Volk, welches im Herzen erleuchtet wird, und neu geboren durch den heiligen Geist.“

(Schluß folgt.)

## Die neue Ausgabe von Arndt's wahren Christenthum.

Des Königs Majestät haben allergnädigst geruht, der Redaction der Ev. R. Z. zu der beabsichtigten neuen Ausgabe von Arndt's wahren Christenthum einen Beitrag von Einhundert Thalern zustellen zu lassen. Da der Druck dieser Ausgabe bald beginnen und rasch fortgesetzt werden soll, so fordern wir diejenigen, welche das segensreiche Werk zu unterstützen geneigt sind, dringend auf, ihre Beiträge baldmöglichst einzusenden zu wollen. Obgleich das Unternehmen sicher ausgeführt werden wird, so hängt es doch von der Größe der jetzt noch eingehenden Gaben ab, ob es uns möglich seyn wird, die Anfangs festgesetzte Anzahl von 10,000 Exemplaren, oder nur eine bei weitem geringere abdrucken zu lassen. Die bis jetzt eingegangenen Beiträge würden nur die Kosten von einigen tausend Exemplaren decken. Möchten diese Zeilen recht Vielen die wichtige Angelegenheit wieder in Erinnerung bringen!

\*) Dr. Nitsch (zu Bonn) System der christl. Lehre S. 223 und S. 225. Anmerk. 1., mit welchen Bemerkungen wir ganz übereinstimmen, wie mit so vielem Trefflichen in diesem Buche.

\*) Dr. Nitsch a. a. O. S. 227.



# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1830.

Donnabend den 8. Mai.

№ 37.

## Litterarische Anzeige.

Theologisches Bedenken, aus Veranlassung des Angriffs der Evangelischen Kirchen-Zeitung auf den Hallischen Rationalismus u. s. w., von Dr. C. Ullmann, ord. Prof. der Theologie zu Halle. Halle 1830, bei Anton und Gebke. 44 S. 8.

(Schluß.)

Die practische Folge des Ausgehens von dem entgegengesetzten Punkt ist, daß man den Zustand der äußeren Kirche als solcher als gleichgültig ansieht; sie sey ja eben nur eine äußere gottesdienstliche Anstalt, denkt man, eine Staatsanstalt für allerlei Volk, worin die größten Lasternechte mit den verfinstertsten Freilehrern Platz finden könnten; man müsse ja an sie nicht ähnliche Ansprüche machen wollen, als an die unsichtbare Kirche. Wenn man dagegen die äußere, sichtbare Kirche in kein anderes Verhältniß zur inneren, unsichtbaren setzt, als in das der Aeußerung des Innern, so stellt sich Alles ganz anders. Auch das auswändige Leben des einzelnen Christen wird, so lange er in dieser Welt lebt, dem inwendigen nie gleich; dem inwendigen Menschen nach ist er durch den Glauben mit Christo verbunden, und lebt ein verborgenes Leben mit ihm in Gott, ist ein Kind Gottes und Erbe der Seligkeit; aber ihm klebt noch die seiner erneuerten, aus Gott geborenen Natur fremdartige Sünde an, und diese äußert sich in Verbindung mit jeder Aeußerung seines inneren Lebens. Mit Recht unterscheiden wir daher sichtbare und unsichtbare, äußere und innere Kirche; nie hat die Gestalt der sichtbaren Kirche ganz dem Wesen der unsichtbaren entsprochen, nie zählen beide ganz dieselben Glieder; aber die innere Gemeinschaft der Gläubigen, welche in der Verbindung der Einzelnen mit Christo begründet ist, trachtet unablässig danach, die äußere Gemeinschaft der Bekenner mit ihrem Sauertheil zu durchdringen und sie sich zu identificiren, grade wie der einzelne Gläubige danach trachtet, das innerlich ihm geschenkte Wesen äußerlich zu offenbaren; und die Kirche, wenn sie dies Bestreben völlig aufgäbe, würde einem Menschen gleichen, welcher nach der empfangenen Rechtfertigung die Heiligung aufgäbe; er würde damit eben jenes Lebensprincip selbst in sich vernichten. So wenig dies aber bei einem wahrhaft Gerechtfertigten denkbar ist, so wenig jenes bei der Kirche Christi, und es muß daher, wo überhaupt

das Wort Gottes verkündet wird, das Verschwinden jenes Strebens in der Kirche als eine partielle und vorübergehende Verdunkelung der Erkenntniß und Erkaltung der Liebe unter den Christen angesehen werden. \*)

4. Wenn es also zunächst eine Gemeinde innerlich mit Christo verbundener Menschen gibt, die aber als solche auch äußerlich sich darstellt durch Handreichung der Glieder untereinander, so folgt aus ihrer Stellung zu der Welt außer ihr, und dem Fremdartigen in ihrer eigenen Mitte eine doppelte Wirkksamkeit der Kirche. Auf der einen Seite zieht sie alle der Erlösung und der Heiligung bedürftige Menschen an sich, sucht sie durch Verkündigung des Evangeliums und durch die Darstellung des Bildes Jesu Christi in den Seinigen, durch Worte und That, zu gewinnen und anzuziehen; auf der anderen Seite stößt sie alles diesen beseligenden und heiligen Einwirkungen Widerstrebende und ihr selbst Gefährliche und Verderbliche von sich, theils um in dem Ausgeschiedenen ein Bewußtseyn seines sündigen und unseligen Zustandes hervorzurufen, theils um sich selbst vor den schädlichen Einwirkungen des offener oder verborgener in ihr wirksamen Giftes zu bewahren. „Wir ermahnen euch, liebe Brüder, vermahneth die Ungezogenen, tröstet die Kleinmüthigen, traget die Schwachen“ (1 Theß. 5, 14.). „Wir gebieten euch, . . . daß ihr euch entziehet von einem jeden Bruder, der da unordentlich wandelt“.... (2 Theß. 3, 6.) „und habt nichts mit ihm zu schaffen, auf daß er schamroth werde; doch haltet ihn nicht als einen Feind, sondern ermahnet ihn als einen Bruder“ (R. 14, 15.). Es ist aber wohl zu bemerken, daß nicht bloß jeder einzelne Christ für sich dieses Sonderungs- und Scheidungsgeschäft üben soll, sondern die Gemeinde als Ganzes. Bedenken wir nämlich, wie eng Christus die Seinigen verbunden wissen wollte: „Auf daß sie Alle eins seyen, gleich wie du, Vater, in mir und ich in dir,“

\*) Daß hiemit keine Donatistischen Irrthümer gelehrt, keine absolut reine Kirche in der Zeit verlangt, und auf ein Ausgehen aus der sichtbaren Kirche, so lange sie noch auf dem Grunde des Wortes Gottes steht, zur Bildung einer abgeforderten Gemeinde von lauter Wiedergeborenen nicht gedrungen wird — so wenig die Lehre von der stets fortschreitenden Heiligung der Gläubigen darauf führt, daß sie schon hier alle sündlos werden, und falls sie gläubig, auch ganz fleckenlos seyn müssen — das wird wohl jeder aufmerksame Leser bemerken.



(Joh. 17, 21.), so kann doch die Regel, die er dem Einzelnen gibt: „Sage es der Gemeinde; höret er die Gemeinde nicht, so halte ihn als einen Heiden und Zöllner“ (Matth. 18, 17.) nichts Anderes, als eine Vorschrift für die Kirchenzucht enthalten; denn wenn er auch dem Einzelnen sagt: „Halte du ihn!“ ic., so konnte dies bei der engen Gemeinschaft seiner Glieder, wie er sie wollte, und sie im Großen und Ganzen in der ersten Christenheit bestand, nur so geschehen, daß zugleich Alle diesem Urtheile beitraten. — Freilich dürfen wir nie vergessen, daß eine gewisse Unvollkommenheit der Kirchenzucht nothwendig, nicht bloß mit der Sündhaftigkeit, sondern auch der Beschränktheit der Menschen zusammenhängt. Es gibt Unkraut in der Kirche des Herrn, welches die Knechte schon an der Frucht erkennen (Matth. 13, 26.), aber doch nicht ausreissen dürfen, damit sie nicht das mannichfach damit verflochtene Korn zugleich mit entwurzeln (B. 29.); in Bezug auf welches sie auf die Endzeit verwiesen werden. Während das falsche Streben, eine Gemeinde von lauter Heiligen willkürlich und plötzlich in diesem Leben schon hinzustellen, an diesem Gleichniß Christi seine Rüge findet, und wir dadurch angewiesen werden, auch in einem unvollkommenen Zustande der Kirche, so lange sie noch auf Gottes Wort gegründet ist, auszuhalten: so bilden jene früher angeführten Stellen die nothwendige Ergänzung dazu. S. a. 1 Joh. 2, 27. 4, 1.

5. Es äußert sich nun dies Verfahren der Kirche in Beziehung sowohl auf das Leben, als auf die Lehre; beides läßt sich ja im Christenthum nie trennen, ohne daß beides leidet, weil ja Alles darin von einem selig- und heiligmachenden Worte ausgeht. Wo die Sorgfalt für das Eine vorwiegt, für das Andere vernachlässigt wird, ist immer der Schade nicht auf einer, sondern auf beiden Seiten. Wie Paulus will, daß wir, „so Jemand ist, der sich läßt einen Bruder nennen, und ist ein Hurer, oder ein Geiziger, oder ein Lästerey ic., mit demselbigen nicht essen“ sollen (1 Cor. 5, 11.), so sagt Johannes: „Wer übertritt, und bleibet nicht in der Lehre Christi, der hat keinen Gott; wer in der Lehre Christi bleibt, der hat beide, den Vater und den Sohn. So Jemand zu euch kommt, und bringt diese Lehre nicht, den nehmet nicht zu Hause und grüßet ihn auch nicht“ (2 Joh. 9, 10.). Wie in Bezug auf den Wandel ein Vorken und Ermahnen, neben dem Strafen und Entziehen, so findet sich in Bezug auf die Lehre ein Lehren und Bekennen neben dem Widerlegen (*ἀνταρχειν*) und als irrig Verwerfen (*ἀναθεματίζειν* Gal. 1, 8. 9.) als Thätigkeit der Kirche. Die Gläubigen als Gemeinde sind daher gegen falsche Lehre und unchristliches Leben auf gleiche Weise zu allen Zeiten berufen ein Zeugniß abzulegen, und auf Grund dieses gemeinschaftlichen Bekenntnisses eine Einheit des Glaubens auch äußerlich im Leben darzustellen.

6. Die Kirchenzucht in Bezug auf Lehre wurde in der apostolischen Zeit durch unfehlbare an der Spitze der Kirche stehende Lehrer geübt. So sehen wir, daß Paulus den Symeon und Alexander, zwei Irlehrer, selbstständig, ohne Zuziehung einer Gemeinde, dem Satan übergab, d. h. nach der wahrscheinlichsten Erklärung: von der Kirchengemeinschaft ausschloß (1 Tim. 1, 20.). Es war dies ein Hauptbestandtheil der apostolischen Gewalt, zu deren Ausübung Paulus in der Corinthischen Gemeinde so ungern schreiten wollte, womit er aber seinen Gegnern, falls sie sich nicht demüthigten, wiederholentlich drohte (1 Cor. 4, 21. 2 Cor. 10, 2. 8. 13, 2.); ein nothwendiger Ausfluß der übernatürlichen Erleuchtung und Irrthumsfreiheit, deren die Apostel theilhaftig geworden waren. Mit den Aposteln hörte nun freilich die oberste Entscheidung durch unfehlbare Leh-

rer auf. Allein an ihre Stelle trat die Entscheidung durch die Gemeinden und ihre Lehrer, die, sobald sie erleuchtet waren, auch im Besiz der wesentlichen Wahrheit sich befanden; obwohl sie im Einzelnen freilich auch irren konnten; die fehlbare sichtbare Kirche hatte von nun an dieselben Kämpfe zu bestehen, die allen Einzelnen ohne die unmittelbare Belehrung und Leitung göttlicher Gesandten bevorstehen. Die Entscheidungen der Gemeinden und ihrer Lehrer zur Aufrechthaltung der Lehreinheit konnten auf doppelte Weise ausgesprochen werden; entweder so, daß eine Gemeinde erklärte, sie hebe die Kirchengemeinschaft mit einem Lehrer wegen irriger Lehre auf, und es dann der Erleuchtung anderer Gemeinden überließ, diesem Schlusse beizutreten; oder eine Synode, eine mehrere Gemeinden darstellende Versammlung that diesen Anspruch im Namen der zu ihrem Verbande gehörigen Gemeinden. Beide Verfahrensweisen sind nur Modificationen einer und derselben christlichen Grundidee, je nachdem die Einheit der ganzen Kirche zu erhalten mehr der Wirkung des heiligen Geistes überlassen, oder dieselbe auch durch eine feste äußere Verbindung darzustellen gestrebt wird. Noch heut zu Tage unterscheiden sich dadurch die Congregationalisten oder Independanten von den Presbyterianern; indeß findet bei den Ersteren durch die, in America wenigstens, üblichen associations (so viel wir wissen auch durch den sogenannten congregational board in England), eine Annäherung an die Presbyterianischen Synoden statt, indem auf diesen aus Laien und Geistlichen bestehenden Zusammenkünften Beschlüsse gefaßt werden, die durch den Gemeinschaftsgeist eine große, wenn auch keine zwingende Auctorität für die einzelnen Gemeinden haben. — Es gehört nicht in diese Darstellung, zu zeigen, wie aus dieser ursprünglichen Kirchenverfassung die Bischöfliche entstand, und das richtige Princip der Lehreinheit später vielfach gemißbraucht wurde. Nur über die Anwendung des Obigen auf unsere Kirche noch Einiges. Als zur Zeit der Reformation die Inhaber der Kirchengewalt, der Papst und die Bischöfe, der Verbreitung der reinen Lehre sich beharrlich und entschieden widersetzen, rief Luther (zuerst in seiner Schrift „an den christlichen Adel Deutscher Nation“) die Laien, und namentlich die Landesherren auf, sich der Kirche, deren Glieder sie, als wesentlich gleich den Priestern, ebenfalls wären, kräftig anzunehmen, und zu ihrer Besserung zu wirken. Der Wormser Reichstag von 1521 sprach die Reichsacht gegen Luther aus; allein 1526 änderte der Reichstag zu Speyer diesen Beschluß dahin, daß bis auf ein freies Concilium ein jeder Reichsstand sich in Beziehung auf das Wormser Edict so halten solle, als er es vor Gott und dem Kaiser zu verantworten gedente. Hierdurch erst kam, nachdem die Reformation unter dem Lehrstande und dem Volke begonnen hatte, die oberste Kirchengewalt in die Hände der Landesherren, die, von Luther aufgerufen, und von den Gemeinden, die sie schützten, anerkannt, in den Plaz der Bischöfe, soweit deren Rechte in der Protestantischen Kirche ausgeübt werden konnten, einrückten, und die oberste Leitung der Kirche durch Collegien, welche aus Geistlichen und Laien zusammengesetzt waren, führen ließen. Daß diese Kirchenverfassung rechtmäßig entstanden ist, darüber haben wir keinen Zweifel; ob sie, und welcher Verbesserungen sie fähig sey, darüber wollen wir jetzt mit Niemand streiten. Immer aber haben die Kirchenoberen nach den Grundsätzen der Reformatoren und den ältesten Kirchenordnungen die doppelte Zucht, in Beziehung auf Lehre wie auf Wandel, ausgeübt. Wie schon durch die erste, gewissermaßen symbolische Schrift, die Visitationsartikel von 1528, Einheit der Lehre erreicht werden sollte, hat der Herr Herausgeber dieser Ev. R. Z. schon früher gegen Herrn Dr. Reander



bewiesen. So sagen auch die Evangelischen Reichsstände am Schlusse der Augsburger Confession: „Es ist ja am Tage und öffentlich, daß wir mit allem Fleiß mit Gottes Hülfe verhüten haben, damit ja keine neue und gottlose Lehre sich in unseren Kirchen einfische, einreiße und überhandnehme.“ — Es ist jedoch hierbei zu bemerken, daß ein Gewissenszwang niemals im Wesen des Christenthums liegen könne, sondern derjenige, welcher auf diese Weise aus der Glaubensgemeinschaft ausgeschlossen wird, darf von der Kirche nie und unter keinen Umständen durch ein Zuhilfenrufen der Obrigkeit an dem Aussprechen seines Bekenntnisses außerhalb derselben gehindert werden.

Nach d. n. unter 5 und 6. aufgestellten Sätzen ist es nun ganz unmöglich, innerhalb der Kirche eine unbedingte Lehrfreiheit anzunehmen. Wenn die protestantische Kirche sich nicht auf Menschengesetz, sondern auf das Wort Gottes gründen will, so muß in ihr eine beständige kirchliche Beschränkung jener von allem Inhalt abstrahirenden Lehrfreiheit statt finden, grade wie der einzelne Christ, der sich auf das Wort Gottes gründet, seiner abstracten Freiheit, der Willkür, sich entäußert, und sich in die Schranken des Wortes Gottes fügt; beide werden dann durch die Wahrheit recht frei. Kirchenspaltungen, welche aus diesem Bestreben hervorgehen, können daher verhältnißmäßig ein nur geringes Uebel seyn. Christus sagt: „Meinet ihr, daß ich gekommen bin, Frieden zu bringen auf Erden? Nein, sondern Zwietracht; denn von nun an wird der Vater seyn wider den Sohn und der Sohn wider den Vater“ u. c.; unläugbar große Uebel, aber relativ gering, gegen die Segnungen des Evangeliums, die aus ihnen hervorgingen.

7. Aus diesem die Lehrfreiheit beschränkenden Streben, was in der Natur der Kirche liegt, sind von je her Symbole in allen Kirchen entstanden; und es ist unrichtig, wenn Herr Dr. Ullmann sagt, diese seyen bloß Bekenntnisse, nicht Mittel, die Lehrfreiheit zu erhalten, gewesen. Schon §. 5. wurde gezeigt, daß bekennen und als irrig verwerfen Correlata sind. Wenn nun die durch das Auserwählwerden der inneren Kirche erfolgende Verunreinigung eine Menge todt oder halbtodter Glieder der Kirche heimischt, deren Ausscheidung theils nicht möglich, theils nicht rathlich ist, so muß es, wenn die Einheit festgehalten, die Erkenntniß der Schwachen unterstützt, und für sie namentlich die Aussonderung des Fremdartigen erleichtert werden soll, ein gemeinsames Glaubensbekenntnis der Kirche geben. Und wozu benutzten denn schon in der ältesten Zeit Irenäus und Tertullian und die damalige Kirche die regula fidei, die ältesten Darstellungen der apostolischen Ueberlieferung, aus denen das apostolische Symbolum sich allmählig bildete? Wenn der Erstere die apostolische Ueberlieferung der gnostischen entgegensetzt, der Letztere sagt, daß über die Glaubensregel bei Lehrern der allgemeinen Kirche keine Zweifel statt finden, \*) wenn die Visitationartikel von 1228 Einheit der Lehre in Sachsen bewirken sollten, \*\*) so reichen diese Beispiele hin, das Ungegründete jener Behauptung des Herrn Verf. darzuthun. Keinesweges waren aber diese Symbole bei der wahren Kirche etwas Vorübergehendes, vielmehr führte das äußerlich festgehaltene Bekenntnis der Wahrheit immer von Zeit zu Zeit auf den Ursprung zurück; die Reformatoren schlossen sich ausdrücklich an die Symbole der alten Kirche an, und zogen nur die früher theils eine lange Zeit hindurch nicht zum klaren Bewußtseyn gekommene, theils unter Schutt begrabene, theils durch positiven Irrthum verdrängte Lehre von der Rechtfertigung an's Tageslicht; diese war, ihren eigenen Erklärungen nach, der einzige Zusatz von Wichtigkeit zu den alten Symbolen; grade wie seit Augustinus die Lehre von der Erbsünde und von der Gnade zum klaren Bewußtseyn der Kirche gekommen war.

8. Möglich ist es nun allerdings, daß die ältere Kirche und daß die Reformatoren in der Darstellung ihrer Lehre irrten. Aber

wenn in dem Glaubensartikel von der Kirche, wie oben gezeigt worden, die Ueberzeugung ausgesprochen liegt, daß es zu allen Zeiten eine Anzahl Menschen gab, welche sich im Besitz der wesentlichen Wahrheit befanden, und diese Wahrheit immer gemeinschaftsbildend unter ihnen wirkte, so liegt es in der Natur unserer Verbindung als Glieder Einses Leibes mit den Christen aller Zeiten, daß wir uns bestreben, unsere Einigkeit mit den wahren Gliedern Christi auch in den vergangenen Jahrhunderten aufzusuchen und festzuhalten; es begründet sich hierin die Achtung vor der sichtlich Tradition. Nicht als ob diese, wie in der katholischen Kirche behauptet wird, eine ungetriebene Erkenntnisquelle seyn könnte; wir möchten sie auch durchaus nicht einmal eine secundäre nennen, insofern dies ihren spezifischen Unterschied von der einzig unfehlbaren Quelle und Norm der Wahrheit, der heiligen Schrift, verwischen könnte. Es kann in der Kirche in Lehre und Leben ein „eilter Wandel nach väterlicher Weise“ (κατά πατρίαν παράδοσιν) einreissen, und muß einreissen, sobald die heilige Schrift, als immer lebendige Quelle der Tradition, verlassen wird. Aber dennoch wirkt die heilige Schrift nicht bloß in Einzelnen Erkenntnis der Wahrheit, sondern eine fortschreitende, wenn auch in oszillirenden Linien fortschreitende kirchliche Erkenntnis, und es muß daher einem Christen, der die lebendige Einheit mit der Kirche festhält, schwer werden, muß ihm Kampf kosten, von der Kirchenlehre abzuweichen, wenn anders sein Zustand gesund seyn soll; wie es denn auch Luther einen solchen Kampf anfangs kostete. Er wird sich gern mißtrauen, und der Kirche gern trauen, wenn schon es falsche Demuth ist, wie Fénelon that, gegen bessere Erkenntnis dem Urtheil der Kirche sich zu unterwerfen. Auf diese Weise wird ein reicher Schatz der Weisheit aller Jahrhunderte erhalten, zu dessen lebendiger Aneignung es aber freilich desselben Geistes und Wortes bedarf, aus welchem er ursprünglich selbst hervorgegangen und immer erneuert worden ist.

9. Wenn nun aber, da die Möglichkeit eines Irrthums in den Bekenntnissen einer Kirche nicht gelaugnet werden kann, ein Kirchenlehrer nach langem inneren Kampf zu der Ueberzeugung gelangt, er erkenne die Wahrheit richtiger, als die Kirche; was ist in diesem Falle wohl der gesündere, jenen obigen Lehrsätzen von der Kirche entsprechende Entwicklungsgang derselben: daß dieser dennoch Lehrer der Kirche bleibt, ohne Rücksicht auf ihre Bekenntnisse, und den Widerspruch dagegen verbirgt? \*) oder daß er austritt, selbst eine Gemeinde zu bilden und in ihr die wahre Kirche darzustellen strebt? Uns scheint das Letztere der allein wahrhaft freie und gesunde Entwicklungsgang der Kirche zu seyn. Ueberall, wo der weltliche Arm nicht hindernd in das Leben der Kirche eingreift, wo mit dem Bekenntnisse gewisser Lehrsätze keine politischen Nachtheile verbunden sind, da erzeugen bedeutende Unterschiede in der Lehre meist neue Secten, innerhalb deren Einheit der Lehre immer ein Hauptaugenmerk ist. Herr Dr. Ullmann irrt sehr, wenn er meint, die Englische Kirche allein strebe in England nach Einheit der Lehre; die Methodisten, die Presbyterianer, die Independenten, ja die Quäker thun dasselbe, von welchen allen es doch lächerlich seyn würde zu sagen, daß sie „etwas Katholisirendes“ hätten. Die gegensätzliche Frucht einer solchen klaren Scheidung und festen inneren Haltung der Partheien ist dann wirkliche Ausgleichung unwesentlicher Differenzen. Nur Unwissenheit kann den Zustand von England und Nordamerica als schrecklich zerrissen durch die Secten darstellen; Kundigere wissen, daß unter den Secten der Presbyterianer, Methodisten, Baptisten, Independenten, den Hauptpartheien Nordamerica's, die vielleicht zusammen fast der Bevölkerung in dem nördlichen Theile der Vereinigten Staaten ausmachen, eine große Einigkeit herrscht (unter Secten, von denen einige sich in der Mitte des 17ten Jahrhunderts so blutig beschieden), daß unter den rechtgläubigen Christen geringere Unterschiede, wie z. B. die Kindertaufe, die Kirchenverfassung u. c. sehr selten berührt, und gewöhnlich über der Hauptsache ganz vergessen werden, daß aber

\*) De praescript. haer. c. 12. 13.

\*\*) S. darüber ausführlich Planck Geschichte der Entstehung der protestantischen Lehrbegriffe II. 385 ff.

\*) Denn offenes Aussprechen ohne Trennung innerhalb der Kirche würde nur zu Zeiten des Indifferentismus und der Zerfallensheit möglich seyn.



freilich der Gegensatz gegen die Unitarier bei Allen nur desto greller hervortritt.

Von diesen allgemeineren Erörterungen kehren wir zu Herrn Dr. Ullmann's Schrift zurück. Wir sind fast geneigt, zu glauben, daß der Herr Verf. den wichtigen Gegenstand, von dem hier die Rede ist, noch nie recht scharf in's Auge gefaßt, oder zum Zielpunkt gründlicher Forschungen gemacht habe, weil es sonst fast unerklärlich wäre, wie er so ohne alle feste Principien darüber schreiben, und seine Schrift noch dazu „theologisches Bedenken“ nennen konnte. Wir können bei'm besten Willen nicht einmal einen Versuch darin entdecken, die Hauptsätze, auf denen das Ganze ruht, theologisch zu begründen; sie werden vielmehr nur auf einige subjective Empfindungen und einige Gemeinplätze der Populartheologie gebaut; auch greift der Herr Verf. nie, was doch bei jeder gründlichen Erörterung, bei einem „theologischen Bedenken“ geschehen muß, die Principien der Gegner an, sondern nur ihre aus dem Zusammenhange gerissenen Sätze. So wenn ihm die Behauptung so schauererregend klingt: „Vertrauen eines christlichen Studenten gegen einen rationalistischen Lehrer ist nicht Pflicht, sondern Sünde.“ Bei dieser subjectiven Stimmung geht ja der Verf. von seinem, nicht unserm Princip aus, daß der Rationalismus bloß eine von der unsrigen „verschiedene Denkart“ sey. Die Pflicht der Dankbarkeit und Folgsamkeit habe ich gegen einen Arzt nur so lange, als ich das gegründete Vertrauen habe, er reiche mir Arznei; überzeuge ich mich davon, daß er mir schädliche, oder gar giftige Substanzen reicht, so ist es nicht Pflicht, sondern Sünde, seine Vorschriften zu befolgen. — Eben so findet Alles, was der Verf. über die Freiheit als das Lebenselement der Wissenschaft sagt, im Obigen schon seine Erlidigung. Alle Theologie wurzelt in der Religion; was Melancthon subjectiv ausdrückte, er habe aus keinem anderen Grunde Theologie getrieben, als um sein Leben zu bessern, das hat seine objective Wahrheit darin, daß es keine christliche Wissenschaft geben kann, welche nicht ihre höchste Ehre darin findet, der Kirche Jesu Christi zu dienen. Eine andere Freiheit, als die Kirche selbst, hat daher die christliche Wissenschaft nicht, ja sie scheut sich vor jener abstracten Freiheit, weil sie in dieser eben ihres christlichen Inhalts beraubt wird, ohne den sie eine Selavie der Willkür wird. Der Vorwurf, daß unsere „Partei“, wie der Verf. sagt, „die sogenannten Pietisten“, ausschließlich das religiöse Gefühl begünstigen (S. 33.) und der Erkenntnis abhold wären, kommt uns dieser Schrift gegenüber sehr sonderbar vor; wir können, wie schon gesagt, nichts als vom Winde hin- und hergetriebene wackelnde Wolken subjectiver Gefühle darin entdecken, und vermissen darin jeden festen Grund der Erkenntnis; es scheint uns, danach zu urtheilen, selbst über die biblischen Grundlehren, die der Verf. nicht verwirft, die größte Verwirrung bei ihm zu herrschen. — S. 22. meint er uns durch die Frage, was die wesentlichen Punkte der Kirchenlehre seyen, in Verlegenheit zu setzen; er vergißt aber, daß Personen gegenüber, welche die Grund- und Hauptlehren derselben verwerfen, es verlorene Mühe seyn würde, über jedes einzelne Axiom zu streiten, z. B. ob die Verwerfungsförmel gegen die Ariansen zu scharf sey u. dgl. Es ist die jedesmalige Unterscheidung zwischen wesentlich und unwesentlich, wo wirklich Schwierigkeiten obwalten, eine Sache der Kirchenregierung; wie alle Anwendung absoluter Grundsätze auf mannichfach bedingte Lebensverhältnisse, so kann auch hierin die Praxis in einzelnen Fällen manches Schwere haben, und eine spitzfindige Casuistik könnte hier mancherlei sich erdenken, was in der Behauptung unserer Sage uns doch nicht irre machen würde. Am wenigsten ist von solchen Schwierigkeiten in dem Fall die Rede, der unserm Streit zum Grunde liegt. Falsch ist es auch, daß die Union zwischen Reformirten und Lutheranern auf diese Weise unmöglich wäre. Im Preussischen sollen jetzt, wie wir hören, die Geistlichen an einigen Orten auf „die den Bekenntnisschriften der Reformirten und Lutheraner gemeinsamen Lehren“ verpflichtet werden. Da dies sich wahrscheinlich die meisten gläubigen Theologen und Prediger gefallen lassen, so würde nur das

Gewissen derer zu schonen seyn, die hierin einen unerlaubten Syncretismus finden; diesen würde das alte Bekenntnis abzulegen gestatten, und falls ein größeres Ganze von Gemeinden das Fortbestehen einer Absonderung, wie sie früher war, verlangte, könnte ja auch diese in unserer Zeit nicht wahrscheinliche Bitte gewährt werden. — Bei weitem der sonderbarste von allen Vorschlägen des Herrn Dr. Ullmann ist aber der, daß die strengkirchliche Partei sich an die Brüdergemeinde anschließen möchte (S. 24.). Er gleicht der Zumuthung von Gästen an einen Hausbesitzer, er möge doch, weil sie so zahlreich geworden seyen, sich eine Wohnung im Nachbarhause suchen. — Eben „weil das Himmelsgewölbe ohne Säulen noch fest steht“ (S. 25.), wird sich, das hoffen wir „auf Hoffnung da nichts zu hoffen ist“, der Bau der Evangelischen Kirche, von seinen ewigen Grundsteinen getragen, herrlich, ja verklärt aus dem Schutt wieder erheben, und Einheit und Reinheit der Kirche werden auf gleiche Weise den Gläubigen wieder Herzenssache werden. Nur das gilt es, wohl zu bedenken, daß im Worte Gottes, und in der Heiligung und der Gemeinschaft der Glieder Christi alle Kraft und Haltung der äußeren Kirche verborgen liegt, daß auch des Eringlins und Schwächlins Wachsthum in Klarheit, Entschiedenheit und Festigkeit des Glaubens, und in der Reinheit des Herzens und Wandels dem Ganzen zu Gute kommt. —

Die Schrift „Amtliches Gutachten“ u. dgl. wird von der Ex. K. Z. nicht berücksichtigt werden. Der Verf. derselben, ein rationaler Supranaturalist, einer der letzten seines Stammes, kennt keinen anderen Gegensatz gegen den Rationalismus, als den abstract-logischen, und fühlt sich deshalb natürlich in der Hauptsache brüderlich eins mit den Rationalisten. Bei solchen Proceduren, wie dieses rotten borough in dem vorliegenden Fall sich erlaubt hat, wird auch dem letzten derselben sein Stimmrecht bald genommen werden. Wir wundern uns, daß Herr Dr. Ullmann sich nicht geschämt hat, dergleichen „brav und reblich“ zu nennen.

Wenn wir uns hier nicht auf offenem Merkte, im Angesicht von ganz Deutschland, sondern auf Herrn Dr. Ullmann's Studierzimmer befanden, so hätten wir wohl noch einige Worte anderer Art hinzuzusetzen. Wir würden dem Herrn Doctor sagen, wie sehr wir ihn liebten und achteten wegen des, wenn auch noch schwachen, Bekenntnisses zu unserem Herrn Jesus Christus, das er in seinen Schriften ausspricht; wie dringend wir ihn aber bitten müßten, doch einen tieferen Blick, als bisher, in das unergründliche moralische Verderben seiner und unserer Aller Natur zu thun, um zu erkennen, wie unausfüllbar die Kluft sey, welche diejenigen, die Jesum Christum als ihren Versöhner und Heiland annehmen, von denen trennt, die seiner Erlösung nicht bedürftig zu seyn wähnen; wir würden ihn herzlich und ernstlich bitten, wenn die erhabene Strenge des göttlichen Wortes ihn unangenehm trifft, sich nicht auf den grundlosen Boden schwächlicher Gefühle zurückzuziehen, und mit diesen Fleischeswaffen gegen das Schwerdt, das Mark und Bein durchbringt, zu kämpfen; wir würden ihm denn auch praktisch zu zeigen suchen, wie aufrichtig wir Lehrenheit mit ihm suchten in der Liebe — aber das könnten wir wohl privatim aussprechen, hier aber, vor aller Welt, möchte sich das nicht passen; die uns übel wollten, möchten allerhand mystischen Spuk hinter diesem arglosen Ausdruck der Liebe vermuthen, und Herr Dr. Ullmann wüßte vielleicht selbst einmal recht, wie er diese Sprache aufnehmen sollte. Bis er uns daher den Zutritt zu seinem persönlichen Umgang wird versattet haben, schließen wir mit einer Bitte anderer Art: Wenn der Herr Verf. die Interessen, von denen es sich hier handelt, wirklich für so groß und wichtig halt, als er es in seiner Vorrede ausspricht, dennoch aber in seiner Schrift über diese wichtigen Gegenstände nicht einmal der Anfang einer theologischen Erörterung derselben enthalten ist: so möge es ihm gefallen, recht bald eine zweite Schrift, welche tiefer auf die Sache eingeht, zu schreiben; wann er auch konnte, er wird uns durch Gottes Gnade bereit finden auf diesem Felde, zum Kampf oder zur brüderlichsten Vereinigung.

ph 27, 4.



# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1830.

Mittwoch den 12. Mai.

N<sup>o</sup> 38.

Ueber mein Verhältniß zu dem den Hallischen Rationalismus betreffenden Artikel der Ev. K. Z.

Bei der allgemeinen Gährung, welche der Artikel in der Ev. K. Z. über den Hallischen Rationalismus veranlaßt hat, und bei den mancherlei Stimmen, welche darüber laut geworden sind, kann ich um so weniger eine Erklärung über meine Stellung zu demselben zurückhalten, da ich selbst von den daraus hervorgegangenen Folgen so nahe berührt werde. Diese meine Erklärung wird sich indeß darauf beschränken, nur im Allgemeinen meine Ansicht über den Artikel und die dadurch angeregten Materien darzulegen, indem ich anderen Gelegenheiten (in meinem Litt. Anzeiger) eine wissenschaftliche Behandlung derselben vorbehalte.

Es kommt hier zunächst darauf an, was man als Haupttendenz des Artikels ansieht, ob man ihn vorzugsweise als eine Appellation an die kirchliche Behörde betrachtet, um eine Entfernung der angegriffenen beiden Kirchenlehrer von ihren Lehrämtern zu bewirken, oder vielmehr als eine Ansprache an die Kirche im Ganzen, um vor ihr den in Halle herrschenden Rationalismus, als den Grund der Kirche antastend, darzustellen. Das Letztere bezeichnet der Herr Verf. des Artikels in der Ev. K. Z. in einer in derselben nächstens mitzutheilenden Erklärung ausführlicher als seinen eigentlichen Endzweck.

Dieses nun vorausgesetzt ist die nächste Frage, ob dem Herrn Verf. als Laien ein Verurtheilung zugestehen sey, eine Anklage gegen die Lehrvorträge angestellter Kirchenlehrer zu erheben. Den äußeren Beruf, mithin das Recht dazu, erkenne ich nun in dem geistlichen Priesterstande der Laien, vermöge dessen der Laie sammt dem Geistlichen vereint, die Kirche Gottes zu erbauen hat. Die Lehrer der Gemeinde sind nicht Herren ihres Glaubens (2 Cor. 1, 24. 1 Petr. 5, 3.), sondern Diener und Mitgehülften, und darum kann ich es auch nur als hierarchische Annäherung ansehen, wenn den Laien das freie Wort in kirchlichen Angelegenheiten verboten werden soll. Es versteht sich aber, daß ich hier nicht von diesem Rechte der Laien in Beziehung auf Schulfragen rede, sondern in Beziehung auf jene großen Wahrheiten des Glaubens, über welche jeder Laie nicht nur ein Urtheil haben kann, sondern auch soll. Ja es wird gewiß desto mehr vom regen Leben in der Kirche zeugen, je ernstlicher auch der Laie,

in kirchlichen Angelegenheiten, gegen Mißbräuche in der Praxis und in der Lehre Zeugniß ablegt. — Eine andere Frage ist es aber, ob zu der Befugniß, welche auch der Laie hat in kirchlichen Angelegenheiten, seine Stimme zu erheben und gegen grobe Mißbräuche Zeugniß abzulegen, auch in dem einzelnen bestimmten Falle der innere Beruf dazu kommt, ob Jemand in bestimmten, gegebenen Verhältnissen sich seiner Befugniß bedienen solle. Denn, wenn ich gleich Alles Macht habe, sagt der Apostel, so frommt doch nicht Alles. Auch in Bezug auf den vorliegenden Fall konnte die amtliche Stellung des Herrn Verf., der gegenwärtige Zustand der Kirche in Deutschland, das Verhältniß zur kirchlichen Behörde, konnte endlich auch so Manches in den örtlichen Verhältnissen von Halle gegründetes Bedenken bei ihm erregen, ob grade er unter diesen bestimmten Umständen den inneren Beruf zu einer solchen Anklage habe. Ob nun in irgend einem einzelnen Falle dieser innere Beruf wirklich vorhanden gewesen, darüber kann nie der Fremde ein bestimmtes Urtheil haben, sondern Jeder muß, nach ernster Erwägung aller Umstände, welche dafür und dagegen sprechen, vor Gott und vor seinem eigenen inneren Richter darüber gewiß werden, und somit beuge auch ich mich in dem vorliegenden Falle alles Urtheils, weiß aber aus nahem und längerem Umgange mit dem Herrn Verf., daß es nicht seine Art ist, ohne ernste und gewissenhafte Erwägung irgend einen Schritt zu thun. Es ist aber dieser Schritt des Herrn Verf. nicht bloß überhaupt, als einem Laien ungeziemend, getadelt worden, sondern auch insbesondere in Bezug auf die Art und Weise, nämlich wegen Benützung von Collegienheften und Abhörung von Studirenden zum Behufe der Anklage. Dieses nun — die Benützung von Heften und die Abhörung von Studirenden zum Behufe einer Anklage — kann, an sich betrachtet, nichts Unsitthliches oder Unrechthches seyn; hat doch auch der Staat selbst sich dieses Mittels bedient, als es sich davon handelte, staatsgefährliche Umrtriebe zu ermitteln. Allerdings aber ist es ein Mittel, welches sehr bedenkliche Folgen haben kann, und welches ich eben nur dann gut heißen würde, wenn es sich um eine Sache von der allerhöchsten Wichtigkeit handelte, und wenn durchaus kein anderes Mittel zur Erreichung des Endzwecks zu Gebote stände. Das Urtheil über den Gebrauch dieses Mittels hängt also — meiner Ansicht nach — mit



dem über den inneren Beruf des Herrn Verf. zusammen, ob er nämlich sich so sehr in seinem Gewissen zu jenem Schritte verbunden fühlte, daß er auch ein zwar an sich weder unrechtliches noch unsittliches, aber doch bedenkliches Mittel, nicht glaubte scheuen zu dürfen.

Ueber den Gegenstand der Anklage, daß nämlich der in Halle herrschende Rationalismus den Grund der Kirche antaste, bin ich natürlich mit dem Herrn Verf. vollkommen einverstanden, und habe dieses dadurch zur Genüge bewiesen, daß ich bisher mit allen mir von Gott verliehenen Kräften, so weit mir vergönnt war, demselben entgegenzuarbeiten bemüht gewesen bin, obgleich ich dieses bis jetzt, wo die Anklage des Herrn Verf. die persönlichen Leidenschaften aufgeregt hat, mit einem friedlichen ja zum Theil freundschaftlichen Verhältnisse zu meinen Herren Collegen nicht unvereinbar gefunden habe. Ich bedaure auch herzlich, daß jener Schritt des Herrn Verf. diese meine ruhige Wirksamkeit gestört hat; dessenungeachtet halte ich mich bei einer Sache, wo die Angelegenheiten der Kirche im Ganzen in's Auge gefaßt werden müssen, durch diese Betrachtung allein noch nicht für ermächtigt, die Anklage des Herrn Verf. zu verwerfen.

Dagegen wird nun aber von der Mehrzahl, als die Haupttendenz jenes Artikels, das Bestreben angesehen, die angeklagten beiden Kirchenlehrer, vermittelst einer Appellation an die höchste Behörde, von ihren Lehramttern zu entfernen. Zu dieser Meinung gibt vornämlich die Erwähnung der Absetzung des Dr. de Wette — die, meiner Ansicht nach, hier auf keinen Fall hätte eintreten sollen — Veranlassung, andererseits aber auch der Mangel an einer lebendigen Einsicht in den Begriff der kirchlichen Gemeinschaft, wo, wie der Apostel sagt, wenn ein Glied leidet, alle anderen Glieder mitleiden, und wenn ein Glied wird herrlich gehalten, alle anderen sich mitfreuen (1 Cor. 12, 26.). Was nun diese Tendenz betrifft, die kirchliche Oberbehörde zu einer Entfernung aller rationalistischen Kirchenlehrer aus der Kirche aufzurufen, so kann ich sie nicht billigen.

Ich bekenne allerdings, daß ich der Forderung einer vollkommenen Lehrfreiheit innerhalb der Kirche nicht beistimmen, und mir überhaupt keine Kirche ohne ein gemeinschaftliches Glaubensbekenntniß denken kann. Es liegt dieses in der Natur der Kirche, welche eben eine Vereinigung im Glauben ist, was aber das Herz glaubt, das muß der Mund bekennen. „Ein Herr, Ein Glaube, Eine Taufe,“ sagt der Apostel. Eine absolute Lehrfreiheit, wo Jeder lehren könnte, was er wollte, hat in unserer Kirche auch factisch niemals statt gehabt. Die Dogmen des christlichen Deismus „Gott, Freiheit, Vorsehung und Unsterblichkeit“ sind seit 1780 als die Wesenlehren des Christenthums selbst angesehen worden, und den Kirchenlehrer, der eines dieser Dogmen entschieden bestritt, würde auch ein rationalistisches Consistorium nicht im Amte lassen. Halten nun die kirchlichen Behörden factisch an einer Lehnnorm fest, mit welchem Rechte sollte dies eine deistische und nicht vielmehr eine christliche seyn? Auch ist ein Symbol nicht zunächst eine Glaubens- oder Lehnnorm, so daß der Kirchenlehrer sich unter fremde menschliche Satzung beugen müßte, sondern zunächst ist es ein Glaubensbekenntniß der ganzen Gemeinde, von welcher der Lehrer ein Glied ist, mithin auch sein Glaubensbekenntniß und insofern auch sein Lehrkanon, da er nicht anders lehren wird als er glaubt. — Auch kann ich nicht den Landesherrn, in dessen Händen sich gegenwärtig das Kirchenregiment befindet, als außerhalb der Kirche stehend ansehen, so daß seine Verordnungen in der Kirche selbst dann, wenn sie mit den Grundgesetzen der Kirche vollkommen übereinstimmen,

ein fremdartiger Eingriff wären. Vielmehr bekenne ich mich in dieser Beziehung mit den hierüber vom Herausgeber der *Ev. A. Z.* ausgesprochenen Äußerungen als größtentheils einverstanden.

Dagegen fühle ich mich eben so sehr gedrungen unter den gegenwärtigen Verhältnissen unserer Kirche ein peremptorisches Eingreifen gegen rationalistische Kirchenlehrer für schädlich und verwerflich, oder mindestens für in hohem Grade bedenklich zu erklären. Zunächst aus dem Grunde, auf welchen Dr. Neander so viel Gewicht legt, nämlich wegen der in der Theologie begonnenen heilsamen Crisis, welche bei einem consequenten Einschreiten der kirchlichen Behörde durch Absetzungen oder Edicte gehemmt werden würde.<sup>\*)</sup> Der Rationalismus ist zu tief nicht nur in unsere Kirche, sondern in die ganze neuere Wissenschaft eingedrungen. Selbst diejenigen Theologen, welche wiederum davon frei zu werden streben, stehen in vielfacher Beziehung, ohne es selbst zu erkennen, unter dem verderblichen Einflusse des rationalistischen Zeitgeistes. Auf der anderen Seite läßt sich nicht verkennen, daß auf dem Gebiete des Lebens und der Wissenschaft auch eine entgegengesetzte Macht erwacht ist, welche durch die Waffen des heiligen Geistes und einer von ihm erfüllten Wissenschaft den widerchristlichen Zeitgeist zu überwinden strebt. Unter diesen Umständen möchte ein peremptorisches Eingreifen der Kirchenbehörde mehr hemmend als fördernd wirken. Hiezu kommt noch eine andere Rücksicht. Die gegenwärtigen Kirchenlehrer haben ihre Aemter zu einer Zeit angetreten, wo in der Verpfichtung auf die Bekenntnisschriften unserer Kirche sehr allgemein ein abusus zum usus geworden, und man

<sup>\*)</sup> Wir stimmen hier mit dem verehrl. Einsender vollkommen darin überein, daß ein consequentes peremptorisches Einschreiten der obersten kirchlichen Behörde gegen rationalistische Irlehrer bei der gegenwärtigen Lage der Kirche eher verberblich, als heilsam seyn würde. Zu demselben aufzufordern, ist uns aber auch nicht in den Sinn gekommen. Allerdings mußten wir, um das Einschreiten in einem einzelnen Falle zu rechtfertigen, das Recht der obersten Kirchenbehörde im Allgemeinen darthun. Und wir glauben so lange, daß dies geschehen sey, bis man unsere Beweisführung durch Gründe, und nicht, wie es z. B. von Dr. Ullmann geschehen, durch Ansichten und Gefühle, widerlegt hat. Allein von der Ausübung des Rechtes ist immer nur in Bezug auf den speciellen vorliegenden Fall die Rede gewesen. Der Einwand, daß das Einschreiten gegen Einzelne, während gegen die große Menge Gleichgültigkeit nichts unternommen werde, ungerecht sey, fällt weg, sobald das allgemeine Recht der Regierung nachgewiesen worden. Es erscheint dann nur als eine durch weise Rücksicht auf die gegenwärtigen Verhältnisse bestimmte Gnade, wenn die Behörde nicht allgemeinen Gebrauch von ihrem Rechte macht; und über Anwendung des Rechtes auf seine Person und über Entziehung der Gnade darf sich Niemand beschweren, um so weniger, da ja sein Loos dadurch, daß Andere an demselben Theil nehmen, nicht härter oder leichter wird. Allerdings ist es der Billigkeit gemäß, daß die Behörde, wenn sie sich bemogen findet gegen Einzelne einzuschreiten, grade diejenigen auswählt, welche die Rechte der kirchlichen Gesellschaft, in der sie ein Lehramt bekleiden, theils durch totale Verwerfung ihres Lehrbegriffs selbst, theils durch die größte Veröffentlichung derselben, und den gänzlichen Mangel an Achtung und Schonung gegen sie, am stärksten getränkt, und das größte Aergerniß gegeben haben. Allein wer möchte es unternehmen, den Beweis zu führen, daß dieser Fall nicht grade hier eintrete, da die Gründe für das Gentheil in den beiden Artikeln aus Halle in *N* 5. 6. und in *N* 15., sowie in den beiden Aufsätzen 1829, *N* 66—69. und in *N* 34. des laufenden Jahrganges mit einer für jeden Unbefangenen hinreichenden Ueberzeugungskraft dargelegt worden sind.

Anmerk. der Red.



diesen Act nur als eine Verpflichtung zum Vortrage der für die christlichen Grundlehren ausgegebenen heidnischen Lehren ansah, ja, wo zuweilen die kirchlichen Behörden manche Lehrer, grade wegen ihrer Abweichung von den christlichen Lehren, zu Kirchenämtern beriefen. Aus diesen Gründen scheint mir eine Absehung der die positiven christlichen Wahrheiten antastenden Kirchenlehrer höchst bedenklich — abgesehen davon, daß eine consequente Durchführung auch unmöglich wäre. \*) Dagegen halte ich es für eine desto heiligere Pflicht der oberen kirchlichen Behörde, das Werden in der Kirche in's Auge zu fassen, bei der Anstellung neuer Kirchenlehrer auf ihr Verhältniß zu dem Glauben unserer Kirche ersten Bedacht zu nehmen, und menschlicher Willkühr in Behandlung der großen christlichen Glaubenswahrheiten Schranken zu setzen, denn sollte der gegenwärtige Zustand unserer Kirche permanent werden, so wüßte ich in der That nicht, wie wir dem Vorwurf der Katholischen Gegner begegnen sollten, daß unsere Kirche, weil sie selbst nicht mehr wisse in welchen positiven Glaubenswahrheiten sie eins sey, sich factisch selbst aufgehoben habe. Vgl. Hug, Zeitschrift für die Geisteslichkeit des Erzbisthums Freiburg, Heft II. S. 72.: „Von dieser Zeit an (wo jede Verbindlichkeit auf Glaubensbekenntnisse aufgehört) ist die Protestantische Kirche nur noch durch die bürgerliche Macht äußerlich zusammengehalten, ohne irgend einen gemeinsamen Lehrsatz, und ihre Lehrer sind auf dem Wege, unter dem Schutze christlicher Freiheit

\*) Diesen letzteren gegen die allgemein: Berechtigung der Regierungen zum Einschreiten gegen rationalistische Irrlehrer gerichteten Grund können wir nicht als probekaltig anerkennen. Der verebrl. Einsender gesteht selbst zu, daß das Verfahren der kirchlichen Behörden bei den Anstellungen ein Unrecht gegen die Kirche gewesen, vor dessen Fortsetzung er in dem Folgenden nachdrücklich warnt. Nach welcher Moral aber wäre es wohl Pflicht, das früher begangene Unrecht bei erlangter besserer Einsicht nicht wieder gut zu machen, aus Furcht die Rechte desjenigen zu kränken, zu dessen Vortheil die Verletzung der älteren wohlbegründeten Rechte geschehen, zumal in einem Falle, wie der vorliegende, wo das Unrecht von Seiten des Empfangenden nicht geringer ist, wie das von Seiten des Verletzenden. Denn daß in der Verpflichtung auf die symbolischen Bücher zur Zeit der Anstellung der rationalistischen Kirchenlehrer sehr allgemein ein Mißbrauch zum Gebrauche geworden, kann doch wohl keine hinreichende Entschuldigung für sie abgeben. Das Unrecht, ein Lehramt in einer Kirche zu übernehmen, deren Lehrbegriff man entschlossen ist auf jede Weise zu untergraben, deren Glauben man für Wahn, deren Wahrheit man für Irrthum hält, ist, auch wenn gar keine äußere Verpflichtung auf ihre Bekenntnisschriften, auf die es sehr wenig ankommt, statt gefunden hat, so klar, daß in Bezug auf dasselbe kaum eine andere als eine freiwillige Kaufung statt finden kann. Auch hat es in keiner Zeit an Zeugen der Wahrheit gefehlt, welche dies Unrecht laut gerügt haben. Zugegeben aber auch, daß bei Einigen Kaufung aus Unwissenheit statt gefunden, so kann diese Unwissenheit, die doch immer wieder selbst verschuldet ist, nur die größere Entschuldbarkeit von Gottes Gericht bewirken. Welcher Richter wird wohl einem Angeklagten den ferneren ruhigen Besitz eines mit Unrecht an sich gerissenen Gutes zusprechen, weil derselbe nachweist, daß er nicht aus Bosheit, sondern aus Unkenntnis von Gesetzen, deren Kenntniß ihm zu Gebote stand, sein Unrecht begangen? Welcher rechtmäßige Besitzer wird dadurch seine Ansprüche auf sein Eigenthum für niedergeklagen halten? — Darin aber sind wir mit dem Verf. vollkommen einverstanden, daß der Staat insofern die Rechte der von ihm angestellten Kirchenlehrer schützen müsse, als ihnen dieselben nicht auf Kosten der älteren Rechte der Kirche erteilt worden. Jede Entziehung äußerer Vortheile würde uns daher als hart und unbillig erscheinen.

Anmerk. der Red.

das Christenthum aufzugeben. Allenfalls noch ein Punkt der Einheit kommt ihnen zu statten, zusammenzuwirken als Opposition gegen die Katholische Kirche. Zersiele etwa auch diese, so wäre die Opposition zu Ende, und man müßte erstaunen über die religiöse Verwirrung, von der noch kein Volk ein Beispiel gegeben hätte.“

Nachdem ich nun meine Ansicht über die durch jenen Artikel zur Sprache gebrachten Materien dargelegt, habe ich noch ein Wort über meine Theilnahme an demselben zu äußern. Daß mir eine solche beigelegt worden, ist, bei der Glaubenseinheit und bei dem nahen Verhältniß, in dem ich zu dem Herrn Verf. siehe, gar nicht befremdend. Dennoch verhält es sich nicht so. Allerdings hatte mir der Herr Verf. im Allgemeinen gesagt, daß er einen Artikel über den Hallischen Nationalismus in die Ev. K. Z. einzufenden beabsichtige; allein ich hatte auch von Anfang an gegen ihn erklärt, daß ich von einem solchen Schritt — vermöge meiner Stellung — keine nähere Kenntniß nehmen und noch weniger in irgend einer Beziehung dabei mitwirken könne, so daß mir denn auch der Inhalt des Aufsatzes erst aus dem gedruckten Blatte bekannt worden ist. Wenngleich ich nämlich einen directen Kampf gegen Kollegen keinesweges unter allen Umständen für verwerflich halte, so hielt ich es doch für durchaus ungeziemend, nachdem vier Jahre lang keine directe Polemik, sondern vielmehr ein collegialisches Verhältniß unter den Mitgliedern unserer Facultät statt gefunden, plötzlich und zwar auf diese Weise im Kampf gegen meine Kollegen aufzutreten. Hieraus ergibt sich denn auch die Unwahrheit der Verläumdungen, die man auf eine vermeintliche Uebereinkunft des Herrn v. Gerlach und meiner, gegründet hat, als ob wir uns nämlich zu Abfassung dieses Aufsatzes verbunden hätten, um auf diesem Umwege gewisse Bezwecke zu erreichen.

Schließlich bemerke ich nur, daß ich mich herzlich freuen werde, wenn die Anklage in der Ev. K. Z. und meine offenen Aeußerungen über meine Stellung dazu das friedliche collegialische Verhältniß in unserer Facultät nicht stören, und keine directe Polemik nothwendig machen. Sollte sie indeß ohne mein Verschulden herbeigeführt werden, so werde ich auch dieser Art des Kampfes mich nicht entziehen.

Berlin den 25. April 1830.

Dr. Tholuck.

## Litterarische Anzeige.

Bericht über die Umtriebe der Frömmel in Halle, oder: Welch' Zeit ist es im Preussischen Staate? Von Freund und Lichtfreund. Altenburg 1830. In der Hofbuchdruckerei.

Es kann nicht unsere Absicht seyn, eine eigentliche Beurtheilung dieser Schrift zu liefern, oder die darin ausgesprochenen Meldungen zu widerlegen. Ihr gänzlich unwissenschaftlicher Charakter, und noch weit mehr ihre an vergangene Zeiten, die des wahrden Unwesens, erinnernde freche Frivolität, wodurch sogar die sonst so liberale Leipziger Censur bewogen wurde, ihr das Imprimatur zu versagen, machen sie jeder solchen Beleuchtung unwürdig. Mag sich der Hallische Nationalismus ruhig und ungestört eines solchen Vertheidigers erfreuen!

Eben so wenig ist es unsere Sache, die unehrerbietigen Aeußerungen und Vorwürfe des Verfassers gegen die hohen und höchsten Behörden des Staates zu rügen, oder gar zu widerlegen, wie wenn er z. B. p. 32. sagt: Das Frömmelwesen um-



schleiche das Königliche Schloß, oder, wenn er p. 6. die zu baldige Beförderung des Herrn Guerike zur Professur und seine Ernennung zum Mitgliede der Examinations-Commission für die Schulamts-Candidaten tadelt, und bemerkt, die Anstellung der Herren Professoren Tholuck und Guerike sey die beste Einleitung zur Verwandlung der alten, berühmten, mit hellem Geiste sonst leuchtenden Universität Halle in eine Pflanzschule für pietistische Sectirerei und Harnhuteri.

Nur das ist unsere Absicht, die lügenhaften Verläumdungen kurz zu widerlegen, mit denen der Verf. den guten Namen mehrerer unserer christlichen Freunde und Brüder zu besetzen sucht, nicht um ihrer Person willen — denn wir wissen, daß es ihnen, wie uns, lieb ist, Schmach zu leiden um Christi willen — sondern zur Förderung der gemeinschaftlichen Sache, die man durch Verunglimpfung ihrer Vertheidiger in den Augen der Unkundigen zu verdächtigen trachtet. Schiefe Urtheile dürfen wir verachten, aber unrichtige Facta als solche nachzuweisen, ist unsere Pflicht, weil durch dieselben auch die Wohlmeinenden getäuscht und gegen die Sache eingenommen werden können.

Der Verf. beginnt sein Verzeichniß der „Frömmler“ in Halle mit dem Stellmacher Wagner. Diesem macht er den Vorwurf, er habe über dem Beten das Arbeiten verlernt und sey des guten Glaubens, daß der liebe Gott für seine Kinder sorgen werde. Allerdings hat der brave Mann sein früheres Gewerbe daran gegeben, aber nicht aus Trägheit, sondern weil dasselbe in Abnahme gekommen. Er hat ein anderes ergriffen, von dem er der apostolischen Vorschrift 2 Thess. 3, 11. 12. getreu, sich und die Seinen redlich nähert. Er ist, wie jeder in Halle Bekannte weiß, und nur der Verf. nicht wissen will, gar nicht in der Lage, fremder Beihülfe zu bedürfen. Die Versammlungen, welche von diesem Manne geleitet werden, sollte der Verf. um so weniger angreifen, da sie unter einer von der höheren Behörde angeordneten speciellen Aufsicht des geistlichen Ministerii in Halle stehen, welches noch ganz kürzlich den vortheilhaftesten Bericht über dieselben abgestattet hat.

Als in jeder Hinsicht von weit größerem Gewichte bezeugnet der Verf. die Herren Tholuck, Guerike, v. Gerlach und de Valenti.

Sein erster auf einem Factum beruhender Vorwurf gegen den Herrn Consistorialrath Dr. Tholuck ist, er habe schon im Jahre 1825 in den Missionscirceln von England gegen die Ketzerien in Halle declamirt, und nebenbei Calvini's frächtige Maassregeln zur Unterdrückung der Irreligiösen erwähnt. Dieser letztere Zusatz enthält eine Unwahrheit; daß Dr. Tholuck in einer in England gehaltenen Rede das alte und neue Halle sich einander gegenüberstellte, und das Letztere als einen Hauptstich des Unglaubens bezeichnet hat, ist wahr; aber ebenso gewiß ist es, daß es mit dem von ihm berichteten Factum seine Richtigkeit hat. Man könnte ihm also bei dieser Sache höchstens daraus einen Vorwurf machen, daß er in einem fremden Lande die Schande seines Deutschen Vaterlandes aufgedeckt habe; allein wir glauben, daß sich auch hiegegen manche gegründete Einwendung machen ließe, und daß Herr Dr. Tholuck selbst in dem damals darüber entstandenen Streite diesen Vorwurf zu bereitwillig zugegeben hat. Es handelte sich hier nicht um eine politische Angelegenheit, bei der es allerdings dem Mitgliede jedes Volkes ziemlich mag, die Ehre desselben nach außen hin zu vertheidigen,

und seine Gebrechen nicht zu berühren, sondern um eine religiöse, bei der der Unterschied der Nationen aufhört, bei der der Engländer und der Americaner sich über das Werk Gottes in Deutschland ebenso freuen, und über das Werk des Fürsten dieser Welt ebenso betrüben soll, wie der Deutsche Christ selbst, und wie der Engländer und Americaner über die Angelegenheiten des Reiches Gottes in seinem Vaterlande. Kann man es daher einem von Schmerz über die Verwüstung der Kirche Deutschlands durchdrungenen Theologen zum Vorwurfe machen, wenn er die Glieder des Leibes Christi in einem anderen Lande auf dieselbe aufmerksam macht, um sie zur Fürbitte und zum Theil selbst zur thätigen Hülfsleistung anzufeueren? — Der Verf. bemerkt ferner, mit den Zuhörern in Dr. Tholuck's Vorlesungen habe es nie rechten Fortgang haben wollen; nach der Meinung verständiger Beobachter, weil die der jesuitischen ähnliche pietistische Vieltheuerei und das Werbegeschäft ihm nicht erlaubt haben, seinen Vorlesungen tüchtigen Inhalt zu geben. Allein wer die Beschaffenheit der besuchtesten Vorlesungen in Halle kennt, wird sich nicht versucht fühlen, den Grund ihres zahlreichen Besuches in einem inneren Vorzuge von denen des Dr. Tholuck zu suchen. Es liegt vielmehr am Tage, daß die Sache auf anderen Gründen beruht. Die Universität Halle wird vorzugsweise von solchen zum Studienorte für ihre Söhne erwählt, die selbst dem Rationalismus ergeben, keine größere Furcht haben, als daß die Thüren den von ihnen betretenen Weg verlassen; die häusliche Erziehung macht sie geneigt und willig, den Ermahnungen der Väter zur Meidung der Vorlesungen gläubiger Professoren und zum ausschließlichen Besuche der rationalistischen Folge zu leisten, zumal da sie in unzähligen Fällen noch durch die Insinuationen rationalistisch gesinnter Gymnasiallehrer unterstützt werden. So mit Vorurtheilen gegen die gläubige Behandlungsweise der Theologie angefüllt, und zugleich mit der jedem natürlichen Menschen eigenen Abneigung gegen das Evangelium, kommen die jungen Studirenden in ein Gesamtleben, in dem der Nationalismus seit langen Jahren feste Wurzel geschlagen und die Alleinherrschaft geführt hat; eine Menge neuer Vorurtheile werden ihnen von ihren älteren Commilitonen eingepflanzt; das blinde Vertrauen auf die Auctorität der rationalistischen Professoren erbt sich auf sie fort; ebenso der blinde Haß gegen die rechtgläubigen, über die eine Menge boshafter Lügen im Umlaufe sind; eine große Anzahl von ihnen stürzt sich in den Strudel des rohen Studentenlebens und wird dadurch mit immer größerem Haße gegen eine Theologie erfüllt, welche sich nicht etwa damit begnügt zu verlangen, daß man wie ein altes Kleid mit einem neuen, die eine Lehre gegen die andere vertausche, sondern auf eine gänzliche Erneuerung des inneren und äußeren Lebens dringt.

(Schluß folgt.)

## Nachrichten.

(Berlin.) Eine „Critik der Dogmatik des Herrn Dr. Wegscheider“ von W. Steiger (12–13 Bogen gr. 8.), befindet sich unter der Presse und erscheint in 14 Tagen in der Dehmigke'schen Buchhandlung. Wir hoffen daß das lebhaft aufgeregte Interesse dieser, eine ruhige wissenschaftliche Würdigung ihres Gegenstandes bezweckende Schrift, eine aufmerksame Beachtung verschaffen wird.



# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1830.

Sonnabend den 15. Mai.

N<sup>o</sup> 39.

## Ueber die Rechte der Laien in Glaubenssachen, nach Protestantischen Grundsätzen.

Ein dringendes Bedürfnis in den jetzigen kirchlichen Bewegungen ist eine aus den biblisch, geschichtlich und rechtlich begründeten Principien des Protestantismus entwickelte Lehre von der Kirche, in deren Ermangelung die Willkür im kirchlichen Gebiete ein schrankenloses Spiel treibt. Es ist zwar diese Lehre längst vorhanden, sie braucht nicht erst gemacht, oder nach der lustigen Methode der Hirngespinnste aus subjectiven Ideen a priori construirt zu werden; die älteren Evangelischen Dogmatiker haben sie sehr gründlich und ebenso tief- als hochsinnig vorgetragen. Allein da ihre treuen, kerngelegenen Arbeiten bei Vielen theils vergessen, theils als scholastische Barbarei verachtet sind, so ist es nur zu häufig der Fall, daß über diesen Gegenstand sowohl in der Theorie als in der Anwendung sehr unevangelische Grundsätze aufgestellt werden. Sieher gehört namentlich eine neuerdings sehr beliebt gewordene Trennung, oder Aus- und Gegeneinandersehung der Kirche und des Staates, der Geistlichen und des Volkes, welche sehr wesentlichen Principien der Reformation widerspreitet, und eher papistisch als protestantisch ist. Nach Römischen Grundsätzen sind Kirche und Staat wie das Reich Gottes und das Reich der Welt wesentlich von einander unterschieden, und bestehen als getrennte Gebiete nur nebeneinander, ohne sich innerlich miteinander zu vereinigen, oder sich gegenseitig ineinander aufzunehmen. Die Kirche oder der geistliche Staat verfolgt nach ihrem eigenen Bedünken ihre himmlischen Zwecke, während der weltliche Staat neben ihr seinen irdischen Zwecken für sich nachgeht. Er bekümmert sich um sie nach der neueren Modification dieser Grundsätze nur wie um einen Nachbar oder Beisassen, den er beaufsichtigt, damit er nicht seine Grenzen überschreite, und dem er dann auch von Zeit zu Zeit, wenn es grade nöthig ist, mit seinem fleischlichen Arm einen schützenden Beistand leistet. Die Ordnungen des Staates sammt der ganzen bürgerlichen und häuslichen Verfassung haben einen bloß weltlichen Charakter und gehören als solche ebenso wenig zur Kirche, wie die kirchlichen Ordnungen zum Staate. Nur die Geistlichkeit bildet einen eigenen geistlichen Stand oder kirchlichen Orden in der Kirche, welcher nach Katholischen Principien allein darin herrscht und richtet, und nach rationalistischen wenigstens für sich herr-

schende Rechte begehrt, die er den Laien versagt. Die Laien haben hienach nur als Individuen oder einzelne Seelen, nicht aber nach ihrem Stand und Amt, worin nichts Geistliches enthalten, ein Verhältniß zur Kirche, und stehen daher nur mit einem Theile ihres Wesens und zufällig darin, so daß ihnen auch als solchen kein selbstständiges und rechtmäßiges Urtheil in Glaubenssachen zukommen und nicht vergönnt seyn soll, falsche Lehrer des Abfalls von der Evangelischen Wahrheit zu bezüchtigen. Wie sehr dies von den Grundprincipien des Protestantismus abweicht, wollen wir zu zeigen versuchen.

Die Evangelische Kirche erkennt, der Schrift gemäß, den Gegensatz des Reiches Gottes gegen das Reich der Welt, oder des Geistlichen gegen das Weltliche, nur insoweit an, als das Letztere mit der Sünde behaftet ist und also dem Fürsten der Welt dient, nicht aber insoweit es Natur, oder göttliche Schöpfung und Ordnung ist, und also zur Ehre und zum Dienste Gottes gereichen soll. So wie der biblische Gegensatz des Geistes und Fleisches in dem einzelnen Menschen keinesweges den natürlichen Gegensatz der Seele und des Leibes, als verschiedener Theile der menschlichen Natur, sondern vielmehr den moralischen Gegensatz des alten und neuen Menschen, wozu beiderseits die ganze menschliche Natur mit Leib und Seele gehört, bezeichnet, so befaßt auch das Reich Gottes nicht etwa nur einen Theil der Welt, nicht etwa bloß das Geistige oder Ueber-sinnliche in derselben, und das Reich der Welt dagegen das übrige Aeußere und Irdische, sondern beide Reiche umfassen die ganze innere und äußere Welt, und zwar jenes, insoweit sie Gott dient, und dieses, insoweit sie dem Teufel dient. Die ganze Welt war ursprünglich Gottesreich, weil kein anderer Wille in ihr herrschte, als der göttliche, und sie soll es auch immer mehr wieder werden, je mehr der Geist Gottes alles Widerstrebende in ihr überwindet, und alles Natürliche in seinem Dienste heiligt. Nach dem alten Spruche: gratia non tollit sed sanat naturam, sollen alle natürlichen Verhältnisse und Ordnungen des Lebens nicht durch Aufhebung oder Veränderung ihres Wesens, sondern durch die heilsame Durchbringung derselben mit dem heiligen Geiste heilig und geistlich werden, und diejenigen darunter sollen die gottgefälligsten seyn, welche Gott als die nothwendigsten und nützlichsten zum Heil der Menschen eingesetzt hat (Vgl. Neander's Kirchengeschichte Th. 1. S. 473 ff.).



Die Reformation setzte daher dem papistischen Satze, daß nur Cleriker und Mönche sich in einem geistlichen und heiligen Stande befänden, nicht bloß die biblische Behauptung einer allgemeinen geistlichen Priesterschaft aller wahren Christen entgegen, und hob dadurch nicht nur den einzelnen christlichen Laien zur inneren priesterlichen Würde empor (vgl. Luther an den christlichen Adel Deutscher Nation), sondern sie nahm auch, obwohl nicht gleich, doch ähnlich dem eigentlichen kirchlichen Ministerium, die Laien-Ämter und Stände als göttliche Ordnungen in den heiligen Dienst der Kirche oder des Reiches Gottes auf. Diese Stände sind der Wehrstand oder der Stand der bürgerlichen Obrigkeit sammt dem ganzen dazu gehörigen Staatsdienste, dem der Landesvater vorsteht (magistratus politicus), und der Nährstand oder der Ehe- und Hausstand mit Allem was dazu gehört, dem die Familienväter vorstehen (status oeconomicus). Während nun die Römische Kirche die weltliche Obrigkeit möglichst weit aus ihrem Gebiete zu bannen sucht, während sie den heiligen Ehestand, dieses Seminarium Ecclesiae, als zu weltlich und fleischlich, allen Clerikern verbietet, und keine heiligen und geistlichen Stände kennt, als die hierarchischen Stufen des Clerus und die Mönchsorden, während in noch weit höherem Grade viele Schwärmer jene Stände profaniren, so behaupten dagegen unsere Lehrer: daß die heiligen Orden und Stände von Gott eingesetzt diese drei seien, das Predigtamt, der Ehestand, die bürgerliche Obrigkeit (Luther, Walch Th. 20. S. 1378.). In diesen Ständen wird nach dem Willen und der Ordnung Gottes wahrhaft Gott und Menschen gedient; durch sie wird die Menschheit, Gottes Bild, zum zeitlichen und ewigen Leben erhalten und bewahrt; durch sie wird die Gemeinde Gottes auf Erden erzeugt, erzogen und ernährt, beschützt, verteidigt und gefördert, und durch Wort und Sacrament immerdar zu ihrem Heilande gesammelt. Nach dieser erhabenen Ansicht, wonach die früher verachteten weltlichen Stände zu großem, erhebenden Troste derer, die sich darin befinden, zu einer geheiligten Würde in der christlichen Kirche verklärt werden (s. Apologie S. 217.), nennen die älteren Dogmatiker jene drei Stände die drei hierarchischen Ordnungen Gottes, und handeln sie nach einem tiefen inneren Zusammenhang in Verbindung mit der Lehre von der Kirche ab, woraus man in neueren Zeiten die beiden letzteren herausgerissen und sie willkürlich in der Moral untergebracht hat. Es genügt zum vollständigen Belege des Gesagten die ersten Paragraphen hieher zu setzen, womit Gerhard in seinen *Locus theologicus* die Abschnitte von der Obrigkeit und von der Ehe eröffnet:

„Auf die Lehre von der Kirche und dem kirchlichen Ministerium folgt in schicklicher Ordnung der Artikel von der bürgerlichen Obrigkeit, 1) weil, so wie das kirchliche Ministerium die erste, so die christliche Obrigkeit die andere Hierarchie, oder den von Gott in der Kirche verordneten Stand bildet; \*) 2) weil die Obrigkeit eben so, wie das Ministerium, um der Sammlung, Erhaltung und Fortpflanzung der Kirche willen gestiftet ist; denn durch ihre Hülfe wird die äußere Zucht, Friede und öffentliche Ruhe erhalten, ohne welche das kirchliche Ministerium nicht schicklich sein Amt verwalten kann, und die Sammlung und Fortpflanzung der Kirche kaum stattfinden könnte, 1 Tim. 2, 2.; 3) weil die Obrigkeit gleichsam der Zaum und Wall der Kirche

ist, Ps. 47, 10., und nicht nur unsere Körper und Güter von dieser starken Mauer umgeben werden, sondern auch der Kirche eine Festung bereitet wird, indem die Leidenschaften derer in Schranken gehalten werden, die alle Heilighümer umkehren möchten, um ihren Begierden frei folgen zu können; 4) weil eine fromme und christliche Obrigkeit eine Pflegerin der Kirche ist, Jes. 49, 23.; wie Bethlehem dem geborenen Christo eine Krippe bot, so bieten die Staaten der Kirche eine Herberge; 5) weil die Güte Gottes nicht minder hervorleuchtet aus den Wohlthaten, welche er durch die Obrigkeit dem menschlichen Geschlechte erweist, als aus den Gütern, die er durch das kirchliche Ministerium ihm zuwendet.“ —

„Auf die Lehre von der bürgerlichen Obrigkeit folgt in rechter Ordnung der Artikel von dem Haus- und Ehestande, welches wir beweisen, 1) durch die gemeinsame Art, denn der Hausstand bildet die dritte sogenannte Hierarchie, und vollendet mit dem kirchlichen Ministerium und mit der bürgerlichen Obrigkeit jene drei von Gott in der Kirche gestifteten Stände; 2) durch den gemeinsamen Zweck; denn der Hausstand ist eben so, wie das Ministerium und die Obrigkeit, um der Sammlung und Fortpflanzung der Kirche willen von Gott gestiftet, weil darin durch die Ehe das menschliche Geschlecht fortwährend erzeugt wird, woraus durch das von den Dienern der Kirche gepredigte Wort und die von ihnen verwalteten Sacramente dem Herrn auf Erden seine Gemeinde gesammelt wird; 3) durch die Verbindung derselben, weil die Ehe oder der Hausstand die Pflanzschule des kirchlichen und obrigkeitlichen Standes ist; denn aus jenem Stande werden erwählt, welche dem Kirchendienste und der Staatsregierung vorgelegt werden. Die häusliche Gesellschaft ist das Princip und die Grundlage der bürgerlichen und politischen Gesellschaft, so wie diese wiederum die Stütze der kirchlichen Verwaltung ist. Was der Diener der Kirche im Tempel ist, das ist ein frommer Hausvater in seinem Hause; jener verwaltet das öffentliche Lehramt, dieser unterrichtet privatim seine Familie und bildet seine Hausgenossen zur Frömmigkeit und Ehrbarkeit, Gen. 18, 19. Die Güte Gottes leuchtet eben so aus den Wohlthaten hervor, die er durch den Hausstand als die er durch die bürgerliche Obrigkeit dem menschlichen Geschlechte erweist. Denn der Hausstand dient der Fortpflanzung des menschlichen Geschlechtes und also auch der Kirche; die Obrigkeit aber dient zur Beschirmung derselben. Beide Wohlthaten müssen wir mit dankbarem Herzen erkennen, und mit würdigem Lobe erheben.“

So weit Gerhard. An seine goldenen, recht aus der Tiefe Evangelischer Dogmatik geschöpften Worte lassen sich viele entscheidende Betrachtungen über oberflächlich geführte Streitigkeiten des Tages, sowohl aus dem Gebiete der Kirche, als des Staates, anknüpfen. Wir überlassen dies dem Leser selbst, der nach solchen Principien mit einiger Consequenz leicht die Einseitigkeit und Oberflächlichkeit des sogenannten Territorialsystems, wonach man das kirchliche Recht der Obrigkeit sehr untheologisch nur aus ihrem Landbesitz ableitet, ferner des Episcopalsystems, wonach man es nur historisch zufällig von den Bischöfen auf die Landesherren übergegangen seyn läßt, oder des Collegialsystems, wonach es ihnen, gleich als besäßen sie es nicht durch ihre eigene Würde, nur von der Geistlichkeit oder sonst wem übertragen seyn soll, zu beurtheilen wissen, und überhaupt die große Geichtigkeit der modernen Urtheile über das Verhältniß der Kirche zum Staat erkennen wird. Uns kommt es hier vorzüglich nur darauf an, anzudeuten, wie es sich nicht bloß zufällig durch allerlei äußere Gründe so gemacht hat, daß in der Evangelischen Kirche auch die Laien und an ihrer Spitze der Landesherr eine

\*) Selbst außerhalb der christlichen Kirche muß eine wohlgeordnete Obrigkeit und bürgerliche Verfassung als ein löblicher Stand des Geistes und *κατασκευαστος εἰς ἡσυχίαν* betrachtet werden, welcher dem Evangelium zu seiner Zeit die Stätte bereitet.



entscheidende Stimme und ein gesetzliches Urtheil in Glaubens- und Kirchensachen haben, sondern wie es gegründet ist in dem innersten Wesen dieser Kirche, die allen ihren selbstständigen Gliedern die Bibel zur eigenen Erkenntniß in die Hände gibt, und die Sorge für die Erhaltung der göttlichen Wahrheit und Ehre Jedem an seinem Plage zur heiligen Pflicht macht, wofür er Gott Rechenschaft schuldig ist. Es kann demnach keinem Zweifel unterworfen seyn, daß in der Protestantischen Kirche eine jede Gemeinde und jeder Laie Recht und Zug hat, nach dem Maaßstabe der heiligen Schrift und nach dem Auszuge aus derselben in den Hauptstücken des Catechismus und in der, nicht für Gelehrte, sondern für Laien bestimmten, Augsburgerischen Confession, als der auf die Schrift begründeten Stiftungsurkunde der Evangelischen Kirchengemeinschaft, die Lehre der Geistlichen zu prüfen und zu beurtheilen, und daß namentlich die Hausväter in der Gemeinde nicht nur berechtigt, sondern auch verpflichtet sind, ihren Geistlichen zur Rede zu stellen und nöthigenfalls Beschwerden über ihn zu führen, wenn er sich einen Widerspruch gegen die heilige Schrift, oder eine Abweichung von den aus der Schrift klar und fest bestimmten Grundartikeln\*) der Evangelischen Kirche erlaubt. Sühnet euch vor den falschen Propheten, und prüfet die Geister, ob sie Christum wahrhaft bekennen (Joh. 4, 1 ff.), dies ruft die Schrift allen Christen zu (vgl. Augsb. Conf. Rech. S. 39.). Es würde der unbilligste Gewissenszwang für die Protestantische Gemeinde seyn, und eine wahre Pfaffenthyrannei in dieselbe einführen heißen, wenn man für die angestellten Prediger und Theologen innerhalb derselben zwar eine von dem kirchlichen Bekenntniß ungebundene Lehrfreiheit verlangen, aber dagegen nicht auch umgekehrt den Gemeinden wenigstens eine solche legitime Hörfreiheit zugestehen wollte, daß sie die von der kirchlichen Confession abweichenden Lehrer und Seelsorger nicht zu behalten gezwungen werden, sondern auf ihre Entfernung antragen und andere von den kirchlichen Oberen oder Patronen sich erbitten können. Nach Protestantischen Grundsätzen sind die Geistlichen nicht Herrn, sondern Diener der Gemeinde. Wäre es nicht die größte Unbilligkeit, zu verlangen, daß es sich die Gemeinde immer passiv gefallen lassen müßte, wenn der verordnete Diener des Wortes, wie es von Nationalisten so oft geschieht und geschieht, statt des göttlichen Wortes nur seine subjectiven Meinungen und Ansichten, statt des Evangelischen Christenthums nur Menschenlehre und Zeitphilosophie ihr vorträgt, d. h. statt des Goldes und Silbers der seligmachenden Wahrheit, worauf er verpflichtet ist, nur Heu, Stroh und Stoppeln ihr darbietet, ja selbst — exempla sunt odiosa — die Willkühr bis zur Aenderung der Einfügungsformeln der Sacramente treibt? Man lese nur Luther's Grund und Ursache aus der Schrift, daß eine christliche Gemeinde Recht und Macht habe, über Lehre und Lehrer zu urtheilen (Walch. Th. 10. S. 1794 ff.), und man wird sich bald überzeugen, wie unprotestantisch und unlutherisch jene hierarchischen Präventionen sind.

Was von der Gemeinde der Laien gilt, das gilt auch schon darum, damit es nicht in gesetzlosen Mißbrauch ausarte, in noch höherem Grade von dem Haupte und obersten Vertreter derselben, von dem Landesherren, der, selbst außerhalb einer Confession stehend, als der von Gott verordnete Schutzherr aller Rechte und also auch der Gewissensrechte seiner Unterthanen im Fall einer Beschwerde, die angestellten Geistlichen in die gesetzlichen

Schranken ihrer Confession zu verweisen hat, noch mehr aber innerhalb derselben, als das vornehmste Glied der Kirche, für die Erhaltung der Reinheit und Einheit der göttlichen Lehre in ihren Grundartikeln pflichtmäßig Sorge zu tragen hat, ohne daß er darum je die biblisch-symbolische Substanz derselben zu verändern Recht und Macht hätte. „Vornämlich,“ so heißt es in den Schmalfeldischen Artikeln Rech. S. 350., „sollen Könige und Fürsten, als vornehmste Glieder der Kirchen, helfen und schauen, daß allerlei Irthum abgethan und die Gewissen recht unterrichtet werden, wie denn Gott zu solchem Amt die Könige und Fürsten sonderlich vernahmet, Ps. 2, 10. Denn dies soll bei Königen und großen Herrn die vornehmste Sorge seyn, daß sie Gottes Ehre fleißig fördern.“ Den Protestantischen Fürsten an der Spitze ihrer betreffenden Behörden ein solches, ihnen von Gott und Rechts wegen zuständiges Patronatsrecht oder Episcopat über Lehre und Cultus, abzusprechen, ist um so unprotestantischer, da ein Verein von Fürsten es war; welcher durch sein Zusammentreten und Zusammenhalten in frommem Eifer für die Ehre Gottes und das Seelenheil ihrer Unterthanen jetzt vor dreihundert Jahren die Protestantische Kirchengemeinschaft constituirte, und sie durch mannichfache Stürme hindurch mit Gut und Blut aufrecht erhalten hat. Die Vor- und Nachrede der Augsburgerischen Confession mit ihren Unterschriften und die Vorrede der Concordienformel mit ihren Unterschriften beweisen jenes Recht der Landesherren auf eine so urkundliche und unumstößliche Weise, daß ein jeder Widerspruch dagegen das Protestantische Kirchenrecht in seinen untersten Fundamenten angreift.

D—t.

Dr. E. C—s.

### Litterarische Anzeige.

Bericht über die Umtriebe der Frömmlier in Halle, oder: Welch' Zeit ist es im Preussischen Staate? Von Freimund Lichtfreund. Altenburg 1830. In der Hofbuchdruckerei.

(Schluß.)

Wer alle diese Hindernisse erwägt, alle diese Umstände, welche den Rationalisten, den Jeder im eigenen Herzen trägt, schüßend umlagern, dem wird es gewiß auffallend seyn, daß die Vorlesungen des Dr. Tholuck noch einen so zahlreichen Besuch gefunden — die Zahl seiner Zuhörer beläuft sich in jedem Halbjahre auf einige hundert — und er wird den Grund dieser Thatsache nur in dem inneren Gehalte derselben suchen können. Daß Dr. Tholuck es sich besonders angelegen seyn läßt, durch persönlichen Umgang auf die sich freiwillig ihm nähernden Studierenden der Theologie zu wirken, ist allerdings wahr. Allein er thut damit weiter nichts, als daß er einen wichtigen Theil der Pflichten eines academischen Lehrers der Theologie erfüllt, welcher von jeher in unserer Kirche als solcher anerkannt, und welcher noch im Jahre 1826 durch ein Rescript des hohen Ministerii der Geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten der theologischen Facultät in Halle von Neuem eingeschärft worden. — Endlich beschuldigt der Verf. den Herrn Dr. Tholuck, er habe die collegialische Indiscretion begangen, mit Dr. Wegscheider zugleich den nämlichen Cursus der Exegese des N. T. anzukündigen und zwar gratis. Wir wollen hier nichts weiter über die niedrige Ansicht von dem Verufe eines academischen Lehrers der Theologie bemerken, welche dieser Anschuldigung zu Grunde liegt; wir halten es für sehr natürlich, daß sie dem Verf. und allen Gleichgesinnten nichts weiter ist, als eine milchende Kuh. Wir verlangen nur, daß unsere einzelnen Handlungen nach unserem Maaß-

\*) Welches diese sind, heben die symbolischen Bücher selbst deutlich genug hervor.



Stabe beurtheilt werden. Nach demselben nun kann das äußere collegialische Verhältniß — mehr als ein äußeres kann und darf zwischen einem rationalistischen und einem rechtgläubigen Professor der Theologie nicht bestehen — nicht einen solchen Einfluß ausüben, daß es die höhere Verpflichtung aufhebe, alle nicht durch ein göttliches oder menschliches Gesetz verbotenen Mittel, zu denen ja unlängbar das hier angewandte gehört, zur Förderung des Reiches Gottes aufzubieten. Uebrigens ist auch das Factum selbst eine Unwahrheit, daß Dr. Tholuck seine Vorlesungen gratis angekündigt habe. Was aber die Verletzung collegialischer Verhältnisse betrifft, so hat Dr. Wegscheider in der That ein tübles Beispiel davon gegeben durch Aufnahme der bekannten hässlichen und bitteren Recension über Dr. Tholuck's Commentar zum Johannes. — Auch was der Verf. p. 23. von einer Verletzung des vierten Gebotes berichtet, welche sich Dr. Tholuck habe zu Schulden kommen lassen, müssen wir für unwahr erklären. Wir müßten aber zu tief in's Jarte, zur Mittheilung für das größere Publicum nicht geeignete Verhältnisse eingehen, wenn wir den hier ganz entstellten Vorfall in sein wahres Licht setzen wollten. — Wenn der Verf. p. 26. dem Herrn Dr. Tholuck Schuld gibt, er habe den Aufsatz über den Rationalismus auf der Universität Halle zur Unterstützung seiner Bewerbungen um die Directorstelle am Hallischen Waisenhaus veranlaßt, so ist dies eine Verläumdung, für die er nicht den geringsten Beweis beigebracht hat, noch beibringen kann. Dr. Tholuck hat weder den Aufsatz veranlaßt, noch sich um die Directorstelle am Waisenhaus beworben. Daß Herr v. Gerlach den Wunsch hegte, die Directorstelle des Waisenhauses möchte einem Manne zu Theil werden, welcher sie im Geiste seines Stifters und der milden Gether verwalte, das hat er am Schluß seines Aufsatzes gradezu ausgesprochen; wir halten diesen Wunsch für gut und löblich, und glauben, daß nur derjenige ihn aus unlauteren Beweggründen ableiten wird, der selbst aus unreinen selbststüchtigen Motiven zu handeln gewohnt ist. Weit empörender noch ist die Art und Weise, wie der Verf. von dem Prof. Guericke redet. Er spricht ihm alle Naturanlagen zur academischen Laufbahn ab, urtheilt sehr verächtlich von seinen Leistungen, und behauptet, er sey nach einer nicht langen sehr dunkeln Privatdocenten-Laufbahn ohne Verdienst zum Professor ernannt worden. Die Ungerechtigkeit dieser Beschuldigungen wird gewiß Jeder einsehen, der Herrn Guericke auch nur aus seinen schriftstellerischen Leistungen kennt. Sein Werk de schola Alexandrina, 2 Bände, seine Lebensgeschichte Franke's, seine Beiträge zur Einleitung in's Neue Testament, sind ebenso sehr wie durch Richtigkeit der Gesinnung, ausgezeichnet durch Gelehrsamkeit und gründliche Forschung, und zwar in solchem Grade, daß selbst vorwiegend rationalistische Zeitschriften, wie die Leipziger und Jenaer Literaturzeitung und die Hallische Predigerbibliothek ihnen die gebührende Anerkennung nicht versagen konnten. Die beiden letzteren Schriften namentlich nehmen in der neueren theologischen Literatur eine ehrenvolle Stelle ein. In seinen Vorlesungen hat Herr Guericke schon als Privatdocent so lange eine beträchtliche Anzahl von Zuhörern gehabt, bis er mit seinem Bekenntniß zu dem Evangelio entschieden hervortrat. Seine Privatdocenten-Laufbahn hat die im Verhältniß zu seinen Leistungen gewiß nicht zu kurze Zeit von vier Jahren gedauert; noch jezt ist ihm kein fester Gehalt zu Theil geworden. — Den Vorwurf, welchen der Verf. dem Herrn Prof. Gue-

ricke gemeinschaftlich mit dem Herrn v. Gerlach wegen der an das hohe Ministerium über das Musifest in Halle gerichteten Beschwerde macht, können wir hier übergehen. Nicht nur jeder Christ, selbst Jeder, der nur einige Scheu vor dem Heiligen empfindet, wird nach der eigenen Darstellung des Verf. zugestehen, daß sein Tadel das größte Lob enthält. War kein Grund zur Rüge vorhanden, warum ist denn die Abstellung der Mißbräuche bei dem nächst bevorstehenden Musifest verordnet, und dasselbe unter Inspection gestellt worden?

Eine neue Epoche für die Geschichte des Pietismus in Halle datirt der Verf. von der Ankunft des Richtersdirectors v. Gerlach in Halle. Er beginnt hier gleich mit der Unwahrheit, daß dem Herrn v. Gerlach schon während seines Aufenthaltes in Naumburg der Zutritt auf Weimarschen Grund und Boden untersagt worden sey. Uebrigens schmäh't er durch diese Unwahrheit nicht, wie er wähnt, den Herrn v. Gerlach, sondern die Weimarsche Regierung. Der Insinuation des Verf., als vernachlässigte der Herr v. Gerlach die Pflichten seines ausgedehnten Berufes, stellen wir das Zeugniß eines erbitterten Feindes in der Allgemeinen Zeitung und aus derselben in der Allgemeinen Kirchenzeitung Nr. 54. p. 443. entgegen, welcher sagt, „der Herr v. Gerlach wisse in seiner Berufsthätigkeit sich Achtung zu erwerben und scheinbare Weltflucht mit mehr als gewöhnlicher Energie zu verbinden.“ Wir könnten uns außerdem auf die wichtigsten Zeugnisse berufen, allein wir halten es für unangemessen, uns hier weiter über diesen schamlosen Angriff zu verbreiten.

Wir berühren jezt noch kurz die Verläumdungen gegen den Dr. de Valenti. Unwahr ist es, daß derselbe aus dem Weimarschen verwiesen worden. Mit ehrenvollen Zeugnissen hat derselbe dies Land freiwillig verlassen. Unwahr ist es, daß er aus der Anstalt des Grafen v. b. Recke entfernt worden, weil er den Kindern „mit inquisitorischer Strenge die Erbsünde austreiben wolle.“ Veranlassung zur Trennung des Herrn Grafen und des Dr. de Valenti war, wie jeder Unterrichtete weiß, die Verschiedenartigkeit der Ansichten beider über die Leitung des Institutes. Uebertriebene gesellige Strenge liegt weder in dem natürlichen Charakter des Herrn Dr. de Valenti, noch in seiner christlichen Richtung, wie sich Jeder davon schon allein aus seinem Systeme der höheren Heilkunde überzeugen kann. Unwahr ist auch, in der Art wie sie der Verf. aufstellt, die Behauptung, daß Dr. de Valenti in Halle in Kaffeehäusern und an Wirthstafeln seine Lehren predige. Obgleich der Dr. de Valenti sich nicht scheut, bei vorkommender Gelegenheit Rechenschaft von seinem Glauben zu geben, so lebt er doch, dem Zwecke seines Aufenthaltes in Halle gemäß, in stiller Zurückgezogenheit.

Wir würden uns nicht so ausführlich mit diesem Nachweike eines Ungenannten beschäftigen haben, wenn nicht aus vielen Anzeigen hervorginge, daß derselbe unter Erlaubniß und Mitwirkung seiner Obern geschrieben habe. Mögen noch recht viele solcher Schriften erscheinen, damit man aus den Früchten immer vollständiger den Baum erkenne! Möge das Reich der Finsterniß sich immer auf eine so crasse und handgreifliche Weise kund geben! Sein Fürst ist nur so lange gefährlich, als er sich in einen Engel des Lichtes verkleidet. Wer ihm zufällt, auch wenn er in seiner natürlichen Scheußlichkeit erscheint, verdient kein Bedauern.



# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1830.

Mittwoch den 19. Mai.

N<sup>o</sup> 40.

## Berichtigung eines Mißverständnisses in Betreff des Aufsatzes über den Rationalismus zu Halle.

Die große Aufmerksamkeit, welche unsere Mittheilungen aus Halle im diesjährigen Januarhefte zu erregen fortfahren, veranlaßt uns, noch einmal darauf zurückzukommen, und einen Irrthum zu berichtigen, den wir bei vielen Lesern derselben wahrgenommen haben. Es wird vielfach sowohl von solchen, die jene Mittheilungen billigen, als von solchen, die sie tadeln, vorausgesetzt, als gehe ihr eigentlicher und einziger Zweck dahin, die kirchliche Obrigkeit gegen die darin bezeichneten Irrlehren aufzurufen. Dem ist aber nicht so. Wie die *Ev. K. Z.* überhaupt, so redet auch jener Aufsatz zur Kirche Christi im Allgemeinen. Gleich im Eingange wird das Interesse, welches die Kirche, zumal des nördlichen Deutschlands, an dieser Angelegenheit habe, als Veranlassung desselben angegeben, und am Schlusse werden Alle, denen die Kirche in unserem Deutschen Vaterlande am Herzen liegt, gebeten, ihre Aufmerksamkeit darauf zu richten, und zur Heilung der geschlagenen Wunden durch Gebet, Wort und That mitzuwirken. Gebet und Wort sind die Hauptwaffen der Kirche, und das Erstere insbesondere ist den schwächsten, unansehnlichsten Gliedern derselben sowohl als den kirchlichen Obrigkeiten von ihrem Herrn befohlen; das mächtige Schwert des Geistes aber, welches ist das Wort Gottes, kämpfend zu führen, ist in gewissem Maaße ebenfalls aller Christen, und vorzüglich Aller derer Beruf, denen das heilige Lehramt anvertraut ist. Aber auch die Heilung der daselbst bezeichneten Wunden der Kirche durch die That ist keinesweges bloß Sache der kirchlichen Obrigkeiten. In dem herrlichen Buche des großen Kirchenlehrers Arndt vom wahren Christenthume handelt ein ganzes Capitel, das 39te des ersten Buches, davon: „Daß die Lauterkeit der Lehre und des göttlichen Wortes nicht allein mit Disputiren und vielen Büchern erhalten werde, sondern auch mit wahrer Buße und heiligem Leben.“ Insbesondere aber ist Entschiedenheit im christlichen Leben, durchgeführt durch alle Verhältnisse desselben, eine den Gläubigen unserer Tage im Kampfe gegen die Welt so durchaus nöthige und doch so oft fehlende Waffe. Zu allem diesem haben daher die Leser durch jenen Aufsatz ernstlich aufgefordert werden sollen.

Auch die Bemerkungen über die Lehrfreiheit waren keinesweges ausschließlich oder auch nur vorzüglich für obrigkeitliche Personen, sondern ebenfalls für alle diejenigen bestimmt, die sich durch schriftwidrige Meinungen von der Kirche verleiten lassen, die ungehinderte Verbreitung von Irrlehren im Innern der Kirche und durch ihre eigenen Diener als etwas anzusehen, was mit der geistigen Natur des Reiches Gottes wesentlich zusammenhänge und noch in einem anderen Sinne nothwendig sei, als der in den Worten des Herrn liegt: „Es muß ja Aergerniß kommen,“ und bei denen die klare Erkenntniß, was ein Professor der Theologie an einer Evangelischen Landesuniversität in Deutschland ist und seyn soll, über dem abstracten Begriffe eines Lehrers im Allgemeinen verloren geht. Die Lehre von der Kirche, als einen Theil der christlichen Lehre überhaupt, von der kein Stück fehlen kann, ohne daß das Ganze leidet; aus der Schrift zu entwickeln und gegen Irrthümer in Schutz zu nehmen, wie auch, die heutige Gestalt der Kirche in's Auge zu fassen und darzustellen — das sind Aufgaben für die *Ev. K. Z.*, mit denen sie sich beschäftigen müßte, auch wenn es gewiß wäre, daß nie eine kirchliche Obrigkeit eines ihrer Blätter der geringsten Beachtung würdigte.

Doch waren die kirchlichen Obrigkeiten von der Zahl derer, an welche der Aufsatz gerichtet war, durchaus nicht ausgeschlossen. Dies erhellt schon daraus, daß ja auch sie nicht außerhalb der Kirche stehen, sondern in ihrer amtlichen Eigenschaft wesentlich zu derselben gehören, wie in der Erklärung über des Herrn Prof. Dr. Neander Vosagung von der *Ev. K. Z.* im Märzhefte ausführlicher entwickelt und durch Nachweisung ihres Rechts und ihrer Pflicht, durch die ihnen zu Gebote stehenden Mittel zur Erhaltung der Reinigkeit der Kirche mitzuwirken, dargethan worden ist. Es sollten daher allerdings auch sie, sofern überhaupt die Stimme der *Ev. K. Z.* Zutritt zu ihnen findet, zur ernstlichen Erwägung des Gegenstandes des Aufsatzes, und, soweit Gott ihnen Kraft dazu gäbe, Heilung der darin bezeichneten Wunden der Kirche aufgefordert werden. Wir sind dabei von den großen Schwierigkeiten innigst überzeugt, denen kirchliche Obrigkeiten entgegengeben, wenn sie sich mit weitverbreiteten Irrlehren in einen Kampf einlassen, wiewohl ein solcher Kampf zu ihren heiligsten Pflichten gehört.



Möge diese Erklärung doch von den Vielen, die berufen oder unberufen über die fragliche Angelegenheit urtheilen, auf's Ernsteste erwogen werden, und besonders Alle, die mit uns in dem Glauben an Christum übereinstimmen, sich vor allen voreiligen und leidenschaftlichen Beurtheilungen bewahren. Möge sie dazu dienen, noch einmal Alle aufzufordern, die Entwicklung der bei dem Verfahren der Ev. K. Z. zum Grunde liegenden theologischen und kirchlichen Ansicht auf's Ernsteste zu prüfen, und nicht von blindem Partheigeist sich gegen alle Gründe verblenden zu lassen.

### Litterarische Anzeige.

Sendeschreiben an einen Staatsmann, über die Frage: „Ob Evangelische Regierungen gegen den Nationalismus einzuschreiten haben?“ von Dr. Karl Gottlieb Bretschneider, Ober-Consistorialrath und General-Superintendent zu Gotha. Leipzig bei Vogel.

Der Grundgedanke dieser, auf den Hallischen Nationalismus, die Erklärungen der Ev. K. Z. gegen denselben, und deren Folgen ausdrücklich Rücksicht nehmenden und dadurch veranlaßten Schrift ist:

Daß es bei dem gegenwärtigen Zustande der Wissenschaften, insbesondere „der Sprachkunde, Alterthumskunde, Culturgeschichte, Religionsgeschichte, Philosophie, Mathematik, Geographie, Naturkunde, Geognosie und Geologie, Astronomie u. s. w.“ nicht möglich sey, die Lehren der Schrift und der Kirche vom Stande der Unschuld der ersten Menschen, vom Sündenfalle, von der durch Adam auf alle Menschen gebrachten Schuld, von der Erbsünde, von der stellvertretenden Genugthuung Christi, von der Rechtfertigung durch den Glauben, vom Teufel und den bösen Geistern, von der Auferstehung der Todten, von den Strafen der Verdammten und von den im Anschauen Gottes bestehenden Freuden der Seligen im Himmel festzuhalten, — und daß der Nationalismus es sey, welcher den Weg zeige, wodurch auch der Stand der Gelehrten und Gebildeten nicht nur bei der Religion überhaupt, sondern auch bei dem Christenthume, und in der Theilnahme an der Kirche und ihren Institutionen erhalten werden könne.

Das Schwärmerische der Parthei dagegen, der die Ev. K. Z. angehört, wird darin gesetzt, daß sie „an besondere Erweckungen und Erleuchtungen des heiligen Geistes“ glaube, und die Gefahr, die den Regierungen von ihr droht, unter Anderen darin, daß selbst Fälsche, Schaupiele und Volksebelustigungen am Ende nicht unangefochten von ihr bleiben würden.

Die Ev. K. Z. wird auf diese Schrift, die hiedurch im Allgemeinen hinfänglich charakterisirt ist, nicht ausführlicher eingehen. Ihre Leser bedürfen keiner Widerlegung der meisten darin aufgestellten Behauptungen. Es erscheint daher zweckmäßiger, ihre Mängel in einer besonderen Schrift aufzudecken, welche auch den Nichtlesern der Ev. K. Z. in die Hände kommt. Hier nur zwei Bemerkungen über dieselbe.

1. Der Verfasser rügt den Widerspruch, der zwischen dem Vorworte zu dem diesjährigen Jahrgange der Ev. K. Z. und dem Aufsatze über den Hallischen Nationalismus in Nr. 5 und 6. derselben statt finde, indem in jenem der Nationalismus als ein abgelebter Bettler-Greis, in diesem aber als ein fürchtbarer Feind der Kirche dargestellt wird, zu dessen Bekämpfung dieselbe auf-

gefordert wird, wozu aber nur der Geist Gottes und die Waffen des Wortes und Gebetes die Christen in den Stand setzen können. Dieser Widerspruch erklärt sich wenn man erwägt, daß die Ev. K. Z. nicht aus der Feder eines Mannes fließt, sondern, wie die auf dem Deckel jedes Monatsheftes abgedruckte Anzeige besagt, es sich zur Hauptbestimmung gemacht hat, denen, welche durch gemeinsames Festhalten an der Hauptsache verbunden sind, Gelegenheit zu einem lebendigen Austausch der Ideen darzubieten. Das Vorwort hatte den Nationalismus als ein wissenschaftliches System betrachtet, und seine Veraltung als Betelarmuth und Dürftigkeit in dieser Beziehung mit grellen Farben geschildert. Der Verf. des Aufsatze über den Hallischen Nationalismus dagegen betrachtete denselben von der practisch-kirchlichen Seite und erinnerte an die Verwüstung der Kirche, die er anrichte, und an die Gefahr der Tausende von Seelen, die durch ihn von dem Heil in Christo zurückgehalten werden, indem er zugleich, auf jenes Vorwort hinblickend, die längst dargestellte Flachheit und Nichtigkeit des rationalistischen Systems anerkannte, aber dabei vor der gefährlichen Einseitigkeit, den rationalistischen Unglauben nur von dieser Seite zu betrachten, ernstlich warnte.

2. Der Aufsatz in der Ev. K. Z. gegen den Hallischen Nationalismus hatte ausgeführt, die Professoren der Theologie auf den Deutschen Landesuniversitäten übten ein Lehrprivilegium aus; indem, wer in der Landeskirche eine Anstellung sucht, bei ihnen gehört haben muß, wozu bei den Hallischen noch kommt, daß sie Mitglieder der theologischen Prüfungs-Commission sind. Dem setzt Herr Bretschneider entgegen, daß dieses Privilegium nicht einem oder einigen Professoren allein, sondern dem ganzen Stande zustehe. Dies ist zwar richtig, und es dürfte eines der stärksten Mittel seyn, den Zwang, den die Kirche leidet, wo ungläubige Lehrer solchergestalt privilegiert werden, zu mildern, wenn ihnen an derselben Universität oder Kirche, oder überhaupt in der Nähe gläubige entgegengesetzt werden, ein Mittel, welches in Pommern seit Jahren mit segnetem Erfolge angewendet wird. Dennoch bleibt der Zwang, den die Kirche durch die Anstellung ungläubiger Lehrer leidet, höchst bedeutend und verderblich, denn jeder Professor der Theologie, ja jeder Prediger ist mit einem Antheile an dem Lehrprivilegio begabt und mit der mächtigen Standesautorität bekleidet, die allein der Kirche und ihren Gliedern, nicht aber den Ungläubigen gebührt. Dazu kommt, daß nicht jeder Student die Universität, wo er studiren, oder die Lehrer, die er hören will, wählen kann, sondern dabei von vielen Umständen, unter anderen davon, wer grade die ihm nöthigen Collegien liest, abhängt. Noch beschränkter aber sind die Gemeinden in der Wahl der Lehrer, zu denen sie sich halten, besonders auf dem Lande.

Hätte der Verf. diese Verhältnisse näher erwogen, so würde er sich die vielen nicht zur Sache gehörenden Ausführungen über die Unwirksamkeit des Zwanges in Glaubenssachen haben ersparen können, da wir es grade sind, die für die Kirche die Freiheit in Anspruch nehmen, welche jede erlaubte Gesellschaft genießt, nämlich nach ihren eigenen Grundgesetzen regiert zu werden. Wir empfehlen in dieser Beziehung das Studium der Geschichte der Kirche in England und Nordamerika in den letzten hundert Jahren, wo neben allen Fortschritten der Wissenschaften, und mitten in der größten politischen und Pressefreiheit, die Hohe Kirche nicht allein, sondern noch mehr die Presbyterianer und die verschiedenen Partheien der Dissenter, ihre Lehre und ihren Lehrstand durch solches Regiment rein halten, ohne daß es



Jemand einfällt, einen Zwang darin zu sehen, und wo dadurch das Christenthum in einem Grade aufblüht und erstarkt, und zu den großen Liebeswerken der Missions-, Bibel- und anderen christlichen Gesellschaften Kraft gewinnt, auf den wir aus unsern verwüsteten Kirchen nur mit einer durch tiefen Schmerz getriebenen Freude hinblicken können.

## Ma ch r i c h t e n.

Halle im April 1830.

Unter den hier entstandenen religiösen Bewegungen sind, wie das gewöhnlich zu geschehen pflegt, eine Menge abentheuerlicher und falscher Gerüchte über die Glieder der so genannten pietistischen Parthei verbreitet worden; ganz vorzüglich hat aber der lägenhafte Erfindungsgeist sich thätig erwiesen, die Krankheits- und Todesgeschichte der Gattin des Professors Guerike mit den fabelhaftesten Entstellungen unter alle Classen sowohl dieser Stadt, als, wie wir hören, auch entfernter größerer Städte zu verbreiten. Anfangs wollten die so hart Verläumdeten stillschweigen, und meinten, diese Erzählungen würden nur von Wenigen geglaubt werden; allein da von allen Seiten her man hört, daß das audacter calumniari selbst bei den besser Gesinnten die Folge gehabt hat: „semper aliquid haeret.“ so hat ein Freund des Professors theils ihn selbst, theils den Arzt über die besprochenen Dinge befragt, und Folgendes ist nun das Resultat davon. Doch zuerst die Anklage. Man hat behauptet, nach einer leichten Entbindung mit einem gesunden Knaben habe die Prof. G. sich anfangs wohl gefühlt; allein eine schwärmerische Ceremonie, die man mit der Wöchnerin und dem Kinde vorgenommen, habe zuerst ihren Zustand verschlimmert. Man habe das Kind nämlich — als den Heiland repräsentirend — auf Heckerling gebettet, drei pietistische Studenten seyen, als die heiligen drei Könige gekleidet hineingetreten, und hätten unter Räucherungen eine Adoration verrichtet, wobei viel gesungen und gebetet worden; gleich darauf sey die Wöchnerin bedeutend fränker geworden; es hätten sich zu wiederholten Malen darauf eine Menge Studenten, bis gegen vierzig, im Wochenzimmer eingefunden, um die schon dem Tode Geweihte mit lautem Gesange ihrem Ende entgegenzuführen. Kurz vor ihrem Tode, nachdem man sie durch abgeübte Schandenbekenntnisse gedehnt, habe man ihr ein großes, eisernes Crucifix auf die Brust gelegt, welches erst auf ihre Weigerung, daß das harte Eisen sie drücke, entfernt worden sey. Man habe darauf die ärztliche Hülfe gänzlich zurückgewiesen, und eine Frau habe ihr einige rothe Tropfen eingegeben &c. Nach dem erfolgten Tode sey das Kind am offenen Sarge getauft worden, und bei dem Grabe nachher vom Wittwer ein Gebet gesprochen, worin er Christo gebant, daß er seine Frau dem Teufel entrisse und in einen Engel des Lichts verwandelt habe. Fast schämt man sich, daß es nöthig ist, vor vernünftigen Leuten solche Abgeschmacktheiten zu widerlegen, die alle, sammt und sonders, aus nichts gesponnen sind. Der Prof. Guerike hat sich über diese Erzählungen folgendermaßen erklärt: „Ganz leicht war die (am 23. Februar erfolgte) Entbindung nicht. Die Freude der Mutter war vielleicht zu laut. Schon die erste Nacht war schlaflos, am anderen Tage verursachte eine Unpäßlichkeit des Kindes eine Aufregung anderer Art; am dritten mein Geburtstag. Die Krankheit scheint in ihrer Natur gelegen zu haben, wenn ich nicht lieber bloß sagen soll: im Willen Gottes. Daß von unserer Seite nichts versehen ist, kann der Arzt bezeugen. Gott weiß es freilich noch besser, und Er vergebte, was uns verborgen ist. Am dritten Tage (den 25.) kamen zwei Studenten in mein durch ein Zwischenzimmer von der Wochensube getrenntes Wohnzimmer, und brachten mir im Namen anderer ein Gebicht, und dabei die Werke des heiligen Bernhard, nebst einer Theemaschine, und für mein neugeborenes Kind eine silberne Kinder-Klapper. (Sie hatten noch einen Kirchenvater kaufen wollen, der aber weder in Halle noch Leipzig zu haben gewesen, und daher das

übrige Geld so angewandt.) Da sie das Kind zu sehen wünschten, erhielten sie auf einige Augenblicke Zutritt in die Wochensube, wobei jedoch kein Gespräch mit der Wöchnerin statt fand, und entfernten sich sogleich wieder. Am Morgen dieses Tages mag mit Essig in der Wochensube gedüftet worden seyn, doch gewiß nicht zu viel.“ Von Adorationen, Verkleidungen, Weibbrauch &c. ist auch nicht das Mindeste wahr; solche Narrheiten würden dem Prof. G. und den beiden, sehr ernsten, einfachen Studenten ein Ekel und Grauel gewesen seyn. Die Lüge ist auch sehr dumm erfonnen, da der Prof. G. von allem Phantastischen, eben so wie seine verstorbene Frau, von jeher weit entfernt war. In's Wochenzimmer ist, außer dem, was aus der obigen Erzählung hervorgeht, kein Besuch gekommen, als (höchstens dreimal) eine nahe Freundin, und die zur Pflüge nöthigen Personen, und nachher, bei der anzuführenden Gelegenheit, der Vater des Prof. G., Superintendent und Pfarrer der St. Moritzkirche, und sein Bruder, Candidat der Theologie. Gesungen wurde in diesen Tagen in der ganzen Wohnung gar nicht; auch nicht in Gemeinschaft mit oder bei der Wöchnerin kniend oder laut gebetet. Am dritten Tage wurde, außer dem gewöhnlichen Hausarzt (nicht Dr. de Valenti, welcher bisher in Halle gar nicht practicirt hat), der als geschickt bekannte Dr. Gutke, zugezogen. „Bis zur Nacht zum 1. März.“ fährt Herr Prof. G. fort, „wo man die größte Gefahr vor Augen sah, hatte ich meiner lieben Frau die Größe derselben nicht gesagt, in dieser Nacht fühlte ich mich dazu gedrungen, und ich werde Gott ewig so dafür danken, wie es mir die Selige in dieser Nacht gedankt hat. Sie hörte mich mit Ruhe an, und, so sehr ich hervorhob, daß Gott sie noch erkalten könne, wollte sie doch, daß ich vom Tode mit ihr reden sollte. So redete und betete ich denn mit ihr, und das Resultat unserer Unterredung, bei der sie sich auf meine dringende Bitte fast ganz leidend verhielt, war, daß sie mit der größten Ruhe und innigsten Ergebung auf Alles gesaßt war. Wenn hiebei gesungen worden, so habe ich höchstens das Verschen: „„Christe, du Lamm Gottes““ &c. leise vorgesungen.“ Am 1. Vormittags reichte ihr der Superintendent Guerike das heilige Abendmahl. „Unmittelbar vorher betete ich mit der Seligen, die sich dabei nur leidend verhielt, ganz kurz, und sang ihr leise einen Vers vor. Die Handlung selbst war sehr kurz. Nachher sang ich mit der Kranken wieder einen Vers, worin sie mit großer Glaubensfreudigkeit einstimmt: „„Hallelujah, Lob, Preis und Ehr““ &c. Wie bisher, so wurde auch nun fernerhin mit der Kranken nichts weiter vorgenommen, weder gebetet noch gesungen, sondern sie möglichst ruhig gehalten. In der Nacht vom 2. zum 3. delirirte sie heftig; sie war augenfichtlich schon im Sterben.“

„Es schien jetzt“ — sagt Prof. G. weiter — „als wenn das Delirium und die Heftigkeit der Krankheit nachließ, sobald gebetet oder wenige Bibelworte gelesen oder einige Verse leise gesungen wurden. Da sich diese Wahrnehmung vollkommen bestätigte, so geschah es; das Anhören des Delirirens war ja gar zu furchtbar, und es war der ausdrückliche ernste Wunsch der Kranken, daß es so geschehen sollte. Doch auch jetzt gab ich die Hoffnung nicht auf und suchte sie auch in der Kranken zu erregen. Aber sie fühlte deutlich ihr herannahendes Ende, sobald sie nur Bewußtseyn hatte. Freilich gegen Morgen trat (wohl in Folge des Opiums in der Arznei) ein Zustand völliger Schmerzlosigkeit ein, der allerhoffnungslosste, und da delirirte die Selige, daß sie ja munter sey und keinesweges stärke, ich hätte Gott vorgegriffen. Meine Antwort war, des Herrn Hand sey nie verkürzt, ihr Leben sey mein ganzes Erdenglück und mein inbrünstiges Gebet; dabei waren ihr schon die Augen gebrochen. Bald erkannte sie aber noch mit Bewußtseyn ihren Irrthum. Die letzten Stunden waren sehr schwer, und wie hätte da nicht nach dem erfolgten Tode dem zerschmetterten Herzen ein Dankgebet sich entwinden sollen, zumal da der Apostel will, daß man Gott danken soll und ihm die Ehre geben für Alles? Ich mußte ja, daß sie selig war und mir nur eine Weile vorangereist. Gesungen wurde nicht.“

Die Taufe, bei der meine Frau Gvatter stand und ich zugegen war, fand nicht am offenen, sondern der Sitte in solchen Fällen gemäß, am zugedeckten Sarge statt, darauf folgte das Begräbniß.



„Am Grabe“ — so sagt der Prof. G. weiter — „sprach ich nur ein kurzes Gebet — ich, weil Niemand die Selige so lieb gehabt und sie Niemanden so. — Ich war nicht exaltirt, sondern konnte mich kaum aufrecht halten. Freilich weinen konnte ich nicht, dazu war ich zu zerschmettert, aber Glauben hatte ich, und darum konnte ich Gott danken, und eben das, was mir bei allen Schmäbungen die größte Ruhe gibt, ist der Welt und ihrem Fürsten ein Gräuel. Ich sprach — denn ich habe es wohl behalten:

„Herr Jesu Christ, wir sind hier, um dir die Hülle eines von ganzem Herzen geliebten Menschen wieder zu geben. Wir danken dir von ganzem Herzen und ich insonderheit preise dich, daß du das treue Herz, das nun nicht mehr schlägt, weil du es so gewollt, uns geschenkt und so lange zur Erquickung erhalten hast. Wir danken dir von ganzem Herzen, daß du in ihr den Glauben an dich, den wahren lebendigen Gott, (sollte ich mich ja anders ausgedrückt haben, so wäre es unwillkürlich geschehen, gewiß ohne Unwahrheit) entzündet und ihr Kraft und Freudigkeit geschenkt hast, auch noch zuletzt auf ihrem Schmerzenslager und in ihrer letzten Noth ihn zu unserm Segen mutbig und getrost zu bekennen. Wir danken dir von ganzem Herzen und ich insonderheit preise dich, daß du ihr durch diesen lebendigen Glauben die ewige Seligkeit verbürgt und ihrer Seele, so wahr du bist, aus Gnaden verliehen, und auch ihrem Leibe die dereinstige glorreiche Auferstehung verheißen hast. Wir danken dir von ganzem Herzen, und ich insonderheit preise dich, daß, wo du bist, auch die seyn sollen, die dir angehören, und daß also wir, die wir in Schwachheit dir anhangen, droben dereinst auch sie wiederfinden sollen, im Anschauen deiner Herrlichkeit und in der Gemeinschaft mit allen Engeln und Heiligen, und auch ich, dein geringster Knecht, um bei dir mit ihr ewig zu leben und zu triumphiren. Amen. Hallelujah!“

Mit Hallelujah mußte ich schließen, weil die letzten Lebenstage der Seligen dies Wort beständig wiederholten.“

Nach fügt Herr Prof. G. über das Sündenbekenntniß hinzu (die Krankenschwärmerin hat erzählt, die Sünden seyen ihr sehr gering vorgekommen):

„Die Kranke dachte in der letzten Nacht von selbst wieder an ihre Sünden, die vielleicht so groß nicht seyn mochten, als die der Wärterin, aber doch groß genug, um unvergeben ihr das selige Sterben zu verwehren. Wir trösteten uns beide des Leidens und Sterbens Jesu Christi, wodurch sie wieder vollen Frieden erhielt.“

Ueber das Crucifix:

„Da ihr einige Augenblicke „Christus für uns“ zu sehr entschwand, so wurde zur Unterstützung ihrer Schwachheit das Bild des Heilandes, welches ihr als ein Geschenk werth war und schon immer in der Stube gestanden hatte — ihr näher gestellt, das Uebrige ist unwahr. Auch sah man bald, daß es noch bessere Mittel gebe, und brachte das Kreuz wieder an seinen gewöhnlichen Ort.“

Ueber die rothen Tropfen siehe Dr. Gutike's Zeugniß.

Folgendes ist nun der Brief, welchen dieser Arzt, der Herr Dr. Gutike, auf Bitte eines Freundes des Prof. G., über diese Sache ihm geschrieben:

„Ev. v. beehre ich mich, im Folgenden eine Abschrift meines auf Requisition des hiesigen Magistrats — zur Ermittlung des Grundes oder Ungerundes von Gerüchten, welche sich über die Krankheit der verstorbenen Frau Prof. Guerike verbreitet haben — erstatteten Berichts auf Ihren Wunsch gehorsamst mitzutheilen. „Ich habe die Frau Prof. Guerike vom 25. Februar Abends, also vom dritten Tage nach ihrer Entbindung, an, bis zu ihrem am 4. März

erfolgten Tode [dies ist ein Versehen, der 3. war der Todestag] ärztlich behandelt, und sie zuletzt am 3. Abends zwischen 10 und 11 Uhr besucht. Die Krankheit bestand in einem Kindbettfieber, welches sich schnell mit heftigen und bedenklichen Symptomen entwickelt hatte, und die Thätigkeit derer, welche die Kranke umgaben, dringend in Anspruch nahm. Aber die Verstorbene ist auch von den Ihrigen mit großer Liebe und Sorgfalt gepflegt worden, und Alle haben sich willig gezeigt, meine Verordnungen pünktlich zu befolgen, ja ich darf sogar annehmen, daß die in dieser Familie gebräuchlichen gemeinsamen Andachtsübungen ermüdet worden seyn, auf meinen Rath, daß Alles, was das Gemüth der Kranken aufregte, sorgfältig vermieden werden möchte. Sie hatte indeß oft ein sehr bestimmtes Vorgefühl des Todes, und mochte gern dem Trost sich überlassen, den die Religion ihr gewährte. Ich habe mehr als einmal sie sagen gehört, sie sey bereit zu sterben, wiewohl sie sehrlich wünsche, den Freunden des Lebens erhalten zu werden. Die Ihrigen besätkten sie dann auch in der Hoffnung zum Leben, davon bin ich insbesondere bei einem meiner letzten Besuche Zeuge gewesen, aber sie freuten sich auch mit ihr, daß sie in so hohem Maße erfüllt sey von dem Glauben an die Verheißung eines besseren Jenseits. — Veranlaßt durch den zweiten Punkt der Requisition habe ich Frau Majorin v. d. G., die Mutter der Verstorbenen, um Aufschluß ersucht. Sie hat meine Vermuthung bestätigt, daß man der Kranken in der letzten Nacht, als die Kräfte augenscheinlich geschwunden waren, einige Gaben der Essentia dulcis gereicht habe. Dies ist ein Arcanum des hiesigen Waisenhauses, über dessen Anwendbarkeit Frau v. d. G. von mir kurz zuvor Rath verlangt, und unter Anderem zur Antwort erhalten hatte, daß man es auch bei großen Erschöpfungen anzuwenden pflege. Halle am 25. März 1830. Gutike.“ „Diesem kann ich noch hinzufügen: 1) Der dritte Tag nach der Entbindung, an welchem ich gerufen wurde, war der erste der Krankheit. 2) Ich bin überzeugt, daß meine Verordnung, keinen Besuch zu der Kranken zu lassen, befolgt worden ist, und als einige Tage vor ihrem Tode auf ihren Wunsch viele Besondere gekommen waren, daß sie sie noch einmal sehe, und von ihnen Abschied nehme, begab sie sich dessen, da ich äußerte, daß sie dadurch in eine nachtheilige Aufregung des Gemüths versetzt werden würde. 3) Frau Majorin v. d. G. befragte mich bei einem meiner ersten Besuche, ob ihr kleiner Enkel auf Haferpreu wohl warm genug liege, da er doch mit Fries und Watte verwahrt und mit einem Federbettchen bedeckt sey. Ich erwiederte, daß ich es für besser hielte, Kinder von so zartem Alter auf Federn zu betten, fand übrigens den Kleinen, als ich ihn besuchte, warm genug. Frau v. d. G. war sogleich besorgt, das Lager nach meinem Rath einzurichten, und wenige Stunden nachher fand ich das Kind schon auf einem Federbett liegend. Dr. Gutike. Halle am 13. April 1830.“

(Breslau.) Herr Professor Dr. Steffens hat der Redaction der Ev. A. Z. einen Aufsat überhandt, worin in Bezug auf die Hallische Angelegenheit den in der Erklärung des Herrn Dr. Meander vorkommenden vollkommen gleiche Ansichten enthalten waren. Nachdem Herr Professor Steffens diese letztere Erklärung gelesen, stimmte er mit der Redaction dahin überein, daß die vollständige Mittheilung seines Aufsatzes nunmehr überflüssig seyn würde, erklärte aber, seine persönlichen Verhältnisse machten es ihm wünschenswerth, daß sein Dissensus öffentlich bekannt gemacht werde, welchen Wunsch wir denn hiemit erfüllen.

(Dieses Stück der Ev. A. Z. wird auch besonders ausgegeben.)



# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1830.

Samstag den 22. Mai.

N<sup>o</sup> 41.

## Ueber das neue Berliner Gesangbuch.

### Drittes Schreiben an \*\*\*

Sie werden, theurer Freund, nach dem Schlusse meines letzten von dem heutigen Schreiben nicht mehr und nicht weniger als die Lösung der Aufgabe erwarten, welche die positive Seite meiner Beurtheilung des neuen Berliner Gesangbuches und aller ähnlichen früheren und künftigen Versuche enthält, dem alten Liedertexte eine willkürliche und eben deswegen keine Grenzen kennende Umdichtung und Vernüchterung unterzuschieben, oder die widerstrebenden alten Lieder oder Verse derselben zur Strafe ganz wegzulassen. Ehe ich an's Werk gehe, bitte ich Sie, zwei Punkte nicht aus dem Auge zu lassen: Erstlich daß wir allerdings bei dem Einzelnen den ersten und unmittelsbaren Gegenstand unserer Unterhaltungen aus den Augen verlieren werden, denn ich habe weder Zeit noch Lust, die Sünden gegen jeden aufzustellenden Canon, von denen unser Gesangbuch wimmelt und wimmeln muß, einzeln aufzuzählen. Sind aber die Canones richtig, so fällt jene Arbeit von selbst in ihr Nichts zusammen, wie sich ein Jeder überzeugen kann, der einige Blätter jenes Buches an unsere Regeln halten will. Zweitens bitte ich Sie zu erwägen, daß dieser Versuch der erste in seiner Art ist, und also allerdings, selbst in seinen Grundzügen, die hier allein gegeben werden können, einer etwas ausführlicheren Begründung bedarf, obgleich es nicht dieses Ortes seyn kann, ein vollständiges critisches Organon zu liefern.

Daß die anscheinende Trockenheit oder Geringsfügigkeit der Untersuchung mir Ihre freundliche Aufmerksamkeit entziehen sollte, fürchte ich nicht, da ich weiß, wie sehr Ihnen der Gegenstand am Herzen liegt, und deshalb will ich jetzt ohne Weiteres zur Aufstellung der versprochenen leitenden Grundsätze und Canones übergehen. Ich muß dazu von dem schon im ersten Schreiben berührten Punkte ausgehen, daß die kirchliche Liedersprache eine ist. Wie dem Inhalte nach, so bilden nämlich auch in der Sprache unsere geistlichen Lieder, in ihrem mehr als dreihundertjährigen Entwicklungslaufe eine Einheit, welcher allerdings, wie bei allem lebendigen Werden eine nicht zu verkennende Mannichfaltigkeit nach Zeit, Ort und Persönlichkeit zur Seite geht. So bestimmt Luther's und Gellert's, Michael Weipen's und Paul

Gerhard's, Johann Angelus's und Albertini's Lieder von einander verschieden sind, so nahe stehen sie sich wieder in Sprache, Wortgebrauch, Wendung und Bau, wenn sie mit der weltlichen Poesie, namentlich der neueren Zeit, verglichen werden. Der freie und mächtige Strom der Begeisterung christlicher Sänger bewegte sich so ganz innerhalb des Reichthums und der Fülle der von Luther wiedergeborenen Bibel- und Kirchensprache, und nach den Klängen der ersten Lieder der großen Glaubenshelden, daß der Wind des Tagesgeschmackes nur hie und da seine schwächeren Wellen zu kräufeln und zu verwirren vermochte. Und so wie die geistliche Liedersprache ihre geschichtliche Basis in der Bibelübersetzung, den ehrwürdigen Gebeten der Kirche und den ältesten Gesängen des Volkes in Deutscher Zunge, so hatte sie fortdauernd zu ihren Trägern das gesammte Deutsche Volk. Daher ging sie weder unter in politischer Spaltung, noch in dem Streben nach vornehmer romanischer Mischung oder hochtönender Rhetorik, noch endlich in der Unbildung der niederen Stände und der Gemeinheit und Rohheit der übrigen Volkspoesie.

Handelte es sich nun darum, dem Gelehrten und Sprachforscher ein kleines Bild zu geben von der Eigenthümlichkeit jeder Zeit, so wäre die Aufgabe sehr einfach: wir würden dann nur die Hauptlieder des Zeitraums nehmen wie sie sich finden, und ihren Text nach den ältesten und besten Ausgaben darstellen. Allein es handelt sich bei der Herausgabe eines Gesangbuches darum, daß Alles, was darin steht, als etwas Lebendiges von den gegenwärtigen Trägern des Evangelischen kirchlichen Lebens ergriffen werde: daß ebensowohl der einfache schlichte Bürger und Landmann verstehe und fühle, was ihm die alten Lieder sagen, als daß der kundige Sprachkennner damit zufrieden sey, und endlich, was das Schwerste ist, daß der gutgefunnte Halbgebildete sich nicht an etwas Un- und Mißverständlichem stoße, dessen richtiger Verstand ihm nicht bekannt seyn sollte, oder nicht leicht aufgeschlossen werden könnte. Mit anderen Worten, unsere Aufgabe ist: den Liedertext so festzustellen wie Luther und Paul Gerhard, wenn man ihnen bemerkte, ihre Orthographie und einzelne ihrer Wörter und Wortformen seyen hie und da dem gemeinen Christenmanne schwer oder unverständlich, Anderen aber anstößig, um des Zweckes der gemeinsamen christlichen Erbauung willen, ihre Lieder ändern würden.



Unsere Aufgabe wird also in sprachlicher Hinsicht derjenigen nicht unähnlich seyn, welche die Alexandrinischen Diastemata der Homerischen Poesie sich vorsetzten, als sie uns den jetzigen Text feststellten: keine ganz consequente Durchführung oder Ausmerzung alter Formen und Schreibart, sondern nur ein mit der Erhaltung der Originalität des Textes vereinbares sich annäherndes Verfahren. Ich darf nicht weiter bemerken, wie sehr nicht allein die Verschiedenheit des Gegenstandes, sondern auch der Umstand, daß die festzustellende Sprache noch eine lebendigere Basis unter uns hat als die epische unter den Alexandrinern, diese Vergleichung beschränken und bedingen müsse. Nicht unähnlich würde auch das Verfahren derer seyn müssen, welche sich das Ziel vorsetzten, das Helbengebicht der Nibelungen, den Stolz Germanischer Dichtung, dem Deutschen Volke und allen Freunden seiner Poesie wieder leicht zugänglich zu machen, ohne in Willkür oder Sprachmengerei zu verfallen; aber hier fehlt allerdings die Einheit der Fortbildung, und das lebendige Daseyn der epischen Volkssprache.

Am nächsten steht unserer Aufgabe die Behandlung der Sprache in Luther's Bibelübersetzung selbst, natürlich mit bedeutender Verschiedenheit. Denn erstlich ist darin nicht von der Behandlung eines Stoffes aus verschiedenen Jahrhunderten, sondern nur von der Fortbildung einer dem Volke vorliegenden aber nothwendig hie und da in Schreibung und Wortform vor Veränderung und Mißverständniß zu sichernden Sprache die Rede. Wer nun nie beachtet hat, wie verschieden selbst die gewissenhaften Abdrücke der Canstein'schen Ausgabe der Bibelübersetzung von dem Originaltexte Luther's sind, der lese darüber Dr. Lück's gründliche Abhandlung in der Zeitschrift für gebildete Christen vom Jahre 1824 nach. Dann aber ist auch der Buchstabe des göttlichen Wortes in seinem einmal bekannten Gepräge mit besonderer Aengstlichkeit zu beachten, wie andererseits wieder ein vom Volke zu singendes Lied als Erguß der individuellen Andacht sich mehr dem gegenwärtigen Sprachgefühl anschließen soll.

Ich habe absichtlich hier im Eingange der Untersuchung, in die ich Sie gern einführen möchte, mich durch einige, wenn gleich unvermeidlich hinführende Gleichnisse, verständlich zu machen gesucht, damit nicht Manche in unserer, nach dem Absoluten einer Verstandes-Abstraction strebenden Zeit, sich mit vornehmem Dünkel oder systematischem Starrsinn deshalb von mir abwenden, weil ich nicht absolut den alten Buchstaben herstellen will. Diese will ich vorläufig noch bitten, vor Allem einige tausend Lieder mehr durchzulesen, und die Originalausgaben derselben zu vergleichen, zweitens aber den Zweck der gemeinsamen Erbauung nicht aus den Augen zu verlieren. Für meine anderen Leser will ich aber hinzufügen, daß ich nicht absoluter und systematischer im Buchstaben seyn mag, als das Leben und seine Entwicklung ist, dessen Gegenstände ihre Vermittelung nicht im Verstande, wohl aber im lebendigen Gefühle des Geistes und ächten historischen Sinn finden. Jede durch Zweck und Gebrauch abgeforderte Sprache erhält einen gewissen Typus, sobald sie einmal ihren wesentlich richtigen Ton und Ausdruck gefunden hat. So lange sie nur lebendig bleibt, schwebt sie zwischen zwei Punkten, der Basis in der Vorzeit, wodurch sie ein typisches Element erhielt, und dem fortbildenden Elemente in der Sprache der Gegenwart. Nun aber ist jene Basis, die Sprache des 16ten Jahrhunderts, eben wie die des 14ten und 15ten, eine Uebergangssprache in Beziehung auf das vollkommene Mittelhochdeutsch und unsere festgewordene Neuhochdeutsche Schriftsprache. Viele ihrer Formen und Wörter sind einzelnstehende Reste einer untergegangenen Bildung

oder Mißverständnisse derselben; auch hat sich in der Zersplitterung des Deutschen Lebens viel Mundartliches eingeschlichen. In ihrer Hauptmasse ist sie aber, besonders durch den überwältigenden Einfluß Luther's, Grund und Muster unserer Sprache geworden. Wollen wir sie nun nicht als eine zwischen dem Mittelhoch- und Neuhochdeutschen stehende eigene und feste Sprache ansehen, so müssen wir auf die frühere, ganz besonders aber auf die spätere Sprachniederlegung (wie Grimm diesen Moment des Sprachlebens gut bezeichnet) Rücksicht nehmen. Für unseren Zweck ist also eine solche Sprache in jeder Hinsicht ganz besonders geeignet.

Auch möge nur Niemand glauben, wir wollten uns die Sache leicht machen. Allerdings halte ich eine absolute Herstellung des alten Buchstaben für eben so unmöglich, als unzweckmäßig, hier und anderswo in menschlichen Dingen. Allein was die innere Schwierigkeit betrifft, so will ich Niemanden verhehlen, daß mir auch hier unsere Aufgabe, wie viel höher und schöner, so auch schwerer zu seyn scheint, indem es sich darum handelt, dem über den Gegenständen und Verschiedenheiten schwebenden Geiste einer vor uns liegenden Entwicklung, aus dem ganzen Bildungsstoff und dem Bewußtseyn des jetzigen Standpunktes, bescheiden und unverdrossen nachzuspüren.

Es bleibt mir nur noch ein einziges Vorurtheil zu beseitigen übrig. Es könnte nämlich Jemand solche Canones wie die, welche wir auffuchen, für Pedanterei halten, deren der Berufene leicht entbehre, und mit denen der Unberufene doch nichts anfangen wisse. Diese Ansicht ist in doppelter Beziehung falsch. Erstlich wird Jeder, der eine Bearbeitung unseres Lieberschatzes nach bloßem Gefühle auch nur zehn Jahre hindurch fortsetzt, und immer wieder auf seine frühere Entscheidung zurücksteht, sich nicht immer die Gründe derselben anzugeben wissen, ja sich auf Willkür und Inconsequenz ertappen. Wenn nun so der Einzelne ohne dergleichen Canones für sich keine Gewißheit und Sicherheit im Urtheile gewinnen kann, wie viel weniger werden es zweitens seine Zeitgenossen gewinnen, denen doch noch eher die Willkür und Inconsequenz des Verfahrens auffällt? Uns kann aber nur dadurch geholfen werden, daß sich die Ueberzeugung festsetze, eine den Gemeinden vorgelegte Bearbeitung sey nach festen und bekannten Grundfätzen vorgenommen, die modificirt und berichtigt werden, aber immer eine sichere Basis des Verständnisses in der Zeit gewähren, und vor wilder Zerstörung wie vor Erstarrung sichern können.

Die Regeln und Canones, welche wir nun nach diesen Vorerinnerungen aufstellen wollen, haben den Zweck uns dahin zu führen, daß die Anwendung derselben auf ein einzelnes Lied sich so weit mit Sicherheit ergebe, als es die individuelle Natur desselben zuläßt. Wir müssen sie in zwei Classen theilen: in allgemeine und besondere.

### A. Allgemeine Canones.

I. Die ganze Aufgabe der Feststellung unseres Liedertextes bewegt sich zwischen folgendem Gegenfaze: Der Text der alten Lieder muß der Text der alten Lieder muß möglichst treu und unverändert dem jetzigen Bewußtseyn der geistlichen Sprache so nahe gelegt werden als möglich, damit die leichtkeit der alten Lieder recht lebendig hervortrete.

II. Die zur Vereinigung dieses Gegenfazes aufzustellenden besonderen Canones können und sollen keinesweges ohne Un-



terschied und gleichmäßig auf alle älteren Lieder angewandt werden. Eine solche Abweichung von dem Canon kann aber keinesweges willkürlich seyn, sondern muß entweder durch die Einwirkung des an der Spitze stehenden allgemeinen Gegensatzes, von dem bald die eine bald die andere Seite überwiegt, oder durch die Collision mit anderen bestimmt nachzuweisenden Gründen oder Regeln gerechtfertigt werden. Die Hauptgrundsichten, welche eine solche Verschiedenheit begründen, sind folgende:

1. Verschiedenheit nach dem Inhalt des Canons selbst. Nur wenige solcher Regeln sind von so entscheidender Wichtigkeit und Allgemeinheit, daß sie nicht mindestens individuelle Ausnahmen leiden sollten. Andere leiden Ausnahmen für ganze Classen von Liedern.

2. Verschiedenheit nach den Liedern. Wir setzen folgende Stufenleiter von Zulässigkeit der Aenderungen fest, mit Zurückweisung auf das früher über den Unterschied erst aufzunehmender und schon aufgenommenen Lieder Gesagte.

- a) Am wenigsten Veränderung erduldet ein historisches Bekenntnislied, welches als solches bekannt und geliebt ist. Hier steht oben an: Eine feste Burg ist unser Gott, — ihm zunächst kommt: Wir glauben All an einen Gott. Solche Lieder sollen grade vergegenwärtigen, was in einer durch sie verewigten Zeit die alten Glaubenshelden dachten und dichten. Der erste der Gegensätze von Canon I. überwiegt hier also ganz.
- b) Dann kommen alle übrige allgemeine Haupt-Kirchenlieder, vorzüglich aus der ersten Zeit der Reformation. Als Beispiel dienen hier Luther's übrige Lieder — Herzlich lieb hab ich dich Herr — Allein Gott in der Höh sey Ehr.
- c) Hierauf folgen die übrigen Kirchenlieder.
- d) Dann die weniger allgemeinen Andachtslieder, meist aus dem 17ten und 18ten Jahrhundert. Bei ihnen ist auch schon früh größere Freiheit geübt, besonders wo ein für die Privatandacht bestimmtes Lied in kirchliche Sammlungen aufgenommen wurde. So z. B.: Für deinen Thron tret ich hiermit — In allen meinen Thaten, und dergleichen.
- e) Viel größere Freiheit als mit irgend einem Originalliede kann man sich bei Uebersetzungen nehmen, wie die Luther's und Anderer aus dem Lateinischen, oder Michael Weissen's aus dem Böhmischen. Bei den ersten namentlich haben wir das Recht, Aenderungen nach Maßgabe des Urtextes vorzunehmen, jedoch mit Berücksichtigung der größeren oder geringeren Einbürgerung, welche die alten Uebersetzungen erhalten haben, die übrigens meistens mit ihrer größeren oder geringeren Vollkommenheit im Verhältniß steht.

3. Verschiedenheit nach der Stelle eines zu ändernden Wortes.

- a) Im Anfangsverse bekannter Lieder hat man nur um eines offensbaren Sprachfehlers, oder einer ganz unerträglichen Härte willen einen Buchstaben zu ändern. Daher muß allerdings:

Wenn meine Sünd'n (oder Sünd) mich kränken

Wenn mich mein Sünden kränken:

mit Vermeidung eines grammatischen Fehlers, oder einer nicht zu duldbenen Härte, geändert werden: nicht aber die harte, oft zu vermeidende flexionslose Form des Adjectivis in dem Liede und der Melodie:

Erschienen ist der herrlich Tag.

Daß übrigens in diesen Beispielen die eine Aenderung noth-

wendig und die letzte oft zu rechtfertigen sey, wird unten bewiesen werden.

- b) Eine gewöhnlich ausgemerzte Form kann im Reim beibehalten werden, weil ihre Begräumung eine unverhältnismäßige Aenderung erfordern würde, außer wo unbedingte Nothwendigkeit der Aenderung statt findet. So lasse ich für statt vor nur in solchen Fällen stehen, nicht aber den Reim Feind — seynd (sunt).

4. Verschiedenheit nach der Wesentlichkeit des Gedankens, in dessen Ausdruck etwas Aenderung zu heischen scheint, und der Schwierigkeit der Aenderung. Ist der Gedanke nothwendig, und die Aenderung ohne Verwässerung der Originalität desselben und des Liedes nicht möglich, so ist eine Ausnahme gerechtfertigt unter der obigen Beschränkung. So werden wir die alte Schreibung Luther's und der Zeitgenossen für den zusammengezogenen Dativ beim statt deinem beibehalten können, aber doch statt:

D leucht uns mit deinem hellen Schein

sagen:

Leucht uns mit deinem hellen Schein,

und statt:

Soll ich denn einmal nach deinem Rath.

Soll ich einmal nach deinem Rath

oder:

Soll ich denn einst nach deinem Rath.

5. Verschiedenheit nach der Sprachepoche. Obgleich alle ächten geistlichen Lieder auch sprachlich eine Einheit bilden, und unter gewissen Bedingungen Wort und Wendung von einem auf das andere übertragen werden kann; so muß man doch bei jedem einzelnen Falle vorerst die ganze Individualität des Liedes und Verfassers in Erwägung ziehen. Ich möchte also die bekannte Stelle des Paul Gerhardschen Liedes: O Haupt voll Blut und Wunden:

O Haupt sonst schön gezieret

Mit höchster Ehr und Zier

Jetzt aber hoch schimpfret

allerdings ändern, aber nicht mit Wilhelmi sagen:

O Haupt sonst werth geachtet

Der höchsten Ehr und Zier,

Jetzt aber trüb amnachtet:

sondern lieber mit dem Hannöverschen Gesangbuch von 1745:

O Haupt sonst schön gekrönt

Mit höchster Ehr und Zier:

Jetzt aber höchst (oder besser gar) verhöhnet.

Denn dieses hätte Paul Gerhard selbst sehr gut schreiben können, jenes aber nicht. — Eben so wäre bei einem Dichter des 18ten Jahrhunderts ein Reim wie Kost und Lust gewiß eine einzeln stehende Ausnahme, und daher fehlerhaft; bei Paul Gerhard ist es aber gar nicht, noch weniger bei den älteren: daher ich auch hier einen solchen Reim für unantastbar erklären kann, ohne ihn dort im geringsten für unverklich zu achten. — Aus demselben Grunde kann ich in jener Stelle von Paul Gerhard, statt Feind — seynd setzen, ohne weitere Aenderung, denn ich corrigire dabei nichts ihm und der Zeit Fremdes hinein; anders würde es bei einem neuen Kirchenliede gehalten werden.

Die hier aufgeführten maßgebenden Rücksichten müssen bei der Anwendung jedes besonderen Canons auf einen bestimmten Fall beachtet werden. Selbst der letzte der folgenden allgemeinen Canones, welcher sich auf das Verhältniß der Wortformen im Allgemeinen bezieht (VII.), unterliegt ihrem Einflusse.



III. Entschiedene Fehler in der Wortbildung oder Fügung, sey es daß sie auf einer Eigenheit des Verfassers beruhen, oder inmundartische sind, müssen ausgemerzt werden: denn die Sammlung der Kirche muß fehlerlos classisch seyn. Allerdings aber sind die Liederdichter nicht nach Adelung zu meistern.

IV. Eben so wenig zu dulden ist irgend eine andere entschiedene Unrichtigkeit, welcher Art sie auch sey.

V. Ihr sehr nahe stehend ist die Rücksicht auf Singbarkeit, da sonst der Zweck dem Mittel aufgeopfert werden würde.

VI. Die Anwendung der übrigen Canones muß nach dem in der Zeit factisch Gegebenen zu verschiedenen Epochen verschieden ausfallen. Manches mag in dreißig Jahren verständlich, belebt, edel seyn, was jetzt Allen oder bei weitem den Meisten unverständlich, todt, gemein ist. Aber wir haben unsere Zeit und Sprache, wie sie ist, in's Auge zu fassen, und zweifelhafte Fälle im Berufsseyn derselben zu entscheiden. Nun ist bei der Anwendung nie zu vergessen, daß wir am wenigsten einem möglichen Wiederausleben unübersehbliche Hindernisse in den Weg stellen dürfen. Je tiefer unsere Feststellung auf das neuere Leben und den nothwendigen Entwicklungsgang der Sprache begründet ist, desto mehr wird sie sich im Fortgange der Zeit bewähren.

(Schluß folgt.)

## Nachrichten.

(Schweiz.) Es ist der Ev. K. Z. in den neuesten gegen dieselbe erschienenen Streitschriften vorgeworfen worden, daß sie einer Parthei angehöre, die ihre Arme über ganz Norddeutschland ausstrecke, und durch die immer enger werdende Verbindung ihrer Glieder sich mehr und mehr verstärke. Wir haben die Wahrheit dessen, was uns hier zum Vorwurfe gemacht wird, schon in unserem diesjährigen Vorworte laut und öffentlich anerkannt. Ja, wir gehören zu der „Secte der Nazarener, der an allen Enden widerprochen wird,“ zu der Secte derer, „die da glauben Allem was geschrieben steht im Gesetz und in den Propheten“ (Apostelgesch 24, 5. 14. 28, 22.). Aber nicht bloß über das nördliche oder über ganz Deutschland, nein, auch nach der Schweiz, Frankreich, England, Schottland und Nordamerika, ja nach allen den Heidenländern hin, wo die Missionare den Namen Jesu verkündigen, strecken wir Bruderhände aus, um uns mit Mystikern und Pietisten, mit Romern und Methodistern, kurz mit Allen, welche die ehrliche Schmach Jesu Christi tragen, und die der Herr deshalb selig preist, zu dem Einen großen Leibe als Glieder zu verbinden, der an dem Haupte, Christo, wächst in allen Stücken zu seiner Selbstbesserung in der Liebe (Eph. 4, 15. 16.), und es ist eines der innersten Anliegen unserer Herzen, daß diese gliedliche Gemeinschaft die Innigkeit erlange, die ihr unser Heiland selbst so sehnlich wünschte, als er (Joh. 17.) für die betete, die durch seiner Jünger Wort an ihn glauben würden: „Daß sie Alle eines seyen, gleichwie du, Vater, in mir, und ich in dir, daß auch sie in uns eines seyen; auf daß die Welt glaube du habest mich gesandt.“ Dazu wünschte die Ev. K. Z. nach ihren schwachen Kräften mitzuwirken, und vorzüglich unter dem Feuer der Anschuldigungen, die wir selbst erfahren und die über unsere Brüder ergehen, den kräftigen Trost der lebendigen Gemeinschaft und gegenseitigen Fürbitte den oft noch so vereinzelt Christen immer näher zu bringen und bekannter zu machen. In diesem Sinne theilen wir aus Engli-

schen Blättern folgendes rührende Schreiben mit, welches in Folge der unseren Lesern schon aus dem vorigen Jahrgange bekannten Christenverfolgungen im Waadtlande der Prediger Rochat aus seiner zweiten Verbannung um des Glaubens willen an die Christen in Großbritannien im vorigen Jahre öffentlich erlassen hat.

„Da das Wort unseres Gottes uns lehrt, daß Einer des Andern Last tragen, und wir derer, die in Banden sind, gedenken sollen, als wären wir mit gefangen, und daß alle Glieder mit leiden, wenn ein Glied leidet, so fühle ich große Freude in Christo, mich hiemit an alle Kinder Gottes in Großbritannien zu wenden, um ihrer brünstigen Fürbitte ihre Brüder im Waadtlande zu empfehlen, gegen welche das Feuer der Verfolgung mit erneuerter Heftigkeit ausgebrochen ist.

Es sind etwa zehn Jahre, daß die ersten Zeichen des Geistes der Bekehrung und des Lebens im Waadtlande sichtbar wurden, und vor ungefähr sieben oder acht Jahren fing ein überaus mächtiges und herrliches Werk dieses göttlichen Geistes an sich zu offenbaren. Unsere Brüder in England wußten, daß eine heftige Verfolgung gegen dieses Werk unseres obersten Hirten sich erhob, und daß die Verordnung vom 20. Mai 1824 Jedem mit Gefängniß, Geldstrafen oder Verbannung bedrohte, die eine christliche Versammlung dieser sogenannten Secte halten, oder in seinem Hause dulden würde. Selbst auf Hausandachten, bei denen nur ein Mann oder Frau oder Kind anwesend waren, die nicht zur Familie gehörten, wurde dies Gesetz angewendet. Verschiedene Prediger, unter anderen ich selbst, wurden in Folge desselben verbannt, doch legte sich der Sturm nach und nach, und die während der Verfolgung an verschiedenen Orten entstandenen besonderen Gemeinden versammelten sich, ohne im Allgemeinen gestört zu werden, in Privathäusern.

Nun aber ist der Zorn unserer Obrigkeit von Neuem entbrannt, und mit größerer Heftigkeit als jemals ausgebrochen. Viele Glieder dieser Gemeinden Jesu Christi erdulden das Feuer der Verfolgung, und auch gegen mich ist in Vevey ein neues Verfahren verhängt worden.

Meine theuern Brüder in Christo, die ihr die gesegnete Insel Großbritannien bewohnt, ich flehe euch an, bei der liebenden Gnade unseres Gottes, vor dem Gnadenthron zu ringen für diese eure Brüder im Waadtlande, daß uns gegeben werden möge fest zu stehen, mit unverletzter Treue, gegen Alles, was man uns anstint dem heiligen Worte zuwider zu thun oder zu lassen, daß wir aber auch zugleich herzliche Ehrfurcht und brünstige Liebe gegen unsere Obrigkeit in uns bewahren mögen. Betet, o betet viel für uns zu dem Gotte aller Gnade, daß er uns seine Kraft gewähre; den Frieden in Jesu, den er allein geben kann, und der alle Vernunft übersteigt; wahre Demuth, den unvergänglichen Schmuck des sanften und stillen Geistes, der da köstlich ist vor Gott; die Früchte des Geistes, in aller Sanftmuth, Gerechtigkeit und Wahrheit; ein mit Christo in Gott verborgenes Leben, ohne welches alles Bekennen seines Namens nichts ist, als ein übertünchtes Grab; und endlich ein unbegrenztes völliges Vertrauen auf seine Gnade und allmächtige Kraft. Betet, daß wir die Züchtigung ertragen mögen, und ihm danken, der sie uns gesandt hat, und daß alle diese Prüfungen unsere Herzen neu erwecken und beleben mögen, ihm nachzufolgen. Ruht mit uns an den Herrn, unseren Erlöser, daß er seiner Sache den Sieg verschaffe, daß diese Begebenheiten vielen tausend unsterblichen Seelen in unserem Vaterlande zum Segen werden, und daß sie beitragen mögen zum Preise seiner herrlichen Gnade, durch die er uns angenehm gemacht hat in dem Geliebten. Endlich, verbindet euch mit uns, den Vater aller Barmherzigkeit anzusuchen, daß auch unsere Obrigkeit gerührt und beseligt werden möge durch seine Gnade, die besser ist als Leben.“



# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1830.

Mittwoch den 26. Mai.

N<sup>o</sup> 42.

## Ueber das neue Berliner Gesangbuch.

Drittes Schreiben an \*\*\*

(Schluß.)

VII. Wo in der Pieder Sprache sich zwei gleichmäßig richtige und anerkannte Formen neben einander finden, sey es, daß beide in verschiedenen Schriftstellern derselben Periode vorkommen, oder daß die eine älter, die andere neuer ist, hat man im ersten Fall die wohl lautendere Form, im zweiten die neuere vorzuziehen, jedoch diese nur dann entschieden durchzuführen, wenn die ältere ganz veraltet und untergegangen ist. Denn nur alsdann darf man nicht nach der Hoffnung entscheiden, daß jene wieder lebendig und dadurch der Sprachreichtum vermehrt werden könne. Daher sollte man immer schreiben: kommt, glauben, und nicht bisweilen: kömmt, gläuben; und Formen wie: willst, sollst, statt: willst, sollt, durch alle Lieder durchführen; eben so ist: nun statt nu — erneuen; erlöschten statt verneuen, verlöschten zu schreiben, und jede ähnliche kleine Verschiedenheit zu verwischen, welche die Liedereinheit stört, ohne irgend einen entsprechenden Vortheil zu gewähren.

Die Canones selbst aber werden, wenn sie richtig sind, eine von der Polhöhe der Zeit unabhängige Gültigkeit behalten.

### B. Besondere Canones.

#### I. Orthographische.

1. Man wähle allenthalben in älteren Formen die einfachere und mildere, sonst die neuere. Man schreibe also die Zusammensetzung von gerüstet, behütet, nicht gerüßt, behüt't, wie fast alle Neuere thun, sondern gerüst, behüt — und besorge nicht, daß das Volk solche Formen oder Ausdrücke, wie erkaltetes Herz und ähnliche nicht verstehen sollte. Die entgegengesetzte Schreibart setzt sich am meisten der Beibehaltung mancher Stellen entgegen, wegen ihrer für das Auge unerträglichen Härte. Sie ist aber auch wirklich ein Barbarismus, insofern diejenigen guten Liederdichter, welche ursprünglich jene zusammengezogenen Formen gebraucht, sich dieselben als zusammengehörig dachten, und vor der Häufung der Consonanten bei der anderen Schreibung erschrocken seyn würden.

Der für deren, nicht der'r, gehört eigentlich schon der grammatischen Betrachtung an: denn der ist entschieden die richtige Form; aber auch jene orthographischen Contractionen und Synkopen sind im Geiste der Sprache gegründet und unvertilgbar, wie Grimm so genügend erwiesen hat.

2. Man gebrauche den sogenannten Apostroph, d. h. das Zeichen eines weggefallenen tonlosen e, nur da, wo dieser Buchstabe wirklich wesentlich war, sonst nirgends. Man schreibe also nicht: ich rus' — wohl aber: sie leb'n. Eben so ist:

Versöhner der'r die war'n verlor'n

statt:

Versöhner der die warn verlorn

eine reine Barbarei unlebendiger Schreibung. Auch hier fallen durch Anwendung der richtigen Orthographie des 16ten Jahrhunderts eine große Menge Härten weg, die das Ohr durch das Auge empfindet.

3. Die Schreibung der zusammengesetzten Wörter kann auch, der Uebersichtlichkeit wegen, am füglichsten hier erörtert werden. Man findet in alten Liedern: die Gottes Lieb statt die Gotteslieb — das Himmelleben statt Himmelsleben — deine Leibesglieder statt deines Leibes Glieder. Ich sehe keinen Grund, hier nicht die neue Bildungs- und Schreibart allgemein anzuwenden, und also auch statt:

Tritt den Schlangenkopf entzwei

zu lesen:

Tritt der Schlangen Kopf entzwei,

wo der Sinn kein anderer seyn soll, als den diese letzte Schreibart uns gibt.

#### II. Lexicalische Canones.

1. Man merze aus alle entschieden falsch gebildeten Worte; ich wüßte jedoch kein Beispiel aus einem guten Liede anzuführen. Alberkeit für Albernheit ist allerdings ganz veraltet und findet sich nur bei Michael Weiß, aber von alber gebildet, welches noch in mehreren alten Liedern vorkommt.

2. Gleichfalls tilge man aus dem Heiligthum Deutscher Rede fremde Worte aus. Diese sind zuerst ganz Lateinische wie: Grätiosa Coeli rosa — Gloria — und andere Reste von An-



spielungen auf längst verklungene Lateinische Kirchengesänge. Eben so: Lasset die muscam hören, in Neander's schönem Liede: Lobe den Herrn den mächtigen König der Ehren. Dann aber auch die aus Romanischen Worten Deutsch gebildeten, oder Deutsche mit Romanischen Flexionen; diese sind fast alle ganz unpoetisch, trivial oder gar komisch geworden. Ich kann also in dem herrlichen Kerngesange von Apelles v. Löwenstern nicht dulden.

Friede zugleich der Polizei verehere

will aber unbedenklich, gegen den Buchstaben dieses Canons aber im Geiste der allgemeinen Grundsätze und der gesammten Lieder Sprache, verbessern:

Friede zugleich dem Regiment verehere.

Auch in den herrlichen Zeilen des wahrhaft vom heiligen Geiste belebten Paul Gerhard'schen Pfingstliedes:

Beschirm die Polizeien,  
Bau unsers Fürsten Thron,  
Laß ihn und uns gedeihen ic.

muß, ich mit mehreren alten Gesangbüchern ändern:

Beschirm die Obrigkeiten  
Bau unsers Fürsten Thron:  
Laß Segen uns begleiten ic.

Ferner dürfen nicht bleiben: Schimpfsiren, eines der ganz schlecht gebildeten Worte, Musciren — quit (für frei) — und ähnliche. Eben so wenig kann ich verstümmelte Worte wie: Kyrieleis — Glori — oder die folgenden: Potentaten — Formirtest — Passion — Communicanten in einem classischen Gesangbuche der Kirche dulden; auch die brennende Lucherne in dem nicht aufzugebenden Liede des edlen Freundes von Luther, Spengler, darf nicht bleiben. Als Ausnahme will ich nur, außer jenem Regiment, noch triumphiren namhaft machen, welches ich als eingebürgert und edel betrachte: jubiliren und Exempel möchte ich nicht absolut verwerfen, noch weniger aber ihnen einen allgemeinen Freipaß erteilen.

3. Trivial oder spielend gewordene Worte setze man nur gegen möglichst nahe, edle und würdige um. Dahin gehört, außer den eben angeführten Communicanten und quit, Ei! statt der allerdings allgemeineren Interjection O! und aufwecken statt des gleichfalls alten erwecken für auferwecken. Kleiben, bekleiben, kann, glaube ich, ungeachtet des unangenehm anklingenden breiten Tones, verteidigt werden. Das Weitere hierüber in den ästhetischen Canones.

4. Ganz veraltete Formen, die in der neuen Lieder Sprache untergegangen sind, vertausche man mit den darin noch üblichen, also merze man zwar keinesweges so, als Relativ, aus, wohl aber als für wie, z. B.:

Als wir denn jetzt bekennen:

eben so seit für darum, und ähnliche alte Partikeln. Werest für Welt ist ganz veraltet: Erschallen active ist jetzt ein Solocismus, daher ich es in den wenigen Liedern des 17ten Jahrhunderts, worin es so vorkommt, verändern möchte. Meinen für lieben, Verdriß für Verdruß, und Zeil für Fehl, sind nicht zu dulden; das letzte absolut nicht. Fern, Ferre für fern ist ganz veraltet, und in den zwei Hauptliedern, worin es vorkommt, ohne eine weitere Aenderung zu veranlassen, mit der noch lebenden Form leicht zu vertauschen. Schön statt schön kann nur der Reim schützen, und auch dieser nur, wo das Gedicht streng gereimt, und Alliteration nicht anzubringen ist. Gläuben kann allenthalben glauben heißen. Wunderlich für wunderbar ist immer zu ändern. Die alte Form Genade, genädig klingt zu

leicht als Dehnung eines so oft vorkommenden Wortes um des Verses willen; ich kann sie also nur im Nothfalle duldbar erklären. Dasselbe gilt von den hinten gedehnten Formen: Herze Glende, Luste, Bilde, überall, dorte, dorten, längest und ähnliche.

Ganz unbedenklich dagegen behalte ich bei: Leht statt zu, leht und vor statt zuvor; — auch wenn die Form fremd ist, kann sie weder unverständlich noch anstößig seyn: auch abe statt ab (z. B. Da sterb ich gleichsam abe) ist aus schönen alten Liedern nicht zu tilgen.

### III. Grammatische Canones.

Eine vollständige Entwicklung der grammatischen Canones würde weit über Zweck und Grenzen dieses Aufsatzes hinausgehen. Das geniale Riesenwerk Jacob Grimm's, auf welches Deutschland stolz seyn kann wie auf die Sprache, deren Entwicklung und Verzweigung es mit nie vorher geahnter Tiefe und Höhe nachweist, berührt grade am wenigsten — nach dem eigenen Plane des Verfassers (Vorr. S. X ff.) — den schwierigsten Punkt dieser Untersuchung über die Sprache des 16ten Jahrhunderts, nämlich die Ausscheidung ächter Mittelhochdeutscher Formen von provincialen Abweichungen, und eben so durchgehender und unvertilgbarer syntaktischer Anklänge an die ältere Rede weise von Fehlern gegen die anerkannte Wortfügung. Unser Gefühl wird sich aber niemals zu einem zuverlässigen Richter über Haltbares und Unhaltbares, Untergegangenes und Fortlebendes erheben, wenn wir nicht eine solche Scheidung vornehmen. Ein warnendes Beispiel steht uns vor Augen in Adelingung. Denn wie hinsichtlich einzelner Worte die Vertheidiger undeutscher Romanischer Formen in der Poesie gegen die Mitte des 18ten Jahrhunderts durch das unaufhaltbare Schicksal dieser Eindringlinge für immer widerlegt sind, so hat sich die Grammatik der poetischen Sprache in Wortfolge und Wortbildung grade gegen die ledernen Banntücher Adeling's erklärt, welcher Worte wie himmelschreiend, und die schönsten Wendungen und Constructionen der Luther'schen Sprache, so wie fast jede Spur oder Anklang ächter Deutscher Sprachlebigkeit unserer jetzigen Schriftsprache verweisen wollte. Dies waren Urtheile nach dem Gefühle, d. h. dem persönlichen und zeitlichen Bewußtseyn ihrer Urheber von der Sprache, ohne historische Basis. Die Grundlage eines entgegengesetzten Verfahrens, wodurch ich mich vor solchen Einseitigkeiten und Irrungen zu hüten gesucht habe, ist eine seit langen Jahren gemachte und fortgeführte grammatische Forschung, namentlich über die Sprache der Luther'schen Uebersetzung und der alten Gebete und Lieder, so wie eine Vergleichung ihrer Redeweisen mit den älteren Dialecten und den Bildungen älterer und neuerer Schwefersprachen. Ich habe dabei reichlich den Nutzen erfahren, den Grimm (an der angeführten Stelle) Jedem davon verspricht.

Ich will hier nur mit Beziehung auf das eben Gesagte und die oben aufgestellten allgemeinen Canones einige verworfene und beibehaltene Nominal- und Verbalformen zusammenstellen.

#### I. Nominalformen von Substantiven.

1. Die Genitivform des Singulars von Herz, Herzen, kann im Nothfall beibehalten werden, weil sie die eigentlich richtige ist; nicht aber Herzes, was sich bei Paul Gerhard findet.

2. Die Genitivform der jetzt ohne Ausnahme unveränderlichen Femininen en kann, glaube ich, frei behandelt werden. Nicht allein daß sie im Reim bleiben darf, sondern überhaupt in den ältesten Liedern und außerdem nach euphonischer Rücksicht. Wer will nicht lieber:

Durch deiner Gnaden Anblick



als mit Johann Ballhorn den Status hineinbessernd sagen:

Durch deiner Gnade Mächtig?

3. Die Wegwerfung der Endung im Plural, bei Femininen die jetzt das schwache en haben, ist durchaus nicht zu dulden, da sie noch dazu sehr selten ist in guten Liedern:

Al! unser Schuld vergib uns Herr

oder: Daß sie uns nicht betrüben mehr:

Wenn meine Sünd mich fränken.

4. Die Declination von Jesus — Jesu — Jesum — Jesu — ist beizubehalten als in der Kirchen- und Volkssprache lebendig gewurzelt.

## II. Pronomina.

1. Mein, dein, sein für meine und meinen, deine und deinen, seine und seinen sind vollkommen zulässig und kaum anzurühren. Man schreibe also: Dein Barmherzigkeit nicht Dein' Barmherzigkeit; Versöhner der die warn verlorn, nicht der'r — Dein Geist mein Leib und Seel regier. Dagegen steht Ihn für Ihnen zu einzeln und seine Aenderung macht glücklicherweise nirgends Schwierigkeit. Eben so ändere ich die aus der alten Sprache übrig gebliebene Form deme für dem, die in mehreren Kernliedern des 17ten Jahrhunderts noch vorkommt, jetzt aber ganz vereinzelt dasteht und an nichts Edles anklängt.

2. Ohne Bedenken ist die Genitiv-Construction in Vater mein, Vater unser, Jesu mein beizubehalten, wogegen die Ballhörne den argen Fehler: erbarm dich unser in viele Lieder hinein-corrigirt haben. Jene Formen sind in der alten Sprache zu fest gewurzelt, als daß man nicht hoffen könnte, sie sogar noch mehr belebt zu sehen.

## 3. Adjective.

a) Hier ist vor Allem die flexionslose Form des Adjectivos in Schutz nehmen, wodurch die alten Liederdichter oft so glücklich die flauen und unter den schweren Choralnoten erliegenden tonlosen Sylben e, er, es, en vermieden haben. Man überzeuge sich nur, daß Ausdrücke wie

Das arm verführet Volk bekehr —

vollkommen sprachrichtig sind, und nicht Sprachfehler oder Härten „um die Sylben in Reim zu zwingen,“ und Niemand wird sich daran stoßen: ja wer sie singt und eine Eramer'sche oder Klopstock'sche Zeile mit drei oder vier solcher Tonlosigkeiten daneben hört, wird sich derselben herzlich erfreuen. So fürchte ich mich also auch nicht, in dem herrlichen Trost- und Trostliede, welches Luther für die unglückliche Königin Maria von Ungarn dichtete, zu sagen:

Der Welt für mein recht Glauben.

Dies hindert nicht, in weniger charakterischen und übrigens sich ganz an die jetzige Sprache anschließenden Liedern, statt Die göttlich Kraft die Gotteskraft, und noch eher statt: Der heilig Geist, der heilige Geist zu setzen; oder statt: Das Zeitlich muß verschwinden, oder: Das Uebrig laß ich fahren zu ändern:

was zeitlich muß verschwinden:

was übrig laß ich fahren:

oder statt: Solche groß Barmherzigkeit zu setzen: Solch große Barmherzigkeit, was uns näher liegt und gleich gut und alt ist.

Statt der in der neuen Dichtkunst wieder belebten flexionslosen Form des Neutrums: Ein jeglich Ding — Du unbegreif-

lich Licht — schreiben die Dichter des 17ten und zum Theil des 18ten Jahrhunderts meist: Ein jegliches Ding — Du unbegreiflich Licht. Nach dem oben festgestellten Begriff der Einheit der Liedersprache führen wir vielmehr die alte und neue Form durch die mittlere Periode durch.

## III. Verbalformen.

1. Wegzuwerfen sind solche, die im Mittelhochdeutschen entweder gar nicht vorkommen, oder zweifelhaft, oder nur mundartlich sind. Also Formen wie gewesen und seynd (sunt) können nicht geduldet werden: und wenn bis (für sey!) in der neuen Sprache durch den Balladensyl wieder bekannt geworden ist, so muß das ein Grund mehr seyn, es in den wenigen alten Liedern, worin es vorkommt, nicht beizubehalten; auch ist es im Mittelhochdeutschen selbst zweifelhaft, neben dem richtigen Imperativ wis (von wesen).

2. Als veraltet werfe ich heraus: han nicht nur als erste Person Singularis, sondern auch als dritte des Plural. Der Infinitiv lan statt lassen, stahn für stehn, gahn für gehn eben so. Deswegen wird mir aber nie einfallen die Worte:

Das Wort sie sollen lassen stahn

aus Luther's Bekenntnissliede auszumergen. Die contrahirte Form ausrechnen für ausrechnen ist nicht zu dulden. Die Imperativform seggen, öffen für segne, öffne, ist fast schon orthographisch. Die ganz einzeln stehende Synkope oder Contraction statt liegt, leit (das alte lit s. Grimm S. 429.) kann und braucht auch gar nicht gehalten zu werden. Eben so geschieht für geschieheth, außer in alten Reimen und ausnahmsweise: verschmäheth für verschmähet kommt in guten Liedern nicht vor, außer in der (nach den obigen Canones frei zu behandelnden) Uebersetzung des Te Deum laudamus, wo es leicht umgetauscht ist.

Willt und sollt haben sich aus der Bibelsprache besonders durch den Catechismus erhalten, und ihre Beibehaltung oder Ausmerzung ist daher zweifelhafter Entscheidung. Ich stimme jedoch unbedenklich, als Regel für die letztere. Eben so kann man aus philologischer Anhänglichkeit eine besondere Zärtlichkeit für die eigentlich richtige Form des Präteritums der starken Conjugation stund statt stand gewinnen; allein da diese Form nachher vulgär wird und als Provinzialismus fortbesteht, so überwiegen die übrigen Canones. — Formen, wie erschein für erschien, sind, als ganz im Neuhochdeutschen verschwunden, wegzuworfen, wie auch fast allenthalben geschehen ist. Kommt für kommt und kunnt für konnt, sind nicht zu behalten.

3. Formen wie geben für gegeben sind unbedenklich beizubehalten, da sie keinesweges ganz untergegangen sind, und durch die ganze alte Liedersprache durchgehen.

Es bleiben mir nun noch die prosodisch-musikalischen und die ästhetischen Canones aufzustellen, ehe ich die Grundsätze über die Auswahl der nach solchen Canones zu behandelnden Lieder und Strophen aufzufinden suche. Dies wird uns im vierten Sendichreiben zum Schlusse der versprochenen Beweisführung bringen.



# Litterarische Anzeige.

Lieder von Friedrich Adolph Lampe. Neue unveränderte Ausgabe. Elberfeld bei Wih. Hassel. 102 Seiten in Umschlag enthält 43 Lieder von Lampe und drei andere als Zugabe. Preis 6½ Sgr.

Unter diesem Titel ist vor Kurzem ein neuer Abdruck der Lieder dieses brennenden und scheinenden Lichts der Reformirten Kirche erschienen, als ob der Herausgeber auf solche Weise die Säcularfeier des Heimganges dieses Knechtes Christi begehen wollte († 8. December 1729). Es will schon viel sagen, wenn in einer Zeit, wie die unsrige, die so erfreulich reich an neuen Liederfassungen ist, eine neue erscheint, ohne daß der Vorwurf überflüssig zu seyn, sie träge. Doch der obigen gebührt mehr als dieses negative Lob, sie erzeugt vielmehr der Kirche Christi in Deutschland einen wesentlichen Dienst; sie ist nämlich nicht, wie viele andere, eine Auswahl bekannter Lieder aus dem großen geistlichen Schatz, den Deutschland daran besitzt, sondern sie reicht aus einer leider nur zu schnell veralteten Glaubenszeit eine Gabe dar, die einer großen Anzahl christlicher Brüder gänzlich unbekannt ist. Mit Recht hat man es in diesem Blatte schon öfter auffallend gefunden und tadelnswerth, daß die Redactoren neuerer Liederfassungen so spärlich oder gar nicht den Lampe'schen Schatz benützen. Ich will freilich gern glauben, daß die Eigenthümlichkeiten der Lampe'schen Lieder an dieser Unbekanntheit oder Gleichgültigkeit gewissermaßen selbst Schuld sind. Denn man möchte das Lampe'sche Lied mit jenen Menschen vergleichen, denen man sich nicht schnell, aber, wenn auch einmal, mit ungetheilter Liebe hingibt, die wenige aber auch desto entschiedener, innigere Freunde haben. Auf jeden Fall muß eine Gemeinde oder ein Einzelner, der sie gerne singt, eine nicht geringe Bibelfenntniß besitzen, um die fast ganz durchgehende Bibelsprache, die fast in jeder Zeile mit Parallestellen belegt werden könnte, zu schätzen, um die kurzen Andeutungen auf Geschichten, Worte, unbeachtete Nebenumstände aus der Bibel und namentlich aus den weniger bekannten Theilen derselben, aus den Propheten, dem hohen Liede u. s. w. zu verstehen, die Lampe nach der typischen Auslegungsweise überall benützt. Es muß wahrlich einem schon etwas „von der Gottheits Größe und des Herzens Blöße“ bekannt seyn, man muß selbst schon „in die Gnadentiefen, die nie Fleischeswitz begriffen“ geführt worden seyn, um dem Dichter hier folgen, um mit ihm einsimmen zu können. Darum ist es dann auch mehr zu bewundern, wie sie noch in einigen Gesangbüchern der Reformirten Kirche die salz- und geistlose Zeit des Unglaubens überlebt haben,\*) als daß dies so spärlich der Fall ist.

\*) Von vorne herein könnte man es auffallend finden, daß unter den 840 Liedern des Bremer Gesangbuches von 1812 nur ein Lied von Lampe ist, der in Bremen ja so lange und viel gewirkt hat (von 1709—20 an der Stephanikirche, von 1727 bis zu seinem Tode an St. Ansgary). Für ein Lied auf die Ruhrpocken (!), für Göthe'sche, Schiller'sche Lieder war dort Raum, aber Lampe fand keine Stätte!! Wird man aber etwas genauer mit diesem Gesangbuche bekannt, so wundert's und dauert's einen nicht mehr,

Dem Aesthetiker ferner mögen sich die Lieder auch grade nicht empfehlen; und manchen Ausdruck mag er vielleicht nicht ohne Nasenrumpfen lesen, aber: „Empfehlen sie sich nicht durch ihre glatte Sprache, so thun sie's soviel mehr durch ihren Inhalt“ — sagt der Vorredner dieser Ausgabe. Wenn die bekannten streng Reformirten Ansichten des Dichters endlich ihm in früheren Zeiten den Eingang in Luther'sche Liederbücher und die Bekanntheit und Liebe Luther'scher Glaubensbrüder versagen mochten, so gilt doch namentlich von seinen Liedern, was die Vorrede von seinen Schriften überhaupt sagt: „Dem Reformirten Bekenntnisse von Herzen zugethan, verstand er's zugleich vertragfam und milde zu seyn, wie es diesem Bekenntnisse vorab angemessen ist.“

Referent übrigens erfüllt nur ein kleines Theilchen der Dankbarkeit für den vielen und mannichfachen Segen, den ihm der Herr durch diese Lieder zur Festzeit (Lied 2. 3. 4.), beim Abendmahl (Lied 5.), in Krankheit (Nr 26.), in geistlicher Dürre (Nr 7. 9. 10.) u. s. w. bereitet hat, wenn er recht viele Mitpilger\*) auf diesen Liederchatz aufmerksam macht und ihn namentlich allen Redactoren von kirchlichen und Haus-Gesangbüchern empfiehlt. Wir Leute aus „den singenden und klingenden Bergen“ (Namen des alten Bergischen Gesangbuches) sind wenigstens so an diese Lieder verwöhnt, daß wir kaum eine Osterpredigt ohne „mein Fels hat überwunden“ uns denken können und es mit Gewißheit jeder Gesangbuchs-Commission, die für unsere Gegenden ein solches zu redigiren hätte, voraussetzen: daß die beste Empfehlung desselben für Viele in einer reichen Fülle von Lampe'schen Liedern bestehen und dagegen ein einzig fehlendes von den gewohnten ein sehr großes Hinderniß seiner Einführung seyn würde.

Kein kirchliches Gesangbuch hat unseres Wissens die Lampe'schen Lieder so vollständig als das neue Unterbarmer, welches außerdem noch zu Nutz und Frommen der belebten Kunststrichter und in der Bibel Uebervanderten (oft ein und dieselben Personen) diese Lieder mit Parallestellen aus der Bibel belegt und insofern manchen ästhetischen Tadler von Lampe ab und auf die Bibel hingewiesen hat.\*\*)

Zum Schlusse noch dem Herausgeber dieser Lieder, die fast nur in dem selten gewordenen Lampe'schen „Brautschmuck“ zu finden waren, unseren herzlichsten Dank für diesen der Kirche Christi erwiesenen Dienst. Der Vorredner ist, wenn Styl und Sprache uns den rechten verräth, ein ehrwürdiger Prediger Elberfeld's, und auch diesem unseren Dank, indem wir mit dem Schlusse seiner Vorrede auch diese kurze Anzeige enden: Mögen die Herzen der Kinder zu den Vätern befehrt und die alten Wahrheiten, auch alterthümlich vorgetragen, uns wie die alte Güte Gottes alle Morgen neu werden! Auch diese Lampe leuchte uns und unser Auge sey einfüllig! Alsdann wird der ganze Leib licht seyn.

denn lieber ganz weg, als so bearbeitet, wie die meisten älteren Lieder darin.

\*) Besonders die Glieder seiner ehemaligen Gemeinden Beeze (im Clevischen), Duisburg, Stephani und Ansgary in Bremen.

\*\*) Was bei einer etwaigen neuen Auflage dieser neuen Ausgabe auch zu empfehlen wäre.



# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1830.

Samstag den 29. Mai.

N<sup>o</sup> 43.

## Mittheilungen aus dem Reiche. \*)

34) „Es geh mir wie Gott will.“

Der Schreiber dieser kleinen Mittheilungen führt diesmal seine Leser in die arme, enge Wohnung des Substituten eines Pfarrers, bei dem sich wohl gut und gern auch hätte Knecht sehn lassen. Denn wer den alten, damals achtzigjährigen Pfarrer, Gotthilf Werner genannt, nur öfter beten hörte mit den Seinen, und wer den Frieden seines Hauses nur einmal recht erfuhr, der nahm wohl aus diesem Pfarrhause einen Segen mit sich, der eines eben so langjährigen Dienstes werth war, als der Dienst um die geliebte Nahe.

Der alte Pfarrer war zwar in vielen leiblichen wie geistlichen Schmerzen, zugleich und vor Allem aber auch im Dienste seines Herrn, welcher Jesus, ein Herr aller Herren heißt und ewig so heißen wird, grau geworden. Seine leiblichen Schmerzen waren so groß, daß er, als sie ihn einst auf der Kanzel überfielen, und er dennoch in Gottes Namen fortpredigte, im eigentlichen Sinne blutigen Schweiß schwitzte; von vierzehn Kindern, welche sein treues Weib ihm gebor, waren schon die meisten, und zwar im reiferen Alter, gestorben. Da starb auch der Stolz, die Freude des ganzen Hauses, Gabriel Werner, ein Jüngling, der durch seine tiefgründende Gelehrsamkeit (besonders in den Orientalischen Sprachen) die Achtung der Gelehrtesten, durch seine Gottergebenheit und Demuth die Liebe der Ungelehrtesten gewonnen hatte, der aber, wie er dies bis zum letzten Hauch bezeugte, nichts für wahren Gewinn achtete, als die Gnade seines Herrn Jesu Christi. Gabriel Werner war seit etlichen Monaten Substitut bei dem Vater gewesen, nun war der alte, kranke Mann wieder allein. Dennoch sagte er, da der Sohn starb, wie bei dem Tode der anderen, hoffnungsvollen Kinder, nur die Worte, mit entblößtem Haupte und gefalteten Händen laut: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sey gelobt.“ Die anderen Worte seines

Schmerzes betete er mit heiterem Angesicht und Auge im Stillen, daß nur Gott sie hörte.

Damals, nach dem Tode des Gabriel Werner, entschloß sich der Schwiegersohn des alten Pfarrers die Substitutenstelle beim Vater zu übernehmen, obgleich ihm eben jetzt, nach langem Harren, eine sehr einträgliche Pfarrei angetragen worden. Der Mensch thut, wenn Gottes Geist ihn regt, leicht und gern was der gute Geist von ihm fordert; aber wenn er nun die That angetreten, da wird sie so schwer, so sauer, daß, stünde der nicht bei, der das anfängliche gute Wollen gegeben, der Lastträger seine Bürde gar bald wieder abwerfen würde. Und das ist ja ganz in guter Ordnung. Denn nur der, welcher das Wollen gegeben, kann auch das Vollbringen schaffen, und wenn der Mensch dies vergißt und meint, er selber könne das Vollbringen geben, da drückt freilich die Last. Sonst ist die Sache so schwer nicht. Denn es ist nur Einer der das Wollen, der die Kraft zur That und der den Lohn gibt: Einer, hochgelobt in Allem.

Sechzehn Jahre lang mit einer großen Kinderschaar so im engen Zimmer wohnen, dessen Fenster nach Norden gehen, bei Nacht oben unter dem Dache mit den Kindern schlafen, das schmale Brodt des Substituten essen, das ist nicht leicht. Das jüngste Töchterlein des Substituten, das, kaum vier Jahre alt, seine höchste Freude am Gebet zu Gott und am Gesang der Lieder, welche Jesum singen, hatte, war gestorben. Der Substitut hatte nun selber schon ein ergrautes Haar und dachte, bei öfteren Anwandlungen von Krankheit, gegen die Seinen an das letzte „Bestellen des Hauses,“ die ältesten Töchter waren schon erwachsene Jungfrauen, das jüngste noch lebende Kind schon im achten Jahre des Alters. Da gab Gott zu den bisher gemeinten Thränen andere Thränen, von denen nur er wußte, ob es bloß Thränen des Schmerzes oder nur der Freude waren. Die Frau des armen Substituten sollte wieder Mutter werden. So spät, beide Eheleute schon so alt, der Mann so oft von seinem nahen Tode sprechend! Die Arme schloß sich ein wenn sie die Hemblein für das Kind nähte, man sahe sie täglich oft mit rothgeweinten Augen, ihre Nahrung war mehr das Gebet und Flehen zu Gott als die Speise des Hauses. Einmal saß sie auch, eingeschlossen im Kämmerlein und sang das Kreuz- und Trost-

\*) Das Wort „Reich“ will und wollte hier niemals etwas Anderes bedeuten als „Süddeutschland.“



Lied: „Es geh' mir wie Gott will,“ mit seiner schönen, zuberstichtlichen Melodie, da klopfte die eine, ältere Tochter an die Thür. Die Mutter öffnet. „Liebe Mutter, warum weinen Sie aber so viel?“ — „Meine Tochter, sieh, der Vater ist schon so alt und oft so krank, und ich bin alt, wer wird das arme Kind erziehen?“ —

Die Stunde, mehr als jemals eine frühere, der Mutter Erfahrung des Todes drohend, kam. Es wurde ein Sohn geboren, dem das Gebet des alten Großvaters noch einen unvergesslichen Eindruck auf das ganze Leben gab; ein Sohn, der durch sein vielfältiges ungläubiges Irren und Abweichen von dem Wege der frommen Eltern, diesen manche sorgenvolle Stunde, auch wohl Thränen des Kammers kostete, an welchem sie aber dennoch auch noch erfuhren, daß das Gebet und der Segen eines treuen Vaters, daß die Thränen der Mutter, im gläubigen Aufblick zu Gott geweint, nicht ohne Frucht bleiben: der Schreiber dieser Mittheilungen. \*)

35) Und der Herr wandte sich und sahe Petrum an.

Es ist schon eine große Kraft in dem Blick eines Menschen, der Gottes Ernst und Gottes Liebe an seinem Herzen erfahren hat und der den Segen dieser Erfahrung in seinem Herzen bewahrt; wie groß muß dann erst die Kraft eines Blickes von dem fehn, dessen Augen Seele und Geist in ihren innersten Tiefen durchdringen und vor welchem alle Gedanken und Anschläge des Menschenherzens bloß und offenkundig daliegen!

Zu Berg, bei Stuttgart, lag ein alter, vom Schlagfluß gelähmter Mann, Johann Georg Boley, Jahre lang auf dem Krankenbette und wartete mit innigster Sehnsucht, doch ohne Ungebuld, der lieben Stunde, die ihn heimführen sollte zu seinem Herrn. Die Gestalt war verfallen, die Kräfte der Glieder waren geschwunden, aus den Augen aber blickten desto mächtiger die Kräfte eines Lebens hervor, welches nicht mit dem Leibe vergeht. Seelen, die durch Gottes Gnade lauter und ohne Falsch waren, erquickte dieser Blick und die einfache Rede des Mundes, welche göttlicher Gedanken voll war. So machten die Worte und der Anblick des kranken, damals sechs und sechzigjährigen Boley, auf das fromme, etwa sechsjährige Kind eines Kaufmanns in Stuttgart, das den Unterricht des ehrwürdigen Flatt genoß, einen Eindruck, von welchem am Abend bei'm Nachhausekommen der Mund kindlich lobend überging. Arme, einfältige Seelen, gedrückt durch mannichfache äußere Noth, fanden an diesem Krankenbette einen Trost, den die Welt nicht gibt. Dagegen fühlten sich Andere, an deren Herzen etwa der Wurm nagte, der nie stirbt: Gotteshaß, oder eine geheime Todesschuld, welche Niemand kannte als der innere Richter; Menschen mit einem Herzen voll Trug und Falsch, in Boley's Nähe und seinem ernsten, durchdringenden Blick gegenüber, so bedrängt, so unwohl, daß sie entweder in feindselige Regungen des Hasses verfielen, oder daß sie ihnen so ergind wie der Blutschuldnerin, von welcher wir hier erzählen wollen.

Der alte Boley war eines Tages allein im Zimmar. Ein fremdes Bauernweib tritt herein mit einem Fäschchen, und bietet ihm Brandtwein zum Kauf an. Boley braucht keinen, er weist den Antrag ab. Das Weib wiederholt, ungeachtet seines mehrmaligen Abweisens, den Antrag, wird zuletzt frech zudring-

lich und will nicht von der Stelle gehen. Boley schweigt jetzt und blickt die Brandtweinverkäuferin nur ernst an. Ihre Blicke begegnen den seinen und können diesen nicht mehr ausweichen. Sie hört auf zu markten und zu schelten und schaut, mit immer steigender Unruhe, unverwandt den alten Boley an. Endlich fragt sie und wiederholt mehrmalen die Frage: „Was sieht Er mich denn so an?“ Boley schweigt und blickt nur ruhig ernst diese unruhigen Augen und bewegten Mienen an. Da ruft die Verkäuferin heftig bewegt aus: „Er braucht mich nicht so anzusehen, ich habe nichts Böses gethan.“ Der Greis, noch immer schweigend, blickt sie ernster an. — Da ruft jene wieder: „Ich habe gewiß nichts Böses gethan! Sehe Er doch einmal weg! man meint ja, Er wolle einen ersten?“ — Boley schweigt. — „Ach lieber Gott, laß Er mich doch gehen! was will Er denn von mir? — Ach, ich seh' schon, Er weiß es, ich will's Ihm ja gerne gestehen! Eins habe ich gehabt!“ — Der Greis spricht bloß: „So? Eines? ich habe Sie nicht gefragt.“ — „Ja, ein uneheliches Kind habe ich gehabt, aber gewiß nicht mehr.“ — Boley schaut sie durchdringend an und fragt: „So? nur Eins?“ — „Ach,“ spricht die Verkäuferin, „woher weiß Er denn Alles? Ja freilich hab ich zwei gehabt, aber sag Er's um Gotteswillen Niemand! Ich hab ihnen gewiß nichts zu leid gethan, gewiß nicht.“ — Da fragt der Greis, immer ernster blickend: „So? nichts zu leid gethan.“ — Jene schreit heftig auf: „Ach Gott im Himmel, nein, ich habe eines davon erstochen! was ist das für ein Mann. Gott behüt einen vor diesem Manne,“ und so schreiend läuft sie eilig zum Hause hinaus und ist dem kranken Alten schnell aus den Augen, ehe dieser sich nur besinnen kann, was zu thun sey.

Einen ähnlichen Fall, bei welchem sich auch zeigte, was der Blick eines Menschenauges vermag, das gewohnt ist, oft und unverwandt zu Gott emporzublicken, erzählt der selige Teilling, wenn ich nicht irre, in seinem Taschenbuche. Ein Soldat, wie von der Wuth eines wilden Thieres ergriffen, Gotteslästerungen ausschäumend, steht da auf dem Markte und haut mit gezogenem Säbel um sich, als wollte er nicht bloß die Feinde „der großen Nation,“ sondern alle wehrlose, am Kriege unschuldige Bewohner der Stadt, in welcher sein Regiment einquartirt worden, umbringen. Ein ehrwürdiger Diener des Wortes hört dieses Fluchen, diese Gotteslästerungen. Er kann es nicht länger dulden. Allein und ganz wehrlos geht er zu dem Wüthenden heran, klopft ihm unversehens stark auf die Schulter und gebietet ihm im Namen Jesu Christi Ruhe. Der Wüthende wendet sich um nach dem, der ihn so geschlagen, begegnet dem Auge, hört den großen Namen und sinkt gedemüthigt und voll Reue — auf eine den meisten Zuhörern unbegreifliche Weise — vor dem Manne des Wortes nieder. Hier wirkte der große Name und das ernste Menschenauge ganz so wie in jenen Sagen, nach welchen, durch beide, Löwen und wilde Thiere gebändigt und ihre Rachen ihnen gehalten wurden.

Solche Kraft wohnt schon in einem Menschenauge, welches mit ganzem Ernste Gott, den lebendigen Gott, in Christo sucht und täglich findet. Jenes Aufsehen aber, welches des Menschen Odem bewahret, ist, heilbringend und strafend, noch kräftiger als der Menschenblick. —

Der selige Johann Jacob Köckle, Weingärtner zu Gablenberg in der Pfarrei Gaisburg bei Stuttgart, eine Seele, in welcher zuletzt auch nicht mehr das Wesen des alten Köckle, sondern Jesu Christi Kraft und Geist lebten, erzählt in seinem

\*) Beide Eltern lebten noch so lange, daß sie den spät geborenen Sohn zum Manne gereift sahen.



schriftlich hinterlassenen Lebenslauf, daß er zwar schon frühe in seiner Jugend den Zug des Vaters zum Sohne empfunden, durch zügellosen Leichtsinns ihn aber jederzeit von sich gestossen habe. Einmal, in seinen Jünglingsjahren, da er eine ganze Woche hindurch jede Nacht mit Tänzen und Spielen wild hingebraucht und gegen die Stimme des Geistes im Innern sein Ohr verstopft hatte, da begegnet ihm auf seinem Lager der Blick dessen, welcher nicht will den Tod des Sünders, sondern daß dieser sich bekehre und lebe. Der Jüngling nezet sein Lager mit Thränen einer innigen, tiefen Bewegung, deren Zug und Ende er erst später ganz verstehen lernt.

Die Kinder Israel konnten den Anblick Moses, da er vom Berge kam, aus der unmittelbaren Nähe dessen, der ohne Anfang ist, nicht ertragen; Moses, wenn jene zu ihm traten, mußte sein Angesicht verdecken. Wie sollte denn ein Herz, das nicht rein ist, das Anschauen, den Blick des ewigen Gottes, des Richters aller verborgenen Gedanken, aller Worte und Thaten ertragen, des Gottes, vor welchem nichts besteht, das nicht hienieden in seiner Kraft geläutert war. Wohl dem Menschen, der, wenn ihm dieser Blick noch im Kampfe des leiblichen Lebens begegnet, sich wendet, wie einst Petrus, und Thränen der innern, lebendigen Bewegung und Reue weint. Einem solchen weinenden Auge begegnet dann der, welcher die Thränen der Reue gab, allmählich, wenn die Saat der Schmerzen genug bekräftigt ist, auch in anderer Gestalt: als milde leuchtende, wärmende Sonne, welche die Saat so zu sich hinaufzieht, daß diesem der Strahlenblick nicht mehr Schmerzen macht, sondern sie stärkt und bekräftigt zum besseren Wachsen und Gedeihen.

## Nachrichten.

(England und Irland.) In mehreren unserer Zeitungen ist eines Antrages auf Reform der herrschenden Kirche von Irland gedacht worden, welcher in der Sitzung des Britischen Oberhauses vom 4. d. M. durch den Grafen von Mountcashel gemacht wurde; wir theilen hier den ausführlichen Inhalt der Rede aus dem Courier mit: „Der Graf von Mountcashel überreichte eine Bittschrift der Protestantischen Einwohner von Wexford (Irland), welche sich über Mißbräuche in der Kirche von Irland beschwerten, und die Lords bitten, sie in Erwägung zu ziehen, mit der Absicht, ihre Abstellung zu bewirken. Die Bittsteller beklagen sich ferner über den Zustand des Kirchenrechts, und bitten um gleichmäßigere Vertheilung des Kirchenguts. Die Bittschrift wurde verlesen und auf die Tafel gelegt. Se. Herrlichkeit trug darauf eine ähnliche Bittschrift der Protestantischen Bewohner der Stadt und Grafschaft Cork vor; über dreitausend hätten sie unterzeichnet, darunter sechzig Beamte und viele Grundbesitzer. Er bat, Ihre Herrlichkeiten möchten dieser Bittschrift ihre Aufmerksamkeit schenken, die vielleicht einen der wichtigsten Gegenstände betreffe, die je zu H. H. Erwägung gekommen sey. Die Tagesordnung ward darauf verlesen, wonach H. H. „einen Antrag, den Zustand der Kirche von Irland betreffend, in Erwägung zu ziehen“ aufgefördert wurden. Der Graf fuhr fort: Noch nie in seinem Leben habe er sich so verlegen gefühlt, als bei dieser Motion; man möchte glauben, fürchte er, er bege eine Feindschaft gegen die herrschende Kirche oder gegen einige ihrer Prälaten. Niemand aber hange mehr an seiner Religion und unserer Bischöflichen Kirchenverfassung; aber es liege ihm daran, daß die Kirche sich der Liebe und Anhänglichkeit ihrer Glieder würdiger mache, und den Bedürfnissen des Volkes abzukommen geschickter werde; dies sey die Ursach seiner Motion. Durch seine Bemerkungen, die er machen werde, wollte er Niemand persönlich beleidigen, und die

Achtung gegen die Kirche nicht schwächen. Seit langer Zeit denke er über die Religion nach, und sey nicht bloß Protestant von Geburt, sondern aus Ueberzeugung; er habe in den Lehren vieler Religionspartheien geforscht, sey aber in der der seinigen nur desto fester geworden. Weil er also den Gegenstand schon so lange erwogen habe, fühle er sich ermutigt, ihn vor H. H. zu bringen. Er betrachte die Religion nicht bloß für eine nützliche Sache für den Staat, sondern als das einzige Mittel, das Herz zu bessern; könnte sie dies nicht, so sey der Christ nicht besser als der Heide. Der Gedanke schrecke ihn, daß es in diesem Lande so viele Heiden gebe, und das Parlament die Religion nur von Seiten ihrer Verbindung mit dem Staate in's Auge fasse, nicht als einwirkend auf die Herzen der Einzelnen. Zuerst bitte er, den Zustand des Kirchenrechts in's Auge zu fassen; die niedergelegte Commission zur Revision dieses Rechts beziehe sich nur auf England und Wales, und er wolle besonders auf Irland aufmerksam machen. Die Satzungen, wie sie in „Gibson's Eoder“ enthalten, seyen einige verständig, einige lächerlich und abgeschmackt, einige keines von beiden, aber völlig außer Gebrauch gekommen. So siehe p. 157., die Geistlichen sollten keine weltliche Gerichtsbarkeit haben. Dies sey eine vernünftige Bestimmung, der aber zu seinem Schmerz gar keine Folge geleistet werde. Dann heiße es: Die Geistlichen sollten keine gemeine und knechtische Arbeit thun. Er glaube, dies beziehe sich auf weltliche Geschäfte, und auch dies werde, ungeachtet noch ein Gesetz darüber erschienen sey, nicht beachtet. P. 162. werde verordnet, die Geistlichen sollten nicht mit Karten noch Würfeln spielen, noch andere verbotene Spiele treiben (Gelächter). P. 168. heiße es, nach dem 74ten Canon solle kein Geistlicher eine gestickte Nachtmütze oder eine von Spitzen tragen, sondern nur eine von schwarzer Seide oder Sammet (Gelächter). Er wisse, daß dies lächerlich sey, er führe es aber an, weil er gern das Kirchenrecht in Achtung zu sehen wünsche. P. 170. werde nach einer Verordnung eines Päpstlichen Legaten bestimmt, daß die Bischöfe in ihren Stiftern wohnen sollten, und an den Feiertagen ein Hochamt halten sollten; dies sey eine Bestimmung des Protestantischen Kirchenrechts von England! Ferner wolle er die Aufmerksamkeit der Lords auf den Zustand der Pfarren in Irland richten. Viele Pfarren seyen ohne Seelsorger; es fehle auch an Kirchen. Zwar sey zur Erbauung von Kirchen von Zeit zu Zeit Geld bewilligt worden, aber dennoch gebe es bei weitem nicht genug. Nach dem Bericht an das Unterhaus von 1820 seyen in Irland 1,155 Pfarrkirchen, welche nach einer Durchschnittsrechnung, die er angestellt, jede nicht mehr als 150 Menschen fassen könnten. Das zum Kirchenbau bewilligte Geld sey häufig zur Anschaffung von bewaunten Steinen und architectonischen Verzierungen verwandt worden, und das Seelenheil der Menschen dabei gänzlich aus den Augen gesetzt. Für die geringere Classe sey deshalb in den Kirchen kein Platz, denn nach obiger Berechnung faßten alle Kirchen in Irland nur 173,250 Menschen; zur herrschenden Kirche gehörten aber, nach Leslie Foster, 1,270,000 Seelen; ziehe man 90,000 Kinder von diesen ab, so bleibe etwa eine Million übrig, die die Kirche nicht besuchen können, von sechs Menschen könne es nur einer. Auch in England sey ein großer Mangel an Kirchen; London habe 1,400,000 Einwohner, von denen man berechnet habe, daß eine Million die Kirche nie besuchten. Es sey notorisch, daß es in vielen Grafschaften mehr Dissenterhäuser als Kirchen und Capellen der Englischen Kirche gebe. Nach den Berichten betrage die Zahl der letzteren 2,533, die der ersteren 3,413. In Yorkshire seyen 300 mehr; in Devonport (mit 40,000 Einwohnern) gebe es nur eine Kirche und drei Capellen, und dabei 23 Dissenterhäuser. — Aber es sey auch ein großer Mangel an Geistlichen. In Irland gebe es, nach dem Bericht von 1820, 1,263 Pfarren, wovon nur 880 Pfarrer residents (am Orte wohnend) seyen, 390 non-residents. Dies sey höchst tadelnswürth, die Geistlichkeit müsse verpflichtet werden, in ihren Pfarren zu wohnen. In einigen Fällen wären sie non-residents, selbst ohne alle Erlaubnis des Bischofs. Viele Schuld habe ein Gesetz König Georg's III., danach seyen Ausnahmen aller Art gestiftet:



Bis zum 30sten Jahre könne ein Geistlicher im College bleiben — wenn er anderwärts eine Pfründe habe, brauche er nicht in der Pfarre zu wohnen — so wie es noch viele andere gleich nichtige Ausnahmen gebe. Was England betreffe, so seyen nach den Berechnungen von 1812 in 10.000 Pfarren 4.000 non-residents, von denen es 1.846 darum nicht seyen, weil sie anderwärts Pfründen besäßen. Seit 1814 habe sich die Zahl der Pfarrer (oder Pfründenbesitzer, incumbents scil. on the benefice) um 2.500 vermindert, also die Zahl der Pluralitäten verhältnismäßig vermehrt. — Ein anderer beachtenswerther Gegenstand sey das Kirchengut. Er gehöre keinesweges zu denen, die es der Kirche rauben wollten. Das nur sey zu beklagen, daß es sich in so wenigen Händen befinde. Die kleinen Beneficien seyen in Irland ganz verschwunden, grade wie in England die kleinen Pachtböfe, und hätten den übergroßen Platz gemacht. In einzelnen Fällen sey das Recht des Parlaments, einzuschreiten, als ungewisselhaft angesehen worden, so bei der Theilung des Kirchspiels von Mary-le-bone (in London). Die Berichte über die Irländische Kirche würden jetzt sehr ungründlich abgefaßt, besonders sey dies in Hinsicht der Zehnten der Fall, deren Betrag 5 — 6 Mal den in den Berichten angegebenen übersteige. Es sey sehr zu wünschen, daß dasselbe Zehntensystem in England existirte, wie in Irland, indem das Irländische soviel zum Frieden zwischen den Laien und Geistlichen beigetragen habe, und bedenke man die Unzufriedenheit, die dieser Gegenstand in England erregt habe, so erscheine die schleunigste Abhilfe wünschenswerth. Wenn das ganze Kirchspiel mit dem Pfarrer wegen der Zehnten im Streit liege, wie könnten sie wohl mit dem rechten Geist in die Kirche gehen. Ein Marineofficier habe ihm vor Kurzem erzählt, er sey neulich mit einem Geistlichen zusammengewesen, der sich nach seinem Zehnten umgesehen habe, und bei jeder Gans mit ihren Jungen, oder jeder Sau mit ihren Ferkeln habe er gerufen: Halt, davon gehört eins, davon zwei, mir! (Gelächter). Die Ursach des Parker'schen Mordes, der vor Kurzem so großes Aufsehen machte, sey keine andere gewesen, als seine Zänkereien mit seinen Pfarrkindern über den Zehnten. Auch in dem Systeme der Diaconen (ordinirten Candidaten) sey viel Tadelswerthes. Auf das Examen zur Ordination müsse viel größere Aufmerksamkeit gewendet werden. Gegenwärtig sey man viel mehr bekümmert um ihre Kenntnisse in classischer, oder wie er es richtiger nennen müsse, heidnischer Gelehrsamkeit, als um ihre Fähigkeiten zum Predigtamt. Ganz besonders müsse er noch die Lords auf einen Punkt aufmerksam machen: den Verkauf des Rechts der nächsten Präsentation zu einer Pfarre. Dieser unschickliche Gebrauch könne durchaus nicht mit der Würde und der Reinheit der Kirche bestehen, und öffne dem Andrängen der untauglichsten Menschen Thor und Thür. In Bezug auf die Geistlichen sey er sehr weit davon entfernt, Alle in Eine Classe zu werfen; einige derselben seyen die frömmsten, lautersten, in ihrem Amte thätigsten Männer; einige seyen gleichgültig und sorglos; viele andere seyen aber viel schlimmer, vernachlässigten nicht nur ihr Amt gänzlich, sondern überträten auch die heiligsten Pflichten der Religion und Sittlichkeit. — Der Zustand der Curates (der eigentlichen Verwalter der Pfarrämter) sey ferner

ein Gegenstand von großer Wichtigkeit; er wolle diesmal aber nur bemerken, daß es im Jahre 1810 in England überhaupt 3.694 Curates gab, von denen damals nur 455 mehr als 50 Pf. St. [350 Ntl., aber bei den hohen Preisen für alle höhere Lebensbedürfnisse in England, viel weniger als bei uns] empfingen. Die große Zahl von 3.239 empfing also damals nur 50 Pf. St. jährlich. Seitdem sey freilich dadurch eine Besserung eingetreten, daß das niedrigste Gehalt auf 75 Pf. gesetzt sey, doch sey auch dies noch sehr gering. Es sey notorisch, daß eine Menge Kirchenämter Sinecuren seyen; einige von diesen solle man den armen Curates geben; denn man müsse nie vergessen, daß ein Arbeiter seines Lohnes werth sey. Einige seyen aus Noth gezwungen worden, Leihhäuser anzulegen, und man nenne andere Tagelöhner. Einige Geistliche ließen gradezu, gewiss aus großer Noth, Bettelbriefe in die Zeitungen rücken. Der edle Lord ging darauf zu einem Angriff gegen die residents über. Es sey ein großer Unterschied zwischen Geistlichen, die am Orte wohnten, und die ihre Pflicht thaten. In der Belfast-Chronicle sey ein Bankrott eines Geistlichen in diesem letzten Februar angezeigt worden, und dieser werde in der Anzeige als ein Krämer geschildert. Seine Effecten, bestehend in Haus- und Ackergeräth, Wein und Brantwein sollten in seinem Hause öffentlich versteigert werden. Ein Archidiacon (Stellvertreter des Bischofs) in Irland sey berühmt dafür, daß er die beste Koppel Jagdhunde besitze, und zwanzig Jäger in seinem Dienst. Eines Nachmittags versammelte er nach dem Gottesdienste am Sonntage seine Jäger aus den umliegenden Egen um den Abendmahlsstisch, und verabredete mit ihnen den Ort der Zusammenkunft für ihre nächste Jagdparthie. — Dann schilberte er die Fortschritte des Papstthums in England. In England und Wales mehrte sich die Zahl der Katholischen Gemeinden (congregations) jährlich im Durchschnitt um fünf. In Leicester seyen, seitdem die Katholische Kessier-Bill (die Emancipation) durchgegangen, 100 Personen der herrschenden Kirche zur Römischen übergegangen. Könne es schlagendere Thatfachen geben? Im Jahre 1823 sey die Zahl der wegen Verbrechen Verhafteten in England 12,161 gewesen; 1829 sey die Zahl auf 18,675 gestiegen. Ueberwiesen wurden in England 1823, 8,204 Verbrecher, 1829, 13,261. Die Verbrechen vermehrten sich also auf schauererregende Weise, das Volk entarte mehr als je, ungeachtet aller Verbesserungen in den Landesgesetzen. Daher sey es klar, daß die Kirche keine hinreichenden Mittel zur Besserung des Lebens der Menschen besitze, obwohl sie so viel Versprechungen gebe und Ansprüche mache, und ihre Einkünfte und Vorrechte so außerordentlich seyen. — Seine Herrlichkeit schloß darauf mit folgender Motion: „„Daß eine unterthänige Adresse Sr. Majestät überreicht werden möge, mit der Bitte, der König möge allergnädigst geruhen eine Commission niederzusetzen zur Untersuchung und Rumpfstimmung der Mißbräuche in der herrschenden Kirche von England und Irland, und zur Berichterstattung über die wirksamsten Mittel zu deren Abhilfe.““ — Da Niemand diese Motion unterstützte, so fiel sie ohne Abstimmung durch.“ — Der Courier macht folgende Bemerkungen darüber: „Wir haben bereits bemerkt, daß wir das Parlament nicht für den passenden Ort für Discussionen über Kirchenangelegenheiten halten; wäre es aber auch, so hat Se. Herrlichkeit doch nichts recht Bestimmtes aufgestellt, und Niemand möchte ihn daher unterstützen. Der verfassungsmäßige Weg zur Verhandlung von Kirchenangelegenheiten ist, die Sache mag nun die Disciplin oder das Kirchengut betreffen, sich an den König, als das Haupt der Kirche zu wenden, und für den König dann, eine Convocation (geistliches Parlament) zu Rathe zu ziehen; dann kann erst die Sache vor's Parlament gebracht werden.“

\*) In demselben Stück des Couriers steht, dicht neben einer Anzeige, daß neue Dampfschiffe und Kanarienvögel aus Deutschland gekommen seyen, die einige Stücke aus dem Freizügigen und Sieber Augustin präsen oder wie Nagigawen singen könnten: „Zum Verkauf wird angeboten, nach Privatvertrag, das Präsentationsrecht (advowson) der Pfarre (rectory) von Holesien in Suffolc, Diöcese Norwich. Der jetzige Pfarrer ist 52 Jahr alt. Das Warrereinkommen beträgt jährlich 1.100 Pfund (7.700 Ntlr.). Das Nähere bei Gladgate, Young und Jackson (einem Kaufmannshause), Essex-Straße, London.“



# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1830.

Mittwoch den 2. Juni.

N<sup>o</sup> 44.

## Das theologische Catheder und die Kirche, oder der Rationalismus und die Aegende.

1. Unter dem theologischen Catheder verstehen wir hier, wie Jedermann verstehen wird, den öffentlichen Lehrstuhl der vom Staate angestellten Professoren der Theologie auf den Universitäten; wenn wir ihm aber die Kirche gegenüberstellen, so meinen wir damit diesmal nicht die Gemeinschaft der Gläubigen im dogmatischen, oder die in den Staat aufgenommene Anstalt für die christliche Religion im politischen Sinne überhaupt, sondern insbesondere das Gebiet des angeordneten öffentlichen Gottesdienstes, und Alles dessen, was dabei in den Kirchen die Diener der Kirche zu thun haben. Schon diese Gegenüberstellung selbst weist hin auf die unlängbare, beklagenswerthe Trennung, welche in jeglicher Zeit zwischen Catheder und Kirche (in diesem Sinne) statt findet, auf die von jedem Aufrichtigen, weiß Glaubens er auch seyn möge, nicht zu bestreitende Thatsache, daß die Lehre vieler theologischen Catheder keinen lebendigen Zusammenhang hat und in keiner organischen Einheit stehet mit dem künftigen Kirchenamte derer, welche unter dem Catheder sitzen. Sind nicht die meisten theologischen Collegia so eingerichtet, als sollten lauter gelehrte Theologen auf der Universität erzogen werden, und treten nicht hiegegen ganz in den Hintergrund die wenigen Anweisungen und Uebungen, welche dem künftigen Prediger und Liturgen — um des Seelforgers außer der Kirche hier nicht einmal zu gedenken — für seinen Beruf geboten werden? Da wird viel Hohes und Schönes geredet von der sogenannten „Wissenschaft,“ für welche der Professor lebe, lehre und wirke; aber so wenig wir das wissenschaftliche Element, um nicht zu sagen Fundament, in der Bildung der öffentlichen Kirchendiener beeinträchtigen wollen, so bestimmt müssen wir doch auch verlangen, daß nicht ein stolzer, innerhalb des Tempels, intra sanum, nur profan zu nennender Wissenschaftsgesichtspunkt alle bestehenden Verhältnisse verrücke, und in leerer Eitelkeit, zum großen Schaden des wirklichen Kirchenbestandes sich behaupte. Es ist gewiß an der Zeit, die große Frage aufzustellen, und ihr zur gründlichen Beantwortung nah in's Auge zu sehen: Sollen unsere Universitäten nur Lehrschulen der Gelehrsamkeit oder Wissen-

schaft, und nichts weiter, oder sollen sie hauptsächlich wissenschaftliche Pflanzschulen des practischen Berufslebens seyn? Insbesondere: Ist das theologische Catheder dazu da, Theologen oder Kirchendiener zu bilden? Daß Beides einander im Grunde nicht ausschließen soll und darf bis auf einen gewissen Punkt, das wissen wir gar wohl; doch werden auch unsere Leser gar wohl wissen, wie sich theils mit Unrecht von jeher Theorie und Praxis einander entfremdet haben, theils auch mit Recht es immer zugleich zweierlei bleibt, der theologischen Wissenschaft forschend und lehrend, oder dem Kirchenamte als Prediger und Seelforger leben und dienen. Und hier antworten wir nun billig mit der Gegenfrage: Wer sind die Studenten im theologischen Auditorium? Sind es nicht bei weitem größtentheils die künftigen Kirchendiener? Wozu anders studiren sie ihre drei Jahre, als um zu diesem ihrem Berufe tüchtig zu werden? Ja, müssen sie nicht also studiren, um dadurch nach Staats- und Kirchengesetz die Amtsfähigkeit für die Kirche zu erlangen? Wir sehen also, daß die Staats- und Kirchenbehörde bei Anstellung und Besoldung der theologischen Professoren bis heutigen Tages keinen anderen Gesichtspunkt hat und haben kann, als daß durch sie die nöthige zweckmäßige Vorbereitung zum Kirchendienste bewirkt werden soll, und daß hiernach schon ganz im Allgemeinen jede einseitige Gebrauchung des Catheders zum Dienste der bloßen Wissenschaft ohne alle Beziehung auf das insonderheit kirchliche Gebiet als Mißbrauch und Untreue erscheinen muß.

2. Wie nun ferner, wenn wir dies anwenden auf den die Zeit durchdringenden großen Gegensatz zwischen Rationalismus und altchristlichem Glauben? Es soll hier nicht dieser Gegensatz erst erörtert, sondern das bestimmte Bewußtseyn desselben als eines vollständigen Gegensatzes vorausgesetzt werden; wir reden nur zu solchen, welche, auf der einen oder anderen Seite stehend, wohl wissen, daß die Gegenüberstehenden ihnen gegenüberstehen, und können uns nicht einlassen mit dem ohnehin immer weniger Beifall findenden Gerede, als seyen hier nur wissenschaftliche Divergenzen über das Wie bei gleichem Was, nur verschiedene Lebensansichten, bei denen doch Jeder den Anderen auf seinem Standpunkte anerkennen müßte! Nein, es handelt sich contradictorisch um's rechte eigentliche Was, wenn davon die Frage



ist: Ob, was geschrieben steht, Gottes Wort sey oder Menschenwort? Ob der größte Theil der Bibel, die auf dem Altar der christlichen Kirchen liegt, das A. L., noch auf diesen Platz gehöre in Einem Bande und Titel mit dem N. L., oder nicht? Ob der Mensch durch einen Abfall seines ganzen Geschlechtes, an dessen in der Wurzel verderbtem Stamme er der Zweig ist, verdorben, und darum nur durch Wiedergeburt wiederherstellbar zur Seligkeit sey, oder nicht? Ob Jesus von Nazareth der Christus des A. L. sey und der einzige Erlöser von der Sünde durch seinen Tod und Auferstehung, oder ein Sittenlehrer, der den Tugendunsfähigen aufs Vortrefflichste gesagt hat: ihr müßt nur recht tugendhaft werden? Ob es einen heiligen Geist gibt, den Geist des Vaters und des Sohnes, der noch jetzt erkennbar in den Gläubigen wirke und wohne, oder nicht? Ob eigene Kraft der vom Schöpfer auf ihr Eigenes ausgehenden und angewiesenen Creatur den Himmel verdienstlich erstehen müsse, oder nur in der Gnade des Erlösers und Wiedergebärs das Himmelreich zu uns herniederkomme? u. s. w. u. s. w. Daß etwas zwischen diesen Gegensätzen in der Mitte Liegendes, das mit beider Form sich verträgt, die eigentliche Hauptsache in der Kirche Christi sey, diese Behauptung gehört selbst noch dem einen Gegensatz an, und wird ja eben von dem anderen bestritten, geläugnet, verworfen! Wenn wir nun fragen: Soll der Nationalismus oder der altchristliche Glaube auf dem theologischen Catheder gelehrt werden? so fällt diese Frage unbedingt mit der anderen zusammen: Soll der Nationalismus oder der altchristliche Glaube in den Kirchen auf der Kanzel und vor dem Altare verkündigt und ausgedrückt werden? Denn daß das Catheder Kirchendiener bilden soll, wurde vorhin angenommen. Hiedurch erlangt diese in neuester Zeit lebhaft angeregte Frage eine höchst wichtige, in das innerste Herz des Staats- und Kirchenrechts eingreifende Bedeutung. Und wer den Nationalismus in der Kirche nicht will und nicht bekräftigt, der darf ihn auch auf dem Catheder nicht wollen und nicht bestätigen: das ist eine höchst einfache Consequenz, die, so scharf einschneidend sie auch unter jetzigen Umständen erscheinen mag, doch nur einfach und unmittelbar gegeben ist, sobald sich Laien, Geistliche, Theologen oder Behörden nur wieder klar auf den freilich fast abhanden gekommenen Begriff einer äußeren Kirche besinnen, von dem doch wahrlich Einheit der öffentlichen Lehre in den Fundamentalartikeln untrennbar bleibt. Es entsteht nämlich die einzige, Alles umfassende Frage: Ist unsere noch unter diesem Namen bestehende evangelisch-christliche Kirche wirklich noch eine evangelische und christliche Kirche, soll sie es im Ganzen bleiben und im Einzelnen wieder werden, oder soll der in seiner Un- und Widersprüchlichkeit erkannte und überwiesene Nationalismus dadurch kirchlich legitimirt bleiben, daß die Diener der Kirche durch ihn gesetzlich in ihr Amt eingeleitet werden?

3. Zwar lassen sich vermittelnde und begütigende Stimmen hören, daß die Studenten auf der Universität eben das Für und Wider zur selbstständigen Entscheidung hören müßten, und dafür wird wohl gar als „Grundprincip der Protestantischen Gemeinschaft das der freien Forschung“ geltend gemacht. Aber wenn nun der altchristliche Glaube das sich so naiv ein Privilegium neben dem Pro fordernde Contra für die Lüge der alten Schlange erklärt, die nie und nimmer Anerkennung finden dürfe, wo des Herrn, der ihr Herr ist, Wort und Name gilt? Wenn nun der Protestantismus, wie er geschichtlich unsere jetzige Evangelische Kirche gegründet hat, keinesweges jenes hohl-abstracte, gegen das gewisse ewige Heil indifferente Grundprincip der freien Forschung,

sondern dagegen das lebendige, positive Princip des freien, freiwilligen und eben darum entschiedenen Glaubens an Gottes Wort in sich trägt? Und Beides kann geschichtlich nicht bestritten, nur anmaßlich geläugnet werden. Auch beruht diese Ansicht von der theologischen Lehrfreiheit der Universitäten, wie auf falscher, indifferenter Ablösung derselben vom Kirchenbestande, so noch insbesondere auf unbiblischer, idealer Vorstellung von der menschlichen Natur in den Studirenden der Theologie, „die man sich sämtlich als vollkommen selbstthätig und im höchsten Grade prüfungsfähig denkt.“ O lieben Leute, schaut doch nur in die wirkliche Welt hinein, und redet von den wirklichen Studenten, wie sie sind und vom Gymnasium kommen, und wie ihr sie kennen könnt, wenn ihr auch außer dem Catheder fleißig mit ihnen reden wollt! Wie oft soll denn der christliche Glaube gegen den Mißbrauch von 1 Theß. 5, 21.: „Prüfet Alles und das Gute behaltet,“ als wäre darin sein eigener Grund wieder umgestoßen, protestiren?\*) Ei über die feine Klugheit, die da spricht: Man muß den Kranken, die weder selbst gesund noch vollends schon Ärzte der Gesunden sind, man muß den Lehrlingen oder „Nicht-ärzten“ Arznei und Gift, Pro und Contra zum ewigen Leben neben einander vorlegen und anempfehlen lassen — damit sie prüfen und das Beste behalten lernen! Ja leider, wer das süße Gift geprüft hat, bei dem kommt die bittere Arznei nicht mehr zur Prüfung an! Uns will vorkommen, wenn nun einmal nicht nur die Universitäten überhaupt, sondern auch sogar die theologischen Facultäten durchaus solche Gymnasien oder zu Deutsch Turn- und Tummelplätze der Denk-, Glaubens- und Lehrfreiheit seyn sollen, dann müßten sie nothwendig außerhalb der Kirche gestiftet seyn, welche unmöglich Pro und Contra der göttlichen Wahrheit und der menschlichen Läugnung, des seligmachenden Glaubens und des verdammenden Unglaubens in ihrem mütterlichen Schooße friedlich umfassen kann, nicht aber als unmitteldbare, letzte Vorschulen für die kirchlichen Diener des göttlichen Wortes bestehen. Dann müßten wenigstens auf die akademisch freien drei Jahre, wo der junge Mann die Bibel verehren oder verspotten, Jesum anbeten oder zurechtweisen lernen, ein gläubiger Christ oder ein Vernunftschwärmer werden konnte, durchgängig noch ein recht klösterliches Seminar-Triennium folgen, in welchem ihm nun erst die Wahrheit geoffenbaret und unfehlbar beigebracht werden könnte, damit noch ein Prediger des Christenthums aus ihm werde! Aber welche Umwege! welches unbegreifliche Verfahren, um zum Zwecke zu kommen! Erst das classische Heidenthum auf den philologischen Gymnasien, dann noch dazu der daraus hervorgegangene Nationalismus auf der Universität, und das Alles als Vorstufe, um endlich — einen Diener der christlichen Kirche und Verkündiger ihres geheiligten Glaubens zu machen! Uns will bedünken, es sey grade in den Gymnasien der entwickelnden, anregenden Freiheit zum Heidenthum in der Christenheit schon genug, und die Universität solle nun eben die gewisse Wahrheit, welche die Kirche nach der Offenbarung bekennt, im Geiste lebendig lehren und mittheilen, damit der Empfängliche sie willig aufnehme, der Zweifler und Lügner aber zurücktrete und spreche: Nein, das ist nicht mein Sinn, also auch nicht meine Laufbahn!

4. Da kommt ein „offenbarungsgläubiger Gottesgelehrter,“ der das Verderbliche des Nationalismus nicht einsieht, und will

\*) Vgl. Ev. R. 3. 1828. Juli N. 53.



uns gutmüthig versichern: „daß aus dem rationalistischen Studiosus und Candidaten oft ein sehr offenbarungsgläubiger Pfarrer werde“ — und daß das noch dazu „sehr natürlich zugehe“, indem der junge Prediger allmählich erfahre und beobachte, mit welcher Kraft doch wirklich die bisher verworfenen Lehren auf die Gemüther wirken, und also zur „Revision des Systems“, die mit dem „Uebergange zum Offenbarungsglauben“ endige, gedungen werde. Wir können solche Reden so wenig begreifen, als die Erfahrung sie bestätigt. Weil hie und da ein falscher Führer sich aus dem Irrwege noch wieder zurechtfindet, darum sollen wir nicht nur einzelne Seelen, sondern die Seelsorger und Führer tausend anderer Seelen unbeforgt methodisch irre führen lassen, und auf solchen Zustand genehmigend das Staats- und Kircheniegel drücken? Es ist auch schwer zu begreifen, wie ein rationalistischer Prediger erfahren und beobachten soll die Goteskraft des Evangeliums, das er ja eben nicht predigt, nicht kennt, nur als Beschränktheit oder Mysticismus anzusehen gelernt hat. Oder liegt etwa jener Aeußerung doch die fälschliche Voraussetzung zum Grunde, daß der rationalistisch gebildete Candidat nun allerdings, so wie er in's Amt tritt, nach Kirchenstätte und Amtspflicht den altchristlichen Glauben predigen müsse? Angenommen er soll es, wird er's denn können? Denn wie kann Jemand richtig lehren, was er selber nicht weiß, oder Kräftig versichern, was er selber nicht glaubt? Nur eitles Geschwätz und arge Heuchelei ist da zu erwarten; und von solchem Geschwätz und Heuchelei sollten sich dann Wirkungen einfinden, welche nun mit einem Male zum Glauben an das bisher nur so in den Mund genommene Wort trieben? — O, auf welche Thorheiten kann der natürliche Mensch, auch sogar als offenbarungsgläubiger Doctor der Theologie, gerathen, wenn er einmal noch nicht angenommen hat, was des Geistes Gottes ist! Wir wünschen vielmehr als Christen von Herzen, daß alle rationalistischen Prediger auch auf den Kanzeln, die sie nun einmal inne haben, ganz aufrichtig redeten, damit es sich zeigte, wie die Sachen stehen, und entwickelte, was bei so verwandten Sachen geschehen muß. Wenn das nun aber wieder kirchenrechtlich, weil ihre Kanzeln der christlichen Kirche gehören, nicht angeht, indem das juristische Gutachten auch hier nicht zugeben darf, was das theologische erlauben möchte — denn die Kirche als äußerer Status hat natürlich ihr Recht —; wenn auch wirklich das Consistorium keinem Geistlichen erlauben darf und wird, eben das auf die Kanzel zu bringen, was das Ministerium seinem Lehrer auf's Catheder zu bringen erlaubte; wenn also die auch nur etwelche Beschränkung der Kanzelfreiheit und die unbeschränkte Gewährung der Cathederfreiheit eben dadurch in einen völligen Widerspruch mit einander treten, daß das Catheder für die Kanzel erziehen soll: so erkenne man doch schon daran, daß entweder diese Bestimmung des Catheders für die Kanzel aufgehoben, oder auch das Erstere in die Schranken der christlichen Kirche zurückgewiesen, also dem Professor als „Kirchenlehrer“ die offene Flügung und sogar Verspottung der Grundlehren des christlichen Bekenntnisses nimmermehr gestattet werden muß. Aber die Kanzelfreiheit des Predigers ist immer noch groß genug, weil sich der Inhalt der Predigten nun einmal nicht befehlen und vorschreiben läßt; darf der ungläubige Prediger nicht direct läugnen, so braucht er doch auch nicht direct zu bekennen oder zu bezeugen; er kann freilich nicht ganz predigen, was er will, aber er muß doch auch nicht predigen, was er nicht will, und selbst an den christlichen Hauptfesten bleibt ihm der Ausweg, mit Umgehung des Fest-

grundes von Nebensachen fälschlich zu reden. Nicht zu erwähnen der vielen Fälle, wo auf der Kanzel sogar ohne Strafe die Werkgerechtigkeit, der reine Gegensatz der evangelischen Lehre, gepredigt, selbst vor dem rechten Christenthume unter allerlei Namen gewarnt wird. Nehmen wir also bloß Catheder und Kanzel zusammen, so wäre immer noch eine gewisse Einheit und Consequenz übrig in der Zügellosigkeit des kirchlichen Bestandes, wenigstens nur ein gelinderer Uebergang zur engeren Schranke für den Zögling der Kirche, wenn er von der Universität in's Amt kommt. Aber ganz anders gestaltet sich jetzt im Preussischen Staate die Sache, wenn wir von der Kanzel zum Altar, von dem Prediger zum Liturgen weitergehen, und hier nun mit einmal eine enge Schranke gesetzt finden, welche mit der academischen Lehrfreiheit in ein unentbehrliches Mißverhältnis tritt. Und davon wollen wir nun eigentlich ein besonderes Wort reden, das auf einen Punkt hinweisen möge, der auffallender Weise bisher noch gar nicht zur Sprache gekommen.

5. Die Preussische Landeskirche hat durch ihres Königl. Schirmherrn Veranlassung eine neue Agende erhalten, welche sich insofern mit Recht auch die erneuerte nannte, als sie das bewährte Altchristliche im liturgischen Gebiete gegen die Neuerungen des Unglaubens wieder in Plaz und Ehre sezt. Mögen auch über die formale Anordnung des in dieser Agende enthaltenen, namentlich der Altarliturgie, so wie über das Verhältnis der jetzigen Einführung zu dem in der Zeit Vorhandenen mancherlei Stimmen laut geworden seyn, wir sind hier nicht gesonnen, davon noch einmal zu reden; genug, diese Agende ist jetzt eingeführt, in einer erweiterten Ausgabe namentlich so eben in der Provinz Sachsen streng landesgesetzlich eingeführt, und, was wir hier vornämlich in's Auge fassen wollen, diese jedem Geistlichen staats- und kirchengesetzlich vorgeschriebenen liturgischen Formen sind altchristlich durch und durch, ja sie sind eben dem in die Kirche eingebrungenen Rationalismus absichtlich entgegengesetzt, um zu verhüten, daß er nicht auch das öffentliche Gebet in der Gemeinde und die Verwaltung der heiligen Handlungen verunreinige, vielmehr bei jedem Hauptgottesdienste ein gebotenes christliches Bekenntnis über alles sonstige Unchristliche desselben zu stellen. Insofern muß jeder Christ die fromme Absicht Sr. Majestät des Königs dankbar anerkennen, und sich der Agende als erster durchgreifender Schranke gegen den Abfall der Kirche, als ersten allgemeinen Ausdrucks ihrer Rückkehr zum Glauben erfreuen. Aber diese Freude wird freilich nicht wenig getrübt, und in eine ganz eigene Bangigkeit über das, was daraus werden soll, verwandelt, wenn nur hier dem Unglauben der Kirchen-diener ein fester Damm entgegengesetzt, übrigens aber die forstömenden Quellen ihres Unglaubens auch gar nicht eingedämmt oder versöpft werden sollen. Was soll daraus werden, wenn die Diener der Kirche auf den Universitäten rationalistisch, d. h. in Bezug auf den altchristlichen Glauben, der in der neuen Agende sich ausspricht, ungläubig gebildet werden, und dann doch vom Augenblicke des Anteantrittes an als gläubige Liturgen fungiren sollen? Was soll aus diesem vollständigen Widerspruche zwischen Wesen und Form, Gesinnung und Wort, innerhalb unserer armen Kirche werden? So muß jedes Christenherz, das die vorhandene Wirklichkeit unbefangen betrachtet, mit banger Besorgniß fragen; und auf dieses wichtige Hauptmoment in der kürzlich entstandenen Streitigkeit hinzuweisen, ist die Absicht dieses Aufsatzes. Niemand kann läugnen, was neuerlichst der Herr Bischof Dr. Eylert in seiner Schrift über die Agende, ebenfalls in Be-



zug auf die Rationalisten, ausspricht: „daß in dieser Agende die Person Jesu Christi und der historische Christus der Mittelpunkt ist;“ und daß also die Rationalisten derselben durchaus widersprechen müssen, wie der Herr Bischof weiter sagt: „Hier ist der Widerspruch eben so consequent, als er in den meisten Fällen redlich ist. — Diejenigen, die ihn ganz und vollständig in richtiger Schlussfolge systematisch aussprechen (wozu jedoch, merkwürdig genug, die Wenigsten den erforderlichen Muth haben —), geben offen und ehrlich sich so zu erkennen, daß es klar wird, wie man mit ihnen daran ist.“ Ja wohl ist es höchst merkwürdig, und ein unaustilglicher Schandfleck für die Offenheit und Ehrlichkeit der jetzigen rationalistischen Wahrheits- und Tugendlehre, daß unseres Wissens kein Einziger derselben lieber sein Amt niedergelegt hat, als daß er einen Glauben nunmehr so ausdrücklich kirchlich bekenntete, von dem sein Herz und Sinn nichts weiß. Die Einführung der altgläubigen Agende war gleichsam eine von der höchsten Behörde ausgehende, kaum noch indirecte Anfrage an die Geistlichen: Glaubet ihr das? und enthielt wirklich die, jüngst einem Theologen so sehr verübelte \*) Aufforderung an Alle, die es nicht glauben, von der Kirche, die diesen Glauben festhalten will, zurückzutreten. Lasset uns nun, diesen Gesichtspunkt für die Sache streng und deutlich hervorhebend, das fernere Verhältniß der Agende zu der öffentlichen, privilegierten Lehre des Rationalismus auf den hohen Schulen der künftigen Sitzungen erwägen.

(Schluß folgt.)

## Mittheilungen aus dem Reiche.

### 36) Eine Desperationskur.

Zu dem alten Pfarrer Flattich in Württemberg, der als ganz besonders glücklicher Erzieher und Lehrer bekannt war, brachte einstmalen ein Oberamtmann seinen Sohn, mit der Bitte, denselben in Zucht und Unterricht zu nehmen. „Ich muß Ihnen gestehen,“ sagte der Beamtete, da er mit dem Pfarrer allein war, „daß mein Sohn ein ganz desperater Mensch ist, an dem bisher alle Lehren, alle Zucht und Strafe verloren waren. Ich habe den Buben im Guten ermahnt, ich habe ihn geschlagen, habe ihn hungern lassen, habe ihn vor anderen Leuten beschämt, aber er blieb eben ein desperater Mensch, dem Lob und Tadel Alles einerlei ist, bei dem weder Schläge noch die Hungerkur etwas helfen.“ — Der Pfarrer fragte den Beamteten, ob er denn in einem solchen Falle keine andere Desperationskur versucht habe, als die Hungerkur und die Schläge. — „Ja,“ sagte der Vater, „ich habe den Jungen eingesperrt bei Wasser und Brodt, einmal zwei ganze Tage lang.“ — Der Pfarrer fragte noch immer, ob er nicht noch etwas Anderes versucht hätte. —

\*) Vergleiche auch: „Herr, wohin sollen wir gehen? u. s. w. Joh. 6. 68. 69.“ Synodalpredigt, gehalten den 13. August 1829 zu Rügenwalbe (in Pommern) von A. Zahn. (Glas) — welche den Lesern dringend empfohlen wird.

Anmerk. der Red.

„Frieren lassen,“ sagte der Amtmann, „habe ich den Buben auch.“ — So, auf noch mehrmaliges Befragen, nannte er noch etliche Hausmittel dieser Art, welche er bisher ohne allen guten Erfolg bei seinem Sohne angewendet habe, unter Anderen habe er auch vergeblich die gelinderen Wege versucht, ihn zur Raision zu bringen, er habe ihn zum Beispiel in die Gesellschaft wohlgezogener Kinder gehen lassen, aber der Bube sey von da sobald als möglich fortgelaufen zu den Gassenbuben hinaus, oder habe in der guten Gesellschaft lauter böse Streiche gemacht. — Darauf sagte der alte Pfarrer, das seyen Alles noch immer nicht die rechten Mittel, er seiner Seits wisse eine bessere Desperationskur für solche desperante Leute, wie der Amtmann seinen Sohn nenne, nämlich das Gebet. Er solle ihm doch sagen, ob er denn auch recht fleißig und ernstlich für seinen Sohn und mit diesem gebetet habe? — Der Amtmann sagte, er müsse gesehen, das hätte er eben nicht gethan. — Der alte Flattich erwiderte hierauf: Dann dürfe es ihn freilich nicht befremden, daß alle die Mühe, die man auf die Haut des Jungen gewendet habe, so umsonst gewesen sey. Man habe eben versäumt, der Haut erst ein Leben und das natürliche Gefühl zu geben, und das bloße Gerben auf ein todeses Fell könne diesem freilich nichts nugen. Flattich versuchte nun seine Kur an dem Knaben, und sie schlug so vortrefflich an, daß, so viel der Schreiber dieser Mittheilungen weiß, aus dem desperaten Menschen ein ganz trefflicher, kräftig wirkender Mann wurde.

Als Stephan Schulz in Aleppo war, besuchte er eine dortige Kirche der Nestorianer. Der ehrwürdige Bischof wollte, nach Vollendung der Ceremonien, welche auf das Kirchensest sich bezogen, das man gerade feierte, eine Rede halten über die Worte: „Dieses ist der Tag, den der Herr gemacht hat,“ und zwar in Arabischer Sprache, welche ihm so geläufig war als eine Muttersprache. Aber er blieb gleich Anfangs in seiner Rede stecken, wiederholte zwar die Textesworte mehrere Male, konnte aber immer mit dem Vortrage nicht weiter kommen, daher ihm ein Wink gegeben wurde, er möge abbrechen und das Volk segnen, welches er auch that. Hierauf, nachdem er zur Sacristei gefehrt war und dann beim Hochaltar die Consecration verrichtet hatte, hielt er am Pulpit, wo das Evangelienbuch lag, noch eine andere Rede über Malachi 3, 17. und zwar mit solcher Freude und Selbungs, daß Schulz ein rechtes Zutrauen zu dem Manne bekam. Nach einiger Zeit besuchte Schulz den Bischof und nachdem er diesem recht von Herzen Kraft und Segen zu seinem Unterricht, den Zuhörern aber ein gehorsames, folgsames Herz zur Seligkeit gewünscht hatte, fragte er ihn, warum er wohl neulich, am Epiphaniasest, mit seinem ersten Vortrage nicht recht habe fortkommen können? — Da antwortete der Bischof ganz demüthig: La Salaitu (ich hatte nicht gebetet).

So ist denn das Mittel, welches der alte Flattich als Hauptmittel in allen desperaten Fällen empfohlen, in seiner göttlichen Kraft und Wirksamkeit den Bischöfen zu Aleppo eben so gut bekannt als den christlichen Pfarrherren in Württemberg. Ein Mittel, das sich von Anbeginn an allen den Seinen wundervoll und herrlich bewährt hat und noch bewährt und sich ferner so bewähren wird bis an der Tage Ende. Sein Name sey gelobt!



# Evangelische

# Kirchen-Zeitung.

Berlin 1830.

Sonnabend den 5. Juni.

N<sup>o</sup> 45.

Der theologische Catheder und die Kirche, oder der Nationalismus und die Agende.

(Schluß.)

6. Bleibt die Sache so, wie sie jetzt ist, dann sind nur zwei Fälle bei dem Herantreten der Theologen zum Kirchenamte möglich. Entweder der Nationalist, wie er immer noch größtentheils aus den Universitäten gebildet wurde, ist wirklich gewissenhaft, und tritt darum lieber schon vor der Ordination zurück, wo er das apostolische Glaubensbekenntniß ablegen, sich zur ausschließlichen Lehre nach der alleinigen Glaubensnorm des Alten und Neuen Testaments, als des lauterer und klaren Wortes Gottes, verpflichten, der in diesem Geiste abgefaßten Agende zu folgen versprechen, und „alle abweichende und willkürliche Lehren als Gift der Seele zu fliehen“ geloben, wo er „sich nach Gottes Worte verbinden soll, die Versöhnung durch Christum zu predigen zur Weisheit, zur Gerechtigkeit, zur Heiligung und zur Erlösung.“ Entweder er kann den Meineid, der in Annahme dieser Ordination bei rationalistischer Ueberzeugung liegt, nicht über sein Gewissen bringen — und dann hat die Universität den Zweck, wozu sie besteht, völlig verfehlt, Männer gebildet, die der Kirche nicht dienen können und wollen, anstatt eben Kirchendiener zu erziehen. Oder, was bei der vorliegenden allgemeinen Erfahrung von der Unehrllichkeit und Feigheit der Nationalisten in Bezug auf die noch gesetzlichen Formen der christlichen Kirche wohl als das Gewöhnlichste zu erwarten seyn dürfte, die Candidaten lassen sich ordiniren und werden Pfarrer, und folgen der angenommenen Agende, und setzen damit den, bisher doch nur einmal zum Anfang erforderlichen Meineid sonntäglich liturgisch fort! Und dann, welcher entsetzliche Zustand des geistlichen Standes, der Zeugen und Bewahrer der Wahrheit! Man beschuldige uns nicht der Uebertreibung, sondern fasse nur die Sache, wie sie vorliegt, einfältig und ehrlich in's Auge! Eine der bedeutendsten Stellen der Agende in dieser Beziehung ist zuerst die sonn- und festtägliche Wiederholung des apostolischen Glaubensbekenntnisses, die uns immer ganz besonders theuer gewesen, und auch keinem gläubigen Liturgen jemals gleichgültig oder lästig werden kann. Aber man denke sich nun einen rationalistischen Candidaten, der alle in diesem einfachen

Urkenntniß der Kirche klar enthaltenen Grundwahrheiten des positiven Christenthums läugnen und verwerfen gelernt hat, wie er alsbald als angestellter Geistlicher vor Gott und die Gemeinde Gottes feierlich betend hintreten und bekennen muß: Ich glaube an Jesum Christum, Gottes eingeborenen Sohn, der empfangen ist von dem heiligen Geiste, geboren von der Jungfrau Maria — und sein Herz spricht dabei: Nein ich weiß, daß das Dogma von einem eingeborenen Sohne Gottes eine fälschlich auf Jesum von Nazareth übergetragene falsche Vorstellung ist, und bin überzeugt, daß Jesus, wenn er ein Mensch war, gezeugt und geboren werden mußte, wie alle Menschen; — wie er bekennen muß: Ich glaube, daß der Sohn der Jungfrau gestorben, begraben, niedergefahren zur Hölle, am dritten Tage wieder auferstanden von den Todten, aufgefahren gen Himmel, sitzet zur Rechten Gottes des allmächtigen Vaters, von dannen er kommen wird zu richten die Lebendigen und die Todten — und sein Herz spricht dabei: Nein ich weiß, daß, wenn er wahrhaftig gestorben wäre, er auch das Auferstehen wohl hätte bleiben lassen, daß seine Seele im scheidtoben Leibe schlummerte zu der Zeit, da sie soll in der sogenannten Hölle gewesen seyn, daß seine Jünger wähten, er sey gen Himmel gefahren, als er sich weislich betrügerisch in die Verborgenheit zurückzog, in der er ohne Auferstehung ordentlich gestorben ist, und daß die Idee von dem Wiederkommen dieses persönlichen Christus nur ein „prophetisches Lehrstück“ ohne eigentliche Wahrheit der Erfüllung ist; — wie er bekennen muß: Ich glaube Auferstehung des Fleisches, und sein Herz spricht dabei: Das heißt nämlich Unsterblichkeit der Seele! Und das alle Sonntage, so oft er vor die Gemeinde tritt, zur jedesmaligen Weihe seines Amtes! Man denke sich, wie er bei mancher Gelegenheit nun thun muß, was er sonst unvorbereitet für Götendienste erklärt, nämlich Jesum anbetend anrufen, und mit läugnem Munde sprechen: „Der du mit dem Vater und dem heiligen Geiste regierest in Ewigkeit!“ Man erwäge den durchgängigen rein biblischen Inhalt aller zum liturgischen Gebrauche ihm allein vergönnten Sprüche und Gebete. Man stelle sich's vor, was daraus werden soll, wenn bei der jährlichen Confirmation der Kinder die Agende dem rationalistisch gebildeten und gesinnten Pfarrer erlaubt, die Kinder zu examiniren, wie er sie unterrichtet hat, d. h. also rationalistisch, und



ihn darauf doch sagen läßt: „Dies ist die Lehre, die Jesus Christus und seine Apostel in der heiligen Schrift uns gegeben haben, dies ist der Glaube, den unsere christliche Kirche bekennet — erkennet ihr diese Lehre als eine göttliche Wahrheit, als den rechten Weg zur Seligkeit?“ — Wir wollen manches Andere gar nicht erst erwähnen, sondern nur bei diesen hervorragenden Hauptsachen stehen bleiben, und nun fragen: Seht nicht eine solche Agende nothwendig einen entsprechenden christlichen Glauben des Liturgen und Predigers voraus, um nicht bei aller Christlichkeit ihres Ausdrucks zur Lüge, zum Gott nimmermehr wohlgefälligen Frevel der Heuchelei an heiliger Stätte zu werden? Muß nicht der demoralisirende Einfluß solcher gebotenen Formen auf den Geistlichen, der sie durchaus nicht mit Wahrheit ausüben kann, in der Länge des Amtes ein ganz erschrecklicher seyn? Darauf läßt sich freilich erwiedern, daß die äußere Einheit der Darstellung in jeder äußeren Kirche nun einmal nicht anders erhalten werden kann, als auf Kosten der Wahrheit in einzelnen Fällen, und daß das Sündliche der Unwahrheit dem Gewissen derer anheimfällt, welche ohne offenen Widerspruch den kirchlichen Formen sich fügen; und wir sind damit auch im Ganzen einverstanden, so weit es die schon angestellten Geistlichen angeht, obgleich es immer in einer Zeit, wie die unserige, eine höchst bedenkliche Frage bleibt, ob denn die große Masse durch Formen wieder zum verlorenen Wesen des lebendigen Glaubens zurückgeführt werden könne und dürfe? Aber so viel scheint uns wenigstens klar einzuleuchten, daß einem Kirchenregimente, welches von allen Geistlichen solchen antilichen Ausdruck des christlichen Glaubens verlangt, nun auch die unabweisliche Pflicht obliege, für innere Erweckung dieses Glaubens in den neu zu bildenden Geistlichen also zu sorgen, daß nicht die Einführung der Agende eine halbe Maßregel bleibe, welche im Fall ihrer Durchführung nur viel Heuchelei und Lüge in die Kirche einführen vermag. Betrachten wir die Kirchenbehörde nach kirchlichem Maßstabe, so erscheint es unkirchlich im Principe, nur für die äußere Form gebietend, nicht aber für die innere Wahrheit dieser Form bildend und erziehend zu sorgen; betrachten wir sie vollends als Mutter ihrer Pflinglinge, so erscheint es stiefmütterlich grausam, dieselben erst im Unglauben unterrichten und dann — zum Glaubensbekenntniß zwingen zu lassen!

7. Man beschuldigt gewöhnlich sehr sonderbarer Weise diejenigen, welche das äußere Bekenntniß der Wahrheit in der Kirche bewahren wollen, daß sie Heuchler machen, gleich als ob sie je bloß das äußere Bekenntniß verlangten, gleich als ob der Dieb auch stehlen, und der Verläumder auch verläumden dürfe, damit er nicht heuchele, wenn er als ehrlicher und wahrhafter Mann erscheint! Aber eben weil wir keine Heuchelei wollen, eben weil uns der traurigste Abfall der Kirche, wenn er offen darliegt, immer noch lieber ist, als alle schöngedünchten Gräber voll Moder und Todtengrube: darum müssen wir wünschen, daß entweder Jeder ferner in der Kirche auch liturgische Freiheit behalte, nicht zu bekennen, was er nicht glaubt, wie er nicht predigen muß, was er nicht will, oder daß der schreiende Widerspruch zwischen Unglauben erzeugender Predigerbildung auf den öffentlichen Anstalten, und Glauben voraussetzender Amtsvorschrift für die so Gebildeten, irgendwie möglichst gehoben werde. Die Nachwelt wird es ja sonst kaum glauben, daß in derselben Kirche das Ja und Nein zugleich also legitimirt gewesen, daß unter öffentlicher Bestätigung den Söhnen der Kirche, die ihrer Geheimnisse Verwalter und ihres Glaubens Lehrer und Bewahrer seyn sollen, zuerst das Nein als Weisheit und Wahr-

heit gegeben worden — und dann plötzlich ein fester Zaum angelegt, damit sie das Ja sprechen! Und was muß das Volk, was müssen die — mirabile dicta! — in der Evangelischen Kirche wieder katholisirend zurückgewiesenen Laien, die aber nicht zurückgewiesen werden können und dürfen, was müssen namentlich die Eltern, welche ihre Söhne Theologie studiren lassen, dazu sagen, wenn sie nun immermehr erfahren, daß auf den Universitäten das grade Gegentheil von dem gelehrt und beigebracht wird, was hernach vor'm Altare gesagt werden muß? Mit welchen Empfindungen endlich muß ein christlicher Prediger jetzt die Versunkenheit seines Standes betrachten, wenn sich fast die Aussicht darauf zu eröffnen scheint, daß die meisten Prediger von nun an — liturgisch lügen werden? — Ach, es wäre noch viel zu sagen, allein unser Wort, das nur anregen und hinweisen, nicht ausführen wollte, ist vielleicht schon zu frei und stark geworden, obgleich es wahr ist, und in jetziger Zeit die Wahrheit sich immer stärker wird aussprechen müssen. Wir sind zufrieden für diesmal, den Gedanken in seiner inneren Nothwendigkeit hingestellt zu haben: daß das theologische Catheder, als thatsächlich größtentheils zur Bildung der künftigen Pfarrer bestimmt, keine unbedingte wissenschaftliche Lehrfreiheit haben dürfe, sondern in dieselben Schranken der kirchlichen Ordnung, je nach Verhältniß, sich fügen müsse, wie das Pfarramt; und daß nur höchst bedenkliche Folgen zu erwarten seyen, wenn auf dem Catheder Gesetzlosigkeit, in dem Kirchenamte aber Gesetzmäßigkeit neben einander fortbestehen soll. Hiemit wäre denn die große Frage: „Ob für Theologen gar keine Grenzen der Lehrfreiheit bestehen?“ dahin beantwortet: daß allerdings solche Grenzen bestehen sollen und müssen, wenn nicht die bestehende Kirche als ein eigentliches Babel in die entsetzlichsten Widersprüche ihres eigenen Bestandes auseinanderfahren, und an ihr erfüllt werden soll das Wort ihres Herrn: Ein jegliches Reich, so es mit ihm selbst uneins wird, das wird wüste; und eine jegliche Stadt oder Haus, so es mit ihm selbst uneins wird, mag nicht bestehen.

Ein Landpfarrer in der Provinz Sachsen.

Ueber Hamann; mit Rücksicht auf die Schrift: Christliche Bekenntnisse und Zeugnisse von J. G. Hamann. Ein geordneter Auszug aus dessen gesammtem Nachlaß — von A. B. Möller. Münster 1826.

„Es ist die Stimme eines Predigers in der Wüste!“ Was Jesaias voraussagte, geschah; Johannes trat auf. Ist, nach Hamann's Ausspruch, jede biblische Geschichte eine Weissagung, die durch alle Jahrhunderte erfüllt wird, so dürfen wir die Weissagung dieser Geschichte auf Hamann deuten; er selbst that es, nannte sich den Prediger in der Wüste. Dieser Name bezeichnet ihn am treffendsten, treffender als „der Magus im Norden“, womit seine Freunde ihn beehrten, die vermuthlich mehr auf das Befremdende seiner Erscheinung saßen, mehr an einen Magus im späteren Sinne des Wortes dachten, an das Geheimnißvolle, Dunkle eines Zauberers, als an den wunderbaren, aber hellbezeichneten Gang eines Weisen nach der Hütte Bethlehems. Hamann war eine Johanneserscheinung, ist sie fortwährend; er weist auf den Gekommenen, der mitten unter uns ist, den wir nicht kennen, zeugt, daß dieser ist Gottes Sohn! spricht: Siehe, das ist Gottes Lamm! Sein Leben, in dessen eigentlicher Rich-



tung, seine Wirksamkeit, in der Tendenz seiner schriftstellerischen Leistungen, ist eine Offenbarmachung Christi; er empfing Zeugniß — und es war an ihm zu sehen und er theilte es mit. Das in tiefster mit Hochgefühl gepaarter Demuth: Nichts gegen, ohne Ihn, aber auch Alles mit Ihm und durch Ihn — das ist sein Sinn, um so lebendiger, weil er nicht wie Johannes vor der Pforte des Reichs, sondern in demselben steht. Auch ihr Verhältniß zu den Menschen gleicht; abstoßend und anziehend zugleich wirkte Hamann, er suchte nicht und wurde gesucht, seine Stimme ertönt in der Wüste, die aber mit Menschen sich füllt; sie offenbart und wird nicht gefast, nicht befolgt! Seine Bewunderer, Verehrer, Freunde waren von Anfang zahlreich, überwogen die weit, welche sagten: er hat den Teufel! ließen sich durch die Bannsprüche nicht irren, die die Critik offener gab, als das Synedrium sie gegen den Täufer zu sprechen wagte. Die Wüste, in der seine Stimme ertönte und forttönt, hat sich angefüllt; aber können wir es uns bergen, daß so Viele nur dem Zeugen anhangen (wenn nicht gar seinem Zeuge) und nicht dem von ihm Bezeugten? daß sie, wie die Johannesjünger (sagen könnten: wir haben auch nie gehört, ob ein heiliger Geist sey? Die fremde, magische Erscheinung reizt; der äußere und innere Contrast seiner Person und Stimme mit der Welt und Zeit zieht herbei; man bewundert den wunderbaren Farbensglanz und das wunderliche Farbenspiel dieses Heiligen, aber achtet nicht des Lichtes, das darin sich bricht; man staunt den lederen Gürtel und die Kameelschaare an und bleibt hängen am Aeußeren und Aeußerlichen der Person; folgt der Ladung zu seiner Tafel und goutirt den wilden Honig seines Witzes, amüsiert sich, der Sonderbarkeit wegen, mit den sperrigen Heuschrecken seiner springenden Gedanken; hört nicht ohne Behagen den Erguß zürnenden Feuereifers, aber macht auch ihn lediglich zu einer Geschmackssache, findet ihn piquant und das Schwerdt, welches durchbohren sollte, wird ein prickelndes Gewürznäglein auf der Zunge seiner Gäste.

Wir wollen versuchen, Hamann's Lebensgang andeutend, die Entwicklung darzustellen, die er in demselben als Zeuge Christi fand. Die Crisis seiner menschlichen Krankheit und zugleich die Genesung durch göttliche Heilung scheidet sein Leben in zwei Hälften. Wir werden diese drei Theile um so passlicher festhalten, weil weder sein wenig mannichfaches äußeres Leben merkwürdige Einschnitte macht, noch seine Autorschaft, ihrer Art und ihrem Gehalte nach, solche enthält.

I. „Und ich kannte Ihn nicht!“

Dies Capitel hat Hamann selbst beschrieben in den Gedanken über seinen Lebenslauf,\*) aus welchen zunächst die wörtlichen Anführungen sind. — Joh. Georg Hamann, zu Königsberg 1730 den 27. August geboren, erhielt von seinen frommen, nicht unbemittelten Eltern (der Vater war ein Wundarzt) eine sorgfältige Erziehung. Der Schulunterricht fiel nur gar zu reichlich aus. Hamann wurde mit Erlernung vieler Sprachen und Sachen überhäuft, das Gedächtniß mehr angestrengt und beladen, als das Urtheil durch Methode geweckt. Seine große Wißbegierde und Fassungskraft ließ sich diese Anhäufung gefallen und er suchte gar bald von selbst den Umfang seines Wissens zu vermehren, begnügte sich nicht mit der einfachen Wahrheit des Evangeliums, strebte (p. 163.) „in allen Ketzereien und Irthümern bewandert zu werden.“ Als Gymnasiasten öffnete sich

ihm ein neues Feld zu „Ausschweifungen; mein Gehirn wurde zu einer Jahrmarktsbude von ganz neuen Waaren. Ich brachte diesen Wirbel mit auf die hohe Schule“ (1746) und dieser trieb ihn in mannichfachen Wissenschaften umher, ohne einer bestimmt oder ausschließlich zu huldigen; er verlor den Beruf, den er für Theologie gehabt zu haben glaubte, wandte sich, um doch ein bestimmtes Fach zu haben, zur Rechtsgelehrsamkeit — nicht mit großem Ernst, da er mehr aus Liebe zu den Wissenschaften überhaupt studirte, als um durch eine Brodt zu haben, und es ihm besser schien, ein Märtyrer, denn ein Tagelöhner der Musen zu seyn. Doch erlag sein Geist den angehäuften Massen nicht; sein guter, starker Verstand durchdrang die Materialien und Wissenschaften, als solche, gar bald. Gerade diese Stärke ließ ihn schnell sich eines Punktes bemächtigen, rasch zu einem anderen übergehen, im Erlernen, Denken, Darstellen; und auch, wenn sein Unterricht und Selbststudium methodischer und jener mit Stylübungen verbunden gewesen wäre, würde er seinen Ausdruck schwerlich ganz an regelrechte Formen gewöhnt haben. Was er gesammelt hatte, war demnach keine bloße Gedächtnissache, sondern ein an sich wohl begriffenes, aber doch wüßes Wissen, ein Chaos, über welchem der Geist schwebte, auf welches er sich noch nicht, bildend, herabgelassen hatte; das Leben, welches das Licht der Menschen ist, hatte ihn nicht durchdrungen, nicht als Wort Gottes schöpferisch, aufhellend zu ihm gesprochen; er kannte Ihn nicht!

So weit der Verheling. Nun der Geselle mit dem Wandlungstrieb, in Ausübung des Gelernten, in mehr selbstständigem Wirken und Schauen die Meisterschaft zu erringen. Das Wissen, über welchen Gegenstand es auch sey, zuerst auf Auctorität der Lehrer und Bücher angenommen, treibt zu weiterem und weiterem Streben, wo möglich an den Urquell zu kommen, unmittelbar zu schöpfen, größte Gewißheit und Ausdehnung zu erlangen. Es treibt zur Anwendung, Mittheilung, zunächst in der Absicht, das, was man hat, besser zu übersehen, und auch so in der Kenntniß sich festzusetzen und zu erweitern. Das Leben nun — das in der Welt und unter Menschen — scheint volle Genüge darzubieten, oder doch zu vermitteln, und jener Wissenstrieb wird zu einem Drange nach Außen, in's Weite; die Heimath wird zu enge. So kam auch Hamann zu seinen Ausflügen; leben wollte er, erfahren, wirken, genießen, suchte dazu einen anderen Ort, suchte die Weite. Der Drang, die Welt zu sehen und in derselben „seine Freiheit zu versuchen“ trieb ihn (1752) in Dief- und Eurland in's Hofmeisterleben, das, wie redlich und eifrig er in demselben zu wirken strebte, manche Dorne ihm reichete. Aber auch nach Riga verpflanzt zu seinen Jugendfreunden Berens und Lindner, in der angenehmsten Gesellschaft und Umgebung war sein Herz unruhig; p. 184. „ich konnte mich der Freude in der Gesellschaft der edelsten, muntersten, gutherzigsten Menschen beides Geschlechts doch nicht überlassen. Mein Gehirn sah einen Nebel von Begriffen um sich, die es nicht unterscheiden konnte; mein Herz fühlte Bewegungen, die ich nicht zu erklären wußte, nichts, als Mistrauen gegen mich und Andere.“ Die freundschaftliche Verbindung mit Berens ward auch zu einer merkantillischen; der Handel zog Hamann an durch das Großartige, das in demselben liegt, oder er hineinzulegen suchte — wie seine Anmerkungen zu Dangeuil beweisen. Er glaubte als Kaufmann seinen practischen Sinn zu befriedigen und erhielt in einer Art Geschäftsreise, die er für das Berens'sche Haus unternahm im October 1756 erwünschte Gelegenheit, seine Neugier zu stillen, die Welt zu sehen, sich in der Welt zu befehen. Er kam nach Berlin, Lübeck, Amsterdam, London, wo er länger

\*) Hamann's Schriften. Herausgegeben von Fr. Roth. Berlin 1821. Th. 1. p. 149 f.



weilte; suchte Vergnügen — fand es nicht; Zerstreuung — umsonst; wußte nicht, welche Zwecke er verfolgen sollte, siebte fortwährend. Verloren Geld, verlorene Zeit war stets sein Resultat. So in Amsterdam p. 169. „ich war irre gemacht und wußte nicht, ob ich nach Handel, oder Wissenschaften fragen sollte. Ich glaubte, daß sich Jedermann vor mir scheute und ich scheute selbst Jeden. — Ich ging darauf aus, mein Glück zu machen — Alles umsonst! Kein Mensch konnte mich kennen, kein Mensch wollte mich kennen. Ich sollte meine Bahn zu Ende laufen und das Ziel sehen meiner unbedachtamen Wünsche, meiner thörichten Neigungen, meiner ausschweifenden Einfälle.“ In London stieg dieser Zwiespalt seiner Lage mit ihm, seiner selbst mit sich aufs Höchste; die Geschäfte seiner Sendung hatten keinen Fortgang; sein Privatwerk, das unbestimmte Sehnen, die Welt zu sehen, sein Glück zu machen, klärte sich nicht auf; immer weiter schwand die täuschende Wolke, die er umarmen wollte, der Schatten, nach dem er haschte. Die Kümmerneß seines dürstenden und unbefriedigten Geistes wurde durch äußeren Mangel und Schulden vermehrt; bald sank er zur Verzweiflung, in der er selbst nach dem Bettlerstande rang, als einem Mittel, ihn zu einem kühnen Glücksstreich aufzumuntern, als einer Aufforderung für Gott, auszuhelfen; bald flammte sein Herz zu Troß empor p. 202. „was Blindheit, was Majerei, ja Frevl war, kam mir als das einzige Rettungsmittel vor. Laß die Welt gehen, wie sie geht — mit der Lächerung des Vertrauens auf die Vorsehung, die wunderbar hilft — nimm Alles mit, was dir aufstößt, um dich selbst zu vergessen, nach diesem System wollte ich meine Aufführung einrichten, welches durch jeden unglücklichen Versuch niedersiel, das ich aber wieder aufbaute zu eben der Absicht!“ — und wunderbar paarte sich in denselben Unternehmungen oder Unterlassungen Kühnheit und Niedergeschlagenheit.

Welche Wanderjahre! Unstätt und flüchtig sehen wir Hamann, nur die Unruhe des Lebens und Strebens fühlend, ohne den Grund der Unruhe zu kennen und damit das leitende Ziel zu sehen; es war als Mord in seinen Gebeinen! Zu dem Wirbel des Wissens kam der Strudel des Lebens. Der durch jenen Herumgedrehte genas nicht durch die entgegengesetzten Kreise des neuen. Das Leben mit seinen Bestrebungen nach Erfahren, Wirken, Genießen, hatte ihn angezogen und aufgenommen, aber hielt ihm Räthsel vor in seiner Tiefe, die es selbst nicht lösete, noch er zu lösen vermochte, die mit den Räthseln des Wissens auf unruhigen Wellen ihn hin und her warfen. Festen Fuß! Land! war das Seufzen seines Herzens; aber wohin blicken, wenn es sich nirgend zeigt? wem zurufen: *ὁὸς μοι πού στειν*? Er kannte Jhn nicht!

Jobannes, aus der Schrift wohlbekannt mit dem Verheißenen und im Geiste für ihn glühend, wohlbekannt mit der Person Jesu, nach dem Fleische nicht nur, auch nach ihrer Keimheit, kannte ihn nicht; es fehlte ihm die Copula zwischen dem ewigen Prädicat und sichtbaren Subjecte, bis sie im Zeugnisse des Geistes über Jesum erschien und beides in seinem Bewußtseyn verband. So auch war Hamann wohlbekannt aus der Schrift

mit dem verheißenen und gekommenen Christo, ja dessen Bild war vor seine Augen gemalt, die aber gehalten wurden, daß sie ihn nicht erkannten; in die Gestalt Jesu, die er vor Augen und im Herzen hatte, war die ewige der Verheißung, die geschichtliche der Erfüllung noch nicht eingedrungen, zur Verbindung vor ihm und in ihm. So wanderte er im Thale des Glaubens und der Herrlichkeit mit verhüllten Augen und darum als im finsternen Thale, die Gefahren solcher Wanderung fühlend, den Schaden erfahrend, von peinlicher Ungewißheit in solchem Umhertappen gemartert — bis der Führer, der um ihn war, ihn ergriff, wie Schuppen es von seinen Augen fiel, und er ihm offenbar ward.

(Fortsetzung folgt.)

## Nachrichten.

(Die Anstalt auf dem Neuhof bei Straßburg.)

Nicht ohne Interesse und vielleicht zur Wohlthätigkeit anregend wird folgende kurze Notiz über die protestantische Anstalt zur Erziehung armer Kinder auf dem Neuhof bei Straßburg seyn, deren erster Bericht vom Juni 1829 uns vorliegt. Nachdem in demselben das Leben und der Tod des Hauptstifters der Anstalt, Ph. J. Burz, und der Glaube und acht christliche Sinn dieses Mannes beschrieben worden ist, wird die Tagesordnung und der Unterrichtsplan, die in der Anstalt befolgt werden, und die Art und Weise des Bestehens dieser Anstalt kurz angegeben. Nach allen Angaben hat die Anstalt schon segensreich gewirkt, und erfreulich ist, was in Beziehung auf die religiösen Kenntnisse der 26 darin befindlichen Kinder gesagt wird, daß die meisten derselben diejenige Kenntniß der Heilswahrheiten besitzen, die ihrem Alter angemessen seyen, und daß bei Mehreren diese Erkenntniß sich durch Lebensfrüchte im Wandel bewiesen habe. Jedoch mußten bis jetzt 126 Kinder abgewiesen werden, weil die Einnahmen zu gering waren und das neuzerbauende Haus noch nicht vollendet ist. Außer den einzelnen Liebesgaben genießt die Gesellschaft, deren Präsident der Pädagog des protestantisch-theologischen Studienseists (St. Thoma) zu Straßburg, C. W. Krafft, ist, auch den Erlös aus dem Verkauf mehrerer Schriften, z. B. der Sermons von Cuvier, des Liederkränzes von Stöber, so wie einiger kleinerer Schriften von Göpp, Krafft, Francoeur. Der Gesamt-Activbestand ist: 12,314 Fr. 85 C., die Gesamtausgabe 8,048 Fr. 10 C.

Es ist zu wünschen, daß diese und ähnliche christliche Anstalten der Ev. K. Z. von Zeit zu Zeit ihre Berichte einsendeten, damit auch ein größerer Theil der Gläubigen von ihnen Nachricht erhalte, für ihre Erhaltung bete und die Gnadengaben Gottes preise, mit denen er seine Kirche schmückt.

(Berichtigung.) In der Nachricht aus Halle in dem Maiheft sind p. 318. die Worte „nicht Dr. de Valenti — practisirt hat,“ aus Irrthum eingeflossen, und zu streichen. In dem Aprilheft p. 272. 3. 29. v. u. ist st. *Altheisten* zu lesen: *Trübsen*.



# Evangelische

# Kirchen-Zeitung.

Berlin 1830.

Mittwoch den 9. Juni.

N<sup>o</sup> 46.

Ueber Hamann; mit Rücksicht auf die Schrift: Christliche Bekenntnisse und Zeugnisse von J. G. Hamann. Ein geordneter Auszug aus dessen gesamtem Nachlaß — von A. B. Möller. Münster 1826.

(Fortsetzung)

## II. „Und ich sahe es“ —

Unter dem Getümmel aller meiner Leidenschaften, die mich überschütteten, daß ich öfters nicht Odem schöpfen konnte, bat ich immer Gott um einen Freund, um einen weisen, redlichen Freund, dessen Bild ich nicht mehr kannte. Ein Freund, der mir einen Schlüssel zu meinem Herzen geben konnte, den Zeitfaden von meinem Labyrinth — war öfters ein Wunsch, den ich that, ohne den Inhalt desselben recht zu verstehen. Gottlob! ich fand diesen Freund in meinem Herzen, der sich einschlich, da ich die Leere und das Dunkle und das Wüste desselben am meisten fühlte,“ p. 210. Im Worte trat dessen Gestalt vor Augen und füllte das Innerste des Herzens, in dem vom Geiste bezeugten Worte. Einmal hatte Hamann schon in seiner Kummerniß die ganze Schrift gelesen; es schien ihm, als ob er eine Decke über seiner Vernunft und seinem Herzen gewahr würde; die ihm das Buch das erste Mal verschlossen hätte; mit mehr Aufmerksamkeit und Hunger begann er zu lesen; es ward Licht! Die Worte, die Geist und Leben sind, wurden es ihm. Der Geist, von dem sie ausgegangen, lösete die Decke, gab den Blick frei in das Heiligthum des Himmels und auf den, der aus demselben gekommen; es spiegelte sich in ihm des Herrn Klarheit, mit aufgedecktem Angesichte! Ist nicht das Wort, welches (Gen. 1.) Licht schuf, auch das Wort, welches (Joh. 1.) das Licht der Menschen ist? Wie der auf der Tiefe und den Wassern schwebende Geist Empfänglichkeit für das Werde! schafft und im Werden der Creatur thätig ist, wirkt er so nicht auch an und in uns, das Licht zu begreifen, aufzunehmen? Zeugniß des Geistes über Jesum empfing Hamann. So wie Jesus vor ihm und in ihm Gestalt gewann, gewann er selbst Gestalt und in ihm die Welt; mit der Erkenntniß (Joh. 17, 3.) des Mittlers ward er sei-

ner sich bewußt, Gottes und der Welt. Der ward die Thür zum Reich der Gnaden und Seligkeit; der Geist öffnete sie; ward der Weg, auf welchem und in welchem der Geist fortan leitete zu Wahrheit und Leben. P. 211.: „Ich fand die Einheit des göttlichen Willens in der Erlösung Jesu Christi, daß alle Geschichte, alle Wunder, alle Gebote und Werke Gottes auf diesen Mittelpunkt zusammenliefen, die Seele des Menschen aus der Knechtschaft, Blindheit, Thorheit und dem Tode der Sünden zur höchsten Seligkeit zu führen.“ P. 218.: „Es ist das Gesändniß meines Herzens und meiner besten Vernunft, daß es ohne Glauben an Jesum Christum unmöglich ist, Gott zu erkennen, was für ein liebevolles Wesen er ist, dessen Weisheit, Allmacht und alle übrige Eigenschaften nur gleichsam Werkzeuge seiner Menschenliebe zu seyn scheinen; — daß dieser Glaube uns alle unsere eigenen Handlungen und die edelsten Früchte der menschlichen Tugend nicht anders als die Risse der feinsten Feder unter einem Vergrößerungsglase entdeckt; daß es daher unmöglich ist, ohne Glauben an Gott, den sein Geist wirkt und das Verdienst des einigen Mittlers, uns selbst zu lieben und unseren Nächsten.“ Da er Christum kennen lernte, ging ihm das Verständniß über sich, seinen geistigen Zustand auf. Es war ihm nicht wohl gewesen, aber was fehle, ward da klar, fühlbar, als er des Retters inne ward; er machte am Worte die Höllenfahrt der Selbsterkenntniß zum Auferstehen. „Ich erkannte meine eigenen Verbrechen in der Geschichte des jüdischen Volkes, ich las meinen eigenen Lebenslauf“ — das Zeugniß des Geistes über den Sohn Gottes und Gottes Lamm sah er nicht bloß im Buche, er drang in's Herz; „eines Abends, nach Betrachtungen über das Geheimniß der Erlösung, versiel ich in ein tiefes Nachdenken, dachte an Cain, zu dem Gott sagte: Die Erde hat ihren Mund aufgethan, um das Blut deines Bruders zu empfangen — ich fühlte mein Herz klopfen, ich hörte eine Stimme in der Tiefe desselben seufzen und jammern, als die Stimme eines erschlagenen Bruders, der sein Blut rächen wollte, wenn ich selbste nicht bei Zeiten hörte — daß eben dies Cain unsät und flüchtig machte. Ich fühlte auf einmal mein Herz quillen, es ergoß sich in Thränen, und ich konnte es nicht länger — ich konnte es nicht länger meinem Gott verhehlen, daß ich der Brudermör-



der, der Brudermörder seines eingeborenen Sohnes war. Der Geist Gottes fuhr fort, ungeachtet meiner großen Schwachheit, ungeachtet des langen Widerstandes, den ich bisher gegen sein Zeugniß und seine Nührung angewandt hatte, mir das Geheimniß der göttlichen Liebe und die Wahrheit des Glaubens an unseren gnädigen und einzigen Heiland immer mehr und mehr zu offenbaren“ p. 213.

Durchbruch der Gnade, des Lichts, des Lebens! Jetzt sah er, aber der Schlüssel David's in der Hand des Heiligen und Wahrhaftigen, der sein Herz aufthat, diesen Tempel Gottes ihn als Mördergrube erblicken ließ, erschloß ihm auch den Reichthum heilsamer Gnade, durch sie umgeschaffen zu werden, und etwas zu seyn zu Liebe Gottes, wie er es begehrte. P. 216.: „Mein Sohn, gib mir dein Herz! — da ist es mein Gott! du hast es verlangt, so blind, hart, felsig, verkehrt, verstockt es war. Reizte es, schaffe es neu und lasse es die Werkstätte deines guten Geistes seyn. Es hat mich so oft getäuscht, als es in meiner Hand war, daß ich selbiges nicht mehr für meines erkennen will. Es ist ein Leviathan, den du allein zähmen kannst — durch deine Einwohnung wird es Ruhe, Trost und Seligkeit genießen!“ Es geschah, wie er begehrte, ihm ward Gnade, durch sie auch über Schrift und Natur, Menschenleben und Bestimmung, über Alles, was ihn berührt, schmerzlich berührt und irre gemacht hatte, aufgeklärt, beruhigt zu werden; Jesus, der Gott und Mensch, Himmel und Erde verbindet und vermittelt, brachte auch ihn zur Einigung, zu seliger Harmonie.

Jetzt blieb sein Wissen kein Chaos mehr. Da er das an sich Werthvolle kannte und den, in welchem Gott es beschloß, so verwirrte die Kenntniß der Relative nicht, ihre Beziehung ward klar, ward leitender Faden bei den fortgesetzten Studien. Emporgekommen aus den Kreisen, in welchen er schwindelnd umhergetrieben war, glitt er fest und ruhig im sicheren Nachen über sie hinweg, ob auch Winde Wogen erregten, dem hellgelehenen Ziele zu, und das theologische Wissen, sonst, als schlecht Wasser und gemein Wissen, mit dem Fahrwasser gemengt, war jetzt geschieden, war nun im Schiffe labender Trank, stärkende Nahrung.

Jetzt hörte das Leben auf, ein Dede zu seyn. Die Sehnsucht nach einem unbekannten Etwas, als dem letzten, höchsten, befriedigenden Objecte des Erfahrens, Wirkens, Genießens, war gestillt; das unruhige, weit unaufgeklärte Suchen hörte durch das Finden der Genüge auf und ward nun ein sicherer, fester Gang. Die Erfahrung, die er gemacht, von dem Einen, was Noth ist, klärte ihm die anderen Lebenserfahrungen auf und ließ ihn dem, was er an den Menschen und in der Welt erfahren würde, getroßt entgegen gehen. Das letzte Ziel war vor ihm, der ewige Weg gegeben und betreten. Auf demselben zu wandeln und wirken, aus dem Glauben und für den Glauben zu leben, handeln, das stand fest! Auf welchem Wege irdischer Berufs-thätigkeit er jenes Ziel verfolgen solle, oder werde, es beunruhigte ihn nicht; er war gewiß, auch hierin die höchste Leitung zu spüren. Das Glück, nach dem er, wie Tantalus, gehascht, war kein weienloser Schatten mehr. Erwacht zum Leben, hatte er das Wohlgefühl dieses Lebens, das aus Gott ist, in Christo ruht, durch den Geist bezeugt wird. Was er an Christo hatte, war selige Erfahrung, das Ziel, welches er verfolgte, gab in Verempfindung die künftige Herrlichkeit zu kosten. P. 214.: „Ich fühle, Gottlob! jetzt mein Herz ruhiger, als ich es jemals im Leben gehabt. In den Augenblicken, worin die Schwermuth hat aufsteigen wollen, bin ich mit einem Troste überschwemmt wor-

den, dessen Quelle ich mir selbst nicht zuschreiben kann, und den kein Mensch im Stande ist, so überschwenglich seinem Nächsten einzufößen. Ich bin erschrocken über den Ueberfluß desselben. Er verschlang alle Furcht, alles Mißtrauen, alle Traurigkeit. — Wenn ich das große Gut, die unschätzbare Perle, den Preis, zu dem mich Gott hat geboren werden lassen, von ihm erhalten; wie sollte ich an seiner Regierung meines ganzen Lebens jetzt zweifeln? Das Ende desselben ist erröthet. Ich überlasse mich seinem weisen und allein guten Willen.“

Samann's Sehen, seine Erfahrung vom Zeugnisse des heiligen Geistes, war keine Schwärmerei, daß er, wie die Phantasten der einen Art, sich selbst ein Wort, eine neue Offenbarung gebildet, oder wie die der anderen, bei minderer Kühnheit und Hochmuth, das vorhandene zu einem neuen umgedeutet hätte, er hielt am gegebenen Worte und wie es gegeben ist. „Darauf sind wir angewiesen!“ Th. 3. p. IX. „Ich habe das Wort geprüft gefunden, als das einzige Licht, nicht nur zu Gott zu kommen, sondern auch uns selbst zu kennen; als das theuerste Geschenk der göttlichen Gnade, das die ganze Natur so weit übertrifft, als unser unselblicher Geist den Leim des Fleisches und Blutes; als die erstaunlichste und verehrungswürdigste Offenbarung der tiefsten, erhabensten, wunderbarsten Geheimnisse der Gottheit, im Himmel, auf der Erde und in der Hölle, von Gottes Natur, Eigenschaften, großem, überschwenglichem Willen, hauptsächlich gegen uns elende Menschen, voll der wichtigsten Entdeckungen durch den Lauf aller Zeiten bis in die Ewigkeit; als das einzige Brodt und Manna unserer Seelen, dessen ein Christ weniger entbehren kann als der irdische Mensch seines täglichen Unterhaltes — ja, ich bekenne, daß dies Wort Gottes eben so große Wunder an der Seele eines frommen Christen, er mag einfältig oder gelehrt seyn, thut, als die, welche in denselben erzählt werden; daß also der Verstand dieses Buches und der Glaube an den Inhalt desselben durch nichts Anderes zu erreichen ist, als durch denselben Geist, der die Verfasser desselben getrieben; daß seine unaussprechlichen Geuszer, die er in unserm Herzen schafft, mit den unausdrücklichen Bildern Einer Natur sind, die in der heiligen Schrift mit einem größeren Reichthum, als aller Saamen der ganzen Natur, ausgeschüttet sind“ p. 217.

Samann sah, vom Geist überzeugt, gewissermaßen nichts Neues; er wußte auch zuvor dieselben Wahrheiten, die von dem, der die Wahrheit ist, ausgehen — aber sie lagen, wie Körner, auf ihm, jetzt waren sie eingegangen und gingen auf. Jesus war nicht bloß vor seiner Taufe derselbe, für den er in derselben bezeugt wurde; Johannes verkündigte ihn auch zuvor als idealischen Messias, ja als nahen; da aber sah er den Gegenwärtigen! Als eine Weissagung hatte Samann die ganze Schrift bisher; er sah, und nun lebte er in ihrer Erfüllung. „Gott, wie reich sind deine Wege! Barmherzigkeit und Wahrheit. Wieviel Wunder hast du an mir thun müssen, damit ich dasjenige zu glauben lernen sollte, was ich als ein Kind gewußt habe, was jedes Kind weiß und Niemand wahrhaftig glaubt, als dem Gott diesen Glauben wirkt und schenkt. Ich meine die leichte Wahrheit: Ohne mich könnt ihr nichts thun. Ich meine den einzigen Trost: Ich will dich nicht verlassen, noch versäumen“ p. 225.

Ich mag diesen Abschnitt nicht ohne einige Bemerkungen verlassen: 1) Eine Crisis, die Crisis der Wiedergeburt ist Allen Noth, um in's Reich Gottes zu kommen, wenn sie auch nicht in der Art, wie bei Samann vorgeht, in so gewaltsamem Durchbruche, zugleich scharfem Einschnitt in's menschliche Leben. 2) Als



Werk der höchsten, freien Gnade ist solche Wiedergeburt zu erkennen — und zu suchen, so weit wir suchen können, da wir, genau genommen, gesucht werden und unser frohes Heureka! in's Possibum umfassen müssen (Luc. 15, 24.). Gebären wir uns selbst? können wir es? weckt der Schläfer, der in seinen Träumen dahingeht, sich selbst? habe er auch dazu die Nacht, er wendet sie nicht an, weil er zu wachen meint. Als Erwachter zurücksehend rufte Hamann seine unruhigen Träume gar wohl zu deuten. P. 196.: „Ich kann keinen Grund davon angeben (von der Irre und Scheue zu Amsterdam), als daß Gottes Hand über mich schwer war, daß ich ihn aus den Augen geseht und verlassen hatte, ihn mit lauem Herzen und mit dem Munde bloß bekannte und anrief, daß meine Wege ihm nicht gefielen, daß ich ungeachtet seiner Erinnerung und Nührung meine Schuld nicht erkennen wollte.“ Als Erwachter erkannte er seine zuvor unerkannte Schuld, erkannte die Gnade, die ihn rettete, um so tiefer, weil sie auch während seiner Irre an ihm gewirkt hatte. 3) Denn die Gnade, welche weckt, waltet auch zuvor, daß kein unheilbarer Schade genommen werde“, spricht im Schlummer zu den Schlummernden, leitet auch den Nachtwandler. Selbst in der Finsternis des Heidenthums ist Gottes Führung thätig; in der der Sonne der Gerechtigkeit abgewandten Nachtseite der Welt schimmert ein bleicher Rückchein von jenem Lichte, das sie nicht sieht — mehr aber, und auffallend bei Hamann, ist im Gange der Christen, die zum Sehen gelangen, solche Gnade, noch ehe der Morgenstern aufgeht in ihren Herzen, zu ihrem Heile wirksam, behütend, hinleitend. „Gott hat mich,“ sagt Hamann p. 216., „aus einem Gefäß in das andere geschüttet, daß ich nicht zu viel Heßen ansehen und ohne Rettung versauern und sinkend werden sollte.“ Das unruhige Klopfen seines Herzens war Anklopfen Jesu; gegen den Reiz der Welt machte Jesus sich geltend, so daß sein Herz, annoch von zwei gleich stark wirkenden Gewalten ergriffen, leer blieb, eine glückliche Leere, weil jener Reiz es nicht füllte, dreimal glücklich, weil es Jesu offen blieb, und ihn aufzunehmen, die Dual der Dede selbst antrieb. Hamann's Leben vor seiner Bekehrung — womit ich nicht seine Trefflichkeit, sondern die wunderbare und kräftige Führung der Gnade preise — war keinesweges ein Sündenleben - sensu vulgari, ja, die laxo von der Dogmatik getrennte Moral könnte leicht es nicht bloß rechtfertigen, sondern als exemplarisch darstellen; sie würde ihn höchstens etwas wegen Hypochondrie bedauern und — wegen des neuen Lebens als einen Schwärmer verdammen. In der That sind die Ausschweifungen und Lüste, deren er sich anklagt, nicht im gewöhnlichen Sinne aufzufassen (ek. 166 und 238. Gott hat mit einer besonderen Vorsicht durch seine Engel über mich gewacht, daß ich zu keiner fleischlichen Vermischung habe sündigen können). Das Untreiben in Ketzereien, der Unglaube, der Undank gegen Gott und Menschen (z. B. Unempfindlichkeit beim Tode seiner Mutter), Mißbrauch der Zeit u., wenn vielleicht nie Negativa, viel weniger Contraria, daß er in seiner Gesinnung und Richtung ohne Gott, oder gar wider ihn gewesen wäre, sondern vermutlich immer Positiva: er hatte Glauben (ek. Marc. 9, 24.), ging in den Ketzereien der Wahrheit nach, hatte Dank z. nur nicht in der Stärke, als es hätte seyn müssen, wie er nachmals erkannte, damals ahnte. Der Mensch ohne Glauben sieht Gott nicht, kennt ihn nicht, ist ein Spiegel der Winde jeder Lehre, jeder sinnlichen Lust; der Ungläubige sieht Gott, aber will ihn nicht kennen, geht ihm, aber als erklärter Feind, entgegen, steuert auf den Strudel der Sünde

los, ohne die Warnung des Sehers zu achten, wähnend die Sirene zu hören, ohne daß er Schaden nehme. Weder dem Einen noch dem Anderen war Hamann gleich, sondern wie die alte Beichte sagt: Der Glaube ist schwach, die Liebe kalt, die Buße ohne Feuer; selbst in den stärksten Sprüngen seines Herzens zu Verzagtheit und Vermessenheit hatte es sein anziehendes und bewahrendes Centrum nicht verloren oder aufgegeben, dann aber bewegte es sich um dasselbe in geregelterm Gange. So war er auch in jenem Zustande, von Seiten Gottes, nicht ohne Gott (hier steht die rationalistische Phrase einmal mit Fug), dann aber mit Gott in der Welt. Jene Selbstanklage ist aber darum keine Hypochondrie, sondern Wahrheit. Daß wir nicht so sind, wie wir seyn müssen (gerecht, nach Gottes Bilde), ist Unrecht, Sünde, und es macht sich den zur Erkenntniß Christi und ihrer selbst Gefommenen fühlbar als Adam's Schuld und eigene Schuld; es wird von ihnen, wenn sie auf dem Wege zum Heile sind, vorahnend empfunden, wodurch die Unruhe sich verstärkt, in der die Wehen der neuen Geburt sich ankündigen. Ein Zustand, den der Rationalist erträglich, an sich verzeihlich, musterhaft finden muß, wird zu leicht befunden, wenn Gottes Zeugniß vernommen wird.

Wie tief empfand Hamann die während seiner Irre waltende Gnade! P. 52.: „Es hat weder an meinem bösen Willen gelegen, noch mir an Gelegenheit gefehlt, in ein weit tieferes Elend, in weit schwerere Schulden zu fallen, als worin ich mich befände. Gott! wir sind solche armselige Geschöpfe, daß selbst ein geringerer Grad unserer Bosheit ein Grund unserer Dankbarkeit gegen dich werden muß!“ Ja, es liegt nicht an uns, es ist Gnade, wenn wir nicht im Wissen faustisch untergehen, wenn sich nicht im Leben Mephistopheles uns beigesellt!

(Schluß folgt.)

## Mittheilungen aus dem Reiche.

37). „Wie wohl ist mir, o Freund der Seelen  
Wenn ich in deiner Liebe ruh'.“

Das Lied, welches so anfängt, war eines der Lieblingslieder des alten, frommen Bäckermeisters Bürger in Nürnberg, von dem der selige Kanne in seiner Lebensbeschreibung erzählt und dessen auch der Schreiber dieser Mittheilungen schon erwähnt hat. Der selige Bürger hatte jenes Lied zuerst in Regensburg, wo er als Handwerksbursche einige Zeit stand, singen hören und es war ihm dabei zu zu Muthe geworden, als spräche jenes Lied die tiefste, innigste, seligste Bewegung und Gesinnung seiner Seele aus. Denn in weniger Menschen Angesicht, in weniger Menschen ganzem Wesen und Wandel war es so unverkennbar deutlich zu sehen, wie wohl es einem Herzen sey, das in seiner Liebe, ja ganz in seiner Liebe ruht.

Wie erwähnten in einer Mittheilung (N<sup>o</sup> 35.) des mächtigen Eindruckes, den ein innerer Blick der erbarmenden Liebe des Herrn auf einen, in wildem Sinnenrausch verlorenen Jüngling machte. Wo aber dieses Auge voll Liebe in das Herz eines unschuldigen Kindes fällt, da wirkt es, wie der Blick des alten Vaters, nicht Schmerz erregend, sondern nur lieblich erquickend. Wird doch selbst das Licht der irdischen Sonne erst so sengend und schmelzend heiß, wo es auf die finstern und star-



ren Massen der Erde fällt; sonst wäre es weder heiß noch zerfließend.

In das Herz des nachmals für Viele so segensreich gewordenen alten Bürger's fielen auch schon in früher, stiller Zeit der Kindheit die Blicke der Liebe des Auges, das treulich über alle Seelen wachet. Weder im Hause der Eltern, noch in der Kirche oder Schule des kleinen, einsamen Dörfleins (bei Guntzenhausen), in welchem Bürger geboren war, ließ sich damals eine Stimme vernehmen, welche zum Gebet aus dem Herzen, zum lebendigen Gebet zu Gott hingewiesen und ermahnt hätte. Es war zwar zu jener Zeit in jedem wohlgeordneten Haushalt noch die Gewohnheit des lauten Betens am Morgen wie am Abend und bei Tisch, in den Schulen wie in der Kirche wurde zunächst und am meisten der wörtliche Inhalt des Evangeliums verlesen, gelehrt und gelernt, aber eine Seele, in welcher dieser Inhalt selber recht zum Leben und zur That geworden, eine Seele voll ganz ernstlichen, innigen Sehns nach Gottes Heil und Gnade, kannte oder fand der Knabe und auch späterhin der angehende Jüngling in seiner ganzen Umgebung nicht. Gott wollte hier zeigen, wie sein Geist auch ohne den Mund eines menschlichen Lehrers das Menschenherz unterweisen und gestalten könnte, nach seinem Wohlgefallen. Bürger fühlte sich schon als Kind so zum innigen Gebet aus dem Herzen gezogen, daß er sich schon damals, öfters in dem einsamen Winkel neben dem Bauernhause und der Scheune seines Vaters, oder in einsamer Kammer knieend, jene Lust an Gottes Geboten und jene „Ruhe in Seiner Liebe“ erbetet hat, worinnen es später nicht bloß ihm selber, sondern Jedem, der in die rechte äußere und innere Nähe des alten Mannes kam, so wohl, so innig wohl war.

## Miscelle.

(Ein Urtheil über die Stunden der Andacht.)

Die Stunden der Andacht sind so außerordentlich verbreitet, in Originalausgaben und Nachdrucken, in Bearbeitungen für Protestanten und Katholiken, in vollständigen Ausgaben, in Auszügen und vollständigen Auszügen (wie sich ein so eben erscheinendes Buch ankündigt), ja auch in extemporirbaren Predigtentwürfen, um den Predigern, die sich ihrer bedienen wollen, selbst die Mühe der Disposition zu ersparen; der Einfluß Zschokke's, den man wohl nicht mit Unrecht für den Verfasser hält, ist so groß und erschreckt sich durch seine Schriftstellerei in den verschiedensten Fächern nicht nur bis dahin, wo er sich (nach Dr. Wg. Menzel's Ausdruck) westlich in den des Kirchenraths Paulus und östlich in die Nachwirkungen der Illumination verliert, sondern so weit, daß es wohl erlaubt ist, bisweilen wieder auf dies immer von Neuem angepriesene Werk zurückzukommen. Man sollte eigentlich glauben, das Buch spräche genug gegen sich selbst, und die „saalbadernden Stunden der Andacht“, wie Graf Platen von Hallermünde sie nennt, müßten endlich selbst dem beharrlichsten Verehrer krypto-deistischer Weisheit zum Eckel geworden seyn. Da dies aber nicht der Fall ist, so mag es nichts schaden, wenn man dem Geschmacke des Publicums auch von einer anderen Seite her, als der dogmatischen, zu Hülfe zu kommen sucht, und dies ist denn in starkem Maaße und wohl

selbst nicht ohne Bitterkeit in einer Recension des Keller'schen Nachlasses durch Herrn Menzel, den Herausgeber des Literaturblattes zum Morgenblatte, geschehen. Wir heben aus ihr die wichtigste Stelle aus und fügen ihr noch eine andere aus derselben Recension über den verkappten Nationalismus bei, zugleich als Probe, wie ein Mann von Talent und Rechtsgesinnung, selbst ohne die Grundzüge des Evangelischen Glaubens entschieden anzuerkennen und auszusprechen über diese Gegenstände urtheilt.

„Es scheint freilich sehr christlich, ein Christenthum aufzustellen, das allen Sectenunterschied vermeidet, das gleichsam den reinen Kern der christlichen Gesinnung und Lehre aus den vielen zwiebelartig in einander gehäuteten Schalen der Confessionen und Parteien herauschält. Allein die Stunden der Andacht sind weit entfernt, ein so brennendes Scheidewasser zu seyn, das es das reine Gold des Christenthums von jedem Zusatz lautern könnte. Statt alle Parteien als solche zu vernichten, suchen sie sie nur zu verschönnern, streifen ihre Vorurtheile, wollen nirgends Anstoß geben und es Allen recht machen. Um es mit einem Worte zu sagen, die Stunden der Andacht sind eine bloße Buchhändler speculation. Welcher Prospekt, Religionsfister oder Reformator würde nicht mit dem Schwerte seiner Ueberzeugung scharf drein hauen, dem Irrthum und der Lüge mit strafender Wahrheit und heiligem Zorn entgegenzutreten? Und wer anders, als jene Brut von literarischen Bucherern, wie sie unsere Zeit in ihrer tiefsten geistigen Versumpfung ausgeheckt hat, vermag unter der Maske christlicher Liebe und Friedfertigkeit den unchristlichen Irrthum, die unchristliche Lüge zu schonen, zu lieblosen, um sie zu benutzen, um Procente davon zu ziehen? Warum drücken diese phlegmatischen Heiligen immer bald das rechte, bald das linke Auge zu, wenn sie auf irgend ein Vorurtheil dieser oder jener herrschenden Glaubenspartei stoßen? Wäre es ihnen um die Ausrottung der Vorurtheile, um die Wahrheit zu thun, so würden sie nicht scharf und streng genug reden können. Aber es ist ihnen nur darum zu thun, recht viele Käufer des Buches zu finden, deswegen schmeicheln sie den Lesern und suchen Jedem nach dem Maule zu reden. In den Stunden der Andacht ist Alles nach dem Belieben der Leser, nicht nach der Wahrheit eingerichtet. Und um den Zweck noch vollkommener zu erreichen, hat der allerweltgläubige Verfasser sogar aus dem einen Buche zwei Bücher gemacht, eins für Protestanten, das andere für Katholiken. In jenem erkennt er einige Vorurtheile der ersteren, in diesem einige Vorurtheile der letzteren an, die sich beide widersprechen. Wer hat nun recht? das ist ihm ganz einerlei. Vielleicht haben beide Unrecht? Vielleicht, aber das ist ihm ganz einerlei. Ich gebe ihnen beiden Recht, sagt er, dafür bezahlen sie mich Beide. Derselbe Mann würde auch Stunden der Andacht für die Chinesen und Libetaner schreiben, dort den Fo und hier den Dolai Lama leben. Alles einerlei, wenn das Buch nur abgeht.“

„Ein geborener Katholik, ein Katholischer Geistlicher befindet sich in einer eigenthümlichen Lage, wenn er nach und nach durch Lectüre oder Nachdenken umgestimmt, ein Nationalist wird, ohne Kraft genug zu haben, sich erblich von seinem alten Verhältniß und Amt loszulösen. Er schämt sich oder fürchtet sich, die alten Bande zu lösen, und überredet sich wohl gar, es sey seine Pflicht, auszuhalten, um im Schooß seiner Kirche noch mehr Proselyten zu machen. Man hört unter den Katholiken, die sich selbst aufgeklärt nennen, sehr oft die Behauptung, sie dürften nicht übertreten, sondern müßten im Stillen ihre Glaubensgenossen allmählig zu freien Ideen vorbereiten. Viele halten dies für recht und gottgefällig, und glauben keinesweges zu fehlen. Aber das Verfahren ist unehrlich, und die fromme Lüge ist vielleicht die schlimmste Lüge.“



# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1830.

Sonnabend den 12. Juni.

N<sup>o</sup> 47.

Ueber Hamann; mit Rücksicht auf die Schrift:  
Christliche Bekenntnisse und Zeugnisse von J. G.  
Hamann. Ein geordneter Auszug aus dessen ge-  
samtem Nachlaß — von A. W. Möller. Mün-  
ster 1826.

(Schluß.)

### III. „Und zeugete.“

Hamann kehrte im Juli 1758 nach Riga zurück. Seine Verbindung mit Berens lösete sich auf, als der Wunsch seines schwachen Vaters ihn im folgenden Jahre nach Königsberg rief, zu dessen Pflege und Erheiterung er blieb, einige Jahre in glücklicher, gelehrter Muße hinbringend. Versuche zu einer bürgerlichen Existenz scheiterten an ihm und den Umständen, bis er 1767, nach seines Vaters Tode, die mühsame Stelle eines Schreibers und Uebersetzers bei der Accisedirection erhielt, die er erst 1777 mit dem gemächlichen, aber immer schmalen Amte eines Packhofsvverwalters vertauschen konnte. Nach wenigen Jahren wurden seine Einkünfte sehr geschmälert; der Dürftigkeit entriß ihn der edle Franz Buchholz, der ihm 1784 ein ansehnliches Capital schenkte. Die Fesseln seines Lebens wurden gelöst zu einer Reise nach seinen Freunden in Westphalen, wo er ein Jahr zubrachte, als der höhere Ruf den 20. Juni 1788 an ihn erging. Daß Hamann Christum erkannt hatte, daß er lebend geworden, ist an ihm zu sehen; die Herrlichkeit des Herrn spiegelt sich an ihm und er sprach es aus in seinem Privatleben und Weben, wie in seinem öffentlichen als Autor. Er zeugte in dem Allem: Siehe, er kommt! dieser ist's! bereitet den Weg des Herrn! Daß Hamann zur Sonne der Gerechtigkeit aufschaute und aufschwebte — wie innig und getreu! mit einem Glauben, dessen Stärke und Lebendigkeit Bewunderung gebietet — so wie was jenes wahrhaftige Licht an und in ihm wirkte, beides zeugt vernemlich und stark von dem, was er gesehen und erfahren und dem, der ihm offenbar geworden. Daß er bei seiner reichen, kräftigen, excentrischen Natur gläubig war, sagt viel, sagt, daß ein Stärkerer über ihn gekommen, der seine Fülle und Gewalt ihm fühlbar machte. Die reichen Gaben Hamann's an Verstand und Gemüth (welche Schärfe des Blicks und Tiefe der Empfindung, welche Fülle und Behendigkeit des Wises, welche Genia-

lität in seinen Ansichten und Auffassungen!), die ihn nicht von Christo abwandten, mit welchen er ihm diente — die kräftigen Triebe, das Herz voller Leidenschaften, die Stärke seines Willens und daher Gradheit, aber auch Heftigkeit und Unbeugsamkeit seines Wesens, die dem Herrn gehorsam wurden — die Excentricität seiner Natur, da sie die entgegengesetzten Triebe, Gefühle, Affecte hegte und ihn von einem Aeußersten leicht zu dem anderen überleitete, die doch von dem wahren Centrum angezogen und gezügelt wurde — kurz, daß der so beschaffene Hamann Bekenner Christi war und blieb, zeugt von der Ueberwältigung, der inneren Nöthigung zum Glauben, die er erfahrene, und dem der ihn ergriffen, der ihn sich nachzog. Eben so der Widerschein Christi an ihm, dessen Wirkungen in ihm verkündigen: Dieser ist's! er tauft mit Feuer! Das Licht, das er gesehen, das fortwährend ihm leuchtete, durchdrang, reinigte, ordnete, erhöhte sein Wesen. Die Gaben, die er Christo widmete, erhielt er verherrlicht wieder; sie sind, in dessen Dienste, reiche Einsassung eines reicheren Juwels. Das starke Selbstgefühl, unterworfen dem Bewußtseyn des ihm offenbar Gewordenen, verirrt sich nicht auf den Weg eigener Wahl, wird heiliger impetus, ferror, läßt nachjagen dem vorgesteckten Ziele; seine Gradheit wird die Rechtschaffenheit eines Israeliten ohne Falsch, ingenuitas, candor. Die excentrische Anlage wird geordnet zu einer bewundernswürdigen Verbindung von Extremen zur Einheit, so daß Hamann Milde und Strenge (die oft den Schein wechselnder Freundschaft und Feindschaft gewährete) vereinte durch den Geist der Liebe, der auch Geist der Wahrheit ist; daß er in Demuth und Stolz, Ungewißheit und Zuversicht, Nüchternheit und Trunkenheit des Geistes oft ein Doppelwesen scheint, aber wirklich beides paart; daß er als Leviathan den Ocean aufregend, als Walfisch im Meere scherzend, den Stab Sanft oder Wehe führend, verhüllt oder unbepanzert einhergehend, stets derselbe bleibt in Redlichkeit des Sinnes, in Verfolgung der Einen Wahrheit. — Daß er nicht in einzelnen Handlungen zu weit ging, oder auch zu Zeiten erschlappte, daß nicht in das Werk des Geistes mitunter Fleisch und Blut sich mengte, zuweilen eine Ecke seines Charakters wieder als Schrofheit zum Vorschein kam, daß nicht auch ihm die Vernunft Sophismen spielte, selbst zu einem längeren Lebensverhältnisse, läugnen wir damit nicht, aber nicht leicht war einer freier vom Wahne: er habe es ergriffen!



als Hamann, der nicht schwärmerisch einer einmal empfangenen Gnade anhing, die auf einmal Alles vollendet habe, sondern ihre fortwährende Züchtigung in der Gerechtigkeit erkannte und zu befolgen suchte. Hamann, als Zeuge durch seine Sinnesweise, ist um so wichtiger, weil diese nicht bloß seiner Autorschaft zum Grunde liegt und in deren Früchten sich abspiegelt, sondern auch das beschauliche Leben bei ihm überwog (auch deswegen sind seine Schriften so kurz und abgerissen). Er nahm keinen Beruf an, durch den er gradezu als Verkündiger Christi hätte wirken können, und ich glaube, daß er sich über sich und Gottes Ruf an ihn nicht täuschte, wenn er sagte (L. 397.): „Ich predige nicht in Gesellschaften, weder Cateheder noch Kanzel würden meiner Länge etwas hinzufügen“ und sich beschränkte als „eine Elie im Thale den Geruch des Erkenntnisses verborgen auszubusten.“ Er beschränkte sich nur der äußeren Subsistenz wegen zu einem Fache, das freilich wenig geeignet war, die Aufgabe des christlichen Lebens zu lösen — aber der Herr, der aus der Hölle einen Verkündiger des Wortes berief, vermochte Hamann in der Hölle zu seinem Verkündiger zu gebrauchen. Seine Beschaulichkeit war kein Grübeln, Schwärmen, sondern Studiren, Leben in den Wissenschaften. Keinesweges schöpfte er aus der Bibel und theologischen Schriften allein, sondern er trieb die mannichfachen Studien, philologische, philosophische u., aber freilich so, daß die Bibel der Mittelpunkt von allen war und blieb, daß er aus jener Licht über diese verbreitete, oder die in diesen sich findenden Lichtstrahlen dahin, nach ihrem Ursprunge, wies. Uebrigens darf man sich Hamann in diesem seinem christlich-gelehrten Leben nicht als Kopfhänger, oder Unthätigen denken; er war empfänglich und dankbar für die geheiligten Freuden des Lebens und der Freundschaft; er diente gern und wirkte viel in seinem Kreise zu gemeinsamen Nutzen. Es fehlte ihm in seinem Privatleben nicht an Reibungen und Prüfungen, durch die er als Zeugen, theoretisch und praktisch sich bewährte. Sein Verhältniß mit Berens ist der Art und höchst merkwürdig. Hamann's Kampf mit ihm, seit er sich wieder in Königsberg befand, betraf nicht so sehr die merkantilitischen Interessen ihrer früheren Verbindung, als das lebendige Bekenntniß Christi, mit welchem Hamann aus England zurückgekehrt war. Er erschien seinem Freunde als Schwärmer und dieser suchte, mit Hülfe Lindner's und Kant's, ihn, daß wir so sagen, zur Vernunft, zur Thätigkeit und zum regulären Christenthum zurückzubringen. Hamann entwickelte in diesem Kampfe gegen todte Orthodorie und natürliche Vernunft dieselbe Stärke und Lebendigkeit des Glaubens (der übrigens nie die Liebe verdrängte), mit der er dann als Autor die Waffen des Geistes führte. Denn außer dem stillen Zeugniß des Privatlebens und in demselben, leuchteten auch aus dessen Dunkelheit Blitze auf, die verdunkelte Welt durchzudend. Auf Anregen \*) erhob Hamann seine Stimme, als eines Predigers in der Wüste. Seine Autorschaft ist eine hellstönende scharfe Johanneische Heroldsstimme. Denn ihre Tendenz ist durchaus christlich, Christum zu verkündigen, den Gegenwärtigen steht, und damit das Christenthum gegen Heidenthum und Judenthum (und die modernen Thümer und Tömen, die man ehrenvoll genug behandelt, wenn man sie dem einen oder

anderen beizählt) geltend zu machen, wobei seine Stimme, gleich der seines Vorgängers, oft strafend, dräunend werden mußte. Selten ist der nächste Gegenstand seiner Schriften ein christlich-religiöser Punkt der Art, fast nur die, welche seine Laufbahn krönt, Golgatha und Scheblimini, trägt auch in ihrem Titel die Tendenz ihres Inhalts. So wie eine schreiende Dissonanz der Welt, in welcher er lebte, sein Ohr verletzete, so griff er in die Saiten, jene aufzulösen, den rechten Ton anzugeben; seine Schriften sind, von dieser Seite, insgesammt gelegentlich, gleichsam Critiken, Recensionen, — Pillen, vom Dienste der Eitelkeit zu reinigen. Da aber einerseits die Disharmonie, die in das christliche Leben eingreift, ihn vorzüglich verletzte und er andererseits so tief empfand, daß so manche Töne der Philosophen, wie wohlklingend sie an sich scheinen mögen, doch misslauten, wenn und weil ihre philosophische Leier nicht zur Harfe Zion's stimmt, so erhielt seine Opposition gegen currente Aesthetik, geltend gemachte Philosophie, seine Anticritiken (selbst wenn die Critiken scheinbar nicht aus Antichristianismus geflossen waren) u. wie von selbst eine christliche Wendung, ja wurden gewöhnlich directe Hinweisungen auf das Centrum des christlichen Lebens, das nicht dieses (im engeren Sinne gefaßt) sondern das ganze Leben und alle Wissenschaften erleuchten und durchdringen soll. Am Deutlichsten zeigt dies seine Aesthetica in nuce, eine „Raphsodie“, die, gegen ästhetische Meinungen zunächst gerichtet, feurige Kohlen vom Altare über sie ausschüttet, von genialen Blüten und heiligen Flammen aufleuchtet, und sich schließt: „Fast uns jetzt die Hauptsumme seiner (Hamann's) neuesten Aesthetik, welche die älteste ist, hören: Fürchtet Gott und gebt ihm die Ehre, denn die Zeit seines Gerichts ist kommen und betet an den, der gemacht hat Himmel und Erden und Meer und die Wasserbrunnen!“ — Seine Autorschaft begann mit den „Sokratischen Denkwürdigkeiten“, die zunächst zu einer lebendigeren Behandlung der Geschichte der Philosophie aufmuntern und als Probe davon gelten sollten: Sie sind nicht bloß ziemlich klar geschrieben, sondern halten sich auch fast nur an den nächsten Gegenstand, den Gipfel des Heidenthums und der Philosophie, den Sokrates erstiegen, ohne daß Hamann den Gegensatz, den er im Sinne hatte, überall andeute oder vollständig durchführe, wie Sokrates nicht Christus sey, nur, wohlverstanden, zu ihm leite, wie der Sokratische Kunst, hervorzuheben und auszuschnitzen das Vorhandene, gegenüberstehe die Gunft Christi, welcher gibt was nicht da ist und schaffend bildet, der Sokratischen Unwissenheit die Erkenntniß des Christenthums u. s. f. Um so merkwürdiger ist, daß diese Schrift, wie verdeckt ihre Heroldsstimme war, doch alsbald ihn in die Johannesstellung brachte. Die todte Orthodorie witterte den lebendigen Geist, der in jener Stimme war und sprach Anathema, die natürliche Vernunft aber, weil sie denselben Geist nicht vernahm, lobte — und Hamann zog jene auf (in drei Aufzügen; s. seine „Wolken“) schlug aber auch diese ein. Die Lobreden (gleichsam jener Pharisäer, die sich taufen ließen) bestachen ihn nicht, ja die fortgesetzte Verkündigung war großentheils gegen „die Innung von Philosophen gerichtet, die zugleich schöne Geister und witzige Köpfe waren“ (VII., 77.), aus deren Mitte jenes Lob ihm ertheilt war. Durch den Sokratischen Vorhof der Heiden schritt Hamann alsbald zum Heiligthume selbst; seine Stimme, als Zeugniß von Christo, ward klarer und klar, aber (abgesehen von den Dunkelheiten, die nur im Außenwerke liegen, und die in Hamann's Schriften bei weitem die größten und zahlreichsten sind), ihrem Gegenstande gemäß, auch tief, erhaben, prophetenartig — bis er, zur Vollendung des Ganzen, auf den zerrissenen Vorhang des Allerhöchsten

\*) Des heiligen Geistes, wie ich mich nicht scheue zu sagen. In anderer Art wirkte derselbe jedoch bei denen, die das Wort zuerst kund machten, als bei denen, die das gegebene Wort verkündigen, wie auch aus den unablässlichen Äußerungen solcher Gottesmänner (Luther, Hamann u.) sehr klar hervorgeht.



wies und den, der den Riß machte, mit der irdischen Dornenkrone und himmlischen Sternenkronen triumphirend, darstellte (in G. und Schebl.). Er sagt mit Recht: „Diesem Könige, dessen Name, wie sein Ruhm, groß und unbekannt ist, ergoß sich der kleine Bach meiner Autorschaft, verachtet, wie das Wasser zu Siloah, das stille gehet. — Das fliegende Blatt meiner Muse taumelte und schwindelte vom Ideal eines Königs, der mit der größten Sanftmuth und Demuth des Herzens von sich rühmen konnte: Hier ist mehr, denn Salomo“ (VII, 121.).

Wohl uns, daß die fliegenden Blätter seiner Autorschaft und brieflichen Ergüsse, dem Spiel der Winde entrissen, Hamann uns darstellen; wie er war, wie er Zeuge ward, was er, als solcher, verkündigte! Das in seinem Wesen, Leben und Schreiben enthaltene Zeugniß — denn diese drei stimmen zusammen — ist hell, kräftig und reich, an dem Irrende den Pfad gewinnen, Schwache gestärkt, Gläubige erbauet werden mögen. Es sagt viel, daß er Jesum bekannte, sehen wir auch nur auf die erstaunliche Belesenheit, gründliche Gelehrsamkeit, Schärfe seines Geistes; daß (unähnlich denen, die immerdar lernen und nimmer zur Erkenntniß der Wahrheit kommen können, weil sie nicht aus der Wahrheit sind; die, ihre Untüchtigkeit zu verbrämen, mit Perfectibilität groß thun, auf Stabilität schelten) sein Herz bald fest ward und treu blieb bis an's Ende; daß aus einer Jollbude seine Stimme ertönt — sie ist um so mehr eine freie, aber von oben abgenöthigte (1 Cor. 9, 16.). Hamann ist eine glänzende Widerlegung mannichfacher Angriffe auf den Glauben: daß die Orthodorie auf Unkunde und Unwissenschaftlichkeit beruhe und der Wissenschaft abgeneigt mache, da man nach der brutalen Analogie: gut-dumm, den Gläubigen an sich zu einem Unwissenden stempelt; wie lebte Hamann in den Wissenschaften und mit welchem Geiste! Wiederum entfremdete ihn der genaue Umgang mit der Weisheit dieser Welt nicht der Wahrheit; denn diese blieb ihm leitender Faden in den Irrgängen jener und von ihr geleitet, wandelte er in diesen mit Nutzen, mit Erbauung! I, 497.: „Ich höre öfters mit mehr Freude das Wort Gottes im Munde eines Pharisäers, als eines Zeugen wider seinen Willen, denn aus dem Munde eines Engels des Lichts.“ Ferner, daß die Orthodorie an sich crass, starr, steinern sey und mache und insonderheit Menschenfeinde bilde; aber wie wenig bewährt sich das bei Hamann, der doch von Natur derb und edig war; welche herzlichsten Verhältnisse walteten zwischen ihm und so Manchen ob, die nicht seines Glaubens waren, ohne sich in eine abgeschlossene Opposition gegen denselben gestellt zu haben, welche freundschaftliche Wärme hegte er, ohne gegen die Freunde zu heucheln, oder gegen die Wahrheit gleichgültig zu seyn! Endlich, daß sie einseitig und eintönig sey; stets dieselbe Leier und ein Monochord! Aber wahrlich! wir brauchen nicht Setzen zu stiften, noch rationalistisch der Vernunft die Zügel schießen zu lassen, um eine anmuthige Mannichfaltigkeit des religiösen Denkens zu haben. Wie mannichfach ist Hamann an sich in seinen Bekenntnissen! von ihnen gilt sein Wort: „Es sind nicht dieselben Früchte und sind doch dieselben, die jeder Frühling hervorbringt“ I, 118. Dann, ihn im Verhältniß zu anderen Bekenntnern der Wahrheit betrachtet, wie verschiedenartig wird die Eine ausgesprochen, ohne daß sie verloren ginge, oder entstellt würde! Auch die Wahrheit, und, genau genommen, sie allein, hat Einheit und Mannichfaltigkeit und befriedigt den Schönheitsinn; es thut nicht Noth, zu dessen Stillung in's bunte Reich der Märchen und Truggebilde zu gehen, und es mit neuen, weissenlosen Schatten zu bevölkern.

Wem denn die Predigt von Christo ein Geruch des Lebens ist, der lese, studire Hamann! es wird ihn erbauen und das

eigenthümliche Colorit seiner das Wort einfassenden Worte erfreichen. Mögen die wunderbaren Farben seines Gewandes auf das Licht weisen, das in ihnen sich bricht! Sie weisen wenigstens so stark, wie möglich, dahin, besonders da, wie reich auch die Fassung ist, die Hamann dem Worte gibt, sie immer grade dieses als Solitaire strahlen läßt; da, wie kühne Anwendung Hamann auch von der Schrift macht, jene doch nie Profanation oder Schwärmerie ist. Aber in diesen Grenzen wendet er das Wort so treffend, lebendig, innig auf sich und die Gegenstände seiner Aussprüche an, wie vielleicht Keiner sonst es vermocht hat. Seine Worte und Sentenzen haben dadurch eine Lebendigkeit, Kraft, Schärfe, wie sie nur die Schrift hat und gibt, und das, wie bemerkt, stets so, daß diese als Quelle und Geberin bemerklich ward.

Als ein treffliches Hülfsmittel, Bekanntschaft mit diesem Zeugen Christi zu gewinnen, die gewonnene zu unterhalten, nenne ich mit Vergnügen:

Christliche Bekenntnisse und Zeugnisse von J. G. Hamann. Ein geordneter Auszug aus dessen gesamtem Nachlaß mit genauer Hinweisung auf denselben, nebst einem Anhang vermischter Fragmente. Herausgegeben von A. B. Möller. Münster bei Fr. Regensberg, 1826. 8. XIV u. 358 S.

Ist der Zeuge werth, so werden seine Zeugnisse lieb seyn und Herr Pastor Möller verdient den Dank des christlichen Publicums, daß er sie geordnet zusammengestellt hat. Er gibt, nach einem das Unternehmen rechtfertigenden Vorworte, in der ersten Abtheilung Hamann's Neuerungen über sich in drei Rubriken, p. 1—52.; in der zweiten: biblisch-christliche Fragmente in elf Rubriken, p. 54—220.; in der dritten: vermischte Fragmente in zwölf Rubriken, p. 221—358. — Nicht leicht möchte ein Schriftsteller so sehr es gestatten, wie Hamann, in charakteristischen Fragmenten gegeben zu werden und so sehr durch eine geordnete Zusammenstellung derselben gewinnen. Denn 1) überhaupt ist er voll von selbstständigen, abgerundeten Aussprüchen und Urtheilen, die wie Perlen aufgehoben werden können und für sich ihren Werth und ihre Schönheit haben, ohne daß es nöthig sey, sie auf ihrem Grund und Boden, in den Auserschalen zu betrachten. 2) Solche sentenzenartige, kürzeren und längeren Ansprüche sind bei Hamann wirklich die Hauptsache, die Sterne des nächtlichen Himmelsgewölbes, ohne daß ich damit das Blau, in welchem sie erscheinen, herabsehen will; und sie sind oft klarer als der Fluß der Rede, der sie mit sich führt. 3) Weil sie aber, tief gedacht, vielsagend, gedrängt, könnig, eigenthümlich ausgebildet, durch Inhalt und Form häufig den Wunsch nach Erleichterung des Verständnisses erwecken, so ist ihre Zusammenstellung, die diese gewährt, auch deswegen sehr schätzbar; sie ist zugleich durch die Mannichfaltigkeit erfreulich, mit der derselbe Gedanke die verschiedenartigste Beleuchtung erhält. Es geht Hamann wie Sokrates, welcher Leser verlangt, die schwimmen können. „Ein Zusammenfluß von Ideen und Empfindungen machte dessen Sätze zu einer Menge kleiner Inseln, zu deren Gemeinschaft Brücken und Fahren der Methode fehlten“ (II, 12.). Herr Pastor Möller hat das Wasser abgelassen, ja Insel an Insel gereiht, und wirklich ist diese materielle Aushilfe ein wirksames Mittel, geistig bei Hamann fortzukommen — so weit äußere Hülfen überhaupt bei ihm ausreichen. Der beste Schlüssel zu Hamann's Worten ist geistliche Erfahrung. Hievon abgesehen, glaub' ich, daß nach einer vorläufigen Bekanntschaft (wie sie dieser Auszug gewährt) mit den Inseln dann der Leser eine desto anmuthigere und gewinnreichere



Fahrt auf dem See selbst habe, so wie auch umgekehrt, daß er, nachdem er den See beschifft, die gruppirten Inseln mit desto größerem Vergnügen und Nutzen betrete. — Der Werth dessen, was diese Schrift gibt, geht Hamann an, wie sie es gibt, den Herausgeber. Sein Verdienst muß in der Vollständigkeit, Richtigkeit und guten Anordnung des Auszuges bestehen. Er ist in der That als vollständig zu rühmen, wenn man nur keine absolute Vollständigkeit verlangt, die auch nicht erforderlich ist. Manche einzelne, gelegene Sätze ließen sich zwar aus Hamann's Schriften noch ausheben, aber im Ganzen wenige und vielleicht keiner, der nicht durch einen ähnlichen in der Sammlung vertreten würde. Sie ist ohnehin nicht bloß aus der Noth'schen Ausgabe, sondern auch aus Hamann's Briefwechsel mit Jacob (in dessen Werken befindlich) gezogen. Einzelne Stellen sind überflüssig, z. B. p. 108. Fragm. 4. (sichon p. 103.), p. 106. Fragm. 1. (sichon p. 92.). Auch die Richtigkeit verdient Lob. Das Gegebene entspricht dem Titel: Christliche Bekenntnisse und Zeugnisse; Hamann's Persönlichkeit als Christ, als christlicher Autor, dann wie das biblische Christenthum in seiner Rede sich spiegelt und wie er's auf Philosophie, Kritik ic. hinüberleuchtet läßt. Kaum wär's daher nöthig gewesen, diese dritte Abtheilung auf dem Titel als Anhang zu bezeichnen. — Die einzelnen Stellen sind getreu dem Original entnommen, selten mit einer Aenderung oder Auslassung, die doch wohl nicht zu billigen seyn möchte, z. B. p. 63. „Hauptsumme der neuesten Aesthetik“ (statt: seiner, d. i. Hamann's), p. 347. „in jenem Philosophen“ (statt: in jener lebenden Elegie vom Philosophen). Noch seltener sind Stellen aufgenommen, die nun, selbstständig auftretend, weniger deutlich sind als im Original; oder gar solche, die nicht eigentlich als Hamann's Aussprüche gelten können, z. B. p. 212. Fr. 2. (Ausdrücke eines Kirchenliedes), p. 207. Fr. 2. (bloß Bibelworte). Endlich ist die gute Anordnung der Abtheilungen, wie der Rubriken anzuerkennen. Nur stände in der ersten Abtheilung die zweite Rubrik wohl passender voran, da Hamann dem Leser als Autor zunächst in Betracht kommt; weshalb auch der Herr Verf. wirklich in der ersten Rubrik einige Sätze über Hamann's Literaturkraft vorausgeben läßt. Einige Stellen sind nicht passlich rubricirt, z. B. p. 48. Fr. 5., p. 121. Fr. 2., p. 90. Fr. 2. und p. 97. Fr. 2. (wo ich unter Rechtsschreibung nicht Rechtgläubigkeit verstehen kann); p. 5. die Ann. zu Fr. 2. (gehört nach p. 199.). Mitunter konnten in derselben Rubrik die gleichartigen Stellen sich näher gerückt werden, z. B. p. 18. zu p. 10. 11. (als Aussprüche über Freundschaft).

Es ist für die Sorgfalt und Beurtheilungskraft des Herrn Verf. sehr rühmlich, daß die bei einem so mühsamen Unternehmern fast unvermeidlichen Mängel einer richtigen Zusammenstellung doch in diesem Auszuge so gering sind, daß sie höchstens hin und wieder einen leichten Anstoß gewähren, aber dem Zwecke desselben, mit Hamann bekannt zu machen, — ich füge hinzu: daß der mit ihm Bekannte am Kern seiner Worte sich weide — keinen Eintrag thun. Grade weil wir diese Schrift für sehr geeignet halten, auch von Besitzern (und Benutzern) der Hamann'schen Werke gebraucht zu werden, hätten wir es gern gesehen, daß derselben ein Register beigegeben wäre über die Stellen des Originals, die hier aufgenommen sind, mit Nachweisung ihres Platzes in diesem Auszuge. Diese — zwar mühsame und weitläufige Arbeit — würde den Nutzen gewähren, daß man einen Ausspruch Hamann's im Originale wieder im Auszuge unter anderen gleichartigen und dadurch erläuternden Aussprüchen finden könnte. Der billige Preis (1 Rthlr. 10 Sgr.) und gute

Druck empfehlen auch äußerlich diesen Auszug. Möge er denn Manchem die Hamann'schen Erzählen vorhalten, aus welchen sich ganze Seiten Drath ziehen lassen und wohlklingende Saiten, eine Githith zu bespannen zum Lobe des Höchsten in der Stille und in der Gemeinde!

H.

Em.

(Halle.) Vor einiger Zeit sandte ich der verehrl. Redaction der *Ev. K. Z.* sowohl, als den Herren Herausgebern der zu Leipzig so eben erschienenen „*Urkunden*, betreffend die neuesten Ereignisse in der Kirche und auf dem Gebiete der Theologie, zunächst in Halle und Berlin ic.“, eine Erklärung zu über meine Theilnahme oder Nichttheilnahme an dem Aufsatze in *Nr. 5. 6.* dieses Jahrgangs der *Ev. K. Z.*: „Der Rationalismus auf der Universität Halle,“ über meine Stellung in dem darauf entstandenen Streite und über einen Trauerfall, den Gott mir zugesandt und den man mit diesen öffentlichen Sachen in Verbindung gebracht hatte. In den Leipziger *Urkunden* ist diese meine Erklärung nun auch bereits abgedruckt worden; ihre Aufnahme in die *Ev. K. Z.* aber hat sich etwas verzögert und nun unterdeß meine Aeußerung über den benannten dritten Punkt unnöthig geworden ist, über den ersten Punkt aber und vielleicht auch über den zweiten in der Folge noch eine andere ausführlichere Erklärung von meiner Seite nöthig werden dürfte, so theile ich an diesem Orte nur den Inhalt jener Erklärung über diese beiden ersten Punkte im Allgemeinen mit, indem ich in allem Uebrigen die Leser auf die zu Leipzig erschienenen *Urkunden* verweise.

Ich bekannte, um das Vorhaben des Verf. des benannten Aufsatze in der *Ev. K. Z.*, „meines verehrten und sehr theuren Freundes, die Art und Weise, wie der entschiedenste Rationalismus hieselbst öffentlich gelehrt wird, zur Kenntniß der allgemeinen Kirche zu bringen“ gewußt, und dasselbe nur gebilligt zu haben, „denn ich sah und sehe in der Ausführung nichts weniger, als eine gebißige Denunciation, sondern nur ein offenes Zeugniß eines Gliedes der Gemeinde gegen antichristliches Wesen im Herzen der Kirche Christi, ein Zeugniß zu dessen Ablegung jedes kundige Glied der Kirche Recht und Verpflichtung, und der Herr Verf. jenes Aufsatze nach meiner Ueberzeugung inneren Beruf hatte.“ Bei Voraussetzung dieser meiner unerschütterlich festen und dem Verf. des Aufsatze bekannten Ueberzeugungen war der von ihm mir ausgesprochene Wunsch, den ich ihm sonach kein Bedenken trug, zu erfüllen, wie ich es in der vollständigen Erklärung gesagt habe, keineswegs ein unbilliger und die von ihm an mich gerichtete Frage, die ich ihm sonach unbedenklich beantwortete, wie ich es ebenfalls in der Erklärung bemerkt, keineswegs eine zudringliche, und nur dies war nun eben mein Antheil an jenem Aufsatze, wiewohl ich auch sonst im Wesentlichen mit dem Verf. von Herzen übereinstimme. Hieraus geht denn schon von selbst hervor, welches meine Stellung in dem darauf ausgebrochenen Streite sey, und nur um in jeder Beziehung klare Verhältnisse um mich zu haben, bekannte ich noch ausdrücklich, daß ich mich in demselben in allem Wesentlichen nicht auf Seiten des Herrn Dr. Neander, — „meines hochverehrten väterlich gesinnten Freundes, dem ich, so selten ich auch seinen persönlichen Umgang genossen habe, unaussprechlich viel verdanke, und dessen Geist und Gelehrsamkeit auf meine theologische Bildung und Lehrweise einen so großen Einfluß gehabt hat,“ — sondern des „von mir gleich verehrten als brüderlich geliebten“ Herrn Herausgebers der *Ev. K. Z.* erkenne und fühle.

Möchte doch auch das Urtheil über meine Person in diesem Streite, wenn denn einmal durch Hineinziehung des Unbedeutenden der Blick von dem Bedeutenden abgezogen werden soll, nicht durch leidenschaftliche Parteilichkeit getrübt werden, und möchten insonderheit Theologen sich schämen, durch bloßes Nachsprechen des Urtheils des großen Weltbauers und durch Machtprüche einen Fall entscheiden zu wollen, in dem ich ein gutes Gewissen habe vor Gott und vor Menschen! Uebrigens mag immerhin meine Person leiden, wenn nur die gute Sache gedeiht, der ich von ganzem Herzen in Gottes Namen dienen will.

Halle am 27. Mai 1830.

Guericke,

a. o. Prof. der Theol.



# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1830.

Mittwoch den 16. Juni.

N<sup>o</sup> 48.

## Die Augsburgische Confession 1530 und 1830.

Nach der heiligen Schrift, die als göttliches Buch über allen menschlichen Büchern steht, ist die Augsburgische Confession, als das bedeutendste und folgenreichste Bekenntniß ihres seligmachenden Inhalts, und als die Stiftungsurkunde der sichtbaren Evangelischen Kirchengemeinschaft, die wichtigste Schrift in der christlichen Kirche. Dies müssen, was ihre historische Bedeutung anlangt, selbst alle ihre Widersacher zugeben, und es kann um so weniger geläugnet werden, weil es schon durch den äußeren Glanz ihrer Geschichte so klar in die Augen springt. Gleich ihr erstes Erscheinen, mit welchem Glanz ist es umgeben! Kein Bekenntniß ist seit den apostolischen Zeiten von solchen Bekennern und vor solchen Zeugen abgelegt worden, weshalb sie auch Luther mit Recht *Confessio augustissima* nannte. Die höchsten Personen in der Christenheit sind versammelt unter dem Vorstehe des Kaisers, dessen Scepter sich vom Norden bis zum Süden Europa's und über das Weltmeer hinaus bis zur neuen Welt erstreckte; die Kurfürsten, Prälaten, Fürsten und Stände Deutscher Nation sind zusammengekommen, und fremde Nationen haben ihre Botschafter und der Papst seinen Legaten gesendet, um jenes Bekenntniß zu vernehmen. Und vor ihnen, ja ihnen und ihrer ganzen Macht entgegen, erheben sich muthig einige erlauchte Fürsten und legen laut und feierlich ein ausführliches Zeugniß des Evangelischen Glaubens ab, den einige Jahre zuvor, vor derselben Versammlung nur ein armer geachteter Mönch bekannte. Und von diesem Reichstage zu Augsburg an, der der Geburtstag des Evangelischen Kirchenbundes ist, bis zu dem großen Friedenscongreß zu Münster und Osnabrück, steht diese Confession in der ganzen Geschichte jener vielbewegten Zeit als die hochragende Standarte aufgerichtet, die die Protestanten in immer dichteren Schaaren um sich versammelt, und die von den Feinden der Evangelischen Wahrheit mit immer erneuter Macht bestürmt, aber von ihren Freunden in hartem Kampf mit Gut und Blut vertheidigt wird, und immer zuletzt siegreich oben schweben bleibt.

Unter dem Schirm dieses Panieres, was auf jenem ewig denkwürdigen Reichstage vor den Herren der Erde zuerst aufgestellt wurde, hat die Evangelisch-Lutherische Kirche in Deutschland sich auf felsenfesten, unantastbaren Grundlagen erbaut; un-

ter eben diesen Schirm hat ihre Schwester, die Reformirte Kirche in Deutschland, sich geborgen; aber auch weiter hinaus wurde das Panier getragen; denn alle Schweden, Dänen, Norweger und Preußen haben dazu geschworen, und die Esten, Letten, Finnen, so wie alle Lutheraner Rußland's, Frankreich's und anderer Länder erkennen darin das Palladium ihres Glaubens und ihrer Rechte. Keine andere Protestantische Bekenntnisschrift ist zu solchen Ehren gelangt; und wenn nun die Reformation die wichtigste Begebenheit in der christlichen Kirche, die Augsburgische Confession aber die wichtigste Schrift in dem ganzen Bereiche der Reformation ist, so ergibt sich schon daraus ihre alle anderen kirchlichen Schriften übertreffende Wichtigkeit.

Diese historische Bedeutsamkeit müssen, wie gesagt, auch ihre Gegner geständig seyn; aber eben auch nur diese möchten sie ihr zugestehen, und sie damit in den Archiven der Vorzeit immerhin ehrenvoll ad Acta legen, wenn ihnen nur nicht zugemuthet würde, neben jener geschichtlichen Wichtigkeit derselben auch ihre unüberbrückliche Wahrheit anzuerkennen, ja eben in ihrer dogmatischen Geltung den tiefsten Grund ihrer historischen Bedeutung zu finden. Hier widerspricht der Katholik, der mehrere, hier widerspricht der Nationalist, der alle Glaubenssätze derselben verwirft. Der Erstere hat ein Recht zu seinem Widerspruch; denn trotz der Uebereinstimmung in mehreren Hauptdogmen hat er eben wegen der Abweichung in den übrigen die Augsburgische Confession stets bekämpft und verworfen; der Letztere würde gleichfalls ein Recht dazu haben, wenn er sich in ein ähnliches Verhältniß zu ihr setzte. So aber handelt er treulos, indem er sich als angeblicher Protestant unter dem Schirm ihrer Rechte und Privilegien birgt, und dennoch sie selbst überall zu durchlöchern strebt, ja sie alsbald ganz beseitigen würde, wenn nur jene Rechte und Privilegien nicht allzu fest mit ihr verbunden wären. Schon zwei Menschenalter hindurch werden, je nachdem mehr oder minder Gefahr damit verknüpft ist, bald verdeckter bald offener, diese feindlichen Machinationen betrieben, und die Zahl der Abtrünnigen ist groß geworden. Aber ob tausend fallen zu ihrer Rechten und zehntausend zu ihrer Linken, sie selbst ist dennoch stehen geblieben, und tritt nunmehr unter dem Jubel des ganzen Protestantischen Deutschland's in ihr viertes Jahrhundert hinein. Dieser Jubel kann nur dann rechter Art



sehn, wenn sich mit dem freudigen Rückblick auf die große Vergangenheit, in der sie trotz aller Anfechtungen der Gewalt und Lüge unüberwindlich bestanden hat, die freudige Hoffnung auf die Zukunft verbindet, in der sie durch die Kraft des Rechts und der Wahrheit gleichfalls unüberwindlich bestehen, und die weitverbreitete Kirchengemeinschaft der Augsburgischen Confessionsverwandten als das gemeinsame Fundament und Band derselben in Einheit der Lehre und des Glaubens fest zusammenhalten wird. Ja, die Augsburgische Confession wird unverändert (invariata) das gute Bekenntniß bleiben, welches die Evangelische Kirche bezeuget vor aller Welt; sie wird auch in ihrem vierten und in allen folgenden Jahrhunderten das unverbrüchliche Symbol der Evangelischen Wahrheit seyn, deren Bekenner allein als wahre Evangelische Christen gelten können.

Zu mehrerer Befestigung dieser Jubelhoffnung wollen wir einige Hauptgründe derselben erörtern, und die Einwürfe der Gegner widerlegen. Es ist schon nach menschlichem Rechte nothwendig, daß die Augsburgische Confession unverbrüchlich fort bestche. Der ganze Rechtszustand der Protestantischen Kirche Deutschlands und aller Lutherischen Gemeinden ist darauf durch die feierlichsten Verträge und durch eine große Geschichte begründet, an welcher Begründung jene leichtfertigen Gegner vergeblich zu rütteln suchen. Was von dem alten Germanischen Staatsrechte, in welchem die Augsburgische Confession eine der wichtigsten Urkunden ist, nicht durch neuere Fürstenbeschlüsse rechtlich und ausdrücklich aufgehoben ist, das steht noch immer als eine Grundlage des öffentlichen Rechtszustandes in Deutschland fest. Die Bundesacte erkennt ausdrücklich, in Uebereinstimmung mit dem siebenten Paragraphen des Westphälischen Friedens, die drei Hauptconfessionen in Deutschland, und nicht mehr und nicht weniger, als gleichberechtigt an. Was bestimmt aber in den Deutschen Staaten den rechtlichen Charakter der Protestantischen Confessionen, was anders, als die Augsburgische Confession. Die Augsburgischen Confessionsverwandten, die sind es nach den klaren Ausprüchen der Tractate, die gleiche Rechte mit den Katholiken haben, nicht aber die Verlängerer derselben, nicht die Socinianer; und also auch nicht die Rationalisten, die ihr noch stärker widersprechen als jene. Was auch eine willkürliche Verleugung phantastischer mag von Protestantischen Principien, die jeder nach seinem Sinne dreht, und wie man auch der wahren gesetzmäßigen Freiheit der Protestanten eine falsche gefesselt untergeschoben sucht, es ist doch nur Wind, und gilt, weil der urkundliche Beweis fehlt, vor dem Forum des Rechts nichts, gar nichts. \*) Eine Freiheit ohne Gesetz ist eine revolutionäre Ungebundenheit, wobei die Willkür Einzelner die Menge der Anderen unterdrückt. In einem solchen ungebundenen, rechtslosen Zustande befinden sich jetzt alle diejenigen Protestantischen Gemeinden, deren Prediger sich selbst eigenmächtig von der Augsburgischen Confession entwunden haben, und bald in näherer, bald in weiterer Abweichung von ihr, ja oft auch in offenbarem Widerspruch dagegen die Lehren ihres individuellen Gutmögens von Kanzel und Altar verkünden. Diese Prediger nehmen sich freilich für sich große Freiheiten heraus, indem sie nicht mehr als Diener der Kirche deren Bekenntniß predigen, sondern als selbständige Herren ihre eigene Mei-

nung an dessen Stelle setzen; aber die Gemeinden, welche an sie gebunden sind, in welcher schmachvollen Abhängigkeit von der launenhaften Willkür ihrer Geistlichen befinden sie sich, die ihnen nach ihrem Bedürfnisse bald diese, bald jene Menschenlehre nach dieser oder jener philosophischen Schule vortragen, die Gnadenmittel nach ihrem Wahne modificiren, das ewige Wort des heiligen Geistes in ein wandelbares Geschwätz des Zeitgeistes verkehren, und dabei doch nicht leiden wollen, daß diejenigen, welche ihre unkirchlichen Predigten nicht hören wollen, sich außer der Kirche anderweitig erbauen. Das heißt freilich sich alle Freiheit nehmen, aber den Anderen keine lassen; das heißt Lehrfreiheit fordern für die Theologen, aber Hörzwang für die Laien, die sich Alles gutwillig gefallen lassen müssen, was den freien Herren vorzutragen beliebt. Und das soll Protestantisch seyn? ein solcher geistlicher Despotismus soll recht und erlaubt seyn in der Evangelischen Kirche, die, gerade im Gegensatz der Katholischen, die Geistlichen nicht zu Herren, sondern zu Dienern der Gemeinde macht, und eben sowohl dieser gegen jene, als jenen gegen diese in der gesetlichen Norm des Bekenntnisses einen Schirm gegen Umnäufungen der Willkür darbreut? Wenn der Separatismus widerrechtlich ist, was ist widerrechtlicher als der Rationalismus, der sich von der Lehre und Wahrheit, der sich von dem öffentlichen Bekenntnisse der Kirche separirt, ja, der selbst ein solches Abwenden von dem öffentlichen Gottesdienste, von der Predigt und den Sacramenten und eine solche Veringschätzung derselben hervorgebracht hat, wie nie zuvor in der Kirche stattgefunden, selbst bei fanatischen Secten nicht. Denn obwohl die Lehrer des Rationalismus ihre Gründe haben, noch an dem Holze der Kanzel und an dem Steine des Altars festzuhalten, nachdem sie das heilige Gut der Evangelischen Wahrheit auf denselben längst veruntreut haben, so ist es doch nur zu gewiß, daß seine übrigen Bekenner grade diejenigen sind, welche auch die äußere Kirche am meisten meiden, die Predigt am seltensten hören, und das heilige Sacrament so wenig brauchen, daß sie eigentlich selbst schon den kleinen Bann, der bekanntlich in der Ausschließung vom heiligen Abendmahl besteht, über sich ausgesprochen haben. Dagegen besuchen sie die Conventikel der Welt in den Clubs, Kränzchen, Gasthäusern, Schauspielhäusern äußerst fleißig. Wenn das nicht Separatismus ist, was ist es denn? Wo hat je ein schwärmerischer Separatismus dem öffentlichen Gottesdienste einen solchen Eintrag gethan, wie der rationalistische zumal in den Zeiten seiner Blüthe, die freilich jetzt verwelkt. Und ein solcher Separatismus sollte rechtlich innerhalb der Evangelischen Kirche bestehen können? Nimmermehr. Will er bestehen, so trete er hinaus und gründe auf ein neues Bekenntniß eine neue Gemeinde.

Das Augsburgische Bekenntniß muß also nach menschlichem Rechte unverbrüchlich bestehen in den Protestantischen Gemeinden und die Evangelischen Fürsten, deren Kirchenrecht darauf beruht, sind von Rechts wegen verpflichtet, ihre Unterthanen bei demselben gegen alle widerrechtliche Willkür ihrer Geistlichen zu schützen. Was hiebei nach menschlichem Rechte schon nothwendig ist, das ist es noch weit mehr nach göttlichem. Die Augsburgische Confession muß unverbrüchlich bestehen bis an's Ende der Tage; denn sie ist ein reines, richtiges, unwiderlegliches Bekenntniß der göttlichen Wahrheiten der heiligen Schrift, welche bleiben werden, wann auch Himmel und Erde vergehen. Sie ist ein Bekenntniß der ewigen Wahrheit, zwar hervorgegangen aus einem großen polemischen Gegenfasse einer bestimmten Zeit, aber darum doch nicht als Partheischrift in der Einseitigkeit des Gegensatzes befangen. \*) Es ist ganz

\*) Ein dergleichen willkürliches Phantastiren und Sophistiren findet sich im Copronion B. XII. H. 1., wonach die Evangelische Kirche eine „Selbstüberzeugungskirche“ und „Selbstüberzeugung“, oder „Ueberzeugungstreue“ das Princip des Protestantismus seyn soll, ohne zu sagen worin? und wovon? so daß natürlich auch jeder Türke und Jude ein Protestant seyn kann.

\*) Es ist sehr sonderbar, wenn Dr. Paulus a. a. O. daraus, daß die Augsburgische Confession eine zur Vermittelung zweier streit-



irrig, die Augsburgerische Confession nur als eine Oppositionsschrift gegen die Römische Kirche anzusehen, und ihr nur in dieser Beziehung eine symbolische Geltung zuzusehen wollen. Sie ist vielmehr ein Bekenntniß des wahren öfumenischen Christenthums, und aller allgemeinen Fundamentalarikel des christlichen Glaubens, und es ist ebenso sehr ihr Zweck, darzuthun, daß die Protestanten in allen Glaubenslehren mit der allgemeinen Kirche des christlichen Alterthums übereinstimmen, als zu zeigen, daß man nur gewissen besonderen Irrthümern und Mißbräuchen der neueren Römischen Kirche widerspreche, vgl. den Epilog und den Beschluß der Lehrartikel. Eben diese allgemeine, weitherzige, öfumenische Tendenz unserer Confession, die durch den friedlichen Glanz ihrer Sprache, durch die klare und ruhige Besonnenheit ihrer Darstellung und durch das Zurücktreten aller Persönlichkeiten so sehr sich betgätigt, eignet sie ganz zu einem bleibenden Bekenntniß des bei aller Verschiedenheit der Zeiten dennoch immer identischen Glaubens der Christenheit, und erhebt die Evangelische Kirche über den Charakter partiularistischer Secten, indem sie ihren Grundzusammenhang mit dem wahrhaft katholischen Alterthum, und in der großen Uebereinstimmung mehrerer Hauptdogmen, noch immer einen gemeinsamen Stamm der allgemeinen Christenheit nachweist, auf dem sich die getrennten Aeste der vier Hauptconfessionen dereinst wieder zu Einer Krone zusammenwölben werden. Es ist überhaupt ganz falsch, die Luther'sche Reformation nur allein als einen negativen Gegensatz des Katholicismus zu betrachten, da sie vielmehr durch die positive Erneuerung der wahren biblischen Grundsubstantz des christlichen Glaubens in einem ebenso bestimmten Gegensatz gegen alle andere häretische Richtungen steht, auch gleich anfänglich in die wahre Mitte tretend, die ungebundene Schwärmerrei ebenso nachdrücklich bekämpft hat, als den gebundenen Papismus, ja diesen gegen jene, wo es recht war, in Schutz genommen. Da nun der sogenannte Nationalismus unserer Tage nichts anderes ist, als eine Gesammterneuerung, ein Inbegriff aller früher mehr vereinzelt Häresien und Irrthümer, so läßt sich daraus abnehmen, in welchem totalen, unversöhnlichen Gegensatz die Augsburgerische Confession gegen ihn und er gegen sie steht, indem er ebensowenig eine ihrer göttlichen Wahrheiten, als sie eine seiner menschlichen Irrthümer anerkennt.

Es soll von dem Verf. dieses Aufsatzes in besonderen Abhandlungen \*) über die einzelnen Artikel unserer Confession bewiesen werden, daß diese Artikel die gewisse und unveränderliche göttliche Wahrheit der heiligen Schrift in der bestimmten Form des compendiarischen Bekenntnisses (compendiaria forma vgl. Concord. Form. S. 631.) enthalten und darstellen. Obwohl es mehrere Artikel sind, so sind sie doch, wie auch der Name gibt, nur Glieder, die ein großes, organisch zusammenhängendes Ganze bilden. Der lebendige Mittelpunkt dieses Ganzen ist Christus der Herr, nach seiner Person und nach seinem Amt. In ihm, dem Gottmenschen, concentriren sich alle theologischen und anthropologischen Artikel, in ihm dem Heiland alle Artikel der Heilsordnung sammt den Lehren von der Kirche und den Gnadenmitteln, und alle verworfenen Irrthümer und Mißbräuche streiten direct oder indirect wider ihn und werden eben um desswillen verworfen (vgl. Luther, Walch. Th. 10. S. 1208.). Die Augsburgerische Confession ist daher, kurz zu sagen, ein Bekenntniß Christi und insonderheit des Verdienstes Christi als des alleinigen Grundes der Rechtfertigung, Heiligung und Befeligung aller Menschen. Diese allein seligmachende Wahrheit in mehreren Artikeln (2. 3. 4. 5. 6. 12. 13. 15. 18. 20. 21.) auf's Bestimmteste ausgesprochen, zieht sich durch die ganze Confession als der goldene Verknüpfungsfaden hindurch und schimmert besonders auch überall in

tenden Parttheien von einer derselben überreichte Verhandlungsschrift sey, ihre Ungewissheit folgern will. Daß die Protestanten von der dogmatischen Substantz derselben, nachdem sie sie mit dem größten Glimpfe dargestellt, nichts weiter den Gegnern nachgegeben, beweisen die folgenden Verhandlungen und die Apologie authentisch.

\*) Die erste ist schon erschienen unter dem Titel: Apologie des ersten Artikels der Augsburgerischen Confession gegen alte und neue Widerfacher.

der Apologie derselben hervor, weil eben sie am meisten angefochten, am meisten auch verfochten werden mußte. Dieser Hauptsatz war es, den die in der Römischen Kirche eingerissenen Irrthümer und Mißbräuche vielfältig untergraben und vergraben hatten, so wie fortwährend das Dichten und Trachten des natürlichen Menschen, der die Ehre Christi sich selbst zueignen will, ihm widerstrebt. Ein unchristlicher Nationalismus, eine Philosophie nach der Welt Sagenen und nicht nach Christo, hatte auf ähnliche Weise wie in unseren Tagen die reine Lehre des Evangeliums verdrängt und unterdrückt, und das Evangelische Christenthum in ein geistliches verwandelt. \*) Derselbe Pelagianismus, der jetzt leider! auf so vielen christlichen Einzeln so ungeschult sein antichristliches Wesen treibt, hatte auch damals, obwohl auf eine verfeinere und weniger egoistische Weise, die Christen ihrem Heilande entfremdet. \*\*) Nicht so unverschämmt, wie heut zu Tage, wurde die Selbstgenügsamkeit des Priesterthums behauptet; \*\*\*) aber dennoch schrieb man seinen Kräften und Werken einen Theil des Verdienstes zu, welches allein Christo gebührt und selbst der andere Theil wurde nicht sowohl ihm, als vielmehr der Kirche, dem Messias, den Mönchen und Heiligen zugemessen. So wurde denn der Eidler, wenn auch nicht wie heute, in seiner Person, doch in seinen Werken und Ämte; herabgesetzt und die Größe und Kraft seiner uns durch sein bitter Leiden erworbenen ewigen Wohthaten gänzlich verkannt, ja verschmäht, und sein heiliges Blut war umsonst zur Versöhnung der Menschen mit Gott geflossen, weil sie sich selbst mit ihm versöhnten und sich selbst vor ihm rechtfertigten. Wenn nun alle diese und ähnliche Irrthümer die Menschen von Christo abführen und die Erbsitten des Evangeliums wieder unter das knechtische Joch der Sünde und des Gesetzes gefangen nehmen, und wenn ferner die Reformation als Erneuerung des Evangeliums alle jene unchristlichen Irrthümer bis in ihre Principien hin ein kräftig zurückgewiesen und dagegen die seligmachende Wahrheit von Christi unendlich Erbarmen und allgenugsamem Verdienste wieder hoch und rein emporgerichtet hat, so ergibt sich daraus, daß das eigentliche Wesen der Reformation die Zurückführung der Kirche zu Christo, ihrem alleinigen Heilande ist, und daß die Summa der Augsburgerischen Confession, als des vornehmsten Bekenntnisses der Reformation und aller durch sie gereinigten Kirchen, mit Recht als ein Bekenntniß Christi des einzigen Erlösers bezeichnet wird. So behaupten auch die Schmalkaldischen Artikel ausdrücklich S. 304 f.: „Dies ist der erste und vornehmste Artikel. In diesem Artikel liegt und steht Alles, was wir gegen den Paps, den Tzsel und die ganze Welt lehren, bezeugen und treiben.“ Und weil der Glaube und die Liebe Christi die Welt überwindet, so ruft hochherzig die Apologie: „Wir verachten die Schrecken der Welt und werden es muthig ertragen, wenn etwas um der Ehre Christi und um des Heils der Kirche willen zu leiden ist. Wer sollte sich nicht freuen, in dem Bekenntniß dieser Artikel zu sterben, daß wir die Vergebung der Sünden im Glauben um Christi willen umsonst erlangen, daß wir sie nicht durch unsere Werke verdienen“ (S. 221.; vgl. Concord. Form. S. 683. Nachend.).

Die durchgängige Wahrheit unseres Bekenntnisses, welche seine ewige und unveränderliche Dauer verbürgt, soll, wie schon bemerkt, Artikel vor Artikel in besonderen Schriften wissenschaftlich bewiesen

\*) Vgl. Apologie S. 53.: Scholastici admiscuerunt doctrinae christianae Philosophiam de perfectione naturae. S. 61.: Scholastici secuti Philosophos tantum docent iustitiam rationis. Ebenb.: Si haec est iustitia christiana, quid interest inter Philosophiam et Christi doctrinam. S. 63.: Adversarii nihil docent, nisi iustitiam rationis aut certe legis (Moral).

\*\*) Vgl. Zwecken's treffliche Ausführung in seiner Dogmatik Th. 1. S. 135 ff.

\*\*\* Vgl. die Oppositionsschrift für (gegen) Theologie und Philosophie V. 1. H. 3. S. 8.: Nur die rationalistische Ansicht, welche den Glauben auf freie Forschung, die Sittlichkeit auf eigene Kraft, und die Seligkeit auf eigenes Verdienst gründet, kann den Protestantismus gegen Annahmungen des Katholicismus genügend sichern. (Wie unwissend!).



werden. Hier genügt es nur, seinen bestimmten Grundcharakter hervorzuheben, um die unbestimmten Träumereien der Gegner von Principien des Protestantismus, die, so wie sie sie behaupten, seinen heiligsten Urkunden völlig fremd sind, in ihrer Blöße darzustellen und damit zugleich auch ihre eitlen Einwürfe gegen den unverbrüchlichen Fortbestand der *Confessio augustissima* niederzuschlagen. So viel geht jedoch selbst aus jenen Träumereien hervor, daß es auch die Gegner fühlen, wie zur Einheit der Kirche Einheit der Principien und Grundsätze das erste Erforderniß ist, was bei den Protestanten um so weniger geläutert werden kann, da sie ja sonst über die Grenzen einzelner Länder hinaus gar keine äußere Einheit besitzen, vgl. Augsb. Conf. Art. 8. So sagen sie also, der Hauptgrundsatz des Protestantismus sey freie, d. h. ungebundene, unbestimmte, ja unbestimmbare Forschung der heiligen Schrift; wer diesen Grundsatz beuge, sey ein Protestant, was er auch immer aus der Schrift heraus- oder hinein- oder hinwegforschen möge; daher man denn auch, gleichviel mit welchem Glauben oder Unglauben, Sinn oder Unsinn, doch immer ein Protestant seyn könne, sobald man ihn nur in eine freie Beziehung zur heiligen Schrift setze; denn Niemand könne doch eigentlich sagen, was darin stehe, und obwohl man sie schon Jahrhunderte durchforscht, so wisse man doch noch gar nicht, was ihr Glaubensinhalt sey, sondern müsse immer wieder von vorne anfangen zu forschen und immer weiter forschen und suchen, ohne aber je etwas Gewisses zu finden, ohne je zu einem bestimmten Resultate zu gelangen; denn jede feste Bestimmung, jede Erklärung, die ewige göttliche Wahrheit der Schrift gefunden zu haben oder zu wissen, sey unprotestantische Anmaßung, sey Geisteszwang, die das freie Fortschreiten der Vernunft hemme, sey Dschurantisismus, der die Vervollkommnung des Christenthums, nach Maassgabe des jeweiligen Zeitgeistes hindere, und wolle man sich gar herausnehmen, jene Bestimmung für eine bestimmte Gemeinde in der Gegenwart und Zukunft schriftlich zu fixiren, so sey dies ein zwiefältiger Papiismus; denn an die Stelle des lebendigen Papstes richte man ein todttes Papier auf.

Dies sind die schönen Grundsätze, durch die man in unseren Tagen selbst das Unmögliche möglich zu machen gewußt hat, d. h. einen Rationalisten, der alle Glaubenslehren der Augsburgerischen Confession verläugnet, der weder an die gottmenschliche Person, noch an das weltverehrende Verdienst des Erlösers glaubt, ja der weniger an die Bibel glaubt, als selbst ein Türke oder Jude, zu einem christlichen Protestanten zu stempeln. Aber wahrlich, es ist eine grobe Falschmünzerei, und wenn Licht und Recht noch etwas gilt auf Erden, wenn es überhaupt noch eine Wahrheit und bestimmte Wahrheit der Wörter und Begriffe geben soll, wenn Quellen, Zeugnisse, Urkunden noch etwas bedeuten sollen, wenn die Evangelische Kirche ihren ursprünglichen Charakter behaupten und nicht zum Gespöts ihrer Feinde werden will, so muß es erkannt und bekannt werden, daß die sogenannten Rationalisten unserer Zeit keine Protestanten, keine Augsburgerischen Confessionsverwandten, keine Evangelischen Christen sind, und im Verhältnis zu denen, die mit treuer Seele an unserm Jubelbekenntnis festhalten, nur als Abtrünnige angesehen werden können. Forschung in der Schrift, das ist freilich das oberste Privilegium des wahren Protestanten; aber er weiß auch, daß sie von Christo zeuget (Joh. 5, 39.), daß sie Gottes ewig wahre Offenbarung, daß sie das untrügliche Wort des heiligen Geistes ist, und daß die Lehren, die uns derselbe durch das Organ der Propheten und Apostel als zu unserem Heile notwendig offenbaret hat, klar und deutlich darin enthalten, durch öftere Wiederholungen genau und sicher bestimmt, und durch die anschaulichste Geschichte auch für die Unmündigen gewiß und sicher bestätigt sind. Es heißt die heilige Schrift, das Wort Gottes, verlästern, so sagen, sie sey unklar, finster und verworren, und führe eine unverständige und widersprechende Rede, daß Niemand verstehen könne, was sie eigentlich wolle, und Gott selbst also seinen Zweck damit verfehlt habe. Das heißt das Buch Gottes nicht den Büchern der Menschen gleich setzen, was der Rationalist stets für notwendig erklärt, sondern es unter dieselben herabsenken; denn die

sen traut man doch in der Regel einen bestimmt zu ermittelbaren Sinn und Verstand zu. Es ist eine Verläugnung der Kraft der Wahrheit und ihres Geistes, der die Schrift und alle schriftgetreuen Gläubigen erfüllt, zu behaupten, sie könne sich selbst zu keiner Auerkennung und Geltung bringen; es ist eine Verläugnung aller theologischen Wissenschaft und Erleuchtung, zu meinen, Niemand könne die göttliche Lehre wissen und erkennen, und die Kirche müsse stets unwissend bleiben über den wahren Sinn der göttlichen Offenbarungen. Nein, die heilige Schrift, die alle Welt erleuchten soll, ist in ihren Glaubensartikeln ebenso klar und deutlich, als wahr und untrüglich, und die Lehre, die von den Gläubigen treu und folgerecht aus ihren reinen Quellen geschöpft wird, ist, als ihr eigener Inhalt, ebenso wahr und gewiß und unwandelbar, wie sie selbst. Die Kirche ist nicht durch eine eigene unmittelbare Inspiration auch neben, über oder außer der Schrift untrüglich, wie die Römische Kirche behauptet, wohl aber durch die inspirirte Schrift, in, mit und unter ihr. Was die Lehrer der Kirche aus der heiligen Schrift unmittelbar entnommen, oder aus ihren unfehlbaren Prämissen ohne Einmischung fremder Principien mit strenger Folgerichtigkeit und wissenschaftlicher Bestimmtheit gegen die Irrlehrer entwickelt haben, das ist göttliche unveränderliche Wahrheit, die da bleibet, so lange die Schrift bleibet. Daher stimmen auch die Evangelische und Katholische Kirche in allen Artikeln, worin diese rein bei der Schrift hält, genau zusammen und der Widerspruch der Lehre beginnt erst da, wo die Letztere entweder allein traditionellen Quellen folgt, oder doch diese auf die Schriftauslegung einen dominirenden Einfluss ausüben läßt. Desgleichen haben auch die Differenzen und Widersprüche anderer Parteien in der dogmatischen Auslegung der Schrift — denn von der linguistischen, archäologischen, historischen ist hier nicht die Rede — stets in der Einmischung und Vermischung fremdlicher Quellen und Principien ihren Grund, wie bei Socinianern und Rationalisten, die ganz ohne Hehl der natürlichen Vernunft die höchste canonische Auctorität beimeffen, \*) notorisch der Fall ist. So sind auch die Arminianer u. A. von dieser Vermischung nicht frei geblieben. Bei entschiedener und consequenter Einseitigkeit über das Princip findet man überall in der christlichen Kirche auch Einstimmigkeit der Glaubenslehren, so daß die Verschiedenheit derselben nicht einer Unklarheit der Schrift zur Last gelegt werden kann, und nicht sowohl in der Auslegung als vielmehr in der Einlegung seinen Grund hat.

Wenn also der göttliche und untrügliche Glaubensinhalt der heiligen Schrift, welcher in Christo seinen lebendigen Mittelpunkt findet, klar und bestimmt erkannt werden kann und soll, so folgt daraus, daß er auch von den Gläubigen, die von dem Glauben ihrer Herzen zu ihrem und Anderer Heil Zeugnis ablegen müssen, bekannt werden kann und soll (Röm. 10, 10.; 2 Cor. 4, 13.), und zwar dergestalt, daß, wer in dieses Bekenntnis der Wahrheit nicht mit einstimmt, oder ihm gar widerspricht, auch nicht zu der Gemeinde der Bekenner derselben gezählt werden kann, und nicht zur wahren Kirche gehört, die überall nur aus der Gemeinschaft der wahren Gläubigen besteht (Eph. 4, 5 f. Augsb. Conf. Art. 8.). So bildet sich das Symbol als constituirender Mittelpunkt der Kirche, welcher, die Peripherie derselben erweiternde, oder verengende, oder verändernde, so viel sie wolle, immerdar derselbe bleibt, und damit er es bleiben könne, in feste schriftliche Form fixirt werden muß. Deshalb bleibt es aber immer, was es auch ursprünglich seiner Form nach nur ist, nämlich ein Zeugnis und Bekenntnis des Glaubens, welches aber seiner Natur nach in so weit Vorschritt wird, als wer nicht mitbekennt, auch nicht Mitbekennter, nicht Glied der Confession oder Kirche seyn kann.

(Schluß folgt.)

\*) Nulla est rationis a Deo nobis insitae auctoritate major auctoritas, Wegscheider Instit. Theol. ed. 6. Praef. p. VII sq.



# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1830.

Samstag den 19. Juni.

N<sup>o</sup> 49.

## Die Augsburgerische Confession 1530 und 1830.

(Schluß.)

Jene Unveränderlichkeit des schriftlichen Symbols, welche in seiner Uebereinstimmung mit der ewigen Wahrheit der Schrift gegründet ist, sie ist es nun vornehmlich, wegen der Widersacher in ihrem Range zur Ungebundenheit eifern, und die sie gar zu gern als unprotestantisch, oder als ein christliches Pseudithum darstellen möchten. Sie vergessen aber, daß es grade zum Grundcharakter des Protestantismus gehört, sich gegen die verbindliche Schriftführ monarchaler Individuen im Kirch enregiment, auf unumwandelbare schriftliche Grundlagen zu bannen, und das durch besonders den Clerus, der durch seine nicht an das schriftliche Wort gebundene Lehrfreiheit oder Lehrwillkühr auf Päpsten und Bischöflichen Eiden und besonders auf ein scholastischen Lehrkatholiken (man denke nur an Luther's Klagen über die Unversitteten seiner Zeit, die glückliche Entartung des Christenthums bewirkt hatte, den Clerus, sage ich, unter das Volk einer unverrücklichen Verfassungsurkunde zu stellen, damit er nicht ein Herr, sondern ein Diener des Glaubens sey, und nicht ein Regent der Kirche und ihrer Lehre, sondern ein Ministrant derselben werde. Daher das entschiedene Zurückgehen der Reformatoren auf die heilige Schrift, und daher auch das Banniren der Evangelischen Kirchengemeinschaft auf die Augsburgerische Confession, die als ein confessioneller Auszug der vornehmsten Glaubensartikel aus dem geistlichen concreten Inhalt der Bibel (ex scripturis sanctis et puro verbo Dei Praefat. p. 6.) vor Kaiser und Reich von den Evangelischen Ständen feierlichst proklamirt und durch die heiligsten Verträge sanctionirt, die unantastbare Verfassungsurkunde, die unverrückliche Charte der Evangelischen Kirche ist, welche alle ihre rechtmäßigen Freiheiten garantirt und sichert, und die Liden ebensoviele gegen die Willkühr des Clerus als umgekehrt schützt; denn ohne dieses gibt es keine Freiheit. Es ist in der That sonderbar, zu sehen, wie gern unsere Gegner, schon um dem großen Haufen, auf den der Liberalismus, selbst in seiner gefeierten Unbestimmtheit, einen besitzenden Eindruck macht, zu gefallen, liberale Axiome annehmen und liberale Phrasen beifügen, während sie doch einen Artikel unserer Charte nach dem anderen verlegen, ja ihre Verbindlichkeit ganz in Abrede stellen und sie lieber völlig abkratzen möchten, um desto ungebundener die armen Gemeinderen unter das Joch ihrer geistlichen Willkühr beugen zu können. Wahrlich die laienlichen Umrtriebe unserer rationalistischen Theologen sind weit schlimmer als die jesuitischen in Frankreich, denn es gibt hier eine ganz andere Charte, als die dortige, eine Charte, die mit der ewigen göttlichen Wahrheit beschriebene ist, und ihren Anhängern ewige, himmlische Güter verbürgt.

Aber die Hemmung alles Fortschreitens durch eine solche un-

veränderliche Charte soll doch, — so sagen diese Constitutionseinde — äußerst unprotestantisch seyn. Gesezt den Fall, wir gäben dieses zu, so müßten sie doch auch uns zugeben, daß die Hemmung alles Rückschritts eintens äußerst protestantisch sey. Wenn wir nun ferner mit Recht behaupten, daß alle socinianische und rationalistische Abirrungen von der Augsburgerischen Confession enorme Rückschritte sind, theils in dem Rationalismus und Pelagianismus der Scholastiker, theils in längst verworfene Häresien des christlichen Alterthums, ja zum Theil selbst hinter das Christenthum zurück in das natürliche Heidenthum hinein — denn dazu führt eine Lehre, die alle übernatürliche Offenbarung aufhebt — wenn wir, sage ich, dies mit Recht behaupten, so muß ja wohl eine Urkunde, die solche ungeheure Rückschritte hemmt, sehr protestantisch seyn. So viel werden unsere Gegner gewiß aus dieser einen Bemerkung entnehmen, daß die eitle Phrase des Fortschreitens, die sie so gern im Munde führen, eine ganz relative ist, indem, was einer für ein Fortschreiten hält, von einem anderen Standpunkte als ein Rückschreiten erscheint,\*) oder selbst als Fortschreiten angesehen, doch nicht immer höher hinauf, sondern oft auch tiefer hinunter führt. Doch sollte grade der Rationalist, der das absolut hemmende Princip aufstellt, daß der Mensch zu seiner natürlichen Vernunftserkenntniß selbst von Gott nichts weiter hinzulernen könne, und daher „Gott, Freiheit, Unsterblichkeit“ als die imperfectible Summe aller Religion hinsetzt, auch den ganzen Zuwachs der Offenbarungserkenntnisse verwirft, am wenigsten von einer solchen Phrase Gebrauch machen, die in seinem Munde grade ebenso lächerlich klingt, wie wenn er sich einen Lichtfreund nennt, und doch das helle Licht der göttlichen Offenbarung, das alle Welt erleuchten soll, als ein rechter Dämon auszulöschen bemüht ist, um sein kleines, trübes Lichtchen dafür leuchten zu lassen. Doch wir wollen hier nicht über Phrasen streiten. Wir behaupten vielmehr, daß es im Reiche Gottes allerdings eine Wahrheit geben soll, die weder vorwärts noch rückwärts schreiten, sondern unbeweglich stehen und immerdar dieselbe bleiben soll. Damit wollen wir keineswegs alles Bewegen, Fortschreiten und Vervollkommen aufheben; vielmehr müssen wir dieses allen menschlichen Bestrebungen und natürlichen Wissenschaften auf's Innigste wünschen,\*\* wir behaupten nur, daß es inmitten alles Beweglichen und Schreitenden ein Unbewegliches und Beharrendes geben soll, welches jenem zum Stütz- und Haltspunkte, so wie dem ganzen stets zu vervollkommnenden Leben als ewige

\*) Man vergleiche, wie Dr. Paulus zu Rückschritten auffordert, Oppositionsschrift B. II. S. 1. S. 2 ff.

\*\*) Es ist daher ebenso falsch, aus den in ihnen gemachten großen Fortschritten die Nothwendigkeit Aehnliches für die geoffenbarten Religion zu folgern; als gewiß ist, daß, was man für Fortschritte dieser ausgegeben hat, keine sind. Möchte man nicht behaupten, was Luther an Seneca's schriftlichen Propheten saam theologiam non in geometriam, non in arithmetica, non in astrologiam digesserant. Luther's Briefe von de Wette Th. 4. S. 181.



Quelle und Norm und unverrückliches Ziel der Vervollkommenung dienen soll. Dies kommt der von Gott selbst geoffenbarten und hegläubigen göttlichen Wahrheit zu, die wir nicht nach uns, sondern vielmehr uns nach ihr, vervollkommen sollen. Gott selbst ist in dem stets bewegten Universum das ewig Beharrende, der Fels, die Burg, wie ihn die Schrift nennt, und von dem auch der Dichter sagt: „Ob Alles in ewigem Wechsel freist, es beharret im Wechsel ein ruhiger Geist.“ Für uns soll die von dem Vater selbst durch den Sohn (Matth. 11, 27.) uns mitgetheilte Erkenntnis seines ewigen Wesens und Willens, oder sein ewiges Wort, jenes Feste, Bleibende, Unveränderliche seyn, welches Himmel und Erde überdauert und gegen die Wforten der Hölle unverrücklich steht, und den Wandelkernen des Lebens als unwandelbare Sonne und den bewegten Schiffen auf seiner Fluth als unbewegter Port und Untergrund dient. Dies liegt nothwendig in dem Wesen der Wahrheit, die von Gott ist; dies befähigen die ausdrücklichen göttlichen Verheißungen und für den Offenbarungsgläubigen ist also nichts gewisser als dies. Aber selbst dem Ungläubigen müßte es die Analogie der Natur zeigen, daß es überall unter dem Fliegenden ein Festes, unter dem Fortschreitenden ein Bleibendes, unter dem Wandelbaren ein Unwandelbares geben muß. Bedürfen nicht die Planeten einer festen Sonne? muß nicht der Polarstern dem Schiffer unverrücklich leuchten? darf auch der Compaß mit dem Schiffe sich wenden? darf auch der Anker mit dem Strome schwimmen? darf auch die Aue aus der Mitte weichen? Nein, sie müssen bleiben und beharren. Und so muß auch das Wort Gottes, in der Schrift geoffenbart und von der Kirche bekannt, als Compaß, Anker und Aue der geistigen Welt unverrücklich bleiben, und wenn auch die Blumen der Vernunft stets wieder verwelken, um neuen Blüthen Raum zu geben, das Wort unsers Gottes bleibt dennoch ewiglich, Jes. 40, 8. Jesus Christus gestern und heut, und derselbe in Ewigkeit. Hebr. 13, 8.

D—t. Dr. E. C—s.

### Litterarische Anzeige.

Ueber theologische Lehrfreiheit auf den Evangelischen Universitäten und deren Beschränkung durch symbolische Bücher. Eine offene Erklärung und vorläufige Verwahrung von Dr. Dan. v. Cölln und Dr. Dav. Schulz, Professoren der Theologie und Consistorialrathen in Breslau (Breslau bei Goschorsky, 1830. 38 S. gr. 8. Br.).

Nach den Fragen zu urtheilen, welche die zwei ersten Seiten dieser Schrift (S. 3 f.) einnehmen, sollte man in ihr eine wissenschaftliche Untersuchung über die Begriffe der Lehreinheit, als Grundlage jedes Kirchenverbandes, der Bekenntnisschriften, als Ausdruck derselben, der Fortbildung des Lehrbegriffs, als Pflicht der Theologen, und der Lehraufsicht, als Sache entweder einer kirchlichen Behörde oder eines Staates, erwarten. Die Nothwendigkeit einer wissenschaftlichen Untersuchung und Erörterung dieser Fragen wird auch mit besonderem Nachdrucke ausgesprochen (S. 5 f.). Indes entspricht der folgende Inhalt dieser Erwartung durchaus nicht, wie denn auch der Titel selbst nicht dazu berechtigt. Aber auch das, was der Titel verspricht, eine bloße Erklärung u. s. w. über die theologische Lehrfreiheit, sucht man längere Zeit vergebens. Auf einen Erguß über die „religiöse Partei,“ welche der Kirche auch den geringen Ueberrest von Freiheit und Selbstständigkeit vollends entreißen wolle (S. 6—8.), folgen von S. 9—22. Gegenbemerkungen gegen den Aufsatz über den Hallischen Nationalismus in A<sup>o</sup> 5 und 6. der Ev. K. Z., die mit der allgemeinen Frage über Lehrfreiheit durchaus nicht zusammenhängen. Wenn auch an sich dieser erste Theil unbedeutend ist, so halten wir es doch für zweckmäßig, die Hauptzüge desselben hier auszuheben. Denn wenn im Allgemeinen durch die bisherigen Debatten, und die Art, wie von jenseits gekämpft wurde — bis in die gleichgültigsten Kleinigkeiten hinein, — sich ergab, daß wir es wirklich mit dem Reiche der Unwahrheit und

Zielferniß zu thun haben, so zeigt sich auch hier im Besonderen, bis zu welchem außerordentlichen Grade von Verblendung ein Vertheidiger des Irrthums — und wäre er sonst auch der Einsichtsvollste und im natürlichen Sinne ein homo bonae voluntatis — durch die Kraft des Irrthums und die Nothwendigkeit ihn auch mit den schlechtesten Waffen zu vertheidigen, gebracht werden kann. In der That, nur diese Einsicht in die objective Gewalt der Unwahrheit und ihre Macht, selbst den natürlichen Verstand zu verwirren, kann es begreiflich machen, wie von Professoren der Theologie Sätze mißverstanden werden können, deren Sinn keinem Kinde zweifelhaft seyn wird.

S. 15. der offenen Erklärung wird die Behauptung angegriffen, daß der Nationalismus „dasjenige, was die Evangelische Kirche in ihren Bekenntnisschriften als ewige göttliche Wahrheit anerkennt, als Irrthum darzustellen und zu bekämpfen“ suche (Ev. K. Z. a. a. D. S. 38.), und zwar mit folgenden Worten: „Wie? die Bekenntnisschriften, deren Sache der ungenannte Eiferer zu führen vorgibt, sollten sich der Ungereimtheit schuldig machen, Thatfachen, welche nach dem Zeugnisse der heiligen Schrift einem bestimmten Zeitabschnitte angehören, und nur erst, nachdem sie geschehen waren, Gegenstand eines historischen Glaubens werden konnten, als ewige göttliche Wahrheiten aufzufassen und somit außerhalb aller Zeitstranken zu setzen, so als ob Christus nicht in der Zeit vom Tode erstanden wäre, sondern nach einem ewigen Acte auferstände? Möge sich der Fanatiker vor einer Entscheidung der Rechtgläubigkeit nach den Bekenntnisschriften, für welche er, ohne sie gehörig zu kennen, eifert, zu seiner eigenen Sicherheit hüten: denn fände sie statt, so würde er schon um dieser Behauptung willen als „Irrlehrer“ bezeichnet und, wollte er in der kirchlichen Gemeinschaft bleiben, zu einer schimpflichen Retractation genöthigt werden müssen.“ Wir haben diese ganze Stelle unverfälscht und wörtlich abgeschrieben.

Eben so zerbricht man sich S. 19. den Kopf darüber, was die Worte der Ev. K. Z.: „der Inhalt des ewigen Wortes,“ bedeuten sollen, bis man endlich (S. 20.) zu der Einsicht kommt, es müsse der Inhalt der Bibel gemeint seyn, aber auch zu der Behauptung, dieser Ausdruck deute auf den Irrthum hin, daß die Bibel unerschaffen sey. Auf eben so scharfsinnige Weise hat ein Recensent Herrn Dr. Tholuck den Vorwurf gemacht, er behaupte in seinem Commentar über den Johannes, die Sünde sey älter als Gott, weil er sage, sie sey ewig vor Gott dagewesen. Der gelehrte Mann verwechselte die zwei Bedeutungen des Deutschen vor (coram, devant und ante, avant) ganz so, wie jetzt die Verfasser der anzuzeigenden Schrift ewig wahr und ewig daseyend oder geschehend verwechseln.

Wir können diese und ähnliche Anklagen der Ev. K. Z. nicht nur als einen Beweis des Mangels an Einsicht oder vielmehr der großen leidenschaftlichen Verblendung ihrer Gegner, sondern auch als ein Zeugniß ansehen, daß dieselben alles Bestrebens ungeachtet ihr nicht eine einzige Abweichung vom Lehrbegriff der Schrift und Kirche mit Grund vorwerfen können. So sehr man jetzt auch mit neubengelischen Schwärmern und Fanatikern um sich wirft, — noch vor Kurzem sprach man von Altgläubigen, Buchstäblern und Symbololatern, — man vermag nicht einmal solche Beweise vorzubringen, die ohne wahr zu seyn, doch einigen Schein der Wahrheit hätten. Während man denjenigen Keßermacherei vorwirft, die gewiß Niemanden zum Keßer machen, weil sie die Irrlehrer, welche es sind, öffentlich als Irrlehrer bezeichnen, nimmt man selbst keinen Anstand, eine der verworlichsten Keßereien denjenigen vorzuwerfen, die sie mehr als irgend Jemand verabscheuen, und so Keßer zu machen, wo keine sind.



Nur kurz berühren wir die doppelte Begründung des Vorwurfs, ungerecht zu verdächtigen, der der Ev. K. Z. gemacht wird: 1) weil sie den Nationalismus überhaupt dem Evangelischen Glauben gegenüberstelle. Sie gebe keine Definition desselben und fasse verschiedene Erscheinungen „durchaus disparater Art“ unter dem Namen Nationalismus zusammen. „Bald ist es die grammatisch-historische Auslegung der biblischen Schriften; bald eine pelagianisirende Auffassung der Heilslehren; bald die sabellianische Darstellung vom Vater, Sohn und Geist; bald Werkheiligkeit; bald ein frivolster Weltssinn u. s. w.“ (S. 10 f.). Wir müssen es für Unwahrheit erklären, daß die Ev. K. Z. jemals die wahrhaftige grammatisch-historische Auslegung — (das Unpassende des Namens ist längst anerkannt worden, wie auch sein Mißbrauch bekannt ist) — für Nationalismus erklärt habe, und fordern die Herren DD. Schulz und v. Cölln auf, diesen Vorwurf öffentlich zu widerrufen oder, wenn sie es vorziehen, den Beweis zu wagen. Der Herausgeber der Ev. K. Z. hat sich stets für die sogenannte grammatisch-historische Interpretation auf's Bestimmteste ausgesprochen. Ferner begreifen wir nicht, wie eine pelagianisirende Auffassung der Heilslehren und Werkheiligkeit als zwei Erscheinungen von „durchaus disparater Art“ aufgeführt werden können. Endlich richtet sich der ganze Vorwurf selbst dadurch, daß er bloß die Erscheinungen im Auge hat, und nicht das Wesen, den Grund derselben. Und doch wird S. 11. behauptet, daß der Nationalismus „sich seinem Wesen nach gar nicht auf den Inhalt, sondern auf die wissenschaftliche Begründung der christlichen Glaubenslehre beziehe.“ Die Herren Verff. selbst fassen also unter dem Namen Nationalismus die disparaten Erscheinungen zusammen, wenn sie nur auf dieselbe Weise begründet sind — (so werden S. 12. die Darstellungen der Glaubenslehre von Daub, Schleiermacher und Marheinecke rationalistisch genannt; Herr Dr. Bretschneider in seiner Schrift fügt noch Zweifeln hinzu, um seine Parthei recht groß zu machen). — Eben so sieht auch die Ev. K. Z. auf den Grund der Religionslehren: sie nennt jedes System Nationalismus im weitesten Sinne des Wortes, das die Erkenntniß der religiösen Wahrheiten nicht aus der einzig wahren übernatürlichen Offenbarung ableitet. Sie verfährt aber wissenschaftlicher als die Herren Verff., indem sie Begründung und Inhalt sich nicht entgegensetzt, sondern behauptet, daß die Art, wie eine Religionslehre begründet wird, auch auf ihren Inhalt einwirke, und daß also auch derjenige unmöglich mit den symbolischen Büchern übereinstimmen könne, der ihre Grundlage, die heilige Schrift, als einzige religiöse Erkenntnisquelle, läugnet.

Die Ev. K. Z. soll 2) irrigerweise die Methode der Schriftklärung, welche die Rationalisten befolgen, für Abweichung von den Bekenntnisschriften ausgehen, die doch nur dogmatische Sätze enthielten. Wir wissen nicht, wie die Herren Verff. zu der Behauptung kommen, es handle sich um die Schriftauslegung der Rationalisten und ihre hermeneutischen Principien, über welche die symbolischen Bücher allerdings nichts feststellen. Es handelt sich ganz offenbar um die Beurtheilung des Inhalts der heiligen Schrift nach dogmatischen oder philosophischen Voraussetzungen, wie Jeder wissen muß, der nur die erste Seite des fraglichen Aufsatzes in der Ev. K. Z. gelesen hat. Den Inhalt jeder vorgeblichen Offenbarung an den Vernunftideen zu prüfen, — also deswegen die Wunder zu läugnen und die eigenenthümlich christlichen Lehren zu verwerfen, — ist das anti-evangelische Princip des Nationalismus im engeren Sinne des Wortes (Wegscheider §. 11., vgl. Ev. K. Z. N° 34.). Was die angeblichen Spottereien von Dr. Gesenius betrifft, so wird

ihre Frivolität S. 20. zugegeben, aber S. 21. die Richtigkeit der Angaben in der Ev. K. Z. bezweifelt. Wir können auf diese Zweifel nicht antworten, da eine amtliche Untersuchung hierüber angestellt worden ist, — müssen aber unsere Verwunderung darüber ausdrücken, daß die Herren Verff., wie auch Herr Dr. Baumgarten-Crusius in seiner Schrift (Berlin, bei Dunker und Humblot), die Richtigkeit der Angaben, welche amtlich untersucht wird, öffentlich bezweifeln, um so mehr da die Verff. selbst erklären, nicht vorgeizen zu wollen (S. 9.).

Der Theil der Schrift, der die Frage über die Lehrfreiheit und ihre Beschränkung durch symbolische Bücher behandelt, enthält wirklich eine offene Erklärung, daß die Evangelische Kirche keine Bekenntnisschriften mehr habe, und eine offene Protestation gegen ihre Verbindlichkeit und die Einführung einer Verpflichtung auf sie. Die Gründe für jene Behauptung und dies Unternehmen sind folgende vier:

1) Die Union der Lutherischen und Reformirten Kirche mache eine Verpflichtung auf Symbole unmöglich (S. 24. 26—28.). Wir erstaunen gewiß mit Recht über diese Behauptung. Also um einen solchen Preis sollen die Evangelischen Kirchen ihre Vereinigung erkaufen, — die Evangelischen Landesfürsten, welche sie bewerkstelligten, sollen ihre heilig theueren Glaubensbekenntnisse heimlich zumithe gemacht haben, um eine Union zu bewirken, welche die Ankläger selbst für eine bloße „Uebereinstimmung in den äußerlichen Formen“ ansehen (S. 6.), und welche in der That, wenn sie die Geltung der Bekenntnisschriften aufhobe, nur eine Uebereinstimmung im Aeußerlichen wäre, ja eine Uebereinstimmung in dem Nichts des Indifferentismus —? Nun, wäre dies der Fall, so müßten Alle, die von Herzen der Evangelischen Kirche angehörten, in der Einheit des Geistes darauf dringen, daß die beiden Confessionen in ihrem äußerlichen Unterschiede unvereinigt neben einander bestünden, sie müßten sich lossagen von dem zusammengelaufenen Haufen ohne Bekenntniß des Evangeliums, der, dem Glauben der Väter ungetreu, unter demselben Namen sich wollte geltend machen, als die unirte Evangelische Kirche. Wenn es wahr wäre, was anderswo ausgesprochen wurde, daß selbst diejenigen, welche außer den Meinungen der Naturreligion nichts als religiöse Wahrheit glauben, als Activmitglieder unserer Kirche anerkannt worden seyen, so müßte diese Kirche selbst als naturalistische Secte verabscheut und verlassen werden. Doch glücklicherweise spricht bis jetzt die ganze Geschichte, und namentlich die Geschichte der Union, gegen solche Behauptungen. Auch die unirte Evangelische Kirche konnte Bekenntnisschriften behalten, und hat sie behalten.

„Es gibt unter den symbolischen Büchern überhaupt nur eines, nämlich die Augsburgische Confession, welches theilweise von beiden Evangelischen Kirchen anerkannt wurde“ (S. 26.). Die Herren Verff. ignoriren — wir wissen nicht, warum — die erste Hälfte der Symbole, diejenigen nämlich, welche von allen christlichen Kirchen auf's Feierlichste anerkannt werden, die öumenischen Symbole. In ihnen blicken wir — nicht nur eine sondern — drei Bekenntnisschriften, welche die beiden Evangelischen Kirchen von Anfang an auf's Strengste und auf's Ausdrücklichste in ihrem ganzen Umfange — nicht nur theilweise — als wahr anerkannt haben, und die ihnen beiden also gemeinschaftlich sind, daß sie ganz übereinstimmend alle Unterscheidenden ausschließen. Diese gemeinchaftliche Grundlage aller christlichen Kirchen ist auch keinesweges durch die Union angetastet worden. Das apostolische Glaubensbekenntniß ist — Gott sey's gedankt! — noch bis zur Stunde überall in seinem Rechte geblieben und grade durch die Abende für die unirte Evangelische Kirche in sonntäglichen liturgischen Gebrauch gesetzt, und somit auf's Neue und auf's Bestimmteste als das öffentliche und gemeinsame Glaubensbekenntniß aller unirten Kirchen von Seite des Landesherren, der Pre



diger und Gemeinden anerkannt worden. Dies historische Factum einzig reicht hin, um allen Nationalisten die Evangelische Cangel zu unterlagen. \*) Die Herren Verff. finden aber auch ferner für gut, von dem gemeinschaftlichen Inhalte der particularen Glaubensbekenntnisse der Evangelischen Kirche beider Confessionen ganz abzugehen und geradezu von der Unmöglichkeit zu reden, daß die beiden, „verschiedenen und einander widersprechenden Bekenntnissen anhängenden Gemeinden“ als Eine Gemeinde betrachtet werden können (S. 28.). Wir stimmen ganz mit Herrn Dr. Marbeinecke in der Ansicht überein, daß eine kirchliche Union, die nicht auf einen gewissen Lebensbegriff hin gesehe, unendlich und bloß scheinbar oder gar verderblich sey, sind aber auch überzeugt, daß wie im Großherzogthume Baden diese Union ohne Abschaffung der Bekenntnisschriften, sondern ausdrücklich auf die gemeinschaftlichen Lehren hin statt fand, so auch in Preußen die gemeinsamen großen Fundamentallehren der beiden Evangelischen Kirchen nicht antiquirt, sondern gegenwärtig als die Hauptsache, als die eigentlichen Heilslehren, die wahren Evangelischen Wahrheiten hervorgehoben werden sollten. Es handelt sich also um nichts weniger, als darum, die Lehrer „durch eine Verpflichtung auf die Bekenntnisschriften einer der getrennten Kirchen“ in ihren Lehrvorträgen zu „beschränken“, sondern darum, sie an das Gemeinschaftliche derselben factisch zu binden, wie sie vor Gott, vor der Kirche und in ihrem Gewissen daran gebunden sind.

Die Bekenntnisschriften selbst aber sollen 2) nur auf die heilige Schrift verweisen. Wäre indeß diese Nichts, die heilige Schrift, an welche die Herren Verff. appelliren (S. 28—31.), nicht Grund genug, die Nationalisten, welche nicht daran glauben, welche nicht die Hälfte ihres dogmatischen Inhalts als wahr annehmen, von den Evangelischen Lehrstühlen zu entfernen? — Uebrigens ist nachgewiesen worden (Ev. K. Z. 1829, S. 223.), daß die Begründung der Bekenntnisschriften auf die heilige Schrift und die Anerkennung der Letzteren als einziger religiöser Erkenntnisquelle durch die Reformatoren keinesweges die Verbindlichkeit der symbolischen Bücher für die Lehrer der Evangelischen Kirche ansah. Die Behauptung aber, daß die Lehren der Evangelischen Symbole größtentheils nicht mit der heiligen Schrift übereinstimmen, wie die neuesten Entdeckungen der Schriftforscher ausweisen, daß, wie S. 7. behauptet wird, das vor drei Jahrhunderten abgelegte Glaubensbekenntniß durch die historischen, kritischen, philologischen, philosophischen und theologischen Untersuchungen „im Laufe der Jahrhunderte fast in allen seinen Artikeln erschüttert oder aufgelöst wurde.“ — können wir auch nicht als wahr anerkennen. Wäre dies der Fall, so hätte die Evangelische Kirche in ihrer eigenthümlichen Gestalt — (denn fast alle ihre Artikel und vor Allem aus grade ihre Grundlehren) verwerfen die Nationalisten) — nie auf dem Grunde der Schrift bestanden, und Alle, welche jetzt zu dieser Erkenntnis gekommen wären, hätten die objective, unbedingte Pflicht, sich von dieser unbillich lehrenden Kirche loszusagen. — Wir können nicht begreifen, wie die Herren Verff. bei solchen Ansichten noch von sich selbst oder von Anderen als Lehrer der Evangelischen Kirche können angesehen werden.

3) Soll die Verpflichtung der Lehrer auf Bekenntnisschriften schädlich seyn. Wir halten es im Gegentheil für eben so schädlich als ungerecht und unreimt, wenn den Lehrern einer Kirche freistehen soll, ihrer Gemeinde vorzutragen, was ihnen gut dünkt. In Bezug auf die entgegengesetzte Ansicht, wie auf den vorhergehenden Punkt und andere verweisen wir auf die Schrift: „Bemerkungen über die Hallische Streitfrage und die Frage: ob Evangelische Regierungen gegen den Nationalismus einzuschreiten haben (Vorzug bei Lauchnitz, 1830).“

4) Wird eine neue und auf jenen Ansichten beruhende Bekaun- tung aufgestellt. Die Symbole der Evangelischen Kirche werden als

efficiell abgeschafft betrachtet. Hieraus wird den Beweisen, daß der Landesfürst nicht das Recht habe, sie wieder einzuführen und für verbindlich zu erklären (S. 32 ff.). Der allgemeine Grundsatz, auf dem dieser Entschluß beruht, ist ganz wahr: „unlängbar wäre es empörende Tyrannie, wenn eine fremde Macht der Kirche verschreiben wollte, was sie als ein Ausdruck ihrer gemeinsamen Ueberzeugung in Sachen des ewigen Heils aufzunehmen und festzuhalten habe.“ Aber eben aus diesem Grundsatz folgt, daß die Evangelischen Bekenntnisschriften bis jetzt auf keine Weise abgeschafft sein können, es sey denn durch unrechtmäßige, tyrannische Gewalt. Nur wer Macht hat, Bekenntnisschriften aufzuheben — nämlich „die Gesamtheit der Kirchenmitglieder“ — kann sie auch auf rechtmäßigem Wege für ungültig erklären. Ebe also unsere Confessionen, wie sie von den Fürsten im Namen ihrer übernehmenden Landesherren und den Theologen derselben öffentlich vorgelagt wurden (vgl. S. 36 f.), öffentlich wieder für unmaß und unverbindlich erklärt werden, können sie nicht als abgeschafft betrachtet werden; und es ist bloß Mangel in der Ausübung von Recht und Pflicht, nicht gesetzliche Aufhebung derselben, wenn die Confessionen nicht mehr so viel gelten, als sie dem Rechtsbestande nach gelten müssen. Dies ist so klar, daß man denjenigen, die es festhalten und ausprechen, wie z. B. von einem ungenannten Rechtsverständigen sehr gut geheißen ist (s. Dreifaches Gutachten über die Frage: sind rationalistische Theologen ihrer Aemter zu entsetzen oder nicht? Leipzig b. Voß, 1830), keinen Grund entgegenzubringen weiß als den Vorwurf, sie seien Positivisten, d. h. sie hielten — hier, wo es sich doch lediglich um Recht und Unrecht handelt — auf das positive Recht, auf dem die gegenwärtigen Verhältnisse von Kirche und Staat beruhen (s. Allg. Kirchenzeitung S. 631.). — So lange die Evangelische Kirche nicht öffentlich auf gebliebenem Wege erklärt hat, daß sie die alten Glaubensbekenntnisse verwerfe (d. h. so lange sie sich nicht selbst verurtheilt), sind dieselben ihre Glaubensbekenntnisse, nicht bloß, wie die Herren Verff. es darzustellen suchen, vollkommene Bekenntniß von individuellen Glauben des Landesfürsten, und müssen von den Machthabern im Namen und zum Besten der Kirche aufrecht erhalten werden.

In einem Punkte stimmen wir mit den Herrn Verff. entschieden überein, in der Ueberzeugung, daß die kirchliche Gedächtnisfeier der Augsburgerischen Confession, „wenn sie überhaupt einen Sinn haben soll, den erneuerten Beitritt zu jener Glaubensbekenntnis und die Wiedereinfügung derselben in ihre frühere, aber in praxi [d. h. mißbrauchsweise] längst verlebte, Verpflichtungsfrist für die Lehrer der Evangelischen Kirche eben durch den Act selbst mit sich zu führen“ scheine. „Denn [sagen sie treffend hinzu] das Gedächtniß eines Bekenntnisses, zu welchem man sich nicht mehr bekennt, kirchlich zu begehen, würde entweder eine verächtliche Heuchelei seyn, oder offenbare Folgeverdrigkeit“ (S. 5.). Hieraus folgt, daß dieses so nach vorstehende Zusage von keinem Nationalisten anders als aus Heuchelei oder in Gedankenlosigkeit und namentlich von den Mitgliedern der Evangelischen theologischen Facultät zu Breslau, die sich so ausgesprochen haben, gar nicht begangen werden kann; es folgt aber auch, daß es von keiner Regierung, von der man nicht dasselbe behaupten will, angeordnet seyn kann, ohne den Willen, sich zu wiederholtem Male für jenes Glaubensbekenntnis zu erklären. Wir also unserselbst, statt gegen die Fei- der Augsburgerischen Confession zu protestiren, freuen uns vielmehr der Anordnung derselben durch die Regierungen und namentlich der Art, wie es von Sr. Majestät dem Könige in der Cabinets- ordre unter'm 4. Mai angeordnet wurde, welche auf's Bestimmteste ausdrückt, daß „dieses Glaubensbekenntnis zunächst der heiligen Schrift, als die Hauptgrundlage des Evangelischen Christenthums anzusehen,“ daß es ein „auf die heilige Schrift und die in ihr geoffenbarten Heilswahrheiten gegründetes Zeugniß von dem Glauben der Evangelischen Christen“ ist.

\*) Vgl. Ev. K. Z. N. 44 und 45., oder in einer besonderen Ausgabe: Das theologische Catheder und die Kirche, oder die Nationalisten und die Aegide. (Berlin bei Dehmitz, 1830.)



# Evangelische

# Kirchen-Zeitung.

Berlin 1830.

Mittwoch den 23. Juni.

N<sup>o</sup> 50.

Theologie und Naturwissenschaft mit besonderem Bezug auf Herrn Dr. Bretschneider's Sendschreiben an einen Staatsmann.

## 1.

Die Theologen fangen an immer mehr Notiz von den Naturwissenschaften zu nehmen. Geschähe es nur im Sinne früherer frommer Naturforscher, welche zugleich mit großer Liebe die Offenbarung Gottes in seinen Werken, mit noch größerer die Offenbarung in Christo erfassen! So meinen es mehrere neuere Theologen gar nicht, sie rufen vielmehr die Naturwissenschaft gegen die Bibel, welcher sie den Krieg erklärt haben, zu Hülfe. Unter ihnen hat sich Herr Prediger Ballenstedt eine nicht beneidenswerthe Celebrität erworben. Da seine Schrift: „Die Urwelt“ in einem früheren Jahrgange der *Ev. K. Z.* beurtheilt worden, so kann dieselbe hier, mit Bezugnahme auf jenes Urtheil, unberücksichtigt bleiben.

## 2. Herr Dr. Schleiermacher.

Müßte ich doch unter den bezeichneten Theologen nicht auch Schleiermacher aufführen! ich kann nicht sagen, wie leid mir das thut. Wie dürfte ich aber die Ansicht eines solchen Mannes, welche ohnehin neuerdings viel Aufsehn erregte, ignoriren? Er sagt in seinem zweiten Sendschreiben an Herrn Dr. Lücke: „Wenn Sie den gegenwärtigen Zustand der Naturwissenschaft betrachten, wie sie sich immer mehr zu einer umfassenden Weltkunde gestaltet, von der man vor noch nicht gar langer Zeit keine Ahnung hatte; was ahndet Ihnen von der Zukunft, ich will nicht einmal sagen für unsere Theologie, sondern für unser Evangelisches Christenthum?“ Später fährt er fort, es ahnde ihm, daß wir würden lernen müssen uns ohne Vieles zu behelfen, was Viele noch gewohnt seyen als mit dem Wesen des Christenthums untrennlich zu denken. „Ich will gar nicht,“ sagt er weiter, „vom Sechstageswerk reden, aber der Schöpfungsbegriff, wie er gewöhnlich construiert wird, auch abgeleiten von dem Zurückgehen auf die Moaische Chronologie . . . wie lange

wird er sich noch halten können gegen die Gewalt einer aus wissenschaftlichen Combinationen, denen sich Niemand entziehen kann, gebildeten Weltanschauung? und das zu einer Zeit, wo die Geheimnisse der Geweihten nur in der Methode und in dem Detail der Wissenschaften liegen, die großen Resultate aber sehr bald allen hellern und umsichtigen Köpfen auch im eigentlichen Volk zugänglich werden. Und unsere Neutestamentischen Wunder, denn von den Alttestamentischen will ich gar nicht erst reden, wie lange wird es noch währen, so fallen sie aufs Neue, aber von würdigeren und besser begründeten Voraussetzungen aus, als früherhin zu den Zeiten der windigen Encyclopädie, unter das Dilemma, daß entweder die ganze Geschichte, der sie angehören, sich muß gefallen lassen, als eine Fabel angesehen zu werden, von der sich gar nicht mehr ausmitteln läßt, wie viel Geschichtliches ihr eigentlich zu Grunde liegen mag, . . . oder wenn sie wirklich als Thatfachen gelten sollen, werden wir zugeben müssen, daß, sofern sie wenigstens in der Natur geworden sind, auch Analogieen dazu in der Natur gesucht werden (?) . . . Was soll dann werden, mein Freund? Ich werde diese Zeit nicht mehr erleben, sondern kann mich ruhig schlafen legen. Aber Sie, mein Freund, und Ihre Altersgenossen, so viel deren mit uns gleichen Sinnes sind, was gedenken Sie zu thun? Wollt Ihr Euch dennoch hinter den Außenwerken verchanzen, und Euch von der Wissenschaft blokiren lassen? . . . Soll der Knoten der Geschichte so auseinander gehen, das Christenthum mit der Barbarei, und die Wissenschaft mit dem Unglauben?“ . . .

Als ich diese Stelle las, war mir's als hörte ich die Israelitischen Rundschaffer,\*) wie sie aus Canaan zurückgekehrt berichten: Wir sahen auch Niesen daselbst, Enakinder von den Niesen, und wir waren vor unseren Augen als die Heuschrecken, und also waren wir auch vor ihren Augen. — Ist denn den Theologen so aller Glaubensmuth entfallen, daß sie die Festung, welche zu vertheidigen sie ihrem Könige gelobten, den Feinden übergeben, ehe sie auch nur zur Uebergabe aufgefordert worden sind? Und die Theologie, die eine Fürstin unter den Heiden und eine Königin in den Ländern war, muß nun dienen? —

Es ist nicht eher möglich Schleiermacher zu antworten, bis er sich bestimmter ausdrückt und genau angibt, welche Re-

\*) Theologische Studien und Critiken von Ullmann 2c. Zweiten Bandes drittes Heft S. 489.



sultate der neuesten Naturforschung gegen die Bibel so übermächtig auftraten. Ich meine Resultate, die auf entschiedenen Thatsachen beruhen, nicht auf Hypothesen und vorwizigen Folgerungen. Wie nur Schleiermacher die Wunder so geringschätzig behandeln und zugleich die Naturwissenschaft so überschätzen kann! Hat diese Wissenschaft wirklich nicht mehr Ursach sich über die Wunder zu wundern? Hat es etwa die Medicin auf natürlichem Wege dahin gebracht, Todte zu erwecken? Vaco sagt: *Scientia et potentia humana in idem coincidunt.* \*) Der Herr, welcher das Meer füllte, Todte erweckte, hat wohl mehr gewußt von den Elementen und dem menschlichen Leibe, als alle unsere Physiker und Physiologen zusammengenommen, deren Ohnmacht am besten die Unvollkommenheit ihres Wissens verräth. Hätten sie die lebendige Quelle der Wahrheit gefunden, dann wären sie auch bis zum Quellpunkt aller Kräfte vorgedrungen, es ist ein und derselbe Gott der Wahrheit und der Macht. Sie mögen ihr Wissen durch ihre Werke zeigen.

### 3. Herr Dr. Bretschneider.

Neuerdings hat sich Herr Bretschneider mit der Naturwissenschaft gegen die ihm anvertraute Theologie zusammengethan. In seinem Sendschreiben an einen Staatsmann gibt er genauer Einzelnes an, worauf er fußt, daher seine bestimmten Angriffe eine bestimmte Vertheidigung zulassen. Er sagt: \*\*) Die Erfahrungswissenschaften aller Art hätten weit fühlbarer und fördernder in den Bestand des alten theologischen Lehrsystems eingegriffen, als die speculative Philosophie. Zu diesen Wissenschaften rechnet er: „die ganze Naturkunde . . . die Geologie, die Geographie und Völkerkunde, die Astronomie.“ Hierauf folgt nun eine Aufzählung vieler, zum Theil der wichtigsten biblischen Thatsachen und Lehren, gegen welche diese Wissenschaften direct oder indirect aufgetreten seyen. Betrachten wir jetzt näher diese Angriffe der Geologie, Astronomie und der auf Völkerkunde gegründeten Anthropologie.

### 4. Die Geologie und die Bibel.

Die Geologie „will, nach Herrn Bretschneider, die Mosaische Erzählung von der Schöpfung nicht mehr mit den Revolutionen, die unser Erdball erlitten hat, einstimmig finden. Sie lehrt, unbekümmert wie der Theologe dabei zurecht komme, daß die Erde mehrere große Bildungsepochen von unbestimmbarer aber langer Zeit durchgegangen ist, und daß die ersten Schöpfungen auf ihr wieder untergegangen sind.“ Wenn die Bibel von einer Sündfluth erzähle, die allgemein gewesen, alle Berge der Erde überflüth habe, so sey jetzt, „wo man den ganzen Erdball und die Gesehe der Meereserhebung kennt, eine allgemeine Fluth, die alle Berge bedeckt hätte, etwas mathematisch Unmögliches.“ — Dies Letztere zuerst zu betrachten, so wünschen wir zu wissen, wer die mathematische Unmöglichkeit nachgewiesen habe, ja nachweisen könne. Ein neuerer ausgezeichnete Geologe \*\*\*) sagt: „Wir sind (bei Betrachtung der Gebirge) von der Erdoberfläche ausgegangen, um so tief als möglich in das Innere der Erdrinde einzudringen. Vergleicht man aber die Tiefe, welche wir wirklich erreicht haben, mit der Länge des Erddurchmessers, so wird man finden, daß wir kaum die Oberfläche aufgeschürft haben, und daß der Niz einer Nadel auf dem Firniß eines Erd-

globas von gewöhnlicher Größe verhältnißmäßig weit tiefer ist als die größten Vertiefungen, mit welchen man in das Innere der Erdrinde eingedrungen ist.“ — Wenn nun bei der Sündfluth nicht bloß vierzigstägiger Regen kam, sondern auch „aufbrachen alle Brunnen der großen Tiefe,“ ist es da eine mathematische Unmöglichkeit, daß aus dem Inneren der ungeheuern Erdrugel ein Wassergerguß die im Verhältniß zum Erddurchmesser winzig kleinen Berge bedeckte? Wahrsagig, die Wasserverzeugung bei Wasserfucht und in anderen Krankheiten möchte viel mehr als mathematisch unmöglich erscheinen, und ist doch augenscheinlich wirklich. \*) Und als eben so wirklich muß dem Naturforscher — ganz abgesehen von der Bibel und den mit ihr übereinstimmenden Sagen vieler alten Völker — das Factum einer einstigen Fluth, die über alle Berge ging, erscheinen, wenn er auf den höchsten Gebirgen Millionen Seemuscheln findet, wenn Lawinen im Himalaya Gebirge Mittelasens Pferdeknochen aus 16,000 Fuß Höhe herunter brachten, von Gebirgsgipfeln, welche jetzt kein Mensch, geschweige ein Pferd zu erreichen vermag. Und wie viele ähnliche Thatsachen sind da!

Wollte man sich doch überhaupt nicht das Ansehn geben, als wisse man auf's Haar, was in der Schöpfung möglich oder unmöglich sey. Vor etwa 40 Jahren noch, wenn ein Gelehrter im Livius las: es hat Steine geregnet, oder hörte: in der Kirche zu Eufenheim zeige man einen Stein, welcher, laut einer Inschrift, vom Himmel gefallen, da suchte er die Ahseln über die gutmüthige Leichtgläubigkeit unserer lieben Alten, welche etwas gradezu mathematisch Unmögliches für wahr gehalten. Nachdem es aber in unserer Zeit wiederholt Steine geregnet, Academiker sich selbst überzeugen mußten, daß das, was sie so lange für mathematisch unmöglich hielten, wirklich sey, da ward der Steinregen unter die naturhistorischen Thatsachen aufgenommen, Viele nahmen jetzt die Miene an, als verstünden sie den Hergang der Sache aus dem Grunde, und suchten die Ahseln über jeden ehrlichen Bauern, welcher diesen Hergang nicht recht begreifen konnte, oder bescheidene Zweifel äußerte. So geht's. —

Die Geologie will nun, nach Herrn Bretschneider, die Mosaische Erzählung von der Schöpfung nicht mehr gut heißen, und lehrt das, unbekümmert wie der Theologe dabei zurecht komme. Dieser könnte nun freilich bei der ihm zugewiesenen Genesiss stehen bleiben, unbekümmert wie der Geologe mit dieser zurecht komme. Der Meinung ist aber Herr Bretschneider gar nicht. „Daß der Theologe,“ sagt er S. 77., „die Wissenschaften, die auf Erfahrung beruhen und von theologischen Prin-

\*) Der berühmte Arzt Peter Frank erzählt von einem Mädchen, das binnen 24 Stunden 7 Pfund Getränk und flüssige Speise zu sich nahm, und in derselben Zeit 36 Pfund Wasser erzeugte, also 29 Pfund mehr als sie Flüssiges zu sich genommen. Berücksichtigen wir nur diese 29 Pfund, so beträgt die Wasserverzeugung während Eines Tages den vierten Theil ihres eigenen Gewichts, wenn wir annehmen, das Mädchen habe 116 Pfund gewogen, — solche Kranke sind meist sehr abgezehrt. Der kubische Inhalt des Sündfluthwassers, dessen Höhe (nach Moses) zu etwa eine Deutsche Meile angenommen, würde dagegen nur den 160sten Theil vom kubischen Inhalt des Erdkörpers betragen haben. Und dieses Wasser hatte doch statt Eines Tages vierzig zu seiner Entstehung. Ich führe dies einzig an, um das quantitative Verhältniß der organischen Wasserverzeugung mit dem bei der Sündfluth zu vergleichen, ohne irgend sonst eine Parallele ziehen zu wollen; ich möchte zugleich auf die Wirklichkeit der ersten Wasserverzeugung trotz ihrer mathematischen Unmöglichkeit aufmerksam machen. Es gibt nun einmal viel Dinge im Himmel und auf Erden, die unserer Schulweisheit zu hoch sind.

\*) Novum Organ. I. 3.

\*\*) Sendschreiben S. 66.

\*\*\*) Brogniart, die Gebirgsformationen der Erdrinde, aus dem Französischen von Kleinschrod. 1830. S. 365.



cipien nicht abhängen, widerlegen könne, stellt sich von selbst als unmöglich dar, und der Versuch, wenn er wirklich gemacht würde, müßte ganz erfolglos bleiben.“ Tritt also eine Collision zwischen der Bibel und — wohl zu merken — nicht der Natur, sondern den Naturforschern ein, so zweifelt Herr Bretschneider keinen Augenblick, sich gegen die Bibel und für die infallibeln Naturforscher zu erklären, entschieden ungläubig gegen die Bibel, abergläubig der Naturforschung Beifall zu geben, als hätte diese nie geirrt. Und wie viel hat sie geirrt und irrt sie täglich!

Betrachten wir nun näher die angebliche Collision zwischen der Genesis und der Geologie. Die Geologie hat es zunächst einzig mit der Gegenwart zu thun, mit den Gebirgen und ihren Verhältnissen, wie sie ihm vor Augen liegen. Aus der gegenwärtigen Beobachtung dessen, was ist, schließt er zurück auf die Art, wie es geworden, da ihn denn seine Phantasie, welche bei dieser Bergegenwärtigung der Vergangenheit natürlich eine Hauptrolle spielt, oft zu zügelloser Consequenzmacherei verleitet. Ein kleiner, höchst kleiner Theil des festen Landes, ist einigermaßen genau untersucht, der Meeresboden, welcher über  $\frac{2}{3}$  der Erdoberfläche einnimmt, ganz unbekannt. Und bis in wie geringe Tiefe wir die Erdkruste kennen, sahen wir an dem Gleichniß vom Riß in den Firniß eines Erdglobus. So gering ist also unsere Kenntniß der gegenwärtigen Erdoberfläche; auch ein ganz Ununterrichteter könnte hieraus schon schließen, wie weit wir demnach noch von dem Ziele entfernt seyn müssen, über die Vergangenheit der ganzen Erdkugel etwas Zuverlässiges auszumitteln. Dies wird doppelt schwierig dadurch, daß die Bildung der Gebirge gar nicht aus der Art, wie gegenwärtig die Elemente in einander wirken, zu erklären ist. „Die Nothwendigkeit,“ sagt der berühmte Cuvier, \*) „in welcher sich (die Geologen) sahen, Ursachen aufzusuchen, verschieden von denen, welche wir jetzt wirken sehen, ist Schuld, daß sie so viele außerordentliche Hypothesen aufgestellt, und sich nach so vielen entgegengesetzten Richtungen verirrt und verloren.“ Hierauf geht Cuvier ironisch etwa zehn der kühnsten Hypothesen über die Schöpfung durch, dann fährt er fort: „Aber wie viel Verschiedenheit und Widerspruch herrscht nicht auch unter den Geologen, welche mit mehr Zurückhaltung verfahren, und welche ihre Mittel (moyens) nicht außer dem Gebiete der gewöhnlichen Physik und Chemie suchten.“ Er führt nun sechs andere Hypothesen an, und sagt dann: „Ich könnte noch zwanzig andere eben so sehr von einander verschiedene Hypothesen auführen, als die schon angeführten es sind, man mißverstehe mich nicht, es ist nicht meine Absicht, deren Urheber zu kritisiren, im Gegentheil, ich erkenne an, daß diese Ideen im Allgemeinen Männern von Geist und Wissenschaft angehören, welche die Thatfachen wohl kannten, deren mehrere lange Zeit gereift waren in der Absicht dieselben zu prüfen, und welche selbst zahlreiche und wichtige Thatfachen für die Wissenschaft aufstellten.“ So Cuvier. Und diese über die Schöpfungsgeschichte unter sich so ganz uneinigen, sich wie Sisyphus vergeblich abmühenden Geologen, sollen, nach Herrn Bretschneider, über Moses zu Gericht sitzen! —

Mit den angeführten Äußerungen Cuvier's stimmen die Ansichten der größten Geologen überein. Der ausgezeichnete Alexander Brongniart schließt sein angeführtes Werk über die Gebirgsformationen mit diesen Worten: \*\*) „Sollten Andere

sich hinreichende Kenntnisse der geologischen Naturerscheinungen zutrauen, und mit einem so kühnen und durchdringenden Geiste begabt seyn, um mit den wenigen Materialien, welche wir besitzen, die Schöpfungsweise unseres Erdkörpers darzustellen, so überlassen wir ihnen diese glänzende Unternehmung gern; wir indeß fühlen uns weder im Besitz der Mittel noch der Stärke zu der Aufführung eines so kühnen, vielleicht aber auch so wenig dauerhaften Gebäudes.“

Ganz in demselben Sinne äußert sich der berühmte Humboldt. \*) „Die wahre Geognosie,“ sagt er, „lehrt uns die äußere Erdkruste kennen, wie sie gegenwärtig ist. Das ist eine Wissenschaft, so sicher wie nur immer eine physikalische beschreibende Wissenschaft seyn kann. Im Gegentheil ist Alles, was auf den früheren Zustand unseres Planeten Bezug hat . . . so ungewiß, als die Art, wie sich die Atmosphäre der Planeten gebildet . . . Dennoch liegt die Zeit nicht weit hinter uns, da sich die Geologen vorzugsweise mit diesen Problemen beschäftigen, deren Lösung fast unmöglich, mit diesen fabelhaften Zeiten der physikalischen Geschichte der Welt.“

Wenn man diese bescheidenen Äußerungen der größten Naturforscher über ihre Kenntniß oder vielmehr Unkenntniß früherer Zeiten der Erde und besonders der Schöpfungsgeschichte liest, so muß es doppelt in Verwunderung setzen, daß ein Theologe, ein Laie in der Naturwissenschaft, so fest zusichert, wenn es gilt, Moses durch die Geologie zu befreien. Herr Bretschneider kennt weder was die Naturgeschichte geleistet hat, noch was sie zu leisten vermag, wenn er meint: sie könne, wie sie jetzt ist, sicheren Aufschluß über die Schöpfungsgeschichte geben. Versteht sie denn das Werk der Erhaltung, das tägliche Entstehen von Menschen, Thieren und Pflanzen? Der größte Zoolog unserer Zeit, Cuvier, bekennet: \*\*) „Das Entstehen der organischen Wesen ist das größte Geheimniß der Haushaltung der Natur, in welches der Geist der Sterblichen noch nicht hat bringen können. Nur das schon Gebildete sehen wir, niemals die erste Bildung selbst.“ Die tiefsten Untersuchungen haben uns das Geheimniß der Entstehung der Wesen noch nicht enthüllt.“ Wenn also der große Naturforscher demüthig eingesehen muß, daß ihm das, was ihm vor Augen liegt, ja, daß ihm sein eigenes Entstehen das tiefste Geheimniß sey — „woher er kam, wer weiß es“ —; sollen wir uns einbilden fähig zu seyn zum Begreifen, wie im Anfang Himmel und Erde geworden? — „Wo war'st du, da ich die Erde gründete? Sage mir's, bist du so klug.“ —

Haben sich denn aber, könnte Jemand fragen, und ein christlicher Geistlicher sollte von Rechts wegen vor Allen zuerst so fragen: haben sich denn aus den fleißigen geologischen Forschungen keine Resultate ergeben, welche mit der Bibel übereinstimmen? Ja, lautet die Antwort, grade die geologischen Thatfachen, welche am Gewissesten und am Unzweifelhaftesten auszulegen sind, harmoniren mit der Bibel; es sind jene Thatfachen, welche die Sündfluth bezeugen. Auf diese geologische Gewißheit der Sündfluth gründet Brongniart in seinem angeführten Buche \*\*) zwei Hauptabtheilungen. Die erste begreift die gegenwärtige, wie er sie nennt „postdiluvianische,“ die zweite die frühere „antediluvianische“ Periode. Buckland's treffliches Werk: „Reliquiae diluvianae,“ welches von der Königl. Societät in London einen Preis

\*) Essai géognostique sur le gisement des roches par A. de Humboldt. S. 5.

\*\*) Das Thierreich von Cuvier, übersezt von Schinz. Th. I. S. 15 und 18.

\*\*) A. a. D. S. 27.

\*) Discours sur les révolutions de la surface du Globe par Cuvier. Cinquième édition. 1828. S. 43.

\*\*) A. a. D. S. 366.



erhielt, schließt sich, wie der Titel schon andeutet, an die Mosaische Erzählung von der Sündfluth an, und vergegenwärtigt uns diese große Catastrophe auf bewunderungswürdige Weise durch eine nüchterne, ungezwungene Zusammenstellung von einer Menge, mit großem Fleiße gemachter Beobachtungen. — Freuen wir uns dieser mit der Bibel übereinstimmenden klaren Resultate der Geologie. Dagegen sind keine geologischen Thatfachen aufzuweisen, welche an sich der Bibel widersprächen; \*) ein scheinbarer Widerspruch kann nur von ganz unreifen Hypothesen kommen, die man mit eitlem Voreiligkeit auf einen ganz unvollständigen Thatbestand baut. Aus dieser Voreiligkeit entspring eben die Unzahl ephemerer geologischer Systeme, welche, wie wir sahen, Cuvier aufzählt. Man muß Moses und die Gebirge der Erde gründlich kennen und verstehen, um beide mit einander vergleichen zu können. Gründliche geologische Untersuchungen aber — das zeigt die von Buckland — „führen zurück zur heiligen Schrift, oberflächliche dagegen von ihr ab.“ —

(Fortsetzung folgt.)

## Nachrichten.

(Rheinlande.) Ich beile mich, Ihnen folgende wichtige Nachricht aus der Evangelischen Kirche des Rheinlandes mitzutheilen:

Von der gegenwärtig in Cöln versammelten Provinzialsynode Jülich-Clève-Berg und des Regierungsbezirks Aachen ist am 9. Juni e. die von Sr. Majestät dem Könige dargebotene Abende für die Preussischen Lande einstimmig unter gewissen, großentheils von Sr. Majestät bereits genehmigten Modificationen für den Bereich der ganzen Provinzialgemeinde angenommen worden.

In Folge der gleichzeitig mitgetheilten Allerhöchsten Cabinetsordre über die kirchliche Begehung der Gedächtnisfeier der Uebergabe der Augsburgerischen Confession wurde der Synode folgender Antrag gemacht:

1. Die Synode möge es aussprechen, wie sie sich durch die höchst würdige und evangelische Weise, womit der König die Feier dieses Tages angeordnet, zu dem lebhaftesten Danke verpflichtet fühle und darin mit besonderer Freude einen neuen Beweis des Vorzuges erkenne, den die Evangelische Kirche im Besitz eines Königs und Schirmherren habe, der durch seine biblisch-evangelische Gesinnung und sein entschiedenes Bekenntniß der Wahrheit sich an jene hochherzigen Fürsten anschließe, die vor 300 Jahren mit so fester Zuversicht ihr Bekenntniß der Wahrheit ablegten.

2. Die Synode möge bei dieser Gelegenheit im Namen der ganzen Evangelischen Provinzialgemeinde ihr freies und freu-

\*) Wie z. B. das Vorkommen von Fossilien. Da die Geologen gegenwärtig die Erhebungstheorie mit der (neptunischen) Präcipitationstheorie verbinden, so ist an keine nur einigermaßen wahrscheinliche Fossilien von Bildungsepochen zu denken. Ein Beispiel möge dies zeigen. Vogniart (a. a. S. 329 u. 336.) betrachtet den Granit als ein bald präcipitirtes bald emporgeobenes Gebilde. Eine Granitkuppe rage aus Thonschiefer, der sie rings bedeckt, heraus. Betrachtet man sie als präcipitirt, so ist sie älter als der sie bedeckende auf den Granit niedergeschlagene Thonschiefer, betrachtet man sie als emporgeobenes, so ist sie jünger, durchbrochen von unten herauf die sie bedeckenden Thonschiefer. Die Zweideutigkeit und Willkür der geologischen Interpretation ist klar. — Ich führe dies in Bezug auf die von Herrn Bretschneider erwähnten „großen Bildungsepochen von unbestimmbarer, aber langer Zeit“ an.

diges Bekenntniß ablegen, daß sie in diesem köstlichen mit so schweren Opfern durchkämpften und errungenen Glaubensbekenntniß ihrer Väter fortwährend das theure Kleinod und zunächst der heiligen Schrift die Grundlage der Evangelischen Kirche verehere, und diesem Bekenntniß das Gelübde hinzufügen, an den darin ausgesprochenen Grundlehren des Evangeliums mit unverbrüchlicher Treue festzuhalten.

3. Die Synode möge, je offener in gegenwärtiger Zeit, innerhalb der Evangelischen Kirche selbst, der Unglaube die wesentlichen Lehren des Evangeliums zu läugnen wage, und je empörender das Verfahren sey, das in dieser Beziehung selbst einige Universitätslehrer sich zu Schulden kommen ließen, ihre heilige Verpflichtung aussprechen, solchem Unwesen nach allen Kräften zu begegnen. Sie möge erklären, daß sie solche Irrelehrer, die selbst die einfachen Artikel des apostolischen Symbolums läugneten und verdrehten, um so weniger für Glieder der Evangelischen Kirche erkennen könne, als selbst die erklärtesten Socinianer früherer Zeit dem Evangelischen Bekenntniß näher gestanden hätten, als jene. Sie möge feierlich gegen solche Ungebühnisse protestiren und unumwunden erklären, daß sie sich verwahren müsse, ihre künftigen Diener an Kirchen und Schulen solchen Irrelehrern nicht Preis geben zu dürfen.

Die Synode, nachdem sie mit freudiger Zustimmung die ersten Punkte des Antrags genehmigt, vereinigte sich in Beziehung auf den letzten Theil des Antrags zu folgender Erklärung:

„Die Synode sehe sich zwar außer Stande, in die verwickelten und weitgreifenden Verhältnisse des academisch-theologischen Lehramts einzuwirken; sie glaube aber, es dem Herrn und seinem Evangelio und dem Charakter der Uebereinstimmung in Wort und That, den sie zu bewahren habe; sie glaube, es den zu ihr gehörigen Gemeinden und der herannahenden Feier der Ablegung des Evangelischen Hauptbekenntnisses ihrerseits schuldig zu seyn, auch hier ihre unerschütterliche Anhänglichkeit an das historische Fundament des Christenthums öffentlich zu bekennen, und wie sie nur diejenigen angehenden Lehrer als wahre Genossen ihres Synodalsbundes ansehen könne, die diese Anhänglichkeit von Herzen theilen.“

(Halle.) Dort ist erschienen: Kurzer Unterricht über den Inhalt des Augsburgerischen Glaubensbekenntnisses oder die Augsburgerische Confession im Auszuge. In Commission der Gebauer'schen Buchdruckerei. (Berlin, zu haben bei Franklin.) Der Ertrag bestimmt für die Evangelischen Missionen unter den Heiden. Preis 1 Sgr. Diese kleine Schrift, welche den Lehrinhalt der Augsburgerischen Confession mit geringen Beglassungen wörtlich und vollständig mittheilt, eignet sich ganz besonders zur allgemeinen Verbreitung. In der Vorrede wird treffend bemerkt, die am Sonntage vor dem Jubiläum nach einer hohen Verordnung von den Evangelischen Kanzeln unseres Landes geschehene Abfindung, daß „dieses herrliche Bekenntniß nächst der heiligen Schrift die Grundlage wurde, auf welcher sich der neue Bau der Evangelischen Kirche erhob, und seit dreihundert Jahren das öffentliche Zeugniß von dem Glauben derselben geblieben ist; wie auch wir uns freudig zu demselben bekennen, es als ein theures Kleinod ehren; und unter göttlichem Beistande ferner treu und standhaft an demselben halten wollen.“ lege Allen noch eine besondere Verpflichtung auf, sich recht klar zu machen, was dieses Bekenntniß in sich schließe. Die Schrift eignet sich besonders dazu, von Eltern ihren Kindern, von Predigern ihren Gemeinden, von Gutsbesitzern ihren Untergebenen in die Hände gegeben zu werden.



# Evangelische

# Kirchen-Zeitung.

Berlin 1830.

Sonnabend den 26. Juni.

N<sup>o</sup> 51.

Theologie und Naturwissenschaft mit besonderem Bezug auf Herrn Dr. Bretschneider's Sendschreiben an einen Staatsmann.

(Fortsetzung.)

## 5. Die Astronomie und die Bibel.

Die zweite angebliche Widersacherin der Bibel ist nach Herrn Bretschneider die Astronomie. Er sagt (S. 70.): „Diese erhabene Wissenschaft war es . . . welche in die Begriffe des Alterthums von Himmel, Erde, Hölle, Auferstehung, Gericht, Ende der Welt, die noch zur Zeit der Reformation unverändert waren, auflösend eingriff.“ Nun wird Melanchthon von ihm als ein in astronomischer Hinsicht beschränkter Mann hingestellt, weil er die Kopernikanische Ansicht von der Bewegung der Erde um die Sonne eine thörichte und träumerische genannt, „wahrscheinlich,“ fügt Herr Bretschneider hinzu, „weil er an die Worte Josua's dachte: Sonne stehe still zu Gibeon.“

Hier eine Bemerkung. Jetzt lehrt freilich jeder Dorfschullehrer nach Hörsensagen, die Erde bewege sich um die Sonne, ohne auch nur entfernt daran zu denken, sich und seine Schüler abzumühen, die planetarischen Bewegungen zu begreifen. So leicht machten sich's freilich die großen Geister der früheren Zeit, z. B. ein Tycho Brahe, Ricciolus und Baco nicht. Herr Bretschneider scheint nun zu glauben, Melanchthon könne einzig durch blinde Anhänglichkeit an die Bibel zu seinem Urtheile veranlaßt worden seyn. Beschäftigte sich ein so geistreicher Mann, wie Melanchthon, eifrig mit den Gestirnen, so dürfte man sich nicht wundern, wenn ihm eben beim Bemühen, das Kopernikanische System zu begreifen, Manches darin, wenn auch nicht geradezu gegen, doch über \*) die Vernunft erschienen wäre.

\*) Eine Unterscheidung, die Herr Bretschneider besonders in seiner Schrift gegen Rose heraushebt. Möchte er nur Quenstedt's nähere Bestimmung hinzufügen: „1) Articuli fidei non in se sunt contra rationem, sed solum supra rationem; per accidens vero fit, ut sint etiam contra rationem, quando ratio iudicium sibi de illis sumit ex suis principiis, nec sequitur lucem veri,

gefehlt, er hätte am 21. Juni um Mitternacht aus seinem Fenster in Wittenberg den Polarstern genau über einer Thurmspitze gesehen. Da er denselben Stern in der Nacht vom 21. December aus demselben Fenster grade über derselben Thurmspitze wieder erblickte, hätte ihm sein Kopernikanischer College Rhäticus gesagt: Er, Melanchthon, sey dennoch über 40, sage vierzig Millionen Meilen von dem Punkte entfernt, an welchem er den 21. Juni gewesen, um so viel Meilen habe sich seitdem die Erde fortbewegt. . . . Ich frage Herrn Bretschneider auf's Gewissen, was die rationalistischen Theologen von dieser Thatsache der Kopernikanischen Astronomie urtheilen würden, wenn sie nicht in astronomischen Werken, sondern in der Bibel erwähnt wäre? Würden sie dieselbe dann nicht für mathematisch unmöglich erklären? Aber freilich, der Wissenschaft glauben diese Theologen Alles auf's Wort, ihrem rechtmäßigen Herrn und Meister nichts.“ „Man muß,“ sagt Pascal, am rechten Orte zweifeln, am rechten Orte entschieden auftreten, am rechten Orte sich unterwerfen. Wer das nicht thut, versteht sich nicht auf die Stärke der Vernunft.“ Diese Theologen zweifeln am unrechten Orte, treten am unrechten Orte entschieden auf, unterwerfen sich am unrechten Orte, verstehen sich also schlecht auf die Stärke der Vernunft, und sind daher Rationalisten wie lucas a non luendo genannt.

Ich komme nun auf die biblischen Lehren, welche durch die Kopernikanische Astronomie gefährdet seyn sollen. Wie die erwähnte Stelle im Josua bei oberflächlicher Betrachtung im Widerspruch mit Kopernikus Hypothese erscheinen konnte, ist klar, inwiefern aber so vieles von Herrn Bretschneider Angeführte, kann ich beim besten Willen nicht begreifen. Nur das Eine zu citiren: „Wenn die alte Welt,“ sagt er (S. 73.), „ein Bedürf-

sed eodem negat et impugnatur. 2) Articuli fidei sunt non solum supra sed et contra rationem corruptam et depravatam, quae illos stultitiam esse iudicat.“

\*) Es versteht sich, daß ich hiedurch nur andeuten will, wie viel leichter es sey, die Kopernikanische Lehre auf Glauben anzunehmen, als sie gründlich genug zu verstehen, um selbst durch Thatsachen, welche uns wahrhaft als Wunder erscheinen, nicht an ihr irre zu werden.



nist hatte, eine Unterwelt für die Seelen der Verstorbenen anzunehmen, weil sie dieselben eben so wenig auf der Oberwelt lassen als in den Himmel versetzen konnte, so fiel dieses Bedürfnis nun gänzlich weg (?). Ja, der ganze Begriff der Unterwelt und Hölle ging durch die Astronomie und Geologie verloren (?), mit ihm aber auch die hergebrachten Vorstellungen von den Strafen der Verdammten. Mit dem Verluste der alten Vorstellung von Himmel und Hölle verlor auch der Teufel mit den bösen Geistern als ein gefallener und aus dem Himmel verstoßener Engel, seinen Platz. Auch der Begriff der Höllenfahrt Christi wurde den Theologen nun verflümmert, nachdem man ihnen die Unterwelt entzogen hatte.“ — „Für den Theologen unserer Tage tritt nun die Frage ein, wo die Seele Christi, da der Leib im Grabe lag, verweilt habe?“ Da liege denn der Gedanke Christus sehr scheinbar gewissermaßen, nahe.

Herr Bretschneider versteht es, wie die Leser sehen, Consequenzen zu ziehen. „Wäre der Vorderatz nur, wär' auch der Hinteratz wahr;“ der Vorderatz: daß durch die Kopernikanische Ansicht und die Geologie der Begriff der Unterwelt vernichtet sey. Was weiß der Astronom, was der Geolog vom Innern der Erde? Ich erinnere nochmals, daß die Tiefe, in welche der Bergmann eingedrungen, mit einem Nadelstich in den Firnis eines Erdglockens verglichen ward. Will man Ephes 4, 9. und 1 Petr. 3, 19. 20. so leicht abfertigen?

Wie ginge es doch auch zu, wird jeder verständige Leser fragen, daß man fast drei Jahrhunderte hindurch blind gegen solche Widersprüche des Kopernikanischen Systems gegen die Bibel gewesen wäre, wofür dieselben Grund hätten? Waren doch die drei Helden der Astronomie Kopernikus, Keppler, Newton christliche, gläubige Männer, und nichts weniger als gleichgültig gegen diese Widersprüche. Newton's fromme feste Anhänglichkeit an die Bibel ist zu bekannt, als daß ich sie näher zu berühren nöthig hätte. Sein Werk über Chronologie ist auf die Bibel basirt; der Mann, den sein Jahrhundert als das größte Genie verehrt, schrieb eine Auslegung des Propheten Daniel und der Apokalypse; man schliesse (a majori ad minus) auf den Grad seiner Orthodoxie.\*)

Wie Keppler über die scheinbaren Widersprüche zwischen der Bibel und dem System des Kopernikus dachte, ergibt sich aus folgender Stelle. „Die Astronomie,“ sagt er,\*\*), „eröffnet die Ursachen der natürlichen Dinge, sie untersucht die optischen

Täuschungen ex professo; die heilige Schrift, welche höhere Dinge lehrt (sublimiora tradentes), bedient sich der gewöhnlichen Redeweise um verstanden zu werden, spricht nur ganz beiläufig von natürlichen Dingen nach Mosaik wie sie erscheinen, als wonach der menschliche Sprachgebrauch gebildet ist; die Schrift würde sich eben so ausdrücken, wenn auch alle Menschen Einsicht in die optischen Täuschungen hätten. Denn auch wir Astronomen bilden ja nicht in der Absicht die Astronomie aus, um den gewöhnlichen Sprachgebrauch zu verändern, sondern wir wollen die Pforten der Wahrheit eröffnen, ohne jenen anzutasten. Wir sagen, wie das Volk: die Planeten stehen still, gehen zurück. . . . die Sonne gehe auf und unter, sie gehe an einem Ende des Himmels heraus wie ein Bräutigam aus seiner Kammer und verberge sich am andern Ende, sie steige zur Mitte des Himmels empor . . . , dies sagen wir mit dem Volke, d. h. so wie es unseren Augen erscheint, obgleich nichts davon wahr ist; worüber alle Astronomen einstimmig sind. Um wie viel weniger dürfen wir von der göttlich inspirirten Schrift fordern, daß sie mit Hintansetzung des gewöhnlichen Sprachgebrauchs ihre Worte nach dem Leisten der Naturwissenschaft abmesse, und mit dunkeln und ungehörigen Redensarten über Dinge, welche die Fassungskraft der zu Unterrichtenden übersteigen, das einfältige Volk Gottes verwirren und sich dadurch selbst den Weg zu ihrem eigentlichen weit erhabenen Ziele verschleiern.“\*)

So schlicht und treffend beantwortet der große Astronom die Einwürfe, welche zu seiner Zeit wegen scheinbarer Widersprüche des Kopernikanischen Systems gegen die Bibel gemacht wurden. Noch kürzer fertigt Kopernikus selbst diejenigen ab, welche solche Widersprüche finden wollen. Er hatte bei Aufstellung seines Systems ein so gutes theologisches Gewissen, daß er sein berühmtes Werk: de revolutionibus orbium coelestium, dem Papst Paul III. dedicirte. In dieser Dedicatio sagt er: „Sollten vielleicht einige thörichte Schwärmer (ματαιόλογοι) sehn, welche, da sie durchaus von mathematischen Dingen nichts verstehen, doch sich ein Urtheil über dieselben anmaßen, und wegen irgend einer Schriftstelle, welche sie böslisch nach ihrer Absicht verdrehen, es wagen, mein Werk zu tadeln und zu verfolgen, so kümmerge ich mich um solche nicht, und verachte ihre Meinung, weil sie dummderist ist.“\*)

Kopernikus wie Keppler und später Newton, waren also fest überzeugt, daß das neue Weltssystem mit der Bibel in keinem Widerspruch stehe. Eine entgegengesetzte Meinung hatten die Mönche, welche den Galilei verdammten, eben so Herr Bretschneider. Er und die Mönche stellten die Sache auf diese Spitze: entweder die Lehren der Bibel oder die Lehre des

\*) „Isaak Newton's Beobachtungen zu den Weissagungen des Propheten Daniel, verdolmetscht von Grohmannen. 1765.“ In diesem Werke findet man folgendes christliche Bekenntniß des großen Mannes (S. 35.): „Wir haben nun,“ sagt er, „Mosen, die Propheten, die Apostel, da Jesu Worte selbst. Wollen wir ihnen ebenfalls nicht Beifall geben, so sind wir eben so wenig zu entschuldigen, als die Juden . . . denn denen Propheten zu glauben, ist ein sicheres Kennzeichen der wahren Kirche. Denn also hat es Gott vorher verkündigt lassen: daß in den letzten Zeiten der Verständige es achten, die Gottlosen aber, die gottlos Wesen führen, es nicht verstehen werden. Die Macht der Kaiser, der Könige und Fürsten ist eine menschliche Macht: das Ansehen der Kirchenversammlungen, der Synoden, der Bischöfe und Priester ist nur ein menschlich Ansehen. Göttlich aber ist das Ansehen der Propheten, welchen Namen auch Moses und die Apostel verdienen, und die Hauptsumme der Religion ist diese: und wenn ein Engel vom Himmel auch ein ander Evangelium predigen wollte, denn das wir euch verkündigt haben, der sey verflucht.“ (Gal. 1, 8. 9.)

\*\*) Epitome Astronomiae Copernicanae p. 138.

\*) Der Verfasser eines höchst poetischen Morgenliedes versuchte es, gegen Keppler's Ansicht, sich im Ausdruck genauer an das Kopernikanische System anzuschließen. Der erste Vers seines Liedes lautet: „Wenn sich in stiller Majestät die Sonn' am Horizont erhebt, so glänzt im vollen Lichte die Erde, die sich um sie dreht, mit heil'gem Angelichte.“ Beim rebllichsten wissenschaftlichen Willen hat der Verfasser aber die Confusionen vermehrt, da sich bei ihm nicht nur die Erde dreht, sondern auch die Sonne sich am Horizont erhebt, also sich gleichfalls bewegt.

\*\*) Die Stelle lautet im Original so: „Si fortasse erunt ματαιόλογοι, qui cum omnium Mathematicum ignari sint, tamen de illis iudicium sibi sumunt, propter aliquem locum scripturae, male ad suum propositum detorsum, ausi fuerint meum hoc institutum reprehendere ac insectari, illos nihil moror, adeo ut etiam illorum iudicium tamquam temerarium contemnam.“



Kopernikus ist wahr, eine muß weichen. Die Mönche und mit ihnen der Papst entschieden sich nur für die Bibel, der Herr Generalsuperintendent, „da es sich,“ wie er sagt, „von selbst als unmöglich darstellt, die Wissenschaften, die auf Erfahrung beruhen, widerlegen zu können,“ für den Kopernikus, gegen die Bibel. „Hat sich doch,“ sagt er (S. 77.), auch endlich vor einigen Jahren der Papst genöthigt gesehen, das stets verdamnte Kopernikanische Weisssystem in Rom zuzulassen.“ Meint denn Herr Bretschneider wirklich, daß der Papst so leichtfertig, wie er, hiemit viele biblische Lehren für irrig erklärt, das Buch Josua angetastet habe? Die Wissenschaft appellirte vielmehr de papa male informato ad papam melius informandum, und der Papst hat sich nun überzeugt, daß die, welche solche Widersprüche zwischen der Bibel und dem Kopernikus finden, thörichte Schwäger (*marabroyoi*) seyen, darum hat er jetzt das Kopernikanische System zugelassen.

## 6. Die Anthropologie und die Bibel.

Die dritte angebliche Feindin der Bibel ist, nach Herrn Bretschneider, die auf neuere Völkerkunde gegründete, naturhistorische Ansicht vom Menschengeschlecht. „Die Naturforscher und Reisebeschreiber,“ sagt Herr Bretschneider (S. 68.), „bezeichneten ganz unbedenklich die Resultate ihrer ausgezeichneten Forschungen über das Menschengeschlecht und die Völker in allen Theilen und Winkeln der Erde; sie schilderten die Verschiedenheit der Ragen an Gestalt, Farbe und geistigen Kräften, die durch die Vermischung der Ragen entstehenden Spielarten, und wiesen die großen und bleibenden Unterschiede unter ihnen nach, indem sie zeigten, daß diese Differenzen nicht auf Rechnung des Klimas und der Nahrung, sondern auf Verschiedenheit der Grundabstammung sich gründen müsse. Blumenbach sammelte die Schädel in allen Welttheilen, und brachte die Ansicht hievon in ein System. In welche Verlegenheit gerieth nun der Theologe? Wenn es nun nicht mehr einen Adam für alle Menschen, sondern einen Adam für die Kaukasser, einen anderen für die Neger, einen dritten für die Amerikaner, einen vierten für die Malayen, einen fünften für die Mongolen u. s. w. (?) gegeben hat; wo blieb nun die Dogmatik mit dem einen Adam der Bibel, mit der Lehre vom Sündenfalle und von der durch Adam auf alle Menschen gebrachten Schuld, wo nun mit der ganzen Lehre von der Erbsünde als Folge des Falles und einer von Adam aus durch Zeugung an alle Menschen gekommenen Schwäche? Und ging diese verloren, wie stand nun die Nothwendigkeit der stellvertretenden Genugthuung Christi, des zweiten Adam's, um die Schuld des ersten Adam's aufzuheben, zu erweisen? Wo blieb nun der Grund der Verdammniß der Feinden, die nicht von Adam abstammen? — Und weil wir durch Herrn Bretschneider so mit Fragen in gutem Zuge sind, fahre ich fort: wo blieb nun — da nach Herrn Bretschneider der Theolog die Wissenschaften, die auf Erfahrung beruhen, unmöglich widerlegen kann — wo blieb nun für ihn irgend noch ein Grund eine christliche Dogmatik zu schreiben? Das mußte ihm ja eine Aufgabe seyn, wie wenn der Messerschmidt ein Lichtenberg'sches Messer verfertigen sollte, dem nichts weiter als Griff und Klinge fehlt.

Daß das Menschengeschlecht in mehrere Species zerfalle, nicht von einem Adam abstamme, sondern von so vielen Adam's, als eben Menschenspecies seyen, das hat längst schon ein anderer Mann gesagt, dem sich später einige Deutsche und Franzosen in diesem Punkt angeschlossen. Der Mann war Voltaire, von

dessen Religionspötere Herr Bretschneider (S. 92.) spricht. Darf er denn gegen Voltaire einen Stein aufheben? Was ist denn in der Hauptsache für ein so großer Unterschied zwischen ihm und Voltaire? Greift er nicht, so gut wie Voltaire, die Fundamente der christlichen Lehre, die Wahrheit des göttlichen Wortes, unseren einzigen Trost im Leben und im Sterben an? Ich sehe keinen Unterschied, als daß Voltaire es mit Wiß, Herr Bretschneider ohne Wiß thut.

Nun ist Voltaire schon vom großen Haller zurechtgewiesen worden. Dieser sagt: \*) Voltaire wollte des Moses Erzählung verdächtigen, und die Abstammung aller Völker von einem einzigen Menschen lächerlich machen. Der Vorwand zu seinem Satze ist auf den Grundirrtum gebaut: die verschiedenen Völker, die Weißen und die Mohren, seyen durch wesentliche Unterschiede in ihrem Bau eben so sehr getrennt, als ein Palmbaum vom Birnbaum. Dieser Satz ist offenbar falsch. Alle Menschen, die man im Süden und im Norden kennt, oder die man täglich in dem großen Meere kennen lernt, das von Patagonien bei dem Vorgebirge der guten Hoffnung vorbei wieder bis nach Patagonien sich erstreckt, und die bekannte Welt umgibt, haben ihre Angesichter, ihre Zähne, ihre Finger, ihre Zehen, ihre Brüste, ihren ganzen inneren Bau und alle Eingeweide unverändert gleich, ohne den geringsten Unterschied. Wir kennen Abstammlinge von Thieren, die unstreitig doch, da sie mit einander fruchtbare Thiere zeugen, gleichen Ursprungs sind, und deren Unterschiede unendlich größer sind, als jemals zwischen zwei Menschen gefunden worden ist.“ So der große Physiolog.

Mit ihm stimmt der große Zoolog unserer Zeit, Cuvier, ganz überein. Er sagt: „Der Mensch bildet nur Eine Gattung.“ \*\*) An einem anderen Orte sagt er: „Obgleich es nur eine Gattung von Menschen gibt, da alle Völker der Erde sich fruchtbar vermischen können, so bemerkt man doch bei verschiedenen Nationen eine eigene Bildung, welche sich erblich fortpflanzt, die Abweichungen in der Bildung machen die verschiedenen Ragen aus.“

Herr Bretschneider verweist uns jedoch in dieser Sache an Blumenbach. Nachdem er nämlich gesagt, wie oben angeführt wurde: Naturforscher hätten bewiesen, die Differenzen unter den Menschen müßten nicht auf Rechnung des Klimas und der Nahrung, sondern auf Verschiedenheit der Grundabstammung sich gründen, fährt er ja fort: Blumenbach sammelte die Schädel aus allen Erdtheilen und brachte die Ansichten hievon in ein System. In welche Verlegenheit aber gerieth nun der Theolog? Wenn es nun nicht mehr einen Adam u. s. w. Ich frage jeden unbefangenen nicht näher Unterrichteten: ob er nach Lesung dieser Stelle nicht gewiß glaubt, Blumenbach habe in seinem Systeme nachgewiesen, daß eine Verschiedenheit unter den Menschen statt finde, welche nicht auf Rechnung des Klimas u. s. w., sondern auf Verschiedenheit der Grundabstammung sich gründe, daß es mehrere Adam's gebe u. s. w.

Was wird der Leser denken, wenn ich ihm sage, daß in Blumenbach's Werke \*\*\*) „De Genris humani varietate“

\*) „Briefe über einige Einwürfe noch lebender Freigeister.“ Th. 3. S. 70.

\*\*) Das Thierreich von Cuvier, übersetzt von Schinz. Th. I. S. 72. 87.

\*\*\*) De Genris humani varietate [nativa]. Editio tertia. Auctore Blumenbach. 1795. Vergleiche auch: Blumenbach's



von dem Allen das völlig Entgegengesetzte zu lesen ist. Jenes Werk schließt mit folgenden Worten: \*) „Es sey nicht zu bezweifeln, daß alle und jede Varietäten der Menschen, so viele ihrer bis jetzt bekannt geworden, auf's Allerwahrscheinlichste (verisimillime) zu ein und derselben Species gehören.“ Dies zu beweisen, ist der Zweck des ganzen Buches, zu beweisen, daß die Varietäten der Menschen nicht auf Verschiedenheit der Grundabstammung sich gründen, sondern auf Rechnung des Klimas, der Nahrung u. s. w. zu setzen seyen. — Und wie in der genannten Schrift, so hat Blumenbach auch in seinen Beiträgen zur Naturgeschichte die charakterisirte Ansicht durchgeführt. Hier sagt er (S. 56.): „Es hat Leute gegeben, die ganz ernsthaft dawider protestirt haben, ihr eigenes werthes Ich mit Negern und Pottentotten in eine gemeinschaftliche Gattung im Natursystem gesetzt zu sehen. — Ein Grillenfänger, der weltberühmte philosophus per ignem Theophrastus Paracelsus Bombastus, konnte nicht begreifen, daß alle Menschenkinder zu einer und derselben Stammrace gehören sollten, und schuf sich daher zur Lösung dieses Zweifels auf dem Papier seine zwei Adame. Nun könnte es zwar wohl schon für Manchen etwas zur Beruhigung über diese allgemeine Familienangelegenheit beitragen, wenn ich drei Philosophen ganz anderer Art nennte, die so sehr verschieden sie auch sonst in manchen ihrer übrigen Meinungen waren, doch in diesem Punkte vollkommen mit einander übereinstimmen, vermuthlich weil es ein Gegenstand der Naturgeschichte ist, und alle drei die größten Naturkenner waren, die die Welt neuerlich verloren hat: Haller, Linné und Buffon. Alle drei hielten — alle wahren Menschen, Europäer, Neger u. für bloße Spielarten einer und eben derselben Stammgattung.“ Weiter sagt Blumenbach (S. 80.): „Ich sehe auch nicht den mindesten Scheingrund, warum ich, die Sache naturhistorisch und physiologisch betrachtet, nur irgend bezweifeln dürfte, daß alle Völker aller bekannten Himmelsstriche zu einer und derselben gemeinschaftlichen Stammgattung gehören. — Nur daß, da alle auf den ersten Blick auch noch so auffallenden Verschiedenheit im Menschengeschlecht bei näherer Beleuchtung durch die unmerklichsten Uebergänge und Mittel-Nuancen in einander fließen, keine andere als sehr willkürliche Grenzen zwischen diesen Spielarten gezogen werden können.“

Ich denke, es sind der Citate genug, und frage nun den Leser — denn ich weiß selbst nicht, was ich dazu sagen soll — ich frage ihn: was er dazu sagt, wenn ein Protestantischer Generalsuperintendent so verfährt wie Herr Bretschneider? \*\*) Zuerst den symbolischen Büchern den Abschied geben, und sich gebärden, als wenn einem „die göttliche Lehre der heiligen Schrift“ (S. 43.) weit über das Menschenwort der Augsburger Confession gehe, und dann sich erdreissen, dasselbe Wort

Gottes so darzustellen, als sei es voller Unwahrheiten, indem man leichtsinnig die nichtigen und völlig unwahren Beweise bei dieser Darstellung aus Wissenschaften entlehnt, mit denen man sich nie ernstlich beschäftigt hat!

## 7. Natürliche Religion.

Herr bleibe bei uns, denn es will Abend werden, müssen wir bitten, wenn wir diese vielfachen Anstrengungen sehen, den Glauben an die heilige Schrift zu zerstören und die Christen einzig an die Offenbarung Gottes in der Natur zu verweisen, das heißt, zum Heidenthum zurückzuführen und wohl weiter (Hebr. 6, 4—6.). Ein Mann der gleich groß als Naturforscher wie als Theolog war, Pascal, mag nach der Wahrheit mit besonnener Selbstkenntnis und Naturkenntnis schildern, wohin das führt. Er sagt: \*) „Wenn ich die Blindheit und das Elend des Menschen sehe und die auffallenden Widersprüche, welche man in seinem Wesen entdeckt, wenn ich das ganze Universum stumm und den Menschen ohne Licht sehe, sich selbst überlassen und wie verirrt in einem Winkel des Universi, ohne zu wissen, wer ihn dahin gesetzt hat, wozu er da ist, was aus ihm im Tode wird, so ergreift mich ein Schauer, wie einen Menschen, den man schlafend auf eine wüste fürchterliche Insel getragen, und der erwacht, ohne zu wissen, wo er sich befindet, und ohne irgend ein Mittel zu haben, von der Insel zu entkommen. Und dann kann ich mich nur wundern, wie man über eine so elende Lage nicht in Verzweiflung geräth. — Ich blicke nach allen Seiten umher, und sehe überall nur Finsterniß. Die Natur bietet mir nichts, was mir nicht Zweifel und Unruhe erregte. Sähe ich gar nichts, was auf Gott deutete, so würde ich mich zum völligen Unglauben entschließen, fände ich überall Spuren des Schöpfers, so würde ich im Frieden des Glaubens ruhen. Aber da ich zu viel sehen, um zu läugnen, und zu wenig, um gewiß zu werden, so bin ich in einem beklagenswerthen Zustande.“ \*\*) — „Es sey vergeblich,“ sagt Pascal an einer anderen Stelle, „Gottlose durch Hinweisung auf die Werke Gottes, auf den Lauf des Mondes, der Planeten u. bekehren zu wollen. Die Schöpfung predige eben nur denen den Schöpfer, welche schon lebendigen Glauben im Herzen trügen. Man vergleiche damit das übereinstimmende erste Capitel des Briefes an die Römer, wie nach Paulus das unverständige verfinsterte Herz der Heiden sich von der Anbetung Gottes zur Anbetung der Creatur gewendet, und wie Hand in Hand mit diesem Götzendienste die schändlichsten Laster im Schwange gewesen. Wie mögen sich, trotz dieser geschichtlichen Thatfachen, so viele Theologen vermaßen, den Menschen Gott und Tugend ohne alle Rücksicht auf Christum zu predigen, dazu die Unsterblichkeit, von welcher sie bei gesunden Tagen viel phantasiren, während sie doch ohnmächtig sind, wenn es darauf ankommt, ein armes Christenherz im Sterben zu trösten.“

(Schluß folgt.)

Handbuch der Naturgeschichte. Fünfte Ausgabe. 1825. S. 55. Beiträge zur Naturgeschichte. Erster Theil. 1790.

\*) S. 322.

\*\*) Man lese Hienach S. 74 und 75. des Bretschneider'schen Sendschreibens.

\*) Pensées de Pascal. Amsterdam 1701. S. 47. 48.

\*\*) Weiterhin zeigt Pascal, wo allein Trost zu suchen sey, und daß das Heil von den Juden komme.



# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1830.

Mittwoch den 30. Juni.

N<sup>o</sup> 52.

**Theologie und Naturwissenschaft mit besonderem Bezug auf Herrn Dr. Bretschneider's Sendschreiben an einen Staatsmann.**

(Schluß.)

So phantastet auch Herr Bretschneider, da er von der Astronomie sagt: „Diese erhabene Wissenschaft — die den Gedanken der Unsterblichkeit auf die erhabendste Weise erweitert, und die sichtbarsten Bürgschaften unserer geistigen Fortdauer in dem Anblicke zahlloser Welten darbietet.“ . . . Bürgschaften? Wenn wir keinen anderen Bürgen hätten! Auf den Anblick der Sterne, von deren unendlicher Entfernung so viel geredet wird, sollte ich armer an die Erde gebundener Mensch beim Grausen über verwesende Leichen, Hoffnungen oder gar Ansprüche bauen? Wenn das nicht Schwärmerei ist! —

Statt dieser astronomischen Phantasie über die Unsterblichkeit, welche sich an die sentimentalen Frühlingsauferstehungspredigten anschließt, lese man die Sprache der entsetzlichen Gefühle, zu welcher jede Naturbetrachtung, wofern sie aufrichtig ist, den Menschen führt, welcher sich von Christo wendet. „Es hat sich,“ schreibt Werther, „vor meiner Seele wie ein Vorhang weggezogen, und der Schauplatz des unendlichen Lebens verwandelt sich vor mir in den Abgrund des ewig offenen Grabes. Kannst du sagen: das ist! da Alles vorübergeht? Da Alles mit der Wetterfahne vorüberweht, so selten die ganze Kraft seines Dahesins ausdauert, ach! in den Strom fortgerissen, untergetaucht und — an Felsen zerismetert wird. Da ist kein Augenblick, der nicht dich verzehret und die Deinigen um dich her. . . . Mir untergräbt das Herz die verzehrende Kraft, die in dem All der Natur verborgen liegt, die nichts gebildet hat, das nicht seinen Nachbar, nicht sich selbst zerstört. Und so taumle ich beängstigt, Himmel und Erde und ihre webenden Kräfte um mich her; ich sehe nichts als ein ewig verschlingendes, ewig wiederkäuendes Ungeheuer.“\*)

So spottet der Tod aller heidnischen Frühlingsphantasieen

von Unsterblichkeit, und zeigt seine furchtbare Macht, die das zarte Frühlingsgras wie das neugeborene Kindlein früher oder später, aber ganz gewiß zerstört. „Mitten wir im Leben sind von dem Tod umfassen; wen suchen wir, der Hülfe thu, daß wir Gnad erlangen? Das bist du Herr alleine.“) Ja alleine. In der weiten weiten Welt ist keine andre Hülfe. Drum Dank sey Gott, der uns den Sieg gegeben hat durch unsern Herrn Jesum Christ.

## 8. Die Naturwissenschaft im Bunde mit der christlichen Theologie.

Ich habe es hier so sehr mit dem Mißbrauch der Naturwissenschaft zu thun gehabt, daß der Leser zuletzt denken könnte, ich sähe in dieser Wissenschaft nur eine Feindin der christlichen Theologie. Niemand kann stärker gegen eine solche Ansicht seyn, als ich, eine Ansicht, welche ja selbst mit der Bibel im entschiedenem Widerspruch stehen würde. Der Psalmist sagt ja: „Herr, wie sind deine Werke so groß? Deine Gedanken sind so sehr tief. Ein Thörichter glaubt das nicht, und ein Narr achtet solches nicht.“ Ich meine aber, der nachgewiesene Mißbrauch der Naturwissenschaft, das Verrücken der Marksteine zwischen ihrem Gebiete und dem Gebiete der christlichen Theologie, mache eine strenge Grenzbestimmung notwendig! Eine solche findet sich schon beim großen Baco.\*\*)) Er sagt: „Wir dürfen nicht wähen, durch Betrachtung der Natur die göttlichen Mysterien ergünden zu können. . . . Wenn Jemand meint, durch die Betrachtung sinnlicher und materieller Dinge hinlänglich erleuchtet zu werden, um Gottes Wesen und Wirken zu erkennen, der hüte sich vor dem Betrüge der falschen Philosophie.“ — „Daher komme es,“ sagt er weiter, „daß einige gar Gelehrte in Keßerei verfallen seyen, weil sie sich hätten auf den wächsernen Flügeln der sinnlichen Naturbetrachtung zum Göttlichen emporzuschwingen wollen.“ Und in der Einleitung zu seinem Novum organon bittet Baco Gott, daß doch nicht durch helleres Entbrennen des natürlichen Lichtes, durch Ausbildung der Naturwissenschaft, Unglaube an die göttlichen Mysterien entstehen, der von Eitelkeit

\*) Werther's Leiden von Göthe. Mit dieser Stelle vergleiche man in Wilhelm Meister die Ersequien Mignons.

\*) Luther's Lied.

\*\*) De augmentis scientiarum Lib. I.



und Hirnspinnstien gereinigte, der Offenbarung sich unterwerfende Verstand vielmehr dem Glauben geben möchte, was des Glaubens sey.

Sehr schön und wahrhaft erbaulich tritt uns das Verhältniß der Naturwissenschaft zur christlichen Offenbarung in einem Gebete entgegen, mit welchem der große Keppler eines seiner astronomischen Werke schließt: „Es bleibt nur übrig,“ sagt er, „daß ich endlich Augen und Hände von der Beweistafel weg zum Himmel hebe, und den Vater des Lichts andächtig und demüthig ansehe. O der du durch das Licht der Natur in uns die Sehnsucht nach dem Lichte der Gnade erweckst, damit du uns durch dieses in das Licht der Glorie versetzest, ich sage dir Dank, Herr und Schöpfer, daß du mich erfreut hast durch deine Schöpfung, da ich entzückt war über die Werke deiner Hände. Siehe, hier habe ich ein Werk meines Berufes vollendet durch so viel Geisteskraft, als du mir gegeben; ich habe den Ruhm deiner Werke den Menschen offenbart, welche diese Beweise lesen werden, so viel als von seiner Unendlichkeit mein beschränkter Geist fassen konnte. Mein Gemüth strebte so wahr als möglich zu philosophiren; ist etwas von mir in Sünden geborenem und aufgewachsenen Wurm vorgebracht worden, was deiner unwürdig ist, so lehre du mich, daß ich es verbessere; bin ich durch die bewundernswürdige Schönheit deiner Werke zur Verwegenheit verführt worden, oder habe ich eigene Ehre bei den Menschen gesucht beim Schaffen eines Werkes, das zu deiner Ehre bestimmt, so verzeihe mir's gnädig und barmherzig; endlich schenke mir die Gnade, daß dieses Werk zu deinem Ruhm und dem Heil der Seelen gereiche, und nimmer schade.“

Wer könnte wägen, das sey eine Art beschränkter oder gar erkünstelter Demüthigung dieser großen gewaltigen Geister, und blinde Unterwerfung gegen die heilige Schrift? Es ist wahrlich eine ächte Demuth, welche jedem gründlichen und redlichen Naturforscher, so wenig durch seine Wissenschaft genommen wird, daß diese ihn vielmehr recht in der Demuth bestärkt. Der ausgezeichnete Englische Naturforscher, Robert Boyle, sagt: \*) „Was den Experimentalphilosophen disponirt . . . das Christenthum anzunehmen, steht darin, daß, indem er immer daran ist, von den Naturphänomenen klare und genugthuende Erklärungen zu geben und immer sieht, wo es fehlt, diese beständige Gewohnheit in seinem Gemüth eine große und unverstellte Bescheidenheit zu Wege bringt; und daß er in Folge dieser Duzgend nicht allein sehr geneigt wird über Dinge, die ihm dunkel und verborgen dünken, näheren Unterricht zu wünschen und anzunehmen, sondern ihm auch der Muth vergeht, seine bloße und abstracte Vernunft für einen authentischen Maßstab der Wahrheit zu halten. Und obgleich . . . ein Scheinphilosoph sich dünkt, daß er Alles verstehet und nichts wahr seyn könne, was mit seiner Philosophie nicht reimt; so wird doch ein verständiger und erfahrener Naturkundiger, der da weiß, was in den vermeintlich klaren Vorstellungen und Erklärungen selbst mancher fürperlichen Dinge noch für Schwierigkeiten unaufgelöst bleiben, sich nicht einfallen lassen, seine Kenntniß von übernatürlichen Dingen für vollständig zu halten. Und diese Stimmung des Gemüthes ist grade recht für einen Forscher der geoffenbarten Religion. Ein fleißiger Umgang mit den . . . Werken Gottes, verschafft einem erfahrenen Beobachter derselben Gelegenheit, zu sehen, daß so manche Dinge möglich oder unwahr sind, die

er, so lange er bloß aus Gründen der unzulänglich unterrichteten Vernunft zu Werke ging, falsch und unmöglich glaubte.“ —

Möchten doch unsere rationalistischen Theologen diese schlichten bescheidenen Bekenntnisse des trefflichen, redlichen Boyle zu Herzen nehmen, der die Art und das Maas menschlicher Naturkenntniß wohl erfahren und erkannt hatte, und mit welchem, wie wir sahen, wahrhaft große Naturforscher — Baco, Keppler, Newton, Pascal, Haller — in der Demuth gegen die Offenbarung übereinstimmen.

„Ich läugne nicht,“ sagt Claudius, „daß ich an diesem Robert Boyle, an diesem Franz Baco, an diesem Isaac Newton meine große Freude habe. Nicht sowohl der Religion wegen, die kann, versteht sich von selbst, durch Gelehrte nicht verlieren noch gewinnen, sie mögen klein oder groß seyn. Aber es freut, wenn man z. E. so einen der fleißigsten, unverdrossensten Naturforscher (Baco), der in ihrem Dienste grau geworden war und mehr von ihr wußte und erfahren hatte, als die Meisten von ihr wissen und erfahren haben; wenn man so einen Vogel Jupiters mit dem hohen und scharfen Blick, der den von den Nachkommen bis jetzt mehr bewunderten als benutzten Plan und Grund zu einer neuen und wahrhaft großen Philosophie gesetzt hat, und einen der ersten, wenn nicht den ersten Mathematiker von Europa (Newton) . . . wenn man solche Männer mit ihren Einsichten sich nicht weise dünken, und sie, nachdem sie in die Geheimnisse der Natur tiefer als Andere eingedrungen waren, lernbegierig und mit dem Hut in der Hand, wie es sich gebührt, neben dem Altar und den größeren Geheimnissen Gottes stehen sieht . . . es freut, und man faßt wieder Muth zu der Gelehrsamkeit, die ihre Freunde und Anhänger wirklich mehr wissen, und doch dabei vernünftige Leute bleiben läßt, und sie nicht zu Narren und Spöttern macht. Und es thut einen sonderlichen Effect, wenn man nun auf der anderen Seite von den leichten Truppen mit dem Hut auf dem Kopf vorbeidefiliren und hochweise die Nase rümpfen sieht.“ So Claudius. \*)

Jene leichten Truppen vernehmen in ihrem Dünkel nicht diese centnerschweren Fragen des Herrn im Buche Hiob. „Wer ist der, der so feilet in der Weisheit und redet so mit Unverstand? Gürtle deine Lenden wie ein Mann, ich will dich fragen, lehre mich. Wo warest du, da ich die Erde gründete? Sage mir's, bist du so klug? . . . Da mich die Morgensterne lobeten und jauchzten alle Kinder Gottes? — Bist du in den Grund des Meeres gekommen, und hast in den Fußstapfen der Tiefen gewandelt? Haben sich dir des Todes Thore je aufgethan?“ —

Möchten Alle zu Besinnung kommen, und gedemüthigt vor dem Herrn und dadurch wahrhaft groß gemacht (Ps. 18, 36.), mit Hiob sprechen: Wir bekennen, daß wir haben unweislich geredet, das uns zu hoch ist und wir nicht verstehen.

## Die Statuten der theologischen Facultät der Universität Halle.

Zu den Urkunden, nach denen der über den Hallischen Nationalismus ausgebrochene Streit zu beurtheilen ist, gehören

\*) Claudius Werke. Th. 6. S. 47.

\*) Claudius Werke. Th. 6. S. 122.



offenbar ganz vorzüglich, — so sehr sie auch bei der bisherigen Führung des Streites übersehen worden sind —

die Statuten der theologischen Facultät der Universität Halle,

welche der erhabene Stifter der Universität, der Kurfürst Friedrich der Dritte (König Friedrich I.) am Tage ihrer in seinem Beiseyn vorgenommenen feierlichen Einweihung, der zugleich sein Geburtstag war, am 1. Juli 1694, bestätigt und mit Gesetzeskraft versehen hat. Aus ihnen ergibt sich deutlich, daß die dortigen Professoren der Theologie zum Dienste der Evangelischen Kirche angestellt werden und ihr verpflichtet sind, keinesweges aber der abstracten Wissenschaft angehören, wie man jetzt gern glauben machen möchte, und daß ihnen auf das Nachdrücklichste und Ernstlichste zur Pflicht gemacht worden, dem Bekenntnisse der Kirche treu zu seyn. Wir theilen aus denselben folgende hieher gehörige Stellen mit:

„Wir Friedrich der Dritte, von Gottes Gnaden Markgraf von Brandenburg u. s. w. thun kund und zu wissen Allen, welchen daran gelegen ist, daß die Professoren\*) der theologischen Facultät aus unserer Universität zu Halle Uns folgende Statuten ehrerbietigst überreicht und um deren Bestätigung unterthänig gebeten haben, welche wörtlich also lauten:

Weil begabte theologische Facultät nichts Anderes ist, als ein Collegium von solchen, welche unter obrigkeitlicher Anordnung dazu gesetzt sind, das Christenthum nach der heiligen Schrift rein zu lehren, damit Männer zum würdigen Dienst des göttlichen Wortes mit der nöthigen Gelehrsamkeit und Erfahrung ausgerüstet und vorbereitet, und Kirchensachen nach dem Sinn der prophetischen und apostolischen Lehre heilig, weise und geschickt entschieden werden; so gebührt es sich vor Allem zu bedenken, daß die zu diesem Amt Bestimmten vorzüglich zu jenen Lehrern zu zählen sind, von welchen der Apostel Eph. 4, 11. sagt, daß sie nebst den Aposteln, Propheten, Evangelisten und Hirten von dem Herrn gegeben sind als solche, welche die kirchliche Pflanzschule leiten sollen, damit reine Glaubenslehre und richtige Auslegung in der Kirche blühen und behauptet werden, was zwar anfänglich ein Theil des apostolischen Amtes war, hernachmals aber von Einigen besonders verwaltet worden ist.

I. Deshalb sollen diejenigen, welche zu solchem Amte kommen wollen, sorgfältig erwägen, daß Christus verheißt, er selbst wolle Weise senden, Matth. 23, 34., und ihnen also göttlicher Beruf nicht minder nöthig ist als den Predigern; besonders da sie die Werkzeuge seyn sollen, durch welche der Sohn Gottes, sitzend zur Rechten des ewigen Vaters und das Kirchenregiment führend, den Geist der Weisheit in Andere ausgießen und seine Kirche von Verderbnissen rein erhalten will. Weil nun dies ein durchaus göttliches Werk ist, soll Niemand nach solchem Amte freventlich trachten; die aber, welche es erlangt haben, sollen das Wort des Augustinus sich und ihren Zuhörern empfohlen seyn lassen, de doctr. christ. I., 7, 7., daß sie nur so viel erkennen, als sie dieser Welt absterben, aber so viel sie derselben leben, nicht erkennen; sollen den Grund ihrer Gedanken und Handlungen, der in einer wahrhaftigen und lebendigen Erkenntniß des Glaubens besteht, allein und treulich anwenden und bewahren, bei sich selbst

beständig die Gabe Gottes prüfen und mit brünstigen Gebeten erwecken, wie Paulus dem Timotheus gebiet 2 Tim. 1, 6. Denn die erste Sorge dieses Amtes ist, daß sie, die da den Schatz in irdenen Gefäßen tragen, die Erleuchtung von der Erkenntniß der Klarheit Gottes in dem Angesichte Jesu Christi, die sie Anderen darreichen sollen, — daß sie den hellen Schein nicht in ihren, der Lehrer, eigenen Herzen erlöschen lassen, sondern in täglicher Uebung aus dem Worte Gottes lebendig erhalten und vermehren und durch die Gabe des göttlichen Geistes des Herrn Klarheit mit aufgedecktem Angesicht, gleichwie im Spiegel schauend, in dasselbige Bild verkläret werden von einer Klarheit zu der anderen, 2 Cor. 4, 6—7. 3, 18.; und also treulich in allen Stücken die Ehre Gottes und ihres Herrn Jesu Christi suchen, indem sie in ihrem Geist am Evangelio Gottes dienen, Röm. 1, 9., und priesterlich an demselben wirken, auf daß die Lernenden ein Opfer werden Gott angenehm, geheiligt durch den heiligen Geist Cap. 15, 16. Darin, spricht Christus, wird mein Vater im Himmel geehret, daß ihr viele Frucht bringet und werdet meine Jünger, Joh. 15, 8.

II. Da es aber in der Amtsführung selbst besonders obliegt, die reine Lehre des Evangelii zu lehren und zu schützen, so ist unter diesem Namen keine andere zu verstehen, als die in den prophetischen und apostolischen Büchern enthaltene, womit übereinstimmen das apostolische, Nicänische und Athanasianische Symbolum, ingleichen das Anno 1530 dem Kaiser Karl V. zu Augsburg überreichte Bekenntniß und die anderen mit göttlichem Wort und heiliger Schrift übereinstimmenden symbolischen Bücher, welche nach Kurfürstlicher Anordnung im Herzogthum Magdeburg und anderen Gebieten Seiner Kurfürstl. Durchlaucht angenommen sind; diese Lehre demnach sollen die Professoren dieser Universität in der theologischen Facultät bewahren, ihr sorgfältig folgen und überhaupt sich hüten, Sätze oder Meinungen, welche mit der heiligen Schrift, mit den angenommenen Symbolen und Bekenntnissen streiten, oder dergleichen Samen durch gefährliche Redensarten auszustreuen oder zu vertheidigen; vielmehr alle sich gegen die Evangelische Lehre erhebenden Jerthümer, und deren Beschüßer und Verfechter aus dem Worte Gottes bekämpfen, also daß sie dieselben mit guten Gründen und auf die Einwürfe der Gegner mit Antworten, jedoch mit der für Theologen geziemenden Bescheidenheit und Milde, zugleich mit Beobachtung des Unterschiedes zwischen öffentlichen Lehren und Privatmeinungen widerlegen u. s. w.

Zur theologischen Promotion werde Niemand zugelassen, der nicht in einem ansehnlichen Amte steht oder mit genügenden Empfehlungsschreiben zur Uebertragung eines solchen Amtes versehen und in Hinsicht der Lehre und des Lebens bewährt ist. Deshalb mögen sich die Professoren erinnern, daß die Kaiserlichen Privilegien ihre Gewissen in diesem Stücke gebunden (oneratas) wissen wollen u. s. w.

Der Candidat selbst aber muß, bevor er zur Ablegung öffentlicher Proben zugelassen wird, mit nachfolgendem Eide heilig verpflichtet werden:

Ich N. N. schwöre, daß ich die in den Schriften der Propheten und Apostel, in dem apostolischen, Ni-

\*) Unter diesen Professoren befand sich der bekannte Breitkopf, der in Einem Geiste mit A. S. Franke auf der neuen Universität wirkte.



cänischen und Athanasianischen Symbolum und in dem 1530 Kaiser Karl V. zu Augsburg überreichten Bekenntnisse enthaltene Lehre aufrichtig schützen und lehren, ein des Christen- und Theologennamens würdiges Leben führen, die Treue der Unterthanen des Kurfürstl. Brandenburgischen Hauses bewahren, das Wohl dieser Friedrichs-Universität und besonders der theologischen Facultät bei jeder Gelegenheit fördern und keine betrüglische Gesinnung in Beziehung auf diese Gelübde hegen will. So wahr mir Gott helfe!

Nachdem diese Statuten mit gebührender Sorgfalt in Unserem Geheimen Rathe Uns dargelegt und gründlich über dieselben berathen worden, ist nichts dem allgemeinen Wohle Hindernisches in denselben gefunden worden. Aus genauer Kenntniß bestätigen Wir daher dieselben, ertheilen ihnen die volle Kraft und Gültigkeit Unserer Verordnungen und Gesetze, und befehlen ernstlich allen Professoren dieses Collegii oder Facultät und den anderen Lehrern und Lernenden, daß sie friedlich und bescheiden sich nach denselben richten. Wer gegen diese Statuten irgend etwas freventlich begeht, wird die verdienten Strafen leiden. Mit Vorbehalt Unseres Rechtes und Unserer Macht, diese Statuten zum gemeinen Beßen zu ändern, zu verbessern, zu vermehren, zu vermindern. Wir haben zur allgemeinen Anerkennung mit Unserer Hand dieselben unterschrieben und sie mit Unserem größeren Siegel versehen lassen. Gegeben aus Unserem Schloß zu Cöln an der Spree den 1. Juli im Jahre Christi Eintausend sechshundert neunzig und vier.

Friedrich, Kurfürst.

E. v. Danckelmann.

### Litterarische Anzeige.

Wie Karl August, Großherzog von Sachsen-Weimar, sich bei Verlehrungsversuchen gegen academische Lehrer benahm. Actenmäßig dargestellt. (Hannover und Leipzig bei Hahn. 1830. 8. 48. br.)

Eine nicht uninteressante, aber auch nicht bedeutende Schrift. Die Geschichte selbst ist kurz diese: 1794 gingen zwei Anklagen der Jenaischen Professoren der Theologie und Philosophie ein; die eine war vom Herzog zu Sachsen-Weinungen, die andere vom Präsidenten des Oberconsistoriums zu Eisenach, Herrn v. Bechtoldshcim, unterzeichnet. Der Großherzog forderte den Oberconsistorien von Eisenach und Weimar ihre Gutachten ab. Das erste, unterzeichnet vom Superintendenten Schneider, entschied sich für strenge Untersuchung und Maaßregeln, das andere, von Herder verfaßt, für keine; der Geheime Rath schlug sanftere Mittel vor, vorzüglich um dem Rufe der Universität nicht zu

schaden. Der Großherzog entschied, daß Alles ad Acta gelegt werden solle. Andere Gründe als seine persönliche Gesinnung führt der Herausgeber selbst nicht an, in dem man leicht ein bekanntes rationalistisches Partheihaupt erblickt. Herder's Gutachten gibt das zu, worauf sich das interessante Schneider'sche stützt: daß die Irreligiosität überhandnehme. Es leitet sie aber, um sie nicht aus der wahren Quelle ableiten zu müssen, ganz verkehrt aus ihren Wirkungen ab: „Im Ganzen halten wir eigentlich den Verfall der Sitten, der häuslichen Erziehung und Ordnung für die tiefste Quelle der überhandnehmenden eigentlichen Irreligion.“ Woher aber dieser Sittenverfall, wenn nicht aus Irreligiosität? — Herder scheint in diesem besonderen Falle — aus natürlichen Gründen — das Wahre aus den Augen verloren zu haben. Mehrere Jahre später, als er im Allgemeinen auf die Universitäten zu sprechen kam, sprach auch er die Nothwendigkeit einer bestimmten und für practische Zwecke bestimmten Lehre — im Gegensatz zu dem Wahne einer von Gott, Kirche und Staat freien Wissenschaft — entschieden aus. Er sagt (in der Adrastea IV, 13, 1.):

„Aussicht also und Vereinigung zu einer wirkenden Gemeinschaft können die Lehranstalten eines Landes allein in Leben setzen und erhalten. Sind beide ohne Abhüt, mit dem Staat gleichsam unverbunden, so daß man sie als für sich bestehende, alte Cadaver betrachtet; lehret man in ihnen nicht, was der Staat und das Leben braucht; arbeiten Niedere und Höhere einander nicht in die Hände; sind die, die ihnen vorstehen, arm, verachtet, und leben ein kümmerliches Leben; oder endlich, taugt die in ihnen herrschende Methode nicht, sind ihre Lehren und Sitten dem Staat und den Jünglingen gar gefährlich — welche Desorganisation! Chaos und Abgrund!

Kein öffentlich angestellter Lehrer darf schlechthin lehren was er will, wie es ihm im Augenblick einfällt; er soll die Wissenschaft oder Kunst lehren, dazu ihn der Staat bestellt, und zwar auf die dem Staat und der Menschheit nützlichste Weise, also unter Aufsicht. Deswegen heißt der Landesregent Rector der Universität; wie der Kaiser von Sina ist er der geborene Präsident der Wissenschaften und Künste seines Landes. Sind seine Einsichten dieser Ehrenstelle nicht gewachsen, so habe er ein Tribunal der Verständigen zur Seite: denn alle Fehltritte und Aergernisse gelehrter Institute seines Landes, die Wahl schlechter Lehrer, die schlechte Ausbildung unbrauchbarer Zöglinge, unwürdige Streitigkeiten seiner Gelehrten, häßliche Sitten der dort zu erziehenden Jugend zulezt auf ihm. „Dem Staat,“ sagen die Geschlechter, „vertrauten wir unsere Sprossen, nicht dem tollen Dasturhalten einzelner, phantasirender Lehrer. Daß ihre Köpfe verschroben, daß ihr Gehirn auf lange Zeit verwaheloset werde, dazu sandten wir sie auf euere Schulen, eure Universitäten nicht.“ Auch darf sich kein Lehrer über diese Aufsicht als über einen Zwang beklagen: denn wozu ward er öffentlicher Lehrer dieses Instituts? Ihm dem Privatmanne blieben alle seine Gedanken frei.“



# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1830.

Sonnabend den 3. Juli.

N<sup>o</sup> 53.

Das Beichtgeld in der Evangelischen Kirche. Mit Beziehung auf die Schrift: Das Beichtgeld, seine Entstehung und die Nothwendigkeit seiner Abschaffung. Ein Versuch von Ferdinand Friedrich Fertsch, Evangelischem Stadtpfarrer zu Friedberg im Großherzogthum Hessen. Gießen 1830.

Der Herr Verfasser beginnt sein Vorwort mit der Erklärung: „Die öffentliche Meinung hat sich in den neueren Zeiten immer entschiedener gegen das Fortbestehen des Beichtgeldes und seine fernere Erhebung in der Evangelischen Kirche ausgesprochen, und hin und wieder ist es wirklich verschwunden. Gleichwohl dauert es in dem größeren Theile der Deutschen Protestantischen Länder bis zu dem heutigen Tage noch fort, und es gewinnt den Anschein, als ob dieser Angelegenheit überhaupt nicht allenthalben die Wichtigkeit und der bedeutende Einfluß auf die Sittlichkeit und auf das kirchliche Leben zugestanden würde, den sie doch in den Augen des Unbefangenen behauptet.“ Und wenn er nun daraus die Pflicht eines Jeden, der an dem Gedeihen seiner Kirche ernstlich Antheil nimmt, auch hiefür etwas nach Kräften zu thun, herleitet, und damit seine kleine Schrift einführt, so werden gewiß viele Amtsbrüder mit ihm von Herzen einverstanden seyn, und sich dieser abermaligen öffentlichen Stimme gegen die vielleicht anstößigste aller Anstößigkeiten in der äußeren Stellung der Geistlichen erfreuen. Der Herr Verf. sagt ferner im Vorwort, daß er aus Mangel an Hülfsmitteln nicht genug geschichtliche Nachweisungen beigebracht, also auf Vollständigkeit seiner Arbeit in dieser Hinsicht keinen Anspruch mache, und bittet, bei einer allenfälligen Beurtheilung darauf Rücksicht zu nehmen. Indem wir diesem billigen Wunsche gern genügen, und überhaupt die geschichtliche Vollständigkeit nicht in Schriften jeder Art für nöthig halten, müssen wir zugleich anerkennen, daß wenigstens von der Reformationszeit an alle Hauptmomente anschaulich geordnet und zu einem hinreichenden Bilde des Standes der Sache vereinigt sind. Zwar wäre allerdings etwas mehr Genauigkeit über den ersten Ursprung der Beichte und des Beichtgeldes, so wie eine auszügliche Mittheilung der in der

Protestantischen Kirche von Zeit zu Zeit laut gewordenen stärksten Aeußerungen gegen diesen beibehaltenen Uebelstand zu wünschen; doch würde sich dieser Mangel noch mehr entschuldigen, wenn der Herr Verf. selbst noch kräftiger, eindringlicher, aufreißender dawider zu zeugen sich entschlossen hätte, während jetzt seine Schrift bei aller Richtigkeit und Klarheit des Gesagten im Ganzen kaum die beabsichtigte Wirkung herbeiführen kann. Was wir also vermissen, ist weniger die gelehrte Vollständigkeit der geschichtlichen Belege, als der durchgreifende Nachdruck, mit dem über solche kirchliche Mißbräuche, wenn man sie einmal so dafür erkennt, wie der Verf., geredet werden sollte.

Doch wir gehen zu einer Uebersicht des Inhaltes über, um daran unsere Bemerkungen anzuknüpfen. Die beiden ersten Abschnitte, welche, wie erwähnt und zugestanden, die unvollkommensten sind, zeigen nur kurz, daß die kirchliche Beichte zuerst ohne nothwendigen Zusammenhang mit dem Abendmahl einen Theil der Kirchenbuße für Gefallene ausmachte, hernach aber mit dem Abendmahl verbunden, und nun das Ablassgeld als Beichtgeld hieher übertragen wurde. Hierin findet der Herr Verf. die ersten Spuren oder den eigentlichen Grund des Beichtgeldes, ohne zu läugnen, daß alsbald der andere Gesichtspunkt, den Geistlichen für die Mühe des speciellen Beichthörens und Absolvirens zu entschädigen, hinzukam. Und im Allgemeinen wird wohl gegen diese Ansicht nichts einzuwenden seyn. — Der dritte Abschnitt handelt von der zweckmäßigen Beibehaltung der Beichte in der Reformation, woran sich nun leider auch das Fortbestehen des dabei üblichen Beichtpfennigs anschloß, indem man aus unzeitiger Rücksicht zum Besten der schlecht versorgten Geistlichen diese Obervanz stillschweigend bestehen ließ, und damit, „ohne es zu wollen, der mit Recht verrufenen Lehre von der Möglichkeit eines Abklaus der Sünden durch das Fortbestehen des Beichtgeldes selbst wieder Vorschub that.“ Wobei die Verhandlungen und Bedenken der älteren Evangelischen Theologen zur Abwehr des Mißbrauches und zur Rechtfertigung der Sache mit Recht in ein solches Licht gestellt werden, daß man sieht, die Kirche klagt sich eigentlich immer selber an, indem sie sich darüber entschuldigen und reinigen will, und das einzig rechte Bedenken wäre schon damals gewesen: diese bedenkliche päpstliche Reliquie sey eben durchaus noch hinwegzureformiren.



Nach dieser kurzen geschichtlichen Einleitung wendet sich nun der Verf. zur eigentlichen Beurtheilung des Gegenstandes, und stellt hier mit vieler Klarheit und Umsicht, nur nach unserem Gefühle etwas zu ruhig, Alles, was sich dagegen sagen läßt, und auch bisher schon reichlich gesagt worden, zusammen. Es wird nachgewiesen, wie grade Zeit und Ort der Erhebung für das christliche Gefühl des Unbefangenen durchaus anstößig, ja unter Umständen empörend werden muß, und wie die Andacht des Beichtkinds durch die grade hier unterbrechende Bezahlung so unwürdig gestört ist. Ferner, wie bei den Ungebildeten und Nothen, wo dieser Anstoß nicht zu besorgen ist, dagegen desto größere Gefahr eintritt, daß sich irgendwie unctionelle, abergläubische Vorstellungen von Buße und Sündenvergebung einsinden. Man mag die Sache entschuldigen, wie man will, und noch so bestimmt behaupten, an eigentlichen Ablass um Geld und magische Kraft der Absolution aus des Predigers Munde glaube heut zu Tage Niemand mehr; wer das Volk kennt und beobachtet, wird nicht nur eingesehen müssen, daß das Beichtgeld solche Vorstellungen wenigstens begünstigt, sondern auch erfahren, daß sie wirklich vorhanden, und eben um des Beichtgeldes willen vorhanden sind. Nämlich zwar nicht als deutlich bewußter und ausgebildeter Aberglaube, wie ehemals, aber dennoch in halbdunkeln Vorstellungen und Arten, das Ding anzusehen, wie etwa: „Ich beichte und der Pfarrer absolvirt mich, dafür bezahle ich ihn u. s. w.“ Der Herr Verf. antwortet sehr treffend auf den Einwand: man denke sich heutiges Tages bei der Entrichtung des Beichtpfennings gar nichts. Entweder sey das um so schlimmer, und „alsdann zu befürchten, daß sich diese Gedankenlosigkeit auch auf die damit in Verbindung stehenden religiösen Handlungen, Beichte und Abendmahl, erstrecke“ — oder es sey mit dem Nichtsdaßbedenken doch nicht so richtig. „Wo es sich um Geld und um das leidige Bezahlen handelt, da hört bei den Meisten der Mangel an Nachdenken auf. Selbst der trügliche Kopf und roheste Sinnenmensch, der sich außerdem mit dem Denken gewiß nicht incommodirt, wird in diesem Punkte zum Grübler, und wirft die Frage auf, warum er zahlen soll?“ Ja wohl, so ist es, und die Evangelische Kirche sollte deshalb alles Mögliche thun, um wenigstens bei Beichte und Abendmahl, wo die Seelen am stärksten und reinsten nur geistlich ergriffen und behandelt werden sollen, jeder gemeinen Seele jeden Gedanken an Geld und Bezahlen zu ersparen! — Der Verf. erklärt sich ferner gegen den mit dem Beichtgelde zusammenhängenden Beichtzwang, so wie über die etwanige Abhaltung Armer von der Communion. Wenn er das Letztere kaum will gelten lassen, so geben wir ihm auch insofern Recht, daß der höchst geringe Beichtpfennig, der noch dazu nicht gegeben werden muß und am wenigsten von Armen jemals gefordert wird, wohl kaum einen Armen vom Sacrament zurückschrecken möchte; dagegen aber machen wir aufmerksam auf die von ihm übergangene Beobachtung, daß ein bei Wohlhabenden zum point d'honneur gewordenen reichliches Beichtgeld allerdings unter Umständen solche Bedeutung erlangen kann. Uns sind wenigstens Fälle bekannt, wo Familien, die früher stets so und so viel gaben, nun ärmer geworden sich der Verminderung schämten, und darum für's erste ganz mit der Communion zögerten!

Der fünfte Abschnitt spricht vom Einfluß des Beichtgeldes auf die empfangenden Geistlichen selbst, und hiebei zuerst von der Verlegenheit und Beschämung, welche das durchaus Unwürdige und Unpassende dieser Einnahme dem Gefühle so vieler auser-

legt. So richtig das darüber Gesagte ist, so enthält es doch lange nicht Alles, was gesagt werden mußte, und besonders hier, wo der eigentliche Sitz des Uebels im verrathenden Symptome berührt wird, scheint uns die kräftige Hervorhebung der Hauptsache zu fehlen. Warum schämt sich denn der ächte Geistliche des Beichtgeldes mehr als jeder anderen Accidental-Einnahme? Warum möchten sich die mechanischen, irdisch gesinnten, habgüchigen Pfaffen von den wirklich „geistlichen“, ihres Amtes Würde und Bürde erkennenden Seelsorgern fast sicher an der Gewissensfrage unterscheiden lassen: ob ihnen das Beichtgeld anstößig sey oder nicht? Einzelne Ausnahmen von besonderer Unklarheit der Erkenntniß oder besonderer Kindlichkeit der Gesinnung abgerechnet. Wir sind fest überzeugt, je größer der seelsorgerische Ernst des Geistlichen ist, desto größer muß auch in der Regel seine Scham über das Empfangen des Beichtgeldes, desto inniger wenigstens sein Wunsch seyn, es abzuschaffen oder doch die Entrichtung von der Beichthandlung selbst möglichst abzusondern. Wir berufen uns auf das allgemeine Gefühl, daß grade in der Beichthandlung der zarte Mittelpunkt aller seelsorgerischen Würde und Vollmacht des Evangelischen Predigers liegt, daß er als Beichtvater noch am deutlichsten in seiner göttlichen Sendung und Einsetzung dastehen, die Seelen im Namen Gottes für Gott fordern, und durch gesalbtes Wort die innigste Annäherung zwischen sich und den an ihn Gewiesenen bewirken soll. Wer nun seine Beichtreden in diesem Sinne hält, dabei Niemand nach dem Fleische kennet, sondern als Botschafter an Christi Statt zur Versöhnung mit Gott ermahnet: wie sollte dem nicht das Stücklein Mammon grade auf diesem Plage, grade in Verbindung mit diesem Verhältniß zu seinen Beichtfindern höchst lästig und widrig seyn? Wie muß er sich nicht von Herzen geneigt fühlen, seinem weltlich gesinnten Herrn Kirchenpatron z. B., dem er als Seelsorger das Gewissen rühren muß, wie dem geringsten Bauer, als dessen Beichtvater er nicht minder anerkannt zu werden wünscht, sein vornehmeres Honorar dafür zurückzusenden? Hierin liegt auch der unlängbare wesentliche Unterschied zwischen dem Beichtgelde und allen anderen Accidenzien, und nicht bloß darin, worin Herr Pfarrer Fertsch ihn findet, daß bei den Letzteren nicht sowohl die Religionshandlung selbst, als die damit verbundene Eintragung in's Kirchenbuch u. dgl. bezahlt werde. Denn so sehr wir auch überhaupt alle Accidenzien abgeschafft wünschen, so ist doch ihre Anstößigkeit immer darum geringer, als bei dem Beichtgelde, weil bei Begräbniß, Trauung, Taufe der Geistliche eben nicht so ganz als von Gott beauftragter Seelenaufseher, d. h. als Beichtvater hervortritt, also die geistliche Würde des Amtes mit der Geldbezahlung nicht in so nahen und starken Widerspruch zusammentritt. — Herr Fertsch redet ferner von dem Nachtheil für das amtliche Ansehen, von der Handhabe für profane Witzereien, die grade das Beichtgeld vor allem Anderen darbietet, und endlich davon, daß es wirklich den Geistlichen selbst mit sittlichen Nachtheilen bedroht. Und wer könnte auch das Letztere läugnen, indem es bei unwürdigen Mitgliedern des geistlichen Standes nur zu nahe liegt, es am durchgreifenden Ernste bei der Beichtvermahnung fehlen zu lassen, um nicht die Einnahme zu schmälern. Höchst wichtig ist dabei endlich die Bemerkung, daß auch der würdigste Geistliche, so lange er Beichtgeld nimmt, nicht ohne Verlegenheit und Furcht des Mißverständnisses zur öfteren Communionfeier auffordern und ermahnen kann.

Zuletzt hebt der Herr Verf. hervor: „Daß es von jeher



nicht bloß die besten und würdigsten unter den Theologen der Evangelischen Kirche, sondern auch eine bedeutende Anzahl anderer sehr achtbarer Glieder dieser Kirche waren, welche in dem Wunsche für die Abschaffung des Beichtpfennigs übereinkamen, und gegen dessen ferneres Bestehen ihre Stimmen mit Ernst und Nachdruck erhoben.“ Er erwähnt die bisherigen Versuche der Abschaffung von Seiten der Regierungen, welche meist an öconomisch-cameralistischen Hindernissen scheiterten, und bezeugt mit Recht sein Befremden über die auffallende Erscheinung, daß bei der Union der hierin bekanntlich sich unterscheidenden Luther'schen und Reformirten Kirche dieser Gegenstand mit Stillschweigen übergegangen, mithin dem Zufalle die neue Gestaltung desselben überlassen wurde, so daß an manchen Orten sogar die bisherigen Reformirten nunmehr sich ebenfalls zum Beichtgelde bequemen! Rec. kann als Preuße hiebei nicht unerwähnt lassen, daß unter den mancherlei, großentheils nicht in's Leben getretenen Vorschlägen der geistlichen Commission im Jahre 1816 und 1817 über Verbesserung des Protestantischen Kirchenwesens auch die Abschaffung des Beichtgeldes war, daß unser König dieselbe schon entschieden verordnet, und die Vergütung aus der Staatscasse, wo die Kirchen- und Gemeindecassen es ohne neue Auflage nicht vermöchten, versprochen hatte, daß aber, traurig zu sagen, diese Angelegenheit, wie man wissen will, an den viel zu hohen Ansätzen vieler Geistlichen bei den darüber geforderten Eingaben scheiterte! So zeigt sich denn auch hier, wie fast überall, daß die Schuld der kirchlichen Mißbräuche auf dem unwürdigen Sinne der Kirchendiener haftet, und so wird die Pflicht aller würdigen Geistlichen, ihre Ehre endlich zu retten, durch solche Vorgänge immer dringender.

Die Entscheidung des Herrn Pfarrer Fertsch, was nun in der Sache zu thun sey, lautet dahin: die Abschaffung des Beichtgeldes müsse allgemein und gerecht seyn; die durch das zweite erforderte Vergütung könne aber im Allgemeinen weder durch die zum Theil armen Kirchenärariern, noch durch eine den Anstoß nur fortpflanzende besondere Steuer der Gemeindeglieder, noch auch mit Recht durch die bürgerlichen Gemeindecassen geschehen, es bleibe also nur die Staatscasse dafür übrig. Gegen beides, sowohl daß die Abschaffung nur allgemein seyn dürfe, als auch, daß sie durchaus durch eine Vergütung des dabei entstehenden Ausfalls an Einnahme geschehen müsse, haben wir gegründete Bedenken. Warum soll ein so offenkbarer Uebelstand nicht wenigstens überall alsbald wegfallen, wo dies möglich ist, warum soll der einzelne Geistliche, der denselben so drückend fühlt, und das bischen Geld in Gottes Namen gerne entbehren will, um nur sein Gewissen frei zu machen, fortwährend sich unterwerfen, bis die schwierige allgemeine Abschaffung erfolgt? Warum soll durchaus das Princip gelten, was einmal eingenommen worden sey, müsse auch ferner eingenommen werden? Wir verkennen zwar nicht, daß leider viele schlecht dotierte Stellen, besonders die an baarem Gelde grade so wenig haben, auch das Beichtgeld nicht entbehren können, und durchaus, wenn es wegfiele, entschädigt werden müssen; allein andererseits sind doch auch nicht wenige Stellen, wo diese Einnahme, deren im Ganzen geringen Betrag der Herr Verf. selbst zugestehet, ohne Weiteres wegfallen kann. Wer etwa 500 Rthlr. jährlich einnimmt, wird er wohl 10, 20, ich will sogar sagen 30 Rthlr. mehr oder weniger durchaus ansehen müssen, wenn es sich um die Würde seines Amtes und die heiligsten Intressen der Kirche überhaupt handelt? Ach es ist und bleibt traurig, daß dieser

Bettelpfennig, der grade bei der heiligsten Handlung aufs Unwürdigste uns zugewiesen ist, immer noch von so Vielen, die ihn entbehren könnten, nach wie vor, genommen wird! Ich rede nicht von denen, das sey noch einmal gesagt, die ihn wirklich nicht entbehren können, ohne mit ihrer Familie zu darben, was vornämlich hie und da in Städten der Fall seyn dürfte; aber ich frage jeden Amtsbruder aufs Gewissen: Kannst du ihn wirklich nicht entbehren als Diener Christi, um einen Schandfleck deiner Kirche, so viel an dir ist, tilgen zu helfen? Man nehme an, daß Alle, die den Sinn dazu haben, und es vermögen, sich zur freiwilligen Resignation, ohne eine Vergütung zu fordern, vereinigen: welcher bedeutende Schritt wäre dann schon geschehen, welches laute Zeugniß gegen den Mißbrauch hingestellt, auf welche würdige Weise grade so die Ehre unseres Standes wieder gerettet! Und nun thue man dazu alle diejenigen Stellen, wo die wohlhabende Kirche gar füglich die billige Entschädigung leisten kann: wie bedeutend wäre wiederum die Summe dessen, was der Staat entschädigen soll, vermindert! wie viel leichter und einfacher würde es nach solchen Anfängen seyn, auch noch dem Uebrigen vollends ein Ende zu machen! Zur freiwilligen Entfagung forderte schon Spener in seinen theologischen Bedenken auf, und rechtfertigte diejenigen, die es thaten, gegen alle dabei möglichen Einwürfe, auch gegen den scheinbarsten, daß sie dadurch ihre Amtsgenossen, die es nicht vermöchten, in übles Licht stellten! Er rechtfertiget es unter Anderem mit dem Exempel Pauli, 1 Cor. 9, 14 ff., wo man auch hätte sagen können, er machte, daß man's Anderen vor übel habe, die es nicht auch thaten. Er nennt das Beichtgeld einen Schandfleck unserer Kirche, zu dessen Abschaffung Jeder nach Kräften verbunden sey; verlangt, daß, die es nehmen, doch „allezeit wissen, daß es ihnen ein Eck seze, auf solche Weise ihre Nothdurst bekommen zu müssen,“ und lobt Jeden, der aus Erieb seines Gewissens in der Furcht des Herrn sich resolviret, sich aller Dinge dessen zu entschlagen.

Wir wünschen von Herzen, daß die Schrift des Herrn Pfarrers Fertsch und vielleicht auch diese unsere Anzeige derselben die hochwichtige Sache bei Vielen in neue Bewegung setzen möge. Schreiber dieses hat sogleich beim Amtsantritt auf das Beichtgeld verzichtet, und von seiner Gemeinde nur zur Achtung des äußeren Rechtes eine Urkunde unterzeichnen lassen, daß sie es auf Verlangen dem Nachfolger wieder entrichten wolle; dieser Schritt ist, wie es denn seyn mußte, von seiner Regierung anerkannt und genehmiget worden, noch dazu mit Verweisung auf höheren Orts zu treffende allgemeine Aenderung. Dasselbe haben Einzelne hie und da vor ihm gethan; möchten deren doch immer Mehrere werden! Es ist zu hoffen, daß mancher Nachfolger sich der Wiedereinführung schämen wird. Denn was hilft alles Reden und Schreiben und — vom Staate Geld verlangen, so lange die Geistlichkeit nicht zuerst Alles thut, was in ihrer Macht liegt? Wir müssen anfangen in Dingen, die uns angehen, wir müssen durchbrechen, wo es nur möglich ist, und dadurch Zeugniß geben in facto, daß uns das Heil der Kirche und unseres heiligen Amtes wahre Ehre wichtiger ist, als alles Andere, das scheint der kürzeste, gradeste und beste Weg zur endlichen Vertilgung einer so lang hinschleppenden, immer besetzten und immer wieder beibehaltenen Unwürdigkeit; und was gilt's, wenn das zuerst geschieht, so wird sich's hernach mit dem Uebrigen finden? Darum laßt uns uneigennützig dem Staate entgegenkommen, und dem allgemeinen Triebe zur Abschaffung



endlich einmal zum Durchbruch verhelfen, indem wir etwas thun, was unser Gewissen freimacht, und darum auch Gottes Segen wahrlich nicht von unseren Feldern, Gärten und Tischen vertreiben wird! Wer das liest, der frage sich, ob es ihn angehet, und den Herrn, dem er dienet, was er thun soll.

## Nachrichten.

(England und Nordamerica.) Die vielen Stimmen, die sich in Folge der in der Ev. R. Z. für die Evangelische Wahrheit abgelegten Zeugnisse jetzt in ganz Deutschland gegen das lebendige Christenthum überhaupt, und gegen die ersten Grundlagen des Bestehens der Kirche Gottes auf Erden insbesondere erheben, haben die Ueberzeugung von Neuem in uns angeregt und verstärkt, wie sehr es zu beklagen ist, daß Gelehrte, Geistliche und Laien bei uns noch so sehr unbekannt sind mit dem, was Gott in unseren Tagen, und wir möchten sagen, vor unseren Augen, in den so herrlich ausblühenden Kirchen von England und Nordamerica thut. Freilich hat diese Unbekanntheit zum Theil einen Grund, der zu wirken nicht ausbleiben wird. „Sie lieben die Finsterniß mehr als das Licht,“ darum wenden Viele ihre Augen lieber ab von dem, was mächtig zeugt von der Gnade und Wahrheit die in Jesu ist. Derselbe Grund, der die geistliche Herrlichkeit der ersten Kirche den gebildeten Griechen und Römern so lange verbarg, der die glühende Begeisterung und liebliche Einfalt der Propheten und Apostel, vor der der Glanz aller profanen Poesie erbleicht, unseren vielseitigen und feinsühlenden Kunstfernern unschmackhaft macht, der in unseren Tagen das große und viel beschriebene Werk der Missionen den Blicken der Lesewelt noch so sehr entzieht, eben dieser Grund bewirkt, daß so Viele sich mit dem, was in jenen Kirchen geschieht, nicht bekannt machen mögen, so zugänglich auch die reichhaltigsten Quellen von Nachrichten in der so leicht zu erlernenden Englischen Sprache vor uns liegen, und so interessant diese schon dem Umfange nach so großen Begebenheiten selbst denen seyn müssen, die in ihrem Unglauben nur Schwärmerei und Thorheit in den dortigen mächtigen Regungen des Geistes erkennen können. Wie groß ist die Zahl unserer mit uns auf denselben Namen getauften Landsleute, die nie über die dürrn Steppen des Deutschen Nationalismus hinausgekommen sind, und dieselben von der einen Seite begrenzt wädhnen durch das Papstthum und das finstere Mittelalter, von der anderen durch die ihnen so emsig vorgemalten Zerbilder des heutigen Mysticismus und Pietismus, mit den Scenen von Wildispuh, den Lügen aus Halle und Berlin u. s. w., — deren unsterbliche Seelen leiden, weil ihnen Niemand das Brodt reicht, das vom Himmel kommt, und das Wasser des ewigen Lebens, — und die sich dumpf gewöhnen an den Gräuel der Verwüstung, der an heiliger Stätte steht! Welch ein Segen würde es für diese seyn, wenn sie eine lebendige Anschauung bekämen von dem blühenden geistlichen Zustande der auf das ewige Wort sich erbauenden Gemeinden in England und Nordamerica, die, im Besitze aller Cultur des 19ten Jahrhunderts und im Genuße einer politischen und Pressefreiheit, die in anderen Ländern ohne Beispiel ist, so wie in der vollen Theilnahme an der weithin sich erstreckenden Macht und gewerblichen Thätigkeit ihres Vaterlandes, Alles dies für nichts achten gegen die seligmachende Erkenntniß Jesu Christi, und gegen den hohen Beruf, seine Streiter und Boten, ja, Glieder an seinem Leibe zu seyn. So wie Viele durch jenen dumpfen Eindruck der sie umgebenden geistlichen Wüste im Unglauben und der Sünde festgehalten werden, so würde der bloße Anblick dieser grünen Auen mit ihren frischen Wasserquellen Manchen aufwecken aus dem Todeschlaf, und fragen lehren nach dem

Baume, der solche Früchte bringt. Die Erfahrung hat solches schon bei Manchem gezeigt, der versunken in dem trostlosen Deutschen Rationalismus, England, Schottland oder auch die Schweiz, um die Kirchen dieser Länder kennen zu lernen, besuchte und gläubig von daher zurückkam. Ob die Lehren von der Grundverborgenheit der menschlichen Natur, der Vergebung der Sünden im Blute Jesu, von der Rechtfertigung durch den Glauben an ihn und den wunderbaren Gnadenwirkungen seines Geistes, verderblicher Aberglauben sind, wie bei uns jetzt von so Vielen mit erneuerter Bestimmtheit behauptet wird, ob Buße und Glauben, das Absagen dem Teufel und seinen Werken, und das Gebet im Namen Jesu finstere, harte und hochmüthige Kopfhänger bildet, die in der Welt zu nichts mehr zu gebrauchen sind, oder ob jene ewigen Wahrheiten, durch den heiligen Geist im Herzen versiegelt, selig und heilig machen und in alle Wahrheit leiten, und die Gottseligkeit zu allen Dingen nütze ist, und die Verheißung dieses wie des zukünftigen Lebens hat, — alle diese, und die verwandten jetzt viel besprochenen Fragen finden zwar schon in der inwendigen Erfahrung jedes wahren Christen so wie in der heiligen Schrift und der Geschichte der Kirche ihre Entscheidung; dort aber, in den großen Gemeinden, die in der Einigkeit des Glaubens und Wandels ganze Länder umfassen, werden sie, mit einer auch den Stumpfsinnigen und Ungläubigen zu erschütternder geeigneten Kraft, durch sichtbare Früchte beantwortet. Dort möge man auch aus der Erfahrung sich die jetzt so viel besprochenen und beschriebenen Fragen beantworten lassen, wie die Kirche Christi es anzufangen habe, um ihre Aemter und ihr Ansehen nicht ihren Feinden anzuvertrauen, zu dieser und der Kirche Verderben, und ob die, welche die Kirche von dem schwächlichen Joche der Fremden, der Miethlinge und der ungetreuen Knechte befreien möchten, Feinde der Gewissensfreiheit und Freunde der Geistesknechtschaft seyn müssen.

Die Ev. R. Z. hat es sich zu einem Hauptzweck gemacht, wie unsere Ankündigung besagt, bei den einzelnen Christen das lebendige Bewußtseyn der Einheit mit der gesammten christlichen Kirche zu befördern, und zu einer allgemeinen Verbindung aller wahren Glieder derselben beizutragen. Aber auch den erst bloß Suchenden, ja, dem Ungläubigen möchte sie dies große Wunder: „Einheit und eine Herde,“ welches der Herr nach seiner Verheißung durch alle Zeiten zu wirken fortfährt, vorkommen, ob sie sich durch dasselbe zu dem großen Wunderthäter möchten ziehen lassen, der auch sie von der Finsterniß zu seinem wunderbaren Lichte führen, und das Wunder der neuen Geburt in ihnen wirken will, das erst allen anderen Wundern das Siegel aufdrückt. In diesem Sinne haben wir schon oft Bilder aus dem Leben jener Kirchen unseren Lesern vorgehalten, und werden auch ferner damit fortfahren. Jetzt wollen wir eine im vorigen Jahre statigefundene Correspondenz mittheilen zwischen der Versammlung der Independentenprediger in London und der Generalsynode der Presbyterianischen Kirche der Vereinigten Staaten zu Philadelphia, welche Americanische Blätter aus den Acten dieser Generalversammlung mittheilen. Nicht allein der ernste, entschiedene und heilige Sinn, der sich darin zu Tage legt, sondern auch der Umstand, daß es kirchliche Oberbehörden sind, und zwar von verschiedenen Religionsparteiheiten, die sich so aussprechen und die wesentliche Einigkeit im Glauben gegenseitig zum Bewußtseyn bringen, wird unseren, mit den großen Fragen vom Worte und Reiche Gottes jetzt vielfach beschäftigten Lesern, diese Actenstücke wichtig machen. Zugleich mögen dieselben den noch immer in Deutschland herrschenden Irrthum widerlegen, als sey in England und America die Einigkeit der Christen durch Sectenunterschiede zerrissen, und zu einer, freilich schmerzlichen und demüthigenden Vergleichung mit dem Zustande unserer Kirchen auffordern. Wer würde bei uns solche Schreiben erlassen, oder auch nur empfangen können?

(Fortsetzung folgt.)



# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1830.

Mittwoch den 7. Juli.

N<sup>o</sup> 54.

Stimmen aus der Evangelischen Kirche in der Hallischen Angelegenheit.

1.

Erklärung des Inspector Schmieder zu Pforte.

In einer vom Oberconsistorialrath und Generalsuperintendenten Herrn Dr. Bretschneider zu Gotha herausgegebenen Broschüre, die den Titel führt: Sendschreiben an einen Staatsmann über die Frage: Ob Evangelische Regierungen gegen den Nationalismus einzuschreiten haben? wird eine Stelle aus dem Vorworte der Ev. K. Z. auf dieses Jahr S. 3. angezogen, die in ihrer Verbindung so lautet:

„Je inniger der Zusammenhang mit dem Haupte, desto lebendiger wird auch in Jedem das Gefühl des Zusammenhanges mit den Gliedern. In diesem Sinne gestehen wir gerne, daß auch wir Parthei sind, ja wir wünschen es immer mehr zu werden, hoffen daß, je mehr wir innerlich von der Welt gereinigt werden, desto stärker uns auch unsere Getrenntheit von den Kindern der Welt und unsere Liebe zu den Kindern Gottes zum Bewußtseyn kommen wird. Auf der anderen Seite werden wir aber grade dann dasjenige, was schon bisher unser aufrichtiges Streben gewesen ist, die Freiheit von aller menschlichen Partheilichkeit, vollkommen erreichen. Denn je enger die durch Gott geschlossene Verbindung ist, desto weniger wird das Bedürfnis empfunden, sie durch menschliche Mittel zu befestigen; je stärker die Waffen sind, die der Geist gewährt, desto weniger sieht man sich nach Kleisewaffen um: je mächtiger das Göttliche geworden, desto stärker treibt es, das Ungöttliche, was jeder Einzelne mit hinzubringt, von dem Ganzen abzufondern, und desto williger gibt der Einzelne diese Abfonderung zu, und verstatet der Ermahnung und Befrafung Zugang.“

Bei den Worten: „Denn je enger die durch Gott geschlossene Verbindung ist“ — findet sich Dr. Bretschneider (S. 26.) bezogen, in Parenthese als Erklärung einzuschalten: „zwischen Herrn Hengstenberg, v. Gerlach, Valenti, Schmieder u.“

Ich freue mich auf diese Veranlassung erklären zu können, daß in dem Sinne, in welchem die Ev. K. Z. an jener Stelle

von einer innigen Verbindung der Glieder Christi redet, ich allerdings mit den Herren Hengstenberg, v. Gerlach, de Valenti, so wie mit Allen, Lebenden und Abgeschiedenen, von denen ich überzeugt bin, daß sie in Christo die Wiedergeburt zu einem neuen Leben gefunden haben, mich in einer durch Gott geschlossenen innigen Verbindung weiß, deren Wesen und Innigkeit ganz den Charakter geistlicher Geschwisterliebe hat. Diese Verbindung aber ist, eben wie die auf fleischlichem Bande beruhende Geschwisterliebe, von der Art, daß sie durchaus nicht stete äußerliche Gemeinschaft und noch weniger Verabredung über gemeinschaftlich zu verfolgende Pläne in sich schließt. Ihre große Kraft, die Gott in sie gelegt hat, bewährt sich vielmehr oft eben dadurch, daß durch sie trotz des Mangels äußerer Gemeinschaft und trotz der Entbehrung vertrauter Mittheilung über die christliche Wirksamkeit, zu der jeder Einzelne sich berufen fühlt, immer das Bewußtseyn des Zusammenwirkens und in den meisten Fällen auch Einverständniß über die Art und Weise, wie die mannichfaltigen Beziehungen zu der Welt anzusehen und zu behandeln sind, statt findet. Wir verdienen noch immer den von dem Heiden Cäcilius unter vielen Verläumdungen den Christen gemachten wahren Vorwurf: *Amant mutuo paene ante quam noverint! \*)* Und man kann hinzufügen: *Nec cessant amare, quem semel in Christo noverint. \*\*)* So liebe ich Herrn Hengstenberg und de Valenti als Brüder und hoffe gleiche Liebe von ihnen, obwohl ich den Einen nur einmal, den Anderen nur etwa viermal, stets auf kurze Zeit, gesehen und gesprochen und nie mit ihnen in Briefwechsel gestanden. So weiß ich mich auch mit Herrn v. Gerlach innig verbunden, obgleich der directe Verkehr zwischen uns fast völlig aufgehört hat, seit uns nicht mehr, wie früher, eine gemeinschaftliche äußere Angelegenheit zu öfteren Mittheilungen veranlaßt.

Wenn nun aber Dr. Bretschneider bei Erwähnung der durch Gott geschlossenen Verbindung unter den jetzt lebenden Gläubigen in seiner Parenthese nur eben unsere vier Namen nennt und mit einem *Et cætera* eine verhältnißmäßig kleine und übersehbare Zahl von Gliedern Christi als noch hinzugehörig ver-

\*) Sie lieben einander fast noch ehe sie sich kennen.

\*\*) Und sie hören nicht auf zu lieben, wen sie einmal in Christo kennen gelernt haben.



muthen läßt, so zeigt dies, daß dieser Gelehrte keine Idee von dem Wesen und Geist einer solchen Verbindung hat und sich mit Phantonen beschäftigt, die er sich entweder selbst gemacht hat, oder die ihm von Anderen untergeschoben sind. Wollte er aber sich und Anderen einen richtigen Begriff von der Ausbreitung und Verzweigung dieser Verbindung geben, so dürfte er nicht die geringen Namen dieser vier Männer nennen, sondern er mußte nach Anleitung des 11ten Capitels des Briefes an die Hebräer mit Abel beginnen und bis auf die Offenbarung Gottes in Christo herabgehen, von hier aber, als vom Centrum der Kraft und Wahrheit einen neuen Anfang machen und so durch alle Jahrhunderte bis auf die geringsten Glieder Christi in unserer Zeit herabsteigen: er dürfte auch die himmlische Gemeinde der triumphirenden Kirche nach Hebr. 12, 22—24. in dieser Darstellung nicht vergessen. So würde es ihm gelingen sehn, der Wahrheit gemäß das Gewicht dieser geringen, ungelehrten, unpopulären Parthei fühlbar zu machen, die das gelehrte Heidenthum und das durch die Meinung zu seiner Zeit über das ganze Abendland herrschende Papiethum überwunden hat. Aber der Rationalismus fühlt auch ohne solche Belehrung schon das Gewicht dieser Schwachen, was aus seiner leidenschaftlichen Gegenwirkung hervorgeht.

Dr. Bretschneider findet es (S. 14.) sehr gefährlich, wenn eine Parthei darauf ausgeht, die Regierung zu Maassregeln aufzuregen, wenn sie durch Denunciationen, wozu er auch öffentliche Mügen öffentlicher Aergernisse rechnet, kein Bedenken findet, Einschreitungen der politischen Macht gegen ihre Gegner zu veranlassen. Er warnt (S. 16.) vor solchen, die geneigt seyn möchten, das Volk gegen die in öffentlichen Kirchenämtern stehenden Lehrer einzunehmen, indem man sie dem Volke als falsche, vom wahren Glauben abführende Lehrer darzustellen suchte. Er will damit die evangelische, oder, wie er sie nennt, die pietistische Parthei verächtlich. Aber in der That trifft er damit die rationalistische Parthei. Ich habe es an mir selbst erfahren, daß die Rationalisten sich bemüht haben, durch Denunciationen, die auf bloßem Geschwätz und leeren Illusionen beruhten, Einschreitungen der Behörden gegen Männer, in denen sie ihre Gegner sahen, zu veranlassen, und daß sie das Volk durch völlig grundlose oft wiederholte Schmähungen in Zeit- und Gelegenheitschriften gegen Lehrer, die in öffentlichen Kirchenämtern stehen, einzunehmen suchten. Die Belege sind in dem Altenburger Eremiten, in dem sogenannten Thüringischen Volksfreunde, in der Röhrschen Prediger-Bibliothek und in Actenstücken, die zum Theil in meinen Händen, vollständig in den Händen meiner Vorgesetzten sich befinden. Ich bekenne, daß ich solche Verläumdungen für unrecht halte, weil es Verläumdungen sind: wäre es aber Wahrheit, daß ich gegen die Schrift und gegen die Grundlehren unserer Kirche in meinem öffentlichen Lehramte frevelte, wäre es Wahrheit, daß ich die Jugend irre leitete, so könnte ich die nicht tadeln, die meine Gemeinde, die mir vorgesetzte Obrigkeit und mich selbst auf öffentlichem Wege darauf aufmerksam machten und vor dieser Verfündigung warnten.

Dr. Bretschneider erklärt in seiner Schrift S. 19.: „Der Rationalismus ist keine Parthei!“ und meint, der Begriff einer Parthei könne darum auf den Rationalismus nicht angewendet werden, weil er, ohne Glaubensgemeinschaft zu haben noch zu fordern, nur „eine aus der Individualität eines Leben hervorgehende theologische Denkart ist.“ Er selbst wird aber doch nicht läugnen wollen, daß einzelne Individuen die Denkart vieler bestimmen und dadurch rationalistische Schulen (*αἰρέσεις*) bilden, diese Schulen aber zusammen-

wiederm eben dadurch sich von der Kirche unterscheiden, daß sie die Religion als Meinungsache behandeln, die keine gemeinschaftliche Erkenntniß, sondern nur viele verschiedene Ansichten und Auffassungsweisen zulasse. Eben dadurch ist unsere Kirche dem Untergange nahe gekommen und in eine Menge von Schulen und Partheien auseinander gegangen, die nun sich zu Einer Parthei gegen die Kirche dadurch vereinigen, daß sie den Kirchenglauben mit ihrer subjektiven Schulweisheit mehr oder minder anfeinden und ablängnen. Die Kirche aber unterscheidet sich von diesem Partheiweisen dadurch, daß sie durch das gemeinsame Band der unzweifelhaften, von Gott geoffenbarten Wahrheit einer innigen, unzerstörbaren Einigkeit im Geiste genießt, während die Partheien, die von der Kirche sich ausscheiden, oder der Kirche, in deren Schooß sie sich erzeugt haben, und ihrem Bekenntnisse feindselig entgegenreten, in Ermangelung dieser innigen, über alle irdischen Zwecke und menschliche Meinungen hinausgehenden Vereinigung, nur durch subjektive Ansichten, durch vergängliche Zwecke oder leidenschaftliche Aufregungen, im besten Falle durch das Gefühl religiöser Bedürfnisse, die keine Befriedigung finden, in Bewegung gesetzt werden und so vorübergehende Vereinigungspunkte erhalten. Die Kirche kann durch Umstände und Verhältnisse genöthigt werden, auch als Parthei aufzutreten: sie kommt aber dadurch in große Gefahr, ihre Würde und ihren Charakter zu verläugnen: sie kann es nur, wie Paulus in Corinth, mit Schaam und Widerstreben thun, und mit großer Vorsicht in der Wahl ihrer Mittel: sie soll Alles, was Parthei machen kann, in ihrem Schooße säntigen und reinigen, oder sich davon absondern. Die Schule aber ist schon, ihrer Natur nach, das partheimachende Princip in der Kirche: die Schule, die der Wahrheit, welche die Kirche behauptet, beharrlich widerspricht, ist nicht nur Parthei, sondern entschiedene Gegenparthei gegen die Kirche. Der Rationalismus ist nun die ausgeartete Schule in der Evangelischen Kirche, indem er der Wahrheit, die diese Kirche glaubt und bekennet, widerspricht.

Dr. Bretschneider meint, daß der Rationalismus dadurch in die Theologie gekommen sey, daß die christlichen Theologen durch die Fortschritte der weltlichen Wissenschaften zu allerlei Concessionen genöthigt worden wären und führt dann eine Menge solcher Concessionen an, die er selbst für nöthig hält. Das Resultat davon, dem man nicht entgehen kann, wenn man einmal die Prämissen zugibt, ist dieses, daß die Evangelische Kirche die Wahrheit nicht hat und daß sie als Wahrheit bekennet, was größtentheils nicht Wahrheit ist. Die Sache ist nun diese: Der Rationalismus, als eine ausgeartete Schule in der Evangelischen Kirche, der die Wahrheit der Kirche verneint, will sich der Kirche bemächtigen, daß sie fortfahren soll, ihn als Lehrer der Wahrheit, die er verneint, anzuerkennen; es ist aber in der Evangelischen Kirche dem Rationalismus gegenüber eine andere Schule, die die Wahrheit der Kirche anerkennt und diese Schule behauptet, daß die Kirche Unrecht erleide, schweres Unrecht, wenn sie diejenigen, die ihre Wahrheit verneinen, als Lehre ihrer Wahrheit ansehen soll. Nun hat sich eine Stimme, nicht aus der Schule, sondern aus der Kirche als solcher, die Stimme eines Evangelischen Christen, erhoben und den kläglichen Nothstand der Kirche an einem Beispiele geoffenbart. Er hat dabei gerufen: Helft, wer helfen kann! helft mit Gebet, mit Wort und That! Er hat nichts gesagt, was nicht die Meisten schon gewußt hätten: er hat es nur im Namen der Evangelischen Kirche, deren Glied er ist, Gott und den Menschen laut und öffentlich geklagt! Und siehe, so weit ist es mit dem Elend der Evangelischen Kirche gekommen, daß man selbst diese Klage ihr nicht gestatten will.



Es ist mir von diesem Aufsatze, über den Nationalismus in Halle, vor dessen Abdruck nichts mitgetheilt worden; ich erfuhre erst, als Jedermann es wußte, wer der Verfasser desselben sey. Aber ich habe von Anfang an seinen Schritt gebilligt und billige ihn nun um desto mehr, da die Folgen gezeigt haben, daß der Abfall von der Evangelischen Wahrheit und die Gleichgültigkeit gegen die kirchliche Gemeinschaft über alles Erwarten groß ist. Es ist fast kindische Unwissenheit und Unkenntniß der wahren Verhältnisse, wenn man meint, der Nationalismus sey bloß Sache der Schule. Die Irrthümer des Nationalismus, die den Grund der Evangelischen Kirche untergraben, sind bereits bis in die untersten Classen des Volkes gedrungen und man erkennt die Ausfaat desselben in den ungebildeten wie in den gebildeten Ständen oft schon bei Kindern von dreizehn bis vierzehn Jahren. In dieser tief eingedrungenen Verdorbenheit der Lehre bedarf die Kirche nicht bloß wissenschaftlicher Widerlegungen der Gegner, sondern sie braucht Bekenner und Zeugen der Wahrheit, die um ihres Bekenntnisses willen auch Schmach und scheinbare Niederlage zu tragen entschlossen sind. Einen solchen Zeugen sehe ich in dem Verfasser jenes Aufsatzes und reiche ihm hiemit öffentlich voll Hochachtung die Bruderhand.

## II.

### Von einer obrigkeitlichen Person im Herzogthum Sachsen.

Die Liebe eifert nicht, 1 Cor. 13, 4., denn sie sucht nicht das Ihre; darum ist sie frei von dem Eifer, der das Seine sucht. Andererseits ist der Eifer, der heilige Eifer, das eigentümliche Wesen der Liebe, denn wir sehen, daß den Herrn, der die Liebe selbst ist, der Eifer um sein Haus verzehret. Joh. 2, 17. Er eifert sich zu Tode um seines Vaters Haus, Ps. 69, 10., während uns die Langmuth und Liebe träge macht. Der Herr ist eifrig, und — geduldig. Sein Zorn brennet wie Feuer, und die Felsen zerpringen vor ihm. Er ist der Herr, des Wege im Wetter und Sturm sind, und derselbe ist gütig und eine Feste zur Zeit der Noth. Nahum 1.

Als der Herr verstoßen wurde, und keine Herberge fand bei den Samaritern, sprachen seiner Jünger zwei: „Herr, willst du, so wollen wir sagen, daß Feuer vom Himmel falle, und verzehre sie.“ Aber Jesus wandte sich, — denn die Liebe trachtet nicht nach Schaden, — und bedrohte sie, und sprach: „Wisset ihr nicht, welches Geistes Kinder ihr seyd?“ Luc. 9, 54. 55. Er sezet hinzu: „Des Menschen Sohn ist nicht kommen, Seelen zu verderben, sondern zu erhalten.“ Derselbe Jesus, der das Feuer des menschlichen Zornes verwirft, spricht gleichwohl: „Ich bin gekommen, daß ich ein Feuer anzünde auf Erden; was wollte ich lieber, denn es brennete schon!“ Luc. 12, 49. Derselbe, der die Feuerbitte seiner Jünger verwirft, hatte das Feuergebet des Elias gehört. 2 Kön. 1, 10.

Zu seinem Apostel Petrus spricht der Herr: „Stecke dein Schwert in die Scheide!“ Joh. 18, 11. Und derselbe Jesus, der dieses Menschenschwert abweist, spricht wieder: „Ich bin nicht kommen, Frieden zu senden, sondern das Schwert.“ Matth. 10, 34., womit ebensowohl der Krieg der Welt gegen die Gemeinde des Herrn, Luc. 12, 51., als der Krieg des Wortes gegen die Welt verkündigt wird, denn das Wort Gottes ist schärfer, denn kein zweischneidig Schwert. Hebr. 4, 12.

Dies ist die einfache Lehre der Schrift, welche ihre Auslegung in sich selbst trägt, und zwischen Eifer und Eifer, Feuer und Feuer, Schwert und Schwert unterscheidet. Aber die

Welt ist so verkehrt, daß sie das Wort Gottes schlechthin umkehrt und verdreht. Sie predigt nie mehr von ihrer eigenmächtigen That- und Streitkraft, von ihrem Kennen und Laufen in den eigenen Wegen selbstischen Eifers, als wenn sie ein Kind Gottes, ein schlichtes Glied am Leibe Christi, von den eigenen Werken ausruhen sieht; sie erbittert sich nie mehr, als wenn sie in einem schwachen Werkzeuge des Herrn etwas von der Liebe entdeckt, die sich nicht erbittern läßt, sondern Alles verträgt, Alles glaubt, Alles hoffet, Alles duldet. Aber sobald nun der heilige Glaubens- und Liebes-eifer um das Reich Gottes ohne Furcht und ohne Grauen hervortritt, und den Unglauben straft, und was unrecht ist, bei seinem Namen nennt, da wendet sich Augs die Welt, und nun predigt sie auf einmal gar viel Zierliches und Empfindsames von der Langmuth und Duldsamkeit der Liebe, von ihrer Freundlichkeit und Artigkeit, die sich nicht ungehörig stellt, sie ruft Friede, wo kein Friede ist, und lullt in sanften Schlummer, wo Wachen und Beten Noth thut. Während der Herr selbst eifert und nicht ruhet, beharret der Erdenwurm im stoischen Gleichmuth, der träge und bequem auf seiner Liebe ausruhet.

Von dieser betrübenden Erscheinung kann jeder Christ, weil er in der Welt lebt, vielfache Erfahrung machen; aber noch betrübender ist es, wenn hie und da in der Gemeinde des Herrn selbst der Eifer um das Haus Gottes erkaltet und verstummt, wenn das Salz der Erde verkommt oder dumm wird, wenn das Licht der Welt von den freien, heiligen Höhen der Stadt Gottes herabsinkt, und unter den Scheffel sich versteckt. Aber wenn es auch in unserer Zeit, wo das Wort Gottes mit neuem Leben, und unter verdoppeltem Widerspruche erwachet, an einzelnen Erscheinungen dieser Art nicht fehlt, so lehret doch auch gegenwärtig die Erfahrung, daß das Bekenntniß des Glaubens, im Worte und im Leben, grade dann, wenn es offenen, bitteren Widerspruch erfährt, von allen Seiten desto muthiger sein Licht leuchten läßt vor den Leuten, in aller Demuth und Sanftmuth, doch ohne Furcht.

Grade jetzt tritt uns in nächster Nähe ein Glaubens- und Liebes-eifer entgegen, an welchem vieler Menschen Herzen offenbar werden können. Wir sehen jetzt, wie einzelne Glieder der Evangelischen Kirche von dem guten Rechte und von der Pflicht eines jeden Kirchengliedes, auf die reine Lehre des Bekenntnisses zu achten, und alle Verfälschung der Lehre in der Kirche und in der Schule zu rügen, freimüthig und unverzagt öffentlich Gebrauch machen, und vor Schaden warnen. Wir vernehmen, wie sie dafür den heftigsten und bittersten Widerspruch aller derjenigen erfahren müssen, die an dieses Bekenntniß nicht mehr gebunden seyn, und sich dennoch in der Kirche und ihren Aemtern behaupten wollen, welche darauf gebaut ist.

Nach dem Evangelischen Kirchenrechte überhaupt, auch nach dem äußeren Verhältnisse der Kirche zum Staate, namentlich nach dem unter uns gültigen und wohlbegründeten Episcopalsysteme, selbst nach dem Territorialsysteme, ist und bleibt es zweifellos Recht und Pflicht jedes einzelnen Gliedes der Kirche, auf das Bekenntniß derselben in der Kirche und in der Schule treulich zu halten, vor allen Abweichungen, die sich einschleichen, nach Kräften zu warnen, und jede offenbare Gefährde der Confession, besonders wenn sie sich in amtlicher Autorität und öffentlicher Lehre vernehmen läßt, ohne Ansehen der Person zu rügen, und zwar so zu rügen, daß die Kunde davon der Kirchengesellschaft unmittelbar zu Ohren komme und zur Warnung diene, damit sie allen Gliedern, den gesunden, frankten und todten, nicht vorgehen bleibe. Je mehr daher die äußere Kirche in einzelnen



Theilen an Krankheit und Tod leidet, desto öffentlicher und allgemeiner muß die Rüge und Warnung an die zerstreuten Glieder ergehen; je weiter der Einfluß der verderblichen Gebrechen sich erstreckt, desto lauter muß die Stimme dagegen erschallen.

Aus dieser Befugniß und Verpflichtung jedes einzelnen Evangelischen Kirchengliedes, zu rügen und zu warnen, folgt aber im Falle der Ausübung ohne Weiteres die unerläßliche Verpflichtung aller übrigen Glieder, daß sie das einzelne, für Alle thätige Glied ihres Körpers nicht verläugnen, noch verlassen, sondern durch offenes Bekenntniß der Rüge und Warnung sich anschließen, um mit dem einzelnen Streiter zu leiden und — zu siegen, und daran die gliedliche Gemeinschaft zu betheiligen.

Es ist in der Ordnung, daß die Einzelnen, als solche, die entdecken und gerügten Gebrechen nicht selbst abstellen und entfernen können, sondern der Obrigkeit, welcher das Kirchenregiment zukommt, überlassen müssen; aber eben darum ist es Sache aller einzelnen Kirchenglieder, ihre Theilnahme an der Integrität der Kirche öffentlich zu erkennen zu geben, und den Schutz der Obrigkeit gegen jeden Eingriff in Anspruch zu nehmen. Es ist die ärgste Gewissensthyrannei, der schändeste Glaubenszwang, wenn einer Kirche Lehrer aufgedrungen werden, die wider sie lehren. Es ist ein Werk der dicken Finsterniß, wenn gleichwohl solche Rüge gegen Glaubenszwang selbst als Glaubenszwang gerügt wird. Eben darum, weil wir solchen Eingriff und Anstoß nicht selbst aus dem Wege räumen können, wird es um so dringendere Liebespflicht, vor den Schäden und Gebrechen, welche den Glauben gefährden, zu warnen, und Jedermann nach Kräften darauf aufmerksam zu machen.

Diese Liebeserweisung sind wir nicht minder allen denjenigen schuldig, die von dem Bekenntnisse ihrer Kirche bewußt oder unbewußt abgefallen sind, oder wenigstens im Glauben nach der Schrift untreu und schwankend werden, aber besonders auch denjenigen, gegen welche die Rüge und Warnung gerichtet ist. Die Folgen solcher Liebeserweisung liegen außer der menschlichen Berechnung; je weher sie thut, desto heilsamer kann sie werden, während alles menschliche Lieben, Loben und Schmeicheln süßes Gift ist. Eben deswegen haben wir uns auch selbst zu strafen und streng zu prüfen, um desto gewisser zu werden, daß wir nicht allein diejenigen, die uns verfolgen, sondern auch diejenigen, die wir selbst mit blutendem Herzen angreifen, wirklich im Namen Jesu lieben.

Ist nun in diesem Sinne, in dem heiligen Namen Jesu Christi, ein lauter Ruf in großer Noth, öffentliche Rüge und Warnung ergangen, wie könnte doch die Stimme des Einzelnen allein und einsam bleiben? 1 Kön. 19, 14. 18. Oder wer könnte ihr gutes Recht auf den Grund der Evangelischen Kirche bestreiten oder verkleinern?

„Ein Privatchrist,“ so schreibt Dr. H. Müller in einem theologischen, schriftmäßigen Bedenken, „ein christlicher Laie ist schuldig, einen jeden Nebenchristen, der da sündigt, er sey hoch oder niedrig, Prediger oder Obrigkeit, bekannt oder unbekannt, sofern ihm ihre Gebrechen gründlich bewußt, und er dieselben täglich vor Augen hat, mit christlicher Bescheidenheit und Ehrerbietung, nach eines jeden Standes Gebühr, zu strafen, und ihn seines Amtes und Christenthums zu erinnern, unangesehen er darüber sollte in Schande, Dürftigkeit und Trübsal, ja in Gefahr Leibes und Lebens gerathen, wenn er nur dabei in seinem Herzen versichert ist, daß es im Glauben aus reiner Liebe geschieht, und zur Verherrlichung des göttlichen Namens, und

zur Besserung des Nächsten bloß und allein angesehen, auch dazu durch Gottes Gnade gedeihen kann, wiewohl es zufälligerweise werden möchte ein Geruch des Todes zum Tode denen, die verloren werden.“ Daß aber auch die Geistlichen zu strafen, wenn sie ihr Amt nicht thun, bezeugt Dr. Luther, wenn er spricht Tom. I. Jen. p. 249. n. a.: „Die geistliche Gewalt ist gar ein hoch überschwenglich Gut, und viel zu köstlich, daß der allgeringste Christenmensch sollt leiden und schweigen, wo sie ein Haar breit von ihrem Amte tritt, schweig dann, wann sie ganz wider ihr Amt gehet, wie wir alle Tage sehen.“

N.

C. F. G.

### III.

Von einer anderen obrigkeitlichen Person ebenfalls selbst.

Auch mich haben die großen Fragen, welche durch die Hallischen Artikel der Ev. K. Z. angeregt worden sind, vielfach bewegt und zum Nachdenken veranlaßt. Aber ich bin dadurch immer mehr in der Ueberzeugung befestigt worden, daß Einsender und Herausgeber recht gehandelt und, indem sie um Christi willen der Verunglimpfung sich Preis gaben, nur eine Pflicht erfüllt haben, welche die Noth der Kirche schon längst von ihren wahren Gliedern erheischte. Die Gründe zu dieser meiner Ueberzeugung liegen in den rechtfertigenden Aufsätzen der Ev. K. Z. über diesen Gegenstand schon so hell und bündig vor, daß ich sie nur unterschreiben und ihnen nichts hinzusetzen kann. In unserer Stadt und Gegend sind auch alle entschiedene Christen, so viel mir bekannt, entschieden für die Ev. K. Z.; ich erkenne hieraus um so mehr, daß die abweichende Ansicht unter den Gläubigen zu den Seltenheiten gehört und nur auf der Individualität ihrer Verteidiger beruhen kann. — Aber tief betrübend, obwohl sehr begreiflich, ist es auf der anderen Seite, wie die Masse der Namenschristen in ihrer Verblendung und Sicherheit durch die Neander'sche Erklärung bestärkt worden ist, deren Urheber, wenn er es wüßte, nur den größten Schmerz hierüber empfinden könnte. Es hätte sich erwarten lassen, daß manche der Wohlgesinnten unter den Ungläubigen, nach 2 Thess. 3, 14. 15., beschämt, erschüttert und zum Nachdenken gebracht werden würden durch die ernste, öffentliche Protestation der Kirche gegen Irrelehren, die bis zum directen Widerspruche gegen das klare Wort Gottes, bis zur Läugnung des Kreuzestodes und der Auferstehung unseres Herrn und Heilandes von den Todten gehen, hiemit die Grundsäulen unseres Evangelischen Glaubens untergraben und doch, doch auf einer christlichen Hochschule, von Amtswegen, von theologischen Lehrstühlen herab, unter künftigen Lehrern der Kirche, ohne Scheu als Wahrheit verbreitet werden. Wie aber das menschliche Herz immer geneigt ist, von den lästigen Ansprüchen des Rechts und der Wahrheit auf Prüfung und Beherzigung durch allerlei Künste und Ausflüchte sich loszumachen, so geschah es auch hier, daß man sofort die Neander'sche Erklärung, als die gewichtige Stimme eines Unpartheiischen, mit Freuden ergriff, um seine Aufmerksamkeit von der Sache auf die Person, von dem Schaden der Kirche und des eigenen Herzens auf „das gehässige Verfahren der Ankläger“ zu lenken, welche man nun mit Fug und Recht in dem schwärzesten Licht erblicken und darstellen zu können glaubte.

(Schluß folgt.)



# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1830.

Sonnabend den 10. Juli.

N<sup>o</sup> 55.

Stimmen aus der Evangelischen Kirche in der Hallischen Angelegenheit.

(Schluß.)

Bei der Begriffsverwirrung, welche die Neologie in alle Zweige des Wissens gebracht hat, ist es schon schwer, einem Unbefehrten auch nur von dem ihm am Leichtesten zugänglichen Gesichtspunkte des abstracten Rechtes aus das höchst Unnatürliche und Widerrechtliche eines solchen Verhältnisses, wie es in unserer Kirche sich festsetzen will, und das gute Recht ihrer lebendigen Glieder zur lauten Rüge desselben klar zu machen; noch viel schwerer aber läßt man sich heut zu Tage zu der Einsicht in die mit diesem Rechte verbundene Liebespflicht bringen; und wo das sonst vielleicht noch möglich wäre, — da eben tritt hemmend Neander's Autorität entgegen, der hier, ohne es zu wollen, offenbar unchristliche Gesinnungen befördert. Denn die heidnischen Fragen: „Was ist Wahrheit?“ und: „Soll ich meines Bruders Güter seyn?“ sind dormalen im Schooße der Christenheit vielleicht allgemeiner, als je, geworden; und diese Gesinnung wird nicht nur als erlaubt, sie wird als Vorschrift der Moral betrachtet; wer dagegen handelt, gilt für lieblos. Würde dieses Vorurtheil des Zeitgeistes nicht so vielseitig begünstigt, wie leicht müßte nicht ein Unbefangener davon zu befreien und von dem Gegentheile zu überzeugen seyn! Wahrscheinlich es ist keine Freude für ein gläubiges Herz, mit irgend Einem in Fehde zu liegen, der den Namen Christi trägt; wie gern läßt man nicht lieber mit Novalis „still die Andern breite, lichte, volle Straßen wandern.“ — um selbst des gefundenen Heils, im stillen, gottseligen Genuße, desto ungestörter sich erfreuen zu können! Und wenn nun dennoch der Apostel gebietet: „zu strafen die Widerspenstigen, ob ihnen Gott dermalenst Buße gäbe, die Wahrheit zu erkennen,“ wie sollte dazu keine Selbstverläugnung gehören? was sollte dieses ernste, schwere Werk denn Anderes, als eben ein Werk der Liebe seyn? und wo käme sonst die Kraft dazu her, wenn nicht aus der Liebe Christi, die seine Knechte dringet, nachdem ihre Seelen gerettet sind, wiederum Seelen zu bekehren von dem Irrthume ihres Weges? — Aber der falschen, schlaffen Liebe unserer Zeit wird zu vielfach geschmeichelt, als

daß sie dies begreifen lernte; Salz und Feuer sind zu selten geworden auch unter denen, die sich zum Herrn halten, als daß nicht die Welt diese Elemente der Liebe gänzlich verkennen und den Gläubigen, wie den Ungläubigen, Rain's Gesinnung zumuthen sollte. Kein Wunder, daß, wenn doch wieder einmal solche Schritte geschehen, wie sie die Ev. K. Z. gethan hat, die Mehrzahl sogar ohne Weiteres sich für berechtigt hält, dabei die Absicht der persönlichen Kränkung und Beleidigung vorauszusetzen. Nun, darüber wird Gott, der gerechte Richter, an jenem Tage entscheiden. Aber auch hierin charakterisirt sich unsere Zeit in ihrem Egoismus. Wäre Luther für jedes derbe, kühne Wort, das er gegen seine Zeitgenossen, oft wegen ungleich geringerer Dinge, um der Wahrheit willen schrieb, als Pasquillant verklagt und bestraft worden: er möchte selten aus dem Gefängnisse gekommen seyn. Persönlich fühlte sich damals so leicht Niemand bei dergleichen Streitigkeiten verleßt, wenn auch um der Sache willen die Person genannt und auf das Schärfste angegriffen wurde; ja selbst über Schimpfreden erzürnte man sich nicht so schnell. Diese Verschiedenheit der Jahrhunderte bloß in den Fortschritten der Cultur bedingt zu finden, würde sehr oberflächlich seyn; der Grund liegt tiefer. Damals trat die Person hinter der Sache zurück, weil das Interesse an der objectiven Wahrheit größer, allgemeiner war; deshalb galt die Präsumtion, daß Alles, auch das Anzüglichste, um der Wahrheit willen geredet werde. Aber mit dem sinkenden Interesse an dieser stieg nothwendig die persönliche Reizbarkeit, die Bequemlichkeit, die Subjectivität in jeder Beziehung, und bis zu einem Grade, der zugleich der Redefreiheit die drückendsten Fesseln anlegt.

Wenn übrigens die gläubigen Bekenner des Evangelii gegenwärtig Gleiches mit Gleichem vergelten wollten, wie vielen Anlaß böten nicht dazu so manche Zeitschriften dar, die, wie eine Fluth das Land überschwemmend, in alle Lesecirkel und Wirthshäuser, vermöge ihres der Welt gar wohl behagenden Inhaltes, den Eingang finden? Was hätte z. B. ein namhafter Evangelischer Geistlicher thun können, als er neulich im „Eremiten,“ auf Grund eines ungeprüften, längst officiell untersuchten und widerlegten Gerüchtes, des Krypto-Katholicismus, also des Betrugtes beschuldigt und auf Eine Linie mit dem Ober-Hofprediger



Stark in Darmstadt gestellst wurde? — Aber „das ist Gnade, so Jemand um des Gewissens willen zu Gott das Uebel erträgt, und leidet das Unrecht.“ — Und wenn nun vollends nur etwas verbreitet wird, das factisch Wahrheit, und nur der Welt eine Thorheit oder ein Aergerniß ist, so kann das dem wahren Diener Christi nicht anders als lieb seyn. „Wer Arges thut, der hasset das Licht und kommt nicht an das Licht, auf daß seine Werke nicht gestraft werden. Wer aber die Wahrheit thut, der kommt an das Licht, daß seine Werke offenbar werden; denn sie sind in Gott gethan.“ An diesem Spruche prüfe sich doch ein Jeder, wie es mit ihm stehe! —

Aber in der That, war je der Feind geschäftig, böse Gerüchte über die Kinder Gottes anzustreuen, so thut er's in diesen Tagen. Es gibt fast keinen entschiedenen Bekenner des Evangelii, über den nicht dergleichen umhergingen und von der Zunge, dem unruhigen Uebel voll tödtlichen Giftes, bis zu den unglaublichsten Abgeschmacktheiten verdreht würden. Daran merken wir denn, daß der Feind, dieser Lügner und Vater der Lügen, einen großen Grimm hat, — weil er weiß, daß seine Zeit kurz ist. Möchten nur Alle dadurch sich reizen und wecken lassen, je mehr und mehr zu ringen „nach einem guten Gewissen, auf daß die, so von ihnen absterreden, als von Uebelthätern, zu Schanden werden, daß sie geschmähet haben ihren guten Wandel in Christo.“ — Und ihr, geliebte Brüder, die ihr euere Stimme muthig für die Kirche Gottes erhoben und bekannt habt ein gutes Bekenntniß vor denen, die wie Pilatus fragen, werdet nicht müde noch matt, und meinet nicht, daß euere Arbeit vergeblich sey in dem Herrn; sähet ihr auch keine andere Frucht, so wisset, daß viele Herzen durch euren Glauben erfrischt, erbauet und befestigt worden sind. Und „selig seyd ihr, wenn ihr geschmähet werdet über dem Namen Christi, denn der Geist, der ein Geist der Herrlichkeit und Gottes ist, ruhet auf euch. Bei ihnen ist er verlästert, aber bei euch ist er gepriesen.“

P.

#### IV. Von mehreren Predigern der Grafschaft Tecklenburg.

In dem Herrn Jesu Christo geliebter Bruder!

In Bezug auf die Herausgabe der Ev. K. Z. überhaupt, und insbesondere in Bezug auf die in derselben aufgedeckte Gestalt des Hallischen Rationalismus haben Sie nicht nur von den Feinden des Kreuzes Christi so viele Verunglimpfungen erfahren, sondern sind auch von seinen Freunden zum Theil so sehr mißverstanden worden, daß es Ihnen, wie wir erachten, nicht gleichgültig seyn kann zu wissen, wie es nicht nur unter den Christen überhaupt, sondern auch unter den Geistlichen unseres Vaterlandes noch eine namhafte Anzahl gibt, welche Ihr Unternehmen mit ganz anderen Augen ansieht. Denn hegen wir gleich die Hoffnung, daß es, durch des Herrn Kraft, Ihnen, wie seinem Apostel, ein Geringes seyn wird, von einem menschlichen Tage gerichtet zu werden, so ist uns doch die Schwachheit des eigenen Glaubens genugsam bekannt, als daß wir nicht fürchten müßten, das Urtheil gottverleuchteter Männer, wie eines Neander, könne, wenigstens auf eine Zeit lang, mehr oder minder Sie an der Richtigkeit des Ihrigen zweifelhaft machen. Darum glauben wir, wie vielleicht schon andere christliche Brüder es vor uns gethan, es vor Ihnen und jenen ihren Gegnern, und, wenn es Noth thut, auch vor der Welt aussprechen zu müssen, daß in unseren Augen jener von Ihnen und Ihren Mit-

arbeitern an der Ev. K. Z. begonnene Kampf nicht nur ein ehrlicher und redlicher, weil offener und grader, sondern auch ein dem Herrn wohlgefälliger, ja, ein Kampf des Herrn selbst ist. Fahren Sie fort, — wir bitten und beschwören Sie — mit den Waffen, die der Herr reicht, zu kämpfen gegen den Unglauben, ohne Menschenfurcht und Menschengefälligkeit; der Herr ist mit Ihnen; was können Ihnen Menschen thun? — Fahren Sie fort, den Unbeschnittenen entgegenzutreten, die den Zeug des lebendigen Gottes höhnen, und glauben Sie, daß, während Sie vielleicht allein zu stehen scheinen wie der Sohn Iai's, noch Tausende im Lager des Herrn sind, die Sie und Ihren Kampf im Gebete dem Herrn Zebaoth befehlen. Zu diesen Tausenden gehören nach der Gnade, die uns der Herr verleiht, auch wir, Ihnen und den Lesern der Ev. K. Z. größtentheils wohl selbst dem Namen nach unbekannte Prediger der Grafschaft Tecklenburg, die wir uns aber freuen, uns Ihre Brüder in Christo nennen zu dürfen.

Wir fügen diesem unserm Schreiben nur noch die Erlaubniß hinzu, dasselbe, wenn Sie es für dienlich erachten, mit unsern Unterschriften in der Ev. K. Z. abdrucken zu lassen.

Jac. Kriege. Smend. Walthier.  
Siemsen. Banning.

#### V. Von einem Predigervereine im Königreich Württemberg.

So lebendig unsere Theilnahme an der von Ihnen herausgegebenen Ev. K. Z. ist, so wichtig muß uns alle Art von Widerstand seyn, durch welchen sich dieselbe mit ihrem klaren und treuen Bekenntniß der evangelischen Wahrheit hindurchzuarbeiten hat. Dahin gehört nun insbesondere was wir von den beiden übrigen mit Recht werthgeschätzten Männern, Neander und Steudel, über Ihre Zeitschrift gelesen haben, und wir fühlen uns herzlich gedrungen, uns mit diesen Zeilen darüber vor Ihnen auszusprechen, in demüthiger Hoffnung, der Herr, für dessen Sache wir mit Ihnen, als Diener seines Wortes, arbeiten dürfen, werde Ihnen daraus einige Aufmunterung in der mannichfach schwierigen Lage, darin Sie sich befinden, zufließen lassen.

Zuerst machen wir's uns zur angenehmen Pflicht, Ihnen zu sagen, daß Ihre K. Z. uns ein kostbares Geschenk vom Herrn ist, dadurch wir nicht nur schon über manchen wichtigen Gegenstand dankenswerthen Aufschluß erhalten, klarer, bestimmter, richtiger und völliger darüber denken gelernt haben, sondern hauptsächlich auch in dem vom Herrn uns geschenkten Glauben an das Wort Gottes und den im Fleische erschienenen Sohn Gottes, unseren Herrn und Heiland Jesus Christus, gestärkt worden sind. Zwar findet diese K. Z., wie's ja nicht anders erwartet werden konnte, da sie ein so unumwundenes Zeugniß der Wahrheit ablegt, auch in unserem Vaterlande Segner und unverständige Richter; aber gewiß hat die entschiedene Sprache derselben auch schon Manchem dazu gedient, bei seinen noch schwankenden Grundsätzen mehr um Feststellung bemüht zu seyn, und sich den sündigen Grund seiner Unentschiedenheit aufdecken zu lassen; jedenfalls muß diese Sprache Manchen, der sich nicht für die Wahrheit, wie sie nur aus Gottes Wort geschöpft werden kann, entscheidet, und sich doch auch noch nicht entschieden gegen sie erklärt hat, vollends zu dieser Entschiedenheit bringen nach dem Spruch Christi „wer nicht mit mir ist, der ist wider mich.“ Und dazu ist gewiß jetzt die Zeit gekommen!! Der Herr hat schon lange mit wunderbarer Geduld zugehört, wie schändlich die Weisen dieser Welt



mit seinem heiligen Worte umgegangen sind, und durch sie geführt auch diejenigen, welche, ohne sich besonderer Weisheit rühmen zu können, doch zu den Klugen dieser Welt gehören und die größere Masse des Volkes ausmachen. Mit großer Güte warnt er daher noch in dem herrlichen Ereigniß der so auffallenden Verbreitung seines Wortes in unseren Tagen, und mit großem Ernst soll aber auch warnen der bedeutende Schaden, der aus jener Untreue gegen sein Wort entstanden ist; aber „mit sehenden Augen sehen sie nicht, und mit hörenden Ohren hören sie nicht“ so reißt das Unkraut zur Erndte!

Fahren Sie denn mit allem Muth eines gläubigen Kämpfers fort, zu zeugen wider das arge Geschlecht und mit diesem Zeugniß zugleich zu stärken die Brüder. Wir danken's Ihnen für uns und Alle, die mit uns in Einem Geiste verbunden sind, an Einem Haupte hängen, und in Einem Herzen voll Liebe, voll Gnade und Wahrheit das Leben gefunden haben, und preisen den Namen des Herrn, Herrn, wie über so viele Zeichen der Zeit, darin wir die Nähe seiner Zukunft hoffend erblicken dürfen, so auch über die Erscheinung Ihrer K. Z., die gewiß auch darum grade als ein Werk des Herrn sich erprobt, weil sie solchen Widerstand findet.

Was daher zweitens insbesondere die Erklärungen der genannten Männer betrifft, so haben uns dieselben zwar auch befreundet, theils wie fern diese Männer als Freunde des Herrn und seines Reiches bekannt und geachtet sind, und die K. Z. doch so klar nichts Anderes will, als den Herrn und sein Reich, theils wie fern sie so wenig Grund dazu angeben können, sich von der Mitarbeit an dieser K. Z. loszusagen. Aber, so muß es gehen in einer Zeit, in welcher eine Begriffs- und Sprachverwirrung in Sachen der Religion und Offenbarung statt findet, aus welcher heraus dem noch darin Befangenen nicht geholfen werden kann, so lange man nicht ganz frei mit der Sprache herausgeht und Belial nennt, was Belial ist, und nur, was Christus ist, Christus nennt — Hebr. 4, 12. — Was hat die Gerechtigkeit für Genieß mit der Ungerechtigkeit! In ewigem Gegensatz bleibt die Natur, die Fleisch ist, und Vernunft sein will und einen Nationalismus als ein System von lauter vernünftigen Gedanken bildet, mit der Gnade, die Geist ist, und die höchste Vernunft ist, und ein System des Glaubens voll köstlicher Gaben und Kräfte gebildet hat, daraus der Mensch, der vom Leben, also von der Liebe abgefallen ist, wieder Liebe, also Leben schöpfen kann, wie Christus sagt: Wer mein Fleisch isst, und trinkt mein Blut — das ist die höchste, wunderbarste Offenbarung der Gnade und des Geistes, der die höchste Vernunft ist, und doch so erbarmend sich unter die Annahme unseres sündlichen Fleisches gedemüthigt hat, Hebr. 2, 14. 15. — Der bleibet in mir und ich in ihm — er hat das ewige Leben und ich werde ihn auferwecken am jüngsten Tage. — So wir denn nun haben die Freundschaft zum Eingang in das Heilige durch das Blut Jesu, welchen er uns zubereitet hat zum neuen und lebendigen Wege, durch den Vorhang d. i. durch sein Fleisch und haben einen Hohenpriester über das Haus Gottes, so laßt uns hingehen mit wahrhaftigem Herzen ic. und laßt uns halten an dem Bekenntniß der Hoffnung ic., und untereinander unser selbst wahrnehmen ic. und nicht verlassen unsere Versammlungen, wie etliche pflegen ic.; Hebr. 10, 19 — 25.

Hiermit grüßen wir Sie aus brüderlichem Herzen! Die K. Z. ist uns ein besonderer Gegenstand der Fürbitte vor dem Herrn, der Himmel und Erde in seiner Gewalt hat! Lassen Sie sich auch uns mit unserem Dienst am Wort und unserem

theuern Vaterlande herzlich empfohlen seyn zum Angedenken vor seinem Gnadenstuhl! Der Herr segne auch alle Mitarbeiter an der K. Z. und alle Brüder um Sie her!

## Nachrichten.

(England und Nordamerika.) (Fortsetzung.) Die Versammlung der Independentenprediger (congregational board of ministers) in London beginnt die Correspondenz mit folgendem Schreiben an die Generalsynode (general assembly) zu Philadelphia, welcher die oberste kirchliche Aufsicht und Gerichtsbarkeit über die gesammte Presbyterianische Kirche der Vereinigten Staaten zusteht:

„Ehrwürdige Brüder in Christo! Aus dem Lande unserer gemeinschaftlichen Väter reden wir zu euch, in der Ueberzeugung, daß, obgleich durch den Ocean getrennt, und verschiedene denkend über die Verfassung und Regierung der Kirche Christi, \*) wir doch im Herzen eins, und, da wir denselben Glauben und dieselbe Hoffnung in Jesu Christo haben, auch von gegenseitiger inniger Theilnahme durchdrungen sind an dem Zustande des Reiches Gottes in den Ländern, denen wir angehören. Gewiß stimmt ihr mit uns ein in die schönen Worte des Apostels: „Gleichwie Ein Leib ist, und hat doch viele Glieder; alle Glieder aber Eines Leibes, wiewohl ihrer viele sind, sind sie doch Ein Leib: also auch Christus,“ und deshalb, „so Ein Glied leidet, so leiden alle Glieder mit, und so Ein Glied wird herrlich gehalten, so freuen sich alle Glieder mit.“ \*\*)

Jetzt, geliebte Brüder, ist es unser Vorrecht, uns mit euch zu freuen. Die Nachrichten von Gottes Heimgängen und Segnungen über euch, sind uns, auch ohne directe Verbindung mit euch, reichlich zugegangen durch euere vielen christlichen Zeitschriften, die weit über unser Land verbreitet werden, und die so wohl beglaubigte Mittheilungen enthalten von den Erweckungen in euren Kirchen. Unsere Fürbitte und Gebete für euch und für uns selbst ist dadurch mächtig angeregt worden, und viele Danqgebete sind zu Gott aufgestiegen für das was er an euch gethan, und viele brünstige Bitten, daß er fortfahren wolle, euch Segen und Gedeihen zu schenken.

Wir haben in diesen Erweckungen die freie Gnade unseres göttlichen Meisters erkannt und angebetet, welcher jetzt, wie im Anfange, seinen Geist gibt, wem er will, und seinem Volke zeigt, daß während Paulus pflanzte, und Apollos begießt, Gott allein es ist, der das Gedeihen gibt. Zugleich aber erkennen wir, wie gnädig Gott den gewissenhaften und fleißigen Gebrauch der von ihm selbst verordneten Gnadenmittel segnet, und wie treu er gläubige, brünstige und unablässige Gebete erhört. So ermuntert er uns, zu arbeiten und nicht müde zu werden, und lehrt uns, wenn er unsere Arbeit segnet, ihm allein die Ehre zu geben.

Was den Zustand des Reiches Gottes in unserem Vaterlande betrifft, so haben wir viel Ursache zu danken, und viel Ursache, uns vor Gottes Angesichte zu demüthigen. Unsere politischen und religiösen Freiheiten sind neuerlich noch vermehrt worden. \*\*\*) Wir haben reichliche Gelegenheiten, uns zu erbauen und für den Herrn zu wirken. Unsere Gemeinden genießen im Allgemeinen des Friedens, und die Diener der Wahrheit wirken im Allgemeinen, wie wir mit Vertrauen sagen dürfen, mit Fleiß und Sorgfalt, auf großen und wichtigen Arbeitsfeldern. Unsere Bibel-, Tractat-, Missions- und Sonntagsschul-Gesellschaften werden fortwährend reichlich unterstützt, und wirken eifrig für das Reich Gottes. Wenn wir auf frühere Jahre sehen, so dürfen wir mit Dank sagen, daß die Sache Christi zunimmt, und die Zahl seiner treuen Jünger wächst.

Während wir eben dies zur Ehre Gottes bezeugen müssen, fühlen wir tief die Strafe unseres Gewissens, daß wir weit zurückbleiben, und

\*) Bei den Independenten regiert jede einzelne Gemeinde sich selbst, und steht nur in brüderlicher Verbindung, nicht aber unter einem gemeinschaftlichen Kirchenregiment mit den übrigen.

\*\*) 1 Cor. 12.

\*\*\* Dies bezieht sich auf die den Independenten, als Dissenters, zu Gute kommende Aufhebung der Test- und Corporationsacten im Jahre 1828.



haben viel Ursache uns zu schämen und zu demüthigen. Unsere Fortschritte in der Selbsterläugnung, in der Aufopferung für den Herrn und in der Heiligkeit stehen in keinem Verhältnisse zu den vielen Gnadenbeweisungen Gottes, die wir so lange genossen haben. Gott hat uns vor Anderen durch Vorzüge von mancherlei Art bis zum Himmel erhoben, wir aber sind in Gefahr gewesen, dies zu vergessen, oder stolz zu werden auf unsere Erhebung. Wir bedürfen eines größeren Maaßes von der Hingebung und himmlischen Gesinnung, welche Viele von euren und unsern Vätern befestet. Wir müssen klagen über die Menge der kalten und todtten Bekenner des Namens Christi, und über die Rauheit, Weltförmigkeit und Fleischlichkeit so vieler unter uns, die den Christennamen tragen. Viele, von denen man etwas Besseres hoffen sollte, lieben ihre Bequemlichkeit, stellen sich der Welt gleich, und sind nicht geneigt, etwas zu leiden oder aufzuopfern für die Sache des Herrn. Wir müssen mehr haben von jener tiefschenden Erfahrung der Kräfte der zukünftigen Welt, und von den Früchten derselben im Wandel, ohne welche kein auswärtiges Bekennen etwas helfen kann. Wir fühlen, daß wir, und zwar die Diener des Wortes sowohl als die Gemeinden, ein reicheres Maaß der Salbung bedürfen von dem, der heilig ist, denn diese allein kann uns und unsere Dienste heiligen und Gott angenehm machen.

Brüder in Christo, betet für uns, daß das Wort des Herrn bei uns laufen und wachsen und verherrlicht werden möge, wie bei euch, daß einige Tropfen des Gnadenregens, der euch erquickt und fruchtbar gemacht hat, die Berge unseres Zions besuche; daß der Boden, aus dem auch ihr entsprossen seyd, bewahrt bleibe vor dem Fluche der Unfruchtbarkeit und mehr als je ein Garten des Herrn werde, ein Weinberg, den er selbst gepflanzt hat.

Wir haben euch geschrieben, um euch aus vollen Herzen unsere christliche und brüderliche Liebe auszusprechen, um euch zu sagen, wie sehr wir Theil nehmen an eurer Freude und an euerm Segen, um die Bande, die America und England verbinden, fester zu knüpfen zum Bau des Reiches Gottes für alle folgenden Zeiten, um gegenseitige brüderliche Mittheilungen zu beginnen, und zu gegenseitiger Fürbitte und Dankagung zu erwecken. Es wird uns daher große Freude machen, zu hören, daß unser Schreiben euch angenehm gewesen, und daß eine solche Correspondenz mit den Formen eurer Kirchenverfassung vereinbar ist. Wir empfehlen euch inbeffen der gnadenreichen Obhut des großen Vaters und Bischofs unserer Seelen, und ersuchen euch um eure Fürbitte für uns.

London, 10. März 1829.

euere treulichenden Mittheilung

Johann Humphry, Vorsteher.

Thomas Harper, Secretär."

Hierauf antwortete die Generalsynode zu Philadelphia folgendes:

„Ehrwürdige und geliebte Brüder! — Die Generalsynode der Presbyterianischen Kirche der Vereinigten Staaten hat mit tiefer Bewegung euer wahrhaft christliche Zuschrift vom 10. März 1829 empfangen, und eilt dieselbe im brüderlichen Geiste zu beantworten. Immer begierig, die Bande der Gemeinschaft mit Allen, die denselben theueren Glauben überkommen haben, und denselben gnadenreichen Herrn dienen, fester zu binden, fühlen wir die innigste Freude über die jetzt mit euch angekündigte Correspondenz. Die Abkömmlinge der Märtyrer und Puritaner von England, und unserer wegen des Glaubens ausgewanderten Vorfahren — beides Menschen, die den Verlust aller irdischen Güter um der Wahrheit willen ertrugen, und sich nun zusammen im Himmel freuen, sollten Ein Herz und Eine Seele seyn und sich der Einigkeit im Glauben und in der Liebe bewußt werden, die mehr als alle Bande des Blutes verbindet und vereinigt. In diesem Sinne empfangen wir mit Freuden euren brüderlichen Gruß, und wünschen euch dagegen Gnade, Trost und Frieden von Gott unserem Vater und dem Herrn Jesus Christus. Wir müßten wenig von dem Geiste des Evangeliums haben, wenn wir nicht zärtliche Theilnahme empfänden für die, welche über den Gräbern unserer Väter wohnen und berufen sind, das Panier des Kreuzes aufzuwerfen, wo so viele Märtyrer geblutet haben

und gekrönt worden sind, und wo die christliche Liebe jetzt zu so herrlichen Unternehmungen zur Erleuchtung und Errettung der in ihr Verderben eilenden Welt begeistert. Möge unsere Correspondenz lange fortfahren, uns gegenseitig zu erbauen, die Bande christlicher Gemeinschaft zu stärken, und uns zu jedem guten Werke zu ermuntern.

Während wir gern das demüthigende Gefühl unserer gänzlichen Unwürdigkeit in uns nähren und festhalten, müssen wir doch, mit Beugung und Dank, die reichen Segnungen erkennen, welche das große Haupt der Kirche durch die Erweckungen der letzten dreißig Jahre unserem Vaterlande so gnädig verliehen hat. Diese Zeiten der Erquickung von dem Angesichte des Herrn haben die Kraft der Gnade Gottes in Christo herrlich an den Tag gelegt, obgleich sie nicht immer unbesiegt blieben von menschlicher Schwachheit und von der Arglist des Feindes der Seelen. Durch sie ist das wahre Christenthum über unser Vaterland weithin verbreitet worden. Ob sie würden große Landstriche öde Wästen geblieben seyn, die jetzt voll von Kirchen sind, und unter dem reinigenden und kräftigenden Einflusse des Wortes und Geistes Gottes stehen. In dieser Fülle geistlichen Segens sehen wir vor Augen, wie wir alles Licht, alle Hoffnung, allen Trost, den wir haben, den besondern Ausgießungen des heiligen Geistes verdanken, und fühlen, daß wir uns nicht zu rühmen, sondern in den Staub zu demüthigen haben vor so großer und köstlicher Gnade, die uns ohne alles unser Verdienst zufällt, und daß wir vielmehr zittern sollten, wie schwer grade unsere Rechenschaft, nachdem wir so viel empfangen, seyn wird.

Die Mittel, zu denen Gott sich bekannt, und wodurch er diese großen Erweckungen bewirkt und befördert hat, waren folgende: die einfache und ernstliche Predigt der großen Wahrheiten des Evangeliums; die dringende Aufforderung, sofort Buße zu thun; Warnungen an aufgewachte forschende Sünder, wie furchtbar ihre Schuld und Gefahr zunimmt, so lange sie noch zögern, ihre Herzen gänzlich Christo zu ergeben; Besuche von Haus zu Haus, bei denen den Weltlichgesinnten der Werth und die Gefahr ihrer Seelen, die Nothwendigkeit der Bekehrung, und die erschrecklichen Folgen des Widerstandes gegen den heiligen Geist, oder der Geringschätzung seiner Gnadenzüge an's Herz gelegt und zu Gemüthsachen gemacht wurden; und, vor Allem, brünstiges und unablässiges Gebet um das Gedeihen von Gott, ohne welches Paulus vergeblich pflanzte, und Apollo vergeblich begießt. Wir haben die Gefahr des Selbstbetruges und des Vertrauens auf plötzliche vorübergehende Gefühlsaufregungen fest im Auge behalten, und uns sorgfältig dagegen zu verwahren gesucht, auch nicht anders als nach gründlicher Prüfung der Beweggründe und des ganzen Lebens und Wandels angenommen, daß Jemand wirklich vom Tode zum Leben hindurchgebrungen sey. Aber dennoch, auch nach dieser ersten Prüfung, liegt die Gewißheit, daß der Heiland seine Macht und Gnade in unseren Erweckungen herrlich bewährt hat, klar vor unsern Augen. Wenn wir sehen, wie aus geistlichen Wästen fruchtbare Gärten Gottes geworden sind, in denen er Hunderte von blühenden Kirchen gepflanzt und bewässert hat, wie ein Heer von treuen, dem Herrn ergebenden Predigern und Missionaren, und viele Tausende von thätigen, wirkenden Christen in diesen Erndtezeiten der Gnade zur Herde Christi sich gesammelt haben, so müssen wir voll Dank ausrufen: „Es ist des Herrn Werk, und ein Wunder vor unsern Augen.“ Dreifach gesegnet aber sind solche Regengüsse der göttlichen Gnade gewesen, wenn sie auf unsere Gymnasien, Sonntagsschulen und Bibelclassen gefallen, und durch diese der Kirche und der Welt in reichen Strömen zugefloßen sind. Aus ihnen sahen wir Tausende von Jünglingen hervorkommen, in der ganzen Inbrunst und Schönheit des jugendlichen Glaubens, die Mauern von Zion zu bauen, und ihre Palläste aufzurichten. Da hat Jerusalem sich aufgemacht und ist Licht geworden, denn ihr Licht war gekommen, und die Herrlichkeit des Herrn aufgegangen über ihr, und die Stimme der Freude und des Dankes ist in allen ihren Wohnungen gehört worden.

(Schluß folgt.)



# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1830.

Mittwoch den 14. Juli.

N<sup>o</sup> 56.

## Ueber das Verhältniß des Herrn Dr. Marheineke zu den Rationalisten und Pietisten.

Im diesjährigen Maihefte der Jahrbücher für wissenschaftliche Critik findet sich eine Recension des Herrn Dr. Marheineke von des Herrn Bischofs Dr. Eylert Schrift: Ueber die Königlich Preussische Liturgie und Agende, in welcher sich Herr Dr. Marheineke über den gegenwärtigen Kampf zwischen Rationalismus und „Pietismus“ — wie er sich ausdrückt — mit Bezug auf die Hallische Angelegenheit dahin ausspricht: der Staat dürfe in diesen Streit zunächst nicht eingreifen, um nicht seine „über alles, was Parthei heißt, durchaus erhabene“ Stellung zu verlassen und „die Lehrfreiheit“ zu beeinträchtigen, vielmehr müsse er „beide Partheien“ gelten und in sich gewähren lassen, für die eine so viel als für die andere thun, und, um selbst den Schein der Partheilichkeit zu vermeiden, jede Günst nach der einen Seite sofort durch eine ähnliche nach der anderen Seite aufwiegen, denn es komme hier auf die ihm nicht gebührende Feststellung an, was Wahrheit und Irrthum in der Wissenschaft sey; da aber der Staat jenen Streit auch nicht ignoriren dürfe, so müsse er dennoch dadurch einschreiten, daß er die „Wissenschaft fördere,“ und zwar diejenige Wissenschaft, die „allem, was nur Parthei ist, völlig fremd und zuwider“ sey, indem diese den Streit schon schlichten werde.

Wir finden in diesen Sätzen nichts wesentlich Anderes, als was, besonders von Seiten der Rationalisten, in dieser Hinsicht der Ev. K. Z. schon oft entgegengestellt und vielfach in derselben widerlegt worden ist. Wir brauchen daher nicht von Neuem auszuführen, daß wir nicht, wie Herr Dr. Marheineke (p. 744. unten) meint, die Hülfe des Staates als solchen anrufen, sondern zur Evangelischen Kirche geredet haben, eben deshalb aber auch zu denen, die das Regiment derselben führen, — daß die Evangelische Kirche den Schulen des Unglaubens gegenüber — von einem außer ihr befindlichen Standpunkte betrachtet — wesentlich eine Parthei ist, und daß Jeder, der zu ihr gehören will, selbst Gelehrte und hohe Landes- und Kirchenoberkeiten nicht ausgenommen, so wie die übrige Schmach Christi, so auch

die Schmach, ein Sectirer zu seyn, mit dem Apostel Paulus auf sich nehmen muß (Apostelgesch. 24, 5. 14. 28, 22.); daß die Lehrfreiheit der Ungläubigen nicht beeinträchtigt wird, wenn die Kirche ihnen ihre Aemter und ihr Ansehn verweigert, wohl aber die Freiheit der Kirche, wenn ihre Aemter und ihr Ansehn ihr entrissen und ihren Feinden anvertraut werden, und daß alle menschliche Wissenschaft zum Dienste der Kirche, von welcher ihr Haupt, unser Herr Jesus Christus, nicht getrennt werden kann, nicht aber zur Richterin zwischen der Kirche und ihren Feinden berufen ist. Wir würden uns auch nicht veranlaßt gefunden haben, wenn jene Sätze von einem Rationalisten von Neuem aufgestellt worden wären, noch einmal darauf einzugehen.

Herr Dr. Marheineke ist aber bekanntlich kein Rationalist. Vielmehr nennt er in eben diesem Aufsatze die Rationalisten „eine in sich schon fast verkommene Parthei.“ Er ruft ihnen zu, sie seyen „ohne Erkenntniß der göttlichen Wahrheit,“ „der christliche Inhalt der Bibel und Kirche gehe bei ihnen so gut wie rein drauf,“ „sie trieben mit dem steten Berufen auf Vernunft, Idee, Philosophie, wovon nie eine Ahnung an sie gekommen, ein leeres Spiel und umhüllten damit nur die äußerste Blöthe und Flachheit ihres Denkens und Treibens,“ „sie kämen mit Allem, was sie von Gott ausfragten, nicht über ihr werthes Ich hinaus,“ und „sie seyen minder ehrlich und offen als ihre Vorfahren, indem diese rein herausgesagt, was sie gewollt, nämlich, daß sie nicht an eine göttliche Offenbarung und Dreieinigkei, nicht an den Sohn Gottes und dessen Menschwerdung, nicht an die Versöhnung und das absolute Bedürfniß der göttlichen Gnade glaubten, während die heutigen Rationalisten ihr nichtiges Wesen nur noch kümmerlich dadurch zu halten wüßten, daß sie der Welt vorspiegelten, sie glaubten ja auch an die Offenbarung (nämlich ihrer Vernunft) und an die Versöhnung durch Christum (nämlich, weil er sie gelehrt und verkündigt habe);“ ja er straft mit ernsten Worten diese rationalistische Unehelichkeit, wie sie sich besonders in der bekannten Streitschrift gegen die



Ev. K. 3.: „Antliches Gutachten eines offenbarungsgläubigen Gottesgelehrten.“ \*) so auffallend gezeigt habe.

Man sieht hieraus, daß Herr Dr. Marheineke's Urtheil über die heutigen Nationalisten mit dem der Ev. K. 3. im Wesentlichen übereinstimmt, nur daß die Ev. K. 3. aus diesem ihrem Mangel an Glauben, an Erkenntniß und an Redlichkeit, kurz am Evangelischen Christenthum, ihre Unfähigkeit und Unwürdigkeit zu Evangelischen Kirchenämtern herleitet, während Herr Dr. Marheineke sie zu solchen Aemtern zu befördern anrath.

Uns dagegen, die er Pietisten und Mystiker nennt, gibt er das schöne Zeugniß, daß wir des Inhalts des Christenthums theilhaftig seyen, der bei unseren Gegnern fehle, er nennt unseren Glauben heilig (— „den allerheiligsten“ nennt ihn die heilige Schrift —), ja, er gesteht sogar zu, daß wir diejenige Form des Christenthums geltend machen, die für das Leben und Handeln vollkommen ausreiche.

Wer hätte nach solchen Zeugnissen nicht glauben sollen, Herr Dr. Marheineke würde diese Pietisten und Mystiker mit der innigen und heißen Bruderliebe umfassen, welche der Sohn Gottes, als der erstgeborene Bruder, für die Seinigen herabstehete, ehe er in sein Leiden ging (Joh. 17, 21—23.) und welche er als das Kennzeichen seiner Jünger angibt, — welche Paulus als das Einheitsband der Glieder an dem Haupte Christo so ernstlich empfiehlt, und welche nach diesem Apostel unter allen Gaben des heiligen Geistes die köstlichste ist! Wer durch seinen heiligen Glauben den Inhalt des Christenthums, also Jesum Christum, und zwar in der Form, die für das Leben und Handeln vollkommen ausreicht, also rechtfertigend, beseligend und heiligend, wirklich hat, sollte der nicht aus Gott geboren, und, wenn ich Gottes Kind bin, mein Bruder seyn? „Ein jeglicher Geist, der da bekennet, daß Jesus Christus ist in das Fleisch gekommen, der ist von Gott, und ein jeglicher Geist, der da nicht bekennet, daß Jesus Christus ist in das Fleisch gekommen, der ist nicht von Gott.“ Daran, sagt Johannes (1 Joh. 4, 2. 3.), sollen wir den Geist Gottes und den Geist des Widerchristi erkennen, und danach bestimmt sich, wenn das wahr ist, was Herr Dr. Marheineke von den Pietisten und Mystikern einer- und den Nationalisten andererseits sagt, das Verhältniß, in dem sie zu einander und zur Kirche Gottes, ja in dem sie zu Herrn Dr. Marheineke selbst stehen, sofern dieser ein Glied der Kirche ist.

Freilich tadelt Herr Dr. Marheineke auch Vieles an den Mystikern und Pietisten, nämlich hauptsächlich: daß sie sehr schwach seyen in der Theologie als Wissenschaft — ja, er sagt sogar, sie hätten keine Ahnung davon, was sie wolle und solle, dies ist aber wohl nur eine Uebertreibung, da der wesentliche Herz und Leben erneuernde Inhalt des Glaubens, den sie nach ihm besitzen, ohne eine solche Ahnung nicht wird gedacht werden können \*\*) —

\*) Eben diese Schrift, welche, wie nun nicht mehr zu bezweifeln ist, von dem so eben zum ordentlichen Professor der Theologie beförderten Dr. Frißche in Halle herrührt, bezeichnet Herr Dr. Wilmann als „brav und redlich“ in seinem theologischen Bedenken, welches Herr Dr. Marheineke wieder einen „gutgemeinten Anhang zu Heander's Erklärung“ nennt, ein Prädicat, das wir dieser Schrift auch nicht streitig machen wollen, wenn man nur das Wort „gut“ nicht in dem Sinne Matth. 19, 7., sondern in der flachsten Bedeutung nimmt, deren es fähig ist.

\*\*) Eine solche Trennung von Wissen und Seyn scheint mehr eine todte und in sich unwahre Verstandesabstraction, als ein leben-

er klagt, daß sie vom Wissen im Glauben „nichts wissen wollten, und insofern mit den Nationalisten übereinstimmten, — daß sie die künftigen Lehrer der Kirche nicht sowohl zu Theologen machen wollten sondern immer nur zu Christen, was sie billig schon seyn sollten, (— aber bekanntlich fast nie sind, daher Herr Dr. Marheineke dies Bestreben der Mystiker und Pietisten mit der brüderlichsten Theilnahme und Fürbitte begleiten sollte), — daß sie oft in particularen Vorstellungen, blinden Gefühlen, Ahnungen und Träumen beruheten, und nicht zur Erkenntniß der Wahrheit hindurch drängen, — und daß sie in der Wissenschaft sich oft ganz rationalistisch bekehrten.

Ohne auf eine Erörterung des Sinnes, in welchem hier das Wort „Wissenschaft“ genommen wird, näher einzugehen, und ohne einzuräumen, daß dieser Sinn schriftgemäß sey, können wir doch nicht umhin, diese Vorwürfe in bedeutendem Umfange von vielen unserer Brüder zuzugesehen, — so weit sie nämlich vereinbar sind mit dem Vorhandenseyn „des heiligen Glaubens,“ der durch seinen ewigen „Inhalt“ unser Herz und Leben neu macht — ja, in einer Hinsicht müssen wir jene Mängel in noch größerem Umfange rügen, als Herr Dr. Marheineke selbst es gethan hat. Nicht bloß manche Theologen, nein, überhaupt ein großer Theil der Christen unserer Zeit und unseres Vaterlandes stehen sehr ab gegen frühere Zeiten der Kirche, wo eine feste und gewisse Erkenntniß der ewigen Heilswahrheiten, — denn auch Wahrheit, nicht bloß Gnade ist uns durch Christum geworden — die Gläubigen fest und unbeweglich gründete auf den Grund des Glaubens, wo dieselben ganz, nach Geist, Seele und Leib, im Erkennen sowohl als im Wollen und Fühlen, erneuert, und dadurch die Entschiedenheit und Ganzheit in ihnen gewirkt wurde, die wir jetzt auch im Leben, nicht bloß in der Wissenschaft, so oft bei den Gläubigen vermissen, und aus der, als ihrem Grunde, eine wahrhaft christliche Theologie erst hervorsprossen kann. Aber sollte darum Herr Dr. Marheineke diejenigen, denen er selbst Christum als in ihnen wohnend zuschreibt, eben so weit von sich stellen, als die, welche den Sohn läugnen und daher auch den Vater nicht kennen, welche, wie er selbst sagt, ohne Erkenntniß der göttlichen Wahrheit, ohne Christenthum, ohne Glauben, bloß durch falsche Vorpiegelungen ihr nichtiges Wesen kümmerlich hinzuhalten bemüht sind? Sollte er nicht vielmehr, nach des Apostels Beispiel, die Schwachen im Glauben aufnehmen und ihnen werden als ein Schwacher, ja sich mit ihnen verbrüdernd, als mit Gliedern, unter denen, nach des Herrn Wort, wer da gewaltig seyn will, Aller Diener und wer da der Vornehmste seyn will, Aller Knecht werden muß?

Alsdann würde er auch den Rath nicht ferner ertheilen, den er jetzt dem Staate gibt, den Nationalisten einer- und den Mystikern und Pietisten andererseits völlig gleiche Gunst angedeihen zu lassen (worunter man doch wohl völlig gleiche Beförderung zu kirchlichen Aemtern — die academischen mit eingeschlossen — verstehen muß), Verzicht der Vermittelung des Streites aber die über den Partheien schwebende Wissenschaft zu befördern, ein Rath, welcher überdies in der Ausübung auf nicht geringe Schwierigkeiten, ja Widersprüche führen dürfte, wiewohl Herr Dr. Marheineke die Meinung ausspricht, daß im Preussischen jetzt danach verfahren werde. Wie soll dieser Grundsatz von solchen Unter-Dringlichkeiten, denen auch, wie dem Landesherrn,

diges Resultat des speculativen Denkens zu seyn, welches Herr Dr. Marheineke zu empfehlen bemüht ist.



Patronatsrechte über Kirchen und Schulen zusehen, von Guts-herren und Stadtmagistraten, angewendet werden? Sollen auch diese, unabhängig von ihrem eigenen Glauben oder Unglauben, es sich zum Gesetz machen, gleichmäßig solche anzustellen, die „ohne Erkenntniß der göttlichen Wahrheit sind, und nicht an die göttliche Offenbarung, nicht an den Sohn Gottes, nicht an die Verzeihung glauben“ und „die des wesentlichen practischen Inhalts des Christenthums, wenn schon in mangelhafter Form in Beziehung auf die Wissenschaft, theilhaftig sind?“ Sollen etwa solche Patrone, die nur Eine Stelle zu vergeben haben, abwechselnd aus den Einen und aus den Anderen ihre Prediger wählen? Soll etwa auch einem Landesherrn, der mehrere Hofprediger hat, gerathen werden, dahin zu streben, immer eine gleiche Anzahl rationalistischer und pietistischer Hofprediger zu haben und vielleicht gar, jene nicht minder als diese zu hören, bei jenen nicht minder als bei diesen Lehre, Ermahnung, Strafe und Trost für sein Gewissen zu suchen? Das kann Herr Dr. Marheineke nicht wollen, da er nicht, nach den hölzernen Lehrrägen eines materialistischen Staatsrechts, dem Landesherrn das Recht abspricht, auch in Glaubenssachen die Wahrheit zu lieben, ihr zu dienen und die Lüge zu hassen und sie zu bekämpfen, sondern vielmehr laut bekennet, daß er einen Evangelisch gesinnten Landesherrn als eine der größten Wohlthaten Gottes für ein Land betrachte. Und doch läßt sich nicht absehen, wie die partheilose Gleichheit anders durchzuführen seyn soll. Werden wir uns nun aber zu den Männern, durch welche der Landesherr seine eigenen hohen und höchsten Gerechtsame in Kirchensachen ausübt, und deren Rath er in diesen hochwichtigen Sachen muß vertrauen können. Sollen auch hier Nationalisten und Pietisten in gleicher Zahl, mit gleichem Range und mit gleichem Ansehen und Einfluß nebeneinander stehen und etwa die höchste Stelle nach dem Landesherrn, die nur einer bekleidet, abwechselnd immer erst einem Nationalisten und dann einem Pietisten oder umgekehrt verliehen werden? Ja, soll man am Ende gar wünschen, daß in dem Glauben der auf einander folgenden Landesherrn selbst ein solcher Wechsel statt finde? Diese ganz ungereimten Resultate hat Herr Dr. Marheineke, der einen Evangelisch gläubigen Landesherrn für einen so großen Segen hält, gewiß nicht gewollt, so sehr auch sein Princip darauf hinführen scheint. Wie sollte auch bei einem solchen Zustande eine Beförderung der angeblich über allen Partheien schwebenden Wissenschaft durch den Staat, die Herr Dr. Marheineke ferner empfiehlt, möglich seyn? Er sagt ja selbst, daß die Nationalisten und Pietisten, so sehr sie von einander abweichen, sich doch gegen diese Wissenschaft zu verbinden pflegen, sie würde also weder von rationalistischen noch pietistischen landesherrlichen Consistorien, oder Geheimen Räthen Förderung, sondern vielmehr das Gegenheil zu erwarten haben. Hienach schienen also, wenn auch nicht alle kirchlichen Aemter, doch wenigstens die eigentliche Kirchenregierung, und namentlich die vornehmsten Beamtenstellen in derselben, den Wissenschaftlichen anvertraut werden zu müssen, da offenbar die Wissenschaft auch von ganz Gesinnungslosen, die Herr Dr. Marheineke auch sonst nicht empfehlen wird, die von ihm ihr gewünschte Beförderung nicht hoffen darf. Die partheilose Gleichheit würde dann auf eigentliche Lehrämter oder niedere Stellen sich beschränken. Wie aber bei diesem Verfahren alles Partheiübergreifen, ja selbst der Schein, einer Parthei anzugehören, von Seiten des Staates soll vermieden werden können, läßt sich wieder nicht absehen. Denn eine solche vorzügliche Beförderung zu den höchsten

Aemtern des Kirchenregiments würde eben die „Wissenschaftlichen“ als eine dritte und zwar als die vorzüglich begünstigte und herrschende Parthei darstellen, für welche sehr leicht ein auf — isten oder — aner endigender Name sich finden würde, wenn er nicht schon zum Voraus nebst dem Parthei character vorhanden wäre.

Da hienach alle Versuche vergeblich zu seyn scheinen, dem verhassten Vorwurfe, einer Parthei anzugehören, zu entgehen, so bitten wir schließlich Jeden, der noch zwischen den Partheien umherschwanzt, nicht, wie Petrus, die Schmach zu scheuen, welche der Galiläische Dialect nach sich zieht, sondern die Parthei dessen zu ergreifen, der selbst ein Verführer des Volks gescholten wurde (Matth. 27, 62.), der der kleinen Herde das Reich verheißen hat, und der die Seinen lehrt, in der brüderlichen Liebe, nicht außer derselben, allgemeine Liebe darzubringen.

## Nachrichten.

(England und Nordamerica.) (Schluß.) Zugleich müssen wir aber des Umstandes gedenken, wie unser gnädiger Gott dabei grade die von ihm verordneten Gnadenmittel gebraucht und gesegnet hat. Wo die Prediger und Bekenner des Herrn voll Zweifel, ohne Vertrauen und ohne Hebet gewesen sind, und an die Wirklichkeit oder Wichtigkeit solcher besonderen Ausgießungen des Geistes nicht recht haben glauben wollen, da ist auch der Segen der erweckenden Gnade nicht über sie gekommen, und sie sind unter dem erkältenden, tödtenden Einflusse eines bloß auswendigen Christenthums geblieben. Wo aber die Christen, im Geiste Jesu Christi und seiner Apostel, ernstlich, unablässig gebetet, wo Prediger oder Missionare den Ruf der Sünder zur Buße zu dem einen großen Gegenstande ihrer Predigten, sowohl öffentlich als von Haus zu Haus gemacht haben, da ist meist auch der Herr erschienen, Zion aufzubauen, und sein Geist ist herabgefallen wie der Thau auf das gemähete Gras, oder wie Regenschauer, die das Erdreich fruchtbar machen.

Während wir euch so den Segen erzählen, den uns der Herr schenkt, freuen sich unsere Herzen der frohen Botschaften, die wir von den Siegen Israels und seinen Hoffnungen unter euch, theuere Brüder, vernehmen. Wir preisen Gott mit inniger Freude, daß er einen Geist brünstigen Gebetes unter den Britischen Christen erweckt hat, des Gebetes um herrlichere und kräftigere Wirkungen seiner bekühnenden Gnade, als noch je erlebt worden sind. Denn grade bei euch ist ein mächtiges Gnadenwerk von unaussprechlicher Wichtigkeit, da euer Vaterland einen so überwiegenden Einfluß auf die Christenheit auszuüben berufen ist, und Fluch oder Segen nach fast allen Theilen der Erde senden muß.

Wir sind gewohnt, mit der größesten Theilnahme den Fortschritten des Christenthums in dem Lande unserer Väter zuzusehen. Nachrichten darüber werden sehr eifrig gesucht und rasch verbreitet. Ihr würdet euch über die genaue Kenntniß wundern, welche die Christen unseres Vaterlandes von eurem Zustande, euren Hoffnungen und euren Unternehmungen haben. Wie sollte auch nicht jedes Herz, in dem die Liebe Christi wohnt, bewegt werden, wenn es an den herrlichen Verus der Britischen Christen denkt, der ganzen Welt das Evangelium zu bringen?

Wir freuen uns mit euch über die Fortschritte der der Toleranz günstigen Ideen. Die Erfahrung unseres Vaterlandes scheint diese Fragen völlig dahin entschieden zu haben, daß die Kirche Christi ohne alle Verbindung mit dem Staate mehr blüht, als wenn sie zu einem Theile des Staatskörpers gemacht wird. \*) Jetzt, wo Jeders

\*) Eine andere Frage, welche unsere Americanischen Brüder minder gründlich zu erörtern pflegen, würde die seyn, ob nicht die Kirche, deren Haupt der Herr aller Herren ist, nach ihrer Natur auch die Staaten durchdringen muß, ob diese,



mann lesen und denken lernen muß, und wo Gott seine Kraft zur Beglaubigung der Wahrheit so reichlich darreicht, fürchten wir auch die freieste Untersuchung nicht, und hoffen, ohne die Stützen besonderer menschlicher Gesetze, die Freiheiten und Rechte unserer Kirchen aufrecht zu halten.

Mit lebhafter Theilnahme hören wir von euch, wie jene Anstalten christlicher Liebe, die Liebe und der Segen unserer Zeit, welche der allgemeinen Herrschaft des Friedefürsten den Weg bereiten, unter euch zu gedeihen und zu wirken fortfahren. Bei uns zählen wir diese Anstalten zu den köstlichsten Schätzen unserer Kirchen. Unausprechlicher Segen ergießt sich aus ihnen über unser weites Vaterland. Sie sind die Nerven und Sehnen aller unserer christlichen Unternehmungen. Während in den Sonntagsschulen jede Woche eine halbe Million unserer Kinder zu den Füßen des guten Hirten sich versammeln, und jährlich mehrere Tausende aus diesen Pflanzschulen jugendlichen Glaubens in die Gemeinschaft unserer Kirchen aufgenommen werden, — während wir in den lebenden Heralden und den stummen Boten \*) des Heils den Flug des Engels sehen, der das ewige Evangelium trägt, — und während wir uns der gewissen Aussicht freuen, daß innerhalb zweier Jahre das Wort Gottes der letzten der Familien unseres Vaterlandes gebracht seyn wird, denen es jetzt noch fehlt, — gedenken wir gern daran, daß wir diese Liebeswerke von euch gelernt haben, daß ihr die Quellen eröffnet habt, deren Gnadenströme jetzt die dürren Gegenden der Erde erschicken, und daß diese Lichter der Wahrheit und Liebe, vor denen die dicke Finsterniß der Unwissenheit und Sünde zurückweicht, auf eueren Altären angezündet worden sind, zu England's wahrerem und dauerndem Ruhme, als derjenige ist, der aus dem Lichte der Wissenschaften, den Wundern der Kunst und den Triumpfen der Waffen fliehen kann.

Von Herzen stimmen wir mit euch ein, geliebte Brüder, in das demüthigende Bekenntniß auch unseres Mangels an Inbrunst und Treue, unserer Langzeit, und der traurigen Vermischung unserer Sündhaftigkeit in unsere besten Werke. Wir müssen klagen über unseren Mangel an starkem unerschütterlichen Glauben, an fortwährender Selbstverläugnung, an gänzlicher Hingabe an ihn, der uns geliebt und sich für uns gegeben hat. Betet vor dem Gnadensthron besonders für uns, unsere Brüder und unsere Kirche, daß wir aufgeweckt werden mögen aus aller Trägheit und Weltlichkeit, aus allem todtten äußerlichen Christenthume, und ausgerüstet zu dem großen Werke, das uns anvertraut ist. Das Schicksal noch ungeborener Geschlechter ist uns anvertraut, — welche Verantwortlichkeit lastet daher auf uns! Dörfer, Städte, ja! ganze Staaten entstehen rasch hintereinander im Innern unseres großen Vaterlandes, die Bevölkerung wächst mit einer beispiellosen Schnelligkeit, und es eröffnet sich vor uns ein unermessliches Arbeitsfeld. Die ersten Elemente des gemeinsamen Lebens sind daselbst im Entstehen begriffen, und Sitten und Rechte, welche Segen oder Fluch über Hunderte von Millionen verbreiten werden, gestalten sich zu dem, was sie künftig seyn sollen. Bald werden die Grundlagen zu künftiger Gottseligkeit und Wohlstande, oder zu künftiger Verunsinntheit, Unwissenheit und Elende dieser zahllosen Menschenmassen gelegt seyn. Die starken Volkwerke der Volkssitten und Volksmeinungen erheben sich immer höher und

fechter, und die stürmenden Fluthen des Irrthums und der Sünde werden sich bald ein tiefes und breites Bett gegraben haben, in welchem sie dauernd fließen, wenn die mächtige Kraft des Evangeliums ihnen nicht ein Ziel setzt und sie zurückdrängt. Es ist jetzt die Zeit der Saat für diese unsere weltliche Welt. Wenn die Knechte Gottes träge und untätig sind, so wird der Feind, der nimmer schläft, dieses Unkraut aussäen, wir aber werden dereinst Sommer und Verderben eimernden. Von diesem Kampflage aus, wo Gefahren und Schwierigkeiten uns auf allen Seiten umgeben, und wo unsere Niederlage die schrecklichsten Folgen haben würde, bitten wir euch um euer Gebet für uns, daß der Herr uns Gnade und Weisheit, Eifer und Selbstverläugnung schenken möge, unser schweres Amt so treu zu thun, daß die unschätzbaren Reichthümer der christlichen Kirche, daß christliche Sitten und Rechte den kommenden Geschlechtern überliefert und gesichert und das Siegel des göttlichen Wohlgefallens unserem Werke aufgedrückt werde.

Wir mögen von keinem Nationalstolze, so wenig als von irgend einem anderen Stolze etwas wissen, — wir freuen uns herzlich des Wiedererwachens und der Verbreitung des Christenthums auf dem festen Lande von Europa, — aber dennoch setzen wir deutlich, daß Gott grade von Großbritannien und America große Dinge erwartet. Diesen Nationen liegt, nach ihrer Lage und ihrem Charakter, das Amt ob, der ganzen Welt das Evangelium zu bringen. Euch insbesondere sind so reiche Gnadenschätze anvertraut, ihr habt einen so leichten Zutritt zu allen Enden der Erde, daß die Augen aller Gläubigen im Himmel und auf Erden eure Schritte mit tiefem Interesse verfolgen, und alle dem Heilande ergebenen Herzen der großen Dinge warten, die durch euch vollbracht werden sollen. Gott verbüte daher, theure Brüder, daß unsere Fürbitte für euch, unser Gebet, daß euer Eifer diesem hohen Berufe entsprechen und Gottes Segen euch begleiten möge, je aufhöre. Gewiß, alles dies sollte die Christen eures und unseres Vaterlandes mächtig treiben, sich gegenseitig zu reizen zur Liebe und zu guten Werken, und sich zu gegenseitiger Fürbitte vor dem Gnadensthron zu verbinden. Und wir müssen wir uns freuen, wenn wir gedenken, wie in der monatlichen Arbeitsvereinigung \*) tausend Kirchen Gottes in Großbritannien und America sich zusammen zu des Heilands Füßen niederwerfen und in Einem Geiste unablässig beten für das Heil der abgefallenen Welt, und um die Sendungen des heiligen Geistes für sich und für einander. O laßt unseren Eifer immer lebendiger, unsere Gemeinschaft in der Liebe immer heiliger werden. Als verschiedene Abtheilungen eines großen Heeres ziehen wir aus unter denselben Panieren, und kämpfen gemeinschaftlich unter demselben großen Herzog unserer Ewigkeit. Eure Siege sind unsere Siege, und eure Anfechtungen und Kämpfe theilen wir als Glieder an demselben Leibe.

Mit herzlichem Danke für euer brüderliches Anschreiben bitten wir euch um die Fortsetzung dieser Correspondenz. Der Herr wird dieselbe segnen zur gegenseitigen Belebung unserer Liebe, und Erweckung unserer Fürbitte, und zur engeren Vereinigung der Herzen derer die, in England und America, den Herrn Jesum Christum lieb haben. Hauptsächlich ist die Zeit nicht fern, wo nicht bloß Briefe, sondern Abgesandte von uns an euch und von euch an uns die Bande unserer christlichen Gemeinschaft fester knüpfen, und uns zum Wirken in Einem Geiste mehr und mehr verbinden werden.

Mit liebender Ehrerbietung verbleiben wir, verehrte und geliebte Brüder,

eure Mitarbeiter am Evangelio  
Benjamin H. Rice, Vorseher.  
Johann M. Dowell, Schreiber.

die Staaten, nicht einer Grundlage ewiger göttlicher Wahrheit bedürfen, und ob diese Grundlage wo anders eben so gut als in der christlichen Kirche gefunden werden kann. Die heutige Trennung von Kirche und Staat in America, ist zur Zeit der dortigen Revolution unter dem Einflusse französischen Unglaubens ausgesprochen worden, wegen jetzt grade den ersten und eifrigsten Christen in America von ihren Gegnern vorgeworfen wird, sie wollten den Staat christlich machen.

\*) Zur Kirche gehören nur die, welche von der Kirche nach ihrem Bekenntnisse und Wandel für wahre Christen erachtet werden.

\*) Den Missionaren und Erbauungsschriften.

\*) Monthly concert, — am Abende des ersten Montags jedes Monats.



# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1830.

Sonnabend den 17. Juli.

N<sup>o</sup> 57.

## Ueber das neue Berliner Gesangbuch.

### Viertes Schreiben an \*\*\*

Wenn wir, mein theurer Freund, von den bisher aufgestellten Grundfäden auf das neue Berliner Gesangbuch zurücksehen, so kann es auf den ersten Anblick scheinen, als bedürfte dasselbe unserer Canones gar wenig: wenn wir aber nach dem Grunde fragen, warum darin so viele Lieder oder Verse, auf welche sie eine Anwendung leiden, fehlen oder in Verneuerungen untergegangen sind, so möchte derselbe wohl eben darin liegen, daß man es bequemer gefunden habe wegzulassen als mäßig zu ändern, oder daß man die alte Kirchensprache lieber bis auf einige vereinzelt stehende Ausnahmen ohne Achtung habe ausgerottet als sie lebendig an die neuere anschließen wollen. Einen besonderen Beleg dafür wollen wir erst nach Aufstellung der übrigen Canones aussuchen, zu welcher wir jetzt schreiten.

#### IV. Prosodisch-musikalische Canones.

1. Die Sylben in jedem Kirchenliede müssen gezählt seyn. Dies ist eigentlich der leichteste und sicherste Theil der kritischen Feststellung des Textes, und doch werden auch hierin noch täglich grobe Fehler gemacht. Der Canon steht fest, erstlich als Gesetz aller guten alten Lieder — scheinbare Ausnahmen verschwinden durch Zurückgehen auf die Originalausgaben oder sind offenbare Druckfehler, — und zweitens ist die Gleichheit der Sylben unerlässlich wegen der Natur der Choralmusik. Das beliebte Mittel, eine Note zu spalten, um eine eingeschobene Sylbe in die Melodie einzuzwängen, bringt unfehlbar Störung hervor, wenn es nur in der einen oder anderen Strophe vorkommt, oder verändert gar den ganzen Gang des Rhythmus und der Melodie, wenn eine solche Ausdehnung auf Kosten des Textes und Metrums durch alle gleichmäßig durchgeführt wird. Beides ist auch nur von uncritischen Herausgebern, wie z. B. Vorst, oder von neuen Liederverderbern geschehen, die auf eine so unerlaubte Weise wahre oder scheinbare Härten zu vermeiden suchen.

2. Keinesweges sind aber alle alten Lieder in gleichmäßig wiederkehrenden Versfüßen gedichtet. Dies ist ein Rest des prosodischen Systems der Mittelhochdeutschen Dichtkunst, worin neben anderen Freiheiten jambische und trochäische Füße abwechseln.

Es erscheint in der Poesie allerdings jetzt nur dann als Mangelhaftigkeit, wenn man nach Maaßgabe der meisten neuen Lieder, alle Zeilen gleichmäßig skandiren, und nicht einfach nach dem Wortaccent lesen will. Oft ist jene Abwechselung regelmäßig, wie die Vergleichung der drei Strophen des Luther'schen Glaubens zeigt:

Wir glauben all an einen Gott,  
Schöpfer Himmels und der Erden,  
Der sich zum Vater geben hat,  
Daß wir seine Kinder werden u. s. w.

vergleiche mit B. 2.

Wir glauben auch an Jesum Christ,  
Seinen Sohn und unsern Herren,  
Der ewig bei dem Vater ist,  
Gleicher Gott von Macht und Ehren.

und B. 3.

Wir glauben an den heiligen Geist,  
Gott mit Vater und dem Sohne,  
Der aller Widen Tröster heißt,  
Uns mit Gaben zieret schöne.

Künstlicher und daher einem ungewohnten Ohre nicht so gleich in ihrer Harmonie auffallend ist die Poesie Michael Weiffen's, ohne Zweifel des größten lyrischen Genius seiner Zeit. Das vollendetste Beispiel einer solchen Freiheit gibt sein Weihnachts-hymnus: Freut euch heut ihr lieben Christen. Das innere Gesetz dieser Freiheit ist der Wohlklang des poetischen Satzes, und Uebergänge aus dem jambischen in's trochäische Versmaaß in derselben Zeile, so wie ähnliche Rauheiten, wodurch aller uns merkbare Rhythmus zerstört wird, finden sich nie bei Weiffen und nur ausnahmsweise bei anderen alten Dichtern. Solche Ausnahmen können wir also schon wegen der Sprache nicht dulden. Allein auch andere, die noch lesbar seyn würden, sind durchaus unsingbar, weil das Zusammentreffen einer tonlosen Silbe und



eines guten Takttheiles meistens, grade in den sehr guten Gesangsweisen, die Melodie verdirbt. Wir müssen uns hier damit begnügen festzusetzen, daß Aenderungen aus diesem Grunde nur statt finden dürfen, wenn die Melodie sie nicht erträgt; in diesem Falle müssen sie aber rücksichtslos vorgenommen werden, auch wenn wegen des Versmaßes und des Wohlklanges beim Lesen nichts einzuwenden wäre. Je mehr die Melodie rhythmischen Schwung hat, desto weniger leidet sie eine solche Unregelmäßigkeit. Die Singbarkeit ist deshalb absichtlich schon in den allgemeinen Canones als ein Haupterforderniß gesetzt: Denn ich fürchte allerdings, daß sie die größte Hälfte der zulässigen oder nothwendigen Veränderungen unseres Textes erheischt, die übrigens immer nach Maßgabe des zweiten Canons und mit Berücksichtigung der übrigen Regeln erfolgen müssen.

3. Aus demselben Grunde kann man auch die mäßige Veränderung eines Liedes rechtfertigen, welches ohne dieselbe nach keiner guten Melodie gesungen werden kann. Ich wüßte aber als Beispiel hier nur das vierzeilige Neujahrslied: Jesu nun sey gepreiset, anzuführen, welches unsingbar ist, aber glücklicherweise mit gleichmäßiger Weglassung zweier Mittelzeilen, in vierzeilige Stophen umgewandelt und nach einer bekannten und beliebten Melodie gesungen werden kann.

Statt des Reims erlauben sich viele Liederdichter des 16ten Jahrhunderts und noch Paul Gerhard, bisweilen Alliteration oder auch Assonanz. So veränderte Luther in dem alten Pfingstverse, den er durch zwei hinzugefügte herrliche Strophen zum Pfingsthymnus erhob:

D Herr durch deines Lichtes Glanz  
Zu dem Glauben versammelt hast

in Glanz. Ähnliche Beispiele finden sich aber auch in anderen seiner Gedichte. Manche bei ihm und Anderen sind nachher durch Wegräumung alter Formen — wie konnte statt konnte, kummt statt kommt — entstanden, und wo ein solches System in einem Liede herrscht, ist nichts natürlicher als die Aenderung der grammatischen Form durch Aenderung des Reims in Alliteration oder Assonanz zu bewerkstelligen.

Ja im Nothfalle kann dieses auch geschehen, wenn das Gedicht nach seiner Epoche dergleichen erlaubt, obgleich sich keine solche Abweichung vom Reime in ihm selbst vorfindet.

V. Aesthetische Canones oder über die poetische Ausdrucksweise.

Hier kommen wir auf den gefährlichsten und verführerischsten Boden, wo feste Canones schwieriger und nothwendiger sind, als vielleicht irgendwo. Das individuelle Gefühl der Zeitgenossen ist hier noch verschiedener, als nicht gar zu entfernt liegender Zeiten. Deshalb darf ihm auch weniger überlassen bleiben, und Strenge und Treue muß in zweifelhaftem Falle der vorwaltende Grund der Entscheidung seyn.

1. Wir beginnen mit denjenigen Forderungen eines guten Geschmacks, die den Wohlklang betreffen und sich daher aufs Genaueste an die profodisch-musikalische Betrachtung anschließen. Der allgemeine Canon, nur wirkliche und unerträgliche Härten sind wegzuschaffen, würde uns wenig helfen ohne erläuternde Bestimmungen und Beispiele.

Diese müssen wir beginnen mit der Bemerkung, daß die alten Lieder Verfasser mehr für das Ohr als für das Auge, und mehr für Singen als Lesen dichten. So zieht der wahrhaft dichterische Johann Rist in seinem Allen bekannten Liede: Ermuntere dich, vor zu singen:

Willkomm'n o süßer Bräutigam

und

Willkomm'n o Jesu Gottes Lamm

da nichts leichter war als mit Weglassen der Ausrufung „willkommen“ zu schreiben. Allein die Härte ist schon beim Lesen nur eingebildet, wegen des auf die beiden flüssigen Mitlauter folgenden Vokals; beim Singen aber empfindet gewiß Jeder den Vorzug des Textes. In anderen Stellen fühlen wir die Härten anders. So sagt Luther in seinem Weihnachtsliede: Gottes Geschlecht, während uns ohne Zweifel das übrigens gleich gute: Gottes Geschlecht viel besser zusagt. Wir können also unbedingt den Canon festsetzen, daß ein Zusammenziehen, wodurch zwei flüssige Mitlauter oder ein s als zweites zusammen kommen, wenn ein Vokal darauf folgt, immer beizubehalten ist.

Im Nothfalle kann auch eine solche Zusammenziehung geduldet werden, wenn der erste Mitlauter kein flüssiger ist aber ein Vokal folgt. Also:

Wir loben preißen anbeten dich —  
Ganz ungemessen ist seine Macht —  
Aus seinem Herz'n entsprossen —

Auch:

Singt geg'n einander:

aber nicht wegen des Uebellautes der r:

Wie sich ein Bar'r erbarmet.

Nie aber wenn ein Mitlauter folgt, wie in dem charaktervollen Liede Johann Friedrich des Großmüthigen, Kurfürsten von Sachsen: man murre ob'r heiß; oder wed'r Tod — oder ein'rlei Sinn — oder kein'r Sünd. Drei Consonanten zum Schluß sind nicht zu dulden, auch wenn ein Vokal folgt, z. B.

D du hochgesegnete Stunde —

Es mangelt an seiner Erbarmung nicht —

wo im letzteren Beispiele eine doppelte Härte ist.

Eine eigene Verichtigung verdient die Zusammenziehung der Vorschilben ge und be, z. B. B'gier, G'müthe, g'schick, G'walt, G'uld, G'fahr, wodurch Silben entstehen, wie sie in der Deutschen Sprache nicht vorkommen. Sie sind deshalb weit eher Härten als die oben für scheinbar oder zulässig erklärten; und ihre Wegbringung ist wünschenswerth, jedoch darf sie, namentlich bei alten eigentlichen Kirchenliedern, nicht auf Kosten des Gedankens aus Fügung der Originalität erfolgen.

Auslassung des i kann nicht geduldet werden, z. B.: Der Kön'g schafft Recht. Eben so wenig das u in zu, wovon einige wenige Beispiele vorkommen.

2. Worte, die in der jetzigen Sprache eine ganz andere Bedeutung erhalten haben, sind, mit Ausnahme allgemein bekannter Redensarten, wegzuräumen. Schlecht und recht ist gewiß Niemanden mißverständlich, aber schlecht allein für schlicht Vielen. Statt Ablass der Sünden wird gewiß Jeder Erlaß der Sünden ändern wollen. Lustig für fröhlich ist durch Stellen in Luther's Bibelübersetzung geheiligt, allein wegen der entschiedenen Festsetzung des Sinnes in der neuen Sprache möchte ich in Benjamin Schmolke's Lied: Licht von Licht erleuchte mich, statt: Daß mein Sabbath lustig sey — fröhlich setzen. Eben so werde ich wacker im Sinn von munter gegen dieses Wort umtauschen, da jenes provincial geworden. Aus demselben Grunde muß ich auch in der bekannten Stelle von Allein Gott in der Höh sey Ehr:

Wohl uns des feinen Herren —

die noch dazu, leider! von einem großen Schriftsteller des 18ten



Jahrhunderts zu einem Wiße gebraucht ist, eine Aenderung unvermeidlich achten. Man vergleiche übrigens das oben bei den lexicalischen Canones Erwähnte.

3. Dasselbe gilt von unverständlichen oder schweren Fügungen, z. B.:

Und gib dein Wort mit freiem Klang  
Laß (für Laß es) durch di Herzen bringen.

Oder die veraltete, obwohl schöne und an eine edle Freiheit erinnernde Anwendung des Artikels im Luther'schen Liede:

Er ist deins Volkes Israel  
Der Preis, Ehr, Freud und Wonne;

wo man wohl besser sagt:

Er ist deins Volkes Israel  
Preis, Ehre, Freud und Wonne.

4. Schwieriger schon ist die Frage über die Ausmerzungen gemeiner Bilder und Worte aus Kirchenliedern; Roth und Stank sind ohne Rücksicht auszuschneiden; Unflath ist durch einige bekannte biblische Anklänge hie und da zu schützen. Ich wüßte kein viertes aus guten Liedern anzuführen. Am schwierigsten in dieser Art sind gewisse gar zu hausbackene Redensarten. Dahin gehört, meiner Ansicht nach, der Ausdruck in dem herrlichen von den Neueren schmählich zugerichteten Liede des dichterischen Nicolai: Wie schön leuchtet der Morgenstern:

Des klopf ich in die Hände.

Diese Redensart, zum Ausdruck einer großen kindlichen Freude, kommt noch in zwei oder drei alten, aber in keinem der Aufnahme würdigen Liede vor. Ich behaupte, daß dem Dichter dabei ein Bild vorschwebte, welches uns jetzt gar nicht dabei einfallen kann. Zu der alten Weihnachtsfeier gehörte nämlich auch ein Lateinischer Gesang (Plaudite), wobei die Kinder zum Zeichen ihrer Freude in die Hände klopfen. Diese Sitte erhielt sich in vielen Kirchen des 16ten Jahrhunderts, und in einem Jubelliede über Christi Menschwerdung konnte also wenigstens bei jener Redensart Jedem die Anspielung auf die Kinderfreude am Christfeste einfallen. Da nun jenes Lied, trotz seines kindlichen Charakters, eines der erhabensten lyrischen Gedichte Deutscher Zunge und ein wahrer Kirchenhymnus ist, so muß ich mich für die Wegschaffung jenes Ausdrucks entscheiden.

5. Hieran schließt sich an die Ausmerzungen ganz profaischer Worte. Wenn Luther in seinem herrlichen Vaterunserliede es zur Erklärung des Amen nothwendig hielt zu sagen:

Amen, das ist, es werde wahr —

was nur als profaische Belehrung klingt, so ist jetzt unbedenklich zu setzen:

Amen, Amen, es werde wahr.

Als sehr zweifelhaftes Beispiel will ich anführen die Stelle aus Knorr von Rosenroth's Morgenliede: Morgenglanz der Ewigkeit (Nachahmung des noch schöneren von Opitz):

Und erweck uns Herz und Muth  
Bei entstandner Morgenröthe.

Dieser Ausdruck schmückt gar sehr nach der Schlesi'schen Schule, und man möchte gerne ändern:

Bei der ersten Morgenröthe:

oder mit einem alten Gesangbuche den glücklichen Druckfehler oder die geistreiche Aenderung unterscheiden:

Bei erstandner Morgenröthe.

Unbedenklich aber ändere ich an dem hie und da an profaische

Reflexion oder Sentimentalität grenzenden, aber durch einen poetischen Kern gehaltenen Abendliede Freilingshausen's: Der Tag ist hin [in welchem B. 3. ein böses Beispiel der Gedankenlosigkeit der Abdrücke des Porst'schen Gesangbuches gibt, welches in der Ausgabe 1818 statt: Der Sonne Licht das jetzt gebricht — liest: Der Sonne Licht uns jetzt anbricht]:

D wär ich da  
Da alles lieblich klinger,  
Da man ohn Abwechslung  
Heilig! Heilig singet:

also:

Da man ohne Unterlaß —  
nach dem Sprachgebrauch der besten Lieder.

6. Wie die Liederwerber manche alte Lieder unter dem Vorwande alter Worte und harter Redensarten ganz weglassen, so haben sie auch ganze Classen von Worten, Strophen und Liedern unbarmherzig ausgerottet, weil sie etwas Spielendes haben. Es thut mir also leid, einen Canon gegen spielende Ausdrücke aufstellen zu müssen, ohne alle Beispiele, die praktisch sind, hinzuzufügen und so Aengstliche zu beruhigen. Allein eine solche Vollständigkeit würde hier eben sowohl wie bei den anderen Canones unmöglich seyn, und ich muß daher Jeden bitten, mich streng nach den Beispielen zu beurtheilen, die ich anführen werde, und nach den allgemeinen Canones, welche die Anwendung der besonderen in jedem einzelnen Falle leiten müssen.

a) Spielende lieblosende Ausdrücke. Hierher gehören im Allgemeinen Wörter wie: Jesulein — mein Seelelein — Würmelein. Sie nehmen oft dem Kirchenliede die kirchliche Würde und den Ernst, der ihm nie mangeln soll. Sie sind aber in wirklichen Kirchenliedern, wo es Noth thut, leicht umzusetzen, zum einleuchtenden Gewinn des Liedes und der Sammlung. So ändere ich auch in dem schönen Liede Michael Weipen's: D heilige Dreifaltigkeit, in der Strophe:

Schein uns mit Gnad von deinem Thron  
Entzünd uns Herr, in deinem Sohn,  
Durch des heiligen Geistes Gnuß  
Mit deiner allerliebsten Brunnst —

also:

Mit deiner Liebe heiliger Brunnst.

b) Ganze spielende Stellen von der Anhänglichkeit und Liebe zu Jesu dem Heilande, wie sie sich namentlich in den sogenannten Jesuliedern häufig finden, mit den Schwachen leicht mißverständlichen und ärgerlichen, die Ernsten leicht störenden, den Unreinen leicht anstößigen Ausdrücken, sind selten mit ähnlicher Leichtigkeit zu ändern, und die Betrachtung über ihr Beibehalten gehört also in die Untersuchung über die Auslassbarkeit von Strophen aus diesem Grunde. Nur um ein ganzes, schönes Lied zu retten, dürfte man sich hier zur Umarbeitung entschließen. Um hier mich nur durch ein Beispiel verständlich zu machen, will ich anführen, daß ich die siebente Strophe:

Gib meinen Augen süße Thränen  
Gib meinem Herzen teusche Brunnst  
Laß meine Seele sich gewöhnen  
Zu üben in der Liebekunst;

lieber mit vielen alten Gesangbüchern, als keinen neuen Gedanken enthaltend, weglassen will, als daran denken, sie umzuarbeiten.

7. Eine ganz besondere Beachtung verdienen unverständliche Ausdrücke, welche eine falsche Lehre zu enthalten scheinen können. In dieser Beziehung ist oft manche Stelle angefochten,



die unbedenklich bleiben kann. Z. B. die alte zu dem Ninkart'schen Liede: Nun danket alle Gott, gehörige, aber schwerlich von diesem selbst herrührende Dorothee der Schlussstrophe:

Lob, Ehr und Preis sey Gott  
Dem Vater und dem Sohne,  
Und dem, der beiden gleich  
Im höchsten Himmelsthron:  
Dem dreimal einen Gott  
Als er ursprünglich war  
Und ist und bleiben wird  
Ewig und immerdar.

Dagegen glaube ich, in dem bekannten Ninkart'schen Passionsliede: O Traurigkeit, o Herzeleid (dessen erste Strophe übrigens von ihm aus einem alten Gesange entlehnt ist, der sich im Mainzer Gesangbuche findet) die zweite Strophe:

O große Noth!  
Gott selbst liegt todt  
Am Kreuz ist er gestorben

mit einfacher Aenderung von Gott selbst in Der Herr, von aller Zweideutigkeit und Anstößigkeit zu befreien.

Wenn wir nun auf diese verschiedenen Quellen von Aenderungen wegen Ausdrucks der Gedanken zurückgehen, so fürchte ich, wird Manchem grade meine Gewissenhaftigkeit unnötige Sorge machen. Denn wer auch nicht in allen Anordnungen mit mir übereinstimmen sollte, wird schwerlich den Canon angreifen, und zugleich zugeben, daß eine weitergehende Freiheit leicht durch die voran gestellten allgemeinen Canones selbst, namentlich durch Canon II. unmöglich gemacht wird, während in den besten alten Gesangbüchern, nach einem dunkeln Gefühle ohne Bewußtseyn und Consequenz, eben so viel oder mehr geändert worden ist, ohne daß dadurch etwas Genügendes oder Festes erreicht wird. Oft sogar haben diese alten Gesangbücher für immer den Text gegen die letzte Hand des Verfassers bestimmt. Hieron kann ich sehr merkwürdige Beispiele grade aus dem in diesen Briefen so vielfach berührten Liede: Nun ruhen alle Wälder, anführen. Die Zeilen:

B. 3. Also werd ich einst stehen

und

B. 6. Geht hin und legt euch nieder —

lauten so in den während Paul Gerhard's Lebzeiten herausgegebenen Gesangbüchern, aus denen auch Rambach den Text entlehnt hat, keineswegs aber in der nach den letzten Verbesserungen des Dichters 1723 herausgegebenen Sammlung seiner Lieder, wo man liest:

B. 3. So, so werd ich einst stehen —

und

B. 6. Nun geht ihr matten Glieder  
Geht, geht und legt euch nieder.

Ob die unnötigen Drucker in diesen Zeilen von Anfang Paul Gerhard's eigene Lesart sind, oder ob vielmehr, was ich glaube aber jetzt nicht beweisen kann, die schönere und in die Kirche eingeführte Lesart seine frühere Recension ist, die er nicht hätte anrühren sollen, kann mir gleich gelten. Der Gebrauch der Kirche

bestärkt mich in meinem eigenen Gefühle und ich muß in einem kirchlichen Gesangbuche jene Lesart unbedenklich als den richtigen Text aufführen. Wüßte ich, daß die Variante in B. 6.: So laß die Engel singen statt Englein, Paul Gerhard's Hand wäre, so zöge ich sie auch vor, da in derselben Strophe schon ein anderes Diminutiv (Küchlein) vorkommt, und solche wiederholte Diminutive leicht einen kindischen Anstrich geben: allein sie ist keinesweges allgemein in den älteren Gesangbüchern wie jene, sondern höchst wahrscheinlich eine weniggleich sehr alte Aenderung.

Unsere eben besprochenen Aenderungen ließen die Gedanken der Lieder ganz unangefochten, und sollten vielmehr, wo der Ausdruck nicht wohl bleiben konnte, den Gedanken bis auf seine feineren Töne beibehalten. Lieder oder Strophen, worin unpassende oder unrichtige Gedanken vorkommen, bleiben lieber ganz weg und ihre Betrachtung gehört also nicht hieher. Sie sind meistens auch so, daß ihre Umarbeitung nicht lohnen würde. Nur eine einzige Rücksicht kann hier eintreten, die auch nur in wenigen Beispielen Anwendung leidet, und die ich daher hier anhangsweise aufstelle. Nämlich wenn zeitliche Verhältnisse, auf welche sich ein einzelner, leicht für das Lied wesentlicher Gedanke bezieht, sich verändert haben oder weggefallen sind, so kann zuweilen nöthige Aenderung eintreten.

(Fortsetzung folgt.)

## Nachrichten.

(England.) Ein Correspondent meldet aus London vom 3. Juni 1830: Die allgemeinen Versammlungen so vieler christlichen Gesellschaften, die im letzten Monat Mai gehalten wurden, sind ihrem bei weitem größeren Theile nach durch einen sehr guten Geist bezeichnet gewesen. Ich wohnte an drei auf einander folgenden Tagen der Wesley'schen Missionsgesellschaft, der kirchlich Bischöflichen Missionsgesellschaft und der Britisch-Ausländischen Bibelgesellschaft bei. Ich fand sie alle drei in hohem Grade interessant; — Eintracht, Liebe, Friede, Eifer für Gottes Ehre und für die Ausbreitung seines Reiches waren charakteristische Züge derselben. — Die Einnahme dieser drei einflussreichen und Segen verbreitenden Gesellschaften belief sich auf mehr als 180,000 Pf. (1,200,000 Nthlr.). Die Wesley'sche Missionsgesellschaft wirkt ganz besonders wohlthätig in Westindien und auf der Insel Ceylon; die kirchlich Bischöflichen in Ostindien und in den Ländern am Mittelasiatischen Meere; und die Britische und ausländische Bibelgesellschaft hat letztes Jahr in Griechenland, in Kleinasien, im südlichen Theile Indiens und im Britischen Nordamerika besonders viele Gelegenheit gehabt, die heiligen Schriften Alten und Neuen Testaments in vielen Sprachen und Mundarten zu verbreiten. An dieser und anderen Versammlungen nahm der ausländische Secretär der Nordamerikanischen Bibelgesellschaft, Dr. Miller, als ihr Deputirter einen persönlichen Antheil und trug aufs Neue dazu bei, das schöne Band, welches das christliche Publicum in Großbritannien und in den Vereinigten Staaten Nordamerica's knüpft, noch inniger zu befestigen. Er theilte zugleich höchst interessante Nachrichten von den ausgedehnten und segensreichen Bemühungen der Amerikanischen Bibel- und Missionsgesellschaften, hauptsächlich auch unter den verschiedenen Indianerstämmen mit. Mehrere derselben haben in christlicher und bürgerlicher Hinsicht Fortschritte gemacht, die wirklich zum Erstaunen sind.



# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1830.

Mittwoch den 21. Juli.

N<sup>o</sup> 58.

## Ueber das neue Berliner Gesangbuch.

Viertes Schreiben an \*\*\*.

(Fortsetzung.)

So hat man von selbst, seitdem die Evangelische Kirche äußerlich erstarkt ist, und besonders seitdem sie noch schlimmere Feinde zu bekämpfen gefunden als den Papst und den Türken, in Luther's Liede:

Erhalt uns Herr bei deinem Wort  
die zweite Zeile:

Und stürz des Pappst's und Türken Mord  
vielfach geändert. Ich weiß nichts Einfacheres als:

Und stürze deiner Feinde Mord  
Die Jesum Christum deinen Sohn  
Stürzen wollen von seinem Thron.

Auf die bisher aufgestellten Canones kann nun, glaube ich, eine Verständigung über die Feststellung des Textes unserer Kirchenlieder gegründet werden. Es bleibt uns jetzt noch, als Gegenstand der zweiten Untersuchung übrig, ähnliche Grundsätze über die Auswahl von Liedern und Strophen, mit Beziehung auf das in der Einleitung dieser Untersuchungen Gesagte aufzusuchen, damit wir so den Maassstab vollständig liefern, nach welchem es uns billig scheint, ein jedes Gesangbuch zu beurtheilen, welches den Gemeinden und Familien zum Gebrauch dargeboten wird. Ehe wir aber hiemit unsere durch das Erscheinen des Berliner Gesangbuches veranlaßte Unterhaltung beschließen, scheint es unvermeidlich die Anwendung der bisher gefundenen Canones auf jenes Gesangbuch durch das eine oder andere Beispiel anschaulich zu machen. Damit ich nun hiebei nicht in Unbilligkeit ver falle, und beschuldigt werden könne, aus verschiednen behandelten Liedern grade die am schlimmsten mitgenommenen ausgesucht zu haben, will ich die beiden ersten alten Lieder nehmen, welche das Buch mir eines Theils zum Beleg einer unnöthigen Aenderung- und anderen Theils als Beispiel eines nicht verneuerten aber unrichtigen und schlechten Textes darbietet. Beispiel des ersten also sey das erste Lied der ganzen Sammlung: Ach bleib mit deiner Gnade, von Josua Stegmann.

### Alter Text.

1. Ach bleib mit deiner Gnade  
Bei uns, Herr Jesu Christ,  
Daß uns hinfort nicht schade  
Des bösen Feindes List.

2. Ach bleib mit deinem Worte  
Bei uns, Erlöser werth,  
Daß uns beid hie und dorte  
Sey Güt' und Heil beschert.

3. Ach bleib mit deinem Glanze  
Bei uns, du werthes Licht,  
Dein Wahrheit uns umschanze  
Damit wir irren nicht.

4. Ach bleib mit deinem Segen  
Bei uns du reicher Herr,  
Dein Gnad und all's Vermögen  
In uns reichlich vermehr.

5. Ach bleib mit deinem Schutze  
Bei uns du starker Held,  
Daß uns der Feind nicht truke  
Noch fällt die böse Welt.

6. Ach bleib mit deiner Treue  
Bei uns, mein Herr und Gott!  
Beständigkeit verleihe,  
Hilf uns aus aller Noth.

### Berliner Gesangbuch.

1. Ach bleib mit deiner Gnade  
Bei uns, Herr Jesu Christ!  
Daß uns hinfort nicht schade  
Des Bösen Macht und List.

2. Ach bleib mit deinem Worte  
Bei uns, Erlöser werth!  
Daß uns in diesem Orte  
Sey Trost und Heil beschert.

3. Ach bleib mit deinem Glanze  
Bei uns, du himmlisch Licht!  
Den Glauben in uns pflanze,  
Damit wir irren nicht.

4. Ach bleib mit deinem Segen  
Bei uns, du reicher Herr!  
Gib Wollen und Vermögen  
Zu deines Namens Ehr.

5. Ach bleib mit deinem Schutze  
Bei uns, du starker Held!  
Daß wir dem Feind zum Truke  
Besiegen Sünd' und Welt.

6. Ach bleib mit deiner Treue  
Bei uns, Herr, unser Gott!  
Beständigkeit verleihe,  
Hilf uns aus aller Noth.

B. 1. Des Bösen Macht und List, statt: des bösen Feindes List; wahrscheinlich als unästhetisch verworfen, oder in Folge einer allgemeinen Austreibung des bösen Feindes. Des Bösen ist also wohl vom Centrum das Böse: sonst wäre ja doch nur der Feind weg und der Böse geblieben?

B. 2. In diesem Orte, statt: beid hie und dorte. Dorte hätte keinen Anstoß geben sollen, nach dem früher aufgestellten Canon, und beid in diesem Gebrauch ist ebenfalls unantastbar. Güt und Heil ist allerdings nur verständlich, wenn beid hie und dorte vorhergeht. Dann aber unterliegt der Sinn doch keiner Schwierigkeit, sondern ist klar folgender: Bleibe bei uns mit deinem Worte, damit durch dasselbe uns hier Gottes Güte, dort ewiges



Heil zu Theil werde. „Damit uns Trost beschert werde“ scheint mir nicht einmal so glücklich gesagt als Güte; gewiß ist aber der ganze Gedanke lahm: bleib bei uns mit deinem Worte, damit uns in demselben Trost und Heil beschert sey.

B. 3. Du himmlisch Licht: kann nicht durch Canon V, 1. 4., noch irgend eine andere Regel gerechtfertigt werden. Denn werth ist ein edles Wort, das, wie in der vorhergehenden Strophen Christo, auch oft dem heiligen Geiste beigelegt wird: daß es in vier Zeilen vorher schon vorkommt, schadet ja auch nicht. Himmlisch Licht dagegen klingt mir sehr spitz und hart gegen werthes Licht.

Den Glauben in uns pflanze. Was hat das arme Wort umschanze verschuldet? oder was ist schöner als Dein Wahrheit uns umschanze? „Christi göttliche Wahrheit schützt uns vor Irrthum“ ist offenbar viel klarer im Gedanken, viel eigenthümlicher und lebendiger, als: Pflanze in uns den Glauben, damit wir nicht irren. Der Grund muß also wohl im Haß gegen jenes unglückliche Wort liegen. Unedel ist es doch nicht, oder ist's vielleicht zu kühn? Die göttliche Wahrheit, die uns hier im dunkeln Thale, mitten unter Feinden, vor Irrthum schützt, ist doch wohl als eine feste Burg gegen Alles, was uns in Irrthum führt, zu betrachten, und dieser Gedanke ist edel und anschaulich ausgedrückt. Oder fürchtete man sich vor dein als Feminin (Can. 3. Pron. a.)?

B. 4. Gib Wollen und Vermögen  
Zu deines Namens Ehr.

Die Worte des Liedes sind geschützt durch Canon V, 1. und der Rhythmus, da die Melodie hier nicht verletzt wird, durch Canon IV, 2. Der Gedanke rundet sich durch sie zu einem anschaulichen und lebendigen Ganzen. „Bleibe bei uns mit deinem reichen Segen, und vermehre in uns reichlich deine Gnade und alles unser Vermögen.“ Die untergeschobenen Worte sind eine prosaische Zusammenstoppelung: gib schließt sich nicht an bleib, und der ganze Gedanke nicht an die beiden ersten Zeilen. Zu deines Namens Ehr verräth sich als arger Lückenbüßer, denn es paßt schlecht zu Wollen und Vermögen. Endlich die Zeilen ganz für sich betrachtet, bin ich überzeugt, daß kein guter Liederdichter jemals gesagt haben würde: „Gib uns Wollen und Vermögen zur Ehre deines Namens.“

B. 5. Daß wir dem Feind zu Truze  
Besiegen Sünd und Welt.

Ich finde nichts Böses in den alten Zeilen:

Daß uns der Feind nicht truze  
Und fäll die böse Welt.

Truze als Verbum ist nicht mehr veraltet als das Substantiv. Die alten Worte sagen: „Bleibe bei uns mit deinem Schutze, o starker Held, damit der Satan den Muth verliere uns anzufallen, und die böse Welt uns nicht besiege.“ Jede Zeile steht hier klar vor mir, und gibt mir einen eben so anschaulichen, als schönen Gedanken. Dort ist gar keine Anschaulichkeit; das Caput mortuum, was dem Verbesserer nach seinem chemischen Prozesse übrig geblieben, sagt nur: „damit wir Sünd und Welt besiegen, dem Feinde (doch wohl dem Satan?) zum Troß.“ Wenn dies nicht Verwässerung ist, so habe ich nie Prosa gelesen, selbst nicht in Gesangbüchern.

B. 6. Bei uns, Herr unser Gott ist das Siegel höchster Machtvollkommenheit, die da sagt: so soll es seyn; oder eine unnöthige Furcht vor der ersten Person Singularis, wodurch je-

der Einzelne das gemeinsame Gebet auf sich anwendet. Den Wohlklang von:

bei uns, Herr unser Gott  
im Vergleich mit dem Urtext beneide ich denen nicht, welche die Verneuerung lesen oder singen.

Wessen ist nun das Lied? Ist es noch Josua Stegmann's, der es in den Drangalen des dreißigjährigen Krieges gedichtet, oder des nicht genannten Liedverbessers von 1830? Irre ich mich nicht, so ist auch dieses Lied ein ganz klarer Beweis der oben aufgestellten zwei Sätze:

erstlich: es sollen die schönen alten Lieder nicht verändert werden;

zweitens: die Aenderungen sind, an sich betrachtet, schlecht: womit ich nicht sagen will, daß man sie viel besser machen könnte, oder daß sie nicht schlechter gemacht wären.

Das zweite Beispiel soll eins der wenigen alten Lieder seyn, die ganz unverändert aus älteren Gesangbüchern entnommen sind, aber weder den Urtext geben, noch nach allgemein gültigen Grundsätzen der Liederbearbeitung behandelt sind. Das erste dieser Art, welches im Gesangbuch vorkommt, ist Nummer 43.: Allein Gott in der Höh sey Ehr. Damit wir auch hier nichts schuldig bleiben, wollen wir dem Berliner Texte eine nach den oben dargestellten Canones entworfene Recension der Texte zur Seite stellen, und einige Bemerkungen hinzufügen:

Berliner Gesangbuch.

Alter Text nach den Canones.

1. Allein Gott in der Höh' sey Ehr'  
Und Dank für seine Gnade,  
Darum, daß nun und nimmermehr  
Uns rühren kann kein Schade;  
Ein Wohlgefall'n Gott an uns hat,  
Nun ist groß Fried' ohn' Unterlaß,  
All' Jehd' hat nun ein Ende.

1. Allein Gott in der Höh' sey Ehr,  
Und Dank für seine Gnade,  
Darum daß nun und nimmermehr  
Uns rühren kann ein Schade;  
Ein Wohlgefall'n Gott an uns hat,  
Nun ist groß Fried' ohn' Unterlaß,  
All' Jehd' hat nun ein Ende.

2. Wir loben, preiss'n, anbeten dich  
Für deine Ehr', wir danken,  
Daß du, Gott Vater, ewiglich  
Regierst ohn' alles Wanken:  
Ganz unermess'n ist deine Macht,  
Fort geschieht, was dein Will' hat  
bedacht;

2. Wir loben, preiss'n, anbeten dich  
Für deine Ehr' wir danken,  
Daß du Gott Vater ewiglich  
Regierst ohn' alles Wanken:  
Ganz ungemessen ist dein Macht,  
Fort g'schieht was dein Will' hat  
bedacht:

Wohl uns des feinen Herren.

Wohl uns des starken Herren!

3. O Jesu Christ! Sohn eingebor'n  
Deines himmlischen Vaters,  
Versöhner der', die waren verlorn,  
Du Stillter unsers Habers;  
Lamm Gottes, heil'ger Herr und  
Gott,

3. O Jesu Christ, Sohn eingeborn  
Deines himmlischen Vaters,  
Versöhner der, die waren verlorn,  
Du- Stillter unsers Habers:  
Lamm Gottes, heiliger Herr und  
Gott,

Nimm an die Blit' von unsrer Noth,  
Erbarm dich unser aller!

Nimm an die Blit von unser Noth,  
Erbarm dich unser aller.

4. O heiliger Geist, du höchstes Gut,  
Du allerheilsamster Tröster!  
Vor's Teufels Gewalt fortan be-  
hüt'

4. O heiliger Geist, du höchstes Gut,  
Du edler Hort und Tröster,  
Vor's Teufels Macht fortan behüt',

Die Jesus Christus erlöste  
Durch große Marter und bitterm  
Tod;

Die Jesus Christ erlöst:  
Durch Marter groß und bitterm  
Tod;

Abwend' all' unsern Jammer und  
Noth,

Abwend all unser Jammer und  
Noth;

Dazu wir uns verlassen.

Darauf wir uns verlassen,

B. 1. Kein Schade: Die am besten documentirte, dabei



wohllautendere Lesart scheint ein Schade zu seyn. Dies will ich für einen zweifelhaften Fall gelten lassen.

Sieben Apostrophe sind in dem Berliner Abdruck zu viel (einer für jede Zeile) nach Canon I, 2.; aber die Strophe ist ohne Fehler gegen Versmaß und Melodie, was von keiner der folgenden gerühmt werden kann.

### B. 2. Falsch interpungirt ist der Anfang:

Wir loben, preißen, anbeten dich  
Für deine Ehr, wir danken,  
Daß du, Gott Vater, ewiglich  
Regierst ohn' alles Wanken.

Die Lateinischen Worte lauten, dem Griechischen Urtext auf's Genaueste sich anschließend, also: Laudamus te, benedicimus te, adoramus te, glorificamus te: gratias agimus tibi propter magnam gloriam tuam, Domine deus, rex coelestis, Deus pater omnipotens.

Für deine Ehr gehört also, mit Beziehung zugleich auf das Ganze des ausgesprochenen Preises, zunächst zu dem Wir danken dir; diese unmittelbare Beziehung hat der Deutsche Bearbeiter aber noch viel stärker hervorgehoben durch die Abtheilung der Reimzeilen: eine Unterbrechung, wie die hier in der Mitte der zweiten Zeile gemacht, ist in einem guten alten Liede dieser Art unmöglich. Endlich ist das Anschließen des Folgenden durch das erklärende daß ein entscheidender Grund gegen eine Verbesserung mit Johann Ballhorn. Denn der Zusammenhang ist klar dieser: Wir danken für deine große Herrlichkeit (die du erweistest dadurch), daß du ewig und allmächtig regierst.

Fort geschieht was dein Will' hat bedacht; der Vers hat leider einen halben Fuß zuviel erhalten, um das geschieht (statt geschieht) wegzubringen. Das geht aber durchaus nicht an, und ist ein reiner Fehler.

Wohl uns des feinen Herren, muß nach Canon V, 2. verändert werden. Ich schlage vor: starken Herren, nach dem offenbaren Sinn und Zweck der ganzen Strophe.

In dieser Strophe sind nur vier Apostrophe zu viel.

### B. 3. Beröhrer der l. dör.

Außerdem ist auch diesem Vers das Unglück begegnet, einen halben Fuß zuviel zu haben, und zwar entweder zufällig oder um nicht warn zu sagen, was viel besser zum Singen ist als waren (Canon V, 1.).

Nimm an die Bitt' von unsrer Noth. Der Urtext hat: unser, nach der richtigen, wohllautenden und beizubehaltenden Form (Canon III, Pron. b.).

### B. 4. (Im Gesangbuche durch einen Druckfehler 5.)

Du allerheilsamster Tröster. Das allerheilsamste des Urtextes (Niederdeutsche Schreibung statt allerheilsamst) ist allerdings vor dem folgenden tr von unerträglicher Härte (Canon V, 1.), weswegen es auch Johann Ballhorn in vielen alten Gesangbüchern verbessert hat:

du allerheilsamster Tröster:

allein diese Härte darf nicht auf Kosten des Versmaßes und der Melodie weggebracht werden. Ich entlehne dafür aus andern alten Liedern:

du edler Fort und Tröster.

Wors Teufels Gewalt fortan behüt' (vgl. Canon I, 1.) hat, richtig gezählt, leider wieder einen halben Fuß zu viel: Gewalt ist hier, nach Canon V, 1., beizubehalten, da es für das Ohr

nicht härter ist als Qual, und also erträglich. Daher scheint mir die einzig zulässige Aenderung in Macht unnöthig.

Die Jesus Christus erlöste  
Durch große Marter und bitterm Tod.

Damit die bisher verschonte vierte und fünfte Verszeile nichts vor den übrigen voraus hätte, so sind beide hier durch einen überflüssigen halben Fuß gelähmt. Der Text lautet:

Die Jesus Christ erlöset  
Durch große Mart'r (Druckfehler in der Ausg. von 1545  
Marter) und bitterm Tod

richtig gemessen, dabei die erste Zeile ganz fließend, und die zweite, wenn das sich wiederholende r zu hart ist, leicht, nach der Sprache des Liedes (Allg. Can. II, 5.) durch Umstellung zu mildern:

Durch Mart'r groß und bitterm Tod —

ein Grund, der in der sehr wohllautenden folgenden Zeile:

Abwend all unser Jammer und Noth

nicht statt findet, wo wieder im Berliner Gesangbuch eine Sylbe zuviel ist, um Jammer zu haben. Das Imperfekt ist streng syntaktisch unrichtig, und ein Reim auf Tröster kommt doch nicht heraus: es war vom Dichter aber nur auf eine Art Assonanz angesehen.

Dazu. Selnecker und der Magdeburger Text von 1545 lesen Darauf: jenes mag aber ursprünglich seyn, wie es wenigstens vollkommen richtig ist.

Philologisch betrachtet ist also der Berliner Text dieses alten Liedes herzlich schlecht; wer würde ähnliche Mängel oder gar Griechischen Text gälte! Aber trotz dieser Mängel, und trotz der Inconsequenz eines so rohen Abdruckens des gewöhnlichen Textes einzelner Lieder aus dem ersten besten alten Gesangbuche, neben hundert sorgfältig verfeilten Liedern, wollen wir den Herausgebern doch Dank wissen, daß sie uns dieses ehrwürdige älteste Denkmal des christlichen Gesanges nicht haben verbessern wollen. Denn in ihm haben wir, vollkommen Deutsch und allen Deutschen Gemeinden schon seit 1529 lieb geworden, im Wesentlichen jenen ältesten Lobgesang auf Christum, von dem Plinius in dem Bericht an Trajan meldet, das älteste an die Stimmen heiliger Engel sich anschließende und den Keim aller späteren Litanien und Orationen enthaltende Bekenntniß des Morgenlandes, früh in die Kirche des Abendlandes aufgenommen, aus welcher wir es im 16ten Jahrhundert so glücklich für den Choralgesang entlehnten. Der innere Zusammenhang des Liedes in seinen vier Strophen ist eben so erkenntlich, als dieses äußere Anschließen. Die Verneuerungen des Liedes sind daher grade so schlecht als das alte vollkommen ist. Ich mag die Schwächen mit Recht gefeierter Namen nicht gern aufdecken, allein als warnendes Beispiel stehe doch hier Klopstock's Umdichtung, die in vielen Kirchen den alten Gesang verdrängt hat. (Sämmtl. Werke Th. IV. p. 199.)

1. Gott in der Höh sey Ehr allein  
Gey Dank für seine Gnaden!  
Der Herr hat uns sein Volk zu seyn  
Erbarment eingeladen!  
Mit Wohlgefallen schaut herab  
Auf uns, der seinen Frieden gab  
Dem menschlichen Geschlechte.

2. Dich preisen wir, dich sehn wir an!  
Du herrschest Gott ohn' Ende!  
Die Himmel sind dir unterthan,  
Sind Werke deiner Hände!



Unausgeforscht und ewig ist  
Die Macht, durch die du Herrscher bist!  
Wie freun uns dein, o Vater!

3. O Jesu Christi, des Vaters Sohn,  
Du warst dahin gegeben,  
Du führst uns zu des Himmels Thron  
Zurück, zurück ins Leben!  
Lamm Gottes! Mittler! Mensch und Gott!  
Erhör das Flehen unsrer Noth  
Erbarm, erbarm dich unser!

4. Des Vaters und des Sohnes Geist!  
Gott ausgesandt, zu trösten  
Die, denen Christus sich verheißt,  
Die glaubenden Erlösten!  
Niet uns aus jeder Seelennoth,  
Wir sind durch Jesu Christi Tod  
Erlöst zu jenem Leben.

Es waren wohl eben so sehr grammatische Grillen als Unbekanntheit mit dem alten Gesange — jedenfalls war unhistorischer Sinn Grundursache — was Klopstock grade bei diesem Liede zur gänzlichen Verkennung seines eigentlichen Zusammenhanges geführt und zu einer solchen Umarbeitung bewogen hat. Er tabelt an den meisten alten Liedern, „daß sie Gedanken und Ausdrücke enthalten, die nichts weniger als der Religion würdig sind“ — „daß sie die Andacht oft stören und noch öfter nicht genug unterhalten“ — „daß sie vom Hauptton abweichen“ — und grade er hat hier und anderswo inneren Zusammenhang und Schönheit zerstört. Welcher lahme Rhythmus, welche Schwäche des Ausdrucks und welche Armuth der Gedanken, nur zu unglücklich durch die ihm gewöhnlichen Drucker (Wiederholung des Wortes und Ausrufungszeichen) versteckt! — Und doch war das Unternehmen ehrenwerth, ja nach seiner Absicht eben so ehewürdig, als hinsichtlich der Ausführung bedauernswerth. Denn Aller Zeugniß beweist, daß der alte Text damals Vielen, die im Bewußtseyn der Zeit lebten innerlich todt, und daher entweder anstößig, oder nur aus Philisterei oder Starrsinn lieb und genehm war. Klopstock fühlte das Bedürfnis der Kirche und that was er konnte.

(Schluß folgt.)

## M a c h r i c h t e n .

(Neufchatel und Waadt.) Schon seit einiger Zeit wurden auch im Fürstenthum Neufchatel die wohlthätigen religiösen Bewegungen durch den Einfluß separatistischer Grundsätze, wie sie in Genf und in dem benachbarten Waadtlande vorgetragen werden, getrübt, jedoch nur bei einer kleinen, fast unbedeutenden Anzahl von Personen, denn viele, zum Theil ausgezeichnete Prediger verkündigen das Evangelium und das Bedürfnis christlicher Erbauung läßt sich in der Evangelischen Kirche ohne Hindernis stillen. Nichts desto weniger waren vor einem Jahre mehrere Personen in der Stadt und der Umgegend, wie man sagt, unter persönlichem Einflusse eines fremden Dissidenten zur Gründung einer Kirche zusammengetreten, die ihren Ansichten von der nothwendigen Beschaffenheit einer christlichen Kirche und vom historischen Zustande der apostolischen Gemeinden entsprechen soll. Es kam bald darauf zur Untersuchung und zu Maßregeln gegen die Separirten. Ob es wahr ist, daß die Geistlichkeit der Stadt sie excommunicirt habe (denn sie besitzt noch das Evangelische Recht der Kirchenzucht), wissen wir nicht, wohl aber, daß auch die weltlichen Behörden einschritten. Inneffen haben die Letzteren jetzt einen anderen — bisher in der Schweiz wie in Deutschland wenig versuchten Weg eingeschlagen, den der To-

leranz. Der Stadtrath hat auf eine Bittschrift hin den Dissidenten vollkommen gestattet, ihre Versammlungen öffentlich zu halten. So wenig wir auch irgend eine Trennung von der Evangelischen Kirche objectiv billigen können — sie geht immer wenigstens von falschen Lehren aus — so sehr wir die Pflicht des Staates, die göttliche Wahrheit nach Kräften zu befördern, und für die Evangelische Kirche vorzugswiese zu sorgen, anerkennen und verteidigen: so sehr freuen wir uns andererseits über diese weise Duldung, mit der Kirche und Staat ein Uebel, das sich nicht gleich heben läßt, ertragen, damit es, so es Gott gefällt, mit der Zeit nicht nur der Erscheinung nach, sondern auch in seinem geistigen Grunde vernichtet werde. Unseren Grundsätzen zufolge können wir daher auch die Einschränkungen, unter denen jene Erlaubniß gegeben wurde, nicht, wie Andere thun, mißbilligen, denn sie sind sehr einfach und der Sache, wenigstens für den Anfang, ganz angemessen. Es können so viele Personen, als wollen, den Versammlungen beiwohnen, nur müssen die Hauseigenthümer, bei denen sie gehalten werden, die Namen einer jeden Person im Nothfalle bestimmt angeben können. Auch drückte die Regierung, die überhaupt mit sehr viel Milde und Takt verfahren seyn soll, den Wunsch aus, daß andere Stunden zur Andacht gewählt werden möchten, als die des öffentlichen Gottesdienstes.

In der Waadt hat letzten Winter der ordentliche Prediger zu Rougemont, Herr Viktor Mellet, mehrere Male vor Gericht gestanden, weil er einen Kranken in Epautheyres besucht hatte. Man nahm dies für eine feizirerische Erbauungswunde, und klagte ihn nebst dem Arzte, Doctor Develey, und den zwei betreffenden Landleuten an. Am 29. Januar d. J. wurden Alle vom Appellationsgericht freigesprochen, und dem Prediger die Entschädigung für Zeitverlust zuerkannt, die er verlangt hatte, aber der Armencaße seiner Gemeinde bestimmte, weil die Zeit, die er verloren, seiner Gemeinde gehört habe.

(England, Unitarier.) Die Pariser Archives du Christianisme enthalten folgenden Auszug aus einer Englischen Zeitschrift, betreffend den kirchlichen Zustand der Unitarier in England. Unsere Leser wissen, daß die Unitarier die Rationalisten England's und Nordamerica's sind, und werden deswegen gern vernehmen, welche Kraft der Rationalismus bewirke, da wo er nicht bloß verwirren darf, sondern für sich bestehen muß, wo er nicht von innen heraus die Kirche Christi verderben kann, sondern die Religionsgemeinschaft, die er frei stützen durfte, nun auch selbst aufrecht erhalten soll. Diese Mittheilung ist zugleich ein Beitrag zur Beantwortung der neulich wieder aufgeworfenen Frage, ob der Rationalismus nicht dem Fortgange des Missionswerkes sehr günstig seyn würde, obgleich freilich auch ihn diejenigen ignoriren werden, welche ihre guten Gründe dafür haben, solche Fragen nicht durch die Erfahrung beantworten zu lassen. Der besagte Artikel findet sich in dem Monthly-Repository, dem officiellen Organe der Unitarier in England. Seine Ueberschrift lautet:

Die Unitarier sind reich, aber untthätig.

Darin wird gesagt: „Daß die Unitarische Missionsgesellschaft während des letzten Jahres fast bloßer Schein war“ (an almost total failure), daß „der unitarische Geist kein Missionsgeist ist, daß man von ihren Capellen nichts Besonderes und nur Trauriges sagen kann“ (the tale is brief and mournful); daß „der öffentliche Gottesdienst wenig besucht ist, daß die Glieder der Religionsgesellschaft Mühe haben, das einzige Journal, das sie herausgibt, zu unterhalten; daß ihre religiösen Institute wenig zahlreich und keinesweges in blühendem Zustande sind; daß die Unitarier, obgleich sie, im Verhältniß zu ihrer Anzahl, die reichste Kirche England's bilden, weniger als jede andere für religiöse Gegenstände beitragen;“ endlich daß „sie in Indien, wo sie den größten Erfolg hofften, nicht einen einzigen Missionar haben und nicht eine einzige Capelle unterhalten können.“ — Dies Geständnis ist in der That, wie die Archives bemerken, wohl der Aufbewahrung werth; es zeigt, daß sich religiöses Leben nur da zeigt, wo die religiöse Wahrheit ist.



# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1830.

Samstag den 24. Juli.

N<sup>o</sup> 59.

## Ueber das neue Berliner Gesangbuch.

Viertes Schreiben an \*\*\*.

(Schluß.)

Doch, theurer Freund, wir wenden uns zurück zu unserer letzten Aufgabe. Denn ungeachtet dieses Schreiben droht übermäßig lang zu werden, so will ich doch lieber den zweiten Theil derselben, nämlich die Aufstellung der Grundsätze, welche uns bei der Auswahl von Liedern und einzelner Strophen in derselben leiten müssen, noch kurz und in Umrissen hier anschließen, als Sie jetzt noch mit einem fünften Schreiben belästigen. Einzelne Beispiele und Belege für jeden Canon sind hier kaum möglich ohne eine größere Raumausdehnung, als ich mir erlauben darf.

I. Die Aufgabe muß seyn, eine Sammlung zu gewinnen, welche als Versuch eines allgemeinen Deutschen Gesangbuches auftreten kann. Daher können provinzielle Einseitigkeiten, wie sie zum Schaden der Erbauung und Liedereintracht bisher immer bestanden haben, nicht gelten. Jede Kirche und jede Gemeinde hat ein Recht an jedes classische große Lied, das je in Deutscher Zunge erklingen ist, falls nicht hiedurch eine solche Sammlung ihren Zweck verfehlen und zu groß werden würde, um gebraucht zu werden. Nun glaube ich nicht ganz voreilig und falsch zu urtheilen, wenn ich nach zwölfjährigem Durchgehen von etwa 10,000 Liedern — allerdings nicht ein Drittel der sämtlichen geistlichen Lieder die es gibt, aber gewiß neun Zehntel aller brauchbaren — die Meinung ausspreche: eine nach richtigen Canones gemachte Sammlung werde nicht mehr als 750 Kirchenlieder ergeben; allerdings für lebendige Kenntniß schon eine ungeheure Zahl, aber doch unter der Anzahl der meisten guten Gesangbücher, die dabei sämtlich eine nicht unbedeutende Zahl unclassischer Lieder oder Unlieder enthalten, und dagegen andere classische entbehren.

II. Alle wirklich eigenthümliche, hoch ausgezeichnete und übertragbare choralartige Kirchengesänge aller übrigen alten und neuen Kirchen müssen durch Uebersetzungen in unsere Kirchen- und Liedersprache dem eigenen Schätze — der ihre Gesamtheit zwanzigfach übertrifft — beigelegt werden. Auf diese

Weise steht, wenigstens im Gesangbuche, die Deutsche Kirche da, als das wozu sie berufen ist: die Vereinigerin getrennter Elemente und Auflöserin streitender Gegensätze durch tiefere Auffassung evangelischer Einheit, so wie die Herrin des Trefflichen und Classischen aller Völker und Zeiten.

III. Kein Lied, welchen Namen es auch trage, werde aufgenommen, wenn es nicht erstlich ein Lied, und zweitens wo möglich ein durchweg in seiner Art classisches sey. Das wo möglich beziehe ich auf einige wenige allgemein bekannte und beliebte Lieder, die zwar ihre Beliebtheit, im Ganzen genommen, verdienen, aber doch sehr schwache Stellen haben. Manchen wird auffallen, daß wir fordern ein Lied solle ein Lied seyn: ich sage dies aber mit gutem Bedacht. Ich kann nämlich eine gereimte Prosa, selbst wenn sie sich in einen erbaulichen Morgen- und Abendsegen oder ein lesbares Capitel einer Dogmatik oder moralischen Abhandlung zurück übersezen ließe, nicht für ein Lied halten. Von einem Liede fordere ich außer der Form lebendige Auffassung und anschauliche Darstellung eines an sich dichterischer Behandlung nicht widerstreitenden Stoffes. Von einem geistlichen Liede verlange ich außerdem noch, daß es der Würde und der Heiligkeit des Zweckes der Erbauung, so wie endlich von einem Kirchenliede, daß es der Würde der Kirche entspreche, deren Stimme es seyn soll. Alle Kirchenlieder müssen also singbar seyn; von den bloßen Andachtsliedern sind einige so in's individuelle Gefühl oder fromme Betrachtung eingehend, oder neben anderen so wenig bedeutend und selbstständig — z. B. einzelne nicht anzubringende Verse — daß ich sie als Kirchen- und Singlieder nicht aufnehmbar achten kann, wohl aber sie sehr geeignet halte, in dem Gebetbuch, welches bei keinem guten Gesangbuche fehlt, als Leselieder ihren Platz zu finden. Ich scheide demnach aus, classenweise, nur folgende:

1. Alle balladenartig erzählenden Lieder, wie es deren fast für alle Theile des Kirchenjahrs, besonders für die Fastenzeit, gibt. In dem Anfange der Reformation hatten sie ihren Werth als populäre Belehrung über das Factum, dies kann sie und ihre Nachahmungen jetzt nicht schützen. Bisweilen werfen sie zum Schluß einige schöne Verse ab, die gebraucht werden können.

2. Alle rein lehrenden Lieder, wenn man prosaische Reime so nennen will. Von ihnen sind aber wohl zu unterscheiden



nicht allein Bekenntnislieder, sondern auch Ermahnungslieder. In beiden Arten gibt es wahrhaft schöne Singlieder, die nicht einmal zum Schluß ein Gebet, den allgemeinsten Ausdruck kirchlicher Begeisterung und Singandacht haben; obwohl der letzte nur sehr wenige sind. Es hat immer einen Sinn, wenn die zur Anbetung versammelte Gemeinde in lautem Gesange bekennt, oder auch wenn sich die Gläubigen gegenseitig in ermahnenden Liedern begrüßen und auffordern. Allein, daß sie sich gegenseitig Predigten oder moralische Deductionen vorsingen, ist und bleibt ein unnatürlicher Mißbrauch und kann dadurch nicht gerechtfertigt werden, daß dergleichen in manchen Kirchen geschehen ist und täglich geschieht, entweder weil das Gesangbuch keine bessere Speise darbietet oder weil der Prediger nichts Besseres auszuwählen weiß. Man sehe aber auch nur wie schläfrig und einschläfernd ein Kirchengesang, welcher sich mühsam zwischen dem rauschenden Wirbel der Zwischenspiele durchschleppt, ganz besonders solcher mattherzigen Lieder wegen in vielen Kirchen ist.

3. Natürlich alle spielenden und tänzelnden Lieder; nur die neuen sentimentalischen haben leeres Stroh und Süßigkeit zu vereinigen gewußt, gegen sie gilt also die Ausnahme doppelt.

Gleich ich Uebersetzungen von Psalmen eben so wenig deswegen ablehne, weil sie Psalmen darstellen, die man leicht in ihrer unveränderten Gestalt zu gemeinsamer Andacht anwenden kann, als die Reformirten sie früher deshalb aufnahmen und sangen; so ist es doch eine nicht unmerkliche Thatsache, daß bis auf sehr wenige Ausnahmen kein einzig gutes Lied aus einer solchen strengen Bearbeitung entstanden. Die schönsten und bekanntesten Ausnahmen sind das Luther'sche: Es wolle Gott uns gnädig seyn (Ps. 67.), und Voliander's Hauptlied: Nun lob mein Seel den Herren (Ps. 103.), die jedoch beide viel freier sind als die reformirten Psalmen zu seyn pflegen.

IV. Ein schönes Lied, welches, als eigenthümliches Leben in sich tragend, die Aufnahme fordert oder verdient, aber mißglückt, mißverständliche oder sonst mangelhafte und schwache Strophen hat, kann mit Auslassungen aufgenommen werden, wenn dies ohne große Veränderung und Aufhebung der poetischen Selbstständigkeit und Einheit thunlich ist. Ist dies nicht der Fall, so muß es aus dem Gesangbuche wegleiben, und die vereinzelt schönen Verse können sich einen Platz im Gebetbuche suchen, oder es muß ausnahmsweise ganz aufgenommen werden, wenn es nämlich in allen seinen Theilen beim Volke eingewurzelt ist. Diese letzte Beschränkung soll man nun auch nicht durch dialectische Spitzfindigkeit zu Boden werfen, wenn man etwa sagen wollte: dies sey durchaus nicht auszumachen: wer das wissen könne? Es ist von der Beachtung des aus früherer Zeit Bekannten und einer natürlich beschränkten Erfahrung die Rede, die aber durch ein richtiges Gefühl ergänzt werden kann, und auf dieser dreifachen Basis läßt sich über manches ziemlich sichere Erkenntniß gewinnen.

In einem gewissen Sinne kann man, um der Willkür möglichst die Thür zu verschließen, den Canon auch so aussprechen: ein der Aufnahme würdiges Lied darf keines wesentlichen eigenthümlichen Gedankens beraubt werden. Allerdings kann eine unglückliche Strophe einen Gedanken enthalten, der nicht glücklich ausgedrückt ist, allein die Frage bleibt, ob er wesentlich zur Aufgabe des Liedes gehöre und diesem eigenthümlich sey. Nämlich wenn er auch recht passend ist, doch aber in einem anderen Liede der Sammlung dasselbe, was hier schwach, schief oder spielend ausgedrückt ist, sich stark, richtig und vollkommen ausgeprägt befindet, so genügt es, daß nach seiner Auslassung das Uebrige ein

poetisches Ganze bilde. Diese Ansicht ist besonders bei Festliedern, oder Liedern für eine ganz bestimmte Feier, höchst fruchtbar. Ernste und erfahrene Männer, die, wie der hochverdiente Arndt in seinem Büchlein: Von dem Wort und dem Kirchenliede, Niemanden die Befugniß zuerkennen wollen, Verse auszulassen, glaube ich durch das Gesagte und die früheren strengen Canones zu beruhigen. Erfahrene Stimmen haben sich aber auch längst über die Zuverlässigkeit nicht allein, sondern auch die Nothwendigkeit zweckmäßiger Auslassungen und Abkürzungen ausgesprochen: es genügt Herder'n (Theol. Briefe Th. IV.) und Rambach (Anthologie IV. S. V. Vorrede) namhaft zu machen. Jeder Einzelne wird außerdem es gewiß hier ganz besonders für seine Pflicht halten, durch Zuziehung kundiger und urtheilsfähiger Freunde noch mehr als durch vielfach wiederholte Prüfung der eigenen Entscheidung, sich vor Uebereilung und Einseitigkeit möglichst zu verwahren. Nirgends mehr als hier wird er auch gewiß das Unglück fühlen und bedauern, daß kirchliche Erhaltung nach angenommenen gemeinsamen Grundsätzen und Canones bei unserem Verhältnisse bisher nicht möglich gewesen. Wer mit den geistlichen Liedern nicht sehr bekannt, und geneigt ist, solche Sachen a priori zu beurtheilen, mag leicht meinen, eine solche Auscheidung sey deswegen nicht möglich, weil jedes Lied ein untheilbares Ganze ausmache. Es finden sich aber in der Wirklichkeit, besonders bei den ursprünglich für die Privatandacht bestimmten Liedern, gar herrliche Lieder, deren poetischer Kern in einer dünnen Schale prosaischer Betrachtung oder langweiliger Erzählung, wie ein Diamant in unscheinbarer Hülle eingewickelt liegt, und zwar glücklicherweise so, daß sich die poetischen Glieder nach Austreibung der eingezwängten Prosa desto inniger zu einem schönen Ganzen zusammenschließen. Weglassungen dieser Art sind auch von Anfang an in den kirchlichen Gesangbüchern mit manchen alten Liedern vorgenommen, wie z. B. in dem Liede: Wir singen dir Immanuel, der vierte Vers, der eine ganz unnütze und schwache Ausbildung des dritten enthält, in vielen guten Gesangbüchern fehlt; wer das Lied so liest, wird leicht fühlen, daß sich so der fünfte noch viel schöner an den dritten anschließt und keine Lücke ahnen. Bei weitem die meisten Lieder, besonders die des 17ten Jahrhunderts, sind wie eine Schnur von Perlen anzusehen, die durch Begrämnung der dunkeln oder häßlichen nur an Schönheit gewinnt; oder wie eine Reihe einzelner künstlich geschmückter Schilder, deren einige das Gepräge verloren haben, oder nie gut ausgeprägt waren, so daß sie uns nichts Deutliches zeigen und den Glanz des ganzen Gebildes nur schwächen und stören, während die übrigen eine solche inwohnende Schönheit haben, daß sie Blick und Geist auch als Ganzes befriedigen. Dazu kommt noch eine Betrachtung: Poesie und Andacht lassen sich allerdings nicht nach der Elle abmessen, oder nach der Secundenuhr abzählen; ich möchte wenigstens keine bestimmte Normallänge für ein gutes Lied angeben, allein gewiß ist, daß ein Lied durch übermäßige Länge ermüdet statt zu erheben. Wenn also unsere Liederwahl nach diesen Grundsätzen weniger sehr lange Lieder darböte, so wäre dies sicher kein Verlust für die Andacht.

Wir haben oben gewaltsame Veränderungen, wie Umdichtungen von Strophen, verworfen. Nur ausnahmsweise kann ich wie sie so noch folgende zwei Mittel zulässig finden, um den Zweck zu erreichen, daß ein Lied aufgenommen werde, und doch keine schwachen und langweiligen Strophen einschließe. Das erste ist Uebersetzung der einzelnen Strophen; das zweite und bedenklichste, aber auch schon früh geübte, ist die Zusammen-



setzung eines Liedes aus zweien. Die Brüdergemeinde thut dies bekanntlich sehr häufig; ich glaube aber, daß sich ihr Verfahren nur bei zwei oder drei Liedern rechtfertigen läßt. Ich möchte diese hier wohl anführen, wenn ich nicht zum Schluß eilte; ich will aber meine obige Behauptung, das Mittel sey in der Kirche nicht neu, mit dem Beispiele fast aller Gesangbücher seit 1650 beweisen, welche Rist's Abendlied:

Mit meinem Gott geh ich zur Ruh —

dessen zwei letzte Strophen aus Adam Neuen's altem Gesange: In dich hab ich gehofft Herr, entlehnt sind, statt dieses Liedes aufgenommen haben. Hierbei ist merkwürdig, daß grade jene zwei letzten Verse vor den übrigen im Volke lebendig geblieben, so wie sie gewiß durch Rist erst recht lebendig geworden sind.

Sollte ich nun hienach kurz aussprechen, was sich mir als Resultat unserer bisherigen Betrachtungen hinsichtlich des neuen Berliner Gesangbuches ergibt, so müßte ich zuerst bekennen, daß mir darin hinsichtlich der Auslassung von Liedern und von Strophen keine klare und durchgeführte Ansicht zu herrschen scheint; daß jedoch an manchen Stellen offenbar nach denselben Principien entschieden ist, wie die eben aufgestellten, und daß ich mit aufrichtiger Freude und Danke erklären kann, daß ich einige mir unbekannt gebliebene oder entgangene Lieder erst durch jene Sammlung kennen gelernt habe. Wenn Sie aber daneben meine Ansicht über die Verbeßerlichkeit dieser Arbeit im Ganzen wissen wollen, so muß ich mit derselben Offenheit sagen: daß wenn zwischen einem Drittel und der Hälfte der darin befindlichen Lieder als schlecht oder mittelmäßig ausgeschieden, dagegen mindestens eine gleiche Zahl fehlender classischer Lieder aufgenommen, neun Zehntel der alten außerdem ihrer jetzigen Verneuerung entkleidet und zu einem guten Texte, nach festen Grundsätzen hergestellt, die nicht verneuert aber richtig, und mit gelinder Redaction, aus den Originalausgaben abgedruckt würden, das Gesangbuch in einer zweiten Auflage recht brauchbar werden könnte. Nur eine wesentliche Bedingung möchte ich noch daran knüpfen — kleinere desiderata nicht zu erwähnen — daß nämlich die Ordnung ganz umgeschmolzen und die Lieder nach einem einfacheren und übersichtlicheren Plane und allgemein anzuerkennenden Grundsätzen zusammengestellt würden. Diesen letzten Punkt und den damit zusammenhängenden über das Kirchenjahr bespreche ich vielleicht späterhin mit Ihnen. Jetzt haben Sie Dank für Ihre Aufforderung und Theilnahme, und nehmen Sie freundlich auf, was ich habe geben können.

## Litterarische Anzeigen.

Kurze Anleitung zum heilsamen Gebrauche der heiligen Schrift, denkenden Lesern aus allen Ständen zur dritten Jubelfeier der Uebergabe der Augsburger Confession gewidmet von dem Oberhofprediger Dr. Christoph Friedrich von Ammon. XVI S.

Wäre diese Anleitung nicht dazu bestimmt, der neuen Dresdner Bibelausgabe vorgebracht zu werden, so könnten wir ihre Erscheinung mit Stillschweigen übergehen. Weil sie aber eben dadurch eine große Verbreitung unter allerlei Lesern erhalten wird, so halten wir uns verbunden, mit wenigen Worten eine kurze Charakteristik derselben zu liefern. —

Es ist immerdar ein gewagtes Unternehmen, armes brechliches Menschenwort dem heiligen Gottesworte vorzudrucken; es

sollte jedem sündigen Menschen die Hand zittern, wenn er zu solchem Vorhaben die Feder eintaucht. Denn wer ist hiezu tüchtig? Wer sollte sich nicht zurückziehen, wenn er Pauli Wort 1 Cor. 13, 12. bedenkt. — Es ist in der That noch gar nicht ausgemacht, ob selbst ein A. S. Franke, ein F. von Meyer u. A. zu solchem Unternehmen bejugt waren. Das Wort des lebendigen Gottes ist an und für sich lebendig, kräftig und schärfer denn kein zweischneidig Schwerdt, es bedarf der menschlichen Fürsprachen, Vorreden und der immer armseligen Empfehlung nicht. Wer's ohne Gebet um den Geist, der es eingab, wer es ohne Bedürfnis der Gnade und Wahrheit kalt und vorwiegend als ein *ἀνθρώπος ψυχικός* zur Hand nimmt, dem ist und bleibt es immerdar ein verschlossenes Buch; er vernimmt nichts vom Geiste Gottes; denn es muß geistlich gerichtet seyn. Da helfen die Vorreden, zumal wenn sie diese Hauptbedingung des wahren Schriftverständnisses verschweigen, nicht zum Ziele. Will aber ein erkenntnisbegieriger Leser sich gründlich belehren über die Gegenstände, welche zu der Einleitung in die Schriften des A. und N. B. gehören, so gibt es der besondern Lehrbücher dieser Art eine solche Menge, daß es gänzlich unnöthig erscheint, der heiligen Schrift einen kurzen Auszug derselben vorzudrucken, da man durch anderweitige Mittel weit leichter und gründlicher zu diesem Ziele gelangen kann.

Die Vorrede des Herrn Dr. Ammon, mit der wir es hier zunächst zu thun haben, krankt hauptsächlich an zweierlei sehr bedenklichen Gebrechen. Eines Theils treten die hochwichtigen practischen Anforderungen an die Bibelforscher gänzlich in den Hintergrund. Wir finden nirgends eine Ermahnung zum ernstlichen Gebet, zu aufrichtiger Sammlung des Gemüthes, nirgends eine Hinweisung auf die dem sündigen und intellectuell beschränkten Menschen so unerläßliche Demüthigung vor dem Herrn u. s. w. Dagegen finden sich auf der anderen Seite in dieser sogenannten Anleitung eine solche Masse theoretischer Anforderungen an den Leser, daß sie theils der unpopulären Darstellung wegen von dem Volke nicht einmal verstanden, theils unmöglich erfüllt werden mögen. So heißt es z. B. S. VI.: „Verhehlen darf man es den Freunden des Glaubens nicht, daß sie etwas Wichtiges und Ernstes beginnen (wenn sie die Bibel lesen); man muß es ihnen sagen, daß die heiligen Schriftsteller nothwendig in ihrer Ursprache gelesen werden müssen, wenn man ihren wahren oder doch wahrscheinlichen Sinn erfassen will; man muß sie erinnern, daß keine der vorhandenen Uebersetzungen als vollkommen treu, untadelhaft und mit der Urschrift in allen Punkten übereinstimmend betrachtet werden darf; auch das soll ihnen kein Geheimniß bleiben, daß die in unserer Kirche angenommene, wenn schon keinesweges gesetzlich vorgeschriebene Bibelübersetzung unseres hochverdienenden Dr. Luther bei allen ihren Vorzügen doch in vielen Stellen dunkel, unverständlich und namentlich in den Büchern des A. T. dem Original keinesweges überall entsprechend ist. Selbst der Deutsche Ausdruck unseres großen Reformators — muß vielen Lesern aus dem Munde dunkel und unverständlich seyn. Haben sie aber auch dieses Hinderniß überwunden, so gilt es nun den großen Schwierigkeiten des Gegenstandes und der Sache; man muß das Land, die Flüsse, Berge und Thäler, das Volk und die Umgebungen der heiligen Männer kennen lernen, deren Schriften man lesen und verstehen will; man darf in der Zeitrechnung, Geschichte, den Sitten und Gebräuchen, der ganzen Geistesbildung ihres Vaterlandes kein Fremdling seyn; man muß mit der eigenen Bildung dieser Schriftsteller, ihren Tugenden und Fehlern, ihrer ganzen Eigenthümlichkeit zu denken, zu spre-



chen und zu schreiben vertraut werden, wenn man sie nicht misdeuten, die manichfachen Beziehungen und Andeutungen im wahren Lichte auffassen und mit Zuversicht bestimmen will, ob das, was sie lehren, nur ihren Zeitgenossen oder auch uns und unsern Bedürfnissen angemessen sey. Eine richtige Beschreibung und Chartre von Palästina, eine kurze Einleitung in die Bücher des A. und N. T. nebst den Apokryphen, und ein gutes biblisches Reallexicon, dergleichen uns Winer, Wahl und andere gründliche Schrifterklärer geliefert haben, kann also auch von den gebildeten Laien nicht wohl entbehrt werden."

Wir sind weit entfernt, diese Studien als überflüssig und unnöthig verwerfen oder ihrer Vernachlässigung das Wort reden zu wollen; wir halten sie vielmehr für unumgänglich nöthig für den Theologen, für nützlich dem gebildeten Laien; aber daß der „heilsame" d. h. der wahrhaft heilbringende Gebrauch der heiligen Schrift an solche Anforderungen mit Nothwendigkeit geknüpft sey, das ist — (Gottlob! sagen wir im Hinblick auf die große Masse des Volkes, dem die Bildung im gewöhnlichen Sinne des Wortes abgeht) ganz ungegründet. Ref. kann aus Erfahrung bezeugen, daß er nicht selten unter geringen Handwerkern, Bauern und Tagelöhnern Leute angetroffen, welche, von Gott gelehrt, einen sehr tiefen Blick in den Zusammenhang der biblischen Wahrheiten sowohl wie in die Bedeutung mancher schwierigen Schriftstellen hatten, obwohl sie aller linguistischen, historisch-critischen, geographischen, archäologischen Kenntnisse durchaus entbehrten und gar nicht wußten, daß ein Wahl und Winer in der Welt sey. Herr Dr. Ammon geht in der Bestimmung der zum gründlichen Schriftverständnis erforderlichen Bedingungen eines Theils zu weit, anderers Theils verlangt er nicht genug. Wenn es z. B. S. V. heißt, daß der äußere Spruch durch Denken und Prüfen, Wahrheit, Licht und Leben in unserem Innern werde, so springt es von selbst in die Augen, daß hier ganz andere und viel wichtigere Bedingungen, wir meinen die practischen Anforderungen, gänzlich übergangen sind, die doch in dem Worte Gottes allenthalben so stark hervorgehoben werden (z. B. Joh. 7, 17. 3, 21. 8, 31. 32. 47. Ps. 34, 9. Phil. 1, 9. 1 Joh. 4, 6. 1 Joh. 5, 6. 9. 10 u. a. St.). Es ist dem Verf. dieser Anleitung schon genug, wie wir S. VII. mit Befremdung lesen, daß der „Freund himmlischer Weisheit nach einiger Sammlung des Geistes und mit einer reinen Andacht des freien Verstandes (?) nachdem er sich des Hauptinhaltes der heiligen Schrift wenigstens mit dem Gedächtnisse bemächtigt, die historisch-critische Forschung beginne. Die Bemerkungen und Grundsätze aber, welche hier den Bibelleser leiten sollen, sind ganz geeignet, dem mit gelehrten Hülfsmitteln nicht versehenen Leser das ganze historische Fundament der Schrift wankend zu machen. Die Richtigkeit der chronologischen Angaben der Schrift wird mit starken Ausdrücken bezweifelt. Die Zuverlässigkeit der historischen Bücher „besonders des A. T." wird aus dem Grunde angefochten, weil sie oft aus unbekannten Quellen gestossen seyen oder doch Zusätze von den Verfassern er-

halten haben, die sich nicht mit Bestimmtheit angeben oder doch nur errathen lassen. — „Dazu kommt" (heißt es S. VIII.) „daß die ältesten Urkunden der Bibel von Begebenheiten und Ereignissen Nachricht ertheilen, die entweder über alle Geschichte gänzlich hinausgehen, oder doch nur durch mündliche Ueberlieferungen zur Kenntniß der Nachkommen gekommen seyn können." Es ist unbegreiflich, wie der Herr Verf. dergleichen Bemerkungen hinwerfen konnte, ohne zu bedenken, welche Gefahr daraus dem gebildeten Leser erwachen müsse. Dies gilt ganz besonders von der trivialen höchst oberflächlichen Charakteristik des Alttestamentlichen Glaubens, welche der Herr Verfasser S. IX. gibt. „Durch die Absonderung des Israelitischen Volkes," sagt er, „welches seinen Nationalwerth häufig überschätzte und auf alle Nichtjuden mit einem Stolge ohne Gleichen herab sah, gewinnt sein Glaube und seine Religion einen eigenen Charakter, sein Gott ist ein starker, eifriger Gott, der ihm das Recht gibt, mit bewaffneter Hand in Canaan einzufallen und seine Bewohner auszurotten; ein Gott, der bei jeder Hinnegung zum Götzendienste furchtbare Niederlagen unter seinem Volke anrichtet und seine Obersten an die Sonne hängen läßt; ein Gott endlich, der am Tage des Gerichts alle Heiden vertilgen und sie in glühende Schwefelbäche stürzen wird. Diese aller Welt verhasste und selbst von den Propheten getadelte Denkart des kleinen Judenthums, welches allein unter Gottes unmittelbarer Herrschaft zu stehen glaubte, prägt sich auch häufig in seiner Geschichte auf eine merkwürdige Weise aus." — Hierauf geht der Verf. allen Ernstes darauf aus, das unmittelbare Eingreifen des lebendigen Gottes in die Führung des Israelitischen Volkes als in der beschränkten und unrichtigen Auffassung desselben gegründet, darzustellen, wodurch er natürlich den ganzen eigenthümlichen Charakter dieser tiefen und wunderbaren Geschichte gänzlich verwischt und ihre theocratiche Bedeutung völlig zernichtet. Unverantwortlich für einen christlichen Theologen sind die Aeußerungen des Herrn Verf. über die Aufopferung Isaak's, höchst leichtfertig die nach hingeworfenen Bemerkungen über die Propheten. Von den Letzteren behauptet er, „daß sie sich Gleichnisse, Aeußerungen und sogar Handlungen in ihrem Verufe gestatteten, die ein erleuchtetes Gewissen niemals billigen wird."

Nur schmerzlich bedauern können wir es darum, daß eine solche oberflächliche, die Schrift ausleerende und von unerwiesenen Sätzen wimmelnde Anleitung dem Buch der Bücher vorgedruckt werden soll. Die wissenschaftlich seyn sollenden Bemerkungen stehen als des Beweises ermangelnde und darum nichts-sagende Nachsprüche da, während die practischen Bemerkungen, mit welchen sich die Anleitung hauptsächlich, wo nicht ausschließlich (s. die vortreffliche Vorrede von A. S. Franke) befassen sollte, entweder fehlen oder doch so matt, kernlos und höchstens halbchristlich sind, daß sie keinen Bibelleser, der nicht von dem Geiste Gottes eine unmittelbare Anleitung empfängt, zum würdigen und gesegneten Gebrauche der heiligen Schrift führen werden.



# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1830.

Mittwoch den 28. Juli.

N<sup>o</sup> 60.

## Die Augsburgische Confession und der Rationalismus.

Der Begriff „Evangelische Kirche Deutschlands“ ist kein solcher, den man jetzt willkürlich nach eigenem Gutdünken und Verlangen sich bilden könnte, sondern ein historisch gegebener und historisch autorisirter und bestehender; gegeben am 25. Juni 1530 durch Vorlesung und Ueberreichung der Augsburgischen Confession, und autorisirt und bestehend durch dreihundertjährige förmliche und rechtliche Anerkennung der Augsburgischen Confession, als des Grundbekenntnisses des Glaubens der „Evangelischen Kirche,“ eine Anerkennung sowohl von Außen als im Innern, und hier zuerst bei allen Luther'schen, dann bei den Luther'schen und Deutschen Reformirten, und zur Jubelfeier am vergangenen 25. Juni natürlich auch bei den vereint Evangelischen. Namentlich haben im Preussischen bei Gelegenheit der vergangenen Jubelfeier alle Evangelischen Kirchen sich förmlich und thatsächlich von Neuem zur Augsburgischen Confession bekannt.\*) Die Augsburgische Confession ist also das vollgültige Bekenntniß des Glaubens der Evangelischen Kirche, und was diesem Bekenntnisse im Ganzen oder Einzelnen wesentlich widerstreitet, muß nothwendig als außerhalb der Evangelischen Kirche stehend betrachtet werden. Wenden wir dies nun einmal auf den Rationalismus an.

So eben ist eine Broschüre erschienen: Glaubensbekenntniß denkgläubiger Christen, welches im Jahre 1830, als am 300jährigen Jubelfeste wegen Uebergabe der Augsburgischen Confession, der Mitwelt vorgelegt [in der Schrift selbst steht: übergeben] werden sollte. Von Aleithozeretes [sic]. Neustadt a. d. D. bei Wagner (36 S. in 8.).

### Glaubensbekenntniß der Evangelischen Kirche.

Da einen solchen Vorartikel die Augsburgische Confession nicht hat, so geben wir hier den Anfang der Concordienformel:

\*) Wir erinnern hier nur daran, daß nach einer hohen Verordnung am Sonntage vor der Jubelfeier von allen Evangelischen Kanzeln unseres Landes verkündigt worden ist, wörtlich wie folgt: „Dieses herrliche Bekenntniß (das am 25. Juni 1530 überreichte) wurde nächst der heiligen Schrift die Grundlage, auf welcher sich der neue Bau der Evangelischen Kirche erhob, und ist seit dreihundert Jahren das öffentliche Zeugniß von dem Glauben derselben geblieben; wie auch wir uns freudig zu demselben bekennen, es als ein theures Kleinod ehren, und unter göttlichem Beistande ferner treu und standhaft an demselben halten wollen.“

Hierin werden alle Artikel der Augsburgischen Confession in die Sprache der Denkgläubigen oder Rationalisten (welcher letztere Name schon etwas in Verruf ist) übersetzt, und es wird daher interessant seyn, das Augsburgische Glaubensbekenntniß Evangelischer Christen von 1530 bis 1830 und das Glaubensbekenntniß Denkgläubiger von 1830 in wörtlichem Auszuge einiger der vornehmsten Artikel neben einander zu stellen. Zwar ist das Letztere, als litterarisches Product betrachtet, nicht von der Art, um hier berücksichtigt zu werden (wir überlassen seine genauere Charakterisirung anderen Blättern); aber der Verfasser ist doch ein Prediger (im 11ten Artikel sagt er ja: „Wollte nur Gott, daß das sogenannte Beichtgeld seine Erledigung finden möchte. — Leider! müssen wir vom guten Willen Anderer leben, der Staat thut nichts für unser Bestehen und braucht uns doch“); er ist sich doch seiner reinen Denkgläubigkeit von 1830 (wo man sich freilich in manchen Punkten, der Evangelischen Regierungen wegen, sehr weise accommodiren muß) so zuversichtlich bewußt, daß er die Vorrede unterschreibt: Ueberall den 1. März 1830; „die häßlichen und verderblichen Schlacken seines hochfahrenden, lieblosen Sinnes enthalten“ doch — nach dem Zeugnisse der Allg. Kirchenzeitung (Lit. Bl. Mai N<sup>o</sup> 40.) — „das Gold der reinen Lehre“: wie sollten wir anstehen, sein Zeugniß von dem Glauben der Denkgläubigen als ein authentisches zu betrachten, zumal da es nur mitunter in der Form von dem Lehrbegriff eines Dr. Röhr, Dr. Wegscheider u. c. abweicht! Die Schlacken wollen wir aber gar nicht mit vorlegen, und sollte es einmal unvermeidlich seyn, so bitten wir, doch nur auf das Gold der reinen Lehre zu achten.

### Glaubensbekenntniß denkgläubiger Christen von 1830.

Vorartikel. Von der heiligen Schrift. „Die heilige Schrift, als einzige Quelle der christlichen Religion [Denkglaube von 1830; in



## Glaubensbekenntniß der Evangelischen Kirche.

„Wir glauben, lehren und bekennen, daß die einige Regel und Richtschnur, nach welcher alle Lehren und Lehrer gerichtet und geurtheilet werden sollen, seyen allein die prophetischen und apostolischen Schriften Altes und Neues Testaments, wie geschrieben steht: Dein Wort ist meines Fußes Leuchte und ein Licht auf meinem Wege. Ps. 119. Und St. Paulus: Wenn ein Engel vom Himmel käme und predigte anders, der soll verflucht seyn. Gal. 1.“

## Glaubensbekenntniß denkgläubiger Christen von 1830.

den Artikeln selbst ist immer von Vernunft und Bibel die Rede], ist eine Sammlung schriftlicher Denkmäler der Entstehung und Verbreitung des Glaubens an Einen Gott und dessen Verehrungsweise, sich nach und nach immer mehr aus- und höher bildend, bis in die Zeiten Jesu und seiner Gefandten, geschrieben, wie alle andere Bücher, von Menschen, unvollkommen wie wir, mit reinem Willen, Gutes zu wirken nach dem jedesmaligen Lichte ihrer Vernunft, das sie, und das mit Recht, für Licht aus Gott, und daher sich selbst für Gottgesandte erkannten. — Die Bücher des N. T. sind Lehr- und Geschichtsbücher der jüdischen Religions- und Staatsverfassung, aber nicht der christlichen Religion, haben also nur insofern einen Werth für uns Christen, weil die christliche Religion auf die jüdische gegründet und aus derselben hervorgegangen ist, und wir uns aus ihnen überzeugen können, welch ein himmelweiter Unterschied zwischen jüdischen und christlichen Religions-, Glaubens- und Sittenlehren statt finde. Die Bücher des N. T. hingegen, besonders die eigenen Aussprüche Jesu, sind und bleiben der einzige Grund und die einzige Quelle unseres Glaubens und Wandels [1830]. Man achte [nur] sorgfältig darauf, daß in Hinsicht auf die Briefe der Apostel, die auch irrende Menschen waren, besonders eines Paulus, des bekehrten und jüdisch gelehrten Pharisäers, aus der christlichen Religion nicht eine Paulinische werde; sonst fallen wir wieder in ein offenes Judentum und Pharisäerthum zurück, von welchem Jesus die Seinen erlösen wollte.“

### Der I. Artikel. Von Gott.

„Erstlich wird einträchtiglich gelehret, daß ein einzig göttliches Wesen sey, und sind doch drei Personen in demselben einigen göttlichen Wesen, gleich gewaltig, gleich ewig, Gott Vater, Gott Sohn, Gott heiliger Geist, alle drei Ein göttlich Wesen: derhalben werden verworfen alle Ketzereien, so diesem Artikel zuwider sind, auch Samosatani alt und neu, so nur Eine Person setzen.“ („Diesen Artikel — sagt die Apologie der Augsb. Confession — haben wir allezeit gelehret und vertheidigt, und glauben, er habe gewisse und feste Zeugnisse in der heiligen Schrift, die nicht wankend gemacht werden können. Standhaft behaupten wir auch, daß die Andersdenkenden außerhalb der Kirche Christi und Abgöttische sind und Gott lästern.“)

„Erstens wird einträchtiglich gelehret, daß ein Gott und nur Ein Gott sey. Derhalben werden Alle, die keinen Gott glauben, für Thoren gehalten; die aber einen Gott glauben, gespalten oder getheilt in drei Personen, die aber alle drei nur Ein göttliches Wesen ausmachen sollen, gleich ewig, bedauern wir als solche, die etwas reden, was sie nicht einmal deutlich denken, geschweige denn lehren, noch weniger darthun und beweisen können, weder aus menschlicher Vernunft, noch aus der Schrift sowohl der jüdischen als der christlichen Bibel.“

### Der II. Artikel. Von der Erbsünde.

„Weiter wird bei uns gelehret, daß nach Adam's Falle alle Menschen, so natürlich geboren werden, in Sünden empfangen und geboren werden, das ist, daß sie alle von Mutterleibe an voller bösen Lust und Neigung sind, und keine wahre Gottesfurcht, keinen wahren Glauben an Gott von Natur haben können; daß auch dieselbe angeborene Seuche und Erbsünde wahrhaftig Sünde sey, und verdamme alle die unter dem ewigen Gotteszorn, so nicht durch die Taufe und Glauben an Christum, durch das Evangelium und heiligen Geist wiederum neu geboren werden. — Hier werden verworfen, so die Erbsünde nicht für Sünde halten, damit sie die Natur fromm machen

„Weiter wird bei uns gelehret, daß der Fall Adam's mit sammt seiner angeblichen Folge, der Erbsünde, eine alte Sage sey, die Moses wahrscheinlich in Aegypten vorgefunden, und damit die Geschichte seines Volkes und seiner Zeit in Verknüpfung gebracht hat. So wie nun aber heut zu Tage kein Vernünftiger, der nur mittelmäßig mit Geognosie und Geographie, mit Erd-, Natur- und Völkerkunde bekannt ist, an das hier angegebene kurze Alter unseres Planeten glauben kann, so fällt auch damit der Glaube an das übrige dort Erzählte. Also Erbsünde, als angeborene Seuche, erkennen wir nicht an. Wir erklären vielmehr die Sünde entweder für eine Folge der Sinnlichkeit, die der Mensch mit den Thieren gemein hat, noch nicht geleitet von der Vernunft und der Belehrung Anderer, oder sie wird dem Menschen durch Wort und Beispiel angelehrt und angewöhnt, oder sie wird angenommen aus freiem Willen und Ueberlegung. Es wird daher für Gotteslästerei erklärt, zu lehren, daß eine angeborene Sünde oder Erbsünde wahrhaftig Sünde sey und verdamme Alle unter Gottes ewigen Zorn, so nicht durch die Taufe und den heiligen Geist wiederum neu geboren werden. Wir loben daher Jedermann, der diese verderbliche, die Menschheit entehrende, Gottes unwürdige und Jesum zum Sündenbiener, ja zum Sündenbocke herabwürdigende Lehre annullirt; bedauern



### Glaubensbekenntniß der Evangelischen Kirche.

durch natürliche Kräfte, zur Schmach dem Leiden und Verdienst Christi."

### Der III. Artikel. Von Christo.

"Es wird gelehret, daß Gott der Sohn sey Mensch geworden, geboren aus der reinen Jungfrau Maria, und daß die zwei Naturen, göttliche und menschliche, in Einer Person also unzertrennlich vereinigt, Ein Christus sind, welcher wahrer Gott und Mensch ist, wahrhaftig geboren, gelitten, gekreuzigt, gestorben und begraben, daß er ein Opfer wäre für alle Sünde und Gottes Zorn versöhnete. Ferner daß derselbige Christus sey abgestiegen zur Hölle, wahrhaftig am dritten Tage von den Todten auferstanden, aufgefahren gen Himmel, sitzend zur Rechten Gottes, daß er ewig herrsche über alle Creaturen und regiere, daß er Alle, so an ihn glauben, durch den heiligen Geist reinige, stärke und tröste &c."

### Glaubensbekenntniß denkgläubiger Christen von 1830.

"Ueber seine Person und sein Amt wird gelehret, daß der Mensch Jesus unter merkwürdigen Umständen, jedoch wie jeder andere Mensch, entstanden und geboren und als ein Mensch erfunden, mit Fleisch und Blut, wie andere Kinder auf Erden, von dem ewig weisen Gott und Vater durch seine allwaltende Fürsorge von Jugend auf geleitet, mit Gaben und Kräften ausgerüstet und dazu vorbereitet worden ist, die unter seinem Volke herrschenden, von den Propheten der Vorzeit aufgestellten und genährten Hoffnungen auf einen Messias zu erfüllen und zwar im Einklänge mit seinem Jugendfreunde Johannes, angeregt wohl schon früh von dessen Vater Zacharias, dessen sich Gott zum Werkzeuge der großen Heilsanstalt bediente. Reiz zu diesem Plane, sich dazu fähig fühlend und stark, vertrauend auf Gott und seine gute Sache, trat er, dreißig Jahre alt, öffentlich hervor und strebte von nun an, alle in den Propheten früherer Zeit ausgesprochenen Schicksale [1830] des zu hoffenden Messias an sich in Erfüllung zu bringen. — Er selbst hat sich nie anders Gottes Sohn genannt, als gleichbedeutend mit Messias, und nur in dem Sinne und mit eben dem Rechte, wie vor ihm Könige und Große der Erde Götter genannt worden waren. Selbst da ihn Kaiphas aufs Gewissen fragte: ob er Gottes Sohn sey, gab er zur Antwort: Du sagst es — nicht ich [gegen dieses Lektore werden viele Denkgläubige protestiren]. Sein ganzes Werk als Messias, das er freiwillig übernommen, sah er als

### Glaubensbekenntniß denkgläubiger Christen von 1830.

aber von Herzen alle ihre Vertheidiger als Schwächlinge, welche ohne Sünde nicht leben können, und lieber eher Vernunft fahren lassen, zur Schmach dem Lehren, Thun, Leiden und Sterben Christi."

ein ihm von Gott aufgetragenes Werk an, eben so, wie wir Alle unseren selbst erwählten rechtlichen Beruf als Gottes Auftrag anerkennen, ohne fürchten zu dürfen, deshalb in den Ruf als Betrüger und Schwärmer zu kommen. — Ueber den Zweck seines Werkes wird also gelehret, daß Jesus das geistige Messiasamt in der Absicht übernahm: 1) reine Erkenntniß Gottes und seiner Liebe zu den Menschen zu verbreiten; 2) die Menschen zu einer vernünftigen Verehrung Gottes anzuleiten, sie von der schmutzigen, daher albernen Verehrung und abergläubigen Versöhnung Gottes durch Opfer zurückzubringen; 3) den Menschen zu seiner ursprünglichen Würde, von welcher er, im Irrthum befangen und erhalten, glaubte, er habe sie verloren, wieder zu erheben, d. h. den Glauben zu vertilgen, als sey er von Natur ein Kind des Zornes und der Verdammniß; 4) den Menschen zur Herrschaft über die Sinnlichkeit zu erheben; 5) es dem Menschen an seinem eigenen Beispiele zu zeigen, wie weit es der Mensch, wenn er ernstlich wolle, im Guten bringen könne. — Ueber den Ausgang seines Erdenlebens und Wirkens wird gelehrt, daß Jesus von den Obedienten seiner Zeit und seines Volkes verfolgt und als ein Unschuldiger zum schmachvollen Kreuzestode verdammt wurde. Aber Gott, dem er sterbend vertraute, wie im Leben, verließ ihn auch im Tode nicht [1830! Wie klüglich gestellt!]. Von frommen Freunden ehrenvoll begraben, ging er, erweckt durch Gottes Macht [1830], als ihr Schützling verherrlicht aus dem Grabe hervor [ist Christus wirklich von den Todten auferstanden, so ist der ganze Denkglaube eitel], lebte noch vierzig Tage unter den Seinen, versah sie feierlich am letzten Tage mit aller Vollmacht zur Ausbreitung seines Gottesreiches, und, nachdem er ihnen verheißen, unerkannt bei ihnen zu bleiben bis an das Ende des Lebens [Protest anderer Denkgläubigen], ward er ihren Augen nach und nach, höher steigend, entrückt, bis endlich die Gebirgsdünie denselben gänzlich verbergen und er nicht mehr von ihnen gesehen wurde. Daß die Mehrzahl der Augenzeugen diesen seinen Hingang für eine Aufnahme in den Himmel hielten, wer wollte sie nach damaligen Vorstellungen von dem Ende aller Religionsstifter und Propheten tadeln? — Wir glauben daher an Jesum, nicht als an einen Messias, wie ihn die Juden seiner Zeit erwarteten; noch weniger als an einen Sündendiener, der nach angeblichem Gottes Willen, die Strafen aller vorigen und nachherigen Sünden der ganzen Welt abzubüßen, als Gott auf die Erde gekommen und im Leibe der Jungfrau Maria Mensch geworden sey, um als Gottmensch durch seinen blutigen Tod Gott zu versöhnen und seinen zornigen Zorn zu stillen. — Wir glauben vielmehr an Jesum" u. s. w.

### Der IV. Artikel. Von der Rechtfertigung.

### Glaubensbekenntniß der Evangelischen Kirche.

"Weiter wird gelehret, daß wir Vergebung der Sünden und Gerechtigkeit vor Gott nicht erlangen mögen durch unser Verdienst, Werk und Genugthuung; sondern daß wir Vergebung der Sünden bekommen und vor Gott gerecht werden aus Gnaden um Christi willen durch den Glauben, so wir glauben, daß Christus für uns gelitten hat, und daß uns, um seinetwillen, die Sünde vergeben, Gerechtigkeit und ewiges Leben geschenkt wird."

### Glaubensbekenntniß denkgläubiger Christen von 1830.

"Wir lehren, daß wir Vergebung der Sünden und Gerechtigkeit vor Gott nicht erlangen mögen weder durch Büßungen, Kasteiungen &c., noch durch demüthiges Brustschlagen, Seufzen &c., noch durch Verweisen auf fremdes Verdienst, sondern wir erlangen Vergebung begangener Sünden und Gerechtigkeit vor Gott einzig und allein durch ein fortan unermüdetes Bestreben, in allen Verhältnissen des Lebens nach Jesu Geist und Sinne zu denken und zu wandeln. Es wird daher für eine ganz mißverständene Lehre Pauli (Röm. 3, 4.) erklärt, wenn man behauptet: der Glaube, daß Christus für uns gelitten, gethan habe, was wir thun sollten, gelitten habe, was wir leiden sollten, allein mache uns



## Glaubensbekenntniß der Evangelischen Kirche.

Denn diesen Glauben will Gott für Gerechtigkeit vor ihm halten und uns zurechnen, wie St. Paulus sagt Röm. 3. 4.“

## Glaubensbekenntniß denkgläubiger Christen von 1830.

gerecht vor Gott; vielmehr erklären wir einen solchen Glauben für eine Eiselebrücke aller faulen Christen.“

### Der V. Artikel. Vom Predigtamt.

„Solchen Glauben zu erlangen, hat Gott das Predigtamt eingeführt, Evangelium und Sacrament gegeben, dadurch er, als durch Mittel, den heiligen Geist gibt. Und werden verdammt die Wiedertäufer und Andere, so lehren, daß wir ohne das leibliche Wort des Evangelii den heiligen Geist durch eigene Bereitung, Gedanken und Werke erlangen.“

„Das Predigtamt ist von Jesu verordnet und eingesetzt, und ist notwendig, daß es immer bleibe. Verdammt aber wird von uns Niemand, der anders denkt,“) und bemitleidet werden nicht nur die Wiedertäufer, sondern alle Mystiker, welche auf einen heiligen Geist lauern, den sie sich selbst geben und um den sie sich nicht bemühen wollen.“

### Der VI. Artikel. Vom neuen Gehorsam.

„Auch wird gelehret, daß solcher Glaube gute Früchte und gute Werke bringen soll, doch nicht auf solche Werke zu vertrauen, dadurch Gnade vor Gott zu verdienen.“

„Auch wird gelehret, daß der rechte Glaube nicht nur gute Werke und gute Früchte bringen soll, sondern ganz allein darinnen bestehe.“

### Der XVII. Artikel. Von der Wiederkunft Christi zum Gericht.

„Auch wird gelehret, daß unser Herr Jesus Christus am jüngsten Tage kommen wird zu richten und alle Todten auferwecken, den Gläubigen und Auserwählten ewiges Leben und ewige Freude geben, die gottlosen Menschen aber und die Teufel in die Hölle und ewige Strafe verdammen.“

„Sie ist Mißdeutung der Bilder, welche Jesus von dem Untergange des jüdischen Staates aufstellt. — In der Lehre von einer leiblichen Auferstehung der Todten waren auch die Apostel Jesu noch befangen; Jesus aber ist daran unschuldig. — Der Teufel Schicksal kummert uns Christen nicht, so wenig wie ihre Existenz oder Nichtexistenz uns helfen oder schaden kann; denn eben dazu erschien der Sohn Gottes, daß er den Teufelspuck unter den Menschen, der sich in ihren Köpfen festgesetzt hatte, zerstöre. Nur der böse Mensch ist ein Teufel. So viel bleibt aber feststehen: Die Ungerechten werden in die ewige Pein gehen, aber die Gerechten in das ewige Leben.“

### Der XVIII. Artikel. Vom freien Willen.

„Vom freien Willen wird gelehret, daß der Mensch etlichermaßen einen freien Willen hat, äußerlich ehrbar zu leben; aber ohne Gnade, Hülfe und Wirkung des heiligen Geistes vermag der Mensch nicht, Gott gefällig zu werden. Denn Paulus spricht: Der natürliche Mensch vernimmt nichts vom Geiste Gottes.“

„Vom freien Willen wird gelehret, daß der Mensch — nicht etlichermaßen — von Gott mit freiem Willen vom Anfange begabt und seinem Geiste das Vermögen geschenkt habe [sic], zu wählen, sowohl in Beförderung seiner leiblichen als geistigen Wohlfahrt. Pauli Worte: Der natürliche Mensch vernimmt nichts d., gehören nicht hieher, da sie nur den Sinn haben: Der Mensch, dessen Vernunft ungebildet ist, der noch im bloßen Zustande der Sinnlichkeit lebt, hat keine Vorstellung von der reinen Sittlichkeit.“

### Der XXI. Artikel. Vom Dienste der Heiligen.

„Vom Heiligendienste wird also gelehret, daß man der Heiligen gedenken soll, auf daß wir unseren Glauben stärken. Durch Christ aber mag man nicht beweisen, daß man die Heiligen anrufen oder Hülfe bei ihnen suchen soll; denn es ist allein ein einziger Versöhner und Mittler gesetzt zwischen Gott und den Menschen, Jesus Christus, welcher ist der einzige Heiland, Hohepriester, Gnadenstuhl und Fürsprecher vor Gott. Und der hat allein zugesagt, daß er unser Gebet erhören wolle. Das ist auch der höchste Gottesdienst nach der Schrift, daß man denselben Jesum Christum in allen Nöthen und Anliegen von Herzen suche und anrufe.“

„Vom Heiligendienste wird bei uns gar nichts gelehrt. Heilige im eigentlichen Sinne hat es unter den Menschen nie gegeben. Gute, rechtschaffene Menschen, von den frühesten bis auf unsere Zeiten aus allerley Volk, werden wir als Muster und Beispiel stets in Ehren halten. Aber als Fürbitter brauchen wir sie nicht, theils weil sie uns nicht hören, theils weil sogar Jesus zu den Seinen sagt: Ich sage nicht, daß ich den Vater für euch bitten will; denn er selbst, der Vater, hat euch lieb.“

(Schluß folgt.)

“) Nur „den Landesgesetzen zur Correction, Verurtheilung und Bestrafung verfallen“ sind — nach Artikel VII. VIII. von der Kirche — „solche falsche Mitglieder des kirchlichen Verbandes, die durch Mord, Raub, Diebstahl, Conventikel, Tractäteln, schaumlose Wollust u. d. d. öffentliche Ordnung, Ruhe und Sicherheit führen.“



# Evangelische Kirchen-Zeitung.



Berlin 1830.

Sonnabend den 31. Juli.

N<sup>o</sup> 61.

## Die Augsburgische Confession und der Nationalismus.

(Schluß.)

### Der XXIV. Artikel. Von der Messe.

#### Glaubensbekenntniß der Evangelischen Kirche.

„Nachdem die Messe auf mancherlei Weise vor dieser Zeit mißbraucht, ist solcher Mißbrauch zu mehrmalen von gelehrten und frommen Leuten gestraft worden. Als nun die Prediger bei uns davon geprediget, und die Priester erinnert sind der schrecklichen Bedrohung, so denn billig einen jeden Christen bewegen soll, daß, wer das Sacrament unwürdiglich brauchet, der sey schuldig am Leibe und Blute Christi: darauf sind solche Messen in unseren Kirchen gefallen.“

Eines Weiteren bedarf es nicht, um Jedermann die Augen zu öffnen, wie Nationalismus und Augsburgische Confession sich in materiellem Inhalt zu einander verhalten. Auch darf keiner der stimmführenden Nationalisten sagen, seine Lehre weiche weniger von der Lehre der Evangelischen Kirche ab; denn nur das Gegentheil geht aus ihren Schriften und Vorlesungen hervor. — Nicht Einen der Glaubensartikel der Augsburgischen Confession kann ein Nationalist unverändert bekennen (Aleithojetetes hat alle ohne Ausnahme übersehen müssen); in den meisten stehen Augsb. Conf. und Nationalismus im vollkommensten Gegensatz, und — was die Hauptsache von Allem ist — die Grundprincipien der Moral der Augsb. Conf. und des Nationalismus heben einander gegenseitig völlig auf (vgl. nur z. B. Art. II. IV. V. zu Ende VI. XVIII.).

Wir können nicht umhin, bei dieser Gelegenheit auch noch auf einige merkwürdige, mehr formelle Differenzen der Augsb. Conf. und des Nationalismus unserer Zeit hier hinzudeuten, deren weitere Erwägung wir Jedem überlassen. Die Uebergeber der Augsb. Conf. bekannten muthig und frei vor aller Welt ihren Glauben, und vertheidigten und rechtfertigten ihn durch die Apologie; die Hauptstimmführer der jetzigen Nationalisten aber versteckten ihre eigentliche Meinung, thun z. B. als ob sie die Neutestamentlichen Wunder und Christi Auferstehung von den Todten nicht läugneten, und hüten sich, auf wissenschaftlich ernste Angriffe gleicherweise zu antworten; zur Augsb. Conf. können sie

#### Glaubensbekenntniß denkgläubiger Christen v. 1830.

„Darüber sind wir einig, daß die Messe nach Päpstlichem Ritus als ein heidnisches, sinnloses, ekelerregendes Schau- und Spektakelstück gänzlich zu verwerfen ist. Wollen wir Vocal- und Instrumentalmusik hören, so gehen wir in's Concert oder Theater. Wollen wir etwas Verstand und Herz Erheiterndes und Erholendes sehen und hören, so gehen wir in's Schauspiel und in die Oper.“

sich nicht bekennen, doch aber feiern sie das Jubiläum, ja nehmen zum Theil den Hauptantheil daran, und entschuldigen sich damit, daß sie zum Geiste der Augsb. Conf. sich bekennen; als wenn der Geist anderswoher abzuleiten wäre als aus dem Buchstaben, und als wenn Jemand mit irgend einem Scheine des Rechts zum Geiste der Augsb. Conf. sich bekennen könnte, der mit Nicodemus fragt: Wie kann ein Mensch geboren werden, wenn er alt ist? der weder seine natürliche Sündhaftigkeit und Verdammllichkeit erkennt, noch von der Gnade der Wiedergeburt durch den heiligen Geist etwas erfahren hat, der selbst den vierten Artikel der Augsb. Conf. grade umkehrt, und dessen ganzes inneres Leben daher ein durchaus anderes ist, als das der Verfasser und herzlichsten Befenner der Augsb. Confession! — Die Augsb. Conf. ist ein leuchtendes Beispiel theologischer Ehrlichkeit und Redlichkeit; wie folgen aber dem die Nationalisten nach, die allenthalben jetzt die heilige Schrift als die einzige Norm des Glaubens und Lebens mit dem Munde anerkennen, und in der heiligen Schrift, wie in allen anderen menschlichen Büchern, Wahrheit und Irrthum gemischt sehen, und — wahrlich! crede experto — viel mehr Irrthum darin finden, als Wahrheit! — Die Uebergeber der Augsb. Conf. strafen die größten Mißbräuche mit heiligem Ernst; manchen Stimmführern der Nationalisten aber ist kein Ort, keine Zeit, keine Veranlassung heilig genug, um ihre Wigeleien zu unterdrücken, durch die sie ja selbst wohl die heiligsten Geschichten, die erschütterndsten Wahrheiten besu-



deln! — Die Evangelischen Bekenner zu Augsburg führten bei all ihrer tiefen Unterwürfigkeit gegen ihren Kaiserlichen Herrn im Bewußtsein ihrer gerechten Sache eine Sprache, die auch nicht im Leisesten ihn zu ihren Gunsten besprechen mochte; alle rationalistischen Flugchriften und Recensionen unserer Zeit aber, die auf den erregten Streit sich beziehen, übertreiben die Schmelzelei gegen unseres Königs Majestät, dem sie doch sonst das Recht absprechen, gegen Irrlehrer in der Evangelischen Kirche seines Landes eingzugreifen, bis zum Ekel. — Die Bekenner zu Augsburg suchen in dem Schlussworte zu den 21. Glaubensartikeln in ihrem Verhältnisse zu ihren Gegnern Alles zum Besten zu kehren, und erkennen in ihnen so viel Gutes an, als nur möglich war; die Rationalisten unserer Zeit dagegen suchen Alles zum Schlechten zu kehren, lügen und verläumdern, wo nur irgend eine Thüre sich zu öffnen scheint, leiten — Alles nach sich beurtheilend — den heiligen Eifer ihrer Gegner von jämmerlichen Persönlichkeiten her, und thun als ob sie nicht wüßten, daß unser Herr gesagt hat: „Wer Vater oder Mutter mehr liebt, denn mich, der ist meiner nicht werth.“ — Die Evangelischen Bekenner zu Augsburg standen alle für Einen Mann, so verschieden sie auch in vielen Stücken dachten; die Rationalisten unserer Zeit aber sagen sich von ihren naturalistischen Vorfahren gänzlich los, schmähnen weidlich mit auf einen Vahrdt, und benutzen selbst jede Gelegenheit, über einen de Wette den Stab zu brechen. — Wie durch viele treffliche Eigenschaften, so zeichnet sich auch durch Gesundheit und Kraft des Urtheils unser Augsburger Bekenntniß, selbst nach dem Zeugniß der Rationalisten, rühmlichst aus; und selbst in diesem Punkte bleiben unsere jetzigen Rationalisten, weil der verderbte Wille ihr Urtheil schwächt, so weit hinter ihm zurück. Woher sonst ihre Verwunderung, daß man den theologischen Professoren ein Lehrprivilegium zuschreibt? Woher ihre Klage, daß man *ex non concessis* mit ihnen disputire, da nur wir hierüber zu klagen haben? — Die Augsb. Conf. erkannte, die Geschichte achtend, die Lehre ihrer Gegner in den wesentlichsten Haupttheilen auch als die Lehre alter verehrter Kirchenlehrer an; die jetzigen Rationalisten aber, sey es nun weil sie die rechte historische Kenntniß nicht haben, oder die Geschichte verdröhen, sprechen frech ihren Gegnern ihre wesentliche Uebereinstimmung mit den Reformatoren, mit Spener und Francke und mit allen großen Lehrern der älteren Kirche ab; und wenn einer ihrer Gegner „in Röthen Jesum Christum von Herzen sucht und anruft,“ was die Augsb. Conf. als „den höchsten Gottesdienst nach der Schrift“ erkennt, so erklären sie das (s. Allg. R. Z. Mai N<sup>o</sup> 77.) für „abergläubisches pietistisches Treiben.“ — Wahrhaft bewundernswürdig ist das Geschick, mit welchem die Augsb. Conf. Wesentliches und Unwesentliches scheidet; was aber soll man von dem Geschick und der Fähigkeit der rationalistischen Theologen halten, die es für etwas Unmögliches ausgeben, Wesentliches und Unwesentliches im System der Evangelischen Theologie zu scheiden, oder der vereinten Evangelischen Kirche ihre Bekenntnisschriften anzuweisen! Als wenn nicht beide Evangelische Kirchen Deutschlands schon gemeinschaftlich die drei öcumenischen Symbole und die Augsb. Conf. als symbolische Schriften anerkannten, und als wenn nicht vor dem, was alle übrige Bekenntnisschriften beider Evangelischen Kirchen gemeinschaftlich lehren, ihre sonstigen Differenzpunkte fast verschwänden! \*) —

\*) Um aber doch den Rationalisten ihres Geschicks halber nicht Unrecht zu thun, oder vielmehr — denn es ist eine sehr ernste Sache —

Wir wollen hier die Augsb. Conf. nicht weiter sehr rühmen wegen des Vernunftgebrauchs ihres Verfassers; aber auch in dieser Beziehung böte sich ein interessanter Vergleichspunkt zwischen ihr und unseren Rationalisten dar, welche ja durch die neueren Forschungen in der Geogonie, Geognosie, Naturkunde, Astronomie u. d. ganze positive Christenthum umgestürzt meinen, und nun freilich durch einen Sachkundigen neulich in diesen Blättern in ihrer ganzen nackten Vernünftigkeit dargestellt sind. — An der Augsb. Conf. rühmen selbst die Gegner ihre Consequenz; was soll man aber von der Consequenz unserer Rationalisten sagen, die gegen die symbolischen Bücher (der Evangelischen Kirche nämlich) und die Verpflichtung darauf ernstlich ankämpfen, und doch bei jeder Gelegenheit, wenn sie einmal zu können glauben, einzelne Aussprüche unserer Symbole gegen ihre Gegner triumphierend anziehen, wie namentlich den Anfang der Concordienformel, wo es allerdings heißt: „Andere Schriften (außer der heiligen Schrift A. und N. L.) der alten oder neuen Lehrer, wie sie Namen haben, sollen der heiligen Schrift nicht gleich gehalten, sondern allzumal mit einander derselben unterworfen und anders oder weiter nicht angenommen werden, denn als Zeugen, welchergestalt nach der Apostel Zeit und an welchen Orten solche Lehre der Propheten und Apostel erhalten worden,“ wobei sie nun freilich vergessen, daß ihre Evangelischen Gegner mit diesen Worten aufs Innigste einverstanden sind, und daß die Concordienformel unmittelbar fortfährt: „Und nachdem gleich nach der Apostel Zeit falsche Lehrer und Ketzer eingerissen, und wider dieselben in der ersten Kirche Symbola gestellet, welche für den einhelligen, allgemeinen christlichen Glauben und Bekenntniß der rechtgläubigen und wahrhaftigen Kirche gehalten (nun werden die drei öcumenischen Symbole genannt): bekennen wir uns zu denselben und verwerfen hiemit alle Ketzereien und Lehre, so denselben zuwider in die Kirche Gottes eingeführt worden sind.“ So viel aber die Trennung in Glaubenssachen belanget, zu unseren Zeiten eingefallen, halten wir für den einhelligen Consens und Erklärung unsers christlichen Glaubens und Bekenntniß, als diese Zeit unser Symbolum, die erste ungeänderte Augsb. Confession, sammt derselben Apologie und Artikeln zu Schmalcalden gestellet u. s. w.“ Man darf sich übrigens nicht wundern, daß die Rationalisten so consequent in Betreff der symbolischen Bücher sind, da sie es gleicherweise in Betreff der heiligen Schrift selbst sind. — Ferner unsere Evangelischen Vorfahren zu Augsburg und ihre Nachkommen in mehreren Jahrhunderten erkannten deutlich, daß die Augsb. Conf. und das Festhalten an derselben alle Rechte der Deutschen Evangelischen Kirche und ihrer Glieder bedinge; unsere Rationalisten dagegen sind klug wie die Schlangen; die Rechte wollen sie unge schmälert genießen, aber vom Erfüllen der eingegangenen Verbindlichkeit soll die Rede nicht seyn. — Endlich, denn wir müssen ein Ende machen, obgleich wir leicht noch ebensoviel sagen könnten, die Evangelischen Bekenner zu Augsburg waren Freunde der wahren Freiheit, und als solche wollten sie die Gewissen nur gebunden sehen durch die ewigen unerschütterlichen göttlichen Wahrheiten des Evangeliums, die sie in ihrer

zur öffentlichen Bückigung solcher Vermessenheit, müssen wir es anführen, wie Herr Pfarrer Hempel in seiner so eben erschienenen Kirchengeschichte Bd. II. S. 663. die Lehre von der Erbsünde durch die Bemerkung verdächtig zu machen sucht, daß man nicht vergessen dürfe, die Hauptstellen Ps 51, 7. und Röm. 5, 12. seyen, „von einem großen Ehebrecher und von einem großen Mörder“ geschrieben.



Confession unumwunden bekannten, alles Uebrige der christlichen Freiheit überlassend; unsere Nationalisten aber führen selbst Luther's Tischeben, Scherze und voreilige Aeußerungen über einzelne biblische Bücher gegen uns an, und wollen uns nicht einmal erlauben, in solchen Stücken uns unserer christlichen Freiheit zu bedienen; sie selber aber wollen durch nichts gebunden seyn, verlangen ohne Charte bloße Anarchie, die doch am wenigsten Freiheit ist, und verargen es uns höchlich, wenn wir ihnen zumuthen und sie herzlich bitten, die unerschütterlichen ewigen Wahrheiten des Evangeliums mit uns zu bekennen, die alle Reformatoren, alle symbolischen Bücher der Evangelischen Kirche, die drei uralten Symbole eingeschlossen, alle großen Evangelischen Kirchenlehrer und Theologen seit 300 Jahren bekannt haben als das Palladium ihrer Freiheit der Kinder Gottes.

### Uebersicht der neuesten christlichen Prediglitteratur.

Indem wir hier nach einander die Anzeigen mehrerer christlichen Predigtsammlungen geben wollen, mit denen die Ev. K. Z. bisher zum Theil noch im Rückstande war, freuen wir uns von Herzen dieser mannichfachen, aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands uns zugekommenen Zeugnisse von dem Einen, was Noth thut, und dem Einen, der aller Noth abhilft. Es sind achte und lebendige Predigten von Jesu und seinem Kreuze, von der Gnade Gottes in ihm, und dem Geiste, den er sendet. Es sind keine hohlen Worte, denen man es anfühlt, wie der Sprecher die Evangelische Predigt nur für eine Mode des Tages hält, die er mitmachen müsse und die auch ihm vielleicht schön stehe; keine glatten und künstlich zusammengefügten Reden, deren Verfasser wohl den Mittelpunkt, auf den er jeden Gedanken direct beziehen, zu dem er jeden Zuhörer direct hindrängen müßte, zu kennen scheint, aber auch eben so sehr ihn stark zu berühren scheut und daher in gewundenen Einlinien zu umgehen sucht; keine Lobeserhebungen für die Zuhörer und schmeicheilhafte Voraussetzungen, als segnen sie alle — wenigstens großentheils — natürlich gut, oder durch das Christenthum kräftig angezogen und bekehrt; keine dunklen Winke und Andeutungen über eine höhere Weisheit, die noch hinter der Predigt liege, und zu der nur wenig Eingeweihten durchzubringen erlaubt sey. Vor Gottes Augen, schlecht und recht, ist der Wahlspruch christlicher Prediger in Bezug auf die Art des Vortrages göttlicher Wahrheit; und hat er diese lauter und ungeschwächt vortragen, — die Mängel und Fehler werden ihm nicht zugerechnet werden, er hat seinem Berufe Folge geleistet und keine Schmäherung seiner Predigtweise durch die Ungehorsamen kann ihm seinen Lohn schmälern und den Glanz der Gnadensonne verringern. Dieses Lob nun glauben wir im Ganzen den vor uns liegenden Predigten geben zu dürfen, und also auch unserer Pflicht zu genügen, wenn wir, da an ihnen nichts Wesentliches auszuweisen ist, nur kurz ihren besonderen Inhalt und Zweck, ihre Art und Weise bezeichnen, und auch das nur bezeichnen, nicht ausführlich entwickeln, was uns etwa noch zu mangeln scheint.

1. Christus, unsere Weisheit, unsere Gerechtigkeit, unsere Heiligung und unsere Erlösung. Vier Predigten, gehalten an den Adventsontagen 1828 von Krafft, Dr., Prof. und Reform. Pfarrer in Erlangen. (Küßet den Sohn, daß Er nicht zürne.) Erlangen, bei Seyder 1829 (br. 70 S. Preis  $\frac{1}{2}$  Rthlr.).

Den Inhalt der angegebenen Stelle (1 Cor. 1, 30.) zu

entwickeln, jedes ihrer vier Glieder in seiner besonderen Bedeutung genau abgegrenzt darzustellen und den Zusammenhang derselben in's Licht zu setzen, als den Evangelischen Heilsweg durch die Sündenerkenntniß, Rechtfertigung und Lebensbesserung hindurch bis zur schließlichen Erlösung von dem Leibe des Todes und allem Erdenübel durch die Auferstehung des Lebens, — ist der schön und richtig erfüllte Zweck dieser vier Predigten. Die schriftgemäße Lehre der Evangelischen Kirche findet sich in ihnen rein und gediegen dargelegt und in würdig ernster und einfältiger Sprache vorgetragen. Wie die folgenden, nur in anderer Beziehung, sind sie vorzüglich zur Belehrung und Berichtigung der Ansichten zu empfehlen, um so mehr, da die Gedanken ganz schmucklos und noch klarer als in den folgenden ausgesprochen werden, dagegen ihnen einbringliche, ruhrende Kraft, außer insofern sie der Wahrheit an sich schon einwohnt, etwas zu sehr mangelt. Wem es aber daran liegen muß, sich noch fehlende Aufklärung über den höchst wichtigen Lehrpunkt von der Begnadigung des Sünders und ihrem Verhältniß zu seiner Heiligung zu verschaffen, der möge die Worte dieser Predigten, namentlich der dritten, recht erwägen mit einfältigem Herzen, mit gänzlichem Mißtrauen in sich selbst und gläubiger Anrufung des Geistes der Wahrheit! — Die Beziehung auf die Adventzeit ist nicht der Art, daß sie den Leser zu anderen Zeiten före.

2. Predigten in der Universitätskirche zu Leipzig gehalten von Dr. August Sahn, Professor und Prediger. Leipzig 1829 bei Vogel (br. S. 160. Preis  $\frac{1}{2}$  Rthlr.).

Selbst seine erbittertsten Gegner gestanden dem theuren Verfasser längst und immer religiöse Wärme, offene Herzlichkeit und asketisches Talent zu. Leider fühlt man es aber in diesen Predigten überall durch, daß er mit allerlei gegenüberstehenden Vorurtheilen zu ringen hat; man freut sich jedoch auch der Schonung und Liebe, mit der er sie bekämpft, der Milde und Herablassung, mit der er Alle für die Lebenswahrheit zu gewinnen sucht. Diese Predigten sind daher allen denen vorzüglich zu empfehlen, die sich zum Evangelischen Glauben wenigstens insofern hingezogen fühlen, daß sie es nicht mehr verschmähen; sich über ihn von einem seiner aufrichtigen Bekenner selbst belehren zu lassen. Denn das apologetische Element, in Bezug auf weit verbreitete Mißverständnisse und die stärkere oder schwächere Eingenommenheit gegen das lebendige Christenthum, waltet in ihnen vor, doch bisweilen fast zu ihrem sichtlichen Nachtheile. Auch wollen wir das nicht verschweigen, daß die Condescendenz des Verf. hier und da, wie in der dritten Predigt vorzüglich, und die Richtigkeit und Klarheit der Gedanken einigermassen zu beeinträchtigen scheint. (Vgl. auch die Bemerkungen über die Evangelische Predigtweise, Ev. K. Z. 1829. S. 764. 5.)

3. Jacob's Kampf und Sieg, betrachtet in elf Frühpredigten über 1 Mos. 32, 24 — 31. von G. Daniel Krummacher, Evangelisch-Reformirtem Prediger. (Von einem Freunde herausgegeben zu milden Zwecken.) Zwei Abtheilungen. Elberfeld, Weise, 1829 (br. S. 80 und 83.).

Im Ganzen treu historisch; fest kirchlich im Lehrbegriff; tief in der Anwendung auf's Geistliche. Die richterliche Würde des Gotteswortes leuchtet daraus hervor. Diese Würde ist aber keine gemachte, noch menschliche überhaupt. Als göttlich, schließt sie auch das Eingehen, das offene und gewaltige Eingehen auf das Detail der gemeinsten Sünden und Laster nicht aus, wie wir dies vorzüglich bei Nr. 6. der anzuzeigenden Predigten als



einen großen Vorzug bemerken können. Wie viel weniger kann daher die sogenannte Einzelwürde die staunende Betrachtung der Wunder und Räthsel in den Offenbarungen und Begegnungen Gottes ausschließen! Hierbei kommt aber, nächst der Richtigkeit und Schriftgemäßheit der Sage, Alles darauf an, wie man sie vorbringt. Dies Wie hängt aber vor Allem aus von der jedesmaligen innerlichen Fassung des Predigers ab. Steht er wirklich vor Gottes Angesicht, staunt er selbst über die Tiefen seiner Weisheit und Gnade und sieht er diesen Abgrund auch im Selbstsichsten offen, so daß er davon angegriffen und übermannt wird, so wird auch der seltsame Ausdruck seiner Bewunderung nur dazu dienen, uns mit Ehrfurcht vor dem Herrn Herrn zu erfüllen, den Mund der eigenen Weisheit zu stopfen und dem wunderbaren Gnadenrufe das Ohr zu öffnen. Dies als Wink für die richtige Betrachtungsweise dieser Predigten und die ungehörte Aneignung des Segens, den sie bringen können. Uebrigens sind sie auch dem Inhalte nach eine starke Speise, und mögen nicht wohl von denen genossen werden, die noch fleischlich sind, wie die Corinthier, ihren eigenen Ruhm suchen und sich kephisch oder raulisch nennen, d. h. die Bibel theilen und nicht all und jedes apostolische Wort annehmen. Doch kann jeder Gläubige, wenn er nur nicht entschlossen ist, im Glauben nicht zu wachsen, und daher die kräftige Nahrung verabscheut, hier auf eine vorzügliche Weise erbaut werden. Was aber — uns wenigstens — in den Predigten des Verfassers, wie seines Neffen, Herrn Pfarrer F. W. Krummacher in Gernsrode, selbst dann noch, wenn sie mit bedeutenden, sonst schon gerügten Fehlern behaftet sind, diese Erbauung gewährt, ist die volle und kräftige Verkündigung der lauterer Gnade. Hiemit hängt alles Leben und Gedeihen in Christo zusammen, und durchaus verfehrt ist es, das Werk der Heiligung durch Predigten befördern zu wollen, die nicht zugleich als beständige Zeugnisse von der Gnade die Kraft der Heiligung mittheilen. Wer aber in den Zusammenhang von Gesetz und Evangelium, wie er für den Christen besteht, nähere Einsicht zu bekommen wünscht, dem empfehlen wir G. D. Krummacher's: Was ist Evangelisch? fünf Predigten 2c. (Elberfeld, 1828).

4. Moses, oder der Stab Wehe. Eine Sammlung christlicher Predigten von Wilhelm Thieß (Evangelisch-Luther'schem Prediger zu Arnis). Joh. 6, 60. Schleswig 1828 (346 S.).

Frisch und rasch, in der Weise von Klaus Harms, ist die Rede des Verfassers. Eine gute Darstellung von Heilslehren zu sehn, anschaulich und ergreifend auch für den natürlichen Menschen durch die vielfachen Beziehungen auf das äußere Leben, und eine Menge practischer Gedanken zu enthalten, ist das, was wir dieser Predigtsammlung nachrühmen können. Damit verbunden ist jedoch öfter eine gewisse Aeufferlichkeit der Darstellung und selbst in der Redeweise eine Kunstfertigkeit, die dem geistlichen Gehalt des Gotteswortes, der inneren Bewegung, die es im Prediger hervorbringen, und der herzumwandelnden Kraft, die es auf die Zuhörer äußern muß, fremd ist. — Es mangelt natürlich auch in diesen Predigten — fünf und zwanzig an der Zahl ohne die Rede über den falschen Protestantismus (Rationalismus) — das Evangelium im engeren Sinne keinesweges;

sie sind nicht hart und weniger gefeßlich, als man dem Titel nach vermuthen könnte.

5. Evangelische Hauspostille, auch für den kirchlichen Gebrauch, enthaltend Predigten über die Sonn- und Festtags- Evangelien und einige freigewählte Texte von dem Verfasser der vom christlichen Verein herausgegebenen Schrift: Offenbarung Gottes. Halle im Waisenhause. 1ster Bd. Predigten vom ersten Adventsontage an bis zum Sonntag Estomihi nebst einem Anhang, drei Predigten 2c. 1826 (S. X und 286.). 2ter Bd., auch unter dem Titel: Zwölf Passionspredigten 2c., nebst einer Charfreitagspredigt über einen freigewählten Text und zwei Osterpredigten 2c. 1828 (S. VIII und 317.).

Der thätige Secretär des Norddeutschen Vereins, dessen Wirksamkeit in Verbreitung christlicher Erbauungsschriften von größerem Umfange Anerkennung und Nachahmung in hohem Grade verdient, ist der Verfasser dieser durch Einfachheit und herzliche Eindringlichkeit des Vortrags wie durch Evangelische Lehre (und selbst äußerlich durch die große Druckschrift und den niedrigen Preis) zur Verbreitung unter dem Landvolke besonders geeigneten Hauspostille. Daß der Verf. hie und da auf die Lehrfähe der Ungläubigen Rücksicht nimmt, wird Niemanden befremden oder stoßen, der die Gebrechen und Bedürfnisse unserer Zeit kennt. Um derselben willen hätten wir auch gewünscht, daß mehr Predigten zur directen Behandlung wichtiger, aber schon seit Langem aufs Willkürlichste vernachlässigten Glaubenslehren (von der heiligen Dreieinigkeit, vom jüngsten Gerichte und seinen ewigen Folgen z. B.) bestimmt worden wären. Vielleicht aber ergänzt die Fortsetzung diesen Mangel, den wir auch bei der folgenden Sammlung bemerken müssen; und er ist bis jetzt um so leichter zu übersehen (obgleich er sich bei einer Postille am Wenigsten vorfinden darf), da der Verf. sich nicht gescheut hat, auch die Grundlehren, die er nicht in ganzen Predigten behandelt, in einzelnen Theilen ausführlich, nachdrücklich und allgemein verständlich zu besprechen. Möge der Herr der Kirche, der Fürst des Lebens, nicht nur seine Arbeiten segnen, sondern ihn selbst auch noch länger als Arbeiter in seinem Weingarten zu gebrauchen würdigen und hiezu ihm die nöthigen Kräfte, wie des Geistes, so auch des Körpers verleihen!

(Fortsetzung folgt.)

(Die neue Ausgabe von Arndt's wahrem Christenthum.)

Der Druck dieses Werkes ist nun schon bedeutend fortgeschritten, und wird so frühe beendet werden, daß dasselbe noch zu Weihnachtsgeschenken benutzt werden kann. Alle Beförderer des Unternehmens werden daher dringend ersucht, ihre Subscriptionen schleunigst einzusenden. Die Ausgabe wird in Bezug auf typographische Ausstattung den besten der bisher erschienenen an die Seite gestellt zu werden verdienen. Denjenigen, welche Exemplare zur eigenen unentgeltlichen Verbreitung zu haben wünschen, werden 10 Exemplare auf gutem Druckpapier zu 5 Nthlr. abgelassen. Leider reichen die bisher eingegangenen Subscriptionen nur hin, den geringeren Theil der Kosten zu decken. Doch sind die Unternehmer der festen Hoffnung, daß ihre christlichen Freunde und Brüder durch die Aussicht auf die nahe Vollendung des Werkes sich zu einem regeren Eifer für dieses segensreiche Unternehmen angetrieben fühlen werden.



# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1830.

Mittwoch den 4. August.

N<sup>o</sup> 62.

## Valerius Herberger.

### I. Seine Abkunft und Jugend.

Was in der ersten Hälfte des 17ten Jahrhunderts für das nördliche Deutschland Arndt und Heinrich Müller waren, ist für das östliche Valerius Herberger zu Fraustadt in Großpolen gewesen. Seine zahlreichen Schriften (Evangelische und epistolische Herzpostille, Stoppelpostille, Magnalia Dei, Trauerbinden u. a. m.) hatten sich über das Evangelische Polen und Schlesien und in die Lausitz verbreitet. Der folgende Bericht von ihm ist aus einer Darstellung seines Lebens gezogen, welche das Andenken des frommen und geistreichen Mannes in dem Evangelischen Deutschlands erneuern soll, wenn Gott dem Verf. zu deren Beendigung Gesundheit, Kräfte und Zeit schenkt.

Am 21. April 1562, alten Stils, dem Tage Fortunati und Dienstag nach Jubilate, Vormittags um 10 Uhr ward zu Fraustadt dem Kürschnermeister Martin Herberger von seiner Ehegattin Anna, geborenen Hoffmann, ein Sohn geboren, der am 23. April mit der heiligen Taufe den Namen Valerius empfing und zu Puthen hatte Frau Uebermann von der Böhmisches Gemeinde, Matthäus Kessel, den Stadt- und Gerichtsvoigt, und Martin Arnold, damaligen Schulmeister oder Rector. Das Geschlecht der Herberger war bis dahin zahlreich gewesen in Fraustadt, und einige aus ihm hatten auch in öffentlichen Aemtern gestanden. Martin Herberger aber war neben seinem großväterlichen Handwerk auch ein gefreierter Fechter und Deutscher Poet, der oft auf der Deutschen Singschule als ein hutiger Sänger das Kränzlein verdient hatte. Von seinen Meistergesängen waren noch eine Zeitlang nach seinem Ableben nicht wenige und zum Theil gedruckt vorhanden, und viele derselben handelten von Christo und seinen Wundern, wie denn Martin Herberger ein gottesfürchtiger Mann war.

Den kleinen Valerius gewann sehr lieb M. Johann Pitiscus, Evangelischer Pfarrer zu Fraustadt, und pflegte ihn nicht Herberger, sondern Herzberger zu nennen, was wohl daher gekommen seyn mag, daß der Vater aller christlichen gelehrten Leute Freund war und seinen Sohn auf christlich gottselige Art erzog. Als der Knabe heranwuchs, sagten ihm seine Eltern nicht allein von Gott, und hielten ihn zum Gebet an, sondern der Vater selbst ward auch sein erster Lehrer im Lesen

und Schreiben und zugleich im Lateinischen Decliniren und Conjugiren. An dem Tage, wo er ihn in die Schule führte und den Lehrern empfahl, ging er zuvor mit ihm in die Kirche und verrichtete dort in seinem Gefühle mit gebogenen Knien das Gebet, in welchem er seinen Sohn dem getreuen Gott darstellte und übergab, daß er ihn zum Gefäße seiner Barmherzigkeit machen und ein Werkzeug seiner Kirche aus ihm wolle werden lassen. Wenn er aber daheim bei seiner Arbeit saß, so sang er geistliche Lieder und zwar besonders oft: „An Wasserflüssen Babels," so daß der Knabe von ihm die schwere Weise lernte und lebenslang im Gedächtnisse behielt. Dieser fromme Vater ward zum Tode krank, da Valerius im neunten Jahre stand. In allerlei schweren Anfechtungen auf seinem Sterbelager stritt er ritterlich. Valerius Pathe, die Böhmisches Schwester, hielt ihm ein Crucifix vor; da sprach er: „D ich habe keinen hölzernen Gott und Trost," und that sein Bekenntniß richtig von Christo dem Gekreuzigten. Darauf bat er den anderen Puthen, M. Arnold, er wolle doch die Ohren zu seinen Ohren neigen; er würde richtig hören, wie die Orgel und ganze Kirchgemeinde darin zusammenstimmten: Wir glauben all' an einen Gott. Am 8. Februar 1571 verschied er.

Valerius Mutter, Anna Hoffmann, etwa 1538 geboren, war eine gottselige Frau, auch schönen Leibes und holdselig. Sie hatte ihren Mann als eine zwanzigjährige Jungfrau genommen, zehn Jahre mit ihm gelebt, und so viel man weiß, fünf Kinder mit ihm gezeugt. Die jüngsten zwei waren früh gestorben; mit den übrigen blieb sie nach ihres Gatten Tode nun wohl in großer Noth zurück, verzweifelte aber nicht, sondern erfrischte ihr Herz mit dem Kerntroste, daß ihr Alles vom Herrn komme, daß es nicht ewig währen solle, und so gewiß sie das Leid treffe, so gewiß sey auch die bestimmte Freude ihr beilegt. Zwei Jahre hindurch ernährte sie ihre Kindlein in der theuren Zeit mit der Grümühle und griff nicht einen Heller von des Vaters nachgelassener Baarschaft an, so daß sich die Vormünder selber darüber wunderten. Sie war — so sagt ihr Sohn von ihr — geneußig und kleinspeißig oder kleinessig, wie eine Nachtigall.

Valerius blieb nach seines Vaters Tode nicht lange bei seiner Mutter, sondern ihre Schwester Barbara, Georg Wendens, eines Fleischhauers Hausfrau, nahm ihn in seinem zehnten Jahre zu sich, und versah ihn acht Jahre und drei Monate



mit allem Nothwendigen, als wäre er ihr leibliches Kind, hielt ihn auch fleißig zur Schule an. Daneben unterstützte ihn Michael Better, ein alter Freund seines Vaters, schenkte ihm die erste Dialectik und Rhetorik, und speiste ihn eine Zeit lang frei an seinem Tische. Am zärtlichsten aber sorgte für ihn sein Pathe, der nunmehrige Pastor Martin Arnold, der ihn in der Kindheit gewiegt hatte. Dieser wurde sein zweiter Vater, brachte ihn sehr freundlich zurecht, wenn er etwas an ihm bemerkte, das nicht taugte, und unterwies ihn oft in seinem Studirstüblein. Endlich ward er auch die Ursache, daß Valerius sich zum Studiren wandte, als er seiner Armuth wegen bereits beschloffen hatte, ein Handwerk zu erlernen. Da nämlich schon der Tag bestimmt war, an welchem er aufgenommen werden sollte, um Schuhmacher zu werden, und Arnold davon erfahren hatte, so nahm er der Gelegenheit wahr, als Valerius als der Oberste unter den Schülern, vor ihm herging. „Valerius,“ sagte er zu ihm, „komme doch nach der Schulen zu mir!“ Als er nun kam, führte er ihn bei Seite in sein Stüblein und sprach: „Höre, mein Pathe, du willst ein Handwerk lernen. Du denkst, es soll's Niemand erfahren. Es hat mir's gleichwohl der kleine Finger gesagt. Auf den Sonntag willst du dich lassen aufnehmen. Niemand soll's wissen, aber Gott weiß wohl deinen Fürsatz. Lieber Pathe, laß mit dir reden. Dein Vater pflegte von dir zu sagen: Dieser Sohn muß mir studiren, und wenn ich's soll erbetteln. Wenn man dich aufwindelte, so rackst du die drei Fingerlein in die Höhe, wie der Salvator, wenn er den Weltapfel trägt. Da sagte dein Vater: Ihr werdet sehen, das wird gewiß ein Prediger werden; er wird auf den Herrn Jesum mit Fingern weisen, wie Johannis der Täufer. Mich aber hat er auf seinem Todtbette gebeten, könnte ich dich nicht zum Studiren fördern, wie denn Alles in Gottes Hand stünde, sollte ich doch mit Händen und Füßen wehren, daß du kein Handwerk möchtest lernen; denn also würdest du gezwungen müssen studiren. So groß war deines Vaters Glaube, du würdest ein gelehrter Mann werden. Nun ist er in den Gedanken gestorben, du seihst nach ihm ein gelehrter Mann worden. Weil er aber im Propheten Daniel hat gelesen: Die Lehrer werden leuchten, wie des Himmels Glanz, und die, so viel zur Gerechtigkeit weisen, wie die Sternen immer und ewiglich, so wird er sich am jüngsten Tage bald umsehen, wo denn sein Sohn sey, das große, glänzende Licht. Da wirst du für alle Gottes Heiligen ich weiß nicht, in welchem Winkel stecken und mit des Handwerks Wachs beschmieret seyn. Lieber Pathe, bedenke dich!“ — Valerius kam zu Hause zu seiner Mutter und sprach: „Nun lerne ein Handwerk dieser oder jener, ich aber nun und nimmermehr. Soll ich für meinem Vater besudelt stehen? Das thue ich nicht.“

Der frische Vorsatz ward alsbald ausgeführt. Am Sonntage Trinitatis 1579 gesegnete Valerius seine Lieben, und zog, von seiner treuen Pflegemutter Barbara Wende mit dem nöthigen Bettgewand versorgt, im Geleite seines Pathen M. Arnold nach Freistadt in Schlessien auf die damals berühmte Schule, und ward zu einem Bäcker in die Koft gethan. Gott aber hatte Besseres für ihn ausersehen. Vielleicht schon am ersten Morgen nach der ersten Nacht, da er bei dem Bäcker geschlafen hatte, war M. Petrus Scultetus, Stadtschreiber in Freistadt, weil er nicht schlafen konnte, früh aufgestanden, und ging um den Markt spazieren. Da traf er den M. Arnold an, vernahm von ihm, daß er den jungen Valerius nach Freistadt geführt habe, und brachte es so weit, daß er von dem Bäcker wieder loskam und zu ihm zog, um seine Söhne und einen nahen Verwandten zu unterrichten.

In Freistadt nun hat Valerius nicht nur seine Schuldigkeit an den Knaben gethan, die er als bestellter Erzieher zu unterweisen hatte, denn es sind tüchtige Männer aus ihnen erwachsen, sondern auch für sich allen Fleiß angewendet, sonderlich in der Hebräischen Sprache. Nach drei Jahren riefen ihm seine Lehrer selber, höher zu steigen, und er schied mit einem Herzen voll Dankes für das viele Gute, was er dort empfangen. „Ich kann ja nicht vergessen,“ schrieb er später hin, „die besonderen Wohlthaten und große Treue, welche mir in der löblichen Freistadt, welche wohl mag heißen mein anderes Vaterland (wie Nazareth des Herrn Christi Vaterland), nicht allein von geringen Leuten, sondern auch von den vornehmsten Amtspersonen, welche zum Theil in Gott ruhen, zum Theil in Gottes Geleite gehen und leben, sind erzeiget worden, davon ich viel freimüthiger am jüngsten Tage für meinem Herrn Jesu, als allhier für der Welt, gedenke zu reden.“ — Ein ansehnliches Geschenk des Bürgermeisters Klose zu Freistadt begleitete ihn nach Frankfurt an der Oder, wo er sich immatriculiren ließ, aber nicht lange verblieb, sondern auf den Rath seines ehemaligen Lehrers M. Ludovicus am 20. Junius 1582 nach Leipzig ging. Hier lebte er zwei Jahre den Studien, von mildthätigen Freunden und durch das Lamprechtsche Stipendium von seiner Vaterstadt unterstützt. Er wohnte Anfangs mit einem anderen Studenten, seinem frommen Herzfreunde, im Frauen-Collegium. Im folgenden Jahre aber nahm ihn Dr. Michael Bahrdt, Professor der Medicin, als Famulus zu sich in's Haus und bezahlte für ihn den Tisch in der Communität. Valerius versäumte hier kein Collegium und studirte auch fleißig daheim. Einmal trieb ihn Michael Barth zu Nacht von den Büchern weg und sagte: „Harr, harr! Es wird die Zeit kommen; du wirst mit aufgehobenen Händen bitten, daß du nur könntest schlafen, und mit dem vierten Psahn V. 9. sagen: Ich liege und schlafe ganz im Frieden, denn allein du, Herr, hilfst mir, daß ich sicher wohne.“ —

Bevor indeß Valerius sein zweites Jahr in Leipzig erleben konnte, berief ihn der Rath zu Fraustadt schriftlich in die Stelle des untersten Lehrers an der Schule. So gering nun der angetragene Dienst und so groß seine Jugend war, so weigerte er sich doch nicht, ihn anzunehmen, stellte sich am Morgen des 9. April 1584 auf dem Rathhause zu Fraustadt und ward Nachmittags durch den Rector Caspar Hoffmann in die Schule eingeführt. Sein Herz war dabei voll Dankes für diese gnädige Fürsorge Gottes, und er that daher am Trinitatisfeste 1585 ein Gelübde, daß er jährlich an diesem Tage armen Leuten im Hospitale ein Almosen geben wolle, zum Gedächtniß, daß Gott seinen ersten Ausgang aus seinem Vaterlande glücklich geleitet und gesegnet, ihn hernach aus dem Staube erhoben und den Stuhl der Ehren erben lassen. — Das neue Amt fand an ihm einen rüstigen Arbeiter, der sich bald große Liebe bei Obrigkeit und Bürgerschaft erwarb. Auch die Prediger Martin Arnold und Michael Gebhard sahen ihn gern um sich und auf ihr Zureden that er einen Versuch im Predigen, zuerst am Sonntage Reminiscere 1588.

Nachdem er mancherlei Berufung nach anderen Orten abgelehnt und sechs Jahre im Schulamte beharrt hatte, wurden beide Predigerstellen fast zu gleicher Zeit erledigt! Sein lieber Pathe und Versorger Martin Arnold ward abgesetzt in Folge eines Zwistes mit dem ganzen Rathe, dessen Unwillen er durch eine Predigt erregt hatte. Valerius sagt davon: „Das böse Evangelium am 23. nach Trinitatis (Matth. 22, 15—22.) habe ihn erbissen. Seine Feinde hätten aber alle ihren schlechten Gewinn und Lohn davon gehabt. Wer solche Leute anrühre, der



rühre Gott seinen Augapfel an.“ Am zweiten Tage nach Arnold's Absetzung bat auch Gebhard um seine Entlassung, weil er nach Gurau berufen worden. In des Letzteren Stelle ward Valerius gewählt, empfing am 22. Januar 1590 seine Vocation, und ward am 1. Februar durch den Superintendenten Leonhard Kreuzheim in Liegnitz geprüft, am 3. aber vor dem Altare zum Evangelischen Predigtamte geweiht, wobei fünf alte, wohlverdiente Prediger ihm die Hände auflegten und öffentlich über ihm keteten: Ehre sey Gott in der Höhe! Seine Anzugspredigt am Sonntage Serapessinā (25. Februar) handelte von der ersten Predigt Christi in seinem Vaterlande zu Nazareth.

## II. Valerius Herberger's Haus- und Amtserfahrungen.

Mit dem heiligen Amte bekleidet ersah sich Valerius zu seiner Lebensgefährtin Anna Rüdinger, eines Rathsherrn Tochter. Sie ward ihm (25. Mai 1590) im Stüblein an derselben Stelle von den Eltern zugesagt, wo er vorher um sie gebetet hatte, und am Freitage vor dem Evangelio, in dem die Worte stehen: Bittet, so wird euch gegeben. Am 8. October desselben Jahres war seine Hochzeit. Er hatte dabei sechs Tische voll Gäste und ward von dem ehrbaren Rath mit 4 Reichthalern und 2 Ducaten beschenkt. Was er aber von Gott an diesem Tage für eine köstliche Gabe an seiner Gattin empfangen, rühmt er in den Worten: Herr Gott, sey gelobet und gedanket für die treue Gefellin des Glaubens und des Lebens, des Gebets und der Sorgen, Anna Rüdigerin, die da eine Tochter der Gottesfurcht und Bescheidenheit, ein lebendiges Exempel wahrer Demuth, ein Spiegel der Taubeneinfalt, ein Paradies der häuslichen Glückseligkeit ist. — Den ersten Sohn, den sie ihm gebar, nannte er in der heiligen Taufe Zacharias, weil er den Herrn solle eingedenk seyn. Er mag ihn seinem Erlöser mit inbrünstigem Gebete übergeben haben, denn er begann nichts ohne Anrufung Gottes und Christi, wie aus seinem Tagebuche ersichtlich war, wenn auch sonst in seinem Leben kein Zeugniß davon erschienen wäre. Er pflegte nämlich darin fast zu jeder Sache, die er anmerkte, ein kurzes Gebet in Lateinischer oder Deutscher Sprache zu schreiben. „Unter Jesu Segen; Jesu, unser Hört, siehe darein; wende ab die Gefahr, o Jesu; Jesu, zeuch mit auf den Reichstag; Jesu, sey unser Jesus;“ — solche Ausrufungen las man darin bei jedem für Stadt und Haus wichtigen Ereigniß, welches er aufgezeichnet hatte. Wo er aber eine besondere Wohlthat Gottes vermerkt hatte, die ihm widersfahren war, da fand man freundliche Lobpreisungen, wie diese: Jesu, dir sey Ehre! Jesu, du Ritter St. Georg, sey gelobt in Ewigkeit! Ehre sey Gott in der Höhe! Ruhm, Ehr und Preis sey dir, o König Christus, der du unser Heiland bist. Ja als er einmal nur „ein gemein Gesindelein“ gemiethet hatte, war es mit dem Gebete geschehen: Herr Jesu, der du in allen Herzen herrschest, regiere uns mit deinem heiligen Geiste, daß dieser Wechsel meinem Hause zum Segen gereiche!

Bei der Taufe seines zweiten Sohnes Valerianus, welcher Name in seinem Klange die Namen des Vaters und der Mutter zusammenschloß, befand sich unter den drei Taufzeugen ein sehr merkwürdiger Mann, Leonhard Kreuzheim, zu Iphofen im Bisthum Würzburg geboren, im Papstthum erzogen, dann aber in der Schule zu Kitzingen am Main zum Evangelischen Christenthum angeführt. In Nürnberg hatte er darauf höheren Unterricht empfangen, und auf der Universität zu Wittenberg war er eben so treuer Anhänger Melancthon's als von diesem geliebt worden. Vierzig Jahre hindurch hatte er in Liegnitz

als Capellan, Hofprediger, Pfarrer zu U. L. F. und Superintendent gedient, war aber im Jahre 1593 nach einer weiltägigen Untersuchung, als der Neigung zum Calvinismus überführt, entlassen worden. Nach einem kurzen Aufenthalt in Böhmen ward er von dem Rath in Fraustadt als Pastor berufen und trat alsbald mit Valerius in eine enge Freundschaft, die auf dem Beiden gemeinschaftlichen Grunde des lebendigen Christenthumes ruhte und bis zu Kreuzheim's Tode unverändert blieb.

Valerius mag aus diesem Bunde viel Trost genommen haben in der vielerlei Noth und Betrübniß, die damals über ihn hereinbrach. Das Religionsgespräch zu Thorn (1595) hatte die Katholiken so erbittert, daß sie seitdem eine Evangelische Kirche in Polen nach der anderen wegnahmen und keinen Dissidenten mehr in den Reichstag ließen. Darauf kamen theuere Jahre, in welchen die Fraustädter bis nach Breslau fuhren, um Getreide zu holen. Endlich ward Fraustadt durch eine fürchterliche Feuersbrunst heimgesucht. Valerius hatte zuvor, am Morgen des zweiten Adventsonntages 1598, gepredigt und unter andern von der Gewohnheit der Fraustädter geredet, wenn irgendwo Brand entzündete, die Feuerglocke zu ziehen, die am Rathsthum hing. Das hatte er auf das Feuer angewendet, was am jüngsten Tage über die Seelen der Gottlosen kommen würde und dabei herzlich ermahnt, „mit beiden Augen Eimern Wasser herbeizutragen.“ „Als ich auf diese Worte kam,“ erzählt er selbst weiter, „entfuhren mir über alle Gedanken solche Reden: Was bedeuten die Feuerstrahlen, die jegund so häufig gesehen werden? Antwort: Sie sind unsern Herrn Gottes Feuerglocken. Feuer, Feuer, Feuer ist da, ihr Fraustädter. Wenn wir's kommen? Um Mitternacht. Wer hat's gesagt? Der Herr Jesus Matth. 25, 6. Zu Mitternacht kam er Bräutigam. — Ueber diese Reden erschrak ich sehr, und ich selbst ward neben euch darüber bestürzt. Was geschah? Bald folgenden Abend, eben präcise um Mitternacht, ging ein Feuer an, das verbrennete drei ganze Viertel der Stadt, gleichwie ich drei Mal das Wort Feuer ausgesprochen hatte, also daß mich ihrer viel bald bei brennendem Feuer fragten, wer mir's zuvor offenbaret hätte. Liebe Herzen! das ist ein greifliches Merkzeichen der Gegenwart Gottes bei seiner Ordnung. Ich hatte auf das Unglück niemals gedacht, aber Gott hat meinen Mund gezwungen, also zu reden. Ach schlaget nicht in Wind, was eure Seelforger aus gutem Herzen mit euch reden.“ — Valerius stand während des Brandes am Markte bei dem Rathhause und betete unablässig. „Der ernste Himmelsmann, Jesus Christus,“ berichtet er davon, „hielt einen feurigen Advent am andern Adventsonntage zu Nacht. Er kam zu uns und zündete die halbe Stadt an, und rang mit uns von Mitternacht an, bis die Morgenröthe anbrach, daß die Feuerfunken in der Luft stoben, daß man's über zehn Meilen Weges und weiter hat sehen können. Da stielte sich Jesus, als wäre er unser Feind worden, und wollte uns gar verderben; wir mußten die ganze Nacht ringen, beten, weinen und schreien. Es scheinete, als wäre Alles verloren und vergebens; wir mußten untergehen und in der Asche liegen. Wir hätten uns mögen zu Tode beten und ringen. Aber der fromme Himmelsmann Jesus machte sich uns nicht zu stark, sondern ließ sich überwinden und überbitten. Da die Morgenröthe anbrach, da segnete er uns und erhörte uns, und ließ uns merken, daß es bei der halben Stadt würde bleiben, und die Sonne ging uns auf. Das Unglück hörte auf. Darum heißet Frauenstadt auch billig Pnuex; denn wir haben auch Gott gesehen in seinen ersten Werken, und unsere Seele ist genesen. Wir sind auch Israeliten; denn wir haben mit Jesu Christo, Gott und Menschen, gekämpft und sind obgelegen. Gelobet seyst du, Herr Jesu! Hilf, daß wir dich in allen Nöthen, fest ergreifen, halten, und nicht lassen, du segnest uns denn! Amen! Amen!“ — Den Sonntag darauf hielt er eine ergreifende Predigt von der Städte Taberna (4 Mos. 11, 1.) und stielte vor: welches das rechte Zündpulver sey, das solche Brandschäden verursache und anzünde, wie



der Mann heiße, der es ausstrenne und die Feuerknoten lege, was Feuer: noth für ein Elend sey, wie man das Feuer versprechen könne, oder welches das beste Wasser sey, um das zeitliche und ewige Feuer zu löschen, und wie man die Brandstätte merken und mit Namen bezeichnen solle zum Dent- und Bußgebächtniß. (Fortsetzung folgt)

## Uebersicht der neuesten christlichen Predigellitteratur.

(Fortsetzung.)

6. M. Ludwig Hofacker's Predigten über Evangelische Texte. Drittes Heft. Nach seinem Tode herausgegeben. Stuttgart in Commission bei Steinkopf 1829 (br. S. 435—654.). Viertes Heft. Mit dem (wohlgetroffenen) Bildniß des Verfassers. Ebend. 1830 (br. S. 655—876. Preis des Hefts 24 Kr. oder  $\frac{1}{2}$  Rthlr.). (Vgl. Co. K. J. 1828, S. 717.)

Christi Blut und Kreuz war der einzige Glaubensgrund, der lebendige Predigtext des Seligen, und gewaltig predigt er hievon auch nach seinem Tode noch zur Erweckung des seligmachenden Glaubens an das Verdienst des Erlösers. Eine tiefe Zerknirschung, eine fortdauernde Blutbesprengung und reiche Salbung des eigenen Herzens tritt uns aus der strengen Verkündigung des gekreuzigten Heilandes entgegen. Ohne Schmuck ist seine Rede; niederschmetternd und erbauend ihre Kraft. Und so freuen wir uns dieser Predigten als einer Weststimme, eines Zeugnisses für die Lehrer, was und wie sie predigen, eines Zeugnisses für Alle, was sie glauben und wie sie im Glauben zunehmen sollen. Wie sehr eine solche innerlich kräftige Predigt durch den Mangel ästhetischer Schönheit auch äußerlich an Macht über die Zuhörer und Leser gewinne, beweist diese Sammlung, und eben so beweist manche Predigt in ihr, wie wenig die beständige Wiederholung des Wortes vom Kreuze eine ungewöhnlich tiefe Betrachtung biblischer Lehrtexte und Geschichten ausschließt (s. z. B. XXVIII.). Die Fortsetzung der Sammlung und eine Lebensbeschreibung des Verf. erwarten wir mit Verlangen.

7. Predigten auf alle Sonn- und Festtage im Jahre, von Martin Boos. Herausgegeben von J. Gossner. 1ster Thl. Von Advent bis Ostern. Berlin 1828. Bei G. Reimer (gr. 8. S. VIII und 520.).

„Criticirt und recensirt sie nicht, sondern erbauet euch, oder macht es besser,“ sagt der Herausgeber von diesen Predigten. Und wirklich zieht auch der Christ immer vor, sich zu erbauen — wo es nur möglich ist, — und criticirt nur, wo es zur besondern Pflicht wird. Daß aber in den Predigten von Boos eine Lebenskraft zur Erbauung sich findet, erwarten gewiß Alle, welche die Lebensbeschreibung des Seligen kennen. Diese Erwartung wird sie auch nicht täuschen. Boos ist auch hier Boos, der Prediger der Gerechtigkeit, — und das in dem bekannten, ungehörten, volkstümlichen, ja bisweilen humoristischen Tone. Ausgezeichnet ist nämlich die große Popularität, Faßlichkeit und Eindringlichkeit der Gedanken und ihres Vortrags, so daß man oft an Luther erinnert wird. Doch, wie bei diesem großen Prediger des Evangeliums, wünschte man auch bei Boos bisweilen, ja um unserer Zeit willen noch öfter, sie temperirt und selbst durch ein stärkeres Hervortreten der Ehrfurcht vor dem Worte des lebendigen Gottes geheiligt zu sehen, damit, während der Prediger zu der gemeinen Sprachweise und den gemeinen Lebensverhältnissen, so viel als es noth thut, sich herunterläßt, er zugleich die Zuhörer über sie hinaufhebe, so viel es möglich ist, in's ewige Licht und Leben. Aber in der ersten Beziehung müssen wir diese Sammlung vorzüglich Predigern empfehlen, als ein

Muster der christlichen Seelsorgerliebe, die sich nicht vornehm gebehret, und der daher Alles erlaubt ist, was nur in Wahrheit erbauet. Eben so sehr gefällt — was damit zusammenhängt — die sinnvolle martige Kürze, der Mangel sentimentaler Ergießungen, rhetorischer Declamationen und poetischer Schildereien. Obgleich weniger Predigten als Predigtaufsätze, eignen sie sich doch sehr zur Privatlecture. Auch ist dieser Mangel dadurch etwas ersezt, daß für einen Sonn- oder Festtag mehrere Predigten oder Auszüge mitgetheilt werden. Weniges im Inhalte dieser Predigten scheint noch eine schwache Nachwirkung der Mängel der Kirche, welcher der Selige zugethan war, zu seyn. Auch in der Form ist ihnen wohl jenes zu freie Wesen und Humoristiren zuzuschreiben, welches wir rügen mußten. Dadurch wird dieses Werk aber auch eine interessante Zugabe zu der Lebensgeschichte des Verf. Zum öffentlichen Vorlesen und zur weiteren Verbreitung unter denselben Classen, die nur wenige Bücher benützen können und sich daher auf die zweckmäßigsten beschränken müssen, scheinen diese Predigten nicht so passend, und auch nicht bestimmt zu seyn. Eine Ausnahme hievon machen natürlich die ehemaligen Zuhörer und die Freunde des Verf. und des Herausgebers, auch in den niedrigeren Ständen. Daher möge der Herr sie vorzüglich an denen unter ihnen segnen, die etwa, nachdem sie zur Erkenntniß der Wahrheit geführt worden, durch Mangel an Treue und Fortschreiten in dem richtigen Wege sich selbst allerlei Gefahren ausgesetzt und harte Prüfungen bewirkt haben, daß sie aufs Neue erweckt, gestärkt, erleuchtet und ermuthigt werden, Gottes Gnade sich ganz aneignen, frei bekennen und ihr folgen in allen ihren Weisungen. Matth. 13, 12. 16, 6.

8. Predigten von F. A. G. Tholuck, Dr. und Professor der Theologie. 1stes Heft. Zehn Predigten 2c. Berlin 1829, bei Franklin (S. IV und 95. br. Preis  $\frac{1}{2}$  Rthlr.).

Mehrere dieser Predigten, von denen sieben schon einzeln gedruckt worden, sind unseren Lesern gewiß bekannt, und haben wohl Manchem schon zum Trost wie zum Sporn gedient auf dem Wege der Heiligung. Denn eine Tiefe gewisser innerlichen Erfahrungen und das große Talent, sie zu reproduciren und auch Anderen zur Anschauung zu bringen, legte sich in ihnen unverkennbar an den Tag; wie auch in den drei neuen zu Rom gehaltenen Predigten über Ephes. 6, 10—17., Luc. 9, 62., Matth. 25, 1—13. Dem Namen- und Scheinchristenthume entgegenzuwirken, zu einer wahren Selbst- und Sündenerkenntniß zu erwecken und den stillen Ernst im Christenglauben und Leben zu fördern, scheint vorzüglich der Beruf des theueren Verf. als Predigers zu seyn. Da aber doch nach unserem gemeinschaftlichen Glauben die Erkenntniß des sündigen Selbst auf die sicherste und dauerhafteste Weise bewirkt wird durch die Entgegenshaltung des göttlichen Gesetzes — zu gehorchen und zu glauben — und der freudige Gehorsam gegen die Wahrheit in der größten Reinheit und Ausdehnung nur erzeugt wird durch die Predigt von Christi Blut, wie denn auch durch eine starke Hervorhebung dieser und damit verbundener, dem natürlichen Menschen so ärgerlichen Lehren am Leichtesten und Natürlichsten gefährlichen Selbsttäuschungen entgegengearbeitet und zugleich positiv auf die Erleuchtung und wirkliche Befehrung der Täuschenden und Getäuschten hingearbeitet wird: so müssen wir es sehr bedauern, daß in dieser Sammlung nicht wenigstens Eine Predigt sich findet, welche den objectiven Heilsgrund und Heilsweg deutlich und kräftig vor die Augen stellt, ja daß nicht alle Predigten ausdrücklich diese Grundlehren enthalten und offenbar auf ihnen beruhen.

(Fortsetzung folgt später.)



# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1830.

Donnerabend den 7. August.

N<sup>o</sup> 63.

## Valerius Herberger.

(Fortsetzung.)

Bald nach dieser Feuersbrunst bestattete Valerius seinen Freund Kreuzheim zur ewigen Ruhe. Als sich jene seiner Wohnung genähert, hatte man ihn im Bette fortbringen und auf das nächste Dorf schaffen müssen. Von Stund an nahm seine Schwäche zu. Früherhin unter seinem großen Kreuz hatte er oft die Worte im Munde gehabt: Ach lieber Herr Jesu Christe, laß mich nur selig werden; ich will gern auf einem Misthaufen sterben. Jetzt trug er die Gewißheit im Herzen, daß ihm die Krone der Gerechtigkeit nicht entgehen werde. Liebe Dorothea, sagte er kurz vor seinem Hinscheiden zu seiner Gattin, laß nicht mit mir prahlen, sondern laß sagen: Leonhard Kreuzheim ist selig gestorben und hat Gott vertraut; das wird viel bas klingen. Valerius hielt ihm die Leichenpredigt über die Worte Pauli: Christus ist mein Leben u. s. w., nach denen Kreuzheim selbst ein in Fraustadt früherhin wohlbekanntes Grabelied gedichtet hatte, dessen erster Vers lautet:

Mein Leben in der Eil  
Flucht dahin wie ein Pfell,  
Verwelkt, gleichwie ein Blümelein,  
Das rauher Wind vertreibt,  
Nicht lang bei Kräften bleibst. :.

Drei Jahre darauf begrub Valerius seinen zweiten Sohn. Durch seinen regen Geist und seine frühzeitige Frömmigkeit hatte dieses Kind den Eltern große Freude gemacht. Das Tischgebet schloß er täglich mit den Worten:

Liebster Jesu, Licht der Welt, unser Leben, Trost und Heil,  
Laß uns werden weder todt, noch der heißen Hölle zu Theil.  
Dann dankete er den Eltern, indem er ihnen die Hände reichte, und sprach: Gelobet sey Gott der Herr! Wenn er in tiefen Gedanken war, schrie er allezeit mit dem Finger in die Erde. Als er zum Tode krank ward, erzählt der Vater, küßte er in seiner Angst beide Händlein ohne Unterlaß, und redete sie gen Himmel und sprach: „O du süßester Jesu! O komm doch! Ich wäre gar gern hinauf. Wo hast du dich hier verborgen? Laß doch doch sehen! Hilf mir doch! Erlöse mich doch! Und gab ihm selbst Antwort: Ja, fürwahr, ich will erlösen. Nach seiner Angst sah er ein schönes Englichen, und weistete, wo es saße.

Als ich ihn fragte, ob er wollte Mandelkern oder Zucker haben, sprach er: Nein, nur Jesus. Da die Mutter fragte: Liebes Söhnlein, willst du nicht bei mir bleiben? Da sprach er: Nein, zu meinem Herrn muß ich doch. Viele aus den Umstehenden haben höchlich betheuert, daß sie niemals dergleichen Reden von einem Knaben gehört. Der Name des Herrn sey gelobet! Herr Jesu, hilf, daß wir deinen Namen im Himmel ewig mit Freuden mögen preisen. Amen.“

## III. Valerius Herberger's Drangsal um die Kirche und in der Pest.

Zehn Tage nach Kreuzheim's Begräbniß empfing Valerius vom Rathe die Vocation zum Pastorat, und that am Neujahrstage 1599 vor einer sehr zahlreichen Versammlung seine erste Predigt in der neuen Würde von dem süßen Namen Jesu. Als nicht lange nachher ihm und dem neu erwählten Diaconus von dem ganzen Rathe die Kirche angetraut wurde, schrieb er folgendes Gebet in's Kirchenbuch: Christe Jesu, sey du selbst Prediger! Wir wollen dir willig und gern unseren Mund und unsere Zunge leihen. Amen. — Drei Jahre wartete er in diesem Gotteshause, der eigentlichen Pfarrkirche des Ortes, ruhig seines Amtes. In der Neujahrnacht des vierten aber ward ihm ein wunderbarer Traum. Es kam ihm vor, als sey er in der Kirche und hörte die Worte singen: Verleih uns Frieden gnädiglich. Bald darauf sah er zu seiner großen Bestürzung die ganze Orgel voller Mönche, und dann wiederum sich selber in ein sehr schönes Haus versetzt, das aber ganz ledig war. Und in demselben Jahre und dem folgenden (1603) wurden die Versuche der Katholiken, diese Kirche wieder zu erlangen, immer dringender, obwohl sie derselben nicht bedurften, da ihrer wenige waren und sie ohnehin die Kirche des Franziskanerflosters hatten. Valerius ermahnte nun seine Gemeinde öffentlich, um Abwendung dieser Bedrängniß zu flehen, und als eine Commission wegen Abtretung der Kirche angeordnet wurde, hielt er eine besondere Predigt darüber aus dem 83ten Psalm: Gott schweige doch nicht also, und sey doch nicht so stille. Am Schlusse derselben rief er: Kommt, ihr lieben Kinder, wir wollen eine Mauer um die Kirche bauen. Helft mir beten! Hier that er ein heißes und gewaltiges Gebet, das noch vorhanden ist, und nachdem



er selbst bemerkt: Gott sey Lob und Dank, die Mauer war Jesus; denn die Commission ging ganz zurück. — Nach der Mitte des folgenden Jahres erschien indeß ein Königl. Befehl zur Räumung der Kirche und mit Mühe erlangte die Stadt eine dreimonatliche Frist, binnen welcher man einen anderen Ort zum Gottesdienste ausersuchen wollte, denn nur die Kirche war verlangt, nicht aber die freie Uebung des Gottesdienstes gewahrt worden. Ohne Säumen wählte man zwei Häuser am polnischen Thore, erkaufte sie und richtete sie zu, während vier Abgeordnete der Gemeinde reiche Spenden unter ihr sammelten, und wirklich die Unkosten des ganzen Baues aufbrachten. Am 24. December 1603 ward die erste Messe in der Pfarrkirche gelesen, an demselben Tage zogen aber auch die Evangelischen feierlich in ihr neues Bethaus, und brachten diesen Tag und die Nacht damit zu, es vollends zu räumen, Zwischenwände durchzubrechen und es hin und wieder mit Teppichen und Leuchtern zu behängen. Am Morgen des 25. konnte schon die erste Christnacht darin gehalten werden. In dieser und während des ganzen heiligen Tages war eine große Nührung unter der Gemeinde; unzählige Thränen wurden vergossen, so daß Valerius genug zu trösten hatte und sich fröhlicher anstellen mußte, als ihm selbst um's Herz war. Er gab in der ersten Predigt dem neuen Gotteshause auch den Namen. Es soll dies Gotteshaus, rief er, im Namen Jesu Christi heißen: Praesepe domini oder Kripplein Christi. Hat das Jesulein nicht Raum in der Herberge, so hat es doch Raum im Kripplein. Und sobald er dies ausgesprochen hatte, fiel er mit der ganzen großen Versammlung auf die Knie und weihte das Haus mit einem kräftigen Vaterunser ein, dessen Bitten er durch eingelegte Worte auf diese Feier bezog.

Zehn Jahre darauf (1613) kam die Pest nach Fraustadt und gewann alsbald eine furchtbare Gewalt. Wer entweichen konnte, entwich in die nahen Gärten und Dörfer und entfernten Orte. In den ersten neun Wochen wurden 740 Menschen, zusammen aber 2,135 Menschen hinweggerafft. Valerius brachte die Seinigen fort, blieb aber selbst zurück, und mag wohl die Hälfte der 630 Leichen haben bestatten helfen, die mit der Schule beerdigt wurden, ohne daß er von der Seuche angefaßt wurde. „Anno 1613 bald nach Pfingsten verjagte mich von dieser Arbeit (den Magnalia Dei) die gräßliche Pestilenz. Da mußte ich mich, weil wir den Tod alle Augenblicke für Augen sahen, in andere Gedanken richten und meine Pestilenzpillen ausarbeiten, und geistliches bewährtes Giftpulver aus der Bittel suchen. In dieser schrecklichen Pest bewahrte mein Herr Jesus mich und mein ganzes Haus, daß uns nicht das kleinste Unglück begegnete. Es war gleich, als wenn ein Engel mit einem blanken Schwerdt mein Haus belagert hätte, daß ihm kein Leid mußte widerfahren.“ — Unter diesem göttlichen Schutze arbeitete Valerius als ein treuer Helfer für Seele und Leib. Der Glaube daran hielt ihn fern von Furcht und Ekel. Auch die Seinigen nahmen bald wieder zu sich, und wohnte mit ihnen theils in einem Garten, theils in dem nahen Ober-Pritschen, theils — während des letzten Pestmonats — in seinem Hause in der Stadt. Da bei dem allgemeinen Elend Niemand an Arbeit und Erwerb denken konnte, so schrieb er in die Nachbarschaft umher, und veranlaßte Sammlungen, deren Ertrag er unter die Armen vertheilte. Auch von Ober-Pritschen aus ging er fleißig in die Stadt und besuchte die Kranken. Oft winkten ihm die bereits Angestreckten von weitem mit den Händen, oder baten ihn auch wohl gar beweglich, zurückzubleiben, aber er folgte ihnen nicht. Wenigstens trat er an die Fenster der Häuser und rief den Leu-

ten Trostsprüche zu. Manche Leiche begrub er mit dem Todtengräber ganz allein. Er ging voran und sang; der Todtengräber aber führte ihm die Leiche auf einem Karren nach, an welchem ein Glöcklein hing, damit die Leute in den Häusern bleiben sollten. Sein Trost dabei war: „Wer Gott im Herzen, ein gut Gebet stets im Vorrath, einen ordentlichen Verus im Gewissen habe, und nicht fürwichtig ausgehe, dahin ihn weder Amt, noch des Nächsten Wohlfahrt rufe, der habe ein starkes Geleite, daß ihm keine Pest beikommen möge.“ Dennoch dachte er stündlich der nahen Todesgefahr, und dichtete unter derselben in einer gesegneten Stunde das einzige von ihm verfaßte köstliche Lied: „Valet will ich dir geben,“ dessen Verse mit den Anfangsbuchstaben seiner Namen beginnen. \*) In den ersten drei Wochen hielt er mit Timäus, dem Diaconus, täglich öffentliche Communion, damit sich ein Jeder bereiten und mit Gott versöhnen möchte und an jedem Sonntage stärkte er beim öffentlichen Gottesdienste die Gemeinde durch ein schönes Gebet, welches er vortrug. Am 12. November 1630 erkannte man endlich das Aufhören der Seuche und am Sonntage Septuagesimä des folgenden Jahres feierte er das Dankfest. Merkwürdig war, daß außer den beiden Evangelischen Geistlichen auch die meisten Schullehrer, die Kirchen- und Armenvorsteher, der treue Arzt Dr. Bedchner, die Wundärzte und der Apotheker am Leben geblieben waren. Noch sind einige der Leichenreden vorhanden, die er in der Pestzeit gehalten; sie führen alle die Ueberschrift: Unter der Ruthe des Herrn.

#### IV. Valerius Herberger's Ruf, spätere Vaterfreuden und seliges Sterben.

Durch seine große Treue im Amte, noch mehr durch seine freimüthige und kräftige Verkündigung des Evangeliums galt Valerius bereits weit und breit umher für einen Mann im apostolischen Geiste, aus dessen Munde sich die Wahrheit in mächtigen Strömen ergieße. Es war fast kein Ort um Fraustadt, wo er nicht gepredigt und Leichenreden gehalten hätte, sowohl in Polen als in Schlessen, denn er ward oft in fremde Gemeinden verlangt. Noch weiter aber drang allerdings der Ruhm seiner trefflichen Schriften. Er hatte zeitig angefangen, Kleineres und Größeres zu schreiben und Alles ward so begierig aufgenommen, daß die Abdrücke nicht zureichen wollten, und eine neue Auflage nach der anderen gemacht werden mußte. Wie viele Herzen er dadurch seinem Erlöser zugewendet, wer mag es aussagen! Es wird offenbar werden an jenem Tage, an welchem die treuen Lehrer leuchten werden, wie des Himmels Glanz. Heute noch, im 203ten Jahre nach seinem Tode, findet man diese Bücher häufig um Fraustadt, im Gurauschen und um Glogau, und der gottesfürchtige Landmann erbaut sich daraus in der Sonn- und Festtagsruh. Ja in einer Wendischen Bauerhütte bei Niesky sogar ward eines derselben noch im Sommer 1828 gebraucht. Gewiß haben sie Glauben und fromme Sitten bewahren helfen durch ihren gewaltigen Geist in der jüngsten Zeit, wo die Herzen von der mündlichen Predigt nicht mehr, wie sonst, erwärmt wurden. Bei seinem Leben und in seinem Jahrhundert fanden sie ausgezeichneten Beifall bei Gelehrten und Ungelehrten, bei

\*) Die noch gebräuchliche Melodie zu diesem Liede hat Melchior Teschner, damals Cantor beim Kripplein Christi, späterhin Pfarrer in Ober-Pritschen, gesetzt. Andachten darüber hat Prätorius unter dem Titel: „Die gottgefällige geistliche Seelentaube“ geschrieben. Es ist auch mehrmals in's Lateinische und Polnische übersetzt worden.



seinen eigenen und fremden Glaubensgenossen. Herberger, sagt ein Zeitgenos, hat mit seinen mehr als güldenen Magnalibus Dei der rechtgläubigen Kirche einen stattlichen Dienst gethan, und er kann das, was David von seinen Versen sagt, mit besserem Bestande von Jesu sagen: Quidquid conabar dicere, Jesus orat. Ein Anderer meinte, er thue Herberger'n gar keine Unehre an, wenn er ihn gar einen Jesuiten nenne, und schrieb also an ihn: Sey gegrüßt, heiliger Jesuit, der du hochverdient bist um die Kirche des Herrn Jesu! Ein Geistlicher aus der Gegend von Worms meldete ihm, er habe seine Herzkostille bei einem Reformirten Bürger gefunden, dem sie sein Pfarrer empfohlen habe, und der Bürgersmann schätze sie so hoch, daß er sie nicht einmal auf kurze Zeit aus seinem Hause geben wolle. Ein Vornehmer von Abel unter dem Bischof von Meisse fand Valerius Trauerbinden bei einem Katholischen Priester auf dem Tische liegen, und sagte zu ihm: „Herr, was macht ihr mit diesem Luther'schen Buche?“ Der Priester antwortete: „Es ist gute Eintünke darin.“ Am Hofe des Fürsten von Anhalt-Deßau, von der Freiin von Promnitz auf Sorau, von der Herzogin zu Dels wurden seine Schriften geschätzt und gelesen; am meisten aber von der Prinzessin Anna von Schweden, welche zu Straßburg in Preußen lebte. Sie war durch seinen Passions-Zeiger Jesu Christi, in 24 Stunden eingetheilt, zuerst auf ihn aufmerksam und ihm günstig geworden, ohne daß er davon wußte. Seit der Zeit schenkte sie ihm ihr Vertrauen, frug ihn um geistlichen Rath, machte ihm wichtige Aufträge, nahm die Zueignung einiger seiner Schriften an, versorgte ihn in der Pestnoth mit Arzneien, und machte ihm und den Aemtern in Fraustadt reiche Geschenke. Selbst ein angesehenen Handelsherr aus Augsburg, Matthäus Hopffer, kam nach Fraustadt, nicht weil er dort ein Geschäft zu verrichten hatte, sondern nur darum, weil er das Kripplein Christi und das Stüblein sehen wollte, wo die schönen Jesusbüchlein gemacht worden wären, zugleich aber auch, um mit dem Herrn Valerius bekannt zu werden. Er kam am ersten Adventsonntage 1618 aus herzlicher Liebe, den Weisen aus dem Morgenlande vergleichbar, die das Kind Jesum suchten, und mit Golde ehren; denn Valerius rühmt von ihm: „Er habe sich mit güldener Verehrung sowohl gegen das Kripplein Christi, als gegen ihn und die Seinigen verhalten.“

(Schluß folgt.)

## M a c h r i c h t e n .

(Elsaß.) Es ist bekannt, daß auch auf die Luther'sche Kirche in Frankreich, als deren Mittelpunkt Straßburg zu betrachten ist, der Nationalismus seinen verderblichen Einfluß übte. Gleich der Reformirten allerlei Angriffen und Bedrückungen ausgesetzt, hätte sie mehr als manche ausländische sich befestigen, reinigen und auf dem Grund des lebendigen Gotteswortes erbauen können, um unter dem Drucke nur um so kräftiger zu wachsen, um so schöner zu blühen. Pressa valeatior \*) war schon im Anfange der Reformation in Frankreich das Motto einiger von ihren Hauptschriftstellern. Aber wie die Reformirte Kirche noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts heftige Verfolgungen nicht nur standhaft erduldet, auch wirklich überwand, und dennoch innerlich vom Einflusse des Zeitgeistes litt und gleich der Gemeinde zu

Ephefus (Offenb. 2, 1 ff.) von der ersten Liebe ließ; wie in ihr bald darauf der Unglaube heimlicher oder offener Zugang fand, daß sie anfang der Gemeinde zu Sardes zu gleichen (Offenb. 3, 1 ff.), bis der Herr über sie kam wie ein Dieb, da denn nur wenig Namen blieben, die ihr Gewand nicht befudelten, wenig Zeugen der alten reinen Lehre, — Zeugen vom Glauben der Väter noch für ein späteres, neuermachendes Geschlecht: — so erging es auch zum großen Theile und vielleicht noch viel schneller der Luther'schen Kirche, die weniger den äußerlichen Angriffen von Seiten der Französischen Regierung, und vielmehr den innerlichen von Seiten des Nationalismus aus Deutschland ausgesetzt war. Sie that Werke, die aber nicht völlig erfunden wurden vor Gott; sie hatte den Namen, daß sie lebe, und war todt. So muß wenigstens der Mensch urtheilen, der den Inhalt des Evangeliums aus Gottes Wort selbst kennen gelernt hat und die Verkündigung des Evangeliums nach Gottes Wort für das erste und vorzüglichste Werk hält, das die Kirche Christi zu thun hat, das Christus von seiner Kirche fordert. Wir haben keinesweges im Sinne, die Neologie zu zergliedern und ausführlicher zu beschreiben, die seit längerer Zeit im Elsaß herrschend wurde und im Ganzen den Charakter der Deutschen Neologie im vorigen Jahrhundert, nicht des ausgebildeten Nationalismus trägt. Sie steht in Rücksicht auf wissenschaftlichen Werth und auf historische Denkwürdigkeit zu niedrig, sie ermangelt zu sehr charakteristischer Eigenthümlichkeit, festerer Begründung, Durchführung und Haltung, um anders, als es die Noth erfordert, die Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen zu können. Offenbar ist sie, wie die Deutsche es war, nur ein vorübergehender Mittelzustand, und als solcher nach entgegengelegten Seiten hin zu betrachten, indem sie bis jetzt zwei verschiedenen Zwecken gedient hat, und für die Zukunft gewiß auch nur zwischen zwei, gleich wichtigen aber entgegengelegten Ausgängen — menschlich zu reden — die Wahl hat. Nur in dieser doppelten Beziehung ist sie der Aufmerksamkeit werth, der Theilnahme und des Mitleids. Theilnahme verdient sie, insofern in der Neologie noch Bruchstücke des Glaubens vorhanden sind, gerettet aus dem Schiffbruch der religiösen und politischen Revolution; insofern sie um diese an den Strand der Popularphilosophie geborgenen Waaren einen Erdwall gezogen und sie gegen die Angriffe des Atheismus und der Religionspöberei so gut vertheidigte, als ihr möglich war. Mitleiden und thätiges Mitleiden von Seiten Aller, denen es möglich ist, nimmt sie in Anspruch, insofern sie selbst, vom wahren Grunde abgewichen, der wahren Lebenskraft ermangelt und das, was sie äußerlich zusammenzuhalten und aufrecht zu erhalten weiß, innerlich verfallen läßt, ja verfallen macht. Denn indem sie das Christenthum gegen den Naturalismus vertheidigt, strebt sie selbst dahin, es nach und nach in Naturreligion zu verwandeln; indem sie die Hülsen der Religion, die Abstractionen der unwiedergeborenen Vernunft mit Liebe sammelte, aufbewahrte und vorzeigte, trennte sie dieselben von dem lebendigen Kerne des Glaubens ab, von dem einzig auch sie Leben, Gestalt und Werth haben, ohne den sie verdorren und verkaufen müssen. Führt sie so fort, befestigt die Neologie sich immer mehr in sich selbst, vertheidigt sie sich hartnäckig gegen die Gnade des Herrn und das Wort von der Gnade, so muß sie in Nationalismus übergehen und auch der Erscheinung nach vom Christenthum abfallen. Dies ist der eine Weg, der ihr offen steht, das eine Resultat, zu dem sie führen kann. Dies ist die Absicht, in welcher der Fürst dieser Welt sie hervorgebracht hat, zu deren Erfüllung er sie brauchen will und ihrer Natur nach nur zu gut brauchen kann. Noch gibt es aber einen Weg der Rettung; die Gnade des Herrn kann ihn führen, die zwar übernatürlich ist, aber doch in der Neologie, insofern sie noch nicht als Nationalismus sich ganz von der Bibel losriß, Anschließungspunkte hat, die Wahrheiten der übernatürlichen Offenbarung, die sie noch enthält und als übernatürlich anerkennt. Daß auf diese Weise und in diesem Sinne auch im Elsaß gewirkt wird, ist unübersehbar, und ein neues Zeichen des neuermachenden Glaubens, ein neues Mittel, auch Andere zu ihm zu führen, liegt uns vor in einer Schrift, die zwar klein ist und des wissenschaftlichen Glanzes entbehrt, aber als Zeichen der Zeit und zum Besten der Kirche Christi geschrieben, Beachtung verdient. Sie ist, wie es nicht anders seyn kann, polemischen Inhalts, ein Ausruf an die Gemeinden, der Irrlehre zu widerstehen, die sie ihnen kennt:

\*) „Unter dem Drucke um so kräftiger.“



lich macht, aus ihren Urkunden darstellt und der Urkunde vom Glauben der Evangelischen Kirche, der Augsburgischen Confession, in ihren einzelnen Sätzen gegenüberhält. Ehe wir aber an die nähere Angabe ihres Inhalts gehen, erlauben wir uns, folgenden kleinen Beitrag zur Charakteristik der Straßburger Neologie zu geben, bei dem freilich die betreffenden Personen nicht unberührt bleiben können, aber, wie auch in einer Schrift geschieht, durchaus nur insoweit berührt werden sollen, als sie die Beförderer der Neologie sind.

Die angesehenste und einflußreichste Person ist der Professor und Decan der Lutherisch-theologischen Facultät Dr. Haffner, am meisten bekannt durch seine Einleitung in die Bibel (vgl. Ev. R. Z. N. 7. „der Theistenstreit zu Straßburg“) S. 55.). In derselben sagt er, man habe die Bibel, bei ihrer großen Wichtigkeit für Religion und Jugend, als das beste Geschenk der Vorsehung zu betrachten (S. V. VI.), und gesteht sogar, daß Jesus und die Apostel dem N. T. überall göttliches Ansehen zuschrieben, daß Jesus selbst seinen Auftrag zu lehren und den Inhalt seiner Lehre unmittelbar von Gott ableite und deswegen, weil er von Gott gesandt sey, Glauben an ihn und Gehorsam gegen seine Lehren verlange; daß der Geist, der auf ihm ruht, auch nach seinem Abschiede über den Aposteln schweben (sic) und sie in alle Wahrheiten leiten sollte (S. VI.). Nichts desto weniger behandelt er in seinen Bemerkungen über die einzelnen Bücher der Bibel sie niemals als Gottes Wort. Den Apostel Paulus „leiten allenthalben Vernunft und ächte Gottseligkeit“ (S. XXII.). Auch versteht Dr. Haffner wirklich, die Lehrsätze Pauli überall nach seiner Vernunft zu modeln, zu verwässern, zu verdrehen, zu verstümmeln. Den Inhalt des Briefes an die Epheser gibt er mit kurzen Worten dahin an (S. XXV.): „Es wird darin der hohe Werth der christlichen Religion und ein derselben würdiges Verhalten empfohlen.“ Dies ist Alles, was er darüber sagt, — über Sirach weiß er weit mehr zu sagen, eben so auch über das Buch Judith, „diesen frommen Roman.“ Wie die Lehre Pauli von der Rechtfertigung allein durch den Glauben — diese Hauptlehre der Evangelischen Kirche, von ihm gesagt und verkelt wird, spricht sich am Deutlichsten S. XXX. aus, wenn Dr. Haffner die Einheit der Lehre Pauli und Jacobi darzustellen sucht. „Der scheinbare Widerspruch,“ sagt er, „entsteht bloß daher, weil Paulus unter den Werthen einzig und allein die Levitischen Gesetzeswerke, den äußeren Dienst, worin der Jude seine Gottesverehrung setzte, und um deren willen er schon für gerecht in Gottes Augen sich hält — versteht —; weil in Paulus Sprache der Glaube die rechtfertigende, durch das Evangelium bewirkte Gesinnung des Christen — bedeutet.“ Solche pseudoergetische Bibelverfälschungen, welche selbst die Rationalisten in Deutschland zu verachten anfangen, legt man nun im Elasse dem Volke als Anleitung zum Bibelverständnisse vor.

Herr Dr. Haffner hat letzte Ostern sein Jubelfest als Prediger gefeiert. Wenn man bedenkt, daß er ein Mann von 78 Jahren und dem Grabe so nahe ist; daß er eine lange Periode voll Noth und Mühe durchgemacht hat, und nun sich großer Achtung und Liebe in weitem

Umkreise erfreut: so mag wohl Mancher versucht seyn, es unbillig und hart zu finden, wenn ihm jetzt noch die Ruhe der letzten Lebenstage durch Angriffe auf sein Predigtamt — das er für seinen Schmuck hält —, durch strenge Critik seiner Lehre — der er den größten Theil seines Lebens opferte — verbittert und gestört wird. Wer aber erwägt, daß die Erkenntniß der Wahrheit über Leben und Tod in Ewigkeit entscheidet, daß er selbst auf der Schwelle des Grabes steht, um vor Gottes Gericht zu treten, daß eine ganze Gemeinde, eine ganze Provinz an seinen Lippen hängt, um daraus die Worte der Wahrheit zutrauensvoll zu vernehmen, und daß auf seiner Seele eine Verantwortlichkeit lastet für all diese Seelen, — den bitten wir auf sein Gewissen zu entscheiden, was härter sey, die Lehre dieses Mannes nach bestem Vermögen an Gottes Wort zu prüfen und ihre Abweichung treu anzuzeigen, damit er und seine Anhänger zur selbigen Erkenntniß der Wahrheit kommen, oder ihn und seine Gemeinde ruhig den Weg des Todes gehen zu lassen und sie durch dies ruhige Zuschauen als durch stillschweigenden Beifall in ihrem verderblichen Wahn zu bestärken? Wir wissen, wie der natürliche Mensch es auslegt, wenn der eine oder andere Gläubige sich passiv verhält, und wahrlich nicht mit Unrecht, denn er sieht alsdann mit scharfem Blicke tief im Herzen der Unthätigen eine Sympathie mit ihm, die sie entwaffnet, sieht die versteckte Meinung, es habe nicht viel zu bedeuten, ob Jemand später oder früher oder gar nicht zum Glauben an Christum komme, sieht einen Mangel an Menschenliebe und Gottvertrauen, aus dem sie sich bereiten, sie haben weder Pflicht noch Macht, direct für das Seelenheil ihrer Mitmenschen zu wirken. Noch liebloser aber als diese Unthätigkeit, ja wahrhaft grausam ist das Benehmen der Weltkinder gegen die angesehenen Zerklehrer, die Anstrengung, sie durch unerhörte Schmeicheleien zu betäuben und mit Lobeserhebungen, die jeder billige Beurtheiler als unmäßig, jeder Seelenkennner als verführerisch verwerfen muß, zu überschütten. Voll von solchen Lobpreisungen — nicht Gottes, sondern eines Menschen — ist der „Bericht über Haffner's Jubelfeier; nebst der Jubelpredigt und allen bei diesem Anlasse gesprochenen Reden und überreichlichen Schriften und Gedichten“ (Straßburg, bei Feig, 1830. br. 64 S. gr. 8.). Einen widrigen Eindruck macht schon das Titelfupfer, welches den Becher vorstellt, der dem Jubelgreife auf einem goldenen Credenzeller von seinen Zuhörern und Freunden überreicht wurde. Auf diesem sieht man nämlich in einem Medaillon von erhabener Arbeit den Genius der Beredsamkeit, der, eine Fackel in der Hand, eine vor ihm sitzende Jungfrau entscheidet; diese Jungfrau, der die Beredsamkeit zu Hülfe kommen muß, um sie sehend zu machen, ist aber Niemand anderes, als die Religion, und zwar, nach dem Kreuze zu urtheilen, die christliche; auch reicht sie dem Genius zum Danke die Bibel. Dieses Bild ist, wenn auch nicht geschmackvoll, doch völlig charakteristisch für Dr. Haffner's und seiner Freunde Vorstellungen und Bestreben, und drückt in wenig Zügen mehr aus, als eine ausführliche Beschreibung der Französischen Neologie, welche die Aufklärung nicht von dem Worte Gottes, sondern von einer Beredsamkeit ausgehen läßt, die mit der Bibel noch unbekannt ist, worauf sie erst von der Religion die Bibel erhält, sey's weil nun die sehende Religion ihrer nicht mehr bedarf, sey's damit der Genius in ihr ein neues Hülfsmittel — der Redekunst erhalte („als die reichste Quelle christlicher Beredsamkeit,“ S. 19.).

(Schluß folgt.)

\*) Ein langer Aufsatz gegen diese Nachricht der Ev. R. Z. (Ndg. R. Z. Nr. 77 und 78.) weiß in derselben eine einzige Unrichtigkeit nachzuweisen, deren Währungsung wir dem Leser überlassen. Sciat tua dissertatio sordet veterum doctrinam habere Dr. Haffner zu Herrn Redakto: Adeo enim tibi sordet omnes sanae interpretationis regulas, adeo illaqueatum te tenent veterum nostrorum theologorum dictamina et interpretamenta, ut ab illis recedere, ac ultra sapere pialum quasi contrahere videaris. Der ungelehrte Leser verliert nichts, wenn wir ihm auch dies wegwerfende Urtheil über das Bibelverständniß unserer Vorfahren im Glauben nicht überlegen.

\*) S. 59. wird zu Dr. Haffner gesagt: „Du hast uns den Schleier vor dem göttlichen Worte weggezogen.“



# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1830.

Mittwoch den 11. August.

N<sup>o</sup> 64.

Valerius Herberger.

(Schluß.)

In Folge dieses schönen Ruhmes ward Valerius nach Breslau, nach Piesnitz, nach Droppau in ansehnliche geistliche Aemter berufen; er schlug es aber standhaft aus. Die Gemeinde zu Fraustadt war ihm durch Liebe und Leid zu werth geworden; auch Vaterfreuden ketten ihn an diesen Ort. Gott hatte ihm in den letzten Tagen des Jahres 1614 seinen Herzensfreund, den frommen Timäus, von der Seite genommen. Obwohl durch zwei merkwürdige Träume darauf hingewiesen, gedachte er nun doch mit keinem Worte an seinen Sohn, der damals nahe daran war, seine theologischen Studien in Leipzig zu vollenden, sondern schlug dem Rathe einen schwer verfolgten Prediger in Posen vor, der aus Fraustadt gebürtig war. Die Gemeinde aber fiel von selbst und einmüthig auf Zacharias, der damals nahe daran war, seinen ersten Prediger zu verlieren. Er ward daher zu Leipzig ordinirt und that am 20. März 1615 seine erste Predigt über die Worte des Jeremias: Ach Herr, ich taue nicht zu predigen, denn ich bin zu jung. Drei Jahre darauf ward Valerius sein erster Enkel geboren und auch Valerius benannt. Des Großvaters Herz verjüngte, des Vaters Herz erfreute sich hoch in diesem Kinde. Sie verzeichneten jedes wichtigere Ereigniß seines jungen Lebens unter frommen Wünschen, z. B. wenn er entwöhnt wurde, zu laufen anfang, die Blattern bekam, von einer Hausfreundin mit einem vergoldeten Becher beschenkt und in die öffentliche Schule gethan wurde. Herr Jesu! deine Gnade erhalte ihn! Der Herr Jesus sey gelobet in Ewigkeit! pflegten sie bei solchen Gelegenheiten zu sprechen.

Diese Freuden gehörten übrigens zu der Würze, die Gott seinem treuen Diener auf vielen Kummer gab. Der Organist am Kripplein Christi, den Valerius früher selbst zu diesem Amte empfohlen, ward zum Ehebrecher und Mörder des gekrönten Chemanns; vor seiner Hinrichtung schwur er noch den Evangelischen Glauben ab. Der dreißigjährige Krieg hatte angefangen und neben anderer Noth auch wilde Kosakenhorden in die Gegend von Fraustadt gebracht (1622), um sie Monate lang mit den schändlichsten Gräueln zu erfüllen. Menschen dieser Art

schienen Valerius Feinden die besten Werkzeuge, um ihn aus dem Wege zu räumen, und wurden daher angeflist, ihn unversehn aufzuheben; er war verloren, wenn nicht ein ehrlicher Hauptmann ihn noch zu rechter Zeit gewarnt hätte. Polen war in einen Krieg mit den Türken gerathen, König Sigismund hatte den ganzen Adel wider sie aufgeboden, das Volk war in großer Bekümmerniß um den Ausgang des Krieges, und Valerius kämpfte in brünstigen Gebeten mit den Streitern für die Christenheit.

Alle diese Trübsale waren kaum verwunden, als Valerius die erste Stimme vernahm, daß sein Abschied von der Welt nahe sey. Er ward am Abend vor dem 19. p. Tr. 1623 unvermuthet von einem Schlagflusse befallen, behielt jedoch seine Sprache unverändert, und war schon den folgenden Morgen wieder im Stande, seine Predigt zu halten. In sanfterm Scherze pflegte er davon zu sagen: „Gottlob, Gott spielte mit mir das Evangelium vom Sichtbrüchigen“ und war darüber ganz getrost und fröhlich, wie es denn eine natürliche Frucht der Gnade ist, daß, wer geglaubt hat, auch zu schauen verlangt. Unter der Zueignung seines Psalter-Paradieses an die Prinzessin Anna aus dem nämlichen Jahre steht: „Valerius Herberger, der sich von Herzen nach dem Worte Jesu sehnt: heute wirkst du mit mir im Paradiese seyn.“ — Der Vorboten dieses Wortes kamen auch bald noch mehrere; nach Ostern 1626 befiel ihn ein sehr heftiges hitziges Fieber und ließ ihn bis zum Trinitatisfeste nicht los. Obwohl er davon genas, so nahmen doch nunmehr seine Kräfte von Tage zu Tage ab. „Bei mir,“ so schloß er jetzt den dritten Theil des Psalter-Paradieses, — „bei mir ist die Kraft sehr gelähmt. Ich gehe daher wie ein haufällig wackelndes Haus, das bald will in Haufen fallen. Ich webele wie ein schwacher Strohhalbm. Hilf, o Herr Christ, den Schwachen! Soll aber ich alter fünf und sechzigjähriger Vater schlafen gehen, so sey das auch zu guter Letzt mein Wort: Herr, erhebe dich in deiner Kraft, so will ich im Himmel singen, und loben deine Macht. Amen.“ — Trotz dieser Schwachheit arbeitete er am Psalter-Paradiese fort und kam darin bis Psalm 23, 3., wie Valentin Trozendorf, der auch bei den Worten: „Dein Stecken und Stab trösten mich,“ als er sie zu Piesnitz in der Schule



erklärte, vom Schlage getroffen wurde und mit den Worten zurück: „Ego vero, optimi auditores, vocor in aliam scholam.“ Am 21. Februar 1627, dem Sonntage Invocavit, nachdem er zuvor die Amtspredigt gethan, rührte Valerius der Schlag zum zweiten Male. Wider des Arztes Rath ging er dennoch darauf noch einmal in die Kirche und hielt eine Leichenpredigt aus dem Spruche Abraham's 1 Mos. 18: „Ach siehe, ich habe mich unterwunden, mit dem Herrn zu reden, wiewohl ich Erde und Asche bin.“ Es war seine letzte Predigt. Er soll sie mit ungemeinen Seufzern, als wäre sie auch seine Leichenrede, verrichtet und mit den Worten beschlossen haben: „Nun Ade, du arme Erde und Asche, gehab dich wohl; mein Jesu, spanne nun mich auch aus; ich bin doch eben das, was Abraham ist; mich verlangt nach der Ruhe. Herr, meinen Geist befehle ich dir.“ — Noch desselben Tages warf ihn die Krankheit so fest aufs Lager, daß er den schon gefertigten Entwurf zur Predigt über Ps. 23, 4: „Und ob ich schon wanderte u. s. w.“ nicht ausführen konnte. Ein höchst beschwerliches Brustweh und eine starke Beingeschwulst gefellten sich hinzu und zerstörten seine letzten Lebenskräfte. Zwölf Wochen lang ertrug er diese Leiden mit unermüdlicher Geduld im Gefühle der Nähe seines Erlösers, dessen Namen er unaufhörlich nannte, und in den Worten anrief: „O Jesus, Jesus, Jesus; o Jesu esto Jesus.“ Dies war auch die einzige Klage, wenn man's so nennen darf, die seinem Munde entfloß. Nachdem er sein irdisch Haus bestellt, entschlief er am 18. Mai 1627, Dienstags nach Graudi, als es eben zur Mitternacht 12 Uhr geschlagen hatte, ganz sanft und still ohne die mindeste Ungebehrde in einem Alter von 65 Jahren, 3 Wochen und 6 Tagen. Der Tod des theuren Gottesmannes erregte allgemeine und tiefe Betrübnis. Seine Freunde hatten einen liebevollen Berather, die Armen einen Vater, die Gemeinde einen unvergleichlich treuen Hirten, die christliche Welt einen unerschrockenen Zeugen der Evangelischen Wahrheit verloren. Acht Tage ließ man seinen Leichnam über der Erde, vermuthlich um während der Pfingsten allen Trauernden die letzte Beschauung desselben zu gestatten. Erst an der Mittwoch nach dem Feste (26. Mai) ward er unter vollreicher Begleitung zu seiner Ruhesätte getragen. Valentin Preibisch, Pastor an der Evangelischen Kirche zu Glogau, hielt ihm die Leichenpredigt über Luc. 10, 20: „Freuet euch, daß euer Namen im Himmel angeschrieben sind.“ So oft Valerius in Glogau gewesen war, hatte er den Freund darum gebeten und gewisse Zusage empfangen, daß es geschehen solle, wenn es Gottes Wille sey. Eben so hatte Valerius auch selber den Ort gewählt und die Eintheilung gemacht. Preibisch sollte darthun, wer der Schreiber sey, so im Himmel einschreibe, welches die Tinte sey, welches die Feder sey, welches das Buch sey, darein Gott schreibe und was für Schrift es sey. Von ihm selber sollte Preibisch alsdann nichts Anderes rühmen, als das, daß er seinen Herrn Jesum herzlich geliebet, ihn seinen Zuhörern treulich vorgetragen, und auf ihn und sein theures Verdienst gelebt habe und selig gestorben sey. Nach seinem Ableben hatten die Wittwe und der Sohn seine Bitte christlich erneuert. Preibisch betheuerte mit voller Wahrheit, daß sein Freund an dem Herrn Jesu seine größte Herzenslust gehabt, und mit ihm alle seine Predigten, alle seine Bücher, alle sein Thun und Vorhaben angefangen, gemittelt und geschlossen, so daß man von ihm sagen können, was Fortunatus von dem Bischof Martinus gerühmt: „Vir, cui Jesus amor, Jesus timor, omnia Jesus.“ Nachdem er aber alle Theile nach der Vorschrift ab-

gehandelt, machte er eine erbauliche Anwendung auf Herz und Leben der Zuhörer und schloß mit den schönen Freudenworten des letzten Verses aus Valerius Herberger's Liebe:

Schreib meinen Namen auf's Beste  
In's Buch des Lebens ein,  
Und bind mein Seel gar feste  
In's schöne Bündelein  
Der, die im Himmel grünen  
Und vor dir leben frei:  
So will ich ewig rühmen,  
Daß dein Herz treue sey.

Valerius Gebeine wurden nicht im Kripplein Christi beigesetzt. Er hatte durchaus befohlen, man solle ihn nirgend anders hin begraben, als an einen solchen Ort, da er in der allgemeinen Auferstehung vor seinen Schäflein her und nebst ihnen seinem Heilande entgegengehen könne. Man beerdigte ihn daher auf dem allgemeinen Kirchhofe, und zwar fast in die Mitte desselben, dagegen man seinen Leichenstein an die Mauer setzte. Dies geschah, weil man den unversöhnlichen Haß seiner Gegner unter den Katholiken kannte, die ihn nie anders als den kleinen Luth'her zu nennen pflegten, und daher befürchtete, daß sie die Ruhe seiner sterblichen Ueberreste irgendwie stören möchten. Der Leichenstein enthielt die Inschrift:

Sat  
orbi notus  
Valerius Herbergerus  
vir cui  
Jesus amor,  
Jesus timor,  
Omnia Jesus,  
hic  
Jesum reditum expectat  
ab anno MDCXXVII  
die XVIII Maii  
cum annum aetat.  
LXVI incepiss:  
Luc. X. Jesus ait:  
Gaudete quod nomina vestra  
scripta sunt  
in coelis.  
V. H. F.

Hospes ego hospitio ex-  
cepi constanter Jesum:  
Nunc meus ille poli est  
Hospes in Hospitio.

In Eo Solo venit Salus.  
Scis, Domine Jesu,  
Quia amo, amavi et a-  
mabo Te.

## M a c h r i c h t e n .

(Elsaß.) (Schluß.) Ganz übereinstimmend mit diesem Bild ist der wohl rhetorische Charakter der Reden, Adressen und der Predigt, welche den Inhalt der Schrift bilden. Wir haben nur zwei dieser hyperbolischen Aphasen aus; die erste befindet sich S. 16. in der Anrede der Französisch-Reformirten Candidaten: „Tous ont pu apprécier l'immense érudition, qui Vous distingue et pour laquelle il semble que la vie d'un homme n'ait pu suffire, ils ont admiré le zèle et l'activité inaltérable que Vous avez constamment déployés et surtout le caractère, que Vous avez montré dans les temps où il n'était pas sans danger de s'avouer serviteur de Christ.“ Die zweite wurde vom Herrn Professor Dr. Redslob im Namen einer Deputation gesprochen: „Als eine leuchtende und strahlende Sonne stehen Sie schon fünf Jahrzehende über dem Gesichtskreise unseres Landes; und daß Ihr Abend da ist, das ist des Landes tiefer Schmerz“ (S. 20.).



Und diese Thorheiten sind leider nur wenige von den vielen. In allen diesen Aufsätzen ist so viel Lob der Gelehrsamkeit, des Eifers, der Talente, des Charakters — und nicht eine Lobpreisung, nur eine einzige Erwähnung der göttlichen Gnade, die doch Alles in Allem wirkt, der aller Preis gebührt. Nur das wird dankbar anerkannt, damit doch das Ganz eine religiöse Tinctur habe, daß „die Vorsehung“ Haffner so lange leben ließ und beschützte, und „das Schicksal“ wird um seine Erhaltung „angeseht“ (S. 60.), damit seine Schüler, „von seinem (Dr. Haffner's) Geiste getrieben“, „weise und tugendhaft werden mögen“ (S. 61.). Dr. Haffner selbst hielt seine Jubelpredigt am heiligen Ostertage und predigte über den unaussprechlichen Werth des Glaubens an Unsterblichkeit, den er zuerst darein setzte, daß durch ihn der Mensch seiner „hohen“, „angeborenen Würde“ lebendig bewußt werde (S. 28. 30.).

Die genannte Beschreibung der Jubelfeier ist wirklich ein guter Beitrag zur Charakteristik der Neologie von ihrer praktischen Seite. Höchst betrübend ist es, zu sehen, wie Studenten, Candidaten, Professoren der Theologie, ja ganze Consistorien sich dieser Menschenvergötterung theilhaftig machten. Aber eben so betrübend sind darin auch die durchgängigen Spuren des Widerwillens gegen den Glauben an den einigen Menschensohn, dem göttliche Ehre zu erzeigen ist, die Beweise der heftigen Reaction gegen den neuwachenden Glauben. Wir haben schon erwähnt, daß die Angriffe der Gläubigen auf die Irrlehrer als hart erscheinen können, weil es unmöglich ist, nicht auch die Irrlehrer als solche zu bezeichnen. Auch beklagen sich die Angegriffenen, wie die, welche sich mitgetroffen fühlen, sattsam darüber, daß man wage, sie als unevangelisch, als Irrlehrer, als antichristlich zu bezeichnen. Daß es mit Recht geschehe, geht aber aus unserem ganzen Aufsatze hervor, daß es mit Liebe geschehen müsse, haben wir oben beiläufig gezeigt; jetzt wollen wir noch bemerklich machen, wie die Neologen die Gläubigen beurtheilen. Die Gläubigen sprechen jenen den Glauben ab, d. h. sie sprechen aus, daß Alle von Natur Sünder und ungläubig sind, daß die Neologen aber, so lange sie solche sind, unmöglich den Glauben, dies Gnabengeschenk Gottes, empfangen haben können. Dabei können die Neologen in der Welt ehrliche, gutmeinende Leute seyn, sie können auch innerlich schon mehr oder weniger unter dem Einflusse des Christenthums stehen. Die Neologen dagegen, immerfort Liebe und Duld samkeit predigend, brüderliche Anerkennung fordernd und den Verdammungsgeißel verdammend, verfahren anders. Sie behandeln die Andersgesinnten gradezu als bloße Dummköpfe und Obscuranten. boshafte Heuchler und lieblose Lästerräuber. Sie sprechen ihnen selbst natürliche Gutmüthigkeit, bürgerliche Redlichkeit ab, und betrachten sie — nicht wie Sünder gleich Allen — sondern wie den Auswurf der menschlichen Gesellschaft. Beweise hievon finden sich beinahe auf allen Blättern der Jubelschrift. Fast jeder Aufsatz, jedes Gedicht, selbst die Jubelpredigt erwähnt der lieblosen Urtheile blinder Eiferer, der Lästereien verdammungsfüchtiger Menschen (S. 25. 26.). Hat solche Urtheile Herrn Dr. Haffner die Liebe in den Mund gelegt? Die Reaction gegen den Glauben muß sehr heftig seyn; daraus folgt aber auch, daß die Macht des Glaubens im Elasse nicht unbedeutend seyn kann. Wir heben nur Eine, in dieser Hinsicht charakteristische Stelle aus, zu der sich aber aus allen rationalistischen Tageschriften und Zeitblättern Parallelen aufbringen ließen. S. 7. wird erzählt: „Mit besonderem Enthusiasmus wurde ein anderer (Wiat-) Ruf aufgenommen, der „dem Sprecher für ächt-evangelisches Christenthum“ galt; Jedermann erinnerte sich dabei mit Unwillen an den Mißbrauch, welchen eine gewisse Partei unserer Kirche von dem Namen Evangelischer Christen macht, den sie sich in ihrem geistlichen Hochmuth ausschließlich beizulegen wagt, welchen sie aber durch unchristliche Verdammungssucht und liebloses Verläumden zu ihrem eigenen Unheil schändet.“ Wir können Jedermann fragen, wen hier der Eifer nicht nur nicht lieblos, sondern auch blind gemacht habe, so blind, daß er sich selbst auf den Mund schlägt, und seine Partei ausschließlich die ächt-evangelische nennt, während er die Benennung Evangelische

Christen als Zeichen geistlichen Hochmuths ansieht. Mit dieser Bemerkung wollen wir nur fühlbar machen, wie unsere Gegner sich in einem Widerspruche mit sich selbst befinden, indem sie auf eine Art verfahren, die sie selbst an Anderen als lieblos und unchristlich verurtheilen. Was uns und unser Benehmen betrifft, so glauben wir dagegen von Herzen, daß unser öffentliches und starkes Auftreten gegen Irrlehrer, wenn es aus Liebe zu den Seelen hervorgeht, der Wahrheit entspricht, von Weisheit geleitet wird und in Gottvertrauen geschieht, durchaus nur Erfüllung unserer Pflicht und weder tadelnswerth noch bedenklich ist.

Welche Verbreitung unter den Theologen und Bürgern die Neologie gefunden habe (als solche, oder wörtlicher als Sonderung des Wahren in der alten Lehre vom Irrthum, als Wiederherstellung des Urchristenthums mit Vermeidung von Un- und Uberglauben, wird sie in der Schrift selbst bezeichnet, S. 57 f.), geht aus dem Ganzen nur zu deutlich hervor. Daß sie von Straßburg ausgeht und von Dr. Haffner ganz besonders, ist nicht zu verkennen. Indessen üben neben dem Lektoren auch andere Professoren einen großen Einfluß auf die Studirenden und mittelbar also auf die Luther'sche Kirche in ganz Frankreich aus. Von diesen scheint Herr Professor Dr. Matter noch etwas weiter zu gehen als Dr. Haffner. In seiner im vorigen Jahre erschienenen Kirchengeschichte (*Histoire universelle de l'Eglise chrétienne*, par M. J. Matter, t. I. p. 160.) läugnet er jedwede Untrüglichkeit der Apostel und behauptet, ihre Lehre könne nur in den Theilen angenommen werden, die mit Jesu Lehre übereinstimmen. Weñlich wie er erklärte sich hierüber in einer Abhandlung über die christliche Moral Herr Prof. Dr. Bruch (S. 30.). Von den Wundern Christi hegt Prof. Matter die schon oft widerlegte Meinung, er habe sie gar nicht für Beweise seiner göttlichen Sendung angesehen (a. a. O. S. 58.), und von Christi Tod sagt er, er werde uns wie der letzte Versöhnungsact vorgestellt (comme un dernier acte d'expiation, p. 60.); wie ein Symbol der Versöhnung zwischen dem Weltthölpfer und den verirrtten Erbenopfern, die noch viel schuldiger seyen durch ihre Unwissenheit als durch ihre Laster! — Welcher Gläubige sieht hier nicht die Gefahr ein, daß auch in Frankreich's Luther'schen Kirchen bald der haarste Naturalismus gepredigt werde, wer kann sich wundern, wenn die Französischen Gläubigen in kräftiger Opposition auftreten gegen solche Lehren und Lehrer?

Ein kräftiges Zeugniß des Glaubens, von der Gemeinde abgelegt und offen gegen die Irrlehrer gerichtet, ist die Anfangs erwähnte Schrift: „An die Protestanten der Evangelischen Luther'schen Kirche im Elasse, bei Gelegenheit des hundertjährigen Erinnerungsfestes an die Uebergabe der Augsburgerischen Confession, von Ph. J. Dier, Prediger der Protestantischen Kirche Augsburgerischen Glaubensbekenntnisses. 1 Petr. 5, 2. 3.“ (Straßburg bei dem Verfasser und Kamm, Buchhändler, Colmar bei Geng, Buchhändler, 1830. S. 48. fl. 8. br. Preis: 35 Centimen. 2<sup>e</sup> Egr.) Herr Dier ist ein Straßburger Candidat und als Judenmissionar von einer Englischen Gesellschaft angestellt. Zum öffentlichen Zeugen der Wahrheit ist er also auch äußerlich berufen. Auf seinen Lebenswandel wird man schwerlich etwas bringen können. Nichtsdestoweniger wird ihm sein offenes Auftreten genug verargt werden, und die Feinde der Wahrheit werden bei allen Versicherungen, daß sie sich des Urtheils über seine Person enthalten wollen und in seine Absichten kein Mißtrauen setzen, nicht unterlassen, ihn zu verdächtigen, als ob er irdische Absichten verfolge. So ist ja auch gegen Vost, weil er als Agent der Continentalgesellschaft in Straßburg vor mehreren Jahren gegen die Haffner'sche Einleitung zur Bibel schrieb, die Erbitterung jetzt noch so groß, daß die Allg. R. Z. nicht anstehen, den graden, unbescholtenen Mann einen Vagabunden, einen Elenden zu nennen (s. das. S. 627. 28.). Dier's Schrift ist allgemein faßlich und scharf geschrieben. Sie beginnt damit, die Bestuldigung zu widerlegen, welche allen Klassen über den Verfall der Kirche so gern und gewöhnlich entgegen gestellt wird, und in Straßburg wirklich von der Kanzel herab vorgebracht wurde, daß sie nur aus Heuchelei flössen. Dann weist



sie nach, wie man wirklich Ursache zur Klage habe, wenn innerhalb der Evangelischen Kirche von vielen ihrer Lehrer die Grundlehren derselben theils verschwiegen, theils ihrem Wesen nach umgestossen würden. Dann wird die Zweideutigkeit der Ausdrücke, deren sich diese Kirchenlehrer bedienen, die schwankende Negativität, in der sie ihre Sätze halten, und ihre schlaue Art, die Bibel zu verdächtigen, gehörig gerügt. Als Beispiel, wie sie die Lehren des N. T. durch die Annahme einer Aneignung Christi und der Apostel an die jüdischen Vorurtheile zu beseitigen suchen, wird eine merkwürdige Stelle aus einem Straßburger Catechismus angeführt. Diese enthält nämlich zu Hebr. 9, 22, die erklärende Anmerkung: „Dies glaubte man allgemein: ohne Blut — keine Ausöhnung;“ (so daß also jene Bibelstelle aus dem allgemeinen Volksglauben abgeleitet wird; wie der neue Catechismus aber diesen Volksglauben beurtheilt, zeigen die folgenden Worte:), »daher die Thier- und Menschenopfer, und noch jetzt der barbarische Zweikampf und Duell. O auf welche abscheuliche Verhörmittel, Büßungen durch Leibesmarter und willkürliche Genugthuungen ist der menschliche Irrwahn verfallen!“ Aus diesem Beispiele mag man ersehen, auf welche Art die Theologen die heiligsten und wichtigsten Bibellehren dem Volke zu verdächtigen suchen, indem sie sie mit abscheulichem menschlichen Irrwahn auf eine und dieselbe Quelle zurückführen. Sie werden nach ihrer Weise — wir können sie nicht anders als unredlich nennen — durch allerlei Zweideutigkeiten und Sophistereien sich auszureiten suchen und Herrn Dster beschuldigen, er habe ihre Worte oft zu ungünstig genommen, denn er geht allerdings scharf logisch zu Werke und hat ihr Ziel und ganzes Bestreben immer fester im Auge. Sie werden sich auch wohl, wie Herr Dster voraussetzt und wie Alle, die ihren Nationalismus unter der Maske des Offenbarungsglaubens verstecken möchten, zu thun pflegen, und wie sie selbst bisher es thaten, vor bestimmten Erklärungen hüten, seine Beschuldigungen statt durch Widerlegungen durch Schmähungen zurückweisen, und die Sache selbst für einen Streit um Schuldisinctionen ausgeben, den Herr Dster ungezügelter Weise vor's Volk gebracht habe; aber vergebens! denn hier handelt es sich nicht um kleine Unterschiede, sondern um Gottes Wort oder Menschenwahn, um das seligmachende Evangelium oder verderbliche Irrlehre. Wer sich hier zweideutige Ausdrücke noch länger zu Schulden kommen ließe oder sich gar in hartnäckiges Stillschweigen hüllte, auf die Mehrzahl seiner Parthei rechnend, der würde dadurch nur auf's Deutlichste beweisen, daß er kein Lehrer der Evangelischen Kirche seyn kann, denn wozu sind überhaupt Kirchenlehrer da, wenn nicht dazu, daß sie deutlich und unumwunden, öffentlich und vor der ganzen Gemeinde, nicht nur im Hörsaal und Privatsirkel, ihre Lehre aussprechen?

Wir haben oben gesagt, daß der Gläubige dem Ungläubigen als solchem nur den Mangel an Glauben vorhalten kann, nicht Mangel an Redlichkeit und menschlich guter Absicht. Ein anderes Verhältniß tritt ein, wenn die Ungläubigen sich für gläubig ausgeben, wenn die unevangelisch Gefinnten als Lehrer der Evangelischen Kirche auftreten wollen, ja wenn sie versuchen, die wahre Lehre zu verdrängen von den Kanzeln, die für dieselbe errichtet worden sind, und die ächten Mitglieder der Kirche, die rechtmäßigen Inhaber der Kanzeln, welche jene nur durch Heuchelei usurpirt haben, innerhalb dieser Kirche, von diesen Kanzeln aus zu unterdrücken. Es ist durchaus nothwendig, diese beiden Verhältnisse zu unterscheiden. Jenes ist rein geistlich oder moralisch, wenn man will; dieses ist ein Rechtsverhältniß, über das auch der natürliche Mensch, der nicht ohne Rechtsgefühl ist, entscheiden kann und zu Gunsten der Orthodoxen entscheiden muß. Dort streitet Wahrheit mit Irr-

thum, und es kann kein Mensch den Streit schlichten; hier handelt sich um die Vertheidigung rechtmäßigen Besizes gegen Eingedrungenen. Die Evangelische Kirche gehört dem Evangelischen Glauben. „Diejenigen Lehrer also“ (sagt Dster, indem er diese Seite hervorhebt), „sind und handeln, auf das Gelindeste gesagt, sehr unredlich (ihr Gewissen wird wohl der stärkeren Ausdruck, der eigentlich hierher gehört, leicht finden), welche Luther'sche Canonicat, und Pfarrhäuser bewohnen, in Luther'schen Kirchen predigen, sich von der Regierung und den Gemeinden als Luther'sche Pfarrer befolgen lassen, während sie doch die Grundlehren der Augsburgischen Confession entweder bezweifeln, oder verschweigen, oder geheim und öffentlich bekämpfen, ja wohl gar öffentlich für Wahn erklären.“

Den Schluß der Schrift (S. 21—48.) macht eine Vergleichung der Artikel des Glaubens in der Augsburgischen Confession mit der Lehre der Neuerer, die der Verfasser aus ihren abgerissenen Äußerungen zusammenstellte. Denn es zu einem Systeme des Rationalismus zu bringen, haben sie im Eusse noch nicht vermocht oder gewagt. Dabei gibt er ohne Rückhalt immer die Schriften an, aus denen er diese Sätze aushob, Catechismen, Predigten, das neue Straßburger Gesangbuch. — Der Ton der Schrift ist ernst und strenge, ihr Inhalt die nackte Wahrheit. Was wir noch wünschen, ist nur, daß der Verf. einen untergeordneten Differenzpunkt — in der Luther'schen Abendmahlslehre — hier hätte zurücktreten lassen. Sein Gewissen konnte es bei der Kürze der Schrift und bei der unvernünftigen Wichtigkeit der anderen Abweichungen von der Luther'schen Kirchenlehre gewiß erlauben.

(Frankreich.) Folgende Stelle aus den Archives du Christianisme mag unseren Lesern zeigen, wie die Gläubigen die neuesten Streitigkeiten auch innerhalb derjenigen Verhältnisse betrachten, in denen wir uns befinden. Ihre Stellung ist bekanntlich eine ganz andere; eben so sind die Ansichten der Herausgeber der Archives über die notwendige und völlige Trennung von Kirche und Staat dieselben, welche uns gegenüber ausgesprochen wurden. Da sie sich aber in unsere historisch gegebenen Verhältnisse versetzen und danach urtheilen ohne Vorliebe für eine Theorie, die hier nicht angewendet werden kann, so ist ihr Urtheil gänzlich der Natur der Sache angemessen. Sie sagen: „Auf diese Veranlassung hin erlob sich eine Controverse zwischen Herrn Professor Meander und dem Herausgeber der Co. R. Z. welche sonst über die Lehre völlig einverstanden sind, über die Frage, ob in einem Lande, wo die Kirche vom Staate abhängig ist, die Regierung dazu Macht und Verpflichtung hat, die Lehre zu beschützen, zu welcher die Kirche in ihrem Glaubensbekenntnisse sich bekennt. Nach unserer Ueberzeugung ist es ganz klar, daß diese Verbindung von Staat und Kirche, welche freilich beiden fast immer schädlich seyn wird (?), den Ruin der Kirche nach sich ziehen würde, wenn der Staat, da wo sich sein Einfluß fühlbar macht, wie z. B. in der Bestätigung der Professoren der Theologie, sich eine andere Aufgabe stellte, als die, den eigenthümlichen Charakter der Kirche aufrecht zu erhalten. Sonst würde es ja vom Staate abhängen, durch seine Wahlen und Beförderungen die Rolle des Reformators und Neuerers zu spielen; es würde von ihm abhängen, die Kirche für eine Freisstadt zu erklären, wohin sich die widersprechendsten Meinungen flüchten könnten, und so ihre Individualität zu vernichten durch diese Vermischung, ihre moralische Einheit durch die äußerliche Einheit, die er unter Meinungen herstellen wollte, welche sich nicht können versöhnen, welche sich gegenseitig abstoßen.“ (Archives. Mai, p. 208.)



# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1830.

Sonntag den 14. August.

N<sup>o</sup> 65.

Die Evangelische Kirche in Anhalt-Bernburg und der „Catechismus der christlichen Lehre nach dem Bekenntnisse der Evangelischen Kirche für das Herzogthum Anhalt-Bernburg, verfaßt von Habicht, Superintendent, Consistorialrath und Oberprediger an der Schloßkirche zu Bernburg.“

Diese Schrift scheint uns von der größten Wichtigkeit zu seyn, da dieselbe, wenn wir nicht irren, an die Stelle des Lutherschen und Heidelbergschen Catechismus treten soll. Es muß also von ihr verlangt werden können, daß sie den großen practischen Werth der beiden genannten Volksbücher, welche zugleich zu den symbolischen Schriften der Evangelischen Kirche gehören, völlig ersetze. Dabei ist vor allen Dingen nothwendig, daß der Catechismus wirklich nach dem Bekenntnisse der Evangelischen Kirche verfaßt sey. Allein daran muß jeder Unpartheiische zweifeln, und so schonend wir auch immer mit der Beurtheilung dieser Schrift umgehen möchten, da dieselbe noch zu den besseren dieser Art gehört: so können wir doch Gewissenshalber nicht umhin, dem Herrn Verf. manche schwere Vorwürfe zu machen. Es hat sich der Herr Verf. durch einen Indifferentismus leiten lassen, der von wahrhaft christlicher Toleranz sehr verschieden ist. S. 37. heißt es: „Sind alle Verehrer Jesu in ihrem Glaubensbekenntniß einig? (Antwort.) In dem Bekenntniß der Hauptwahrheiten sind sie es, aber in einigen Lehresäßen, und besonders in äußeren Gebräuchen weichen sie von einander ab.“ Bei solchen Behauptungen blutet das Herz, das sich über die theuer errungenen Siege der Reformatoren über die Finsterniß freuet. Wäre die obige Behauptung des Herrn Verf. richtig, wozu wäre denn eine Reformation nöthig gewesen? Wenn unsere Widersacher die Hauptwahrheiten des Evangelii hätten stehen lassen wollen, so wären die Reformatoren, die doch wahrlich nur für die Sache Christi stritten, verwerfliche Rebellen gewesen. Wir merken wohl, worin jene Behauptung ihren Grund hat. Wir vermüssen mit Schmerzen, wie bei den Römischen, den Artikel von der Rechtfertigung durch den Glauben, aus welchem die Scheidung beider Kirchen hervorging. Man weiß nicht, ob man sich freuen soll oder nicht, wenn man in diesem Buche noch das Positive des Christenthums anerkannt sieht. Schmerzlich ist es,

wenn sich hinter einem orthodoxen Gewande so manches Ant-evangelische verbirgt. Der Umfang dieser Schrift, welche 107 Seiten enthält, berechtigt uns, eine klare und deutliche summarische Auseinandersetzung des Erlösungswerkes Christi zu erwarten. Dahingegen hat der Herr Verf. seine halblaute Ansicht von der Erlösung beiläufig in der Rubrik von der Person des Erlösers mit einfließen lassen. Auf alle Fälle hätte bei dem sonstigen Umfange des Catechismus klar herausgesagt werden müssen: welches die Ursachen der Rechtfertigung seyen, wer diejenigen seyen, welche gerechtfertigt werden, worin die Rechtfertigung demnach bestehe, was der Zweck der Rechtfertigung sey, und worin der gewöhnliche Mißbrauch dieser Lehre bestehe. Wir finden zwar etwas im vierten Abschnitte „über die Besserung, Heiligung und die christliche Kirche,“ wo es S. 35. heißt: „Was für eine frohe Zuversicht ertheilt die heilige Schrift dem Bekehrten? (Antwort.) Gott werde ihn aus freier Gnade um Christi willen, und nach dem Ausdrucke der Bibel (!) rechtfertigen, d. h. so ansehen, als ob er keine Sünde gethan habe.“ Dagegen ließe sich nun an und für sich nichts einwenden; allein falsch ist es, im Abschnitte von der Heiligung erst von der Rechtfertigung so nebenbei zu sprechen. Alle Heiligung fließt ja erst aus der Rechtfertigung, welche nach unserer Kirchenlehre ein Actus forensis ist, durch welchen Gott objectiv festgestellt hat, daß im Glauben an Jesum Christum alle Sünden vergeben werden sollen. Die Rechtfertigung folgt daher nicht etwa aus der Bekehrung, sondern diese nimmt erst ihren Anfang in der gläubigen Aneignung des Verdienstes Christi. Vergleichen wir mit dem Obigen S. 25., so sehen wir, daß dieser Catechismus keinesweges mit der Evangelischen Lehre von der Rechtfertigung stimmt. Es wird gefragt: „Wird die Erlösung, die Gnade Gottes durch Jesum dem Menschen ohne sein Zuthun und Mitwirken zu Theil? (Antwort.) Nein, denn obgleich die Erlösung durch Christum ein freies Geschenk der Vaterliebe Gottes ist, das wir nicht verdient haben, so kann und soll doch die Erlösung und Begnadigung nur denen zu Theil werden, die sich derselben würdig und empfänglich zu machen streben. Was für ein Unterschied ist denn zwischen verdienen und würdig werden?! Die Katholiken sagen doch wenigstens, daß der Mensch der Gnade zwar nicht dignus — denn das wäre eine Contradictio in adjecto — doch aber congruus werden könne. Die Rechtfertigung, und



mit ihr das neue Leben aus Gott, empfängt der Mensch nicht aus sich; hat aber die vim resistendi: gleichwie wir uns das leibliche Leben nicht geben, wohl aber nehmen können. Doch die Lehre von der Wiedergeburt finden wir in diesem Catechismus nicht, und sie wird wahrscheinlich zu den „verdünnernden Lehrsätzen“ gerechnet, von welchen der Herr Verf. S. 39. spricht, ohne sich näher darüber zu erklären. Wir führen noch Luther's Worte an, welche hieher gehören: „Was sind alle Creaturen gegen diesen Artikel (von der Rechtfertigung) gerechnet, wodurch und wie man von Sünden los, vor Gott gerecht und selig werde? Verstehen wir diesen Artikel recht und rein, so haben wir die rechte himmlische Sonne: verlieren wir ihn aber, so haben wir auch nichts Anderes, denn eitel höllische Finsterniß.“ (Tom. XI. Lips. fol. 79. a.)

Wir kehren noch einmal zu dem zurück, was der Herr Verf. von der Kirche sagt. S. 36. lesen wir: „Welche Anstalt hat Christus durch die heiligen Apostel begündet, um die Menschen zur Buße, Besserung, Heiligung und Befeligung zu führen? (Antw.) Die heilige christliche Kirche, welche alle Christen im Glauben, in der Liebe und in der Hoffnung vereinigen soll.“ Hier fehlt der Unterschied zwischen wahren und Namenschristen. Was heißt das: alle Christen? Sollen auch diejenigen zur Gemeinde der Heiligen gerechnet werden, welche bei der bloß äußeren Anschließung an die Kirche, dem Unglauben und allen Lastern ergeben sind? Zu den wahren Christen gehören doch ohne Zweifel nur diejenigen, welche durch den Glauben an Christi stellvertretende Genugthuung vor Gott gerecht sind, die Wiedergeburt erfahren haben, und also aus Gott geborene Kinder Gottes genannt werden dürfen.

Auch die Lehre von der Erbsünde ist falsch dargestellt. Es heißt S. 19.: Die Erbsünde sey die allgemeine, sich durch's ganze Leben äußernde Neigung, lieber den Einflüsterungen sinnlicher Begierden, als den Geboten Gottes, der Vernunft und dem Gewissen zu folgen. Falsch ist hiebei, daß nur die Sinnlichkeit hervorgehoben wird. Sind etwa Haß, Neid, Jähzorn und Stolz keine Sünden? Um wie viel kräftiger lesen wir in der Augsburgerischen Confession: daß diese angeborene Seuche wahrhaftig Sünde sey, und alle diejenigen verdamme, welche unter dem ewigen Zorne Gottes sich befindend, nicht durch die Taufe und durch den heiligen Geist von Neuem geboren werden! S. 20. lesen wir: „Welches sind die Folgen der Sünde? (Antw.) 1) Die Sünde zerstört unser äußeres Glück, unsere Gesundheit, unsern guten Namen und unser Vermögen, 2) sie zerstört unser inneres Glück, die Ruhe unseres Herzens, die Reiterkeit des Geistes und beraubt uns unserer Menschenwürde; 3) erfüllt sie uns mit Angst und Quaal, sowohl im Leben, als auch in der Stunde des Todes, und 4) zieht sie uns Strafen auf Erden und in Ewigkeit zu.“ Hier finden wir neben einer unlogischen Coordination (vgl. N. 4. mit den übrigen) die Uebergebung der Hauptfolge der Sünde, nämlich des Todes 1 Mos. 2, 17. Röm. 5, 12. 6, 23., und weil derselbe nicht bloß leiblich, zu welchem alle Leiden und alles Ungemach dieser Zeit gehören, wie auch die Verfluchung der Erde um der Menschen willen 1 Mos. 3, 16. 19. 2 Mos. 15, 26., sondern auch geistlich Röm. 10, 13. Eph. 2, 1. 1 Tim. 5, 6., und auch ewig, worunter der andere Tod oder die ewige Verdammniß verstanden wird, ist: so hätte die heilige Schrift eine bequeme Eintheilung angeboten, wenn mehr Rücksicht auf diese Quelle unseres Glaubens genommen wäre.

Viel Unklarheit herrscht in der Lehre von der Dreieinigkeit und von der Gottheit Christi. S. 13. wird gesagt: „Die heilige Schrift lehrt uns, daß Jesus Christus der einige und

ewige Sohn Gottes ist, d. h. er war Mensch äußerlich wie Andere, der Versuchung, dem Schmerze und Tode unterworfen, aber frei von Sünden. Er war Gottes Sohn, der Glanz seiner Herrlichkeit und das Ebenbild seines Wesens, d. h. Gott war in ihm, mit ihm, wirkte durch ihn, und bestätigte ihn durch erfüllte Weissagungen, durch besondere Zeichen und Wunder.“ Das Letztere soll eine Definition von der Gottheit Christi seyn, und bezieht sich offenbar nur auf die Unio personalis divinae et humanae naturae. Hätte nicht viel besser, klarer und einfacher in Uebereinstimmung mit dem Bekenntnisse der Evangelischen Kirche gesagt werden können, daß Christus wahrhafter Gott und Mensch sey? Das Schwankende des Herrn Verf. gibt sich auch darin zu erkennen, wenn er S. 41. sagt: daß man die heilige Schrift oft mit Auswahl lesen müsse.

Dies wird vorläufig hinreichend seyn, um die Nichtübereinstimmung dieses Catechismus mit den kirchlichen Symbolen darzutun. Es wird, wenn das Gesagte nicht hinreichen sollte, eine ausführlichere Vergleichung mit der Bibel- und Kirchenlehre erfolgen. Was nun die Frage betrifft, ob dieser Catechismus eingeführt werden dürfe, so liegt die Verneinung derselben schon in der Darthung der Abweichung von der Kirchenlehre. Hierzu kommen noch andere Schwierigkeiten. Es fragt sich nämlich überhaupt, ob ein Catechismus in der Evangelischen Kirche den Lutherischen und Heidelbergschen, welche zu den symbolischen Büchern gehören, verdrängen dürfe. Auf der Synode der Anhalt-Bernburgischen Geistlichen im Jahre 1820 wurde festgestellt, daß die Union rein formell seyn, und daß über Lehre nicht gestritten werden solle. Hierin lag nun offenbar der wahre Grundsat, der durchaus bei einer Union festgestellt werden muß, daß die Lutheraner wie die Reformirten ihre Symbole beibehalten sollten, und die Vereinigung bestand nur in der Annäherung der Kirchengemeinschaft beider Confessionen, welche durch den gemeinschaftlichen Genuß des heiligen Abendmahls, das nach den Worten der heiligen Schrift ausgeübt wurde, statt fand. Diese herrliche Erscheinung würde durch eine, wie es scheint, gewaltsame Einführung dieses Catechismus verdunkelt werden. Die Unklarheit des Herrn Verf., welcher im Jahre 1820 noch nicht in's Land gerufen war, über das Wesen der Union, spricht sich S. 38. folgendermaßen aus: „Gibt es denn jetzt in unserm Lande keinen Unterschied mehr zwischen Evangelisch-Lutherischen und Reformirten? (Antw.) Nein, dieser Unterschied ist unter uns, so wie in mehreren Ländern durch erleuchtete Landesherren und durch fromme wirksame Geistliche gesehlich aufgehoben, und beide Bekenntnisse haben den Namen „Evangelische Kirche“ angenommen.“ Eine Vereinigung ist keine gesehliche Aufhebung der Verschiedenheit, sondern nur ein gegenseitiges Anerkennen, daß zwischen beiden Confessionen keine Grundverschiedenheit statt finde. Gesehlich hätte sich nimmermehr eine Union einführen lassen, das hätte wider die Gewissensfreiheit gestritten, und wäre ein bloßer Uniformenzwang gewesen. Doch wollen wir den Herrn Verf. durchaus keiner bössartigen Absicht anklagen; wir geben auch die Hoffnung nicht auf, daß derselbe bei weiterer Entwicklung seines christlichen Bewußtseyns alles Irthümliche von sich werfen, und zu dem reinen lautereren Worte des Evangelii zurückkehren werde. Der Herr Verf. möchte gern kirchlich seyn; aber es will ihm nicht recht gelingen. Wir bitten ihn aber herzlich, sich vor Gott zu prüfen und zu überlegen, welchen Verdruß und welche Verantwortung er sich zuziehen wird, wenn er die kostbaren Schätze des Evangelischen Glaubens mit Vorsatz zu vergraben sucht. Der Herr Verf., der an der Spitze einer Landeskirche einen so herrlichen Wirkungskreis vor sich hat, kann



dem Reiche Christi eben so viel nützen, als er ihm schaden würde, wenn er durch seine Auctorität, die nur durch einen gewaltsamen Versuch, der Kirche ihre Kleinodien zu entziehen, verlieren kann, dasjenige unterdrücken wollte, was er zu schützen verpflichtet ist. Er soll durch sein Beispiel den übrigen Geistlichen vorleuchten, wie die Diener des göttlichen Wortes verordnet sind, bei Verlust ihrer Seligkeit, die Evangelische Lehre von der Versöhnung lauter und rein zu verkündigen. Die Anhaltiner haben aus der Zeit und aus der Vorzeit so manche dringende Ermunterungen vor sich, durch Wort und Wandel den Widersachern des Evangeliums den Mund zu stopfen. Aber vor allen Dingen müssen Papstthum und Menschensatzung aus der Evangelischen Kirche selbst verbannt, erst muß ächte Frömmigkeit gefördert und geschützt werden, ehe Anhalt wieder in die Reihe derjenigen Länder tritt, unter denen es sich im Kampfe mit dem Papstthum vor dreihundert Jahren so herrlich hervorthat. Das Aeußere der Kirche in Anhalt ist wohl organisiert, und das Episcopalsystem, welches in derselben vorherrschend ist, kann durch die Amtsführung eines kräftigen Mannes sehr heilsam zur Förderung des Evangelii werden. Der Kampf eines freien Evangelischen Geistes mit dem Mißbrauche der Episcopalsoverfassung muß aber um so heftiger werden, je mehr man gewöhnt ist, sich allen gesetzlichen Verfügungen zu unterwerfen; wenn nämlich der von Gott verordnete Gehorsam zu blinder Unterwürfigkeit herabgewürdigt werden sollte. Doch ist es wohl kaum zu erwarten, daß Prediger, welche das Evangelium frei bekennen, so wie sie es als Diener der Kirche Christi schuldig sind, in Anhalt, wo doch gewiß die Rechte der Evangelischen Kirche anerkannt sind, verfolgt würden. Das möge Gott verhüten, der die Länder segnet um des Evangelii willen. Wir bitten daher recht inständig den Herrn Vorf., in dieser unruhigen Zeit treu zu beharren bei dem göttlichen Worte, alle treuen Diener desselben nach Kräften zu schützen, und mit ihnen in vereinter Kraft durch Gottes Gnade dem Reiche der Finsterniß sich entgegenzusetzen.

Wir überlassen es Anderen, auf die sehr bedeutenden Mängel dieses Buches in formeller Hinsicht aufmerksam zu machen und schließen mit dem Wunsche, daß die Herausgabe dieses Catechismus Veranlassung zu einer Anregung des Evangelischen Glaubens geben möge, indem wir zugleich einem Jeden zu bedenken geben, von welchen unberechenbaren Folgen ein Volksbuch der Art werden kann, und wie dasselbe zu den allerwichtigsten Dingen gehört.

## Fragment.

### Die Entwicklungsstufen.

Die erste ist nach Vielen der Sündenfall. So hieß er sonst, Gott ungehorsam seyn galt als Sünde, ja als Sünde *κατ' ἐξοχήν*. Jetzt ist's nichts als die Entwicklung Adam's aus dem unentwickelten Leben in Gott, zum Bewußtsein, aus kindlicher Abhängigkeit — Instinct — zur Freiheit. — Nicht „durch Adam's Fall ist ganz verderbt menschlich Natur und Wesen,“ sondern durch Adam's Entwicklung. Nämlich die Philosophen das Wort Bewußtseyn im bitter wahren Sinne der Schweizer, dann dürften sie schon Recht haben. Dem Schweizervolke heißt Bewußtseyn so viel als: böses Gewissen; Bewußtseyn der Sünde. Ein solches Bewußtseyn, gegründet in der Furcht Gottes, ist der Weisheit Anfang.

In dem Sinne wie Adam's Sündenfall eine Entwicklungs-

stufe ist, möchte man denn immerhin in den antichristlichen Lehren neuerer Theologen eine Entwicklungsstufe der Theologie sehen.

Haben wir es aber überall nur mit unschuldigen Irrthümern von Menschen zu thun, welche optima fide die Wahrheit suchen, und nur zum Bedauern den Weg verfehlen? Ist nicht vielmehr der innigste Conner zwischen Irrthum und Sünde da, und, wenn es keine andere Sünde wäre, doch die große, daß wir aus Mangel an Demuth uns nicht bescheiden, uns Urtheil und Einsicht in Dinge anmaßen, welche weit über unseren Fassungskreis hinaus liegen? Das ließe sich z. B. auf's Klarste nachweisen, wenn man die Urtheile so vieler Theologen über die Wunder und deren Natürlichkeit und Uebernatürlichkeit mit ihrer Einsicht in die Natur vergleiche. —

Täuschen wir uns nicht. Den Aufrechten läßt Gott es gelingen, prüfen wir, ob nicht bei jedem Irrthum eine mala fides zum Grunde liege; wenn nicht gegen Menschen doch eine weit schlimmere gegen Gott den Herren — der sich wohl finden läßt, wenn man ihn wahrhaft sucht.

Hüten wir uns auch, eine Ansicht aufzustellen, welche mit der Lehre unseres Herrn und Meisters in entschiedenem Widerspruch steht. Er lehrte: zwei ganz verschiedene Entwicklungsweisen würden neben einander bis zum jüngsten Tage sich zeigen, die des Waizens und die des Unkrauts — der Kinder Gottes und der Welt. Der Histeriker wird in demüthiger Liebe nicht vor der Zeit richten, das Richteramt dem Herrn, das Schnitteramt den Engeln überlassen. Aber wenn irgend Einem, so kommt es ihm doch zu, nüchtern und wachsam Unkraut vom Weizen zu unterscheiden, nicht einem jeglichen Geiste zu glauben, sondern die Geister zu prüfen, ob sie von Gott seyen. Den Prüffstein gibt ihm ja 1 Joh. 4, 2. 3. Gegen solche, welche diesen Unterschied von Weizen und Unkraut hintansetzen, sagt Luther (in seiner Auslegung des 110ten Psalms): „Es fahen jetzt an etliche Klüglinge zu flicken, wollen den Sachen rathen, und den Hader zwischen Christo und Belial schlichten. Geben vor, man solle auf beiden Seiten weichen und nachgeben. Die lassen wir zwar versuchen und machen, was sie können, gönnen ihnen der Mühe wohl. Werden sie aber den Teufel fromm und mit Christo eins machen, so find sie die ersten. Ich halte es aber, es sey mit solchem Flickwerk eben wie Sirach sagt: als wenn man wollte Scherben zusammen flicken, und sind bereits der Schuster viel gewesen, die sichs unterstanden, aber auch umsonst gearbeitet, und beide Drath und Stich verloren. In anderen Sachen, was unsers Thuns ist, oder Ceremonien und dergleichen äußerlich Ding betrifft, da mag man sich vergleichen, und flicken was man kann. Aber was den Glauben und Christi Reich belanget, da man seinen Scepter will beugen, und ungrade machen, da will er kein Bessern noch Flicker haben, und ob man sichs unterstehet, so machet mans weit ärger, daß mans gar verleuret. Denn dies Scepter soll und muß ganz und gerade bleiben, ohne alle Brüche und Lücken, als die Regel und Maas, darnach man glauben und leben soll.“ —

Die Scheidung zwischen Weizen und Unkraut geht übrigens durch die ganze Bibel. Cain und Abel; Sem, Japhet und Ham; Isaak und Esau; Jacob und Esau u. s. w.

Der Herr hat verboten das Unkraut auszujäten, damit nicht zugleich der Weizen ausgerupft werde, es soll mit einander wachsen bis zur großen Erndte der Zukunft. Gesäet wird es während die Leute schlafen. Eigens den Leuten zu verbieten, keine Feinde anzunehmen um Unkraut zu säen, schien überflüssig.



## Mittheilungen aus dem Reiche.

### 38) Die Abstanten oder Schulhaltergehülfen.

Unsere armen Schullehrer auf dem Lande oder in kleinen Städten klagten mit Recht oftmals bitterlich darüber, daß sie bei ihrem sauren Amt des Schulhaltens mit hundert und mehr als hundert munteren Kindern so gar keinen Gehülfen haben; daß sie selber, ganz allein und zu gleicher Zeit, die Größeren unterrichten, die Mittleren beschäftigen, die Kleinsten in Ordnung halten sollen. Das meisterlich waltende Auge und der strafende Arm reichen wohl etwa über die eine Bank und die hier sitzende Horde von Kindern und erhalten da Gerechtigkeit und Gericht; indeß aber walten zur Linken Rippenstöße und zornmüthige Gesichter, zur Rechten aber Narrentheide und leise grinsendes Gelächter. Der Schreiber dieses kann hierbei in etwas aus Erfahrung mit sprechen, denn er war auch einmal Schulmeister in seinen jüngeren Jahren. Da muß er nun freilich bekennen, daß er viel lieber und leichter die sauersten Tagelöhnerarbeiten verrichten wollte, als so ohne allen Beistand und allein Lehrer und Zuchthalter der Kinder seyn.

Dagegen hatte sich es nun der christliche Schulmeister zu Cairo in Aegypten, von welchem Stephan Schulze in seinen „Leitungen des Höchsten“ erzählt, freilich leichter gemacht, und bei ihm war es keine Kunst, wenn er seine vielen Schulkinder immer in der besten Zucht und Ordnung hielt. Denn derselbe hatte sich gar drei Gehülfen für einen angeschafft, nämlich Glauben, Gebet und Geduld. Ein solcher bequemer Schulmeister, wie der zu Cairo, der ohne jene drei Gehülfen schlechterdings keinen einzigen Tag seine Schule versehen wollte, war auch der sel. Privatlehrer Jeremias Flatt zu Stuttgart, an welchen noch jezt manches Herz mit treuer, dankbarer Liebe gedenkt. Darum war auch dieser liebe Mann bei seinem sauren Amte immer so freundlich, so heiter; darum behielt er noch immer so viel Zeit übrig, nicht bloß Lehrer, sondern auch außer der Zeit der Lehrstunden ein Vater der armen Kinder zu seyn und so mancher Familie ein weiser Rathgeber und Friedensstifter, Hausfreund und Führer zu Gott zu werden. Denn wenn Flatt mit seinen drei Gehülfen kam — und ohne diese war er nirgends — da kam auch mit ihm der Frieden Gottes, und Liebe und Kraft des Geistes. Das bezeugt wohl, wenn es dies liest, noch manches alte Auge mit einer Thräne.

Was der alte Flatt, ohne zuweilen nur eine Hand anzuzeigen, ja ohne nur einen Finger zu rühren, durch seine drei Gehülfen in seiner Schule ausgerichtet, davon zeugen gar viele Thatsachen, von denen wir diesmal nur eine anführen wollen.

„Ich war,“ so erzählte er selber in seinem hohen Alter, „ich war, vor nun mehr als fünfzig Jahren Provisor am Waisenhaus, und hatte einen Saal voll Kinder zu unterrichten. Jeden Morgen pflegte ich um Geduld und Sanftmuth zu beten. Einst bemerkte ich, während des Auf- und Abgehens unter meinen Schulkindern, einen Knaben von zwölf Jahren, der mit beiden Ellenbogen sich breit über den Tisch legte. Ich verwies es ihm als unschicklich, und ging weiter. Als ich wieder an ihm vorüberkam, hatte er sich wieder eben so über den Tisch hinübergelegt, was ich ihm zum zweitenmal untersagte. Er gehorchte zwar auch diesmal für den Augenblick, da ich aber zum drittenmal zu ihm hinkam, fand ich ihn trotzig aufgestemmt und las in seinem Gesicht die Verachtung meines Verweises. Nun regte sich die Galle heftig in mir; ich faßte mich jedoch und betete zu Ihm: „Gib mir nur gegen dieses Kind Geduld, wie du sie gegen mich altes Kind hast.“ Mein Unwille legte sich sogleich, ich wurde sanft, schwieg stille

und fuhr in meinem Unterricht fort. Der Knabe blieb in seiner alten, trotigen Lage, ich aber achtete nicht auf ihn. Nach der Schule ließ ich ihn zu mir rufen und flehte indeß, ehe er kam, um Weisheit und Gelassenheit. Er stürmte herauf, trat barsch herein und schlug die Thüre heftig hinter sich zu. — „Warum wirfst du die Thüre so wild zu?“ fragte ich. — „Hab sie nicht zugeworfen,“ antwortete er trotzig. — „Allerdings schlugst du sie zu.“ — „Nein, hab sie nicht zugeschlagen,“ war wieder die Antwort. — Nun ging ich auf ihn zu, faßte ihn bei der Hand und fragte ihn im weichen Tone: „Weißt du auch, mein Sohn, wen du beleidigst, an wem du sündigst? Nicht an mir sündigst du, sondern an deinem Heiland, der dir nichts zu Leide gethan hat! Prüfe dich, warum du das thust!“ — Nun brach dem Knaben das Herz; er fing an zu weinen und bat mich schluchzend um Verzeihung wegen seines gottlosen Betragens. — „Ich hatte,“ fuhr er fort, „mir heute vorgenommen, Sie mit Fleiß so lange zu reizen durch Unbothmäßigkeit, bis Sie mir Schläge geben würden. Damit, glaubte ich, würden Sie weit mehr geärgert und mehr Unlust davon haben als ich. Verzeihen Sie mir's doch um Gottes willen; ich will's Zeit lebens nicht mehr thun,“ und so flehte er noch weiter. — Ich hielt es ihm nun vor, welcher argen Versuchung er ausgesetzt gewesen sey und entließ ihn mit der Versicherung, daß ich's ihm längst verzeihen habe. Er ging aber untröstlich fort.

„Als ich am Nachmittag meinen Unterricht in den anderen Classen geendigt hatte und nun am Abend allein auf meinem Stübchen war, klopfte es an meiner Thüre. Der Knabe trat mit rothgeweinten Augen herein. „Es sey nicht möglich,“ sagte er schluchzend, „daß ich ihm verzeihen könne, er habe an mir wie ein Teufel gehandelt und habe darum gar keine Ruhe. Ich solle es ihm doch noch einmal sagen, daß ich ihm verzeihe, er wolle mich gewiß niemals auch nicht mehr mit einer Miene beleidigen.“ — Wie am Mittage bezeugte ich ihm jezt wieder, daß er meiner Verzeihung versichert seyn dürfe; aber er solle den Heiland noch um Vergebung bitten; denn dieser sey am meisten von ihm beleidigt, und werde es ihm, wenn's ihm leid sey, auch vergeben. Der Knabe entfernte sich abermals weinend.

„Am anderen Morgen war ich kaum aufgestanden, da kam mein kleiner Beleidiger schon wieder, so innig weinend, daß ich mich ganz verwundern mußte. Er habe nicht schlafen können, erzählte er, der gestrige Tag brenne ihm auf der Seele und er bitte mich noch einmal von ganzem Herzen, ihm die vorige Liebe nicht zu entziehen. Er begreife nicht, wie er gestern zu einem so schändlichen Vorfall gekommen sey, aber er könne mich versichern, daß er sich, seinem Entschluß nach, durch keine Strafe von seinem Starrsinn würde haben abbringen lassen. Meine Liebe und Sanftmuth hätten ihn jedoch so erschüttert, daß er nicht habe widerstehen können, ich sollte ihm nur sagen, wie mir das möglich gewesen sey, eine solche Frechheit mit solcher Geduld zu ertragen? — Darauf antwortete ich ihm: „Liebes Kind, das kann ich dir nicht grade sagen, soll ich's aber kurz ausdrücken: Ich habe Gnade bei dem Herrn gehabt, darum habe ich dir Gnade geben können.“

So erzählte der alte Jeremias Flatt und fügte seiner Erzählung noch hinzu: Der Knabe sey von jener Zeit an sein besserer Schüler gewesen und lebe noch in Stuttgart als ein rechtschaffener Bürger. Dies und vieles Andere richtete unser Provisor am Waisenhaus in seinem Saal voll Kinder und hernach als Privatlehrer in seiner zahlreich besuchten Schule aus: weil er nicht allein Schule halten durfte, sondern immer seine drei Abstanten: Glaube, Gebet und Geduld zur Seite hatte.



# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1830.

Mittwoch den 18. August.

N<sup>o</sup> 66.

Schreiben aus Holstein über einige von Bretschneider entstellte Thatsachen, besonders in Beziehung auf das Verfahren der Dänischen Regierung.

Da Bretschneider's Sendschreiben nunmehr nach seiner ganzen Tendenz und seinem Inhalte die ihm gebührende Beurtheilung, sowohl in dieser Ev. K. Z. als in zwei besonderen Schriften („Bemerkungen über die Hallische Streitsache," Leipzig bei Reclam; und: „Das Wesen des Nationalismus und das Verhältniß desselben zur christlichen Kirche und zum christlichen Staate. Ein theologisches Votum zunächst in Beziehung auf die Schriften Dr. Bretschneider's und Dr. Ullmann's, von Dr. A. G. Rudelbach," Leipzig bei Reclam), gefunden hat, so kann es nicht die Absicht seyn, hier das Ganze nochmals zu würdigen oder einzelne Nachlesen über unbedeutende Einzelheiten zu geben. In Betreff des Ganzen will ich nur das Urtheil eines verständigen und im Christenthume wohlunterrichteten Laien, der dieses Sendschreiben gelesen, hieher setzen: „Es hat mich sehr befremdet und mit Widerwillen gegen den Verfasser erfüllt, daß er, welcher sich zu einer Theorie der Offenbarung bekennen will, nach welcher das Wort Gottes ein ganz unmittelbares von Gott an den menschlichen Geist gekommener Unterricht, und alle wahre Erkenntniß Gottes und unserer Pflichten ein unmittelbares Werk göttlicher Erleuchtung ist (S. 10.), dennoch als Verfälscher einer Sache auftritt, die einer solchen Theorie geradezu entgegensteht, und daß er dies auf eine Weise thut, bei welcher er selbst immer hinter dem Berge hält mit seiner Ansicht, und nicht verlauten läßt, ob er selbst den Naturwissenschaftlern, der Philosophie u. so viel Feld in der christlichen Glaubenslehre geräumt habe, wie nach seiner Angabe unvermeidlich gewesen sey. Wer sich nun so verbirgt und dabei vertheidigt, was er nicht billigt, der ist in meinen Augen ein Mann, mit dem Niemand in einer so hochwichtigen Angelegenheit zu schaffen haben kann.“

Daran knüpfen wir zuerst die Bitte an Bretschneider: sollte er noch etwas in dieser Angelegenheit schreiben, so trete er mit seinem Glauben offen hervor; das ist er seinem Erlöser, seinem Amte, der Evangelischen Kirche und dem Publicum schuldig. Dann die Warnung: er unterrichte sich genauer, ehe er schreibt,

von dem, worauf er sich berufen will, und citire z. B. nicht Blumenbach für eine Meinung, wovon dieser das Gegentheil gesagt hat. Es möchte ihm sonst ergehen, wie bei den Angriffen auf die Richtigkeit des Evangeliums Johannis, wo er zuletzt widerrufen mußte. Und die zweite Warnung: er hüte sich vor Entstellung der Thatsachen, wovon auf so vielen Seiten seines Sendschreibens so häßliche Proben vorkommen, daß sie kaum sich entschuldigen lassen. Denn sind sie aus Unkunde, oder aus Nachlässigkeit, oder gar aus Vorsatz geflossen: in jedem Fall müßte der Beruf zum Schreiben ihm abgesprochen werden.

Einige dieser entstellten Thatsachen, so wie auch die Folgerungen, die daraus fälschlich gezogen werden, um die von ihm vertheidigte Sache zu unterstützen, beziehen sich auf Holstein und auf das Verfahren der Dänischen Regierung bei den hier statt gefundenen religiösen Bewegungen. Nur von diesen Thatsachen soll hier die Rede seyn, damit sie in ihrem wahren Verhältniß betrachtet werden.

Zuvor werde noch eine schiefe Bemerkung gerügt, die Bretschneider in Beziehung auf Wegscheider's Lehrbuch und dessen Benützung von Dr. Ewesten (S. 39.) vorbringt. Es mag nützlich und sogar nothwendig seyn, daß junge Theologen auf der Universität mit den verschiedenen theologischen Systemen bekannt gemacht werden und Gründe und Gegengründe abwägen lernen. Es mag ferner dahin gestellt seyn, ob eben Wegscheider's Werk, „mit großer Klarheit und Treue (?) die verschiedenen Systeme und ihre Gründe" darstelle, und ob es daher geschickt sey, „daß auch solche Lehrer, die Wegscheider's Ansichten nicht beistimmen, darüber lesen können.“ Wenn aber Bretschneider hinzufügt, daß Ewesten das auch thue, obgleich er Wegscheider's Ansichten nicht beistimme, so klingt die Anführung dieses an sich richtigen Factums als ein Beleg zum Lobe dieses Buches, obgleich es in Wahrheit zum Tadel desselben dient. Denn wenn Jemand ein Buch zum Grunde legt, um die Unhaltbarkeit des darin gelehrtens Systems in wissenschaftlicher und christlicher Beziehung darzuthun, so müßte man nicht sagen, daß er über, sondern daß er gegen das Buch lese. In der That wird auch Bretschneider nicht meinen können, daß Ewesten jenes Buch zum leitenden Wegweiser benutze



könne oder dafür halte, daß es mit großer Klarheit und Treue die verschiedenen Systeme mit ihren Gründen darstelle, wobei das eigentlich christliche System sehr zu kurz käme. Vielmehr hat Twissien nach vorangeschickter Erläuterung des Inhalts und der zum Grunde liegenden Ideen, worauf Wegscheider baut, theils negativ die Schwäche und Grundlosigkeit der auch in philosophischer Hinsicht nichts weniger als tief begründeten Ansichten Wegscheider's aufgedeckt, theils positiv (auf dem also gereinigten Boden) die eigenthümlich christlichen und symbolischen Glaubenslehren entwickelt und in ihrem tiefen Gehalt und Grunde gerechtfertigt. Mag dieses Verfahren ein Umweg genannt werden, und mag es sogar sonderbar scheinen, nach einem Lehrbuch, auf dessen Widerlegung grade in den wesentlichen Grundsätzen man ausgeht, Vorlesungen zu halten: so ist doch offenbar, daß ein solcher Umweg für angehende Theologen grade sehr belehrend und für die Bildung einer begründeten Ueberzeugung sehr förderlich seyn muß. Verlangt man jedoch, daß sie selbst mit den verschiedenen Systemen der Dogmatik sich bekannt machen und jedes nach seinem Werthe prüfen sollen, so bedenk't man viel zu wenig, daß sie dazu in der Regel nicht im Stande sind, wenn sie auf diesem schlüpfrigen Wege nicht einen Führer haben. Ohne diesen bleiben sie entweder in den Gegensätzen stecken, oder entscheiden sich nach sehr äußerlichen und seichten Bestimmungsgründen. Beides wird dann vermieden, wenn sie unter Anleitung eines Lehrers, der die historische Entwicklung und wissenschaftliche Bedeutung eines Systems darzulegen vermag, verschiedenartige Ansichten zu würdigen und auf ihre Grunddifferenzen zurückzuführen lernen. Zugleich dürfte ein solches Verfahren bei dogmatischen Vorlesungen sowohl im Interesse der academischen Lehrenfreiheit als der Evangelischen Kirche volle Rechtfertigung finden. Lehrenfreiheit verlangt man ja zu unseren Zeiten in einem so unbedingten und unbefchränkten Maasse, daß weder Staat noch Kirche etwas dawider haben könnte, wenn ein Professor der Theologie auf einer protestantischen Universität sich allenfalls zur Muhamedanischen oder Hindostanischen Religion bekennete. Nach dem Grundsatz einer solchen Freiheit also darf ein Anderer sich wohl für befugt halten, zu polemischen Zwecke Vorlesungen über ein Lehrbuch zu halten, das unter den rationalistischen sich eine bedeutende Geltung erworben hat, und eben darum der Polemik am meisten werth ist. Diese Befugniß aber muß dem, der auf das Interesse der Evangelischen Kirche sieht, als Verpflichtung erscheinen. Denn für den Dienst der Kirche sollen junge Theologen sich vorbereiten, um sowohl mit wissenschaftlicher Tüchtigkeit als mit einem dem Lehrbegriff dieser Kirche nicht entgegengesetzten Glauben in derselben, und nicht gegen dieselbe arbeiten. Wer nun der Kirche solche Lehrer zuzuführen wünscht, der muß (abgesehen von der Verpflichtung auf die symbolischen Bücher, welche hier zu Lande für Doctoren der Theologie allerdings gesetzlich ist) es für die wichtigste Pflicht seines Lehramtes ansehen, sie gründlich im protestantisch-christlichen Glauben zu unterrichten und die dagegen erhobenen Widersprüche zu beseitigen. Wenigstens muß er seinerseits dazu beitragen, daß nicht der Studierende aus bloßer Unkunde oder oberflächlicher Bekanntheit mit dem kirchlichen Glauben, wie das gar häufig der Fall ist, \*) denjenigen als eine Reliquie des Unverständes weg-

werfe, und dafür die trefflichen Producte der neueren Vernunftreligion ergreife.

Wir kommen nun auf jene Thatsachen zurück, von denen hier eigentlich die Rede seyn soll. Wir wollen mit Bretschneider nicht darüber rechten, daß er die Gläubigen durchweg als eine für den Staat gefährliche Parthei betrachtet, die durch viele Länder verbreitet, im Geheimen verbunden sey, bedeutende Geldmittel, z. B. zur Ausbreitung der Tractate, besitze u. s. w. Es mag ihm gerne vergönnt seyn, bei dieser Ansicht mit den Römischen Behörden auf einer Linie zu stehen, welche in den ersten Jahrhunderten ebenfalls die Christen als eine geheim verbundene, staatsgefährliche Parthei ansahen und anklagten. Wegen der Geldmittel mag es ihm wohl Kummer machen: daß selbst Regierungen heut zu Tage sie vermehren, um obigen Zweck zu befördern. Den Namen Pietisten, womit Bretschneider die Gläubigen bezeichnet, rechnen diese sich jetzt zur Ehre an. Ob aber ihre Verbindung staatsgefährlich sey, darüber sind sie ganz ohne Sorgen, wenigstens hier zu Lande, wo sie, wenn auch von Andersdenkenden bisweilen angefochten, doch von Seiten der Staatsbehörden nichts zu fürchten haben. — Um aber nicht bei Allgemeinheiten stehen zu bleiben, so wollen wir hören, worauf Bretschneider sich beruft. S. 18.: „So viel ist mir klar, daß eine unverkennbare Aehnlichkeit der jetzigen und der Denunciationen, die seit 1817 bis auf diesen Tag in Dänemark und Holstein gegen den Nationalismus gemacht worden sind, statt findet. — Die Regierung Dänemarks hat sich bisher den Denunciationen, durch die man sie für die Zwecke der dortigen pietistischen Parthei in Bewegung setzen wollte, durchaus versagt.“

Ob jene unverkennbare Aehnlichkeit wirklich vorhanden sey, bleibe dahin gestellt. Aber wünschen möchte man wohl, daß Bretschneider sich genauer darüber erklärt hätte, was er eigentlich unter Denunciationen versteht, ein Begriff, der ohnehin viel Schwankendes hat, und von Bretschneider auf eine Weise gebraucht wird, die keinesweges von genauer Begriffsbestimmung zeugt. Und da er in seinem Sendschreiben öfter Behauptungen wagt, die factisch unrichtig sind, wie z. B. hinsichtlich der Naturwissenschaften der Beurtheiler seines Sendschreibens in der Ev. K. Z. sehr treffend gezeigt hat: so dürfte man sich eben nicht wundern, wenn er auch in Betreff der angeführten Denunciationen nur so etwas hingeworfen hätte, ohne von dem wahren Verhältniß der Dinge gehörig unterrichtet zu seyn, und ohne von einem bestimmten Begriff auszugehen. Wir müssen also fragen: welche Denunciationen, die er so nennt, sind denn hier zu Lande vorgekommen? Unseres Wissens sind auf ungesetzlichem Wege keine gemacht worden, die durch verwerfliche Mittel verwerfliche Zwecke erreichen wollten; sondern, wenn Beschwerden über Willkühr im Lehramte oder über Verletzung wohlbegründeter Rechte erhoben sind, so wurden sie entweder bei der verordneten Behörde oder in öffentlicher Schrift vorgetragen. Dies hat auch kein rechtlich Denkfender noch die Regierung selbst je gemißbilligt, so wie niemals die freie Rede darüber beschränkt worden ist. Ja, was noch mehr ist, die Dänische Regierung hat solchen Beschwerden, wenn sie gegründet befunden wurden und besonders wenn sie Religions- und Gewissenssachen betrafen, rechtliches Gehör und Abhülfe verliehen. Bretschneider ist aber sehr im Irrthum, wenn er meint, sie habe nicht darauf geachtet, und eben so sehr im Irrthum, wenn er diese Beschwerden oder Denunciationen erst von 1817

\*) Auch bei Bretschneider zeigt sich das, da er z. B. von keinem andern, als nur von einem formellen Princip der symbolischen Bücher (dem der freien Schriftforschung) weis.



an datirt. Sie sind auch vorher in sehr wichtigen Angelegenheiten vorgekommen.

Es sind nämlich in neueren Zeiten (denn weiter wollen wir nicht zurückgehen) theils von Gemeinden, theils von Einzelnen verschiedentlich bei der Regierung Beschwerden geführt worden, namentlich in den Agenden, Bibel- und Thesenfreitigkeiten. Bretschneider möge uns nun eine nennen, die als ungeseglichte oder moralisch verwerfliche Denunciation zu betrachten sey. Oder wären Evangelische Christen bereits so weit unter das despotische Regiment rationalistischer Geistlichen, der hohen sowohl als der niederen, gekommen, daß jene sich müßten gefallen lassen, was diese, wider Eid und Pflicht, vornehmen, um in Predigten, Liturgien, Lehrbüchern, Religionshandlungen u. den alten Glauben zu untergraben? Solche Despotie übt nicht einmal der Türkische Sultan gegen die Griechischen Christen seines Staates. Wenn also in den bei Einführung der neuen Agende 1797 und 1798 vorgefallenen Bewegungen mehrere Gemeinden sich der Einführung widersetzten, wenn einige, z. B. die Altonaer, mit Vorstellungen sich an die Regierung wendeten: so sahen das zwar die Geistlichen mit verdrießlichen Augen an, die Regierung aber gar nicht, zumal da eine andere verfassungsmäßige Vertretung der Gemeinden durch Presbyterien oder Synoden (die letzteren haben seit hundert Jahren aufgehört) nicht in's Mittel treten konnte, und da bei der Einführung von Anfang an das Versehen begangen wurde, daß man die Gemeinden gar nicht befragte.\*) So mußte man denn hinterher sie hören, und einsehen, daß die Gemeinden, wie man sagte, nicht reif, in der That aber nicht gleichgültig genug waren, um das Neue aufzunehmen. Und die Geistlichen, welche an dem neuen Werk gearbeitet oder die Einführung betrieben hatten, mußten sich nicht allein den Widerspruch der Gemeinden, sondern sogar ein theilweises Zurücknehmen von Seiten der Regierung gefallen lassen, welche letztere, wie es einer protestantischen Regierung untreutreu geziem, das Gewissens- und Collegialrecht der Gemeinden nicht kränken wollte, um etwa den Geistlichen einen Verdruß zu ersparen. Daher ist es auch ganz falsch, wenn Bretschneider sagt, die Dänische Regierung habe bisher sich auf Denuncationen durchaus nicht eingelassen. Lassen wir das klare Zeugniß landesherrlicher Verordnungen reden.\*\*) Nachdem die neue Agende 1796 den 2. December die königl. Genehmigung erhalten und ein Rescript für beide Herzogthümer, wie es mit der Einführung zu halten sey, unter demselben Dato erlassen war, erfolgte 1797 den 8. December eine näher bestimmende Verfügung des Inhalts: „Wir haben vernommen, daß die Prediger an einigen Orten mit der Einführung der von Uns genehmigten neuen Kirchenagende eifertiger zu Werke gehen, als es Unserer, auf Beförderung gemeinschaftlicher Andacht, mit allgemeiner Schonung

der Gemüther und Vereinigung Unserer geliebten Unterthanen zur wahren Evangelischen Gottesverehrung, gerichteten Absicht gemäß ist. Wir finden uns daher veranlaßt, zur näheren Bestimmung Unseres Rescripts vom 2. December v. J. hieburch festzusetzen: Daß, wo die Einführung der neuen Agende, es sey überhaupt oder in einigen Stücken, nicht mit ausdrücklicher oder stillschweigender Zufriedenheit der Gemeinden geschehen kann, die Prediger diesen Zeitpunkt abwarten, und bis dahin bei der vorigen und hergebrachten gottesdienstlichen Form, so weit es die Umstände erfordern, ganz oder zum Theil, bis auf Unsere etwaige nähere Verfügung, bleiben mögen; daß sie aber auch, da sie bei dieser ihnen gestatteten Freiheit allen Unordnungen vorzubeugen im Stande sind, wenn dergleichen dennoch, wider Verhoffen, in Rücksicht auf die neue Agende irgendwo entstehen möchten, dafür verantwortlich seyn würden; daß sie die Eltern und Verlobten über den Gebrauch der neuen Tauf- und Copulationsformulare vorgängig zu befragen, und wenn jenen das alte Formular lieber ist, sich dessen zu bedienen haben u. s. w.“ Noch befriedigender für die Gemeinden, zum wenigsten als ein schönes Zeugniß für die Art, wie die Dänische Regierung das Gewissensrecht derselben und den Evangelischen Glauben aufrecht zu halten und gegen Eingriffe zu schützen gesucht hat, lautet das Patent vom 26. Januar 1798: „Wir werden nicht zu geben, daß eine andere Religionslehre ausgebreitet werde, als das aus den biblischen Schriften geschöpfte, wahre, Evangelische Christenthum. Wir wollen auch dem Gewissen Unserer guten Unterthanen keinen Zwang auflegen und ihnen, in Ansehung der neuen Agende, nichts, als was jedem Rechtschaffenen erwünscht seyn muß, gebieten. Wir finden es aber nöthig, Uns hierüber landesherrlich zu erklären. Die neue Agende hat Männer von geprüfter Einsicht und Rechtschaffenheit zu Verfassern, die sich, wie Wir versichert sind, bestrebt haben, daß sie keine Aeußerung enthalten möchte, die nicht der heiligen Religion Jesu würdig und ihrem Zwecke angemessen wäre. Viele aufrichtige und einsichtsvolle Gottesverehrer erkennen in derselben einen schätzbaren Beitrag zum öffentlichen Unterrichte und zur Unterhaltung der gemeinschaftlichen Andacht. Von dieser Seite betrachten Wir dieselbe, wenn Wir es mit Wohlgefallen vernehmen, daß die Gemeinden sie so angesehen und sich ihrer so bedienen. Die anderen Gemeinden, denen die bisherige Form des Gottesdienstes anoch lieber ist, mögen bis auf unsere nähere Anordnung bei derselben bleiben. Es soll dieses von den mehresten Stimmen\*) der Hausväter abhängen, und wo die Meinungen verschieden sind, ist beiden Theilen, so viel thunlich, durch eine verhältnismäßige Abwechselung mit der älteren und neuen Liturgie zu willfahren. Nur müssen ihre Aeußerungen gesetzmäßig und geziemend bei der Obrigkeit\*\*) angebracht werden, die davon dem Prediger Eröffnung thun und sein Verhalten bestimmen wird. Bei seinen Copulationen und Kindtaufen kann ein Jeder, der es wünscht, den

\*) Wie ohne eine solche Befragung, in welcher Form sie auch geschehe, mithin ohne Zustimmung der Gemeinden eine neue Liturgie eingeführt werden könne und dürfe, ist gar nicht abzusehen. Die Zustimmung der Geistlichen allein, entscheidet hierbei, nach Evangelischem Kirchenrecht, gar nichts; sie gelten in dem Fall bloß für einzelne Individuen der Gemeinde und können durchaus nicht ihre Gemeinde vertreten, und selbst in dem Fall, wenn eine Agende nichts glaubenswidriges enthielte, muß es bei den Gemeinden stehen, ob sie dieselbe annehmen wollen oder nicht.

\*\*) Systematische Sammlung der für die Herzogthümer Schleswig und Holstein erlassenen Verordnungen. Kiel 1830. 3ter Bd. S. 301 ff.

\*) Ob die Stimmenmehrheit in solchen Dingen entscheiden darf, ist sehr die Frage. Da man aber vor Einführung der Agende die Gemeinden nicht befragt hatte, und nun sie auch nicht zurücknehmen wollte, so blieb nach der Einführung kein anderes Mittel übrig.

\*\*) Nun, wie will Bretschneider es denn nennen, wenn hiedurch den Gemeinden sogar die gesetzliche Befugniß, Beschwerde zu führen, eingeräumt wird? „Der pietistischen Partei“ soll sie ja nach seiner Behauptung nichts eingeräumt haben.



Gebrauch des alten Formulars von dem Prediger begehren." Nachdem auf gleiche Weise der Gebrauch der alten und neuen Pericopen dem Wunsch der Gemeinden überlassen wird, heißt es weiter: „Unsere gutgesinnten Unterthanen werden aus diesen Bestimmungen erkennen, wie sehr Uns die Ausbreitung des Verständnisses der heiligen Schrift und das Ansehen der darauf gegründeten göttlichen Religion am Herzen liege. Sie werden das dargebotene Gute aufrichtig prüfen und mit christlicher Rechtschaffenheit und Vertrauensamkeit zu ihrem eigenen Nutzen gebrauchen oder ihren Brüdern gönnen. Und dann wollen Wir sie Königlich schützen.“

Wir wollen es Bretschneider und Allen, die mit ihm darauf dringen, eine Regierung müsse nicht Partei nehmen (auch nicht für den Glauben, zu dessen Aufrechthaltung sie selbst sich verpflichtet hat?), müsse dem Lehramt jede Freiheit gestatten u. s. w., anheim geben, was sie von solchen landesherrlichen Erklärungen halten und nicht halten wollen. Aber davon wenigstens lasse er ab, sich auf die Dänische Regierung zur Rechtfertigung seiner den Regenten empfohlenen indifferenten Grundsätze zu berufen, und verdenke es den hiesigen Gemeinden nicht, wenn sie sich freuen, daß ihr Landesherr pflichtmäßig sie bei ihrem Glauben schützt, und wenn sie von dem Rechte, Alles zu prüfen, welches obige Verordnung ihnen einräumt, und was ja immer die Nationalisten im Munde führen, obgleich sie es in Beziehung auf sich selbst nicht immer ernstlich meinen, Gebrauch machen, und zwar den Gebrauch, daß sie dieser Prüfung zufolge auch verwerfen, was sich mit ihrer Ueberzeugung nicht verträgt. Natürlich ist dieses im Prüfungerecht mit begriffen, sonst wäre letzteres völlig illusorisch.

Vielleicht aber meint Bretschneider andere nicht so öffentlich geführte Beschwerden, die mehr den Charakter geheimer Anklagen an sich tragen, und von der Regierung unbeachtet geblieben wären. Ein Freund, mit dem ich darüber sprach, erinnerte mich an eine von Pastor Harms über den Senator Wittböhms in Kiel wegen einer von dem Letzteren gehaltenen Rede eingereichte Anklage, die nachher mit der Gegenschrift des Senators dem Publicum bekannt wurde. Sie blieb also weder geheim, noch wollte sie auf ungesetzlichem Wege etwas ausrichten, sondern war eine reine, auf öffentlich gesprochenen und gedruckten Behauptungen gegründete und bei der verordneten Obrigkeit angebrachte Klage. Die Regierung hat freilich das, was Harms verlangte, abgeschlagen, aber dem Senator einen Verweis erteilt. Mitin ist sie auch hier nicht so indifferent gewesen, wie Bretschneider meint.

Vielleicht hat er aber gewisse, während des Theiens und Bibelstreites vorgekommene Bewegungen im Sinne. Beide Streitigkeiten sind aber öffentlich in Schriften geführt worden, und auf geheime oder unwürdliche Weise sind keine Schritte bei der Regierung versucht worden. Pastor Funk, der Herausgeber der Altonaer Bibel, hat während des Streites einmal eine Beschwerde über die von Kleuker und Dieck gegen die Bibelausgabe gemachten Angriffe bei der Regierung eingereicht und auf einen Verweis für Dieck insbesondere angetragen. Wäre das etwa eine Denunciation? So wäre sie in dem Falle ja gerade von der Seite gekommen, die Bretschneider als partheilos ansieht

und deren Verfahren ihm untadelhaft erscheint. Wir unseres Theils nennen auch diese Beschwerde keine Denunciation, müssen aber doch zu Bretschneider's Belehrung nicht unbemerkt lassen, daß darauf wirklich nichts von der Regierung resolvirt wurde, daß vielmehr, ungeachtet dieser Beschwerde, ungeachtet der ausführlichen Vertheidigung, die Funk einreichte, ungeachtet auch mehrere namhafte Männer für ihn mit Schriften auftraten, ungeachtet die Regierung selbst der Bibel ein Privilegium gegeben und der Generalsuperintendent Adler die Noten dazu genehmigt hatte, dennoch auf Königlichen Befehl die Bibelausgabe eingezogen wurde. Schon dies eine wichtige Factum in einer Sache, wo die Regierung selbst etwas zurückzunehmen sich genöthigt sah, schlägt alles Gerede Bretschneider's nieder. Und weiß es es nicht, so lasse er's sich gesagt sein, daß keinesweges eine geheime Verbindung zur Unterdrückung dieser Bibelausgabe, wie Funk gemeint hat, existirte und auf den Entschluß der Regierung einwirkte, sondern daß dieser Entschluß darum gefaßt wurde, um den heftigen, beunruhigenden Streitigkeiten ein Ende zu machen und jeden Grund zu Beschwerden von Seiten der Gemeinden über die Einführung einer solchen Bibelausgabe in Kirchen und Schulen zu entfernen.

(Schluß folgt.)

## Nachrichten.

(England.) Auch hier geht es nur durch Kampf zum Siege. Das mögen folgende Worte aus dem Briefe eines jungen Engländer zeigen, der lebendig von der Wahrheit ergriffen ist: „In unserem Lande erleben wir erfreuliche Siege des Evangeliums in den höheren Ständen insbesondere. Hier ist aber auch das Bedürfnis groß. Der Deutsche Nationalismus findet unter den höheren Ständen in neuerer Zeit viele Freunde. Es ist so weit gekommen, daß man im Unterhause fast in keiner Beziehung mehr auf religiöse Gründe provociren kann, ohne Hohn zu erregen. Ich glaube, der wahre Stand der Dinge ist dieser, daß eine Grenzlinie zwischen Christenthum und der Welt mit jedem Jahre stärker gezogen, und darum auch ein desto heftigerer Widerspruch hervorgerufen wird. Aber „Er wird herrschen, bis Er alle seine Feinde gelegt hat zum Schemel seiner Füße.“ — So eben sind die Jahresversammlungen unserer religiösen Gesellschaften (die im Mai statt finden) beendet, und ein Geist der Eintracht und Bruderliebe hat sie durchweht, welcher verbunden mit den erfrischenden Nachrichten vom Wachsthum des Reiches Christi aus verschiedenen Gegenden, Aller Herzen zur innigsten Dankbarkeit gegen den Herrn gestimmt hat.“ — Ein Prediger in der Gegend von Sheffield schreibt: „Gewiß wächst das Reich Gottes noch in unserem Lande. In Sheffield sind alle Geistlichen der Hochkirche fromme, innige und sehr thätige Männer, welche auch reichliche Frucht ihrer Arbeit sehen. Die Beiträge, welche zu den Missionsgesellschaften gegeben werden, sind noch im Zunehmen. Es werden täglich Anbeter des Herrn Jesu hinzugezogen.“ — Eine erfreuliche Erscheinung ist es, daß selbst in dem Theile der Bischöflichen Kirche, welcher im engeren Sinne die Hochkirche heißt, Männer aufstehen, die sich zwar sehr vorsichtig in Act nehmen, nicht zur Zahl der Evangelischen oder Methodisten gezählt zu werden, aber ihrem Herzen nach eigentlich dazu geboren, und daher — so weit ihre Menschenfurcht und Menschengefälligkeit sie nicht abhält — gesegnet für das Reich des Herrn wirken.



# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1830.

Sonnabend den 21. August.

N<sup>o</sup> 67.

Schreiben aus Holstein über einige von Bretschneider entstellte Thatsachen, besonders in Beziehung auf das Verfahren der Dänischen Regierung.

(Schluß.)

Was die Regierung im Theesenstreit gethan und nicht gethan hat, das liegt offenkundig in der in der Ev. K. Z. gelieferten Geschichte dieses Streites vor. Denunciationen sind auch hiebei nicht vorgefallen; der Kampf ist auf dem offenen Felde des Schriftenwechsels geführt, und von dem Verfasser der Theesen Beweis und Verantwortung amtlich eingefordert worden. Ob die Regierung nun eine andere Entscheidung hätte fassen müssen, das mag Bretschneider wohl auf sich beruhen lassen.

Da er aber, als Vortrührer der neueren vom Evangelischen Glauben abgewichenen Theologen, die Rechtfertigung derselben ganz besonders auf den nicht abzuwehrenden Einfluß der Naturwissenschaften auf die Theologie stützt, und es für unvermeidlich hält, daß die Theologen die Resultate anderer Wissenschaften in ihre Wissenschaft aufzunehmen und zu verarbeiten suchen, so wollen wir ihm auch einen factischen Beleg geben, daß die Dänische Regierung — die gewiß am wenigsten der Denk- und Lehrfreiheit Fesseln anlegt, so weit dadurch wohlbegründete Rechte nicht gekränkt werden, die sie zu schützen verpflichtet ist — vor einigen Jahren einen Mann aus dem Lehramte entfernte, der allgemein von Seiten seiner wissenschaftlichen Tüchtigkeit und seines Charakters geachtet war, aber auch, wie Bretschneider, ein unter dem Einflusse der philosophischen und Naturwissenschaften geformtes Religionsystem vortrug. Das war der (jetzt verstorbene) Professor Müller am Schullehrerseminar in Kiel, der mit vorzüglichem Geschick und Eifer die angehenden Jugendlehrer bildete und sie besonders mit methodischer Geschicklichkeit in ihren Lehrfächern ausübete. Aber seine Religionslehre war ein vom Positiven entblößtes, auf gewisse allgemeine, rationelle Grundsätze reducirtes und dem christlich-protestantischen Glauben feindselig entgegengetretendes System, welches er jungen Leuten vortrug, die nicht allein für dergleichen unreif waren, sondern nachher auch im Schulamte mit einer anmaßlichen und unbesonnenen Aufklä-

rungsucht auftraten, das Alte niederrissen, wegräumten und darin oft wohl weiter als ihr Lehrer gingen. Natürlich richteten sie Verrgeriff an, und schädeten um so mehr, da sie mit ihrer Lehre sich der unerfahrenen Jugendseelen bemächtigten. Nach Bretschneider's Ansicht hätte man freilich dem Unwesen seinen Lauf lassen müssen. Aber die Regierung dachte anders. Und der damalige Curator der Kieler Universität, der zugleich Oberinspector des Schullehrerseminars war, der Graf von Reventlow auf Emfendorf, that, wie es in seinem Berufe lag, obgleich er dafür heftigen Tadel gefunden hat, der Regierung Vorstellungen, und bewirkte die Remotion des Professors Müller vom Seminar und seine Versetzung an die Universität als außerordentlichen Professors. Zwar beging er einen Mißgriff dadurch, daß er den alten Kirchenrath Hermes aus dem Preussischen an die Anstalt berief; aber Müller's Absetzung konnten ihm nur diejenigen als eine despotische Maaßregel anrechnen, welche uneingeschränkte Lehrfreiheit für jede noch so unchristliche Meinung begehrten, und vielleicht sich selbst in dem Gebrauch solcher Freiheit bedroht glaubten. Daß es aber eine viel ärgere Despotie ist, wenn die Gemeinden, die Dörfer und Städte sich mußten gefallen lassen, daß man die so gebildeten Lehrer bei den Volksschulen anstellte, daß die Kinder, deren Seele und Seligkeit doch christlichen Eltern am Herzen liegt, solche Schulen besuchen mußten (das ist hier zu Lande eine Zwangspflicht), daß die Eltern also das Theuerste, was sie haben, solchen Händen übergeben und zusehen mußten, wie es der geistigen Entfremdung von Christo, im stärksten Widerspruch mit dessen Wort: „Lasset die Kindlein zu mir kommen“, preisgegeben wurde, daß dies die allerhärteste Despotie ist, die kein christlicher Regent über seine Unterthanen üben darf, am wenigsten der, welcher vermöge seiner Stellung zur Landeskirche verpflichtet ist, die Unterthanen bei ihrem Glauben zu schützen und ihnen keine Lehrer aufzudringen, die denselben bei Jungen oder Alten zerstören, das ist Jedem, der nur Menschenverstand hat, so klar, daß es nur von denen verkannt wird, die freien Paß haben wollen für Alles und Jedes, was sie wie Schmuggler in die Gemeinde Christi einzuführen trachten.

Damit wäre ich auf den Punkt gekommen, von welchem aus, wie mir scheint, die Hallische Streitsache vorzüglich be-



trachtet werden muß. Und obgleich mein Schreiben sich damit eigentlich nicht beschäftigt, obgleich ich keinesweges in Beziehung darauf von Müller's Absehung oder Versehung Erwähnung gethan habe, so liegt doch eine Seite in dieser Streitsache so nahe, daß ihre Beleuchtung aus dem Gesagten fast von selbst hervorgeht. Ich meine die Beziehung auf die Gemeinden, auf ihr Interesse und ihre Rechte, ein Punkt, der hier nicht genug erwogen werden kann. Die ganze Streitsache hat nämlich so verwickelte, tief eingreifende Interessen, sie wird durch die verschiedenartigsten Ansichten so hin und her gezogen, und mit so vieler Bitterkeit behandelt, daß die rechtliche Beurtheilung äußerst schwierig ist. Die theologische aber oder die rein wissenschaftliche führt zu nichts, als daß man über Gewissens- und Lehrfreiheit, über die Auctorität der Symbole, über das Interesse wissenschaftlicher Forschungen, über Einheit und Mannichfaltigkeit der Glaubensansichten innerhalb der Kirche und damit verwandte Sachen ohne sonderlichen Nutzen hin und her streitet. Am Ende, weil dabei kein Resultat zu gewinnen ist, tritt eine gewisse politische Beurtheilung ein, wodurch man einen Schaden, den man vor der Hand für unheilbar hält, nur zudeckt. Und doch muß eine rechtliche Beurtheilung nicht allein zulässig seyn, sondern ist auch schon versucht worden, z. B. in dem dreifachen Gutachten und in Tholuck's litt. Anzeiger. Aber auch mit dieser, scheint es, ist solchen Männern, wie Bretschneider und Baumgarten-Crusius, gegenüber gar nicht auf's Reine zu kommen, so lange man vom Standpunkte des academischen Lehramtes entweder im Verhältniß zur Wissenschaft, oder zum Staate, oder zur Kirche im Ganzen, ausgeht. Da meine ich denn: vom Standpunkt der Gemeinden muß man solchen Männern entgegen treten, und wollen sie nichts, was auf irgend eine Weise beschränkt, gelten lassen, so müssen sie doch den Gemeinden die wesentlichen, evangelischen Rechte einräumen, und können nichts dawider haben, wenn diese unverletzt erhalten werden. Ich spreche von Rechten der Gemeinden, und nicht der Kirche im Ganzen; denn die Letztere ist ja, wenn man von der idealen Ansicht, welche Neander aufstellt, ausgeht, oder wenn sie dem zerstörenden Rationalismus wirklich ihre Grundlagen zum Opfer hat bringen müssen, gar kein rechtlich vorhandenes Ganze mehr, ist ihres positiven Fundamentes, ihres gemeinsamen Glaubens beraubt, ja sie ist ein trauriges, von Widersprüchen durch und durch behaftetes Quodlibet, worauf man jenen Ausspruch eines wihigen Kopfes über die Homerische Dichtung, seitdem Wolf's Untersuchungen bekannt wurden, anwenden könnte: „Als der Wolf sie zerriß, nahm Jeder sein Stück.“

Wie kann da ein Wort von Rechten der protestantischen Kirche noch Sinn und Bedeutung haben? Wie kann es sich geltend machen, da leider nach der äußeren Verfassung der Kirche ihr alle Mittel abgehen, sich selbst zu helfen? Als Ganzes also ist sie, wenn jene Ansichten durchbringen, in ihren äußeren Verhältnissen nicht allein, sondern auch in ihrem inneren Wesen recht- und hilflos, wenn nicht, worauf der Christ freilich baut, ihr Herr und Haupt im Himmel Recht und Hülfe schafft. Aber als einzelne Stücke des Ganzen sind doch die Gemeinden noch vorhanden, sind auch für sich rechtlich begrenzte, auf positiven Grundlagen beruhende Vereine, denen wesentlich dieselben Rechte, welche das Ganze hat, zukommen, und die, was wohl betrachtet werden muß, diesen Rechten bisher keinesweges factisch entsagt haben. Vielmehr, wollte man eine Umfrage halten in den einzelnen Gemeinden bei den einzelnen mündigen Christen; ob sie

bei dem Glaubensbekenntniß, worauf ihre Gemeinde erbaut ist, bleiben wollen oder nicht, die Antwort würde nicht zweifelhaft seyn. Und sollten einige der sogenannten Gebildeten, auf deren Zahl und Gewicht Bretschneider so viel rechnet, sich nicht dazu bekennen, so müßten sie entweder austreten, oder sich ihrer Stimme begeben und zufrieden damit seyn, daß der factisch bestehende Verein seine Rechte behauptete. Zu diesen wesentlichen, evangelischen Rechten gehört unstreitig: daß jede Gemeinde sich ihren Predlger selbst wählen, und, wenn er seiner Verpflichtung untreu wird, entlassen, daß sie ihn verbindlich machen kann, in allen seinen Amtsverrichtungen dem Evangelischen Glauben gemäß, den sie selbst hat und behalten und auf die Jugend fortpflanzen will, zu lehren und sein Werk zu treiben. Daß dieses dreifache Recht (von anderen Rechten wollen wir hier absehen): Prediger zu wählen, zu verpflichten und zu entlassen, jeder Gemeinde ursprünglich und wesentlich zukomme, wird Niemand bestreiten können. Denn daß es zu irgend einer Zeit stillschweigend oder ausdrücklich auf den Landesherrn, oder auf kirchliche Behörden (Consistorien, Patronate, Magistrate etc.) übergegangen ist, thut an sich nichts zur Sache, sondern kann vernünftiger Weise nur die Folge haben, daß diese höchsten und allerhöchsten Behörden verpflichtet sind, die Rechte der Gemeinden, die sie in Händen haben, nach dem Recht zu handhaben, oder wenn sie das nicht können und wollen, sie den Gemeinden zurückgeben müssen.

Nun kann es unmöglich mit diesen Rechten bestehen, wenn die Gemeinde sich die Anstellung solcher Prediger soll gefallen lassen, die wider den Glauben der Gemeinde lehren. Sie darf solche zurückweisen, mögen sie in Halle oder wo sonst gebildet seyn. Und in einer solchen Sache, die Seele und Seligkeit betrifft, muß die Regierung, zumal wenn sie die Gemeinderechte zu bewahren hat, keine Lehrer den Gemeinden aufdringen noch im Amte erhalten, die erweislich solche Gewissensrechte kränken. Nun haben freilich die Regierungen bisher gewisse Mittel angewendet, die Gemeinden dagegen zu sichern, wie: theologische Prüfungen, Verpflichtung auf die symbolischen Bücher, amtliche Aufsicht u. dgl. Allein die ersteren geben nur für die wissenschaftlichen Kenntnisse Bürgschaft, die zweite ist entweder zu einer bloßen Formalität herabgesunken und wird häufig für nicht bindend gehalten, oder ist wohl gar abgeschafft, und die letztere ist häufig, wenigstens dann unwirksam, wenn die Aufseher selbst von dem Glauben der Kirche abgefallen sind und wenn die Gemeinden selbst an dieser Aufsicht nicht, wie es seyn sollte, Theil haben. Da also diese Einrichtungen zur Sicherstellung der Gemeinden höchst unzulänglich sind und andere kaum gefunden werden können, die zweckmäßiger wären: so befinden sich gewissenhafte Regierungen in der That in einer sehr schwierigen Stellung, wenn sie bei solcher Gestalt der Sachen dennoch das Interesse der Gemeinden wahrnehmen und schützen sollen.

Diese Schwierigkeit wächst besonders dadurch, daß sie auf der anderen Seite auch Verpflichtungen gegen die von ihnen angestellten Lehrer haben, welche entweder unmittelbar, wie die Geistlichen, oder mittelbar, wie die theologischen Professoren, auf den religiösen Zustand und den Glauben der Gemeinden einwirken. Soll nun die Einwirkung derselben, wenn sie auch notorisch diesen Glauben zerstört, doch um der Lehrfreiheit willen nicht gehemmt oder beschränkt werden: so begeht man ein Unrecht gegen die Gemeinden, das auf keine Weise sich verantworten läßt. Soll aber der Lehrfreiheit auf Universitäten (bei den



## Nachrichten.

(Schreiben aus Paris vom 5. Juli.)

Geistlichen wird sie schon an sich durch die Verhältnisse etwas zurückhaltender verfahren) durch äußere Zwangsgesetze entgegen gewirkt werden, so dürften diese, außer daß sie in der Regel nichts fruchten, auch der wissenschaftlichen Forschung leicht Eintrag thun und zudem mit dem bei der Anstellung beobachteten Verfahren in Widerstreit kommen. Sollte man nun hier keinen anderen Ausweg zu finden wissen, so wird man sich entschließen müssen, die Rechte der Gemeinden wieder in die Hände derselben zurückzugeben,\*) damit sie selbst, so gut sie können, durch Anwendung dieser Rechte ihren Glauben schützen und bewahren. Auf diese Weise ist keine Beschränkung der Lehrfreiheit nöthig; sondern jeder academische Lehrer kann vortragen, wie es seiner Ueberzeugung gemäß ist, und jeder Studierende annehmen, was er nach reiblicher Prüfung für das Beste hält. Aber wenn nun der angehende Theologe sein Studium vollendet und die verordnete Prüfung bestanden hat, so muß es durchaus von der Gemeinde, die bei der er um ein Amt sich bewirbt, abhängen, ob sie ihn annehmen will oder nicht. Von ihr muß es abhängen, auf eine von der Regierung genehmigte Weise von seinem Glauben sich bündige Kenntniß zu verschaffen und sich der Uebereinstimmung desselben mit dem geltenden Lehrbegriff zu versichern. Von ihr muß es auch abhängen, ihn zu entlassen oder auf seine Entlassung zu dringen, wenn er davon in wesentlichen Punkten nachher abweicht. Zur Ausführung dieser Maßregeln bedürfte es nur einer sehr einfachen organischen Gemeindeverfassung, worin alle Hausväter, sie mögen Grundbesitz haben oder nicht, bei der Wahl eines Predigers Stimmrecht haben, ein selbstgewählter Ausschuss aber dazu befugt ist, die Personen, welche der Gemeinde zur Wahl vorgestellt werden sollen, mit Sorgfalt aufzusuchen, ihrer Amts- und Glaubensstreue sich zu versichern und darüber Aufsicht zu führen, Alles unter der Oberaufsicht der verordneten kirchlichen Behörde.

Es bedarf kaum der Bemerkung, wie unendlich viel von beiden Seiten gewonnen wäre, wie die Gemeinden insbesondere gesichert und die Regierungen von der großen Verantwortung, die ihnen jetzt aufliegt, frei seyn würden, welches in einer Wissenschaftsfrage, wie die hier besprochene ist, vor Allem in Betracht kommt. Ich weiß wohl, daß noch dies oder jenes gegen das Gesagte vorgebracht werden kann; aber ich weiß auch, daß ein anderer für die Gemeinden befriedigender Ausweg nicht leicht gefunden werden kann, der sie nicht in denselben Zustand mehr oder minder versetzte, worin sie schon sind. Das Weitere liegt außerhalb der Grenzen dieses Schreibens.

\*) Die Redaction hält es, da sie ihre Ansichten schon mehrfach und ausführlich ausgesprochen hat, für unnöthig, in eine ausführliche Prüfung des Vorschlages des verehrl. Einsenders einzugehen. Sie hält es freilich mit dem Verf. für unumgänglich notwendig, daß die Regierungen den Gemeinden ihre Rechte zurückgeben, sobald sie dieselben nicht vertreten können und wollen. Allein sie kann die Ansicht des Eins. von der Unüberwindlichkeit der Schwierigkeiten, welche auch einer Regierung entgegenstehen, die den ernststen Willen hat, die ihr anvertrauten Rechte zu schützen, nicht theilen. Daß bei der Gewährung dieses Schutzes die wissenschaftliche Forschung nicht leiden werde, und daß auch die gegen die angestellten Lehrer übernommenen Verpflichtungen keinen Grund gegen dieselbe abgeben können, ist schon früher nachgewiesen worden.

Anmerk. der Red.

Seit ich Ihnen zum letzten Male schrieb, sind schon mehrere Monate verlossen, ohne daß ich wieder Muße hatte, die Feder zu ergreifen. Der Schauplatz ändert sich so schnell, daß der Gesichtskreis, den ich jetzt vor mir habe, von dem damaligen sehr verschieden ist. Der Herr regiert seine Kirche mit Macht. Bald erlaubt er, daß ein Zustand der Erstarrung ihrer sich Jahrhunderte hindurch bemächtigt, bald weckt er sie in einem Augenblicke wieder auf. Unserer Epoche gemeinsam sind beide Charaktere zugleich, und in Frankreich vorzüglich sind beide auf's Auffallendste zu erkennen. Während man in mehreren Provinzen nur noch Zeichen des Todes sieht, theilt sich in anderen das Leben von Ort zu Ort mit. Da und dort hat der Herr schon ein großes Volk, das mit Wachen und Beten zum Kampfe gerüstet steht. Die Departements de l'Alsace, du Nord und de la Somme sind in dieser Hinsicht vorzüglich bemerkenswerth. Ich habe das erstere vor Kurzem besucht, und obwohl ich es nicht ganz durchstreifen konnte, habe ich genug gesehen, um mich getrieben zu fühlen, den Namen desjenigen zu verherrlichen, der dies Alles gethan hat. Die Kirche von St. Quentin wurde erst vor zwei Jahren gegründet. Zum Pfarrer erhielt sie Herrn Wilhelm Monod,\*) der lange Zeit alle Irthümer der Geistlichkeit von Genf, wo er studirte, getheilt hatte, der aber kurze Zeit vor seiner Berufung zum christlichen Glauben bekehrt wurde. Der Herr gab ihm eine bewundernswürdige Einsicht, die auf seinen Kirchendienst und die Treue im Zeugnisse großen Einfluß übt. Auch wurde er sehr gesegnet. Die Bekehrungen vervielfältigten sich. Man kann sagen, daß der Herr fast jeden Tag Seelen zur Gemeinde hinzuthat, die selig werden. Unter den Armen und den Römisch-Katholischen vorzüglich, die haufenweise in seine Predigten gehen, findet diese Erweckung statt.\*\*) In eben der Woche, da ich mich zu St. Quentin aufhielt, wurde ein Engländer auf seinem Tobette bekehrt. Lange Zeit hatte er den größten Widerwillen gegen die Wahrheit gezeugt, und wenn Herr Pfarrer Monod mit den Tröstungen des Evangeliums zu ihm kam, sagte er zu den Umstehenden: „Bringt mir den Menschen weg, er macht mir Fieber!“ Aber das Wort war in seiner Seele ein zweischneidiges Schwert. Sein Haß verwandelte sich in Liebe, und sein Weggang in die Ewigkeit war ein jubelnder Triumphzug. Er hörte nicht auf, Gott zu loben, den Herrn zu segnen, der ihn mit seinem Blute erkaufte hatte, und Allen, die zu ihm kamen, zu sagen, welch Glück ihm widerfahren sey. Pfarrer Monod sagte mit Recht, er sey fünf Minuten vor Mitternacht berufen worden. Diese Bekehrung machte in der Stadt großen Eindruck und Aufsehen, vorzüglich unter den Engländern, und man darf hoffen, daß sie noch mehr Frucht bringen wird. — Sie haben ohne Zweifel von der Opposition vernommen, die sich Monod entgegenstellte. Sie wurde nur durch einige reiche Familien erregt, denn der andere Theil der Gemeinde nahm die heilsame Lehre mit Begier auf. Man trieb die Sachen so weit als möglich. Das Consistorium verlangte die Absetzung des Predigers. Dieser Schritt konnte keinen Erfolg haben, weil unser Glaubensbekenntniß die Glaubenslehren, welche dem Consistorium mißfallen, sichert, und dann auch, weil die Regierung sich nicht in die inneren Angelegenheiten unserer Kirche mischen will. Die Ruhe ist jetzt beinahe wieder hergestellt. Es war ein Gewitter, das vorüberziehen sollte, ohne Verwüstungen anzurichten, aber nicht ohne durch Donnererschläge zu ermahnen, daß man beim Herrn müsse Zuflucht suchen.

Die Absicht meiner Reise nach St. Quentin war, einer Versammlung von Christen aus jenen Gegenden beizuwohnen, die den Zweck hatte, zu untersuchen, was zur Erweiterung des Reiches Gottes zu thun sey. Einige Prediger ausgenommen, bestand die Versammlung aus Bauern. Es waren etwa zwanzig an der Zahl, einer

\*) Ev. R. J. 1828, S. 751 f.

\*\*) Bgl. Ev. R. J. 1829, S. 351 f. 446.



aus jedem der Dörfer, auf die sich, funfzehn bis zwanzig Kleue im Umkreise, die Erweckung erstreckt hat. Die Einen waren Dissidenten, die Anderen gehörten zu der vom Staate unterstützten Protestantischen Kirche. Man versammelte sich während dreier Tage, und wenige in meinem Leben haben mir einen so fortdauernden Eindruck von Erbauung zurückgelassen. Am Sonntage, den 27. Juni, predigte Herr Merle d'Aubigné, Pfarrer zu Brüssel. Es war eine Gelegenheitspredigt, und ihr Gegenstand die Versammlung zu St. Quentin und das Gedächtniß der Augsburgerischen Confession, deren drittes Jubelfest die meisten Luther'schen Kirchen auf der Erde begingen, und die als Basis der Reformation allen Protestanten so theuer ist. Den Nachmittag hörten wir Herrn Pfarrer Pp, den Stifter der Protestantischen Kirche zu Bayonne, der durch seine Controverschriften gegen den Bischof von Bayonne bekannt ist, und sich ganz neulich zu Boulogne-sur-mer niedergelassen hat, nm auch da eine Kirche zu gründen. Abends fand in der Kirche eine christliche Unterhaltung über die Heiligung statt, deren Grundlage 1 Theff. 4. war. Die bekehrten Landleute nahmen Theil daran. Es war ernst und herzlich, Worte voll Glaubens und christlicher Erfahrung aus dem Munde dieser Männer zu hören, die von anderen Landleuten sich nur durch die Würde ihres Charakters und die Heiligkeit ihres Berufes unterscheiden. Die zwei folgenden Tage wurde noch Abends gepredigt; den größeren Theil des Tages hatte man mit Verhandlungen über die verschiedenen Maassregeln, die man in diesem Theile Frankreichs zu nehmen habe, zugebracht. Diejenigen, welche man zu nehmen beschloß, haben vorzüglich zur Absicht, unter den Christen eine engere Gemeinschaft zu bewirken, die Arbeiten der verschiedenen religiösen Gesellschaften zu erleichtern, die Wohlthaten des religiösen und des Elementarunterrichts auszubreiten. Zu diesen Berathschlagungen brachten die lieben Freunde alle eine Aufmerksamkeit, einen Geist des Gebetes, eine Selbstverläugnung, um nur an die Ehre Gottes zu denken, wie man wünschen muß, sie in allen beratshlagenden Versammlungen zu finden. Ehe wir uns trennten, nahmen wir gemeinschaftlich das heilige Abendmahl, um uns in dem, der das Haupt seiner Kirche ist, inniger zu vereinigen.

Es gibt viele andere Punkte Frankreichs, wo ähnliche Dinge geschehen. Der Arm des Herrn ist nicht verkürzt. Ich kann Ihnen heute nicht davon erzählen, aber ich will Ihnen doch sagen, daß ich so eben von einer großen Erweckung vernahm, die zu Salins statt fand, einer Stadt, welche vor einigen Jahren durch eine Feuersbrunst gänzlich zerstört wurde. Es scheint, daß das Werkzeug, dessen sich Gott hierbei bediente, ein Gärtner ist, der selbst durch das Lesen der Bibel bekehrt worden war. Sobald ich Auskunft über andere Einzelheiten habe, werde ich sie Ihnen mittheilen. Aber schon jetzt kann ich sagen, daß Alles verspricht, diese neue Gemeinde, welche sich der Herr bildet, werde noch groß werden. Niemand unter uns ahnete etwas von diesen staunenswürdigen Dingen, die der Herr bereitet hat.

Während wir Gott dieser Wunderthaten wegen preisen, sind wir noch immer über den Zustand unserer beiden theologischen Facultäten betrübt. Die Angriffe der Archives des Christenthums auf sie haben zwar wirklich das Uebel angezeigt und die Fürbitte der Gläubigen erregt, aber bis jetzt demselben nicht abhelfen können. Der Tod des Herrn Frossard, Professors der heiligen Redekunst und Christlichen Moral zu Montauban, dem sein großes Alter seit mehreren Jahren es unmöglich machte, irgend einen Einfluß zu üben,<sup>\*)</sup> läßt ein Cautheber offen, das, obgleich seiner Bestimmung nach eins der weniger

wichtigen, sehr wichtig werden kann, wenn der Charakter und die Uebersetzung des Mannes, der es einnehmen wird, ihm dieses Uebergewicht geben. Die Regierung hat alle Consistorien über die Candidaten, welche sich darum bewerben sollen, zu Rathe gezogen. Diese Beratung hat die verschiedenen religiösen Partheien sich offener gegenübergestellt, als es jemals vorher der Fall gewesen ist. Die Christen wandten sich an mehrere Männer, deren Frömmigkeit erprobt, deren Verdienst ausgezeichnet ist, um sie zu bewegen, sich in die Reihen der Bewerber zu stellen. Alle haben es verweigert, aus achtungswerthen Gründen. Unter ihnen ist unser ehrwürdiger und vielgeliebter Stapsier, eine Säule unserer Kirche, der keinen Anstand genommen hätte, die letzten Jahre seines Lebens dem Dienste seines Meisters auf diese Weise zu widmen, hätte er nicht nach einem Versuch, sich einer anstrengenden Arbeit zu unterziehen, erkannt, daß seine Gesundheit ihm nicht erlaube, eine solche Aufgabe zu übernehmen mit der Hoffnung, ihr zu genügen. Es ist noch ein Mann, dessen Namen in Aller Mund war, und den unsere Wünsche an die ledige Stelle würden berufen haben, wenn irdische Rücksichten uns nicht die Freiheit benommen hätten, ihn zum Abgang von seiner jetzigen Stelle aufzufordern, Adolph Monod, Pfarrer zu Lyon, ohne Zweifel der erste Kanzelredner Frankreichs, in dem sich mit gründlichen Kenntnissen und einem großen Talent zur Erforschung und Vertheidigung der Wahrheit (à la discussion) lebendiger Glaube und großer Eifer vereinigen. Vor seiner Bekehrung hatte er seine Studien der Absicht, dereinst eine Professorstelle zu bekleiden, gemäß eingerichtet, und es ist wahrscheinlich, daß er mit der Zeit zu Genf eine solche erhalten hätte, wären ihm nicht durch seine neuen Ansichten die Thore dieser Facultät verschlossen worden. Während seine Freunde seiner besonderen Stellung wegen sich scheuten, ihn dazu anzutreiben, trat Herr Adolph Monod von selbst als Bewerber auf. Auch wurde er durch eine große Anzahl Consistorien in Vorschlag gebracht. Unter den anderen Candidaten, die sie vorschlugen, willigte ein Einziger ein, Herr Poupo, ehemaliger Feldprediger zu Sorèze, dessen religiöse Ansichten nicht mit dem Evangelio übereinstimmen. Würde er zum Professor ernannt, so könnte man also nicht hoffen, daß der Unterricht eine günstige Veränderung erleiden würde. Aber da er ein Mann von unabhängigem Charakter ist, so hat man Ursache zu glauben, daß er sich nicht mit den Coterien in der theologischen Facultät verbindet. Was Kenntnisse und Talent anbelangt, so ist ihm Herr Adolph Monod unendlich überlegen. Alles hängt von den Personen ab, aus welchen die Jury zusammengesetzt ist. Der Concurs sollte den 21. Juni eröffnet werden, und die Majorität in der Jury war den Grundlehren des Evangeliums feindlich gesinnt. Aber siehe da! drei Professoren, Mitglieder dieser Majorität, erklären einige Tage vorher, daß sie in keinem Falle, wie groß auch sein Verdienst seyn möge, sich für den einen Candidaten entscheiden können. Die Regierung zog daraus den Schluß, daß sie somit nicht Richter seyn könnten, und verschob den Concurs auf eine andere Zeit, um eine andere Jury zu bilden. Zeigt sich hierin nicht die Fürsorge Gottes, daß durch die That der Gegner selbst das Resultat, das wir fürchteten, verhindert wurde? Wir fühlen unser Vertrauen durch dies Ereigniß gestärkt. Uebrigens ist der Zustand unserer Academien so traurig, daß selbst unter den Personen, die das Evangelium nicht in seinem ganzen Umfange annehmen, Viele die Ernennung eines orthodoxen Professors wünschen. Sie sehen es ein, daß die Neologen alle Grenzen überschreiten und uns in den baarfen Nationalismus hineinführen möchten. Bitten wir Gott, der nicht schläft, noch schlummert, seine Kirche zu schützen!

(Schluß folgt.)

<sup>\*)</sup> Vgl. über ihn und die Facultät zu Montauban Ev. R. 3, 1829, S. 239 f. 246 ff. 775 f.



# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1830.

Mittwoch den 25. August.

N<sup>o</sup> 68.

Zweifel, Glaube und Wissen, mit Bezug auf die  
Schrift:

„Der Zweifel am Glauben.

Critik der Schriften: de tribus impostoribus, von Dr. Karl Rosenkranz. Halle u. Leipz. Verl. von Reinicke u. Comp. 1830.“

Wenn Schriften, wie die hier beurtheilten, deren Gottvergessenheit mit ziemlich leichten Luftsprüngen auch über das Heiligste hinüberhüpft, unserem Auge begegnen, so ist die Frage allerdings die erste: was mag uns bewegen, bei ihnen still zu stehen, was uns drängen, ihren Verfassern in's Antlitz und in das Innere ihres Wesens und Lebens zu blicken und an ihre Lügen die ewige Wahrheit zu halten? Und da ist auch wohl kein anderer Beweggrund der rechte, als der, welchen der Verfasser vorliegender Abhandlung mit den Worten angibt: „Es ist das Unglück zu erwägen, in welchem die Gemüther gelebt haben müssen, die in diesen Schriften das Bekenntniß ihres Glaubens ablegten“ (S. 26.). Ihr Unglück und das Mitleid mit ihnen und allen Gleichgesinnten muß es seyn, das uns nicht vorüber-eilen läßt, ohne versucht zu haben, wie der Schaden aufgedeckt und geheilt werden könne, besonders je mehr es dieser Schäden Art ist, in manchen Erisen von der Fäulniß Einzelner aus ganze Geschlechter anzustecken und zu verderben, während sie in anderen Zeiten spurlos verfliegen. Dies Mitleid und ihr Unglück ist es, welches uns treiben kann und soll, bei ihnen stehen zu bleiben; aber keinesweges 'als ob „in ihrer Zerrissenheit so etwas Ehrwürdiges“ läge (S. 27.). Man bedauert den, welcher, ob schon er Arznei haben konnte und sie ihm nahe gelegt war, Gift verschluckte, um seine Leiden zu endigen, und sucht ihm mitleidig in seinen Krämpfen zu helfen, so lange noch ein Lebensfunke in ihm ist, ohne daß man seine That ehrwürdig fände. Die „stärkste Verbissenheit“ mit welcher sich solche Leute auf sich selbst setzen, und die Wahrheit (angeblich) in sich allein finden wollen, ist, eben weil sie nur Gottvergessenheit ist, so wenig ehrwürdig, so wenig der Gegensatz einer tyrannisirenden Pseudo-Wahrheit, welche das Pfaffenenthum der Zeit, in der jene Scribenten lebten, aufdrängen wollte, grade diesen Gegensatz hervorrufen mußte, so daß man ihn etwa als einen nothwendigen zu ehren hätte. Es hat jede Lüge nur eine Wahrheit zu ihrem Gegensatz, und wo die Lüge den rechten Gegensatz hervorruft, da ist es der

Gegensatz der Wahrheit, der allein ein nothwendiger ist. Der rechte Gegensatz gegen alle Verhöhnung des Evangeliums liegt nur in der Evangelischen Wahrheit selbst, und während dieselbe Lüge, die in dem Mittelalter herrschend gewesen, in den Verkehrten ganz ohne Nothwendigkeit Libertinage, Atheismus, Materialismus aus ihren schlechten Tiefen aufstöberte sich selbst zum Widerspiele, war es nur ein Gegensatz, der als der wahre allein bleibend, ewig, nothwendig, genannt werden darf; das Licht des Evangeliums, das in die Finsterniß hinein mit seiner alten Siegeskraft durch die Reformatoren leuchtete und die Finsterniß verschauelte. Es ist kein Gegensatz von Lüge und Lüge, sondern, wie es der Lüge Art ist, sie verschlingt sich immerwährend, ohne sich aufzuheben, kämpft nur im Scheine und zum Scheine, und bleibt in diesem sich vernichten wollenden Spiele, ohne abzunehmen. Also möge man zusehen, ehe man von Gegensatz spricht, ob er wirklich vorhanden sey, was man nicht alsbald nach der äußeren Erscheinung, sondern nach der inneren Wurzel zu bemessen hat. Auch bekommt man ein Grauen vor dem „Ehrwürdigsten der Verbissenheit“, die nichts haben und wissen will, als sich, so man durch die göttliche Gnade aus dieser Unheimlichkeit des crassesten Egoismus gerettet worden ist. Es ist kein Muth, das Leben lassen und den Tod suchen, von Gott sich wenden und dem eigenen Belieben und Meinen sich ergeben, sondern Feigheit, feiger Troß und scheuer Hochmuth, weder zu ehren, noch zu achten.

Diese Verschiedenheit der Betrachtungsweise von derjenigen, welche den Verfasser vorliegender Kritik leitet, und die wir gleich von vorn herein aussprechen zu müssen für nöthig erachteten, führt uns überhaupt zunächst und allein auf die ganze Art, mit welcher unser Verfasser die Vertheidigung der Wahrheit sowohl, als das Verständniß in das Wesen solcher Angriffe gefördert wissen will. Auch möchte man um so lieber sich über Manches mit dem Verfasser verständigen, je ernster die Gesinnung ist, mit welcher er für die geoffenbarte Wahrheit spricht. Da die Schriften selbst einer durchgreifenden, ernstlichen Widerlegung auch nach dem Urtheile ihres Critikers nicht werth sind,\*) so gehen wir gern

\*) Von der Leichtfertigkeit, mit welcher der Französische Critiker des Buches (le livre des trois imposteurs) zu Werke geht, f. das Beispiel in unserer Abhandlung S. 74 f. S. 83. Der La-



über sie hinweg, zumal da das Wichtigste unserer Abhandlung in dem Versuche besteht, die innere Entstehung der verzweifelnden Skepsis an der geoffenbarten Wahrheit, ihren Fortgang und die Art ihrer endlichen Heilung anzugeben. Sie ist um so wichtiger, je treuer sie eine weitverbreitete Ansicht über philosophisches Wissen, Wissenschaft u. s. w. und ihr Verhältniß zum Leben des menschlichen Geistes überhaupt, und dem des Glaubens insbesondere wiedergibt, und dies mit Ruhe und Klarheit, und mit einer Nüchternheit thut, die überrascht, weil man sie leider an vielen Schülern des Meisters, dessen Verstandniß sie nicht ohne Selbststräufung affectiren, zu vernichten sich gewöhnen mußte.

Indem nun unser Verf. zuerst das Wesen des Glaubens darstellt und ihn als die Basis bezeichnet, aus welcher sich der Zweifel entwickle, so ist, ehe wir auf die Darstellung eingehen, nur gleich von vorn herein zu bemerken, daß der Proceß willführlich angenommen ist, wenigstens sich in der Wirklichkeit Zweifel, Verzweiflung vor allem Glauben eben so oft, als nach dem Glauben eintretend findet. Durch welche Nothwendigkeit unseres Wesens wäre auch gesagt, daß wir uns zuerst in der „Einheit mit den Wahrheiten des Glaubens“ finden müßten, ehe wir unsere „subjective Gewisheit“ als eine von der Wahrheit der Dogmen verschiedene wüßten? Es liegt eher in unserer Natur, um die Verschiedenheit unseres eigenen Wissens und Meinens, Wollens und Beliebens von der göttlichen Wahrheit zu wissen, als das Gegentheil. Daß es so ist, bekräftigt auch die Erfahrung. Sonach beruht nicht lediglich allein „in der Einheit des Einzelnen mit den Dogmen die Möglichkeit“ sich von dem Gebenen zu scheiden, seine subjective Gewisheit als eine von der objectiven Wahrheit geschiedene zu erkennen. Damit fällt auch das allgemein Gültige der Darstellung unseres Verf. von vorn herein zusammen. Daß unser Ich sich von der unmittelbaren Annahme des Geoffenbarten abhebt, kann also keinesweges seinen Grund in dem Wesen jener unmittelbaren Annahme haben.

Wir wollen nun aber dem Gange folgen, wie ihn der Verf. annimmt und wie er sich auch wirklich findet. Der Glaube ist ihm demnach, und zwar der „wahrfaste Glaube“: „die völlige Einheit des Einzelnen mit dem an sich bestehenden Glauben seiner Kirche“ (S. 2.). Ist „wahrfast“ hier bloß subjectiv zu nehmen, d. h. insofern der Glaube wirklich für den Einzelnen Glaube ist, so mag es gelten. Allein es ist nicht gut, auch das Wahrfaste in die Subjectivität zu ziehen; sonach kann nur der Glaube wahrhaft seyn, der die Wahrheit glaubt, nicht also jeder Glaube, der die Dogmen seiner Kirche glaubt, sondern der Glaube, welcher in der Kirche lebendig ist, die der Wahrheit, d. i. dem Evangelium allein Glauben zuerkennt. Daß aber, sobald die subjective Gewisheit sich von der Wahrheit trenne, sobald wir uns selbst nicht mehr in unserem Glauben finden, uns die Dogmen

keine Verfasser schließt sein Werk mit dem lächerlichen Vorschlag: die Wahrheit der christlichen Religion durch Prüfende beständigen lassen, deren Zeugnisse wieder durch Prüfungen Anderer, der Zweiten durch Prüfungen Dritter u. s. f. in's Unendliche beständig werden müßten (S. 55.). Eine solche Critik sey schon durch die Verkenntung der christlichen Religion nöthig geworden, von welcher einige Beispiele aus dem heidnischen Alterthume (abgeschmackt genug) angegeben werden. Soll das Fragezeichen S. 55. andeuten, daß unser Critiker an der Angabe zweifle, nach welcher die Heiden den Christen vorgeworfen hätten, daß sie den Kopf eines Esels verehrten? Es ist dies ja aus Minut. Fel. Octav. p. 9. ed. Ouzel., Tertull. Apologet. c. 16., adv. Nation. lib. I. c. 11. bekannt, wie nach Suidas, Josephus, Tacitus, Plutarch die Heiden schon den Juden Aehnliches zur Last setzten.

nur als etwas Fremdes gegenübertreten, der Glaube aufhöre, und in Folge dieser Crisis nun, nach Maafgabe des Charakters der Einzelnen, Aberglaube oder Heuchelei oder offener Unglaube eintreten könne (S. 2—5.), das ist nicht zu läugnen. Wie nun der Unglaube, das Denken des Widerspruchs, den Zweifel hervorruft, der Zweifel aber sich entweder in der bornirten Weise des modernen rationalen Stoicismus (S. 7—9.), oder in der ungesättigten Wehmuth eines deistlichen Verlangens nach einem unerreichten, unmittheilbaren Jenseits (S. 10—12.) ausdrücke, ist von unserem Verf. gut gezeigt. Es wird aber anerkannt, daß in dieser Sehnsucht, in welcher des Menschen Wesen nur ungern beharrt, am ersten der Uebergang zu etwas Anderem liege; nur sey der Geist, wenn er sich diesem Deismus entreiße, „in einem Zustande der höchsten Reizbarkeit“ (S. 12.). Was soll ihm nun Frieden geben? Nicht der Glaube? von welchem unser Verf. (S. 12.) sagt: „Der wahre Glaube ist weder wehmüthig, noch sehnüchlich, weil er nichts von einer unzugänglichen Ferne seines Wesens weiß, was ihm vielmehr immer unmittelbar nahe ist. Ueber sein Böses empfindet er Neue, glaubt die Vergebung der aufrichtig bereueten Sünde und befestigt sich in der Hoffnung, d. h. er weiß, daß die Zukunft dasselbe ist, wie Gegenwart und Vergangenheit, und daß in ihr das Leben Gottes sich um nichts verändert. So tröstet er sich in allerwege seines Gottes und hat eine Freudigkeit zu ihm.“ Der Friede soll ihm verloren seyn? Es scheint fast so. Denn nach unserem Verf. tritt nun ein Zwang, eine gewaltfame Anstrengung, im Bewußtseyn die Seligkeit des Glaubens zurückzurufen, im sehnüchlich und wehmüthig nach ihm verlangenden Gemüthe ein, das sich entweder dem positiven Glauben einer Gemeinde anschließt, durch Unterwerfung unter den symbolischen Glauben die Zweifel ertödtet will und dennoch oft um nichts weniger erquickt, sondern nur hingehalten ist von seinem edlen Selbstbetrug (S. 13 f.); oder das eine Beseelung und Erneuerung des ganzen inneren Lebens von der subjectiven Andacht aus erstrebt, so aber in seinem Streben häufig die Religion wieder auf die Moralität reducirt, und in excentrischer Asektik aus einer düstern Verengung des Bewußtseyns weniger das göttliche Leben, sondern (unbewußt pharisaisch) sich in demselben will und die besten Kräfte des Menschen zermüret, indem es ihn endlich von der Folterbank des sich selbst Verdammens und Bejelens gar nicht mehr loskommen läßt. In diesem Zustande sey innerlich das Gebet, äußerlich das Zusammenkommen in Conventikel von ganz besonderer Bedeutung (S. 14 f.).

Es ist hier abermals merkwürdig, daß der Verf. von jenen beiden Zuständen wohl um ihre Getrenntheit, um ihre Einheit aber gar nicht weiß, wo dann erst die große Frage wäre, wie denn die Einigung des Strebens nach innerer Erneuerung mit dem unmittelbaren Glauben an die positive Wahrheit, eine Einigung, die auch nicht ohne wesentliche Aenderung beider Zustände bliebe, auf das sehnüchliche Gemüth wirke, zumal da man weder den Glauben an positive Wahrheit ohne Streben nach innerer Heiligung wahren Glauben, noch dieses ohne jenen wahres Streben nach Heiligung nennen kann. Ist nun die Einheit dieser beiden Zustände dem verlangenden Gemüthe zu erreichen unmöglich? Zu dem Glauben, von welchem der Verf. vorher redete, hat er keinen Weg? Zu unserem großen Erstaunen wird darüber stillschweigend weggangen, es ist gar nicht die Rede davon. Warum das? Warum construiert sich der Verf. nur die zwei Scheidewege, den einen des äußerlichen symbolischen Glaubens und den eines innerlichen beschaulichen Separatismus, welche dem offen stünden, der aus der schwanken Sehnsucht des Deis-



mus sich entringe? Sieht er keinen anderen, weiß er keinen anderen?

Er weiß nur, daß möglicherweise Beides ihm nicht helfen kann. „Es kann eine Zeit kommen,“ sagt er, „wo ihm alle diese Anstrengungen keinen Anhalt gewähren, wo alle die betrachteten Gestalten des Bewußtseyns in einander zu einem bloßen und deutlichen Gewirr verschüttet werden, eine Zeit der absoluten Leerheit, ein Standpunkt der äußersten Zerrissenheit, des Zweifels am Zweifel, der Verzweiflung selbst“ (S. 15.). Woher aber die Möglichkeit einer solchen Zerrüttung? Woher, wenn nicht aus und in dem Menschen selbst, im Wesen seines vorherigen Zustandes? Und wo liegt denn in unserer Brust jenes feindliche Streben, das uns hinauswirft in „eine Nacht, in welcher alle Sterne versunken sind, dem Menschen Alles gleichgültig ist?“ (i. S. 15 f.). Wie wächst diese Gewalt über unserm Haupte zusammen? Dies, und was ist das Allerwichtigste, übergeht der Verf. wiederum. „Die Herbeiführung lassen wir jetzt bei Seite,“ sagt er, während er doch vorher „den Entwicklungsengang“ wohl verfolgt hat. Sind die Ursachen solcher Verzweiflung so individuell, daß sie bei jedem Einzelnen verschieden seyn können? Oder liegt dem Menschen, der den wahren Glauben hat, in welchem er sich „allwege seines Gottes tröstet und eine Freudigkeit zu ihm hat,“ jene Verzweiflung eben so nahe, als dem, der ihn nicht hat? Hier sind Differenzpunkte, hier Grenzmarken, an welchen sich Seyn und Nichtseyn, Leben und Tod, Seligkeit und Unseligkeit scheiden, und über die der Verf. nicht hätte hinweggehen sollen. Aber es war ihm ja auch vorher keine Aussicht auf Befriedigung im Glauben geblieben, darum ist ihm der Mensch haltlos gegen die Verzweiflung, rathlos steht er da, getrieben gegen ein Ziel, dessen Erreichen ihm „gleichgültig“ ist, nach welchem sich zu sehnen „ihm Langeweile macht, da es den wirklichen Genuß des Göttlichen nur hinauschiebt,“ und er will, „unbefriedigt von der Kirche, deren Glauben er verloren hat, und verschmähend die gedrückte, ihrer selbst nie recht gewisse Frömmigkeit eines Conventikels, absolut frei seyn“ (S. 16.). Was hat denn der Mensch nun vor sich, der „hinter sich nichts als eine verwüstete Welt“ hat? Das Wissen, sagt der Verfasser, kann ihm Frieden schaffen. Aber welches Wissen ist dem Menschen gewiß? „Nur das Seyn seines Ichs ist ihm gewiß“ (S. 17.), „der Zweifel will jeden Gegenstand in das einfache Selbst als den letzten Reflex des Bewußtseyns verwandeln“ (S. 57.), „der wahre Scepticismus darf sich nicht darüber täuschen, daß er absolut nur erst das Seyn des Seyns, d. h. das Nichts denkt. Von hier hat er weiter fortzuschreiten, von der Gewißheit zur Wahrheit, von der Wahrheit zur Seligkeit“ (S. 17.). „So kommt er durch den Zweifel, indem er in der einfachen Gewißheit der einfachen Wahrheit sich aufhebt, zur Wissenschaft, in welcher die Ungleichheit der Wahrheit und Gewißheit ein Ende hat“ (S. 17 f.).

Was der Verf. nun später vom Glauben und seinem Verhältniß zum philosophischen Wissen sagt, müssen wir besonders betrachten, hier nur ist Ein und das Andere über die Art zu bemerken, auf welche die Verzweiflung gehoben und Wahrheit und Gewißheit Eins werden sollen; denn davon spricht auch hier zunächst allein der Verfasser.

Ich weiß nicht, ob man läugnen wird, daß der Zweifel nur durch die Gewißheit dessen, welches er bezweifelt, eine Gewißheit, die allmählig das negative Verhalten des Menschen in ein positives zum anfangs bezweifelten Objecte umwandelt, gehoben werden kann. Es existirt auch nur der Zweifel dadurch, daß er Etwas hat, einen Inhalt, an dem er zweifelt. Und so

lange dies Etwas, zu dem er sich negativ verhält, nicht in ein anderes Verhältniß zu ihm tritt, so lange muß der Zweifel fort dauern. Die Verzweiflung, von welcher hier die Rede ist, ist eine Verzweiflung an der Wahrheit des Geoffenbarten, an einer objectiven Wahrheit, nicht an der Gewißheit meiner selbst. Was hat nun die abstracte Einfachheit des ersten Denkens mit meiner Verzweiflung zu schaffen? Ich verzweifelte nicht an der Gewißheit meines Selbst; aber was für ein Uebergang ist von meinem Ich und seinem leeren Bewußtseyn zu einem Inhalt, nach dem ich mich „einmal“ sehnte, was für eine Wahrheit wird dadurch mein Eigenthum, daß ich mich auf die Kahlheit meines Selbstbewußtseyns stütze, als eben wieder nur die Gewißheit meiner selbst, an der ich weder verzweifelte, noch aus welcher sich mir irgend ein Trost ergibt? Ich gehe auf mich zurück, und siehe, es ist wieder nichts da, als ich. Und wenn ich nun in dieser Abstraction immer nur mich, überall nur wie in tausend Spiegeln mich und — meine Verzweiflung sehe — denn was kümmern ich mich darum, meiner gewiß zu seyn? — soll da die Verzweiflung aufhören?! Man muß wenig Verzweifeln vor sich gehabt haben, um glauben zu können, man werde sie mit einer Reduction all' ihres Denkens und Empfindens auf das abstracte Denken des Nichts zum Anfangspunkte ihrer Seligkeit führen.

Nicht ist das Denken abhängig vom Seyn; aber keines ist ohne das andere. Was nicht für mich und insofern in mir ist, ist auch kein Gegenstand meines Wissens. Ist denn aber nun die Wahrheit, deren innere Gewißheit mir meine Seligkeit ist, und ohne welche nur Verzweiflung und Unseligkeit mir erwächst, so in mir, daß ich nur auf mich zurückgehen brauchte, um sie zu finden? Ist mein Ich an und für sich der Träger, die Mutter, welche jene Wahrheit, die wir die geoffenbarte nennen, in sich und durch sich selbst befaßt? Wer weiß, was Offenbarung ist und sich selbst erkannt hat, muß es läugnen. Erst dadurch, daß die geoffenbarte Wahrheit für mich da ist, daß sie mein wird, kann ich sagen: In meinem Ich ist Wahrheit. Sie wird aber nie mein, richtet sich mein Streben nur auf mein Ich und nicht zugleich auch auf die Wahrheit, die zunächst noch außer mir ist. Ich muß die Wahrheit haben, um sie wissen, begreifen zu können. Und allem Begreifen, aller vermittelten Erkenntniß geht ein unmittelbares Haben, Innwerden vorher. Nur wie weit ich unmittelbar mich zur Wahrheit neige, und sie in mich aufnehme, vermag ich sie zu begreifen. Dies unmittelbare Haben ist der Act des Glaubens, und aus keinem Zweifel und keiner Verzweiflung erwächst mir ein Wissen, wenn nicht vorher die bezweifelte Wahrheit in mir war. Nur aus der in mir lebenden Wahrheit, deren Gewißheit der Zweifel prüft, wird mir Erkenntniß; nicht aus dem Zweifel, oder gar der Verzweiflung an sich. Aus bloßem Verneinen wird kein Befahren. Der Zweifel kann Umme seyn, aber eine geglaubte Wahrheit muß in uns ruhen als Kind, das er groß ziehen will, und hat der Zweifelnde keinen Glauben, an dem er zweifelt, so mag er immerhin zweifeln, aber es erwächst ihm nun und nimmermehr eine Gewißheit, als die Gewißheit seiner armseligen, zweifelnden und verzweifeln den Ichheit, welche an sich Unseligkeit ist.

Gehört denn aber auch überhaupt bloß das Wissen dazu, um den Zweifel zu erlösen, die Verzweiflung aufzuheben? Wird alle Erkenntniß, welche etwa die Wissenschaft dem Verzweifeln den zu bieten vermag, ihm wirklich eigen, wenn er das Angebotene nicht ergreifen will? Warum schweigt eine neuere Philosophie so sehr von dieser Bedingung aller Erkenntniß, daß nämlich auch ein williges Gemüth erfordert werde, sie sich eigen zu machen? Es ist das ihre Grundkrankheit, ich kann sie nicht



anders nennen, in welcher sie die eine Seite des geistigen Lebens hervorhebt, und alle anderen nur als Radien dieser einen betrachtet, während grade das zugleich und durcheinander Bestehen verschiedener Lebensthätigkeiten das charakteristische Wesen des Geistes überhaupt ist. Es sagt so auch unser Verf. (S. 57.): Der Geist ist das Wissen; als ob ich nicht eben so gut auch sagen kann: Er ist das Wollen. Aber indem ich immer von dem Geiste als dem bloß Wissenden rede, verschwinden mir auch alle seine anderen Beziehungen; ich komme dahin, alle seine Krankheiten lediglich nur für Mangel an Wissen zu halten und für sie alle nur wieder ein Wissen als Heilung zurecht zu legen. Man wird auch nun und nimmermehr so verstehen, wie denn die Schrift von einem Klugmachen, einem Aufstehen der Augen reden könne, welches den Tod bringe, wie es ein Wissen gebe, das unnütz sey u. s. w., wenn bloß Wissen Wesen unseres Geistes, Anfang, Mittel und Ende seiner Entfaltung ist. Es ist dies eine Einseitigkeit der trennenden Abstraction, gegen die um so lauter protestirt werden muß, je schlimmere Früchte sie trägt, wenn sie in das Leben übergeht.

(Schluß folgt.)

## Nachrichten.

(Schreiben aus Paris vom 5. Juli.)

(Schluß.)

Es ist schon zu lange her, seit die allgemeinen Versammlungen unserer religiösen Gesellschaften gehalten wurden, als daß ich Sie jetzt noch davon unterhalten sollte. Ich bemerke nur, daß die der Bibelgesellschaft sich durch ein Geschenk von 2500 Franken auszeichnete, das zwei Ungenannte ihr mit der besonderen Bestimmung machten, dafür binnen eines Jahres alle Protestantischen Familien eines und desselben Departements mit Bibeln zu versehen. Dieses schöne Vorbild fand Nachahmer. Zwei andere Freunde der Bibelverbreitung boten die Summe von 1,000 Fr. an, um denselben Plan, in einem zweiten Departement, weiter auszuführen. Unsere Gesellschaft ist diesen Augenblick damit beschäftigt, zu untersuchen, in welchen Departements dieser Zweck am Leichtesten erreicht werden könne. In zehn derselben hat sie bereits Nachforschungen über das Bedürfnis an Bibeln angestellt. Diese Bibelvertheilungen sind eins der wirksamsten Mittel zur Verbreitung des wahren Glaubens. Auch vereinigen sich die Christen unseres Landes immer mehr um diesen heiligen Codex, um ihn Alles durchdringen zu lassen.

Ich schrieb Ihnen vor längerer Zeit Etwas über Herrn D'Egger, ersten Hilfsprediger an Notre Dame, der seine kirchlichen Functionen aufgab, weil sein Gewissen ihm nicht erlaube, sie länger zu erfüllen, und der sich so von der Römischen Kirche zurückgezogen hatte, ohne die Grundlehren der Evangelischen anzuerkennen und sich mit dieser zu vereinigen.\*) Es schmerzt mich, Ihnen jetzt berichten zu müssen, daß er, statt sich das biblische Christenthum anzueignen, in den gefährlichsten Mysticismus gesunken ist. Er nimmt die Prophezeiungen einiger neuen Propheten an, denen er dieselbe, ja eine höhere Autorität beilegt, als den Propheten des Alten Testaments und den Aposteln des Neuen. Er behauptet, ein neues Princip der Schriftauslegung entdeckt oder wieder aufgefunden zu haben, das er als die Natursprache (langue de la nature) bezeichnet. Für das wahre Wort Gottes hält er nur das Gesetz Moses, die Propheten und Psalmen mit den Evangelien und der Apokalypse, und verwirft mithin sechszehn Bände des Alten und zwanzig des N. T. Endlich kam er auf den Wahn, Jesus Christus sey für sich allein der Vater, der Sohn und der heilige Geist, und auf die feste Meinung, daß man,

wenn man dies glaube, die ganze und völlige Wahrheit besitze. Sie sehen, daß diese Ansichten mit denen Schwedenborg's sich in mancher Hinsicht berühren. Herr D'Egger hat sein System weitläufig in einem Buche dargestellt, das er unter dem Titel: Le vrais Messie (der wahre Messias) herausgab. Aber erst nach der Herausgabe erkannte er, daß er auch in Verbindung mit der Geisteswelt sey. Er sagt in einem Briefe, den er an die Redaction der Gazette des Cultes\*) schrieb, und der in N. 60. derselben erschien: „Ich beharre bei der Behauptung, daß der Herr selbst mir die Erlaubnis erteilt hat, allgemein die Kenntniß der Natursprache auszubereiten. Ich beharre bei der Behauptung, daß bei dieser Zusammenkunft Niemand anders als Juba's Jcharioth, derselbe, der den Menschensohn mit einem Kusse verrieth, den Auftrag erhielt, mir die Hände aufzulegen, um so eine neue kirchliche Hierarchie zu stiften.“ — So weit kann man kommen, wenn man sich von dem eifernst, das geschrieben steht, um sich in den Träumereien des eigenen Geistes zu verlieren.

Ein anderer religiöser Auswuchs ist die Secte der Saint-Simonisten, die seit einiger Zeit eine Art Bestand gewinnt, den ihr Stifter Saint-Simon, der vor fünf oder sechs Jahren starb, und den man nicht mit dem Mystiker Saint-Simon verwechseln darf, ihr nicht zu geben vermochte. Diese Secte ist halb religiös, halb politisch. Sie gibt unter dem Titel: l'Organisateur, ein Journal heraus, das zur Fortpflanzung ihrer Lehren, deren Darstellung hier zu viel Raum wegnehmen würde, dienen soll. In ihrem Schooße fand schon eine Entzweiung statt. Man zählt jetzt zwei Arten St. Simonisten. Beide halten jetzt öffentliche Versammlungen, die eine in der Straße Laroque, die andere in der Straße de la Ferme des Matthuriens. Diese letztere Abtheilung hat eine mehr religiöse Tendenz als die erste. In ihren Versammlungen werden die Lehren auseinandergelegt, und hernach wird dem Publicum gestattet, Einwürfe zu machen und zu disputiren. Einige Christen haben sich die Aufgabe gestellt, regelmäßig ihnen beizuwohnen, um den Christenglauben der Lehre von St. Simon entgegenzustellen, der nicht angestanden hatte, sein System selbst mit dem Namen Neues Christenthum zu bezeichnen. Sollte auch ihr Bemühen keinen anderen Erfolg haben, als die jungen Leute, welche diesen Conferenzen beizuwohnen, mit dem Glauben der Christen und den Grundlagen, auf denen er ruht, bekannt zu machen, so wäre schon viel gewonnen. Die Wahrheit findet überall Eingang. Sie hat ihre Stellvertreter bis in Gesellschaften, wo man am wenigsten erwarten sollte, ihr Zeugniß zu hören. Die Gemeinde zu Paris hat die Eigenthümlichkeit, daß, so wie sich eine Person bekehrt, ihr auch ein Wirkungskreis angewiesen wird. Das Geld, das wir zu bauen haben, ist so ungeheuer, daß Jeder darauf Arbeiter werden muß, und die Verschiedenheit der notwendigen Arbeiten ist so groß, daß ein Jeglicher eine findet, die seiner Kraft und seiner Fähigkeit angemessen ist.

Die Zahl kleiner Versammlungen, in denen die Bibel vorgelesen und erklärt wird, nimmt zu. Alle sind sehr besucht. Personen werden angezogen, die mühselig und beladen sind, solche, die das Christenthum wünschen kennen zu lernen, und solche, welche die Wahrheit schon kennen, aber in ihr Fortschritte zu machen wünschen. In einigen unterhält man sich über das gelesene Capitel; die weniger Geförderten veranlassen zu Erklärungen, deren sie bedürfen; diejenigen, welche es mehr sind, lenken die Unterhaltung auf erbauliche Weis. Wir freuen uns alles dessen, aber wir fühlen zugleich das Bedürfnis, anzuerkennen, daß Alles, was geschehen ist, noch nichts ist gegen das, was zu thun übrig bleibt. O, auch in diesem Punkte wollen wir dem Rathe des Papstes folgen, uns nach dem zu strecken, was da vornen ist. Es bedarf noch vieles Kampfes, vieler Arbeit, vieles Gebetes, und vor Allem aus vieler Bitten, daß Gott selbst sein Werk thue, er, der reich ist an Rath und mächtig in Mitteln. Er möge es thun in Ihren Gegenden, und er thue es bei uns!

Ihr Correspondent für Frankreich.

\*) Ev. R. 3. 1827. S. 360.

\*) Dieses rationalistische Blatt ist seither eingegangen.



# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1830.

Samstag den 28. August.

N<sup>o</sup> 69.

## Zweifel, Glaube und Wissen, mit Bezug auf die Schrift:

### „Der Zweifel am Glauben.“

Critik der Schriften: de tribus impostoribus, von Dr. Karl Rosenkranz. Halle u. Leipz. Verl. von Reinicke u. Comp. 1830.“

(Schluß.)

Was nun aber weiter vom Verfasser über Glauben und sein Verhältniß zum philosophischen Wissen gesagt wird, ist da, wo er bloß negativ sich ausdrückt, nicht unbefriedigend. „Es sey nur eine formell verschiedene Gewisheit desselben Gottes im Glauben, wie im speculativen Wissen“ (S. 20.); „die göttlich geistige Idee werde durch das Denken und Begreifen nicht vollständiger gemacht, als sie im Glauben schon existirt, sondern die Vollendung des Glaubens im Denken gehört dem erkennenden Bewußtseyn an, welches die Gewisheit erwerben will, welche der Geist der Wahrheit an und für sich ist“ (S. 21.). „Die Philosophie,“ sagt er anderwärts (S. 61.), „wird nicht so thöricht seyn, zu verlangen, daß die anderen Formen der Idee (Kunst, Religion, Geschichte) in die ihrige auch im Leben sich auflösen und daß nur die ihrige die gültige seyn solle. Gott, das absolute Leben, ist von dieser Seite dem Philosophen nicht näher als dem Bauer.“ So verwahrt er sich auch gegen den „Mißverstand,“ „als ob die Philosophie die allein seligmachende Kirche seyn wolle.“ Er verweist darauf, daß es irrig sey, zu meinen, in der Vorstellung wäre darum, daß sie Vorstellung, noch nicht Gedanke sey, auch an sich nicht Gedanke und Wahrheit. Zudem sey es dem wahrhaften Philosophen nie eingefallen, im Elemente des absoluten Geistes, in der Religion, Kunst und Wissenschaft solche Distinctionen und solche Gradunterschiede zu machen“ (S. 59.). So stimmen wir auch vollkommen damit überein, daß der Glaube den Trieb habe, seine Gewisheit zu einer bewiesenen zu machen (S. 59.), und daß, wenn in diesem Drange, ihn zu begreifen, der Zweifel sich einstelle, derselbe nicht wie ein Kleidungsstück abgelegt werden könne, und daß es ein Mißtrauen in des Glaubens unumstößliche Kraft verrathen würde, wollte man den Zweifel bloß unterdrücken und von sich ausschließen“ (S. 21 f.). Allein ein Hauptpunkt ist es in der philosophischen Ansicht der neueren Schule über Glauben und sein Verhältniß zum Wissen,

der durch das Gesagte noch gar nicht bestimmt hervorgehoben ist, sich aber da findet, wo der Verf. sagt: daß das Vorstellen nur als ein Moment des sich entwickelnden Denkens zu erkennen sey, was in der fortschreitenden Bildung des Bewußtseyns sich von selbst in den Gedanken und weiter zum Begriff als seiner Wahrheit sich aufhebe (S. 59.). Denn eben ein Wissen, das sich im Vorstellen bewegt, ist ihnen Glaube; in dies Gebiet verweisen sie den Glauben, da sie auch am Glauben nichts zu betrachten wissen, als seine intelligente Seite. Hört man nun von den Momenten des „Glaubens“ und der „reinen Einsicht,“ der „Religion“ und des „absoluten Wissens“ reden, sieht man, wie die Philosophie der jetzigen Zeit diese Momente bis zum letzten Punkt in einander aufgehen läßt, so war der „Mißverstand“ nicht so fern liegend, daß man meinte, die Philosophen machten Gradunterschiede zwischen Glauben und Wissen. Auch möchte ich fragen, ob das bleibende Moment nicht höher zu schätzen wäre, als das verschwindende, ob ich nicht gerne dem Verschwindenden mich entringen dürfte, mich dem Bleibenden hinzugeben? Ob schon also wirklich ein Gradunterschied sich nicht als solcher in jenem Systeme findet, so muß der subjectiv-relativen Beurtheilung immerhin mit vollkommenem Rechte zugestanden werden, daß es nach dem Gesagten das Wissen als das Bleibende höher halten darf, als das verschwindende Moment des Glaubens, nennt man überhaupt mit Recht das Bleibende schöner, größer, herrlicher, als das Vergängliche. Doch dies nur im Vorübergehen. So gehe ich auch jetzt nicht darauf ein, ob eine Reduction auf begriffliches Erkennen, ob das Wissen der discursiven Reflexion die Vollendung geistiger Erkenntniß sey. Vielmehr muß dies hervorgehoben werden: wahr ist es, denn es bezeugt es die Offenbarung, daß der Glaube aufhöret, und diese mäßige Vollendung des Glaubens hat schon auf Erden ihren Anfang und Fortschreiten. Alle Philosophie aber irrt, die da meint, die Vollendung falle bis auf ihren letzten Punkt in das Zeitleben, und schon dem Menschen verschwinde der Glaube und eröffne sich die reine Erkenntniß vollkommener, schattenloser Anschauung.

„Was in der Religion Inhalt oder Form des Vorstellens eines andern war,“ meint Hegel, \*) „dasselbe ist im begrei-

\*) Phänomenolog. S. 752. 750. vgl. S. 474 — 485. 500 f. 522 ff.



senden Wissen eigenes Thun des Selbsts; — das Selbst führt das Leben des absoluten Geistes durch.“ Das ist der große salto mortale, mit welchem sich die Philosophie über den Stachel des Gewissens, das Bewußtseyn der Gottentfremdung unseres natürlichen Selbsts hinüberseht, das uns doch, so lange wir sündige Menschen sind, die Kleinheit der geoffenbarten Wahrheit, die Heiligkeit Gottes immer zugleich als ein Anderes, von unserem Selbst gar sehr Verschiedenes anzuschauen zwingt, trotz dem daß wir uns eben so sehr durch die Verschönerung in Christus widerum Eins mit Gott wissen. Nicht das Selbst führt das absolute Leben durch, sondern, wie der Apostel Paulus sagt, Christus lebt in mir, nicht ich; es ist ein Anderes, das mein Selbst ergreifen, mich gerettet, und aus der Verblendung meines Eigensinnens herausgerissen hat, aber nie werde ich auf Erden so mit ihm Eins, daß ich sagen könnte, es hat aufgehört, ein Anderes für mich zu seyn, ich bin, ich lebe, denke, fühle, will nur in ihm. Die Anerkennung muß uns lebendig bleiben, wollen wir uns nicht selbst abermals die Augen verbinden. „Das Christenthum ist seltsam,“ sagt Pascal. „Es gebietet dem Menschen anzuerkennen, er sey häßlich, ja verabscheuungswürdig, und zugleich gebietet es ihm, Gott ähnlich seyn zu wollen. Ohne dieses Gegengewicht würde diese Erhöhung ihn schrecklich vermessen, oder diese Erniedrigung schrecklich verächtlich machen.“ Und hiezu die andere Stelle, wo er sagt: „Daß die Philosophen nie diesen doppelten Zustand der Menschen berücksichtigt hätten. Entweder riefen sie Regungen einer bloßen Größe, oder einer bloßen Niedrigkeit (bassesse) hervor, und Beides sey nicht conform dem eigentlichen Wesen des Menschen.“ Der erste Irrthum ist der faule Fleck der neueren Philosophie, der das innere Leben des Menschen so sehr gefährdet. — Ich will sonst von der Bewegung in bloßen Abstractionen nicht weiter reden. Doch kann ich nicht verschweigen, wie das Streben, in dem abstracten Begriff die Nothwendigkeit alles Erscheinenden zu deduciren, besonders noch von einer Seite, dem an der Offenbarung zur Erkenntniß gekommenen Bewußtseyn widerspricht und es verwirrt. Es ist das die Deduction der Nothwendigkeit des Bösen, in der auch unser Verf. (S. 42 ff.) gefangen ist. Man kommt sich nicht mehr häßlich vor, was doch gewiß und wahrhaftig die „seltsame“ aber wesentliche Aeußerung des Christenthums im Innern des Gläubigen ist, wird der Stachel des Gewissens in der bequemen Betrachtung von der Nothwendigkeit der eigenen Häßlichkeit stumpf. Alle Gedanken über das Böse sind unnütz, außer dem einzigen: es soll nicht seyn. Ich verkenne nicht das dringende Verlangen, zu begreifen; Einheit zu sehen, wo nur zerrissene, sich widerstrebende Zufälligkeit erscheint. Aber hier bei dieser Frage ist nur eine Nothwendigkeit: sich zu bescheiden und den Schmerz eines nicht gelösten Räthfels einmal geduldig auf sich zu nehmen. Denn ehe ich auf dem bequemen, planen und breiten Wege des Begreifens nur meine Schuld übertünche und mich selbst mit einer Schein-Befriedigung betrüge, will ich tausendmal lieber auf dem steilen, dortigen und wundervollen Pfade bleiben, der mir zwar jetzt keine begriffliche Gewissheit gibt, aber in meinen Schmerzen den allein wahren Frieden einer Verschönerung mir erhält, welche der schuldlos und nothwendig Böse weder sucht noch findet.

Wir möchten den Verf. der vorliegenden Abhandlung gern aus allen unseren Kräften auf das Wort der geschichtlichen Offenbarung hinweisen, müßten wir nicht fürchten, daß sein System ihm auch vor dieses einen nicht ganz dünnen Schleier vorhalten könnte. Und dies besonders von einer Seite, obwohl der

Verf. es uns läugnen wird. Wir meinen die Art und Weise, wie die neue philosophische Schule das Geschichtliche, Factische in der Idee reproduciren will. Wir möchten nicht so mißverstanden werden, als ob wir einer solchen Reproduction ausweichen, sondern zusehen, welcher Geist und wie er die Erscheinungen leite und bedinge. Aber ein eigen Ding ist es, was der Verf. (S. 20.) mit den Worten ausdrückt: „Das göttliche Wesen befreit sich dem erkennenden Geist zu einer Selbstständigkeit, welche der Geschichte als des Beweises ihrer Wahrheit entbehren kann u. s. w.“ obwohl es gleich darauf heißt: „daß hiedurch der Werth und die Würde des Factums nicht verringert werde, und auch die Speculation keine andere, höhere Religion wisse, als das Factum enthalte.“ Die Form der unvergänglichen Gegenwart, in welche sich der Inhalt des Glaubens von seiner geschichtlichen Form durch den Gedanken verwandelt, ist bloß so lange Form eines wahrhaften Inhalts, und nicht etwa Form in einer subjectiven Gedanken, so lange sie von der geschichtlichen Offenbarung der Wahrheit als ihrer Basis auch keinen Fingerbreit dem Wesen nach abweicht. Die geschichtliche Offenbarung und der Glaube, das Eingehen in sie ist der Leib, ohne welchen kein Gedanke über göttliche Dinge, soll er wahrhaft seyn, sich bewegen kann. Da aber der Leib unseren Gedanken von Natur nicht schon angepaßt ist, vielmehr wir erst uns in ihm zurechtfinden müssen, so ist die Hauptsache, daß wir nicht vorzeitig unsere Gedanken haben, ehe der Leib der Offenbarung Leib und Leben unseres Wesens geworden ist. Wir brauchen nur an die gewaltsame Eregese zu erinnern, die gerade von einer neueren Speculation sehr oft gehandhabt wurde, und welche nichts ist als solch' ein vorzeitiges Denken, ehe das Object des Gedankens uns zu eigen geworden, solch' ein Sich-zurecht-richten des Leibes, den wir als neue Menschen anthun sollen, statt sich mit dem alten Menschen nach dem neuen Leib zu bequemen. So mag allerdings wahr seyn, daß „der Glaube der Kirche seine Autorität in seiner absoluten Vernünftigkeit hat“ (S. 1.); aber die erste Autorität ist die geschichtliche Offenbarung; der Sohn Gottes in's Fleisch gekommen hat sie documentirt, von dieser primären Autorität aus erwächst mir erst die zweite. Denn die absolute Vernünftigkeit des Glaubens wird mir nicht meine Vernunft beweisen, so lange sie außerhalb der Offenbarung und unerleuchtet von ihr eitle Gedanken hat. Das Innwerden der Offenbarung zeigt mir erst allmählig, je mehr ich einbringe, den Reichtum der Weisheit, die absolute Vernünftigkeit, die mir dann allerdings die zweite unumstößliche Auctorität wird; doch kann sie nur dem organischen Gange nach allmählig die Bewahrheitung der ersten Autorität seyn, kraft deren ich anzunehmen mich gedrungen sah, was in der Fülle der Zeiten der wahrhaftige Gott selbst dem Menschengeschlecht als seine Offenbarung darbot. Es ist keine Autorität ohne die andere, am allerwenigsten die Autorität der Vernünftigkeit vor der Autorität der geschichtlichen Documente, oder so, daß ein Beweis der Vernünftigkeit des Glaubens geführt werden könnte, der sein Mark nicht aus dem Leben und der innigsten Vertrautheit mit dem Worte und den durch dasselbe fund gewordenen Thatsachen gezogen hätte.

Wenden wir nun von unserem Verf. weg auf die ganze Art und Weise, wie eine neuere Philosophie sich sowohl mit dem Zweifel als mit dem Glauben an die Offenbarung zurecht finden will, scheint sie uns vorzugsweise das zu verkennen, daß die Offenbarung erst uns durchdrungen, umgeformt haben muß, wollen wir überhaupt sagen, das Leben und die Wahrheit der Offenba-



ring sey, unser geworden, und wir vermöchten über sie als ein von uns Erkantes zu reden. Alle Speculation außerhalb der Kraft der Offenbarung führt ihr wenigstens keinen Schritt näher. Und darum mag sie auch jeden Zweifel, nur nicht den an die Offenbarung auf rechte Weise zu beschwichtigen verstehen. Sollte aber diese Speculation nicht verkennen, daß sie ihren wahren Inhalt erst durch die Offenbarung erhält, so irrte sie gewiß in dem Wege, auf welchem sie der geoffenbarten Wahrheit habhaft zu werden meint. Hätte freilich der Mensch bloß auf die Wege zu ihr zu sinnen, so möchte es viele Wege geben, und über den rechten könnte der Streit nie aufhören. Es sind aber von der geoffenbarten Wahrheit Anforderungen an uns gemacht, und so gut der ganzen Offenbarung, so gut, ja ganz besonders, müssen wir diesen ein Gehör geben. Zwar lächelt über sie die verständige Zeit. Die Einfalt vergangener Geschlechter scheint ihr verloren, und ist auch für sie verloren, denn sie hält sie für etwas Abgethanes und sucht sie nicht, weil sie verachtet wird. Man spottet über großgewordene Kinder im Bewußtseyn einer losgefesselten Mündigkeit. Daß nur der Welt Weisheit nicht Thorheit sey! Um zu verstehen, was von Oben kommt, muß man eine neue Geburt erfahren; man muß klein werden. Es sey denn, daß ihr werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen, hat Christus gesagt. Etwa nicht für die Weisen und Gerechten seiner Zeit? Oder nur für seine Zeit?! Nur durch die Kindheit geht der Weg zum Mannesalter, nur durch die kindlich-gläubige Hingabe der Weg zum Schauen Gottes. Die Kindlichkeit ist kein verlorenes Paradies; aber was sonst gegeben war, wird jetzt nur nach Entfaltung zu Theil. Die Erkenntnis kommt; aber sie muß gesäet seyn, und der Same geht gering auf und verachtet, und als eine Thorheit für die Welt. Und das ärgert den Vorwurf der Menschen und sie möchten schnell und eilig, mit Gewalt und eigenem Juthun groß ziehen, und da verweist die Pflanze. Die Verachtung der Einfalt geht wie ein unheimlicher Fluch durch unsere Zeit und in selbstgeschaffener Größe schaut sie herab auf das Niedrige und Geringe. Daß ihre Größe nicht zusammenstürze! Daß ihre Häuser und Zinnen auch nur von Gott gebaut seyen! —

## Die Feier des Festes der Augsburgischen Confession in Wittenberg.

Der unveränderliche Werth des Augsburgischen Glaubensbekenntnisses. Eine Predigt bei der Feier des dritten Jubelfestes in der Schlosskirche zu Wittenberg gehalten von Dr. S. L. Heubner, Professor der Theologie, des Königl. Predigerseminars Cphorus u. Wittenberg 1830. 24 S. (2½ Sgr.)

Es ist hier nicht unsere Absicht über die vorliegende Predigt eines der ehrwürdigsten Zeugen der Evangelischen Wahrheit in unserer Zeit zu urtheilen; sondern nur dazu soll sie dienen, zu erkennen, was am vergangenen Jubelfeste von Luther's Kanzel herab und über seinem Grabe gepredigt ist, und welchen Platz in dem ernsten und heiligen Kampfe dieser Zeit der als gelehrter und practischer Theologe gleich verehrte Mann, der hier zu uns redet, behauptet. — Wir theilen deshalb einige Stellen aus Dr. Heubner's Predigt ohne weitere Bemerkung mit.

Im Eingange werden unter Anderem die verschiedenen Zeiten, in welchen die Evangelische Kirche jenes Jubelfest bereits gefeiert hat, mit einander verglichen, und hier heißt es: „Nun

mit welchen Empfindungen können wir das dritte Jubelfest der Augsburgischen Confession feiern? — Etwa mit ganz frohen Empfindungen? — Gott! du siehest in's Verborgene; du siehest, wie Manche wohl trauern und seufzen, und stille Thränen vergießen mögen über den Verfall des Evangelischen Zions! Ja, es feiern heute Tausende das Jubelfest dieses Bekenntnisses; und Tausende sind von diesem Bekenntnisse abgefallen: rühmen und erheben die Geistesstärke, die Freimüthigkeit der Bekenner, und stimmen doch nicht in ihr Bekenntnis ein. Ist das etwa trübe Einbildung? oder lügnerrische Verläumdung? Nun, wer so meinte, müßte nicht wissen, in welcher Zeit er lebt, welchen Geist sie offenbart, was in hundert und tausend Büchern zu lesen ist. Abgefallen sind Viele vom alten Evangelischen Glauben, und in Unglauben hineingerathen; ja es verlauten Stimmen, daß dieses Bekenntnis zu seiner Zeit wohl dienlich gewesen, daß es aber für unsere Zeit unbrauchbar, mit dem Lichte unserer Aufklärung nicht mehr vereinbar sey. Wenn dies unser Urtheil wäre: was soll dann unser Jubelfest? Es sinkt herab zum leeren Gaukelspiel, zur gleisnerischen Lüge! Oder soll etwa dieses Jubelfest noch das feierliche Leichenbegängnis seyn, das man jenem veralteten abgelschten Glaubensbekenntnisse anstellt, um es vollends mit Ehren aus der Welt zu bringen, und dem Andenken der Lebenden ganz zu entziehen? Nein, so laßt uns nicht denken; so laßt uns nicht unser Bekenntnis schmähen, und die Aische der Bekenner entweihen!“

In der Predigt selbst über 1 Petr. 1, 23.: Des Herrn Wort bleibet in Ewigkeit; es ist aber das Wort, welches unter euch verkündigt ist — erweist nun zuerst Dr. Heubner „den unveränderlichen Werth des Bekenntnisses unserer Kirche“ aus „seiner reinen Quelle, dem Worte Gottes in der Schrift, dem Evangelio, aus seinem Inhalte, den wesentlichen, allen Menschen nöthigen Heilslehren des Christenthums, und aus dem Geiste der Männer, die es abgelegt haben.“ „Wäre es nicht aus dieser Quelle“ — sagt er — „wäre es aus menschlichen Gedanken und Empfindungen zusammengesetzt, so hätte es nie einen Werth gehabt, und den fälschlich behaupteten hätte es längst verloren. Aber es ruht ganz auf Gottes Wort; darum wird es seinen Werth behalten, so lange Gottes Wort unter uns gekehrt wird. Und eben weil dieses Bekenntnis aus der reinen Quelle der Schrift geschöpft ist, darum stimmt es auch ganz mit dem ältesten christlichen Glauben, mit dem Bekenntnis der ehrwürdigen Glaubenszeugen aller Jahrhunderte überein. Es wäre sehr bedenklich, wenn das Bekenntnis unserer Kirche ein ganz neues gewesen wäre, wie die Gegner allerdings ihm den Vorwurf machten; aber mit siegenden Gründen thaten es unsere Bekenner dar, daß sie keinen neuen Christenglauben aufbrächten; denn ein neuer Glaube ist ein falscher Glaube.“ — „Ja, sie haben ihn bekannt (unsere Bekenner),“ — so schließt dieser Theil, — „den Herrn Jesum Christum vor der Welt, und haben sich seines Wortes nicht geschämt; was wird anders ihr himmlischer Lohn gewesen seyn, als daß Christus sie auch bekannt hat vor seinem himmlischen Vater? O, m. J., könnten wir jetzt den Schleier aufdecken, der die unsichtbare Welt vor unseren Augen verhüllt, könnten wir einen Blick thun in das Reich der seligen Geister: wie würden wir sie, die treuen, die glaubensvollen, die demüthigen und freimüthigen Bekenner Jesu Christi geschmückt sehen mit Siegespalmen und mit Kronen der Gerechtigkeit, die heller strahlen als alle Kronen der Erde; wie würden wir sie in das ganze Chor der Zeugen und Märtyrer, die von Anfang an für Christum und sein Wort gekämpft, einstimmen und mit ihnen ein



gibt sich die Auctorität der Bibel auch aus Beweisen, die jedem Aufrichtigen zugänglich sind (welche hierauf folgen). Der Christ lernt aus Gottes Wort selbst, wie er es zu betrachten hat. Gott ist unveränderlich nach seinem Wesen, aber in Beziehung auf die Menschen erbittlich; seine Verheißungen und Drohungen sind bedingt; er ist lebendig, die lautere Liebe, die zur Seligkeit schuf und nur zur Besserung straft; er ist heilig, nicht sowohl nach seiner Erhabenheit, als nach seiner sich herablassenden und erniedrigenden Liebe; gerecht, nach seiner unparteilichen Liebe, die nur nach Würdigkeit belohnt oder straft. Gott hat ein Ebenbild, welches Gott ist, wie er, nach Wesen, Macht, Ehre. Der heilige Geist gehört so zu dem Wesen Gottes, wie der Geist des Menschen Eins ist mit dem Menschen, er ist die Kraft Gottes, der Geist des Vaters und Sohnes und von Beiden unterschieden. Die Engel sind Geister mit Körpern, prüfungsfähig u., guterschaffen; ein Theil bestand die Prüfung nicht, sein Haupt ist Satan. Beide Theile wirken in dieser Welt. Der Mensch besteht aus Seele und Körper (der Christ ist noch geistlich); die verschiedenen angeborenen Fähigkeiten begründen kein Verdienst, keine Schuld; der Mensch ist in dieser Welt für die andere da, und hat für jede Welt einen Körper; den himmlischen Körper besitzt er hier schon im irdischen. Gott erschuf den Menschen gut, zu seinem Bilde, d. h. daß der Mensch die Heiligkeit, Gerechtigkeit und Unsterblichkeit, in denen Gottes Bild besteht, zwar nicht sogleich

vorgeworfen (Zeitschr. S. 492.). Wir sprachen von „fast allen“ Nachfolgern J. Gerh. Hasenkamp's (S. 242.). Wizenmann's Talent erkannten wir ausdrücklich an (S. 243 f.). Auch Herr Pastor Menken gestehen wir gerne seltene Fähigkeiten zu, wenn er auch nicht „in der philosophischen Welt“ dafür bekannt ist (Zeitschr. S. 492.). Uebrigens sind uns solche Personalia fremd, und wir sehen uns nur um der geschichtlichen Wahrheit willen zu dieser Bemerkung genöthigt (die wir auch nur in Bezug auf einen Verstorbenen namentlich machen), um so mehr, da sie uns lebhaft an die Warnung Jacobi 3, 1. erinnert. Es sind ja verschiedene Gaben, und Niemand darf den Andern verächtlich oder scheel ansehen.

3) Es ist uns unbegreiflich, wie man behaupten kann, die zuerst angeführte Schrift Joh. Gerh. Hasenkamp's könne nicht „zur Basis einer Lehrentwicklung“ dienen, weil sie nur eine jugendliche Candidatenschrift und von dem Verf. selbst „mehrmals mit Abscheu und zuletzt vor der bekannten (?) Synode zu Duisburg feierlich widerrufen“ wurde (Zeitschr. S. 484.). Die Schrift — ob nicht widerrufen, oder widerrufen, gilt gleichviel — enthält factisch die Principien des Irrigen in dem ganzen Systeme. Wurde sie widerrufen, wie wir nicht bezweifeln wollen, so beweist das nur die Unsicherheit ihres Verf. und ist insofern in der Geschichte des ganzen Systems nicht ohne Bedeutung.

4) Wenn außer den Genannten noch viele Andere, „Lavater, Pfenninger, die Gebrüder Feh, Jung-Stilling u. A. m.“ zu den „Nachfolgern“ J. Gerh. Hasenkamp's oder doch zu Anhängern derselben Lehre gerechnet werden (Zeitschr. S. 486 f.), so sehen wir nicht ein, was hiezu in einer Sache, in der es gar nicht auf Auctoritäten ankommt, bewiesen werden soll. Daß leider viele namhafte Gläubige, namentlich des glaubenschwachen Jahrhunderts, in vielen einzelnen Lehren mit dem Hasenkamp'schen Systeme zusammenstießen, namentlich in der Läugnung der biblisch-kirchlichen Veröhnungslehre, ist nicht nur sehr natürlich (zu sehr natürlich), sondern wird von uns auch gerne ausdrücklich zugestanden. Behandeln wir doch dieses Lehrgebäude nur deswegen so ausführlich, weil wir wissen, daß die einzelnen Artikel unserer Kritik nicht nur die wenigen entschiedenen Anhänger desselben, sondern auch Viele angehen wird, die grade in diesen oder jenen Punkten, wenn auch keinesweges in allen, dieselben

hatte, aber erlangen konnte. Gott prüfte auch die ersten Menschen, sie bestanden aber nicht aus Unglauben an sein Wort. Die natürliche Folge der Sünde, des Genusses der Giftrucht, war Tod und Elend; die Strafe war der Verlust des Paradieses. Die Sündlichkeit und Sterblichkeit pflanzte sich fort. Die Sündlichkeit ist nicht die Sinnlichkeit selbst, sondern unmäßige Sinnlichkeit, vorzüglich aber: Stolz und Rachsucht. Insofern die Menschen sündlich geboren werden, sind sie unschuldig; insofern sie die natürliche Verdorbenheit selbst verstärken, schuldig. Von Beidem errettet Christus. Gott ließ den Fall zu, weil er ihn nicht verhindern konnte, und außerdem noch, weil er beschlossen hatte, denselben durch die Erlösung zum Besten zu wenden. (Folgt die Geschichte Israels.) Der ewige Sohn Gottes wurde Mensch und entäußerte sich hiebei aller Unendlichkeit, die ein endliches Wesen nicht fassen kann; ja er nahm die ganze menschliche Natur, wie sie nach dem Falle ist, an; er war prüfungsfähig und siegte durch den ewigen Geist, den er erst in die Welt gebracht; auch den Glauben mußte er erst anfangen und vollenden. Jesu Lehre war ein Evangelium, das Zeugniß von seiner Person und dem himmlischen Königreiche. Im Wandel ist er unser Vorbild. Sein Leiden war freiwillig, unschuldig, und diente als Prüfung zu seiner Vervollkommnung. Bei seiner Himmelfahrt nahm er seine frühere Herrlichkeit wieder an, Allwissenheit, Allmacht, Allgegenwart, und wurde König der ganzen Schöpfung und Hohen-

oder verwandte Ansichten haben. Wird ferner Rudolph Stier, der von uns auch persönlich geliebte Mitarbeiter der Ev. R. Z., als einer der drei genannt (neben Menken und dem Verfasser des Aufsatzes selbst), durch welche die Kirche Christi die größere Herrlichkeit und Erfreulichkeit der Fundamentallehre des Christenthums im 19ten Jahrhundert ihrer Existenz endlich kennen lernen soll (Zeitschr. S. 487.), so überlassen wir ihm es selbst, sich über die Vermischung seiner Lehre mit der Hasenkamp'schen auszusprechen. Erzählt endlich Herr Pastor Hasenkamp S. 493 ff., wie er zu seiner Ansicht gekommen sei, nachdem er lange wegen der Verfeinerung seines Vaters durch die hochansehnliche Synode Abneigung gegen ihn getragen, so beweist dies nur, daß man dadurch noch nicht zum Glauben an die blutige Veröhnung kommt, daß man diese Lehre nur um der Menschen willen hochachtet und sich mit eigener Anstrengung angueignen sucht.

5) Wenn wir S. 244. dem Systeme der Vernachlässigung des Dogmatischen ob dem Historischen vorwarfen (wir urtheilen nach den uns bekannten Schriften, nicht nach ungedruckten Predigten), so kann kein ruhiger Beurtheiler darin eine Geringschätzung des Historischen der Schrift finden; eben so wenig als in dem S. 245. Gesagten eine Verachtung des A. T. Wir dachten, in dieser Beziehung wenigstens würde der Charakter der Ev. R. Z. von Niemandem verdächtigt werden. Es ist ein Unterschied z. B. in der Betrachtung der Auferstehung Christi, ob ein Prediger den äußerlichen Porgang der Sache, die psychologischen Ereignisse, die moralischen Zustände und Veränderungen der Frauen und Jünger und dgl. mit Vorliebe darstelle oder den „unenblichen, dogmatischen Gehalt derselben an sich“ (so drückten wir uns aus). Uebrigens sind auch hier verschiedene Gaben, aber ihre Mannichfaltigkeit gleicht sich nur da zur Einheit aus, wo sie durch die Einheit des Glaubens begründet ist, getragen und zusammengehalten wird, nicht in Parttheien, die sich der Einseitigkeit ergeben.

6) Es thut uns leid, Herrn Pastor Hasenkamp zu solchen Ausfällen gegen den Herausgeber der Ev. R. Z. veranlaßt zu haben; es thut uns sehr leid, nicht sowohl um des Herrn Herausgebers, als um des Herrn Pastor Hasenkamp's willen. Wir glauben nicht, daß ein ruhiger Leser unseres Aufsatzes auf den Gedanken kommen konnte, den Herausgeber der Ev. R. Z. selbst für den Verfasser zu halten, und berichtigen diesen Irrthum hiemit ausdrücklich.



priester, Mittler. Durch dies Alles ist eine Anstalt begründet, die die Beförderung der Seligkeit aller vernünftigen Wesen, namentlich die Errettung und Herrlichmachung der Menschen bezweckt. Gottes Voratz war, Jesum zum Könige der Welt zu machen. Um aber wegen der satanischen Verläumdungen seiner Unpartheilichkeit dieselbe zu beweisen, mußten nicht nur alle Geschöpfe geprüft werden, sondern auch Jesus auf dem Wege der Prüfung in Leiden durch Ueberwindung sich erst als den Würdigsten zeigen, Herr über Alles zu werden. Er lebte und starb aber auch für die Menschen, d. h. um das Unrecht, das sie leiden, indem sie wegen Adam sündlich und sterblich geboren werden, gut zu machen, und durch sein Wohlverhalten eine Gerechtfertigung über sie zu bringen. Wie sie durch Adam der sündlichen Natur theilhaft geworden, können sie durch Christum der göttlichen theilhaft werden. Das Zeugniß von Christo setzt bei den Nationen einen gewissen Grad von menschlicher Bildung voraus. Auch hat sich Gott gewisse Nationen für jede Zeit der Verkündigung Christi erwählt, indem er wußte, daß unter den Anderen sich keine Individuen vorfinden würden, aus denen dadurch Priester und Könige Gottes gebildet werden könnten. Zu dieser erhabenen Herrlichkeit, die Gottes Wort als Ziel vorhält, sind nicht Alle berufen, obgleich er für die Errettung und Seligkeit Aller sorgt. Gott kommt denjenigen Menschen, denen sein Wort überliefert wird, äußerlich zuvor. Die Taufe theilt bei einer gewissen Gemüthsverfassung auch etwas Unsichtbares mit. Gott führt Jeden nach seiner Individualität aufs Liebevollste und thut ihm keinen Zwang. Nimmt der Mensch die Berufung an, so wird es anders in ihm. Die erste Forderung Gottes an ihn ist Glauben. Je mehr der Mensch Erkenntniß dessen hat, was er glauben soll, desto vollständiger ist sein Glaube, seine Glaubensgefinnung und sein Glaubenswandel. Es ist nicht genug dazu, Vergebung der Sünden zu erwarten, man muß auch um der Belohnung willen der Heiligung nachjagen. Der Glaube an Jesum, den der Mensch selbst wirkt, ist die Würdigkeit, bei Gott Gnade oder Vergebung der Sünden zu erhalten. Der Grund dieser Gnade ist nur die Gerechtigkeit unseres Mittlers, die er für uns bewiesen hat. Mit der Gnade, der Sündenvergebung, erhält der Mensch zugleich die Gabe des Geistes zur Heiligung und ein himmlisches Erbe. Von dem Ziele und Kleinod jedoch ist er noch weit entfernt. Die Heiligung hat Stufen, kann aber schon hienieden vollendet werden. Sie wird befördert durch Kenntniß der Wahrheit, steigende göttliche Hülfe, äußere Führung, Leiden; Lesen und Auswendiglernen des Wortes Gottes, denn wer keine Worte Gottes in seinem Gedächtnisse hat, den kann der Geist Gottes auch in keiner Lage und Stunde, wo er ihrer bedarf, daran erinnern; Gebet, welches angewandter Glaube und eine Würdigkeit ist, Gemeinschaft der Heiligen, welche genährt und gestärkt wird durch das Abendmahl, eine symbolische Gedächtnißfeier des Todes Jesu für uns, die uns zugleich Fleisch und Blut des Herrn zur Heiligung und Stärkung unsers innern Körpers mittheilt und die Christen mit dem Herrn, wie unter sich, näher vereinigt. Die äußere Kirche ist Hülfe und Verbreitungsmittel für die wahre. Im Wandel unterscheidet sich der Christ von der Welt durch die Gesinnung. (Bürgerpflichten, häusliche Pflichten.) Die christlich gewordenen Heidenvölker werden dem Evangelio wieder entsagen und die Juden sich zuletzt bekehren. Die Macht des Antichrists, eines Menschen, wird ihm genommen werden, worauf Satan tausend Jahre gefangen seyn wird. Hierauf folgt die erste Auferstehung und die tausendjährige Regierung der Heiligen im Himmel über die Erde; dann nach der Verführung der Nationen die Erscheinung des Herrn selbst, die allgemeine Auferstehung, d. h. Ueberkleidung mit dem irdischen Körper, und das

Gericht, woran die Treflichen unter den Heiligen thätigen Antheil nehmen werden. — Da Gott Allen helfen will, geht sein Werk auch in der unsichtbaren Welt fort. Durch den Tod selbst zwar wird der Mensch nicht anders, aber in den Gläubigen wird das gute Werk fortgesetzt, und wer von ihnen ein Erbe im Himmel hat, kann schwächere Gläubige in seine Hütten mit aufnehmen. Bei weitem der größte Theil der Menschen kommt in ein Mittelreich; Gottes Strafurtheil über die Bösen im Weltgerichte wird gewiß die Absichten seiner Liebe erreichen.

Wir glaubten, durch diese Uebersicht der ganzen Lehre den Lesern die Beurtheilung derselben und unserer Prüfung zu erleichtern. Wir brauchen jetzt nur auf die großen und entscheidenden Differenzpunkte einzugehen, und können diese, ohne Furcht den Zusammenhang zu verwirren, so ausführlich darstellen und beurtheilen, als es unsere Zeit überhaupt erfordert. Dabei legen wir ferner, wo wir nicht besonders citiren, durchweg Menken's Anleitung (2te Ausgabe) zu Grunde. —

Wir beginnen die ausführliche Darstellung und Beurtheilung mit den Eigenschaften Gottes. Wie leicht einzusehen ist, so erkennt man dieselben überhaupt nur in den Verhältnissen Gottes zu den Creaturen. Es ist also die richtige Erkenntniß der göttlichen Eigenschaften durchaus nichts practisch Gleichgültiges, bloß Speculatives; nein, sie geht uns, unser ganzes Seyn und Verhalten an. Wem Gott sich in seiner Erhabenheit, Heiligkeit, Gerechtigkeit offenbart hat, der erkennt auch mit Zerknirschung seine Verworfenheit, Verdorbenheit und Fluchwürdigkeit an; und umgekehrt wird derjenige, der die letzteren Eigenschaften an sich selbst nicht wahrnimmt und durchaus nicht wahrnehmen will, auch jene entgegenstehenden Eigenschaften Gottes wahrhaft zu erkennen nicht fähig, sondern bemüht seyn, selbst wenn sie ihm offenbaret werden, ihnen eine andere, mildere, sein Fleisch schonendere Deutung zu geben, oder gar bloß die biblischen Namen dieser Eigenschaften in sein System aufzunehmen, indem er ihnen einen unbiblischen, aber seinem Systeme entsprechenden Sinn gibt. Wir werden diesen Grundmangel vorzüglich an der dieser Lehre eigenen Definition von Heiligkeit nachzuweisen haben, aber auch theilweise an dem der Liebe und Gerechtigkeit.

„Gott ist die Liebe. Alles, was er thut und zuläßt, ist lauter Liebe. Auch dann ist Gott die Liebe, wenn er straft, denn der Zweck aller göttlichen Strafen ist Besserung, alle göttliche Strafe ist bessernde Liebe“ (E. I., §. 8.). Wenn wir diesen letzten Satz und seine Folgerichtigkeit aus dem ersten bestreiten wollen, haben wir freilich nicht weniger als neun Zehntheile unserer Zeitgenossen zu Gegnern. Indes müssen und wollen wir's thun, ohne Menschen zu scheuen, oder von unserm Herzen selbst uns bestechen zu lassen, gestützt auf Gottes eigenes Wort. Menken führt, was wenigstens auffallen muß, nur eine einzige Bibelfelle an für seine so höchst wichtigen Grund- und Vorderätze: 1 Joh. 4, 8.; die drei anderen aber, die Haskamp's Catechismus hinzufügt, gehören auf keine Weise dahin, beziehen sich gar nicht auf die Behauptung: Gottes Liebe, „Freude an Freude machen ist die Grundtugend seines Wesens“ (S. 25 f.). In jener Stelle wird aber keinesweges gesagt, wie Menken behauptet: „Gott ist die Liebe,“ ein Satz, der des großen Nachdrucks und der Stellung wegen, die er bei Menken hat, sagen soll: „Gottes Wesen ist, die absolute Liebe zu seyn,“ oder wie



Menken es nachher erklärt: Alles, was Gott thut und zuläßt, ist lauter Liebe. Zuerst sagt Johannes nicht: Gott ist die Liebe, was hieße: Die Liebe ist Gottes Wesen; sondern er sagt weislich: Gott ist Liebe, d. h. Gott liebt, freilich nicht zufällig, sondern er ist Liebe, aber nicht die Liebe schlechthin und nichts Anderes, sondern er kann neben der Liebe auch die Weisheit, Gerechtigkeit zc. seyn. Ferner steht dieser Satz im N. T. nicht so abgebrochen, als Grundsatz und Definition da, wie in dem Lehrbuche. Er hat vielmehr seine bestimmte Beziehung, und ist folglich in dieser Beziehung aufzufassen. Es heißt: Wer liebt, erkennt Gott; wer nicht liebt, erkennt Gott nicht, denn Gott ist Liebe (B. 7. 8.), und wer ihn erkennt, der muß ihn folglich auch als Liebe erkennen und in der Liebe nachahmen (B. 11.). Dies bezieht sich also offenbar auf die, welche Gott erkennen. Wer ihn kennt, kennt ihn als Liebe und für den ist er Liebe; wer ihn nicht als Liebe kennt, kennt ihn nicht. Hiemit ist aber auch gesagt, daß es wirklich Personen gebe, welche Gott nicht kennen. Und wenn nun Gott diese bestraft, thut er auch dies aus Liebe? Oder, worin offenbart sich die Liebe Gottes? Nach Menken in Allem, was er thut und zuläßt, nach dem Apostel Johannes in Einer Handlung, in der Sendung seines Sohnes zur Versöhnung für unsere Sünden, daß wir durch ihn leben sollen (1 Joh. 4, 9. 10.). Wer nun aber nicht lebendig wird durch den Sohn Gottes, wer die Versöhnung für seine Sünden nicht annimmt, indem er die Liebe Gottes nicht glaubt (B. 16.), wer deswegen mit dem anderen Tode bestraft wird, erfährt der auch in diesem Allem, was Gott doch zuläßt und thut, die Liebe Gottes? — Ja, Gott ist Liebe, aber damit ist er nicht die unbeschränkte, maßlose, sich selbst zerstörende Liebe, der jeder Gegenstand, welcher Aet er sey, gleich viel gilt. „Gott ist Liebe,“ heißt es noch einmal 1 Joh. 4, 16.; aber wieder mit einer Bemerkung, die den Mißverständnis und Mißbrauch der Stelle abzuwehren sollte: „Wer in der Liebe bleibt, bleibt in Gott.“ Man kann also auch aus der Liebe treten, außer der Liebe seyn, und damit tritt oder ist man außer Gott. Wenn nun aber Gott wesentlich Liebe ist, ist er es auch für die, die nicht in ihm sind? Ist der, der außer Gott ist, nicht auch außer der Liebe Gottes, so daß, wenn die Liebe Gottes Jemanden ergreift, der noch außer Gott lebt, dies ein ganz freier Act derselben ist, und nicht eine irgendwie nothwendige Wesensäußerung, daher denn diese Gnade Gottes auch nicht mit zwingender Gewalt ergreift, sondern obgleich sie sich auf die ganze Sündervelt erstreckt, nur einen Theil selig macht (Joh. 3, 16.; vgl. 15, 18.)? — Man bedenke doch, daß Johannes hier zu Gläubigen, zu Geliebten redet und diesen Gott als die Liebe vorstellt, damit sie in der Liebe bleiben. Folgt hieraus, daß Gott für alle Creaturen in allen Lebenszeiten einer Jeglichen ebenfalls nothwendig nichts als Liebe ist? Ist Gott lauter Liebe? Nein, sagt die Schrift. Nein, denn die Güte ist nur an denen zu schauen, die darin bleiben, und an den Anderen, die abfallen, seine abschneidende Schärfe (*απορροια*, Röm. 11, 22.). „Denn auch unser Gott ist ein verzehrend Feuer“ (Hebr. 12, 29.). Man vergleiche diese beiden Aussprüche: „Gott ist Liebe,“ und: „Gott ist verzehrend Feuer,“ und frage sich, mit welchem Rechte man dem Einen einen Vorzug geben könne vor

dem Anderen? Ob, wenn Menken lehrt, Gottes „Grundtugend“ sey die Liebe, ein Anderer nicht eben so richtig lehren könnte, Gott sey wesentlich und ausschließlich ein verzehrend Feuer? Ob man also nicht vielmehr aus beiden Stellen gemeinschaftlich die Lehre ziehen müsse, daß Gott wesentlich Liebe sey — für die, welche in ihm und der Liebe sind, — und eben so wesentlich ein verzehrend Feuer — für die, welche außerhalb sind. Also, wie es in den Psalmen zweimal heißt: „Gott ist — Richter!“ (Ps. 50, 6. 75, 8.) Oder, wie es in derselben Epistel Johannis heißt: „Gott ist Licht“ (1 Joh. 1, 5), und wer in der Finsterniß wandelt, ist nicht in seiner Gemeinschaft, in seiner Liebe (B. 6.). Also Gott liebt sich selbst und was in ihm lebt; Gott der ewige Vater liebt den ewigen Sohn und was in diesem verfaßt ist, schließt aber das Sündige aus. — Damit ist Gottes Gnade oder die freie Sündervergebung Gottes keinesweges aufgehoben, vielmehr kann sie nur in dem Maße erkannt und dankbar verehrt werden, als man die Gerechtigkeit Gottes erkennt, durch deren Zufriedenstellung im Tode des Sohnes es der Gnade erst möglich wird, uns im Sohne neuzuschaffen und der Liebe Gottes einzuverleiben, und durch deren Kenntniß auch wir erst bewogen werden, nach Gnade zu schreien.

(Fortsetzung folgt.)

## Nachrichten.

(Früchte des Nationalismus im Gotha'schen.)

Wer möchte sagen, daß jenes Christenthum, das ohne Menschenfurcht und Menschengesälligkeit mit Furcht und Bittern seine Seligkeit schafft, in unserer Zeit Jedermanns Ding geworden sey? Aber wer möchte mit Gewißheit sagen, daß auch nur äußerliche Religiosität und gute Sitte überall im Zunehmen wäre, wie Manche sich und Andere bereden wollen? — Ein Gotha'sches Blatt theilte jüngst von Gotha folgende Liste der unehelichen Geburten und der Communicanten mit:

1782 — 1786	zehn uneheliche Kinder auf	374 Geborene.
1787 — 1791	„	287 „
1792 — 1796	„	262 „
1797 — 1801	„	222 „
1802 — 1807	„	213 „
1808 — 1813	„	134 „
1814 — 1818	„	121 „
1819 — 1823	„	116 „
1824 — 1828	„	129 „
Ferner 1773 — 1782	auf	hundert Lebende 172 Communicanten.
1783 — 1792	„	159 „
1793 — 1802	„	132 „
1803 — 1812	„	97 „
1813 — 1822	„	85 „
1823 — 1828	„	78 „

Gott gebe, daß ähnliche Erfahrungen selten seyen! — Welche Verführung begehren aber die Geistlichen, welche, während in der Masse des Volks Weltfinn, Sittenlosigkeit und Gleichgültigkeit gegen das Heilige noch so furchtbar herrscht, daß nicht genug Stimmen in der Kraft Gottes sich dagegen erheben können, vor dem Zuviel in der Frömmigkeit von den Engeln herab warnen!



# Evangelische

# Kirchen-Zeitung.

Berlin 1830.

Samstag den 4. September.

N<sup>o</sup> 71.

Versuch zur Scheidung von Wahrheit und Irrthum  
in einer unter den Gläubigen verbreiteten Lehre vom  
Reiche Gottes.

(Fortsetzung.)

„Alles, was Gott thut und zuläßt, ist lauter Liebe. (Dies  
Letztere soll heißen: Alles, was Gott zuläßt, läßt er nur aus  
Liebe zu; denn das selbst, was Gott zuläßt, das Böse, ist doch  
nicht Liebe.) Auch dann ist Gott die Liebe, wenn er straft,  
denn der Zweck aller göttlichen Strafen ist Besserung; alle  
göttliche Strafe ist bessernde Liebe.“ — Noch einmal, es wäre  
höchst wichtig und nothwendig gewesen, solche Sätze, wenn man  
sie für biblisch ausgeben will, mit Stellen zu belegen; und es  
ist unbegreiflich, daß es nicht geschah, wenn Menken selbst es  
nicht unmöglich fand. Wenn Philosophen solche Sätze aufstellen,  
ohne sie aus der Bibel zu beweisen, so gibt das den Christen  
kein Recht, eben so zu verfahren. Ihm muß hier, da es sich  
um Gottes Verhältniß zu unserer Seele und ihr Heil oder Ver-  
derben handelt, alles Raisoniren als eitel und sündlich erschei-  
nen. Und doch beruhen diese Grundsätze und Principien der  
Menken'schen Theologie auf bloßem Raisonement. Sie sind keine  
Aussprüche der Offenbarung, wie jeder Bibelleser weiß; sie kön-  
nen auch aus keiner durch Folgerung abgeleitet werden, sondern  
werden als unzweifelhaft in sich selbst hingestellt. Ja sogar,  
Menken selbst leitet den Satz, daß Gott auch, wenn er straft,  
die Liebe sey, nicht aus 1 Joh. 4, 8. ab, und schließt nicht hier-  
aus, daß der Zweck aller Strafen Besserung seyn müsse, sondern  
macht diesen letzten Satz gradezu zu einem Axiom, und leitet  
hieraus den Lehrsatz ab, daß Gott nur aus Liebe strafe. Was  
ist aber das für eine dictatorische Autorität, wenn nicht die der  
gefallenen Menschenvernunft? Doch ist Menken keinesweges  
der Erste, der diese Aussprüche thut. Sie finden sich schon in  
F. A. Hasenkamp's Briefen über wichtige Wahrheiten 2c.,  
und zwar etwas dialectisch erörtert, auch ohne biblischen Beweis,  
bloß auf Raisonement beruhend, und das ganz kurz, wie folgt:  
„Haben Sie die Gültigkeit, nur Folgendes zu merken. Strafen  
haben einen Zweck, oder haben keinen Zweck. Nicht wahr? Ha-  
ben sie keinen Zweck, dann sind sie etwas Unvernünftiges, und  
wer wollte das Gott beilegen! Haben sie aber einen Zweck, so

kann der kein anderer seyn, als die Besserung des Geschöpfes,  
welches mit der Strafe belegt wird“ (Ed. 1. S. 56 f.). Dies  
Räsonnement begründet also den Satz, der, wie sich dialectisch  
und geschichtlich aus der angegebenen Schrift nachweisen läßt,  
wiederum dem ganzen Hasenkamp-Menken'schen Lehrgebäude zur  
Grundlage dient, mit dem es steht oder fällt. Wie kann aber  
für Bibelgläubige ein Satz fest stehen, der nicht aus der Bibel  
genommen ist? Anders verhält es sich mit den Rationalisten  
und ihren Systemen, aus denen diese Lehre gradezu entlehnt ist,  
denn der Hasenkamp selbst, der darauf sein ganzes Lehrge-  
bäude gründet, legt sie zuerst einem Neologen in den Mund  
(a. a. D.). Diesen zu lieb wollen wir auch kürzlich das Eitelle  
und Falsche dieses Raisonements nachweisen.

Es kann nur für denjenigen von Gültigkeit seyn, der schon  
von der Strafe selbst eine unrichtige Vorstellung hat, nämlich  
eben die, welche nothwendig die Besserung zum Zwecke und ihre  
Idee zum Wesen der Strafe macht. Der eigentliche, sich selbst  
klare Gegner dieser falschen Ansicht aber kann die ganze Schluß-  
folge auf's Leichteste folgendermaßen zu seinen Gunsten wenden:  
Strafe hat entweder einen Zweck überhaupt, sie ist vernunft-  
gemäß, oder sie hat gar keinen und ist vernunftwidrig. Dies  
Letztere ist nicht der Fall, wie unsere Gegner richtig behaupten,  
wodurch sie den Begriff anerkennen auf dem Wege sind. Hat  
aber die Strafe einen Zweck, so fragt sich erst noch, was man  
ganz zu übersehen beliebt, obgleich das der Angriffspunkt wäre:  
hat sie ihren Zweck in sich selbst, ist sie Selbstzweck, oder ist sie  
bloß Mittel für einen Zweck außer sich, z. B. die Besserung?  
Daß das Erste nicht der Fall sey, sondern das Andere, dafür sind  
die Beweise noch zu erwarten. Während der Zeit, ja schon seit  
dem Anfange der Geschichte hat unter den Menschen das Ge-  
fühl aller Völker dahin entschieden, daß Straffällige ohne Rück-  
sicht auf Besserung und auch ohne Hoffnung derselben gestraft  
werden müssen, auf daß Strafe sey und die Gerechtigkeit geübt  
werde; außer da, wo Despoten die Strafen zu Mitteln herab-  
würdigten, ihre grausame Lust zu befriedigen, oder eben so fleisch-  
liche Theoretiker wähten, sie als Mittel der Besserung brauchen  
zu können, zu Ruh und Ehren der Menschheit. Diese letztere,  
die philanthropische Ansicht, beruht aber wesentlich auf dem im  
vorigen Jahrhundert auf seinen Gipfelpunkt gestiegenen Subjecti-



vismus, \*) nach welchem man Sitte, Recht, Gesetz, Gewalt und Obrigkeiten überhaupt für etwas Willkürliches hielt, das durch Berechnung und Uebereinkunft gemacht sey und nur in den freiwilligen Vorstellungen den Grund seiner Existenz habe. Es gab für diese Philosophen keine souveräne Majestät, die man hätte beleidigen können, kein objectives Recht, dessen Verletzung Sühnung forderte, kein unabhängiges, heiliges Gesetz, das sich mit Nothwendigkeit am Schuldigen rächte; Alles hatten diese Leute selbst fabricirt zu ihrem Nutzen und ihrer Bequemlichkeit. Eine solche Verfälschung und Umstürzung der von Gott gegebenen Rechtsgedanken (Spr. 8, 15 f. Röm. 13, 1—4 u. a.), wie sie die mechanische und atheistische Weltansicht des vorigen Jahrhunderts und aller Zeiten bei den Philanthropen erzeugte, als Gegenstück zu ihrer Ausbildung in gottvergessenem Despotismus (die Einheit beider Ansichten erwies sich factisch z. B. im Terrorismus und erweist sich überall, wo beschworene Verfassungen von beiden Seiten gleich sehr verletzt werden), hing auf's Engste zusammen mit der Revolution in der Theologie. \*\*) Wie die souveräne Gewalt zu einer bloßen Dienerin des Gemeinwohls herabgewürdigt wurde, so wurde auch Gott der Herr selbst, wo er nicht ganz hinten an gestellt ward, als ein Wesen vorgestellt, dessen Idee und Ordnung der selbstlichen Absichten der Einzelnen wegen da sey, so daß eine Sünde gegen ihn eigentlich gar nicht statt finden, sondern der Mensch sich nur an sich selbst, an seinem eigenen Glücke versündigt könne. Von Strafwürdigkeit und positiver Strafe, die in sich selbst Zweck ist, als Rechtfertigung der beleidigten Majestät, Rache über den Missethäter (ἐκδίκησις Röm. 12, 19. von Gott, 1 Petr. 2, 14. von der Obrigkeit) konnte daher nicht mehr die Rede seyn. Sie sollte bloß den Fehlgenden zwingen, den Schaden, den er einem Andern zugesügt hatte, zu ersetzen (vgl. die Vorstellungen Menckens), und für ihn selbst eine Wohlthat seyn, eine Art Belohnung, ein Versuch, ihn wieder auf den rechten Weg zu seinem Glück zu bringen. Die Unendlichkeit der Sündenstrafe, der ewige Tod, mit dem Gott selbst die Uebertretung seines Gebotes bedrohet, mußte daher geläugnet, und somit practisch auch das irdische Abbild, die leibliche Todesstrafe für die, welche sich am Bilde Gottes (1 Mos. 9, 6.) vergriffen hatten, als Barbarei verworfen werden. \*\*\*) Wie in der Theorie diese Lehre in Widerspruch

\*) Er fand sich in allen Zeiten mehr oder weniger vor, selbst in dieser Beziehung, namentlich bei poetischen Philosophen und philosophirenden Poeten. Ähnlich wie Rousseau lehrt Horaz (Serm. I, sat III, 111.): *Jura inventa metu injusti fateare necesse est*, und was die Strafe betrifft, sagt Seneca (de ira I, 16, 21.): *Nemo prudens punit, ut ait Plato, quia peccatum est, sed ne peccetur.*

\*\*) „Von der einen Seite streben wahnsinnige Barbarei mit Wuth, diese von Gott geheiligte Ordnung umzustürzen; von der andern nehmen die Schmeichler der Fürsten keinen Anstand, ihre Macht ohne Nachsicht, sie der Herrschaft Gottes selbst entgegenzustellen. Beiden Uebeln muß entgegengearbeitet werden, wenn nicht die Lauterkeit des Glaubens zu Grunde gehen soll.“ So schon Calvin, inst. I, IV, c. 20.

\*\*\*) Merkwürdig ist in dieser Beziehung die Schrift über die Todesstrafe, welche uns als ein Votum der Kirche geboten wurde, aber auf diesen Namen, da sie ganz auf den Grund der menschlichen Vernunft baut, ohne Rücksicht auf Gottes Ordnung, Bibel- und Kirchenlehre, mit nicht mehr Recht Anspruch machen kann, als jenes sogenannte Antwortschreiben der Evangelischen Kirche an Dr. Hahn, zur Vertheidigung des Rationalismus. Sie soll von Dr. Hafe herrühren und hat den bezeichnenden Titel: Vom Lustmord u. s. w.

tritt mit den Vorstellungen der Völker, so kommen ihre Vertheidiger in der Praxis noch mehr in's Gedränge. Wie werden sie dieselbe als Gesetzgeber und Richter durchführen können, wie könnten sie es einrichten, daß jede zu bestimmende und zu verhängende Strafe in der allgemeinen Bestimmung durch's Gesetz und der besonderen Anwendung durch's Urtheil die Besserung der Individuen zu bewirken fähig sey? Und wenn sie sie nicht erreichten, wie könnten sie die Verfehlung ihres einzigen Zwecks rechtfertigen und den Vorwurf des Unrechts von sich ablehnen, da sie Jemanden gegen seinen Willen Schaden, Entbehrung und Schmerz verursacht hätten, ohne vorher sich vergewissert zu haben, daß er dafür durch ein höheres Gut entschädigt werde? Wer würde es wagen, eine Richterstelle zu bekleiden, wenn dadurch seine höchste Pflicht die würde, die Besserung der Schuldigen durch die Strafen zu bewirken?

Auf's Gewisseste, jeden Zweifel und jede Ausnahme abschließend, wird aber die Lehre von der Strafe, als einem Selbstzweck, als einer Rache über die Uebelthäter, einer Vollziehung der Rechtfertigung des göttlichen Gesetzes an den Uebertretern, einer Offenbarung und Ausöhnung der beleidigten und schrecklichen Majestät Gottes, von Gott selbst in seinem Worte uns vorgestellt. Der Heilige und Wahrhafte steht nicht an, sich einen „Gott der Rache“ zu nennen, „Gott, der die Rache ist“ (אל גמול, אל נקמות), und weit entfernt, daß der Gläubige sich darüber betrügen dürfe oder gar daran ärgern, wird nach dem Ausspruche des Herrn „der Gerechte sich freuen, wenn er solche Rache sieht“ (Ps. 58, 11 ff.). An solche Worte Gottes, dächten wir, müssen wir uns fest halten, statt sie entkräften, bei Seite setzen und umgehen zu wollen, und die Fülle ihres Sinnes recht erwägen und zu Herzen nehmen. \*) Doch haben wir vorher noch eine Eigenschaft Gottes zu betrachten, die mit der Gerechtigkeit in der engsten Verbindung steht, die Heiligkeit.

„Gott ist heilig oder gnädig. Die Heiligkeit Gottes heißt nicht nur und nicht so sehr die ganze unvergleichbare Vortrefflichkeit und Herrlichkeit Gottes, worin er über alle Vortrefflichkeit aller Geschöpfe unendlich erhaben ist, sondern vielmehr wird dadurch Gottes sich selbst herablassende Gnade, Gottes sich selbst erniedrigende Liebe ausgedrückt.“ Daß es eine solche Herablassung Gottes gebe u. s. w., wird bekanntlich in der Kirche nicht geläugnet, sondern strenger und in vollkernem Sinne, als irgendwo außer ihr, auf Grund der heiligen Schrift behauptet. Aber daß die Heiligkeit Gottes diese Eigenschaft und

(Leipzig 1826). Auffallend ist in ihr der Mangel an theologischer Einsicht, in Verbindung mit allerlei christlichthuenden Floskeln und einer oft leichtfertigen Behandlung des so ernsten Gegenstandes. Eine bequeme Zusammenstellung vieler treffenden Bemerkungen gegen die ungenügenden Theorien des Strafrechts, besonders die der Besserung, findet sich aber darin.

\*) Sollte Jemand den entgegengesetzten Weg einschlagen, und statt diese Wahrheiten auf die angeführten Zeugnisse des A. T. hin zu glauben, um ihnen auszuweichen, das A. T. verworfen, so können wir ihn nur bitten, hier oder im N. T. selbst weiter zu lesen und die auch noch im folgenden Artikel anzuführenden Stellen desselben wohl zu erwägen. Gott ist doch zu groß, als daß man mit ihm feilschen, und seine Offenbarung zu sehr ein Ganzes, als daß man beliebige Stücke daraus reißen darf. Wer ihre Süßigkeit schmecken will, muß sich's auch gefallen lassen, daß sie ihn, wenn er sie gründlicher genießt, im Leibe grimme (Offenb. 10, 8 ff.).



also nichts Eigenthümliches sey, sondern mit der Liebe und Gnade ganz zusammenfalle, muß der heiligen Schrift gemäß eben so streng geläugnet werden. Daß die falsche Definition einen schlechten Grund habe, und wirklich gesucht sey, um den unangenehmen Folgerungen aus der wahren zu entgehen, möchte sich schon daraus ergeben, daß sie dem ganzen Sprachgebrauche widerspricht und jeden unbefangenen Sinn und Verstand gegen sich hat. Auch findet sich nur bei Solchen, in deren Interesse es liegen mußte, den Begriff der göttlichen Heiligkeit zu entfernen, ohne ihn abzurunden und abzuschließen, weil er für Herz und Kopf zu viel scharfe Ecken und schroffe Seiten hat, die Vermischung der Heiligkeit mit der Güte, z. B. bei Leibniz (in der Theodicee, auf welche er selbst übrigens nicht viel Werth legte). Fragen wir jedoch nach den Schriftstellen, auf welche sich die Anleitung beruft, um zu sehen, ob diese wirklich einen ganz anderen Begriff von der Heiligkeit Gottes geben, als den, welchen bisher die ganze christliche Kirche in ihr gefunden zu haben meinte. Zuerst wird Jes. 6, 1—3. vgl. Offenb. 4, 8. 15, 4. citirt, wohl nur zum Beweise, daß Gott heilig sey. Aber auf den richtigen Begriff von der Heiligkeit Gottes könnten uns schon diese Stellen hinweisen, wenn wir den Werken des Herrn aufmerkamer und bereitwilliger gehorchten, als unseren Neigungen. Als Jesaias den Herrn, nämlich Christum, auf einem Throne sieht, hört er die Seraphim dreimal heilig rufen dem „Herrn der Heerschaaren,“ dessen „Ehre oder Herrlichkeit alle Lande erfüllt, und ob diesem Rufen beben nicht nur die Thürschwelle, sondern auch der Seher spricht: „Wehe mir! ich vergehe, denn ich bin unreiner Lippen und wohne unter einem Volke von unreinen Lippen, denn ich habe den König, den Herrn der Heerschaaren gesehen mit meinen Augen.“ Und da Johannes Gott auf einem Stuhle schaut (Offenb. 4.), nennen die vier Thierreiche ihn, als sie ihm das dreimal Heilig rufen, Gott den Herrn, den Allmächtigen (Allherrscher) und Ewigen, und die vier und zwanzig Ältesten werfen sich und ihre Kronen nieder und bekennen, daß er sey würdig zu nehmen Preis und Ehre und Kraft, weil er alle Dinge geschaffen durch seinen Willen. Und wiederum, im 15ten Capitel, da das Heer der Sieger am gläsernen Meere mit Gottes Harfen das Lied des Lammes singt, preist es die wundervolle Größe der Werke des Herrn, preist die Allmacht, Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit des Königs der Heiligen (Änd.: Heiden), und spricht: „Wer soll dich nicht fürchten, Herr, und deinen Namen preisen? Denn du bist alleine heilig. Denn alle Heiden werden kommen und anbeten vor dir, denn deine Urtheile sind offenbar worden“ (das Gericht Gottes über die Ungläubigen, welche der Engel mit der Sippe in die „Kelter des Jorns Gottes“ geworfen hatte, und auf welche gleich nachher noch sieben Engel die „Schaalen des göttlichen Jorns“ ausgießen). In der That man kann kaum begreifen, wie man in diesen Stellen die Heiligsprechung Gottes so auslegen kann, daß dadurch vielmehr „die alldemüthigste, sich selbst erniedrigende Liebe“ Gottes als seine Erhabenheit und Herrlichkeit verehrt wurde. Wir finden darin ein Lob seiner Erhabenheit, namentlich aber der Erhabenheit über die Sünde, welche die Sünder zittern und die Gläubigen und Heiligen anbeten macht, weil sie stets von der strafenden und vernichtenden Gerechtigkeit begleitet und durch die Handlungen derselben (die δικαιώματα) geoffenbart wird.

Doch wir gehen weiter. Menken citirt (S. 34.) noch eifß Stellen aus dem A. T. und eine aus dem N. zum Beweise seiner Definition (worüber s. u.) und bemerkt hiebei: Aus

dem Zusammenhange dieser Stellen gehe hervor, daß Gott da der Heilige genannt werde, wo seine liebevolle, demüthige, gnädige Herablassung gepriesen werde, während er da, wo er nur als Richter und Rächer erscheine und ohne Bezug auf die Gnade, nie wegen seiner Heiligkeit gepriesen werde. Dieser Bezug auf die Gnade finde aber offenbar statt, z. B. Jes. 5. Jerem. 50, 29. 51, 5. Offenb. 16, 5. 6. (S. 39.), so daß man daraus nicht beweisen könne, Gottes Heiligkeit beziehe sich auf seine Zorngerichte. Wir dagegen behaupten, daß in den angegebenen Stellen Gott um seiner gerechten Handlungen willen heilig genannt wird, obgleich wir gerne zugeben, daß dabei auch ein Bezug auf seine Gnade über die Gläubigen statt finde. Denn welche Handlung Gottes in der ganzen Weltgeschichte hätte nicht auch eine solche Beziehung, welche Eigenschaft Gottes stände nicht in engem Verhältnisse mit den anderen, also auch die Gerechtigkeit und Heiligkeit mit der Güte und Gnade? Es fragt sich daher vielmehr, ob in den angeführten und ähnlichen Stellen Gott heilig genannt werde wegen der Strafgerichte an und für sich selbst, oder bloß in genauer und ausdrücklicher Beziehung auf die damit in Verbindung stehenden Erweise seiner Gnade? Menken behauptet entschieden das Letztere, wenn er sagt, daß hier der Bezug auf die Offenbarungen und Anstalten seiner Gnade unverkennbar obwalte.

(Fortsetzung folgt.)

## M i s c e l l e.

(Logik des Herrn Dr. Röhr.)

In der Krit. Pred. Bibl. Bd. X. S. 4. S. 618—628. befindet sich eine Recension der Predigten, welche Herr Inspector Schmieder zu Pforte unter dem Titel: „Zeugniß von Christo“ herausgegeben hat. Diese Recension stellt den Einfluß des Herrn Schmieder auf die Zöglinge der Anstalt als einen höchst nachtheiligen dar und behauptet es, „daß das Unglück diesen Mann in einen Wirkungskreis geführt hat, in welchem er sich nicht nur nicht mit Segen behaupten kann, sondern auch viel Schaden stiften muß.“ Ein trefflicher Wink für Eltern, welche ihre Söhne der gedachten Anstalt anvertraut haben, oder anvertrauen wollen! Sie mögen nur von ihrem Vorhaben absteigen, oder ihre Kinder anderweitig unterbringen, wenn ihnen das Wohl derselben am Herzen liegt, denn „in Schulpforte sind die Zöglinge in Gefahr, der Religion ganz entfremdet zu werden, wenn nicht ihr besserer Genius gegen dieselbe (gegen die Religion??) bewahrt, da sie in der gottesdienstlichen Versammlung keine wahre Erbauung finden etc.“ Fürwahr, eine bessere Sprache, als diese ist, kann man nicht führen, wenn man einem Schuldirector das Vertrauen des Publicums und der Behörden entziehen, den Segen seiner Amtswirksamkeit schwächen und seiner Anstalt schaden will. Indessen finden sich zum Glück für Herrn Schmieder auch Männer, die seine Vertheidigung übernehmen, und es für eine heilige Pflicht halten, dem nachtheiligen Einflusse solcher verdächtig machenden Einflüsterungen entgegenzuwirken, und diese Männer sind gerade vermöge ihrer Stellung zu Herrn Schmieder und zu Schulpforte die competentesten Richter in einer so wichtigen Angelegenheit.

Die wackeren Amtsgenossen des Angegriffenen fanden sich nämlich durch jene Recension bewogen, dem Herausgeber der Pred. Bibl. unter dem 10. November v. J. eine Erklärung einzusenden, in welcher sie sich gedrungen fühlen, öffentlich zu bezeugen, daß Herr Inspector Schmieder

- 1) ganz für seine Amtspflichten lebt;
- 2) als Prediger und Seelsorger bei seiner Gemeinde viel Gutes stiftet;



3) von den Böglingen der Anstalt als ein gewissenhafter und väterlich gesinnter Lehrer verehrt wird;

4) von seinen Kollegen als geistreicher Gelehrter und redlicher Amtsgenosse geachtet und geliebt wird.

Wohl dem Manne, der solch Zeugniß für sich hat, und wohl der Anstalt, die unter seiner Leitung steht! Aber was muß doch Herr Schmieder verbrochen haben, daß sein Recensent so gewaltig über ihn herfährt und so fest und tübn versichert, „er werde sich nicht nur nicht mit Segen in seinem Wirkungskreise behaupten, sondern müsse auch viel Schaden stiften!“ Nichts hat er verbrochen, als daß er sich zu einem theologischen System bekennet, welches nicht das System des Recensenten ist. Herr Schmieder hält es nämlich mit der supranaturalistischen Ansicht vom Christenthum; er ist in den Augen der Herren Rationalisten ein arger Mystiker, und es ist ja zur Genüge bekannt, welch ein Gräuel die armen Mystiker jenen heßliebenden Leuten sind, die in die Schule der Vernunft gehen, um da den Herrn und seine Apostel meistern und corrigiren zu lernen. Wir aber können nicht umhin, zu gestehen, daß wenn der Supranaturalismus solche Früchte im Leben trägt, wie bei Herrn Schmieder, wenn er so gewissenhafte, treue, redliche, väterlich gesinnte, liebevolle Lehrer, Freunde, Amtsgenossen und dgl. bildet, dies System doch nicht so gar schlecht, verwerflich und nachtheilig in seinem Einflusse auf Geist und Herz seyn könne, wie die Feinde desselben uns gern überreden möchten. Vielmehr erscheint uns dann das Leben selbst als das beste Zeugniß für das System.

Herr Dr. Röhr hat aus Gehorsam gegen die Pflicht der Unparteilichkeit die Erklärung der Amtsgenossen des Inspector Schmieder in seine Krit. Pred. Bibl. einrücken lassen. Zugleich aber hat er eine Nachterklärung des Recensenten aufgenommen, und diese seinerseits noch mit einem Zusage begleitet. Jene übergehe ich, als nicht zu meinem Zwecke gehörig, um diesen Zusatz des Herausgebers zu beleuchten, wobei ich nur bewerte, daß ich Herrn Inspector Schmieder persönlich gar nicht kenne, mit ihm nicht in der geringsten Verbindung stehe, auch seine Predigten nicht gelesen habe, vielmehr von diesen nur aus Recensionen Nachricht habe.

Herr Dr. Röhr erklärt nun in seinem Zusage wirklich:

„Mag auch Herr Schmieder als Mensch und Lehrer unendlich besser seyn, als sein theologisches System, so wird doch dieses nimmer andere Früchte tragen, als daß es die Jünglinge, denen er es einzupflanzen sucht, entweder zu dumpfsinnigen Fanatikern oder zu religiösen Indifferentisten macht und sie in beiden Fällen um die ächte Gottseligkeit bringt, welche die Frucht einer erleuchteten Erkenntniß Jesu Christi ist.“

Ich will nichts über die Lieblosigkeit sagen, mit welcher hier das theologische System aller derer, die sich nicht zu dem Rationalismus des Dr. Röhr bekennen, als eine unausbleiblich zur Gottlosigkeit führende Lehre dargestellt wird, sondern nur die seltsame Logik des Herrn Generalsuperintendenten beleuchten. Aus dem von ihm aufgestellten Satze müßte sich folgender Schluß ergeben:

Das supranaturalistische System (das ist das theologische System des Herrn Schmieder) wird nimmer andere Früchte tragen, als daß es die Menschen zu dumpfsinnigen Fanatikern oder zu religiösen Indifferentisten macht.

Nun bekennet sich Herr Schmieder zum supranaturalistischen Systeme, folglich muß ihn dies System zu einem dumpfsinnigen Fanatiker oder zu einem religiösen Indifferentisten gemacht haben.

Aber Herr Dr. Röhr sieht wohl, daß er so nicht schließen kann. Das Zeugniß der Amtsgenossen des Herrn Schmieder steht ihm im Wege und er vermag es nicht zu enträsten. Er gibt daher zu, Herr Schmieder möge wohl als Mensch und Lehrer unendlich besser seyn als sein System. So ergibt sich dann aber nachstehender, wahrhaft meisterhafter Schluß:

Das supranaturalistische System ic. (wie oben).

Herr Schmieder bekennet sich zu diesem System.

Folglich ist Herr Schmieder (als Mensch und Lehrer unendlich besser als sein System) nicht etwa ein dumpfsinniger Fanatiker oder ein religiöser Indifferentist, sondern ein Mann, der

1) ganz für seine Amtspflichten lebt;

2) als Prediger und Seelsorger bei seiner Gemeinde viel Segen stiftet ic. (wie oben).

Heißt das nicht vortrefflich schließen? Wenn doch das supranaturalistische System nimmer andere Früchte bringen kann, als die von Herrn Röhr angegebenen, so müßten ja nothwendig diese Früchte an Herrn Schmieder nachgewiesen werden können, und findet sich nun bei diesem grade das Gegentheil, so ist ja die Röhr'sche Behauptung offenbar unsinnig. Eine leere Ausflucht ist es aber nun, wenn Dr. Röhr sagt: Herr Schmieder mag als Mensch und Lehrer unendlich besser seyn als sein System — denn daraus würde ja doch wenigstens die Folgerung gezogen werden müssen: so können auch die Jünglinge, denen, nach Herrn Röhr's Ausdruck, dies System eingeimpft wird, unendlich besser werden, als ihr System. Trägt aber dies System solche Früchte, wie bei Herrn Schmieder, so darf man ja freudig hoffen, es werde auch ähnliche Früchte bei seinen Böglingen bringen, und diese zu Männern ausbilden, die in ihrem künftigen Berufe sich mit aller Treue ihren Amtspflichten widmen, in ihrem Wirkungskreise einst viel Segen stiften, sich als gewissenhafte und väterlich gesinnte Lehrer, redliche Amtsgenossen und dgl. auszeichnen. Herr Dr. Röhr mag also nur seine Logik einer Prüfung unterwerfen, vielleicht lernet er dann einsehen, wie sehr er sich übereilt hat, wenn er behauptet, daß das theologische System des Herrn Schmieder nimmer andere Früchte bringen werde, als dumpfsinnige Fanatiker oder religiöse Indifferentisten zu bilden. Sämmtliche Supranaturalisten aber von A bis Z dürfen sich nur bei Herrn Dr. Röhr bedanken für die liebevolle Art und Weise, wie derselbe ihre Wirksamkeit auf Cathedern, auf Kanzeln und in Schulen schildert. Wenn sie vom natürlichen Verderben des menschlichen Geschlechts, von der Gotttheit Christi, von der Rechtfertigung des Sünders aus Gottes Gnade ohne Verdienst durch die Erlösung Jesu Christi, von der Wiedergeburt und den Gnadengewirksamkeiten des heiligen Geistes und dgl. gezeugt haben und zeugen, so sind unter ihrer Leitung nur dumpfsinnige Fanatiker oder religiöse Indifferentisten gebildet worden. So urtheilt Herr Dr. Röhr über die Apostel des Herrn, über die Reformatoren und Alle, die in ihrem Sinne und Geiste gewirkt haben und noch wirken. Sapientia sat!

Möchte doch Herr Röhr nicht glauben, man könne Alles mit Reden und kühnen Behauptungen ausrichten! Es gibt doch auch noch Christen genug, die Augen haben, zu sehen, Fähigkeit und Muth, zu prüfen, und die Beweise fordern, sich auch durch Lebensarten nicht irre machen lassen, sondern schließen, daß wenn die Vernunft sich an der Logik so schwer verführen kann, sie wohl eben nicht geeignet seyn dürfte, als Schiedsrichterin der Wahrheit aufzutreten und etwas über den Rath Gottes zu unserer Seligkeit zu bestimmen. Darüber muß man den allein hören, der da spricht: So ihr bleiben werdet an meiner Rede, so werdet ihr die Wahrheit erkennen.

C. Ld.



# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1830.

Mittwoch den 8. September.

N<sup>o</sup> 72.

Versuch zur Scheidung von Wahrheit und Irrthum  
in einer unter den Gläubigen verbreiteten Lehre vom  
Reiche Gottes.

(Fortsetzung.)

Eben so unverkennbar aber entscheiden die Ausdrücke der Schrift für das Gegentheil. Oder wäre das nicht deutlich und beweisend genug, wenn Gott heilig genannt wird, nicht nur auf Veranlassung seiner Strafgerichte, sondern ausdrücklich, weil er gerichtet habe? und wenn dieses Gericht darum als ein Werk seiner Heiligkeit gepriesen wird, nicht etwa weil er dadurch verfolgte Gläubige von ihren Feinden befreite, sondern weil er die schon getödteten Heiligen an den Mördern rächte? „Herr, du bist gerecht, der da ist und der da war, und heilig (ἅγιος), daß (vgl. B. 7.) du solches geurtheilet hast, denn sie haben das Blut deiner Heiligen und Propheten vergossen, und Blut hast du ihnen zu trinken gegeben: denn sie sind's werth.“ — „Ja, Herr, allmächtiger Gott, deine Gerichte sind wahrhaftig und gerecht“ (Offenb. 16, 5—7.). Man sieht auch den Parallelismus zwischen dem „gerecht“ (δικαιος) und dem „heilig“ (ἅγιος). Die Beziehung der Urtheile und der blutigen Vergeltung nach der Würdigkeit der Feinde auf die Heiligkeit Gottes, und die Bestätigung, daß das Gericht des Allherrschafters nach seiner Heiligkeit wahrhaftig und gerecht und folglich der Herr selbst gerecht und heilig zu preisen sey, sind so deutlich, daß wir nichts weiter hinzufügen können, als das Gebet, Gott möge uns bei Zeiten seine Heiligkeit erkennen lassen, damit wir getrost und freudig seinem Gericht über die Welt entgegengehen und nicht erst dann, in den Tagen des Grimmes, der Trübsal und Angst, die Wahrheit dessen müssen empfinden lernen, das wir nicht glauben wolten! — Diefelbe Bewandniß hat es mit den drei anderen, beifpielsweise angeführten Stellen, in welchen der Bezug auf die Gnade obwalten soll. Doch können wir hier diese Behauptung daraus erklären, daß in allen der Ausdruck „der Heilige in Israel“ vorkommt, von welchem Menken nun einmal für allemal vorausbestimmt hat, er bedeute: der sich in Israel gnädig als „das allerdemüthigste, allerliebevollste Wesen“ offenbarte. Auch wir haben schon von Gott den Ausdruck gebraucht, er sey demüthig; betrachten ihn aber als abstracten Schulaus-

druck. In der Schrift wird er nicht von Gott außer Christo, nur vom fleischgewordenen Gott gebraucht, und doch heißt Gott schon lange vorher heilig. Warum, wenn heilig nichts heißen soll als demüthig, was ja auch die Liebe in sich schließt, wird er nie im A. T. demüthig genannt, warum nur heilig? — Jerem. 50, 29. heißt es: „Vergeltet ihr (Babel) wie sie verdient hat; wie sie gethan hat, so thuet ihr wieder. Denn sie hat stolz gehandelt wider den Herrn, den Heiligen in Israel.“ Soll dies heißen: „Sie hat gesrevelt an dem Gott, der in Israel sich als demüthig und höchst liebevoll geoffenbart hat; — darum soll ihre junge Mannschaft fallen auf den Gassen ic.“ (B. 30.), oder, wie es B. 28. heißt, „auf daß sie verkündigen zu Zion die Rache des Herrn, unseres Gottes, und die Rache seines Tempels?“ Wir läugnen hiemit keinesweges, daß sich die Heiligkeit Gottes außer der Bestrafung der Gottlosen noch zeige, in Beschüßung der Gerechten, und daß er auch deswegen der Heilige in Israel heiße, weil er nicht nur seine Feinde bestrafe, sondern auch Israel von den Unbeschnittenen errette, wie wir uns hierüber bald erklären werden. Aber wir läugnen, daß Gott wegen der Herablassung zu den sündigen Menschen der Heilige in Israel genannt werde, und behaupten, er heiße so, weil er sich innerhalb Israels für die anderen Völker und für die Israeliten selbst auch, wenn sie ungehorsam waren, als heilig erwies, im gewöhnlichen Sinne des Wortes. Darum wird zu Israel gesagt: „Der Herr, dein Gott, ist ein verzehrend Feuer, und ein eifriger Gott“ (= er ist der Heilige in deiner Mitte; 5 Mos. 4, 24. vgl. 9, 3.). Darum sagt Jesaias von den Ungehorsamen: „Sie verachten das Gesetz des Herrn Zebaoth und läßern die Rede des Heiligen in Israel. Darum ist der Zorn des Herrn ergrimmet über sein Volk und redet seine Hand über sie und schläget sie, daß die Berge beben und ihr Leichnam ist wie Roth auf den Gassen. Und in dem Allem läßt sein Zorn nicht ab“ (5, 24 f.). Einen anderen Vers dieses Capitels behalten wir uns für später vor, aber eine andere Bemerkung gehört noch hieher, wie zu Jerem. 51, 5. In dieser letzteren Stelle scheint nämlich wirklich ein Bezug auf die Gnade statt zu finden, der die Menken'sche Auffassung des „Heiligen in Israel“ einigermaßen begreiflich machen könnte. Es ist nämlich die Rede davon, daß Israel und Juda nicht sollen Wittwen gelassen wer-



den vor ihrem Gott. Aber gerade diese Stelle gibt, genauer betrachtet, zwei schlagende Beweise gegen jene Auffassung. Der Ausdruck: „der Heilige in Israel“ steht nämlich hier nicht in Verbindung mit dem Trostspruche für Israel, sondern mit der Schuld und Strafe Babels. („Jenes Land hat sich hoch verschuldet am Heiligen in Israel. Fliehst aus Babel, — denn dies ist die Zeit der Rache des Herrn, der ein Vergelter ist und will sie bezahlen.“) Dagegen wird bei der Tröstung Israels „Gott, der Herr Zebaoth,“ genannt. Wie mag nun dieser Ausdruck erklärt werden? Denn, wenn, wie Menken will, der Name „Heiliger in Israel“ Gottes gnadenvolle Offenbarung ausdrückt, weil er bisweilen in Verbindung mit Lobpreisungen der göttlichen Gnade gebraucht wird, — muß dann nicht auch der Ausdruck „Gott, der Herr Zebaoth“ (wörtlich: Jehovah der Heerschaaren), weil er sehr oft (z. B. Jes. 5.) in derselben Verbindung vorkommt, und hier sogar in einer trostreichen Verheißung, gradezu bedeuten: das liebreichste, demüthigste Wesen? Und wie kann man nun gar den offenbaren Parallelismus erklären, in dem Jes. 5, 25. Jehovah Zebaoth und der Heilige Israels stehen, wenn der letzte Name nicht auch, wie der erste, die Erhabenheit Gottes (obgleich vorzüglich in moralischer Beziehung) ausdrücken soll? Wobei wir keinesweges läugnen, sondern vielmehr behaupten, daß die Macht des Herrn der Heerschaaren und die Heiligkeit dessen, der seinem Israel angehört, für die Gläubigen auch an und für sich selbst eine sehr tröstliche und erhebende Eigenschaft Gottes sey; denn selbst die strafende Gerechtigkeit Gottes ist für den, der wie David vom Gesalbten Gottes und von der Sündenvergebung in Liedern und heimlicher Weisheit versichert worden ist, eine preiswürdige, ja erkeunende Eigenschaft (s. o.). Kurz, wie sich in Gott alle seine Eigenschaften zusammenfinden und Eins sind, so sind auch alle zusammen einer erleuchteten Seele lieb geworden, und sie begehrt nicht, das Geringste von ihrem Herrn auszuscheiden. Durch seine herablassende Gnade verehrt und liebt sie auch seine Heiligkeit, die der alte Mensch nur hassen und fürchten kann, oder sich, so gut es geht, wegläugnen muß. —

Vergebens beruft sich also auch Menken auf die Art, wie in manchen Psalmen Gottes Heiligkeit erwähnt werde. Wenn David oder irgend ein Psalmist in einer freudigen und seligen Gemüthsstimmung, da er das ganze Werk Gottes preisend überschaut, auch des Namens seiner Heiligkeit erwähnt (z. B. Ps. 103, 1. 105, 3.), so beweist das eben nur, was wir gesagt haben, und keinesweges, wie Menken will, daß die Heiligkeit Gottes in dessen Gnade bestehe. Sonst müßte man ja auch behaupten, daß die Herrschaft Gottes über Alles, deren Ps. 103, 19., oder das Gericht über alle Welt, das Strafen der Könige und Pharaonen, das in Ps. 105, 7. 14, 28—36. gerühmt wird, an und für sich Werk der demüthigen Liebe sey. Denn daß, was in Beziehung auf die Einen Strafe ist, für die Anderen zugleich Gnade sey, ohne im Geringsten die Einseitigkeit von Strafgerechtigkeit und Gnade zu beweisen, haben wir schon gesagt, wollen es aber noch zum Ueberfluß durch das freilich irdische Bild eines Feldherrn anschaulich machen, der die dem Feinde abgenommene Beute oder auferlegte Brandschatzung unter seine Krieger theilt, und dessen Wohlthätigkeit gegen die Seinigen doch gewiß nicht auch eine Wohlthätigkeit gegen die Feinde ist, oder dessen Härte gegen den Feind ihren Grund nicht einmal in der Liebe zu seinen Leuten zu haben braucht, sondern an und für sich nöthig seyn kann. Die ganze Argumentationsweise aus der Erwähnung von Gottes Heiligkeit in Psalmen, die vorzüglich

von dessen Gnade handeln, ist also höchst unzulässig, um so mehr, da der Hebräische Ausdruck nichts mehr besagt, als, wie Luther übersetzt: sein heiliger Name, und folglich noch weniger, als der von Menken gebrauchte, berechtigt, ein Lehrstück von der Heiligkeit zu erwarten. Sie beweist aber auch den gänzlichen Mangel an scheinbaren Gründen und stellt das ganze System in ein höchst nachtheiliges Licht, besonders der Kirchenlehre gegenüber, die zwar auch die Erforschung des Zusammenhanges und die feinsten Folgerungen aus demselben zuläßt, aber beständig für die Begründung einer Lehre klare, helle Schriftstellen, positive, dogmatische Aussprüche, eigentliche sedes doctrinae, verlangt, während dies System, das sich nichts als biblisch zu seyn rühmt und die besten Mitglieder der Evangelischen Kirche mit Mißtrauen und Verachtung gegen ihre Kirche, welche ja bereits nicht mehr existire (S. XIV.), und deren Lehre, die auf Schulweisheit und Menschenansehen beruhe, zu erfüllen strebt, — während dies System, wie wir hier und bei allen streitigen Fundamentalartikeln sehen können, diejenigen Bibelstellen, die nach Inhalt und Zusammenhang geistlich den Artikel behandeln, wo möglich umgeht, und seine Sätze aus anderen Stellen nimmt, in denen sie nicht oder nicht gradezu vorgetragen werden, so daß es leicht wird, eine Verwirrung mehrerer Lehren anzurichten, wie hier eine Verwirrung göttlicher Eigenschaften, und von da aus dann auch die hellen und schlagenden Sprüche, über deren unmittelbares Verständniß kein christlicher Sinn lange zweifelhaft bleiben kann, zu trüben, entwerfen und verzerren. Ein solches Verfahren ist zwar dem Unbefangenen leicht zu beurtheilen und dem Geschichtsfundigen aus der Geschichte aller abweichenden Systeme hinlänglich in seiner Verwerflichkeit bekannt — denn auf eben diese Weise, in der der Eine dies und jenes beweiset, kann ein Anderer die entgegengesetzten Extreme und Abnormitäten aus der Bibel dathun. — Aber nicht nur schwache Seelen, in der Gnade unbefestigte Herzen und eigenwillige Köpfe, die etwas Befonderes möchten, werden den verschiedenen Versuchen solcher einseitigen und schiefen Dogmatik zufallen, sondern auch manches treuere, aufrichtige Kind Gottes, das die gesunde Lehre nicht gründlich kennt, kann so leicht durch den Namen und Anschein eines freien, rein biblischen Christenthums zur Annahme einer Lehre verleitet werden, in der es schon alle Schwierigkeiten durch gleichmäßig falsche Auslegung der Hauptstellen und Manches, was dem alten Menschen noch vorzüglich anstößig war, durch falsche Auffassung der Glaubenslehren hinweggeräumt findet.

Nachdem wir nun schon sahen, wie allerdings die Heiligkeit Gottes seine Strafgerichte veranlaßt und durch sie verherrlicht wird (vgl. noch Ezech. 28, 22 f. 38, 19—23.), wollen wir noch kürzlich die zwölf positiven und directen Beweisstellen Menken's nachsehen (s. o.). In Ps. 89, 19. Jes. 41, 14—20. 43, 1—15. 47, 4. 48, 17. 49, 7. kommt Alles auf die Vorstellung an, die man sich vom Heiligen in Israel macht und von der oben schon die Rede war. In Ps. 99. wird die Heiligkeit Gottes dreimal erwähnt, B. 3. 5 und 9.; zuerst in B. 3., wo es neben den Worten groß, furchtbar, mächtig, geseggebend und richtend vorkommt. B. 5 und 9. sagen nur: Gott, unser Gott, ist heilig, betet ihn an auf seinem heiligen Berge. Jes. 57, 15. beweist noch deutlicher das Gegentheil von dem, was Menken will. Der Vers lautet:

So spricht der Hohe, Erhabene,  
(Bewohner der Ewigkeit, das Heiligthum ist sein Name):  
Die Höhe, das Heiligthum bewohn' ich, —  
Und den zer Schlag'nen, demüthigen Geist,



Neuzubeleben den Geist der Demüthigen,  
Neuzubeleben das Herz der Zerschlagenen.

Es bedarf kaum der Bemerkung, daß vor unserm Gedankenreich die Erhabenheit Gottes geschildert ist, zu der sein Wohnen in der Ewigkeit, in der Höhe, dem Heiligthume gehört, um nachher seine Gnade in ein desto helleres Licht zu stellen. Eben deswegen wollen aber auch wir, ehe wir die Gnade Gottes, die zu uns niedersteigt, rühmen, seine Heiligkeit preisen, kraft deren er in der Höhe wohnt. Nachher wird die Herablassung Gottes zu den Zerschlagenen desto größer und gewaltiger erscheinen. Menken citirt ferner Ezech. 36, 23—36. Er hätte B. 16—38. sagen können, da diese Verse Ein Stück bilden, in dem davon die Rede ist, daß die Israeliten den Namen Gottes bei den Heiden verunheiligten und Gott ihn wieder heiligen werde. Menken meint wohl, dies Letztere beziehe sich auf eine neue Herablassung Gottes zu Israel (B. 26—28.). Aber diese allein hätte Gottes Namen nicht geheiligt, oder hätten die Israeliten nicht auch diese neue Gnadenoffenbarung profaniren können? Und wäre Gottes Name nicht erst recht entheiligt worden, wenn er sich zu den Entheiligern herabgelassen hätte, ohne seinen Abscheu zugleich thatsächlich zu bezeugen? Nein, diese Heiligung des Namens Gottes an den Israeliten (B. 23.) besteht in ihrer Aussonderung von den Heiden (B. 24.) und ihrer Reinigung von äußerer, levitischer (B. 25.) und innerer, geistlicher Unreinigkeit (B. 26 f.); denn sie sollen als Gottes besonderes Volk in ihrem besonderen Lande wohnen (B. 28.), rein von aller Unreinigkeit (B. 29., vgl. 33.). Ganz entspricht dieser Vorstellung vom Begriffe der Heiligung die entgegengesetzte der Entheiligung des göttlichen Namens durch die Verunreinigung, Gemeinmachung, Gleichstellung und Verachtung der zerstreuten Israeliten bei den Heiden (B. 17—23.). Wie mag Menken den Begriff Entheiligung fassen und demzufolge den der Heiligung? Und wenn den Israeliten verheißen wird, daß sie sich vermehren sollen wie die Heerden heiliger Thiere an den Ockerfelsen zu Jerusalem (B. 37 f.): warum heißen diese Thiere heilig? Wie kann man dies auf den Begriff der Herablassung beziehen? Die einzigen Stellen, die scheinen könnten, die Menschenliche Begriffsbestimmung der Heiligkeit Gottes zu beunfligen, sind die beiden Parallelen 1 Sam. 2, 2. und Luc. 1, 49. und Hos. 11, 9. In allen dreien kommt es jedoch wieder nur auf die Zusammenstellung mit anderen Aussagen an. In der letzten Stelle ist die Erklärung schwierig. Man kann nach Lowth übersehen:

Denn Gott bin ich und nicht ein Mensch,  
In deiner Mitte der Heilige, kein Städtebewohner.

Doch auch nach der gewöhnlichen, wie es scheint, vorzuziehenden, Uebersetzung reicht unser Begriff von Heiligkeit vollkommen aus, wie in allen anderen Fällen, und namentlich auch in Luc. 1, 49. 1 Sam. 2, 2. Unsere Vorstellung aber ist folgende.

Gott ist heilig, d. h. er schließt die Sünde ewig von sich aus. Er selbst ist rein von ihr, aber nicht durch Zufall, oder für einige Zeit, noch auf bloße negative Weise, sondern durch seine ganze positive Selbstbestimmung. Er sondert daher Alles, was von der Sünde befect wird, alsbald von seiner innigen Gemeinschaft aus (vgl. o.), und erscheint als erhaben über die Sündler, majestätisch. Durch seine Heiligkeit ist Gott rein von der Sünde (er wird nicht von ihr versucht, so zu sagen, angegriffen, Jac. 1, 13. im Griech.); man kann ihm keinen Vorwurf machen; seine Wege sind heilig (Ps. 77, 14.), gerecht, untadelhaft (Ps. 145, 17. 5 Mos. 32, 4.). Dies schließt ein, daß er treu sey in Erfüllung seiner Verheißungen, wahrhaft, beständig:

„Welchem ich gnädig bin, dem bin ich gnädig; weß ich mich erbarme, deß erbarme ich mich“ (2 Mos. 33, 19.). Darum preisen die Heiligen Gottes seine Heiligkeit, weil sie darin keinen auch nur vorübergehenden Mangel und Flecken wahrnehmen, keinen Wechsel von Licht und Finsterniß (Jac. 1, 17.); Gott ist rein, und wer auf ihn hofft, reinigt sich ebenfalls (1 Joh. 3, 3.). Daher sagt er seinen Kindern: Ihr sollt heilig seyn, denn ich bin heilig (3 Mos. 19, 2. 1 Petr. 1, 15. 16.). Die Heiligkeit Gottes schließt somit in sich das Wohlgefallen am Guten und das Mißfallen am Bösen in den Creaturen (Ps. 15, 5, 5—7 u. a.), und daher die Beständigkeit und Wahrhaftigkeit in Verheißung und Drohung. Sein Gesetz ist heilig (Röm. 7, 12.); in der Haltung seiner Verheißungen bewährt er sich und seine Offenbarung, seinen Namen, als heilig, als unverleßlich gut (hierher gehören 1 Sam. 2, 2. Luc. 1, 49 u. a.); und eben so in Vollziehung seiner Drohungen, seines Strafgesetzes (vgl. die oben erklärten Stellen und besonders Offenb. 6, 10.). Er ist ein heiliger, eifriger Gott, der Uebertretung und Sünde nicht ertragen wird (Jes. 24, 19. vgl. 20.). Wer kann stehen vor dem Herrn, solchem heiligen Gotte? (1 Sam. 6, 20. Er hatte funfzigtausend und siebenzig Mann geschlagen, darum daß sie seine Lade gesehen hatten.) Indem Gott in sich selbst heilig ist und Wohlgefallen an der Heiligkeit seiner Geschäfte hat, ist er auch die Quelle aller Heiligkeit und Heiligung, aller wahrhaft guten Reinheit und Reinigung vom Bösen. Er fordert sie nicht nur, er gibt sie auch (s. u.). So heiligt er sich die Kirche des N. und N. B., indem er sie ausführt aus der Welt und einführt in seine Gemeinschaft, jede nach ihrer Weise. „Wisset, daß ich der Herr bin, der euch heiliget“ (2 Mos. 31, 13.). Die Israeliten heiligte er sich also vorerst äußerlich (levitisch, vgl. Hebr. 9, 13.) durch Unterscheidung von den anderen Völkern und Einführung in einen wahrhaften Gottesdienst, den sich der Herr ebenfalls geheiligt, d. i. auserlesen hatte (z. B. den Sabbath a. a. D. und 1 Mos. 2, 3.), und durch den sein Name (seine Offenbarung und Erkenntniß etc.) wiederum geheiligt, d. h. vom Sündlichen geschieden, vom Götzendienste ausgezeichnet, erhaben, herrlich und furchtbar wurde. Auf's Deutlichste ausgedrückt ist dies bei dem Verbote sich nicht durch das Essen unreiner Thiere zu verunreinigen, zu befudeln, zum Scheusal zu machen (3 Mos. 11, 43 ff.): „Denn ich bin der Herr euer Gott. Darum sollt ihr euch heiligen, denn ich bin heilig, und sollt nicht euere Seele verunreinigen an irgend einem kriechenden Thier, das auf Erden schleicht. Denn ich bin der Herr, der euch aus Aegyptenland geführt hat, daß ich euer Gott sey. Darum sollt ihr heilig seyn, denn ich bin heilig.“ Hatte nun der Herr sich nicht schlechthin unter den Menschen geoffenbart, sondern, um sich zu offenbaren (was Werk seiner Gnade war), ein Volk sich ausgesondert und gereinigt dem Fleische nach durch die Beschneidung, und umgeben mit Gesetzen und Gottesdiensten, zum Zeichen, daß er sie heilige (Ezech. 20, 12. 2 Mos. 31, 13.): so trat er hiedurch allerdings mit diesem Volke in ein engeres Verhältniß, als mit allen anderen. Aber daß er dies that, war Werk seiner Gnade gegen Israel, dessen Stammvater Jacob er geliebt hatte, ehe er geboren ward, daß er herrsche über Esau (Röm. 9, 11—13.) und den Segen Isaak's davontrage. Gottes Bund war ein Gnadenbund (Jes. 55, 3 u. a.); aber das, wovon dieser Bund vor Allem ein Zeugniß ablegen sollte, war die Heiligkeit Gottes, das, was er dem Volke vorhielt als Bundesbedingung, die Heiligung Israels, und der Bund selbst, als außerordentlich und unverleßlich, war ein heiliger Bund. Alles, was zum Bunde



gehörte, wurde ausgesondert, gereinigt, geweiht, d. i. geheiligt (3. B. der Priester 3 Mos. 21., die Gefäße, Opferrhiere). Ja, das ganze Volk sollte als einigiges Bundesvolk durch den Bund selbst nicht nur äußerlich geheiligt werden, sondern auch, wo es möglich wäre, innerlich, durch Haltung der nur ihm gegebenen Sagen (3 Mos. 20, 7. 8.). „Werdet ihr nun meiner Stimme gehorchen und meinen Bund halten: so sollt ihr mein Eigenthum (mein Schatz) seyn vor allen Völkern der Erde; denn die ganze Erde ist mein; und ihr sollt mir ein Königreich von Priestern und ein heiliges Volk seyn“ (2 Mos. 19, 5. 6.). Wie nun die Heiligung Israels damit anfang, daß es von Aegypten aus geführt und zum Herrn gebracht wurde (B. 4.), daß es abgesondert wurde von den Völkern, um dem heiligen Herrn heilig zu seyn (3 Mos. 20, 26. 1 Kön. 8, 53.), so wird auch jetzt noch die christliche Kirche zuerst durch die Taufe geheiligt, d. h. durch ein äußerliches Ausgehen von dem verkehrten Geschlecht; gleichwie durch's rothe Meer (Apostelgesch. 2, 40.; vgl. 41.). Daher heißt auch die Kirche als Ganzes, heilig (Ephes. 5, 26.). Ihre geistlichen Glieder, die Gläubigen, sind ebenfalls heilig, denn Gott hat sie aus der Welt erwählt und seinem Sohne gegeben (Joh. 17, 6. 14. 1 Cor. 1, 1. Judä 1, 1.) und werden geheiligt, insofern sie immer mehr in Herz und Wandel gereinigt werden und bewahrt vor dem Bösen (ἐκ τοῦ κακοῦ). Hienach ist leicht zu begreifen, daß der Gott, dem die Kirche gehört und der sich in ihr allein offenbart, ja ihr zu eigen gegeben hat, indem er sie sich aussonderte von der Welt, der Heilige in ihrer Mitte, der Heilige Israels genannt wird. Denn er hatte geschworen bei seiner Heiligkeit: Ich will David nicht lügen, sein Name soll ewig seyn (Ps. 89, 36 f.), und darum hieß sein Wort ein Wort seiner Heiligkeit, d. h. ein heiliges, unverlethliches Wort (Ps. 105, 42.), darum bürgte seine Heiligkeit, nach der er sich Israel, seine Priester, Könige und Propheten ausgesondert, bei der er ihnen Treue geschworen hatte, für die unerschütterliche Liebe und Gnade Gottes. „So danke ich dir auch mit Psalterpsalm für deine Treue, mein Gott. Ich löstest dich aus der Fasse, du Heiliger in Israel“ (Ps. 71, 22.). Wie das Verhältniß zwischen Mann und Weib ein heiliges, ausschließendes, ohne Verbrechen unaufhebliches ist, und deswegen nur so innig seyn kann, so findet auch zwischen Gott und seinen Heiligen ein um seiner Heiligkeit (Unverlethlichkeit und Erhabenheit) willen inniges, befestigendes Verhältniß statt (Jes. 54, 5.). Der Heilige Israels ist groß bei der Einwohnerin Sions (Jes. 12, 6.); er wohnt unter dem Robe Israel (Ps. 22, 4.). Er erlöst Israel und macht es zum Dreschwagen für seine Feinde (Jes. 41, 14—16.). — Im N. B. findet nun das Alles, was die wesentlichste, nicht bloß ab- und vorbildliche Heiligung des Namens Gottes (Matth. 6, 9.) und des Menschen betrifft, bei denen, deren Herz beschnitten worden ist, in vollstem Maße, herrlicher und lieblicher statt. Petrus bezeichnet uns in der schon oben angeführten Hauptstelle (1 Petr. 1, 14—22) zuerst: heilig zu seyn in unserem ganzen Wandel, gleich wie der, der uns berufen hat, heilig ist, indem wir nicht mehr die Gestalt unserer früheren in der Zeit der Unwissenheit statt findenden Lüste annehmen, weil geschrieben steht: werdet heilig, wie ich heilig bin; sondern mit Furcht zu wandeln, weil wir ja wüßten, daß wir von dem eiteln, von den Eltern her überlieferten Wandel theuer losgekauft worden seyen; und dann, indem wir unsere Seelen reinigten im Gehorsam der Wahrheit durch den Geist zur ungeheuchelten Brüderliebe, und aus reinem Herzen gegenseitig zu lieben beständiglich. Offenbar ist diese Stelle eine eigentliche Hauptstelle für den Begriff der Heiligung der Menschen, und für den Begriff der göttlichen Heiligkeit, auf welche jene begründet wird (B. 15, 16.), und sie ist schon an sich so klar, daß es kaum noch nöthig ist, darauf aufmerksam zu machen, wie Petrus im ersten Vers des folgenden Capitels, in dem er auf das Vorhergehende zurück sieht, die Heiligung beschreibt, wenn er sagt. „So nun ablegend alle Bosheit u.“ und Col. 3, 5—17., von welcher Stelle Menken nur den zweiten Theil

anführt, so daß der erste (B. 5—11.), der von der Tödtung des alten Menschen handelt, ganz wegfällt. Diese Stellen machen es völlig klar, was die Heiligkeit bedeute. Fragen wir nun aber nach der Quelle auch dieser geistlichen Heiligung, so lautet die Antwort bei dem N. B.: Es ist die Gnade Gottes. Wir werden geheiligt durch die Wahrheit (1 Petr. 1, 2.); wer uns aber durch das Wort der Wahrheit heiligt, ist, nach dem Aussprüche und der Fürbitte des Herrn, Gott selbst (Joh. 17, 17.), den er deswegen heiliger Vater nennt (B. 11.), und auch der unser Vater ist durch den Herrn Jesum Christum, weil sich dieser für uns geheiligt hat (B. 19.).

So glauben wir nun alle die verschiedenen Beziehungen des einen Begriffs als bloße Beziehungen dargestellt und Alles, was heilig genannt wird, auf den Abscheu Gottes vor dem Bösen zurückgeführt zu haben, selbst die durch und seit Zacharia (2) vorzüglich geltend gemachte der Erhabenheit, die den Gegensatz zu Menken's Ansicht bildet. Dies ist nach dem Menken'schen System rein unmöglich, so daß sogar Menken selbst zwei wesentlich verschiedene, ja sich gradezu entgegengesetzte Bedeutungen des einen Schriftwortes: heilig, behauptet. Er kann nicht läugnen, daß das Wort heilig bei allen Völkern dieselbe Bedeutung hat (die er ihm nehmen will). „Alle Völker haben etwas, das ihnen heilig ist, als solches ehrwürdig, unverlethlich, menschlicher Willkühr entnommen, und aus dem Kreise des Gemeinen, alles dessen, was bloß menschlich, irdisch, weltlich, bürgerlich ist, entrückt“ (S. 34.); „in diesem gewöhnlichen Sinne kommt das Wort heilig auch in der Bibel vor“ (S. 35.). Uns scheint es nun klar, daß die Offenbarung dieses Wort in dem gewöhnlichen und dem Worte selbst natürlichen Sinne annahm (denn *ἅγιος*, Griechisch *ἅγιος* und auch *ἁγιος* (i. o.),

bedeutet rein, für Gott ausgesondert), um dadurch auch diejenige Eigenschaft Gottes auszudrücken, kraft der er von der Sünde rein ist, sie ausschließt; aber Menken stellt die Meinung auf, die Ansicht und der Sprachgebrauch der Menschen sey in dieser Beziehung verkehrt, und die Schrift habe daher den verkehrten Sprachgebrauch der Völker wieder umgekehrt und die demüthige Liebe Gottes seine Heiligkeit genannt. Eine solche Betrachtungsweise der Sprachgebrauchs der heiligen Schrift ist der Prüfung werth; denn es handelt sich um nichts Geringeres, als um die Frage: ob Gott in seinem Worte die Sprache der Menschen rede oder eine entgegengesetzte? Es stellt sich aber der Menken'schen Behauptung sogleich ein unübersteigliches Hinderniß entgegen. Wenn das Wort Heiligkeit Gottes Eigenthümlichkeit in seiner Beziehung zu bezeichnen taugte, warum wählte er denn dies Wort und gab ihm einen neuen, seiner ursprünglichen, unverlethbaren Bedeutung entgegenstehenden Sinn? Waren seine Worte da, um Demuth, Liebe, Herablassung auszudrücken? Da nach Menken (S. 36 ff.) die verblendeten Völker sich unter Gottes Heiligkeit die Erhabenheit über alles Gemeine, die unvereinbare Geschiedenheit von allem Bösen u. s. w. sich dachten, und dadurch mit Scheu vor Gott erfüllt wurden, soll Gott dieses Wort gewählt haben, um dadurch seine zu Vertrauen einladende Herablassung zum Sünder auszudrücken? Hat sich denn unser Gott auch ungerecht, neidisch, grausam, wollüstig u. s. f. genannt, weil die Heiden ihre Götter ungerecht, neidisch, grausam, wollüstig u. s. f. dachten, um dadurch seine Gerechtigkeit, uneigennütige Liebe, seine Güte u. s. f. auszudrücken? Nein, in diesen Worten, auf Gott angewandt, war nichts Wahres; es waren Lügen und Lästerungen Gottes, und daher hat sie Gott nicht von sich gebraucht, so wenig als er den Ausdruck: Heiligkeit von sich gebraucht haben würde, wenn er in diesem nicht eine Wahrheit, einen Ueberrest der Erkenntniß und Furcht Gottes gefunden hätte, sondern eine Unwissenheit und Schwächung seines Wesens (der herablassenden Liebe), als wofür Menken die allgemeine Vorstellung von Heiligkeit halten muß.

(Schluß folgt.)

\*) Biblische Theologie. Zweiter Theil, Fortsetz.



# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1830.

Samstag den 11. September.

N<sup>o</sup> 73.

Versuch zur Scheidung von Wahrheit und Irrthum  
in einer unter den Gläubigen verbreiteten Lehre vom  
Reiche Gottes.

(Schluß.)

Es bleibt uns in Bezug auf diesen Artikel nur noch übrig, die Uebereinstimmung Menken's mit anderen Schriftstellern der Richtung auch in diesem Punkte nachzuweisen und somit auch gewissermaßen die Quellen anzugeben, aus denen er diese Lehre geschöpft hat, die in der Bibel, wie wir sahen, selbst von ihm gar nicht ausdrücklich gefunden wird, und auch zusammenhangsweise nicht einmal zum Scheine begründet ist. Dagegen findet sich diese Lehre schon bei F. A. Hasenkamp in den Briefen über richtige Wahrheiten Th. 1. S. 19. ganz übereinstimmend mit Menken ausgesprochen. Es scheint aber, daß Hasenkamp diese Lehre von Menken empfangen hatte; wenigstens führt er die Definition der Heiligkeit Gottes als die eines Freundes an. Er bedient sich derselben, um das Christenthum über die natürliche Religion zu erheben durch die Vorstellung, daß Letztere nur von Gottes Macht, Weisheit und Güte wisse, dagegen jenes noch eine ganze verschiedene Eigenschaft Gottes, seine Heiligkeit, kennen lehre. (Er hätte dasselbe behaupten können, aber nur schriftgemäß die vierte Eigenschaft der Herablassung zum Sünder Gnade nennen sollen; doch war ja eben dieses Wort anstößig und sollte entfernt werden.) Ganz dasselbe findet sich bei Collenbusch, Erkl. bibl. Wahrh. S. 1. S. 369 f., der nur der „sich selbst erniedrigenden Liebe“ (der Heiligkeit, wie aus dem Vorhergehenden erhellt) die „proportionirliche Liebe“ (die Gerechtigkeit) beifügt, als etwas, was einzig vom Christen erkannt werde. Gehen wir aber weiter zurück, so finden wir zwar nichts ganz Entsprechendes in dem vorliegenden Auszuge aus Joh. Gerh. Hasenkamp's näherer Erklärung, noch auch in der einen seiner Quellen, den Schriften der Socinianer (wenigstens insofern sie uns bekannt sind), aber die ganze Richtung ist auch in dieser Beziehung dieselbe, wie wir sogleich beim Artikel von der Strafgerechtigkeit ganz deutlich sehen werden. Dagegen finden wir in der anderen Quelle des Systems, bei Joh. Conr. Dippel, zuerst dieselbe Berufung auf 1 Joh. 4, 8. 16. nebst der bekannten Folgerung daraus und dann dieselbe Umkehrung des Sprach-

gebrauchs der heiligen Schrift. Aus der Stelle folgert er, daß Gottes Wollen aus seinem besten und höchstseligen Wesen fließt, und in Ewigkeit zu Ewigkeit allezeit Liebe ist und bleibt, oder eine Begierde, sich Anderen mitzutheilen; und weiter: „weil die Liebe das primum acceptibile in Gott sey, so könne nichts in Gott sehn, das dem Haß ähnlich wäre“ (s. Baumgarten's Poetik Bd. 1. S. 182. 184.). Daher seyen alle Strafen Gottes nichts als bittere Arzneyen, Leit- und Laufzügel (a. a. D. S. 179.) Zur Erklärung des Sprachgebrauchs sagt er: „Hier muß alsobald der Irrthum und die allgemeine Unart der abgewichenen Creatur zuvor wohl eingesehen und notiret werden, welche die äußersten Remedia (Arzneyen) und Mittel der ewigen Liebe, welche sie in ihrer Weisheit brauchet und erfunden hat, die Sünde im Zaum zu halten und deren Wachsthum zu hindern, vor eigentliche Strafen der Sünde ansieht, u. s. w. Denn obschon dieses unserer blinden Vernunft als eine Nachstrafe des erzürnten Gottes fürkommt, ob es auch in der Schrift selbst dem dummen Volk also wird fürgestellt, so ist es doch in der That eine der größten Wohlthaten.“ Wir haben hierbei nur noch wenig bemerklieh zu machen: zuerst und vorzüglich, wie Dippel so feck und ehrlich herausredet und seine Lehre für die Weisen der Schriftlehre für's dumme Volk entgegenstellt; und zweitens, wie durch diese Stelle unser früherer, vielleicht paradoxer Ausspruch gerechtfertigt wird, daß nach dieser Ansicht von der Strafe die Strafe keine Strafe mehr sey, sondern Wohlthat, die man sich durch Sünde zuziehe, d. h. eine Belohnung. Eine dritte Bemerkung aber wird durch folgende noch stärkere Stelle Dippel's anschaulicher begründet: „Unterdeß können solche schwache Ideen von Gott (von Gottes Majestät, Herrschaft, Gerechtigkeit, Zorn) dennoch dazu dienen, daß sie Gott blindlings gehorsam sind und sich also lassen durch Masken und Bismänner auf den Weg bringen, in welchem sie das höchste Gut ihnen kann mittheilen, und endlich Gott, als Gott, ohne Dunkel und Schatten, erkannt werden. Es ist auch heilsam und zuweilen absolut nöthig, daß man die mehr als viehisch-dumme Menschen durch erweckte Passiones von Furcht und Hoffnung in Ordnung setze, bis endlich der Verstand so weit komme, daß sie den heilsamen Zweck erkennen und die Kinder-conduite ablegen können“ (a. a. D. S. 183.). Diese



beiden Ansichten, daß die biblischen und kirchlichen Vorstellungen von Gottes Heiligkeit, Herrschermacht und Straferechtigkeit zwar verwerflich, aber doch für Viele, namentlich die große dumme Masse, wenigstens eine Zeit lang, nützlich seyn, sind den meisten unserer Zeitgenossen, die auf Bildung Anspruch machen, und namentlich allen Rationalisten, mit den Mystikern gemein, und verdienen daher eine Belichtung ihres, freilich handgreiflichen Widerspruches, obgleich dieselben, so viel wir wissen, auf den Lehrvortrag der Anhänger Hasenkamp's keinen Einfluß üben. Wir können damit anfangen, uns darüber zu freuen, daß solche verschiedene Gegner der kirchlichen Vorstellungen den Nutzen und die Nothwendigkeit derselben eingestehen, freilich nicht absolut, sondern nur für das dumme Volk. Allein mit diesem Zugeständniß haben wir, trotz der Clausel, doch wieder Alles gewonnen, was man uns streitig machen kann, indem wir kühn behaupten, daß unter uns Allen sammt und sonders, Gegner und Vertheidiger mit eingeschlossen, wenn der Herr vom Himmel schaut, auch nicht einer da ist, der von Natur klug sey, auch nicht einer, der Gott suche (Ps. 14, 2. 3. Röm. 3, 10. 11.), daher Gott alle Menschen durch sein Wort ermahnen muß, nicht unverständlich zu seyn, wie Rosse und Mäuler, welchen man Zaum und Gebiß muß in den Mund legen, um sie zu ihrem Herrn zu bringen (Ps. 32, 9.), und daher selbst bei Israel oft mehr als viehische Dummheit und Widerspenstigkeit zu finden ist (Jes. 1, 3.). Bedürfen wir Alle aber wenigstens, wie man wird zugeben müssen, eine Zeit lang jener schwebenden Vorstellungen, so werden wir derselben immer bedürfen in diesem Leben, denn der Anfang unseres Christenthums ist wesentlich nicht verschiedenes von der Fortsetzung, da wir wenigstens lieber vom Apostel lernen wollen, Narren zu seyn um Christi willen, als von den Corinthiern und ihren Nachfolgern, klug zu seyn in Christo (1 Cor. 3, 18. 4, 10. vgl. Matth. 11, 25.), wie uns ausdrücklich gesagt ist: Haltet euch nicht selbst für klug (Röm. 12, 17.); wehe denen, die bei sich selbst weise sind, und halten sich selbst für klug (Jes. 5, 21.). Sind aber diese Liebhaber der Weisheit, die ihre verstoßene Wasser süße preist und ihre verborgenen Brode niedrig (Spr. 9, 17.), wirklich klug, so sollten sie doch uns Narren gerne vertragen (2 Cor. 11, 19.) und sich so gegen uns stellen, wie nach ihrer Lehre Gott es thut: „die heiligen Schriften accommodiren sich auch nach diesem Begriff der Blinden und Elenden“ (Dippel a. a. D. S. 182.). Mit anderen Worten, die Rationalisten und Fanatiker sollten vor uns und dem ganzen Vöbel der christlichen Kirche, statt gegen die hergebrachten Vorstellungen zu polemisiren, dieselben gebrauchen und den Zorn Gottes über die Sünde, die Straferechtigkeit der höchsten Majestät eben so laut und mächtig predigen, als die heilige Schrift es thut. Aber durch solche Versuche würden sie freilich nicht nur ihre Ohnmacht, sondern auch ihre Unredlichkeit und den innern Widerspruch ihres Systems gar bald offenbaren. Denn, wenn die kirchliche Lehrart wirklich bloß auf einem „Irthum“ des dummen Volkes beruht, wie kann sie in irgend einem Grade nützlich seyn und zu Gott führen? Freilich nennt Dippel da, wo er dies zugestehet, die kirchliche Lehre nicht mehr geradezu Irthum, sondern bloß „schwache Ideen.“ Ein Irthum ist aber niemals eine schwache Idee, sondern eine falsche, verkehrte Idee. Ist also die kirchliche Vorstellung ein Irthum, so ist sie in keinem Grade Idee der Wahrheit und kann auf keine Weise zur Wahrheit führen; kann sie aber irgend wann und wie nützlich seyn, so ist sie wirklich eine, wenn auch unvollkommene und dunkle, doch wahre Idee, so ist sie nicht irrig, und darf nie geläugnet

sie muß gegenheils der Unvollkommenheit und Dunkelheit ent-  
hoben und im ganzen Umfange, in aller Schärfe als die wahre dargestellt werden. Die Vergleichung der Verfahrungsweise, welche das System der Mystiker und das der Rationalisten gleich sehr zuläßt, ja consequenterweise anbefiehlt, mit der Art, wie sich die Orthodorie zu den abweichenden Meinungen verhält, ist höchst lehrreich und für die letztere höchst vortheilhaft. Hier wird Alles, was als Irthum erkannt wird, scharf abgeschnitten und verworfen; jeder Vortheil, den man meinen könnte daraus zu ziehen, wird mit Furcht und Abscheu weggeworfen, als eine Versuchung zur Unwahrheit, zur Untreue, zum Abfall, der Ströme Unheils über die Verführten bringen müsse; die Kirche genügt sich selbst, oder richtiger, die Wahrheit, die ihr geoffenbaret ist, muß ihr genügen. Dort herrscht eine andere Methode und Praxis; dort heißt es: Lasset uns Uebles thun, auf daß Gutes daraus komme; denn so die Wahrheit Gottes durch meine Lügen herrlicher wird zu seinem Preis (so meine heuchlerisch-kirchliche Predigtweise mir nicht nur meine Stelle erhält, sondern auch das Volk allmählig reif macht zur gänzlichen Aufklärung, daß es von den schwachen Ideen zur Weisheit der Vollkommenheit übergehen kann), warum sollte ich dann noch als ein Sünder gerichtet werden? — Welche Verdammnis ist ganz gerecht? (Röm. 3, 7 f.). — Sollte übrigens, trotz der Beweise für die wesentliche Identität des Berlenburger Mysticismus und des Rationalismus unserer Tage in dieser Beziehung, Jemand diese Gleichstellung doch zu gewagt finden, so machen wir ihn noch auf einen augenfälligen Beweis aufmerksam, nämlich auf eine später anzuführende Stelle Dippel's und auf folgende Angabe des Zweckes seines Grundrisses zu einem Systema Theologicum —: „worinnen das Wesentliche der Religion durch eine continuirliche Demonstration selbst der Vernunft begreiflich gemacht und gegen alle sectirische Unvernunft [Kirchenlehre] unparteiisch vindiciret wird.“ (Aus dem Titel der Schrift, a. a. D. S. 182. Anm.)

### Mittheilungen aus dem Reiche.

Unter dem Titel hat der Leser bereits manche schöne Gabe von einer lieben Hand erhalten. Die Gaben waren im doppelten Sinne aus dem Reiche. Aus Franken ist nun zwar diese nicht, sondern aus Frankreich, aber doch stammt sie wie jene aus dem Reiche, das schöner als das schöne Frankreich und alle Erdenreiche sind, und kommt auch von lieber Hand, nämlich von dem Dr. Philipp, der sie in der Versammlung der Pariser Tractatgesellschaft erzählt hat.

In dem höchsten Theile der Gebirge von Auvergne, am Fuße derjenigen, welche die Goldberge heißen, liegt ein Thal, das durch seine Wasser und Bäder sehr bekannt ist. Die Natur erscheint daselbst in den kühnsten Formen: Wasserfälle, düstere Fichten und röthliche Felsen, aus Abgründen sich erheben und mit ihren Gipfeln bis in die Wolken sich verlieren, bilden einen ergreifenden Gegensatz zu den reichen Weidetriften von Puy de Sancy und Pic de la croix; die Doe und Dogue, von hohen Felsen herabstürzend, vereinigen sich zu einem Fluß, der unter dem Namen Dordogne das Dorf von Mont d'Or durchfließt. An diesem Ort lebte vor einigen Jahren ein ehrwürdiger Diener des Evangeliums; sein schlichtes Wesen, seine Milde und übrigen Tugenden machten ihn bei seinen Pfarrkindern beliebt. Der gute Pfarrer war zufrieden mit einer ärmlichen, mit Steinen bedeckten Hütte, und fühlte sich glücklich, obwohl er nur gerade die Lebens-



bedürfnisse befriedigen konnte. Seine thätige unveränderliche Liebe dehnte sich auf die Bewohner der benachbarten Gehöfte und die armen Bergbewohner aus, welche, da sie keine Kirchen hatten, einen Theil der seiner Fürsorge anvertrauten Gemeinde bildeten.

Im Winter, wenn der Schnee die Berge bedeckte und sie hinderte, zum Gottesdienst sich einzustellen, ging der würdige Geistliche selbst zu ihnen, um ihnen Hülfe und Stärkung zu bringen. Manchmal zu Pferde, öfter aber zu Fuß, erstieg er die Felsen von Capulin und Bigolet. So große Anstrengung und Beschwerde erschien ihm als etwas sehr Geringfügiges in Vergleich mit dem Vergnügen, den Namen des Herrn zu verherrlichen und für die Förderung seines heiligen Reiches zu wirken.

So machte er sich eines Tages gegen Ende December auf, um die Pflichten seines Berufes zu erfüllen und schlug den Weg nach dem Dorfe Tour ein. Die Kälte war grade heftiger als jemals; aber da einige Kranke den Beistand des Seelsorgers bedurften, beilte er sich, ihre Leiden zu lindern. An einer der steilsten Stellen des Gebirges stieg er vom Pferde und spähet, indem er es am Zügel hielt nach dem Wege, den er zu verfolgen hätte. Kaum war er einige Schritte gegangen, als er ausglitt und fiel. Durch den Fall brach er das Bein am Schenkel auf eine höchst gefährliche Art. Das Pferd setzte über die Abgründe weg, und der arme Pfarrer blieb im Schnee begraben zurück. Er duldete die grausamsten Schmerzen, aber sein Muth wurde nicht erschüttert; denn er gedachte, daß Gott in seinem Wort gesagt hat: „Rufe mich an in der Noth, so will ich dich erretten, und du sollst mich preisen.“ Mit zum Himmel erhobenen Augen und Händen betete er und fand Beruhigung und Hoffnung. Unterdeß nahte die Nacht; der Pfarrer erhob von Zeit zu Zeit Geschrei, aber nur das Echo antwortete ihm. „Meine armen Kinder,“ sagte er (denn so nannte er seine Gemeindeglieder), „ich soll euch nimmer wieder sehen. Wenn ich hier sterben muß, o mein Gott! so geschehe dein Wille, und dein Name sey gepriesen.“ Er erhob wieder seine Stimme, und diesmal schlug ihm das Herz. . . . Eine Stimme antwortete ihm; sie schien ihm zu rufen. — Er blickt ängstlich umher und meint irgend einen seiner zahlreichen Freunde zu sehen; aber er gewahrt nichts als eine Nachteseule, die, sein Geschrei nachahmend, sich grade auf einer nahen Fichte niedergelassen hatte. So verbrachte er eine der längsten Decembernächte; seine Leiden nahmen je mehr und mehr zu, und es schien, als würde er ihre Heftigkeit nicht länger ertragen können; es schien, daß solche Qualen, in Verein mit der strengen Kälte, sein Leben endigen müßten. Er war gedehnt, allen Gedanken an Hülfe, aller menschlichen Hoffnung zu entsagen. Der gute alte Mann sah, daß er sich anschicken müsse, vor Gott zu treten, und sagte ihm Dank, daß er ihn gewürdigt habe, ihm hinlängliche Stärke und Geistesgegenwart zu schenken, um diesen ersten Augenblick zu betrachten, der für den Unheiligen so furchtbar ist. Bis diesen Augenblick hatte er Verlängerung seiner Tage geboßt; jetzt fing er an zu zittern vor der Rechenschaft, die er abzuliegen gerufen wurde. Sein Leben war der Ausübung jeglicher Tugend geweiht gewesen; aber was sind menschliche Tugenden vor dem, der da gesagt hat: „Wenn ihr Alles gethan habt, was euch befohlen ist, so sprecht, wir sind unnütze Knechte gewesen und haben nicht mehr gethan, als wir zu thun schuldig waren.“ Luc. 17, 10. Den armen Pfarrer überfiel große Angst und Betrübnis. „Ach!“ sprach er zu sich selbst, „wie kann ich vor Gott treten? Ich hielt mich selbst meines Heils für versichert. Aber wie bin ich so sehr erschreckt von dem Gedanken von Tod und Gericht? Ich fühle, daß meine Werke nicht vermögen, mich sicher zu machen; denn sie sind alle mehr oder weniger unvollkommen. Mein Glaube ist schwach und dürftig gewesen. Ich fühlte Selbstgefälligkeit bei meinen Handlungen; denn Gutes zu thun ist so süß, daß wir Liebe üben eben so sehr zur Erhöhung unserer eigenen Glückseligkeit als um der Anderen Willen. . . . O mein Gott! erbarme dich, die Angst meiner Seele zu lindern. . . . Laß

mich deine Gnade inne werden und laß mich nicht sterben, ohne die Versicherung deiner Verzeihung und meiner Seligkeit empfangen zu haben.“ Es vergingen einige Stunden unter diesen Qualen der Seele und des Leibes; der Tag begann zu dämmern und der Pfarrer betete mit Inbrunst. Plötzlich erinnerte er sich, daß er das Neue Testament bei sich führe, welches er nie von sich ließ; und sobald es einigermaßen Tag worden war, nahm er das heilige Buch und suchte nach einigen Worten der Beruhigung und der Hoffnung; indem er es öffnete, fielen seine Augen auf folgende Stelle: „Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß Alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben. Denn Gott hat seinen Sohn nicht gesandt in die Welt, daß er die Welt richte, sondern daß die Welt durch ihn selig werde. Wer an ihn glaubet, der wird nicht gerichtet; wer aber nicht glaubet, der ist schon gerichtet; denn er glaubet nicht an den Namen des eingeborenen Sohnes Gottes.“ Thränen benetzten die Wangen des alten Mannes. „Ach!“ rief er aus, „warum komm' ich nicht mit ganzem Vertrauen zu meinem Heilande, da ja er allein vor meinem Gott mich Gnade finden lassen kann, da sein Blut ja vergossen ist, um meine Missethaten abzuwaschen? Ja aus Gnaden sind wir selig geworden durch den Glauben, und dasselbige nicht aus uns, Gottes Gabe ist es, nicht aus den Werken, auf daß sich nicht Jemand rühme. Wir waren todt in Sünden, nun aber, die ihr in Christo Jesu seyd, und weiland ferne gewesen, seyd nun nahe geworden durch das Blut Christi; denn er ist unser Friede. Aber darfst ich mir diese Versprechungen aneignen und diese göttliche Versicherung? Ach! zu oft maßen wir uns den Namen eines Christen an, ohne ihn zu verdienen und ohne Christen im Herzen zu seyn. Wir behaupten an Jesum zu glauben und haben nicht Liebe zu ihm. Werde ich jemals fähig seyn, den Sinn jener Worte zu verstehen: Niemand kann das Reich Gottes sehen, der nicht wiedergeboren ist? Ich habe dies auf das Leben jenseits des Grabes angewandt; aber ich fühle, daß dies Leben bereits hier unten beginnen muß, sonst werden wir nicht im Stande seyn, ohne Furcht den Tod nahen zu sehen. Was ist nun diese neue Geburt? Ist es nicht das, daß wir nicht mehr uns selbst lieben sollen, sondern dem, der gestorben ist und wiederauferstanden für uns? Ich sehe im Evangelium, daß, wer da glaubet, Jesus ist der Christ, der aus Gott geboren. Ich sehe, daß Gott ist ein Geist, und die ihn anbeten, müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten. Der Geist ist es, der da lebendig macht, das Fleisch ist kein nütze. Es ist nur ein Mittler zwischen Gott und Menschen, unser Herr Jesus Christus. Aber ich habe jene Erneuerung des Herzens gefühlt, welche die unmittelbare Folge einer neuen Geburt seyn soll? Hab' ich den Beistand des heiligen Geistes angefleht mit gebührendem Vertrauen und Inbrunst? Hab' ich meinen Heiland geliebt mit brünstiger Liebe, mit ungefärbtem Glauben? . . . O mein Gott! du, dem kein Ding unmöglich ist, erbarme dich, mein hartes Herz zu erweichen, und gewähre mir den Glauben, der allein selig machen kann, und den ich von dir mit Thränen und Seufzen ersehe.“

Der arme Pfarrer erhob seine Hände gefaltet zum Himmel; Thränen ergossen sich über seine Wangen, die das Alter schon gebleicht hatte; die Inbrunst des Gebetes hatte das Gefühl des Glendes übertäubt. Bald glaubte er eine Stimme im Innern zu vernehmen, welche sprach: „Dein Gebet ist vor Gottes Thron gelangt.“ Er fühlte, daß eine unbeschreibliche Freude seine Seele durchdrang; er fühlte sich schon der Erde entnommen; seine Thränen flossen noch, aber es waren Thränen des Glaubens und der Freude. „Nun,“ rief er aus, „laß deinen Diener in Frieden fahren, wie du gesagt hast.“ Er begann wieder im Evangelium zu lesen, indem er sich alle Augenblicke unterbrach, um seine Seele zu Gott zu erheben und ihn für seine unendliche Barmherzigkeit zu preisen; denn er hatte den Geist der Kindchaft empfangen, durch welchen wir: Abba, lieber Vater! rufen, und dieser Geist gab Zeugnis seinem Geist, daß er ein Kind Gottes sey.

So ging der Tag vorüber, und als wieder Finsternis die Gipfel der Berge bedeckte, fand der gute Pfarrer in dem Entzücken seines Herzens und in der Zuversicht seines Glaubens neue Kraft zur Erleuchtung neuer Leiden. Die Sonne tauchte wieder auf, aber die Augen des Geistlichen wurden nicht mehr geblendet von dem Glanz ihrer



Strahlen. Die Natur unterlag, erstarrt von Kälte, erschöpft durch den Mangel an Nahrung hatte er schon den Gebrauch seiner Sinne verloren, und seine Seele, im Begriff, die Banke zu sprengen, welche sie noch immer an die Erde fesselten, genoss bereits in himmlischen Entzückungen die ewige Seligkeit, „welche bewahrt ist denen, die da überzeugt sind, daß dieser Zeit Leiden nicht werth sind der Herrlichkeit, die geoffenbart werden soll an dem, welchen Gott den Sieg gegeben hat unter unserm Herrn Jesus Christus.“ Plötzlich regte wiederholtes Rufen die Echos der Berge auf; der Lärm wurde stärker, so wie er sich näherte, und bald umgab eine Schaar von Bergbewohnern ihren ehrwürdigen Seelsorger; sie drängten sich um ihn; sie küßten seine erstarrten Hände und luden ihn auf unter dem Preise des allmächtigen Gottes für die Gnade, daß er ihn ihren Gebeten wiedergegeben. Durch ihre zärtlichen Sorgen zum Leben zurückgerufen, schlug der alte Mann seine milden Augenlieder auf. „Mein Gott,“ sagte er, „wenn ich noch leben soll, so geschehe dein Wille; aber laß mich ein neues Leben leben und deinen Namen verherrlicht werden an meinem Leibe und meiner Seele, die dir gehören.“

Die Einwohner des Dorfes, der frommen Wanderungen ihres Pfarrers schon gewohnt, hatte seine Abwesenheit nicht beunruhigt; aber als am Tage des Christfestes die Glocke sie zur Kirche rief, war Besorgniß auf jeglichem Gesicht ausgedrückt. Nach Verlauf einer kurzen Zeit sahen sie das Pferd allein antommen; bei diesem Anblick wurde ihr Kummer allgemein; eine Schaar der muthigsten Bergbewohner machte sich sogleich auf, geleitet von den Fußtapfen des Pferdes, und nach sehr mühsamen Nachforschungen kamen sie zu der Stelle, wo seit mehr als 48 Stunden der arme leidende Pfarrer lag. Sie nahmen Fichtenreisfer und machten in Eile eine Streu, und bald befand er sich im Dorfe, umringt von allen Einwohnern, deren Thränen bezeugten, wie theuer er ihnen war.

Seine Heilung war langwierig und schmerzlich; aber niemals hörte er auf, Gott inbrünstig zu danken für die Schickung, durch welche seine Barmherzigkeit ihn zu sich gezogen hatte, indem er ihm seine geistliche Untüchtigkeit fühlen ließ, und daß „Jesus ist das Ende des Gesetzes, zu rechtfertigen, die an ihn glauben,“ und daß er nicht durch Werke der Gerechtigkeit, die wir gethan haben, sondern nach seiner Gnade uns selig gemacht hat durch das Bad der Wiedergeburt und die Erneuerung des heiligen Geistes, denn es ist in keinem Andern Heil, ist auch kein anderer Name unter dem Himmel gegeben, darinnen wir können selig werden.“

## M i s c e l l e .

(Bemerkungen aus Ostpreußen über das anonyme Sendschreiben in der neuen Monatschrift für Deutschland von Friedrich Buchholz, 5tes Heft. Mai 1830. S. 106.)

Nur die wenigen Worte aus dem angeführten Sendschreiben, daß „um einen Staat zu Grunde zu räumen nichts weiter erforderlich sey, als seine sämmtlichen Bürger zu Pietisten (Frommen) zu machen“ bewegen mich zu den folgenden Zeilen, weil jene Behauptung mit meiner gegründeten Ueberzeugung in offenbarem Widerspruch steht. Ich zähle mich zu keiner Sekte; aber weil meine Stellung in einer politischen und administrativen Verwaltung mir zum Urtheil die nöthige Erfahrung gewährt, so halte ich mich für verpflichtet, der Wahrheit die Ehre zu geben.

Zu meinem Wirkungskreise gehören 16,000 Seelen; unter diesen befindet sich eine Anzahl solcher, welche Fromme genannt werden und Zusammenkünfte bilden, deren Absicht und Zweck mir unbekannt war, wenn ich nicht dem übel genug lautenden Gerüchte glauben wollte. Die

von den Unterbeamten abgesatteten, wahrscheinlich auf Hörensagen gegründeten Rapporte, lauteten nicht besser. Theils daher, um mich selbst zu überzeugen, theils um der Provinzialbehörde den erforderlichen Bericht darüber errieten zu können, begab ich mich persönlich nach einem Versammlungsorte incognito. Es war am 31. December 1823 Abends um 5 Uhr, wo ich „mit meiner Brieftasche in der Hand“ dieses Abentheur erlebte. Noch waren nicht Alle beisammen, als ich eintrat, obgleich die Stube schon ziemlich angefüllt war. Begierig horchte ich nun nach dem Redner, der ein großes und zwei kleinere Bücher vor sich liegen hatte, obenan saß, und die Gesellschaft unterhielt.

Die Unterhaltung mißfiel mir nicht, denn er sprach sehr human, las das 5te Capitel Matth vor, wiederholte den 1ten Vers: „Selig seyd ihr, wenn euch die Menschen um meinetwillen schmähen und verfolgen und reden allerlei Lebles wider euch, so se dar an lügen,“ führte nur Bibelstellen zum Texte an, erklärte sie, natürlich in ungelehrtem Tone, aber doch richtig. Unter Anderem sprach er auch vom verlorenen Sohne und behauptete, daß zwar Alle, jedoch nur durch das Blut Jesu, Gnade bei Gott finden könnten. Diese Behauptung schrieb ich seiner geringen Bildung zu, tabelte sie aber nicht. Besser gefiel mir sein wirklich imponirender Vortrag über den Gehorsam gegen die Obrigkeit. Es schien mir, als wüßte er, daß ich da sey, was aber ganz unmöglich war, da Niemand es auch nur ahnen konnte.

Alle hörten ihm zu, nur dann und wann gab der Nebensitzende auch seine gleichsam ergänzende Zustimmung ab. Jener sprach von Vergänglichkeit, vom lebendigen Glauben an Jesum Christum (für mich dazumal ein abergläubisches, wenigstens räthselhaftes Ding), und meinte, nur die könnten einst in des Vaters Reich Eingang finden, die durch den heiligen Geist neu geboren (ich nannte das lächerlich; Gott verberge es mir) dem Vorbilde seines Sohnes nachlebten, ihm nachfolgten in wahrer Liebe und Selbstverlängnung.

Endlich hatten sich alle Zuhörer versammelt; ich blieb am äußersten Ende der Stube, und machte, wie erst, den Beobachter. Nach einer kurzen Stille, während welcher wahrscheinlich ein Jeder ein stilles Gebet verrichtete, begann der Gesang des Liedes: „Ach wie nützlich, ach wie flüchtig ist der Menschen Leben.“ Ich muß aufrichtig gestehen, daß dieses einen tiefen Eindruck auf mich machte. Nach Beendigung des Gesanges nahm derselbe Redner sein großes Buch, Arnolds Buch (so nannte er's), und begann mit einer seltenen Wärme das 5te Capitel vom Glauben daraus vorzulesen, wovon jede Zeile beinahe wiederholt und Alles aufs Genaueste erklärt wurde. Als auch diese Handlung beendigt und ein Vers aus dem Liede: „Reich ein zu deinem Thron,“ gesungen war, knieten Alle nieder. Der Vorträger begann ein freies Gebet, das ohne allen Zweifel Gott wohlgefiel. Der Inhalt desselben war kurz dieser: Er dankte inbrünstig für die Wohlthaten des verfloffenen Jahres, bekannte sich selbst als einen großen Sünder; daß er ohne die erbarmende Liebe des Herrn Jesu billig verloren gehen müßte, in Sünden geboren, erzogen sey, noch darin wandle, zu nichts Gutem fähig sey und nur allein aus Gnade, auf die er zuversichtlich hoffe, selig werden könne. Mit diesem vereinigete er auch das Gebet für König und Vaterland, für weltliche und geistliche Obrigkeiten, für Reisende und Kranke, für alle Mitmenschen, daß sie zur Erkenntniß der Wahrheit gelangen, für die Erhaltung des unverfälschten göttlichen Wortes, kurz für Alles, denn nichts blieb von seiner Dankagung und seiner Fürbitte ausgeschlossen. Nach Beendigung desselben erhoben sie sich wieder; das Lied: „Ach bleib bei uns Herr Jesu Christ,“ machte den Beschluß; worauf nach und nach Alle, bis auf den grauköpfigen Redner und zwei seiner Freunde, sich entfernten.

Beschämt, von Vorwürfen ergriffen, falsche Urtheile genährt, auch selbst gefällt zu haben, trat ich auch aus der Versammlung, mit dem Vorsatze: die äußeren Handlungen dieser Sekte genau zu beobachten.

(Schluß folgt.)



# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1830.

Mittwoch den 15. September.

N<sup>o</sup> 74.

Valerius Herberger.

(Schluß.)

V. Valerius Herberger's Geist und geistliche Amtsführung, Predigten und Schriften.

Viehon Alles zu sagen, was die vorhandenen Mittel bieten, ist dem Schreiber nicht vergönnt, so gern er es möchte. Die Zeit hat ihm noch nicht hingereicht, um Alles zu lesen, was der theure Mann schriftlich hinterlassen hat. Doch will er hier geben, was er bereits gesammelt, und meint, ein unvollständiges Bild sey immer noch besser als keines.

Seinen Geist hat Herberger in seinen Schriften vollkommen ausgedrückt. Man erstaunt, wenn man sie liest, über die Fülle von Sachen, die sein gewaltiges Gedächtniß umfaßt; in dem weiten Gebiete der Welt- und Kirchengeschichte ist er auch weit bewandert, kennt Allgemeines und Besonderes, und hat es überall zu seinem Dienst. Indem er es bei der Predigt des Evangeliums anwendet, offenbart er eine glückliche Gabe, für jeden Fall das Passende zu wählen und sinnreich zu vergleichen. Der Lateinischen, Griechischen und Hebräischen Sprache ist er wohl kundig, und führt Stellen der Schrift und andere Zeugnisse in denselben neben der Deutschen Uebersetzung vielfältig an. Am Herrlichsten aber, und beinahe mit Luther's Macht, waltet er in seiner Muttersprache; Reichthum an treffenden und starken Worten in wohlklingender Verbindung, fast üppiges Spiel mit gleichen Klängen, der innersten Lust des Deutschen Ohres abgelauscht; unvergleichliche Kenntniß und Benutzung der allgemeinen Deutschen und provinziellen Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten, belebender Witz und Scharfsinn im Gegenüberstellen von Worten und Gedanken, und das Alles durch die Kraft des heiligen Geistes in Glauben und Liebe geheiligt, das sind die Zierden seiner Rede. Einen Vater Abraham a Sancta Clara im Evangelischen Sinne möchte man ihn nennen; denn sein Witz ist nur Würze und herrscht nie, sondern dient in Demuth.

Daß vieles Verbe in seiner Sprache ist, was das moderne, an die Spiegelglätte unseres jetzigen Ausdrucks gewöhnte Gefühl beleidigen mag, läugnen wir nicht; aber es wird durch die Vollkraft seines Geistes und seiner Zeit entschuldigt, und die

Unkraft unserer Zeit mag sich dabei schämen lernen. „Joseph muß ein armer Gesell seyn, Hiob m.ß redlich in seinen sieben Unglücksjahren nach einander schwigen. Keine Liebhaber Jesu dürfen ihnen andere Rechnung machen, denn sie sind alle Christi Landsleute, sie sind alle von Christlingen. — In diesem Leben ist der Steinbruch; im Himmel aber wird kein Hammerschlag an uns gehört werden. — Laurentius und jeder Christ muß seinen Rost haben. Gott will durch diese Kreuzkohl den Glauben und das Gebet auf die Probe setzen. — Anhaltend beten, heißt: den Kreuz-Seiger rütteln, daß er desto eher auslaufe. Ach welch einen großen Seiger hat manchem Menschen Gott furgefetzt, mit lauter Unglücks-Körnlein gefüllt. Rüttle im Namen Gottes durch tägliches treues Gebet, das ist die wohl vergönnet. Gott wird Gnade geben, daß das letzte Körnlein wird glücklich herausfallen, und deine Seele wird genesen. Summa Summarum: seyd Fürsten von Anhalt, habt einen unerschrockenen furslichen Muth, und wanke nicht in euerm Glauben, so bestehet ihr für Christen. — Wo das Gewissen verlegt ist, da springet das Vaterunser zurück wie ein Ball, der wider eine harte Mauer wird geworfen. Ein böses Gewissen ließe wohl durch einen eisernen Berg und stählerne Mauer, wenn's möglich wäre. — Jesus, das edle Kräutlein Widertod, das edle Herz-Neslein aus der Wurzel Isai; in seinen Wunden wächst das rechte Grundheil und Garheil, welches den alten Paradies-Schaden von Grund aus kann heilen. — Der Name Ivideon bedeutet einen Albrecht, der Alles zerbricht; also ist unser Seligmacher der mächtige Durchbrecher, der uns die schwere Bahn zur Seligkeit gebrochen hat.“ — Das sind nur wenige und kleine Zeugen aus einer großen und herrlich glänzenden Volke, die fast das Auge blendet, wenn man in sie schauen will. Dennoch geben sie wohl einen Vorschmack von dem heiteren, frischen und kräftigen Leben, welches aus seinen Predigten weht. Für jede derselben scheint er aus einem neuen und übersießenden Brunnen zu schöpfen; Natur und Gnade, weltliche und heilige Geschichte bieten ihm willig eine Fülle von Gedanken, Bildern und Beispielen dar. Jede beginnt mit einem Gebet und schließt mit einem Valet-Segen aus entbranntem Herzen. Am heiligen Oftertage: „Das walt unser erstandener, allein unüberwindlicher Herzog des Lebens, der großmächtige Ehrentönig, Jesus Christus



welcher heutzjährlich ritterlich dem Tode ist ausgerissen, und durch seine fröhliche Auferstehung die Hölle gestürmt und zerbrochen, unsere Gräber zerschellet und zerprengt, den Himmel aufgeschlossen, und mit und allen Gläubigen österlichen Trost in's Herz, so lange wir leben, österliche Ehre, in welcher auch unser Leib klar wird leuchten am jüngsten Tage, ja die unaussprechliche Osterfreude des ewigen Lebens erworben hat, hochgelobet und geliebet sammt Gott seinem himmlischen Vater und heiligen Geiste für solchen österlichen, theuren Schatz, in rechter österlicher Andacht in Ewigkeit! Amen, Halleluja." — Valet: Segen am Ostermontage: „Unser Oster-König, Jesus Christus, welcher gern seyn will, wo man ihn gern hat, bleibe bei uns alle Stunde und Augenblick; denn es will Abend werden, und der Tag hat sich geneiget; der Tod kommt uns jede Stunde eines Schrittes näher geschlichen. Er sey unser Gesell an der Seite, unser Gast im Hause, unser Schatz im Herzen, daß unser Herz allezeit in österlicher Frömmigkeit und österlichem Trost brenne, bis wir zu ihm in Himmel kommen, und ihn selber hören werden, wie Eleophas und sein Gesell; alsdann wird ihn unser Mund mit einem fröhlichen Halleluja preisen. Amen, Amen.“

In den Sähen, über die er redet, drängt sich insgemein alle köstliche Arznei, die er zu reichen hat, wie zu einer Essenz zusammen, deren kräftiger Dufte den Hörer locken mußte. Am Ostermontage: „Jesus, aller gläubigen Christen Gesell an der Seite, Gast im Hause, und Schatz im Herzen.“ Am schönsten zeigt sich diese glückliche Gabe, die Sähe der Vorträge allumfassend, leicht behaltbar, und kräftig darzustellen, in seinen Trauerbinden oder Leichenreden: „Kurze Leiden, lange Herrlichkeit, der Christen Kreuz und Seligkeit. Jesus, der königliche Durchbrecher, aller seligsterbenden und himmelfahrenden Christen Jünger; der glashelle Born unseres Lebens, Trostes, und Seligkeit, Jesus. Wie Gott will, so stehet mein Ziel, mein Herz ist bereit, Gott stimme die Zeit. Der Christen Kindlein gehören auch in der Lebendigen Bündlein. Der beste Arzt ist Jesus Christ, dem noch kein Kranker gestorben ist. Ihr Christen arm und reich, freuet euch allzugleich, das Grab ist friedereich.“

Zur Probe von der Weise, wie er den Hauptsatz aus dem Texte gewinnt, zertheilt und ausführt, diene die Predigt über das Evangelium von der Hochzeit zu Cana. „Es wäre,“ beginnt er, „einem herzfrommen Christen eine Schande, wenn ihm das heutige Evangelium nicht recht sollte bekannt seyn. Der Herr Jesus offenbaret herrlich die Herrlichkeit seiner Person (er wandelt Wasser in Wein) — seines Amtes (er ist dazu bestellt, daß er des ganzen menschlichen Geschlechtes Thranen-Wasser in ewigen himmlischen Trostwein verwandeln soll) — seiner Wohlthaten (wenn uns etwas mangelt, so mögen wir zu ihm laufen); er offenbaret herrlich die herrliche und herzliche Güte seines Gemüths zu armen Leuten (er kommt zu ihnen zur Hochzeit) — zu kleinen geringen Gränz-Städtlein (Cana, Trausnitz) — zu allen frommen Eheleuten. Darauf wollen wir dießmal mit Fleiß einig und allein zielen und folgende drei hochwichtige Stücke mit einander bedenken. 1. Der heilige Ehestand hat einen güldnen Boden; jedermann mag mit fröhlichem Herzen in diesen Stand treten; er kann erbölich darin beten, Gott wohlgefällig leben und selig sterben. 2. Wie sich ein christlich Herz fürstlich und bedächtig in diesen Stand soll begeben, und künftighin darin leben, daß es an dem Herrn Jesu einen gewissen Freund und Wohlthäter habe. 3. Wie sich auch ein gottergebnes Herz verhalten soll, wenn allerlei Mängel und Kreuz im Ehestande mit zuschlägt,

und was unser Herz für grundfesten Trost habe, wenn wir müssen das Jammervolles singen: Wir haben nicht Wein, es mangelt an Allem, was wir bedürfen, groß und klein.“ Im ersten Theile zeigt er darauf, wie die ganze heilige Schrift den güldenen Grund des Ehestandes bestätige. — Auf die Frage des zweiten Theils wird geantwortet: „Mache es, wie der Bräutigam zu Cana, der ladet dreierlei Personen ein, erstlich die keusche züchtige Jungfrau Maria, zum andern den Herrn Jesum, zum dritten die Jünger des Herrn. Bringe also zum Ehestande ein keusches, züchtiges, unbeflecktes und unverrücktes Marien-Herz; zum andern lade den Herrn Jesum zur Hochzeit ein, da wird aus Wasser guter Wein. Rufe ihn an, daß er mit dir auf die Buhlschaft gehe, und dein Herz recht anführe. Er ist ein Herzkündiger; er weiß wohl, was sich zu deinem Gehirn reimet; was du dir selber nimmst, das wird dir zum lebendigen Feuer; was die mit Willen des Herrn Jesu nicht werden kann, da wende dein Herz und Muth davon. Darnach bitte ihn, daß er der fürnehmste Hochzeitgast sey. Wenn du deine Hochzeitzetteln schreiben sollst, so sage (wie meine selige Mutter Anno 1590): Schreibet mir den Herrn Jesum oben an! Bitte den Herrn Jesum zu deiner Hochzeit nicht durch Freileute, sondern mit eigner Hand und Mund, und sage, gleichwie die Hochzeitbitter zu Cana werden gesprochen haben: Liebster Herr Jesu! du bist ein Mann von Ehren; wir bedürfen dich zu Ehren; ach laß dich zu Ehren brauchen. Wir sind wohl arme Leute, aber bist du doch zuvor auch kommen zu Leuten, die nicht deines Gleichen seyn. Du kannst beten, und mit deinem Gebet den Himmel aufschließen, wie du am Jordan nach deiner Taufe gethan. Ach komm, verschmäh unser Armuth nicht, demüthige dich, lieber Herr, der du dich vom Himmel herab gedemüthiget hast. Du pflegst nichts zu verzehren, aber sehr viel zu verehren. Wir begehren von dir nichts mehr zum Hochzeitgeschenke, als deine Gnade und einen offenen Himmel. Fürwahr, das liebe, fromme, süße Herz wird es bald zusagen.“ — Ueberdies lade auch die Jünger des Herrn Jesu ein — freie bei frommen Liebhabern desselben — durch fromme christliche Leute — mit christlichen apostolischen Tugenden — nicht wider Gott und sein Gebot — nicht wider christliche löbliche Ordnung. — Wie aber drittens zu rathe, wenn der Ehestand will ein Wehstand werden? Erstlich laufe stracks zu dem frommen Herzen des Herrn Jesu, und klage ihm dein Elend. Zum andern fasse deine Seele mit Geduld, wenn der Herr Jesus nicht allezeit ist ein Herr von Eilenberg, sondern von Weilen- und Wartenberg (unser Elend ist lauter Ehre, wenn wir's gegen die heilige Schrift halten; ist Christi Hoffarbe). Zum dritten suche Trost in dem allerheiligsten Munde des Herrn Jesu, wie Maria (gieb genau Achtung auf alle seine Wörtlein; ein kleines Sennförmlein kann einen großen Strauch geben; aus einem kleinen Sprüchlein kann ein großer Trost erwachsen). Zum Vierten, was auch der Herr Jesus sagt, das thut (schilt und schlage nicht; höre nicht, was die Welt spricht: leid es nicht; hart wider hart! lauf nicht davon, sondern hoffe auf den Herrn, und thue Gutes zc. Pf. 37, 3 zc. Zum fünften fülle die Wasserkürr mit Wasser, d. i. arbeite, weine und bete. — Die Frucht davon wird seyn, daß das Wasser wird in Wein verwandelt werden. Große Wunder der göttlichen Hülfe wirst du sehen. Das Beste wird zuletzt kommen: ein ruhiges Alter oder Segen über deine Kinder, oder Trost in deinem letzten Stündlein und Freude in der Ewigkeit.“ — Zum Schluß folgt der Nachtrich des Hochzeitmahles; „Maria ist auf der Hochzeit geschäftig — ein Mu-



ster für die Verwandten und Freunde aller Brautleute; die Apostel verunehren die Hochzeit nicht mit Zank oder Spott; die Tischdiener sind nüchtern, schnell und ehrerbietig; der Speisemeister versteht sich auf Landesbrauch; der gemeine Weltbrauch ist, zuerst das Gute und dann das Böse zu geben. — Schöpfet nun und füllet die Herzkrügelein und Rännlein eures Gedächtnisses bis oben an; trauet Jesu, wie ihm seine Jünger trauten. Er wird all euer bittres Angst- und Qual-Wasser in süßen Freudenwein verwandeln, alle eure sechs Arbeitstage mit seinem Segen erfüllen, und das Gute zulezt sparen.“

Aus allen seinen Vorträgen spricht innige Liebe zu Jesu, und das brennende Verlangen, seine Zuhörer zur Seligkeit zu führen. Ueberall in der heiligen Schrift findet er Christum; bei jedem Anlaß stellt er ihn seinen Zuhörern als das Eine Nothwendige vor Augen. Er braucht zu diesem Zwecke oft die allegorische Deutung, und ist darin nicht selten viel zu kühn; nie aber thut er es auf eine widerige, das Gefühl verletzende Weise, und kann immer entschuldigt werden, wenn wir ihn nach seiner Absicht würdigen. Er will nämlich nur zeigen, „wie sich bei einem jedweden Dinge in der Schrift eine Jesum liebende Seele ohne allen Zwang Gelegenheit nehmen könne, an ihren Erlöser mit angenehmer Herzenlust zu gedenken.“ „Oftmals,“ sagt er, „hat der Text von außen ein geringes Ansehen; aber wenn man stille steht, nachsinnet, und die Worte gegen das Neue Testament hält, so springen daraus so schöne Gedanken, daß die Freude im Herzen nicht auszusprechen ist.“

Aus dem freudigen Glauben an seinen Erlöser entnahm er eine Kraft zu beruhigen und zu trösten, wie wir uns kaum entsinnen, sie in einem der gleichzeitigen Väter der Evangelischen Kirche gefunden zu haben, viel weniger in einem der späteren. Noch bei'm Lesen vieler Reden in seinen Trauerbinden dünket uns, sie müssen das zerrissene Herz heilt, die betrübtesten Mienen zum freudigen Lächeln gekehrt haben; wie viel gewisser aber wird das, wenn man bedenkt, daß er mit seiner kräftigen Stimme, mit dem lebendigen Ausdrucke seines gläubigen Gemüthes im Antlitz also geredet hat: „Nun komm abermal her, betrübter Vater, komm her, weinende Mutter; du denkst, dein Kind sey zu jung gestorben. Nein! Ich sage abermal: Nein! Dein Kind ist in seinem besten Alter dahin gefahren; dein Kind hat des Alters Ehre, wie von Daniel gesagt wird, erlangt. Es ist klug genug, es ist unbesiegt genug, es ist unschuldig genug, weil es die heilige Taufe und den heiligen Geist, und hiermit alles Gute empfangen hat. — Dein Kind trägt mit sich in's Gräblein ein unbesiegtetes Westerkleidlein, ein reines Leben; es nimmt mit sich seine liebe Tauf-Unschuld; in der wird es am jüngsten Tage wohl bestehen. Solltest du doch nicht mehr begehren! Eines Schülers Ehre ist nicht, daß er lange in die Schule gegangen, sondern, daß er viel gelernt. Deines Herzleins Ehre ist, nicht, daß es lange gelebt, sondern, daß es klug und heilig genug nach Gottes Sinn ist worden. Wir alle fragen nicht, wie lang die Predigt, sondern wie gut sie gewesen; also frage du auch nicht, liebes Vater- und Mutterherz, wie lange deines Kindes Leben gewesen. Ach, ach, wie gut! Es könnte nimmermehr besser seyn; wir selber können's uns nicht besser wünschen. Ach erkenne es, gieb Gott die Ehre und danke ihm. — Der dritte Trost: dein Kind ist bei Gott in Gnaden. Wie kann man prangen, wenn unsere Kinder in der Welt bei großen Potentaten in Gnaden seyn; wilt du dir's nicht auch lassen gefallen, daß dein Kind bei dem Herrn aller Herren, bei dem Könige aller Kö-

nige ist so hoch an's Brett kommen? — Sage du, ich betrübe mich nicht über den Tod meines Kindes, denn es hat einen frommen Herrn, einen reichen Herrn, einen treuen Bräutigam; der kann viel schöner mit ihm thun, als ich; er kann ihm viel mehr Gutes thun, denn ich; denn er hat auch mehr dazu, als ich; er kann mir es tausendmal besser versorgen, als ich. Liebes Herz, sinne doch diesen Worten nach: Er gefällt Gott wohl, und ist ihm lieb. Eben diese Worte brauchet der himmlische Vater von seinem lieben Sohne Matth. 3, 17. und 17, 5.: Dieser ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe. Dero-wegen setzet der heilige Geist unsere Herzlein mit diesen Worten eben in den Grad der Ehren, Treue, Liebe und Freundschaft, damit der ewige Vater seinen eingeborenen Sohn meinet. Ei, das ist hoch geführt; da muß Plato stille schweigen, und kann uns nichts davon sagen. Und wer kann es aussinnen oder ausreden? Darum komm her, du blödes, wehmüthiges Vater- und Mutterherz, betrachte doch den hohen Ehrenstand, dazu dein Herzlein durch seinen seligen Tod gezogen ist. Ein Stück von deinem Herzen, ein Stück, das du unter deinem Herzen getragen, gefällt Gott und ist ihm lieb. Es schwebet in gleichem Grade der Freundschaft bei Gott, in welchem Jesus, Gottes einziger Sohn, bei seinem Vater sitzt; was willst du mehr? Hier solltest du springen für Freuden; so weinest du. Wo hast du deine Gedanken?“ —

So freundlich und eindringend er tröstete, so ernst und kräftig ermahnte und warnte und strafte er auch die frechen Sünder nach ihrer Gebühr. Was den Handwerksleuten und Bürgern, was der Obrigkeit, was im Ehestande zieme und was den Adel ziere, sagt er oft mit großem Eifer und Weisheit. — Die Laster nannte er bei'm rechten Namen und hing keinen Mantel um die sittlichen Gebrechen seiner Gemeinde, sondern deckte sie ohne Schonung auf, wo es nöthig war, doch ohne die Personen zu nennen. Das hat ihm natürlich manchen Feind gemacht; ja es soll ihm bei so scharfer Rede zweimal in öffentlicher Predigt widersprochen worden seyn; auch haben ihn Mehrere daheim mit harten Worten angegriffen. Wenn sich manche Buben, sagt er irgendwo selbst, nicht vor dem Henker fürchteten, so hätten sie mich lange ermordet. Er ertrug solche Verfolgungen mit großer Demuth und Geduld, und hörte darum nicht auf, die Versiodten zu erinnern, wovon sein Tagebuch hinlängliches Zeugniß gab.

Das große, Vielen unauflöslliche Geheimniß, sein Amt mit Treue und Eifer zu verwalten, ward ihm, wie allen treuen Dienern des Erlösers, im unablässigen Gebete aufgeschlossen. Er pflegte sich dazu an den Psalmen aufzurichten, deren er je eines des Abends und Morgens betete in Folge eines besondern Gelübdes, das er im Jahre 1589 am Tage Allerheiligen gethan. Er mochte daher zu Hause oder auf der Straße seyn, immer trug er den Psalter bei sich. Der Psalter, spricht er, ist mir das liebste Buch in meiner Liberei, mein erforner Cumpen oder Gefährte, mein Babe-Mecum und stetes Handbuch zu Hause und auf der Straßen. Kein Tag gehet weg, da ich nicht etwas darin lese; sonst würde ich mit Titus Belpasianus sagen: Ihr meine Freunde, diesen Tag habe ich verloren.

Aus dem eifrigen Gebete floß ihm die Lust zu unermüdlicher Arbeit. Er hatte nicht nur an den Sonn- und Feiertagen, sondern auch an den Festen der Apostel und vieler Heiligen Vorträge zu halten, und soll etliche tausend Predigten gethan haben. Wie schon erwähnt, ward er auch in die Nachbar-



Dies, und mithin auch die Unrichtigkeit jener unserer Fortsetzung, glaubt er selbstamerweise durch die Stelle der Concordienformel über die Auctorität der heiligen Schrift erwiesen zu haben (vgl. Ev. K. 3. Juli. S. 475.). Bei dieser Gelegenheit will er sich auch der rationalistischen Uebersetzung der ersten drei Artikel der Augsburgerischen Confession gegen den Juristen im „dreifachen Gutachten“ annehmen (vgl. Ev. K. 3. a. a. O.), und bemerkt: „Kann doch Wegscheid er hinsichtlich der zwei ersten Artikel [über den dritten wird klüglich gar nichts gesagt] selbst dem Laien [vielmehr höchstens einem Laien, und gewiß auch nur einem Laien der Art, wie Dr. Frigische S. 68. 69. Repräsentanten derselben auführt] leicht begreiflich machen, daß seine Lehre biblisch sey.“ Die Trinitätslehre ist ja nach Dr. Frigische erst im 4ten Jahrhundert aufgekommen, und in Betreff der Erbsünde ist „unbiblisch die Behauptung, daß die menschliche Vernunft durch Adams Fall ihre Kraft und Sicherheit verloren habe, da aus 1 Mos. 2, 17., 3, 5. 22. un widersprechlich hervorgeht, das die Menschheit der Adamitischen Sünde im Gegentheil den Gebrauch ihrer Vernunft verdankt; unbiblisch die Meinung u. s. w. u. s. w.“ „Und was will“ — heißt es S. 18. weiter — „der unwissende Verleherer des gelehrten Wegscheid er erwidern, wenn ihm aus der Dogmengeschichte gezeigt wird, daß der symbolische Typus von der Erbsünde genau die Lehre ist, welche im 5ten Jahrhundert Augustinus zuerst vorgetragen hat, daß diese Lehre selbst in der Abendländischen Kirche dem Semipelagianismus weichen mußte etc.“ Antwort: Der „Unwissend“ wird die Reformatoren und Theologen der Evangelischen Kirche fragen, auf deren Kenntniß der Dogmengeschichte er sich verließ, und sie werden ihm nachweisen, wie seit der Zeit des Heilands (Joh. 3, 6.) diese Lehre mehr oder weniger klar immer in der christlichen Kirche gewesen, und die neue Geltung, welche die Reformatoren ihr verschafften, nach ihren eigenen Aussprüchen, grade der Hauptgrund ihres Sieges über das Papstthum und seinen Semipelagianismus war. Endlich: 3), „Nicht jede in unseren symbolischen Büchern stehende Aeußerung ist approbirete Lehre der Luther'schen Kirche; sondern zur öffentlichen Kirchenlehre gehören nur: a) die positiven Bestimmungen, welche die Ansicht unserer Kirche aussprechen, b) die negativen Sätze, welche die abweichenden Meinungen der Gegner verwerfen, und c) die bestimmteren Aeußerungen in den späteren Symbolen, welche unbestimmte Sätze der früheren deutlicher erklären,“ und hierin sind wir einverstanden. — Hiernach bestimmt nun Dr. Frigische die Geltung und verbindende Kraft unserer symbolischen Bücher überhaupt so (S. 21 ff.): „Die Kirchendiener sind erstens verpflichtet, das Evangelium insoweit nach den Lehrbestimmungen der symbolischen Bücher vorzutragen, als sie diese bei gewissenhafter Prüfung mit der heiligen Schrift im Einklange fanden; zweitens, etwanige Irthümer der symbolischen Bücher stillschweigend nach der heiligen Schrift zu berichtigen; drittens ist es ihnen durchaus nicht erlaubt, in ihren populären Vorträgen gegen die symbolischen Bücher zu polemischen, weil sie so leicht dem Volke Anstoß geben, und es in der religiösen Ueberzeugung irre machen könnten; viertens dürfen sie in ihren Predigten und Catechisationen am allerwenigsten gegen die heilige Schrift selbst polemischen.“ Wie alle diese vier Sätze aus der obigen Argumentation des Herrn Dr. Frigische folgen, wird Niemand einsehen; aber auch wenn sie wirklich daraus folgten, so wäre es immer nur eine richtige Folgerung aus Grundsätzen unrichtigen und willkürlichen Prämissen; und endlich

auch ganz an und für sich betrachtet, müssen diese Sätze, als unvernünftig und als dem Begriff der Kirche widersprechend, verworfen werden. Bekenntnisschriften sind das für unsere Kirche, was eine Constitution für einen Staat ist. Das Wesen unserer Kirche ist nicht an grade diese Bekenntnisschriften gebunden, eben so wenig als das Wesen eines Staates an grade diese Charte, sondern wie der Staat als solcher seine Constitution ändern darf nach den ihr zur Basis dienenden staatsrechtlichen Grundsätzen, so gilt der Kirche die heilige Schrift ungleich mehr als eine Bekenntnisschrift; eben so wenig aber, als ein Staat bestehen kann, wenn jeder Staatsdiener die Erlaubniß, oder selbst die Verpflichtung haben sollte, nach der Charte nur in soweit sich zu richten, als er dieselbe mit den ihr zur Basis dienenden staatsrechtlichen Grundsätzen in Einklang fand, und, was ihm daran irrig erscheint, stillschweigend zu berichtigen, eben so wenig kann eine Kirche bestehen, deren Diener die beiden ersten von Dr. Frigische angegebenen Grundsätze befolgen sollen oder dürfen. Dazu kommt nun noch, daß die Kirche ihrem Wesen nach die Gemeinde der Heiligen ist; wie soll nun ein Diener dieser Kirche das Recht und die Verpflichtung haben, das Volk in beständiger Täuschung zu erhalten? Denn das thäte doch ein Kirchendiener, der in seiner Ansicht das Bekenntniß der Kirche bestiebig überschreitet, und nach Dr. Frigische's drittem Grundsatz dem Volke, um es nicht irre zu machen, consequent dies verhehlt. Der vierte Grund endlich gibt zu, daß der Kirchendiener in seiner subjektiven Ueberzeugung nicht einmal an die Auctorität der heiligen Schrift gebunden seyn solle, nur öffentlich lehren soll er nicht ausdrücklich gegen die heilige Schrift, und die persona duplex eines solchen Dieners des heiligsten Instituts erscheint hiemit in ihrer tiefsten Nichtwürdigkeit. Doch Herr Dr. Frigische fürchtet fast, in seinem vierten Grundsatz die Freiheit des Kirchenlehrers zu sehr beschränkt zu haben; darum fügt er S. 22. eine merkwürdige Anmerkung hinzu, darin er den Prediger, der nun fürchtet, wenn er nicht auf der Kanzel „im Einzelnen über die heilige Schrift hinausgehen solle, zuweilen gegen seine Ueberzeugung sprechen zu müssen,“ darauf hinweist, „es komme Alles darauf an, ob sich der practische Religionslehrer von der Wahrheit der wesentlichen oder der unwesentlichen Lehren der heiligen Schrift [also daß es Lehren der heiligen Schrift seyen, ist ganz klar] nicht überzeugen könne, und ob er die Wahrheit dieser oder jener nur bezweifle, oder von ihrer Unrichtigkeit entschieden überzeugt sey,“ und die Behauptung, von allen Lehren der heiligen Schrift gleich stark überzeugt zu seyn, sey „entweder Selbsttäuschung oder Heuchelei.“ — Wir sehen nun deutlich, wie Herr Dr. Frigische die Kirchendiener und Kirchenlehrer an die öffentlichen Zeugnisse des Glaubens der Kirche bindet, und welche jesuitische Ehrlichkeit er von ihnen fordert; von diesen Kirchendienern und Kirchenlehrern aber unterscheidet er nun noch bestimmt „die academischen Lehrer der Theologie;“ diese sind also nach Herrn Dr. Frigische nicht Diener und Lehrer der Kirche, sondern sie sind nur „angestellt, Kirchendiener zu bilden“ (S. 21.), und von dem Aufsatze in der Ev. K. 3. „der Rationalismus und die Agende,“ der das Gegentheil erweist, ist zu wünschen (S. 67.), „daß dessen Gehaltlosigkeit und Boetheit von anderen Wahrheitsfreunden bald in's Licht gestellt werde.“ Die academischen Lehrer der Theologie, „sollen vielmehr ihr ganzes Leben der wissenschaftlichen Erforschung der christlichen Wahrheit widmen“ (S. 22.), — d. h. nach dem Zusammenhange, sie



sollen bei dem in der heiligen Schrift ein für alle Mal als christliche Wahrheit Gegebenen und jedem Christen als solche durch den heiligen Geist in's Herz Geführten entscheiden, was davon wirklich wahr sey und was nicht; — „sie sollen den Grund oder Ungrund der Kirchenlehre nachweisen,“ — als wenn sie im letzteren Falle nicht die Pflicht hätten, auszuscheiden aus einer Kirche, deren Lehre keinen Grund hat, — u. s. w.

(Schluß folgt.)

## M a c h r i c h t e n .

(Ankündigung einer neuen Ausgabe von Calvin's Institutionen.)

Die Unterzeichneten sind gesonnen, eine neue brauchbare, besonders mit einem reichhaltigen Index versehene Handausgabe von Calvin's institutio relig. christianae zu besorgen, wobei die letzte Originalausgabe Calvin's von 1559 zu Grunde gelegt wird. Findet die Subscription, wie bisher, einen raschen Fortgang, so ist kein Zweifel, daß sie das Werk (weißes Papier, groß Octav, 70 Bogen stark) den Subscribenten zu 4 fl. (ungefähr 2 Rthlr. 10 Sgr.) verschaffen können, welche Summe beim Empfang des ersten Bandes, der zu Ostern erscheinen wird, bezahlt werden müßte. Der Ladenpreis wird um ein Bedeutendes höher gestellt werden. Subscribenten sammeln das zehnte Exemplar frei.

Tübingen im August 1830.

Hep. Hoffacker und

Hep. Eisenlohr

am Evang. theol. Seminar zu Tübingen.

Für Berlin wird Herr Heller, Director der Missionsschule in der Französischen Straße N. 33., Subscription anzunehmen die Güte haben.

## M i s c e l l e .

„Dr. Johann Albrecht Bengel's Leben und Wirken nach gedruckten und handschriftlichen Materialien bearbeitet von M. Johann Christian Friedrich Burk, Pfarrer in Theilfingen. Stuttgart bei J. G. Steinkopf.“ — Etwa 25 Bogen in 8., mit einem Bildnisse Bengel's.

Unter diesem Titel wird gegen das Ende dieses Jahres eine ausführliche Lebensbeschreibung jenes gelehrten und erleuchteten Mannes erscheinen, dessen früher in der Ev. R. B. gegebene kurze Biographie so manche unserer Leser erbaut und erfreut hat. Der Verfasser benutzte hiezu nicht allein die sämtlichen Bengel'schen Schriften, sondern auch eine große Menge bisher noch wenig oder gar nicht gebrauchter handschriftlicher Materialien, vornämlich Tagebücher, Briefe und Predigtconcepte enthaltend, die ihm theils durch Erbschaft, theils durch Mittheilung von Anverwandten und Freunden zugekommen waren; wir dürfen uns also der Hoffnung überlassen, ein Werk zu erhalten, das uns recht tiefe Blicke, nicht bloß in die äußere, sondern vornehmlich auch in die innere Geschichte dieses ausgezeichneten Dieners Jesu Christi thun lassen wird. Nach dem bereits bis auf wenige Stücke vollständig ausgearbeiteten Plane wird der erste Abschnitt in seinem ersten Capitel die wissenschaftliche, in seinem zweiten die religiöse Bildungsgeschichte Bengel's erzählen, und wenn gleich das erstere mehr, um seines eigenthümlichen Inhaltes willen, die Litterarhistoriker interessieren dürfte, so wird es doch auch demjenigen Leser Befriedigung gewähren, dem es vorzugsweise am Erbauung zu thun ist; denn überall treten auch hier die Spuren der speciellsten Vorlesung Gottes vor Augen. In noch ungleich höherem Grade wird denn freilich das zweite Capitel erbauen, da es uns Gelegenheit gibt, zu sehen, wie der göttliche Geist

schon in der frühesten Kindheit die ersten Fäden jenes himmlischen und göttlichen Lebens angeknüpft hat, das in dem heranreisenden Jünglinge, unter schweren inneren Anfechtungen, je mehr und mehr sich entfaltete, und bei dem Manne in unermüdeten und segensreicher Wirksamkeit sich vollendete.

Zu den interessantesten Parthieen dieses zweiten Capitels dürfte namentlich die gelehrte Reise Bengel's durch Deutschland (1713) und namentlich sein Aufenthalt auf der Universität Halle zu rechnen seyn. In einem Briefe an einen vertrauten Freund hören wir ihn selbst den Eindruck schildern, den das brüderliche Zusammenwirken so vieler wahrhaft gottesfürchtiger Professoren auf dieser Universität auf sein Herz machte.

Nachdem er von einigen anderen Orten, die er auf seiner Reise besucht hatte, gesprochen, fährt er fort:

„Nun aber weiß ich nicht, wo ich anfangen soll, weiter zu erzählen. Denn ich bin in Halle, von dem ich leicht ein ganzes Buch schreiben könnte. Borerst kann ich dich versichern, daß alles der Erwartung entspricht, welche ich mit von diesem Orte der Weisheit und Frömmigkeit gemacht hatte, und äußerst angenehm ist es, das alles selbst zu erfahren und zu sehen, was man davon in öffentlichen Beschreibungen las. Das Pädagogium ist im blühendsten Zustande und kommt ganz mit dem Tractate überein, der 1710 unter dem Titel erschienen ist: Bericht von der Verfassung des Pädagogii regii; nur daß jetzt alles mit mehr Bequemlichkeit betrieben werden kann, seitdem alle Lehrer und Schüler unter Einem Dache wohnen.“

Dr. Anton erklärt die Offenbarung Johannis und trägt die Kirchengeschichte des 17ten Jahrhunderts vor; in beide Vorlesungen streut er mit großer Salbung viele allgemeine Bemerkungen ein, die von tiefer Weisheit zeugen.

Dr. Francke hat eine Erklärung der Psalmen begonnen; in jeder Stunde nimmt er einen, zwei oder drei Psalmen vor, gibt den Inhalt und Zweck derselben sorgfältig, mit Bemerkung älterer und neuerer Erklärungen, an, jedoch ohne alle Ueberladung. Den Theologie Studierenden erklärt er seine Idea auf eine erbauliche Weise. Auch hält er casuistische Vorlesungen über ausgewählte Stellen von Spener's theologischen Bedenken. In den Singstunden und öffentlichen Predigten wird er oft sehr feurig, ob er gleich die Liebe niemals vergißt. Ernst und Lauterkeit ist bei ihm in einer schönen Mischung beisammen. Lange liest ein Collegium über die Homiletik, wodurch er sehr vielen Nutzen stiftet; er erklärt darin biblische Sprüche und gibt Anleitung vorzüglich zu Entwerfung dogmatischer Dispositionen. Auch Freilingshausen behandelt die Homiletik, aber auf eine ganz andere Weise; er läßt die Studirenden in einer Kirche predigen, und gibt sodann im Anwesenheit derselben seine Beurtheilung.

Was mir aber am meisten gefällt, ist die Harmonie dieser Männer unter einander, welche sie namentlich auch durch gemeinschaftliches Gebet zu unterhalten suchen. Ueberhaupt leben die Gläubigen hier auf einem viel vertraulicheren Fuße mit einander, als ich es an anderen Orten gesehen habe, und hiedurch wird mehr als durch alles Andere der geistlichen Schlaffrigkeit vorgebaut. Ich schätze es für eine große Gnade Gottes, daß ich so viele herrliche, lebendige Beispiele davon sehen kann, was die Kraft des Herrn aus dem Menschen zu machen vermag. Bis daher war ich fast für mich nur allein ein Christ; hier aber lerne ich einsehen, was es um die Gemeinschaft und Verbindung der Heiligen ist.“ — — —

An diese Schilderung Halle's im Jahre 1713 schließt sich eine andere, welche sich ebenfalls in dieser Bengel'schen Lebensbeschreibung findet, und zu interessanten Vergleichen Anlaß gibt.

Im Jahre 1750 war eine theologische Professur daselbst erledigt worden, und aus dieser Veranlassung schrieb der Graf H(enkel) an Bengel, um ihn darüber zu fragen, ob nicht der Württembergische Hofcaplan St(orr) zu derselben geeignet seyn möchte, und bemerkte unter Anderem:

„Es ist von den Feinden der wahren Gottseligkeit bisher gegen diese liebe Universität, von der doch so ein unaussprechlicher Segen ausgegangen ist, so vieles machinirt worden, daß die entstandene Sa-



catur leicht mit einem solchen Manne ersetzt werden könnte, dem die Sache Gottes und die Ausbreitung seines Reiches nicht nur nicht am Herzen liegt, sondern der vielmehr mit allem Ernst sich besetzen würde, das Gute zu hindern und so viel an ihm wäre zu zerstoren. In Halle selbst findet sich dergleichen unter allen, auf die hiebei etwa zu reflectiren seyn möchte, keiner, der mit Freudigkeit könnte vorgeschlagen werden, weil die Diebstähle unter denselben und die das Evangelium von Jesu Christo in der Kraft und Lauterkeit verkündigen, dergleichen Gottlob! noch einige vorhanden, entweder nicht gelebt und erfahren genug sind, aber nicht alle erforderlichen Gaben, mithin auch keinen Beifall haben; die Gelehrten aber nicht nur von der schwülstigen Philosophie und demonstrativischen Lehrart so eingenommen sind, daß sie ihr Hauptwerk daraus machen, wenn sie, der Methode des Apostels Paulus und anderer treuer Knechte Gottes zuwider, sich selbst und nicht Christum, wenigstens nicht in der Kraft verkündigen, Ihn fast nicht gerne nennen, die vor Gott zur Thorheit gemachte Weisheit dieser Welt und des Obersten derselben, anstatt die heimliche verborgene Weisheit öffentlich bekennen, ja sogar, wo nicht atheistische, doch naturalistische und deistische Grundsätze hegen, auch dieselben in ihren Lecturen vorzutragen keine Scheu, und dabei leider den meisten Beifall bei jungen Leuten haben.“ —

Der zweite Abschnitt behandelt Bengel's amtliche Wirksamkeit als Klosterpräceptor, als Prediger und Seelsorger, als Prälat, Landeshauptassessor und Consistorialrath. — Capitel 1. lernen wir den Geist kennen, in dem er seine Schüler unterrichtete und erzog, und wenn wir auf der einen Seite die pünktliche Gewissenhaftigkeit hochachten müssen, mit der er für eine vielseitige wissenschaftliche Ausbildung derselben sorgte, so werden wir uns auf der anderen noch vielmehr darüber freuen, daß er bei jeder Gelegenheit so ernstlichen und weisen Bedacht darauf nahm, ihnen die große Hauptsache, — wahre Befehrung zu Gott, — wirklich zur Hauptsache zu machen. Das zweite Capitel schildert seine Predigtwiese, indem es theils die Grundsätze angibt, von denen er sich dabei leiten ließ, theils durch Auszüge aus seinen Predigten es veranschaulicht, wie er auf eine recht lebendige und kräftige Weise diese Grundsätze befolgt habe. — Eine schöne Reihe der beachtungswerthesten Pastoralgedanken, an die sich Anekdoten aus seinem Predigerleben anschließen, vergegenwärtigt uns sodann noch weiter seine Wirksamkeit in dem ihm über alles wichtigen und heiligen Seelsorgerberuf. — Das dritte Capitel gibt Kunde davon, wie Bengel bei Dienstveränderungen und Beförderungen sich zu betragen gewohnt gewesen, und ungeachtet seiner fast willenlosen Resignation zu immer höheren Würden emporgestiegen, es macht uns seine Ansichten über Kirchenrecht, Kirchengut und Liturgik bekannt, und zeigt wenigstens an einigen Beispielen, in welchem Geiste er sein Amt als Kirchenvorsteher zu verwalten gewohnt gewesen.

Der dritte Abschnitt beschäftigt sich mit der schriftstellerischen Wirksamkeit Bengel's, und zwar zuerst mit seinen Ausgaben und Uebersetzungen von Classikern und Kirchenvätern, welche ihm als Vorbereitung auf seine critische Bearbeitung des Griechischen Neuen Testaments dienen, erzählt die Geschichte der letzteren, berührt die Kämpfe, die er deshalb bestanden, und würdigt die Verdienste, die er sich dadurch erworben; sodann wird von seinen exegetischen Schriften gehandelt, und vor allen Dingen der Geist seiner Exegese, und zu ihr Verhältnis zum Rationalismus, Mysticismus und zu den symbolischen Büchern angedeutet, und einfach und klar nachgewiesen, was er durch jedes einzelne seiner exegetischen Bücher für Wissenschaft und Volksbauung geleistet, wie er theils die biblische Chronologie Alten und Neuen Testaments aufzuhellen, und den schönen Zusammenhang der heiligen Schrift, als eines der göttlichen Vorkehre vollkommen würdigen Ganzen darzulegen, theils auch das Verständnis einzelner Stellen zu fördern, bemüht

gewesen. — Ersteres führt denn natürlich zu ausführlicher Erörterung über sein apokalyptisches System und seinen Blick in die zukünftige Entwicklung der christlichen Kirche. Vornämlich in diesem Punkte fand sich der Verfasser im Stande, aus handschriftlichen Materialien äußerst interessante Mittheilungen zu geben. Auszüge aus den sechzig Reden über die Offenbarung geben eine Probe davon, welche tiefe und kräftige Erinnerungen für's practische Leben Bengel aus diesem so oft verkannten Buche herzuleiten gewußt habe. —

An die Schilderung seines Gnomon und seiner mit Anmerkungen versehenen Uebersetzung des Neuen Testaments und der vielumfassenden Wirksamkeit beider Werke (indem namentlich auch John Wesley eine Uebersetzung des Gnomon gegeben hat) schließt sich sodann noch eine kurze Darstellung der eigenthümlichen dogmatischen Uebersetzung Bengel's, des Ergebnisses seiner Exegese, an. — Ein besonders Capitel ist der Darstellung des Verhältnisses Bengel's zur Brüdergemeinde und seiner Schriften über dieselbe gewidmet, was zugleich Gelegenheit darbietet, die Ansichten Bengel's über Pietismus und Separatismus auseinander zu setzen und seinen Einfluß auf nachfolgende Ereignisse der Württembergischen Kirche anzudeuten. Der Schluß dieses Abschnittes gibt noch Nachricht von einigen kleineren Schriften Bengel's. Eine gedoppelte Beilage enthält endlich mehrere geistliche Lieder von ihm, und sodann äußerst wichtige Proben seiner brieflichen Wirksamkeit, namentlich Antworten auf Gewissensfragen, Auszüge aus theologischen Bedenken und dgl. Als Probe nur einige Worte aus einem Briefe über Union der Lutheraner und Reformirten: „Trennung und Antitrennung — — lasse ich mich nicht viel anfechten: denn sie kommen selten aus einem wahrhaft himmlisch gefüllten Herzen. Wenn Paulus heute als ein Gesandter vom Himmel in die protestantische Kirche herabkommen sollte, er würde viel was anderes zu thun finden, als daß er die Lutheraner und Calvinisten zu einem politischen „Herr Bruder saget“ zusammenbringe. Denn weiter wird man's doch nicht bringen, wenn man's schon auch hoch bringt. Wo so Wenige den Geist haben, wie sollte da eine Einheit im Geiste zu Stande gebracht werden? — Die Trennung betrachte ich als eine Strafe, hinten drein wird sie aber doch zur Wohthat. Denn indem wir den Vertheidigern des unbedingten Nationalismus widerstehen, drängen wir sie immer auf mildere Gründe zu denken, die ihnen selbst bei der inneren Praxis wohl zu flatten kommen; sobald man aber diese Lehre für indifferent erklärt, so würde die Vernunft bei den Meisten unter uns es auch ergreifen, und wäre der Glaube an die allgemeine Gnade gar bald verschlungen.“

Der vierte Abschnitt endlich handelt von Bengel's Privatleben. Capitel 1. schildert seine häuslichen Verhältnisse, Capitel 2. sein Benehmen im gesellschaftlichen Umgang, namentlich sein reges Gefühl für Unterhaltung inniger Freundschaften, besonders solcher, die er schon in der Jugend angeknüpft hatte, und lehrt uns einige seiner edelsten Freunde kennen, Capitel 3. handelt von seinen Krankheiten und namentlich seiner letzten, und theilt Interessantes von seinen Aeußerungen in den Stunden des Abschiedes mit, Capitel 4. schließt mit einer ausführlichen Charakteristik Bengel's, die theils mit seinen eigenen Aeußerungen, theils mit Anekdoten aus seinem Leben belegt wird.

Indem wir nun die bevorstehende Erscheinung dieser Schrift zur Kenntniß des christlichen Publicums bringen, und dieselbe zum Voraus allen Verehrern des sel. Bengel freundlich empfehlen, geben wir noch schließlich die Versicherung, daß der Verfasser gewiß Alles mit dem herzlichsten Danke annehmen und mit der gewissenhaftesten Treue benutzen würde, was ihm etwa noch weiter zur Vervollständigung seines Werkes mitgetheilt werden möchte, und bitten daher Jeden, der im Besitze solcher Materialien seyn sollte, ohne Zeitverlust seinen Beitrag auf geeigneten Wegen an denselben zu senden.



# Evangelische

# Kirchen-Zeitung.

Berlin 1830.

Mittwoch den 22. September.

N<sup>o</sup> 76.

Der Decan der theologischen Facultät zu Rostock gegen die Evangelische Kirche.

(Schluß.)

Durch solche Erörterungen glaubt sich nun Herr Dr. Frisch (S. 26.) zur Beantwortung seiner Hauptfrage, ob durch den Rationalismus die Geltung der Augsburgischen Confession factisch aufgehoben worden sey oder nicht, den Weg vollständig gebahnt zu haben. Zuvörderst gibt er nun hier zu, daß die Augsburgische Confession supernaturalistisch sey, und daß Supernaturalismus und Rationalismus wirkliche Gegensätze seyen, welche Gegensätze er freilich nach der alleroberflächlichsten Betrachtungsweise nur als formelle ansieht. Dadurch aber ist ihm jene Frage noch keinesweges beantwortet, — natürlich, eben weil er beide Gegensätze in seiner Begriffsverwirrung nur als formelle nimmt — sondern er stellt jetzt (S. 31 ff.) vier Punkte zur Erwägung auf: 1) „Der Lehrbegriff der Augsburgischen Confession ist nicht abgeschlossen, sondern einer allmählichen Fortbildung und Entwicklung fähig.“ Dies zugegeben, wie es in gewissem Sinne zugegeben ist, wer in aller Welt wird nun in den Glaubensbekenntnisse denkgläubiger Christen (Ev. K. Z. Juli. S. 473 ff.) eine Fortbildung und Entwicklung der Augsburgischen Confession finden können? 2) „Der Geschichte zufolge haben sich die Theologen dem Rationalismus zugewandt, um das Evangelium im Ansehen zu erhalten und den symbolischen Büchern, wenigstens dem Geiste nach, ihre alten Rechte zu sichern.“ Welche Behauptung! — Doch man sehe den Beweis: „Die von der Theologie in ihren Principien unabhängigen Wissenschaften der Philosophie, der Religionsgeschichte, Naturkunde, Geologie, Astronomie u. hatten seit der Reformation Niesenfortschritte gemacht und Resultate geliefert, welche in den kirchlichen Lehrbegriff und namentlich auch in die Theorie von der Offenbarung störend eingriffen, und welche, da sie weder überhaupt, noch, und dies am wenigsten, von den Theologen widerlegt werden konnten, in die Theologie verarbeitet werden mußten.“ Gleichwohl legten die Theologen nicht eher Hand an's Werk, als bis sie seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts Laien dazu nöthigten u. Welche Theologie! — Aber nun-

mehr (vgl. Ev. K. Z. Juni. N<sup>o</sup> 50 ff.) ist solches Gerede nur noch lächerlich. Doch wir müssen das Resultat vernehmen: „Man ließ also fallen, was man nicht mehr halten konnte, und machte nach und nach eine Theorie von Offenbarung ausfindig [sehr treffend], bei welcher man die Würde Jesu und der Apostel rettete [nämlich durch die Accommodationstheorie, wonach der Sohn Gottes als ein Freund der Lüge erscheint] u.“ „Dies ist das System des Rationalismus. — Und ein solches System — sollte ein Feind des Christenthums seyn und dem Geiste der Augsburgischen Confession widerstreiten?“ Siemit ist es denn nun auch ausgemacht, daß es nicht so sey, denn Herr Dr. Frisch fügt nur noch hinzu: „Ich antworte wiederum mit Entschiedenheit: Nein.“ 3) „Auch die jüngst am meisten urgirte Behauptung“ — fährt er fort — „trifft nicht zum Ziele: der Rationalismus habe darum die Geltung unserer Symbole factisch vernichtet, weil er es unternehme (im Gegensatz mit den bestimmtesten Äußerungen der symbolischen Bücher über die Auctorität der heiligen Schrift), die heilige Schrift einer Critik der menschlichen Vernunft zu unterwerfen u.“ Denn hiegegen ist zu erinnern: a) Auch Luther und Melancthon haben den Supernaturalismus nicht consequent durchgeführt, sondern zuweilen nicht nur in ihren Privatschriften, sondern sogar in ihren kirchlichen Symbolen rationalistisch entschieden.“ Hier verwechselt Herr Dr. Frisch in seiner Verblendung und Begriffsverwirrung ein vernünftiges Entscheiden über den im Voraus nur als wahr angenommenen Sinn von Bibelstellen nach vernünftigen hermeneutischen Grundsätzen, wie es sich ja natürlich auch bei dem consequentesten Supernaturalisten finden muß, mit dem rationalistischen Entscheiden über Wahrheit oder Unwahrheit biblischer Stellen. Wie könnte er sonst als Beweis für jene seine Behauptung anführen, daß die Augsburgische Confession die Vorschrift Act. 15, 20. vom Genuß des Blutes für temporell erkläre? „Was thun, frage ich,“ — fährt er hier unmittelbar fort, — „die Rationalisten anders, als daß sie die temporellen und localen Lehren und Vorschriften der heiligen Schrift von den immer und überall gültigen ausschließen?“ Allerdings; nur mit dem Unterschiede, daß die Augsburgische Confession Temporelles und Locales da statuirte, wo die heilige Schrift selbst und ihre Analogie es als solches bezeichnet, die Rationalisten aber da, wo sie nur wollen. „Gäbe aber



auch" — so heißt es dann weiter — „nicht das kirchlich anerkannte Ansehen der Reformatoren den jetzt lebenden Theologen das Recht, den Inhalt der heiligen Schrift nach den Aussprüchen der Vernunft zu beurtheilen, so würde doch b) die heilige Schrift selbst, welche solche Prüfung erlaubt, sie dazu berechtigen.“ Man staunt, wenn man den Decan einer Evangelisch-theologischen Facultät noch zu unserer Zeit nun die Stellen 1 Cor. 10, 15. („Als mit den Klugen rede ich; richtet ihr, was ich sage“) und 1 Thess. 5, 21. („Prüfet aber Alles, und das Gute behaltet“) triumphirend anziehen sieht, und ihn dann fortfahren hört: „Was thum denn aber, frage ich, die Nationalisten anders, als daß sie, um des Erlösers und des großen Apostels Aufforderung zu genügen, Alles prüfen?“ Kann Herr Dr. Frizsche im Ernst glauben, daß die Nationalisten gerade der Aufforderung des Apostels Paulus genügen, der da zeugt, wer ein anderes Evangelium predige, als das von ihm gepredigte, der sey verflucht? wenn sie das Wort vom Kreuze mit Füßen treten? wenn sie nicht oft genug davor warnen können, daß man doch nicht die christliche Religion zu einer Paulinischen machen möge? — Zum Letzten c) wird noch angeführt, daß zur Erwerbung und sicheren Begründung einer religiösen Ueberzeugung Vernunftgebrauch, Prüfung nach Vernunftgründen, nöthig sey. Aber welcher gläubige Theologe und entschiedene Gegner des Nationalismus läugnet das? War den Vernunftmißbrauch der Nationalisten verworfen wir, weil er christswidrig ist. Endlich 4) „wenn auch der Supernaturalismus und Nationalismus als Schulsysteme einander unvereinbar entgegenstehen, so ist doch ihr Unterschied, wenn man auf die practischen Resultate sieht, ohne alle Bedeutung.“ Dies heißt nun eben so viel, als es ist practisch, ohne alle Bedeutung, ob Jemand durch den lebendigen Glauben an den Herrn Jesus Christus, den Gottmenschen, das Lamm Gottes, das der Welt Sünde trägt, an sein Leben, Leiden, Sterben und Auferstehen für ihn, sonst verlorenen und verdammten Sünder, den Keim eines neuen göttlichen Lebens empfängt, der sich fort und fort immer schöner und herrlicher entwickelt zu der einst vollendeten Heiligkeit, oder ob er, diesen Glauben rationalistisch verwerfend, die wuchernden Keime der Selbstsucht in seinem Herzen ungestört immer weiter Wurzel schlagen läßt zu dereinst vollendeter Teufelsgenossenschaft; es ist practisch ohne alle Bedeutung, ob Jemand die Gerechtigkeit Jesu Christi im Glauben durch den heiligen Geist ergreifend, Zugang erhält zu dem heiligen und gerechten Gott, und durch die Gemeinschaft mit ihm, seinem Gott, den Frieden schmecket, der ihm jedes Leiden verflüßt, ihm das heilige Kreuz seinem Herrn wohlgemuth nachtragen läßt, und, wo die Natur erbebt, ihn Gott preisen lehrt, weil er seiner Seligkeit im Glauben gewiß ist und nichts ihn scheiden kann von der Liebe Gottes, die in Jesu Christo ist, oder ob er, der arme Sünder, Christi Gerechtigkeit rationalistisch verschmähend, auf seine eigene vertraut, statt des Friedens Gottes nun seinen eigenen nur kennt, Rauch und Dampf, den jeder Wind der Trübsal verweht, und dereinst im letzten Stündlein, wenn der Nebel seiner Tugend vor seinen Augen verschwindet, in das Land der ewigen Verdammnis hinüberstarrt; es ist practisch ohne alle Bedeutung, ob er, erleuchtet durch das heilige Wort Gottes, mit sicherer, unerschütterlicher Erkenntniß Gottes, des lebendigen Gottes, und seiner selbst durch das Leben geht, und wohl weiß, wohin, oder ob er, die wesentlichen Theile des Wortes des Herrn rationalistisch für Unwahrheit ächtend, von jedem Winde der Lehre hin und her bewegt wird, und, in Gott nur ein todttes Gebilde seiner Vernunft an-

betend, seine dem Tode trogende Ueberzeugung, aber keine absolute Wahrheit kennend, unsäth dem Ende entgegen schwankt, in das unbekannte Land; es ist practisch ohne alle Bedeutung, ob er, von sich selbst losgemacht und nur Christo ergeben, als ein willenloses Lamm geht, wohin der gute Hirte es führt, und in Allem und um Alles seinen lieben Heiland bittet, wie die lieben Kinder ihren lieben Vater bitten, oder ob er, Jesum verehrend als einen todtten Mann, täglich und stündlich nichts will, als seinen eigenen Willen, und betet, nur um sich zu ergötzen; es ist practisch ohne alle Bedeutung, ob er, unter der Züchtigung des Geistes Jesu Christi, die Weltlust mit heiliger Schen meiden, stets auf das ewige Heil seiner Seele bedacht, und daß er den heiligen Geist nicht betrübe, oder ob er, rationalistisch alle Verhältnisse in der Welt, wie sie nun einmal sind, für gut nehmend, da ja die Welt nicht im Argen liegt, sorglos, ob er Schaden an seiner Seele nehme oder nicht, und von einem heiligen Geiste nichts wissend, aus einer weltlichen Vergnügung in die andere eilt und dem Mammon dient. Das Alles — und wir haben nur wenig und dies nur in ganz allgemeinen Umrißen angedeutet — ist practisch ohne alle Bedeutung. Freilich Herr Dr. Frizsche wendet uns nun ein, das sey ja auch nicht sein Supernaturalismus und sein Nationalismus; bei seinen Supernaturalisten und Nationalisten „lasse sich durchaus kein Gegensatz in der religiösen Denkart annehmen“ (S. 46.), und „wie in der ganzen Lebensansicht bei dem Supernaturalisten und Nationalisten ein Gegensatz statt finden solle, ist vollends nicht abzusehen“ (S. 48.). Aber was berechtigt denn auch Herrn Frizsche, sich einen Supernaturalisten zu denken gerade wie einen Nationalisten, und diesen gerade wie jenen? Was berechtigt ihn denn, die Gegensätze sich anders zu bilden, als sie mit einander in Kampf sind? Was berechtigt ihn insonderheit, sich unter einem Supernaturalisten einen Menschen zu denken, der vom Christenthum nichts hat, als jene klappernde Schale? Sieht er denn nicht, daß er so ganz in's Blaue hineinsieht? Dr. Bretschneider und Dr. Frizsche in Halle will er ja doch nicht bekämpfen. Die aber, gegen welche er ankämpft, das sind die Supernaturalisten oder — denn so ist zu sagen — die Evangelischen Christen und Theologen, die von der ganzen uns und wahngläubigen Welt (der Nationalisten und ihres Anhangs) gehaßt werden. Wäre das aber möglich, wenn die Differenz ihres Glaubens und des Unglaubens ihrer Gegner practisch ohne alle Bedeutung wäre?

So Vieles hat nun der Verf. schon gesagt, ohne wirklich an die Beantwortung seiner Frage zu gehen, im Voraus zu Erwägendes immer höher auf einander thürmend. Jetzt endlich, S. 52, ist das Parturient montes vollendet, und S. 53 — 57. erscheint die Frucht. „Auch für den Nationalisten (S. 53.) behält die Augustana ihre volle Gültigkeit, auch er treibt sein Amt und Werk in dem Geiste dieser Confession“ (S. 53.); denn — nun folgen die beiden Gründe — „einig sind alle Protestanten, daß nimmer gelten könne, was unsere Kirche von der Päpstlichen trennt. — Nimmernmehr können wir des Papstes Gewalt [von der in der Augustana gar nicht die Rede ist], eine uns verpflichtende Erbschle [von der darin auch nicht die Rede ist; durch die Thatsache der 21 Artikel aber bekennt die Augsburgerische Confession die größte Achtung vor der kirchlichen Ueberlieferung der ersten Jahrhunderte, und mit Recht], Meßopfer u. s. w. annehmen.“ „Aber dies ist nicht das Einzige (S. 53.). Nicht nur verneinend, sondern auch bejahend handeln die Nationalisten im Geiste unserer Augustana und der Reformatoren. Oder [man höre!] befolgt-



ten diese nicht das Princip, daß man Alles prüfen und das Gute behalten müsse? erklärte sich nicht Luther in Worms zum Widerruf bereit, wenn er mit Zeugnissen der heiligen Schrift, oder mit öffentlichen, klaren und hellen Gründen und Ursachen überwunden und überwiesen werde? Eben dies ist ja aber das Fundamentalgesetz der Nationalisten." So ist denn auch, und zwar aus der Augsburgerischen Confession, die positive Uebereinstimmung der Nationalisten mit der Augsburgerischen Confession (und zwar ihrem Geiste, der ein Geist war, der sich demüthigte unter das Wort Gottes und in und mit der Kirche glaubte) von Herrn Dr. Frischke erwiesen, und wir enthalten uns alles Urtheils darüber, wie dies gesehen ist. Was aber die Sache selbst betrifft, so müssen wir allen vernünftigen Juden und Heiden und Muhamedaneern Glück wünschen, daß auch ihnen es nun frei steht, theologische Professuren in Evangelischen Facultäten zu bekleiden, denn nicht nur verneinend (sie sind ja nicht Katholisch, und wollens auch nicht werden), sondern auch bejahend (als vernunftbegabte Wesen, die auch gleich den Nationalisten von der heiligen Schrift so viel annehmen, als ihnen beliebt, wenn sie auch nichts davon annehmen) handeln sie alle gleicherweise im Geiste unserer Augustana und der Reformatoren. (Wer wollte nun noch für Missionen etwas geben!) — Im Folgenden fügt Herr Dr. Frischke nur noch einige weitere Erörterungen hinzu. „Melanchthon sagt (Augsburgerische Confession), die Bischöfe hätten die Evangelischen toleriren sollen, weil sie in der Hauptsache (Art. 1—21.) mit den Ansichten der unverdorbenen Römischen Kirche eins seien, und wir sollten uns für befugt halten, den Nationalisten die Toleranz in unserer Kirche zu verweigern, da wir, wenn auch unsere Begriffe vom Nationalismus noch so verworren wären (wie sie bei den Arbeitern an der Ev. K. Z. höchst verworren sind u.), doch so viel einräumen müssen, die Differenz des Nationalismus vom Supernaturalismus sey bei weitem nicht so erheblich, als die Differenz der Evangelischen 1530 von der damaligen Dogmatik des Katholicismus.“ Jedermann weiß, daß nur in den ersten 21 Artikeln der Augsburgerischen Confession Glaubenssätze enthalten sind, und in diesen bekennt Melanchthon selbst nach Herrn Dr. Frischke's Einführung, mit der Katholischen Kirche einig zu seyn. Jedermann aber kann auch aus dem „Glaubensbekenntnisse deutschgläubiger Christen“ (vgl. Ev. K. Z. Juli. S. 474.) sehen, daß die Nationalisten die meisten und wichtigsten derselben 21 Artikel geradezu umkehren, und alle wesentlich verändern. Und der Decan einer Evangelisch-theologischen Facultät wagt dennoch, so etwas zu schreiben? — „Und der 7te Artikel der Augsburgerischen Confession“ — fährt er unmitttelbar fort — „verlangt nur, daß das Evangelium recht gelehrt und die Sacramente recht verwaltet werden;“ und das rechte Evangelium ist nun wohl der Nationalismus, zumal da der 5te Artikel der Augsburgerischen Confession das Evangelium bestimmt: „als welches lehret, daß wir durch Christi Verdienst, nicht durch unser Verdienst, einen gnädigen Gott haben, so wir solches glauben?“ — „Sollen wir genau“ — fährt der Redner wenige Worte nachher fort — „auf dem Punkte stehen bleiben, wo die Reformatoren standen? Da sey Gott für, da verlor wir ja die herrlichste Freiheit der Kinder Gottes, die uns eben die Reformation wiedergegeben hat, und würden Papisten.“ Aus diesen Worten folgt unwiderprechlich, daß die Reformatoren, nach Herrn Dr. Frischke, Papisten wären, und die Freiheit der Kinder Gottes selbst nicht besaßen, die ihr Tagewerk uns wiedergegeben hat. — Zu Ende dieses Abiages (S. 57.)

citirt der Redner noch die Worte Luther's: „Das Wort Gottes muß zu Felde liegen und kämpfen. Man lasse die Geister auf einanderplagen und treffen, man lasse sie predigen, wider wen und was sie wollen.“ Die letzten Worte sind größer gedruckt, ohne Zweifel, damit die Nationalisten sie zu Herzen nehmen, und also nun suppliren, hinter predigen „auf Cangel und Catfeder,“ hinter wen „Christus“ und hinter was „Nationalismus.“

Von S. 57. an beginnt nun, *tanquam re bene gesta*, eine lange Nachrede, zuerst noch mit naher Beziehung auf den abgehandelten Gegenstand. „Auch rationalistische Prediger“ — heißt es hier — „handeln im Geiste der Augustana, wenn sie ihr Amt — mit Lehrweisheit — verwalten. Sie halten sich ja an das, worin alle Christgläubigen einig seyn müssen, und was nütze ist zur Weisheit, Gerechtigkeit, Heiligung und Erlösung.“ Der Redner warnt im Folgenden vor der Predigtweise eines Schmiered, Nidelbach u.; die eben angeführte treffende Anwendung des in seinem wahren Sinne Nationalisten so lästigen Bibelverses werden die Zuhörer wohl stillschweigens sich haben empfohlen seyn lassen. — S. 59. spricht der Redner mit Entschiedenheit sein Resulat aus: „Ja, die Augsburgerische Confession hat noch volle Geltung auch bei den Nationalisten, die ja ganz dieselben Principien befolgen, von welchen Melanchthon und Luther geleitet wurden.“ — Die lange, schmähende und blind eifernde Schlussdeclamation übergehen wir hier, um uns mit dergleichen nicht zu befädeln. Nur das können wir nicht umhin anzuführen, daß der Verf. die Ueberzeugung der Ev. K. Z., daß Laien in diesem Kampfe stumm und streitsfähig seien, d. i. den Lehrsatz der Evangelischen Kirche, daß Laien in Glaubenssachen stimmungsfähig sind, „revolutionär“ nennt (S. 67.), und „um die Untüchtigkeit der Laien in dieser Beziehung zu erweisen“, mehrere Anekdoten erzählt (S. 68. 69.), wie z. B. gewisse Laien den Vers: „Wir loben, preisen, anbeten dich“ gesungen hätten: „Wir lobenden Preußen, anbeten dich,“ und dgl. Ganz zuletzt geht der Redner in eine aufs Uebertriebene und mithin Niedrigste schmelzende Lobpreisung seines Landesfürsten über, und schließt die Verlesung mit den offenbar eine witzige Reminiscenz seyn sollen den Worten: „Erhöre uns, lieber Herr Gott!“

Wähten die Leser dieser Anzeige sich gedrungen fühlen, für die Rostocker Universität und für den Mann, den sie hier kennen gelernt haben, recht herzlich zu beten! Eine Schrift dieser Art bedurfte öffentlicher Züchtigung; aber noch mehr bedarf ihr Verf. unseres Gebets. Der Herr, der jedes unnütze Wort richten wird, gebe, daß ein Stachel in seine Seele falle!

## Nachrichten.

(Nordamerika.) Während die Gesellschaften zur Verbreitung von Erbauungsschriften, diese geeigneten Werkzeuge zur Erweckung und Besserung so vieler, oft tief versunkener Sünder, bei uns einen so kühnlichen Fortgang haben, und manche gläubige Christen unter uns sich so träge und furchtsam in dieser wichtigen Angelegenheit beweisen, blüht kaum ein Verein unter unseren Amerikanischen Brüdern herrlicher auf, als dieser. In dem „Auszug aus dem Jahresbericht der American Tract Society“ von diesem Jahr, welchen der New York Observer vom 15. Mai d. J. enthält, heißt es: „Die Arbeiten dieser Gesellschaft dehnen sich jetzt über alle Staaten und fast eine jede Grafschaft der Amerikanischen Union aus, ja sie verbreiten sich selbst in viele fremde Länder. Zu



Hunderttausenden von Familien sind sie gedungen, und der heilige Geist begleitet sie mit seiner kräftigen Wirkung zur Bekehrung vieler. Seit dem letzten Jahresfeste sind zwei und sechzig verschiedene Schriften in sechs Sprachen (Englisch, Französisch, Spanisch, Deutsch, Italienisch und Welsh) zum ersten Male stereotypirt worden, so daß jetzt die Summe aller von der Gesellschaft herausgegebenen Schriften 498 beträgt. Zu diesen kommt noch eine Schrift in der Seneca-Sprache von 110 Seiten, welche den Missionären zur Verbreitung unter diesem (Nordamerikanischen Indianer-) Stamm gegeben worden ist. Einige Schriften in der Sprache der Tschippewah-Indianer (von den Ufern des oberen Mississippi), welche, in mehreren Dialecten, weit verbreitet ist, werden vorbereitet. Vier Schriften in Tamulischer Sprache und eine Geldunterstützung für die Missionäre in Ceylon zu deren Abdruck sind vom Committee genehmigt worden. In Malta sind zehn Schriften der Gesellschaft in's Neugriechische, zwölf in's Italienische und elf in's Armenische-Türkische (den von den Armeniern in der Türkei gesprochenen Dialect) überfetzt worden. Ein thätiger Freund der Gesellschaft hat eine bedeutende Summe zur Stereotypirung von „the Pilgrim's Progress“ (Bunyan's Pilgerreise zur Ewigkeit) ihr geschenkt. Mit tiefem Dank gegen die Gnade Gottes erkennt das Committee es als einen besonderen Segen an, daß seine Kinder den Grundfaß der Gesellschaft, „Evangelische Christen verschiedener Religionsparteien in diesem Werke zu vereinigen,“ auch in diesem Jahre festgehalten haben. Die practischen Folgen davon sind höchst glücklich gewesen. Der Wunsch aller Glieder des Committee ist in völliger Uebereinstimmung dahin gegangen, daß die Wahrheiten allgemein verbreitet werden möchten, welche dazu dienen, das harte Herz der Menschen zu brechen, und sie zu einer gänzlichen Uebergabe ihrer Seele an Jesus Christum zu führen. Sie alle erwarten die Ausrottung des Kaffers und die Beförderung der Sittlichkeit nur von der Verbreitung der Ueberzeugung, daß die Sünde der Leute Verderben ist, und daß sie allein errettet werden können durch das Verdönnungsblut Christi, und die Umwandlung und Heiligung ihrer Herzen durch den heiligen Geist. — Ein Glied des Committee, der Prediger Dr. Milnor, ist auf einige Monate nach England gereist; er ist bewillmüthigt worden, bei der Jahresversammlung der Londoner Tractatgesellschaft im Namen der Gesellschaft aufzutreten, und Erkundigungen zur Förderung der Zwecke der Gesellschaft einzuziehen. — Die Zahl aller in dem Jahr vom 1. Mai 1829 bis dahin 1830 gedruckten Exemplare von Schriften beträgt 5,239,000, wovon 144,000 in Deutscher, 90,000 in Französischer, 8,000 in Spanischer und 6,000 in Italienischer Sprache. Seit der Stiftung der Gesellschaft sind 20,341,000 Exemplare gedruckt worden. Das Committee bittet besonders um Beihilfe zur Ausdehnung der unentgeltlichen Verteilung von Schriften in den verlasseneren Gegenden der Vereinigten Staaten und heidnischen Länder. Die Einnahme der Gesellschaft im vorigen Jahre betrug 60,210 Dollars (etwa 86,000 Thlr.), davon für verkaufte Schriften 48,454 und freiwillige Beiträge 11,755 Dollars. Am Bedeutendsten war die Wirkksamkeit der Gesellschaft im Flußgebiet des Mississippi, sie hielt dort sechs Agenten. Die Briefe und Berichte dieser Brüder hat das Committee mit der größten Theilnahme gelesen, und von Neuem ist es den Mitgliedern desselben recht klar geworden, daß, wenn Christen jemals ein weit ausgedehntes, und dabei viel versprechendes Arbeitsfeld vor sich hatten, dies sich den Gemeinden der Vereinigten Staaten in ihrer jährlich steigenden ungeheuren Bevölkerung darbietet. „Der Unglaube,“ sagt das Committee, „mag immer sein Lied singen: Es geht Alles herrlich! Wir glauben, alle erleuchtete Evangelische Christen aller Religionsparteien stimmen in der Ueberzeugung überein, daß die Sünde auf die beunruhigendste Weise in unserem Vaterlande um sich greift, und kräftigere Mittel zur Verbreitung des Evangeliums ergriffen werden müssen, wenn nicht Millionen in ihrer natürlichen Finsterniß umkommen sollen. Darin besteht nicht die Vaterlandsliebe und die Frömmigkeit, daß man „Friede, Friede!“ ruft, wo kein Friede ist. Wir wünschen den Zustand unseres Vaterlandes

uns vor Augen zu stellen, wie er wirklich ist, und durch herzerschütternde Thatfachen die wahren Kinder Gottes zur Befolgung seiner Gebote gegen ihre Mitmenschen aufzufordern.“ — O wie ist jedes dieser Worte auf die heidnische Finsterniß vieler weiter Strecken unseres Deutschen Vaterlandes anwendbar! Warum legen die Kinder Gottes unter uns nicht mehr Hand an's Werk? Warum unterstützen sie nicht eifriger unsere Tractatgesellschaften? Warum kommt es über allem Beurtheilen und Berathen so wenig zum Handeln bei uns?

#### (Ankündigung einer Sammlung geistlicher Lieder.)

Bei Spittler in Basel erscheint, nach denselben Grundrissen, welche in dem Aufsatze: Gesangbücher, Choralbücher in der Ev. K. Z. 1829 dargelegt sind, eine Sammlung geistlicher Lieder. Der Herausgeber wählte vorzugsweise solche bewährte Kernlieder aus, welche sich in den meisten früheren wahrhaft christlichen Gesangbüchern finden, die aber gewöhnlich in die neuen Gesangbücher entweder gar nicht, oder höchst willkürlich verändert und verstümmelt aufgenommen wurden.

Zur Charakteristik dieser Sammlung führen wir an, daß sich Luther's sämtliche Kirchenlieder in derselben befinden, mehrere von Johann Hermann, Paul Gerhard, Ch. F. Richter, Freilinghausen, Zinzendorf &c. Aus dieser Anführung ergibt es sich schon, daß der Herausgeber Lieder aus verschiedenen Jahrhunderten aufnahm, „welche der Geist des Glaubens durch seine Werkzeuge dichtet.“

Die Zahl der Lieder ist 535. Ein alphabetisches Verzeichniß der Liederdichter mit kurzen Notizen über ihr Leben ist der Sammlung beigelegt.

Zugleich mit derselben erscheint ein

#### Choralbuch,

welches 140 alte Kirchenmelodien enthalten wird. Die Harmonien bei weitem der meisten dieser Melodien hat die in der musikalischen Welt bekannte verstorbene Louise Reichardt gesetzt, die übrigen Harmonien sind aus den vorzüglichsten Choralbüchern entnommen.

Um dieses Unternehmen, wobei ein wohlthätiger Zweck beabsichtigt ist, zu sichern, schlagen wir den Weg der Subscription ein.

Das Gesangbuch wird 18 bis 20 Bogen stark werden und netto, in Basel genommen, 48 Kr. oder 15 Sgr. kosten, wobei die Herren Buchhändler berechtigt sind, ihre Spesen darauf zu berechnen. Sammler erhalten auf 10, 1 Freieremplar. Die Subscription bleibt bis zum Erscheinen des Werkes offen.

Der Preis des Choralbuchs kann noch nicht ganz genau bestimmt werden, jedoch ist gewiß, daß es nicht über 2 Fl. oder 1 Thlr. 5 Sgr. netto zu stehen kommen wird.

Denjenigen, welche das Beste aus dem reichen Liederschatze unserer Evangelischen Kirche beisammen zu haben wünschen, und die Lieder, wie sie aus dem Herzen der frommen Dichter geflossen sind, in ihrer ursprünglichen Frische, Kraft und Tiefe liebgewonnen haben, kann vorzugsweise diese Sammlung auf's Angelegentlichste empfohlen werden, denn zu ihrer Erbauung, ist sie besonders veranstaltet. Aber wir hoffen auch, daß sie dazu dienen wird, wenigstens Einige von denen, welche unsere köstlichen Kirchenlieder in ihrer Zerstreuung in diese und jene Gesangbücher nicht gehörig würdigen lernten, durch den poetischen Inhalt, den Reichtum und die Tiefe der Gedanken und durch den Hauch des Geistes, der sie alle durchweht, mit Ehrfurcht und Bewunderung zu erfüllen.

Subscriptionen auf beide Werke erbieten sich in Berlin der Kaufmann Elsner Spandauer Straße Nr. 40. und der Director der Missionsschule, Heller, Französische Straße Nr. 33., anzunehmen. Es wird aber gebeten, deutlich zu bezeichnen, ob man Gesangbuch und Choralbuch, oder nur eines von beiden, und welches man zu haben wünscht.

Den 1. September 1830.



# Evangelische

# Kirchen-Zeitung.

Berlin 1830.

Samstag den 25. September.

N<sup>o</sup> 77.

## Hamburgensia.

- 1) Predigt am dritten Jubelfeste der Augsburgerischen Confession, gehalten von Dr. Ernst Gottfr. Adolph Böckel. Hamburg 1830. 20 S. 8.
- 2) Was ist denn Wahrheit? Eine Frage an Herrn Dr. und Pastor Böckel, veranlaßt durch dessen Jubelpredigt am 25. Juni 1830. Von einem Hamburger. Kiel 1830. 14 S.
- 3) Erklärung, veranlaßt durch die zudringliche Frage eines Hamburgers in Beziehung auf die Jubelpredigt, von Dr. Böckel. Hamburg 1830. 18 S.

Majestätisch ragen die Thürme von Hamburg's Kirchen empor, und zeigen, wohin der Sinn der Väter, die sie bauten, gerichtet war. Lieblich klinget das Glockenspiel in der Mittagsstunde von diesen Thürmen, und wecket die Herzen, des Herrn Lob zu singen, selbst unter dem Geräusche des viel bewegten kaufmännischen Lebens. Rühmlich hat man immer vom kirchlichen Sinn der Einwohner gesprochen, und bei Predigern und Zuhörern bis in die neueren Zeiten ein treues Festhalten an dem Evangelischen Glauben anerkannt. Aber es sind auch von hier aus, und, wie es scheint, nicht ohne Grund, Klagen vernommen worden, daß die Prediger nicht einerlei Rede führen, 1 Cor. 1, 10. (nach N<sup>o</sup> 2. S. 10.: „Welch ein ausnehmender Unterschied ist nicht zwischen den Vorträgen des Herrn Pastors Wolff und denen des Herrn Pastors Rautenberg? Und doch erklären beide, daß sie das lautere Evangelium verkündigen“), und daß unter den Gemeindegliedern der Eine lichterhell nennt, was der Andere unbiblisch, der Eine mystisch, was der Andere rechtgläubig (das.). Da könnte man beim Anblick jener herrlichen Thürme an Babel und dessen Sprachverwirrung denken. Die Klage hat man gehört, daß statt des Gesanges nach der Väter Weise, wie derselbe in ihren kräftigen, schönen Kirchenliedern erschallte, nach einem neuen Gesangbuch voll unerbaulicher Lieder gesungen wird; daß statt eines kirchlichen Sinnes „die Verachtung des göttlichen Wortes, vorzüglich bei den unteren Ständen, immer mehr zunimmt, und die Theilnahme recht vieler Menschen

an kirchlichen Dingen nur noch aus bloßer Partheisucht und Schadenfreude hervorgeht“ (das. S. 11.); daß die schmutzigsten Volksblätter bei der Censur freien Lauf haben, aber die freimüthige Rede nach dem göttlichen Wort selbst in Predigten unterdrückt wird; daß von Seiten des Kirchenregiments bei wirklicher Ungebühr in geistlichen Sachen keine Abhülfe geschieht. Da mag es denn wohl nicht übertrieben seyn, was in N<sup>o</sup> 2. gesagt wird: „Alles Andere schwanket, und das am meisten, was am festesten stehen sollte.“

In Beziehung auf diesen Zustand der Dinge sind obige drei Schriften von Interesse, obgleich sie in einer gelehrten theologischen Zeitschrift vielleicht kaum einer kurzen Erwähnung werth gehalten werden. Aber eine Kirchenzeitung, die es mehr mit dem Leben, als mit der Wissenschaft, zu thun hat, muß solche Zustände und Vorfälle, wie sie hier in einer Stadt von wenigstens 120,000 Einwohnern zur Sprache kommen, nicht unberücksichtigt lassen; sie muß den Zeiger an der Kirchenuhr beobachten, während eine gelehrte Zeitschrift uns nur sagt, was die Uhren in den Stuben der Gelehrten zeigen. Beide gehen leider schon seit vielen Jahren und in vielen Gemeinden nicht miteinander; man hat die Erste nach den Letzteren gerückt, bald vorwärts, bald rückwärts, und die Christen zu überreden versucht, daß die alte Kirchenuhr nicht richtig gehe, wie auch Böckel in der obigen Predigt sie anders stellen oder renoviren will. Dadurch ist denn, auch in Hamburg, nicht allein eine so große Verwirrung eingerissen, daß die Gemeindeglieder gar nicht wissen, welches die rechte Zeit ist, sondern das auch nie wissen können, da sie bisher immer nach der Kirchenuhr sahen, und nun nach den Uhren der Gelehrten sich richten müssen, die sogar unter sich so verschieden gehen, daß, nach Böckel's eigenem Geständniß (N<sup>o</sup> 3. S. 10.), „die Ansichten derer selbst, die Zeit und Kraft einzig und allein auf die Erforschung des Sinnes der heiligen Schrift verwenden, in vielen Stücken unvereinbar sind.“ Nun, da sind doch wahrlich die armen Christen, die von diesem Zwiespalt der Ansichten ihrer Lehrer hin und her gerissen werden, sehr zu bedauern, und, was auch Böckel, diesen Zustand kaum beachtend, obenhin bemerkt, es bleibt nur zu wahr, was der Verfasser von N<sup>o</sup> 2. sagt (S. 11.):



„Wir Laien sind zur elendesten Geistes knechtschaft verurtheilt, wenn jeder einzelne Geistliche Herr und Meister über die Schrift ist.“ Freilich meint Böckel, *N* 3. *S*. 10., daß Alle, denen die Religion Sache des Herzens ist, in der Hauptsache, in der Antwort auf die Frage: Was muß ich thun, um das ewige Leben zu ererben? einig sind, wie verschieden auch sonst ihre Ansichten sind. Dazu sagen wir: Das ist nicht wahr, und alle offenkundige Erfahrung zeugt so sehr dawider, daß ein Mann, wie Böckel, dem dies nicht unbekannt seyn kann, hier nur klüglich umgeht, was er nicht gerne einräumen will.

Freilich helfen die symbolischen Bücher nicht aus diesem zwiespaltigen Ansichten heraus, wenn die Geistlichen sich, wie Böckel, verhalten, davon abzugehen; aber das Forschen in der Schrift, worauf er Alles ankommen läßt, thut es auch nicht, wie er selbst zugibt, und wie die Erfahrung deutlich lehrt. Was soll denn daraus werden? Kann eine Kirche, wenn sie noch Kirche bleiben will, ohne gemeinsames Glaubensbekenntniß bestehen? Wird es nicht, wenn dasselbe wirklich antiquirt wird, dahin kommen, daß wir (nach *N* 2.) unsere Tempel zuschließen und allen Gottesdienst einstellen müssen? Können uns denn die so hoch gepriesenen Fortschritte in allen Zweigen des menschlichen Wissens, und insbesondere in der Schrifterklärung (*N* 1. *S*. 5.) einen Ersatz bieten, einen Ersatz vorzüglich dem ungelehrten Christen? Und soll der wirklich sich gefallen lassen, daß er für sich und seine Kinder um das Theuerste, was er hat und was seine Väter ihm errungen und überliefert haben, gebracht, und grade durch die Personen gebracht werde, die dazu berufen sind, es ihm zu bewahren und zu vertheidigen?

Doch ehe wir weiter davon sprechen, werde kurz angegeben, wovon es sich eigentlich in den drei angeführten Schriften handelt. In Böckel's Jubelpredigt (*N* 1.) — die übrigens weniger Jubel, als Zorn ausspricht, und mehr in bitterem Tone über das slavische Festhalten an Luther'scher Lehre sich Luft macht, als in freudigem Tone von dem schönen Bekenntniß unserer Vorfahren und dessen Segnungen redet — wird nach dem Zert Joh. 18, 37. von dem Gelübde der treuen Anhänglichkeit an die Evangelische Wahrheit gehandelt. Diese Treue offenbare sich 1) in der Erforschung, 2) in der Vertheidigung und 3) in der Befolgung derselben. Wichtig aber sey heute dies Gelübde, weil wir dadurch 1) den ehrwürdigen Stiftern unserer Kirche ähnlich werden, 2) den Geist erhalten, dem sie ihre Entsehung verdankt, und 3) unbesorgt seyn können bei den Gefahren, mit denen unser Zeitalter sie bedroht. In das Einzelne der Predigt wollen wir hier nicht eingehen, obgleich Manches zu rügen wäre, und andere Predigten des Verfassers viel besser gerathen sind. So würde das Anfangsgebet selbst vor dem Forum der gewöhnlichen Homiletik nicht bestehen, und die Einleitung führt in einer unerträglich Breite darauf hin, daß es nicht genug sey, die Veranlassung und den Hergang der Uebergabe der Augsburgerischen Confession sich zu vergegenwärtigen, sondern daß man, mit Unterscheidung der vorübergehenden Wirkungen von dem bleibenden Einfluß, und mit Rücksicht auf die großen Fortschritte unserer Zeit, erwägen müsse, welchen Werth und welche Geltung die Augsburgerische Confession noch jetzt haben könne. Dabei denn die gangbaren Aeußerungen: daß die Augsburgerische Confession ein Werk menschlicher Beschränktheit sey; daß die Evangelischen Stände nicht gemeint hätten, man solle immerdar bei ihren Ansichten mit ängstlicher Treue verharren und nichts daran ändern; daß sie nicht sich angemäßt

hätten, das Evangelium wirklich zu seiner ursprünglichen Lauterkeit zurückgeführt zu haben, so daß nichts mehr zu thun übrig bliebe, noch daß sie dem freien Forschungsgeiste hätten Fesseln anlegen wollen; daß wir also auf ihre Worte nicht schwören, sondern vielmehr mit denselben Eifer, wie sie, die Wahrheit erforschen müßten u. s. w. Abgesehen von der Tendenz einer solchen Einleitung und der schiefen Würdigung jenes Bekenntnisses: mußte das Gesagte den gläubigen Zuhörern nicht alles freudige Festgefühl zum Voraus verderben? — Edelnd dürfte man auch die Schlußverse, die völlig im Balladenton gefaßt sind.

Doch was die Hauptsache in der Predigt selbst angeht, so läßt sie allerdings, wie der Verf. von *N* 2. sagt, den Leser unbefriedigt, und hat daher die Frage veranlaßt: Was ist denn Wahrheit, Evangelische Wahrheit? Denn fast durchgängig redet die Predigt von der Wahrheit in abstracto, und erwähnt kaum eine der wichtigen Wahrheiten selbst, welche die Reformatoren in der Augsburgerischen Confession aufstellten und vertheidigten, außer etwa, daß sie die heilige Schrift für die alleinige Quelle des Glaubens erklärten. Nicht mit Unrecht verlangt *N* 2., daß die Anhänglichkeit an die Wahrheit nicht allein in deren Erforschung bestehe, sondern auch die Verkündigung einschließe, da Christus selbst erkläre, daß er dazu gekommen sey, von der Wahrheit zu zeugen, und daß dieses auch den Lehrern nach ihm obliege. Böckel antwortet (*N* 3. *S*. 5.), eben weil dies vorzugsweise Pflicht der Lehrer sey und von Anderen im Allgemeinen nicht gefordert werde, passe es wohl für eine Synodalkpredigt oder Ordinationsrede, aber nicht für Zuhörer, die zur Erfüllung dieser Pflicht großen Theils weder Veranlassung noch Fähigkeit hätten. Wohl wahr; aber oft haben sie beides, und Jeder soll, wenn auch nicht als Lehrer auftreten, doch, wo er Beruf dazu hat, Zeugniß geben von seinem Glauben und damit nicht hinter dem Berge halten. Ist ja doch, wie Böckel sagt (*N* 1. *S*. 10.), „die gesammte Christenheit eine königliche Priesterschaft und soll verkündigen die Tugenden des, der uns berufen hat (1 Petr. 2, 9.) ff. So ruht denn auf uns Allen dieselbe Verpflichtung.“ Demnach nicht auf den Lehrern allein. Aber doch „vorzugsweise.“ Nun, wann denn wohl mehr, als an einem solchen Jubelfeste?

Weil nun Böckel an diesem Tage in seiner Predigt es nicht gethan hat, so wird er in *N* 2. aufgefordert, es nachträglich zu thun, und kurz und klar zur Beruhigung und Belehrung seiner Mitchristen zu erklären, was denn nach seiner Ansicht Evangelische Wahrheit sey. Dieser Aufforderung könne er sich nicht durch Verweisung auf die symbolischen Bücher entziehen; denn darin fänden sich ja nach seiner Erklärung unlängbare, der Vernunft und dem Worte Gottes widersprechende Irrthümer, und unsere Kirche wäre dann keine Evangelische mehr, wenn sie den Buchstaben dieser Bücher festhalte. Auch nicht durch Verweisung auf die heilige Schrift; denn weil auch in dieser, wie Böckel sage, die reine Lehre Jesu in menschlicher und vergänglichlicher Form, in einer durch die Umstände bedingten Einkleidung enthalten, mithin die Lehre von der Einkleidung zu scheiden sey, weil es die größte Aufmerksamkeit und Anstrengung erfordere, um den göttlichen Inhalt der Lehre Jesu zu verstehen und sich anzueignen, weil dazu gar manche dem Laien nicht zugängliche Kenntnisse nöthig seyen, so müßte dieser (nach *N* 2.), wenn er nicht Theologie studire, das als Evangelische Wahrheit annehmen, was sein Prediger ihm als solche vortrage. Das sey aber noch schlimmer; als Papstthum, und gebe so viel Päpste als



Prediger. In Hamburg selbst könne allenfalls der Laie wählen, welchen Prediger er hören wolle. Aber auf dem Lande komme es ja einzig auf den Grad der Bildung des jedesmaligen Geistlichen an, ob der Zuhörer die reine Lehre Jesu kennen lerne, oder die unreine der Bekenntnisschriften. Und wenn er sich mit seinen Brüdern etwa vereinigen wolle, die Wahrheit zu suchen und sich daran zu erbauen, so habe er Dragoner und Polizei zu fürchten. An Evangelische Freiheit sey für ihn nicht zu denken. Die Geistlichen seyen im Grunde Herren der Schrift und des Glaubens ihrer Gemeinden.

„Einsweilen aber dürfen wir fordern, daß diejenigen Männer, die sich von den kirchlichen Bekenntnisschriften lossagen, uns Rechenschaft von ihrem Glauben geben. Mit dem Verneinen, mit dem Einreißen und Warnen, was am Bestehenden geübt wird, ist es nicht gethan. Ist dies Bestehende schlecht, ist es menschlich, so fahre es dahin. Aber das Göttliche, das Ewige, das sollt ihr uns stehen lassen nicht allein, sondern auch dazu frei und öffentlich bekennen. Mögen wir dann euer Bekenntniß an den Probirstein des Evangeliums legen, so gut wir können, und uns dabei Rathes erholen, so gut wir es verstehen. — Verweisen Sie mich auch nicht auf die Gesamtheit Ihrer Predigten. Eine Predigt hat in der Regel nicht den Zweck, den Inbegriff des Glaubens dessen, der sie hält, darzulegen. Auch besorge ich nicht, die Antwort zu erhalten: es lasse sich die Frage nicht allgemein beantworten, ein Jeder müsse selbst erforschen, was ihm als Wahrheit gelten könne. Denn es muß doch auf christlichem Standpunkt etwas Wahres im objectiven Sinne geben; eine Offenbarung, die wirklich etwas offenbart, und den forschenden Geist nicht wieder an sich selbst verweist, wie ein Vater, der, so ihn sein Sohn um Brodt bäte, ihm einen Stein reichte. Und so erwarte ich auch von Ihnen etwas mehr als die allgemeinen Begriffe von Gott, Unsterblichkeit, Tugend und dgl. Die Frage muß eigentlich lauten: Wie dünkt euch um Christo? Was Sohn ist er?“ — Schließlich wird Böckel daran erinnert, daß er ja früher in Greifswalde durch Annahme der Preussischen Agenda, und in Hamburg durch seine Verpflichtung auf die symbolischen Bücher zu dem Glauben der Evangelischen Kirche sich bekannt habe, daß es also nun um so mehr zu wünschen sey, seinen jetzigen Standpunkt kennen zu lernen. Und von ihm insonderheit werde ein freimüthiges Bekenntniß wichtig seyn, da er wegen seiner ausgezeichneten Rednergaben sehr viel auf die vornehmere Classe in Hamburg wirke.

(Schluß folgt.)

### Litterarische Anzeigte.

Blößen der Protestantischen Theologie. Ein nothwendiger Präliminarunterricht für Alle, welche sich dem Studium der Theologie widmen. Von einem Antisupernaturalisten in Heidelberg. Manheim 1829.

Ein Mathematiker in Heidelberg von 72 Jahren, welcher sich seiner Versicherung eines hellen Verstandes noch erfreut, jedoch, um seine Denkkraft zu schonen, sich seit zwei Jahren von der Mathematik zurückgezogen und dagegen mehr auf die Theologie gelegt hat, ist der Verfasser obenbemerkter Schrift. Ein anderer Archimedes, welcher, im Besitz eines festen Punktes

außer der Erde, dieselbe aus ihren Angeln heben wollte, will er durch sein Buch, welches den festen Punkt in der reinen Vernunft findet, die seit achtzehn Jahrhunderten noch völlig fundamentlose, auf leerer Auctorität ruhende und dadurch fortgepflanzte, und nur einen Schein von Wissenschaftlichkeit affectirende Theologie völlig über den Haufen werfen, und da er sein Buch für unwiderleglich hält, hat er dieses Riesenwerk wirklich vollbracht. Die Zeit muß lehren, ob die gelehrte Theologie wirklich im Jahre 1829 zu Grabe gebracht sey, und wir wollen es ihr überlassen, ob sie noch einige Lebenszeichen von sich geben könne, oder ein Raub des Starken geworden.

Indessen stürmt der Verf. nicht nur auf die gelehrte Form des Christenthums ein, sondern auch auf vieles Andere, was wir bisher in unserer Einsalt für Christenthum gehalten haben; Offenbarung, heilige Schrift als göttliches Wort, Christus als Sohn Gottes, der Fall der Menschen, die Verdammllichkeit der Sünde, die Erlösung und Versöhnung des sündigen Menschen mit Gott durch das Blut Christi, und alle übrigen positiven Lehren des Christenthums sind ihm leere Grillen, gehaltlose Erfindungen der Theologen, ein Vorwurf für die Vernunft. Eine besondere Einwirkung Gottes auf die Menschheit, eine göttliche Einführung des Christenthums in die Welt, ein Wohlgefallen des Höchsten an demselben ist ihm eine Thorheit, und der himärische Plan Jesu, die Menschheit von den Fesseln der Unwissenheit und Sünde zu erlösen, ist diesem factisch völlig mißlungen.

Es ist wahrlich seit langer Zeit kein traurigeres Product des Rationalismus erschienen, weshalb denn auch der Verf. wiederholt bemerkt, in seiner Eigenschaft als Laie könne er sich freier aussprechen, was einem Theologen aus manchen Gründen die Klugheit verbiete. Vorläufig dürfe auch der große Haufe von dieser Weisheit nichts wissen, sondern müsse in dem Auctoritätsglauben erhalten werden.

Seinen Hauptangriff richtet der Verf. gegen die übernatürliche Menschwerdung Christi, um mit diesem Grunde das darauf errichtete Gebäude zu stürzen. Der Leser möge aus der folgenden Probe abnehmen, welcher Waffen sich die reine Vernunft gegen die heilige Schrift bedient. Der Priester Zacharias und seine noch klügere Frau haben messianische Hoffnungen, welche sie gerne verwirklicht sähen, und bauen auf die Schwangerschaft der Elisabeth den Plan, den Juden einen Messias zu geben. Schon ist diese Schwangerschaft gewiß, da muß sich Zacharias im Tempel stumm stellen, und eine Engelserscheinung vorgeben, um einen Vorläufer des Messias einführen zu können, von dem die alten Seher gesprochen hatten. Darauf spielt der kluge Zacharias selbst die Rolle des Engels Gabriel vor der Maria, welche gläubig seine Botschaft annimmt, und Joseph wird von dem Zacharias als im Auftrage des Engels Gabriel unter dem Siegel der Verschwiegenheit zu einem vertrauten Umgange mit der Maria aufgefordert; beiden aber bedeutet, dies sey zur Existenz des Messias dem Fleisch nach nothwendig, sein Geist werde ihm aber von Oben gegeben werden. Voll dieser erhebenden Gedanken trägt Maria das Kind unter ihrem Herzen, und legt dadurch den Grund zu seinem späteren frommen Sinn. Hätte die Geburt eines Mädchens anstatt des Johannes und Jesus den Plan des Priesters durchkreuzt, so hatte dieser wohl schon sicher darauf Bedacht genommen, sich herauszureden; aber es wäre dann freilich von keinem Messias und keinem Christenthume die Rede. Doch der Plan gelingt, und Zacharias macht den Knaben Jesus früh, wie es die Umstände mit sich bringen, mit seiner göttlichen



Abstammung und hohen Bestimmung bekannt, wodurch sich in diesem die Heiligkeit des Sinnes und ein frommer Enthusiasmus immer mehr entwickelt. Jesus bleibt zeitlebens über das wahre Geheimniß seiner Geburt im Dunkel (nur Zacharias und Elisabeth wissen es, und die mathematische Combination verräth es jetzt nachträglich der Welt), aber der Gedanke, er stamme vom Himmel, wird ihm Antrieb zum Höheren, und zugleich zur fixen Idee, woraus seine anderen fixen Ideen, daß er und der Vater eins seien, daß er früher gewesen, denn Abraham, daß ihm Alles von seinem Vater übergeben, und er einst wiederkehren und Gericht halten werde, erklärt werden müssen. In achtzehnjährigem Nachdenken und Studium des A. T. sammelt er die darin zerstreuten Sitten und Lebensregeln, stellt sie lichtvoll zusammen, gibt dem Mosaischen Geseze eine tiefere Deutung, vergeistigt den sinnlichen Messiasbegriff der Juden, thut später sogenannte Wunder durch unbekannte Arzneien, auch durch fromme Täuschung, welche die kluge Rücksicht auf den zu weckenden Glauben der Jünger aber verbergen muß, wird am Kreuze scheintodt, durch seine Freunde mittelst Specereien wieder in's Leben gerufen, und stirbt in einer Höhle des Berges Carmel; — zum Theil alles Reminiscenzen aus dem Leben Jesu seines Heidelberger Collegen. Die Erscheinung Jesu ist sonach allerdings wichtig, aber doch nicht als eine göttliche Veranstaltung zu preisen; denn ein Anderer nach ihm hätte vielleicht aus dem A. T. dasselbe entwickelt. Die Sittengebote Jesu werden in ihrer Vortrefflichkeit anerkannt, und beiläufig bemerkt, man solle dieselben aus Liebe und Dankbarkeit gegen ihn erfüllen. Jedoch wird der Philosoph Seneca, der den Apostel Paulus an Reinheit der Vorstellungen weit übertrifft (die Briefe der Apostel brauchen wir heut zu Tage gar nicht mehr), Jesu nebengeordnet, indem er in Berücksichtigung seiner Lage und der ihm zu Gebote stehenden Hülfsmittel Jesu nicht weit nachsiehe; jedoch wird es unentschieden gelassen, ob Seneca nicht dasselbe, oder vielleicht noch mehr geleistet haben würde, wäre er im Besitz des A. T. gewesen. An anderen Stellen wird es freilich lächerlich gemacht, wenn man die Sittengebote eines Seneca und Socrates um dieser Männer, und nicht um ihres Inhalts wegen, befolgen wolle.

Mit dem Verf. zu streiten, und seine Behauptungen zu widerlegen, kann uns nicht einfallen; denn derselbe würde auf dem Standpunkte seiner reinen Vernunft und bei der Ignoranz der Theologen von einem solchen doch keine Erinnerung annehmen, und für unsere Leser bedarf es der Widerlegung nicht; sie halten sich trotz des Verf. und trotz seines Oberhauptes, in dessen Heere er nur ein sehr winziger Streiter ist, an Christum und den vermeintlichen Auctoritätsglauben. Auch wollen wir vor der Schrift nicht warnen, vielmehr sie jedem Unentschiedenen empfehlen; es wird sich ihm dann bald aufdringen, wie es um die reine Vernunft stehe, so wie wir es nicht scheuen, wenn solcher blasphemischen Schriften mehrere erscheinen, wofür der Verf. auch sonst gesorgt hat, denn sie sind die besten Vertheidiger des Glaubens.

Der Verf. versichert, daß er eifrig den Geboten Christi folge; wer aber behauptet, eine jede Sünde sey im Augenblicke ihrer Vollenbung schon von Gott vergeben, der Mensch könne in keinem Augenblicke etwas Anderes, als was er müsse, und dies Nichtanderskönnen sey nicht immer seine Schuld, dessen Sitt-

lichkeit — das Wort auch in dem allerniedrigsten Sinne genommen — wird wenigstens größeren Gefahren ausgesetzt seyn, als die eines Anderen, der seine Sünde als Product seines von Gott abgekehrten Willens betrachtet, schmerzlich sie bereut, und sich täglich vom Herrn neue Kraft zum Kampfe wider dieselbe erbittet.

Die Schrift zerfällt in neun Abtheilungen: 1) Ueber die Freiheit des menschlichen Willens, Geistesfülle, Allwissenheit, Vorsehung und Prädestination. 2) Vom religiösen Gefühl. 3) Bemerkungen zur Beleuchtung der von den Evangelisten zusammengetragenen Geschichte Jesu. 4) Die merkwürdigsten Resultate aus dem Leben Jesu. 5) Blößen der Theologie nach den Vorlesungen über die Dogmatik der Evangelisch-Luther'schen Kirche von Twisten. 6) Haben die Protestanten eine Kirche? 7) Einzelne Nachträge zur Schrift: Gott und die Natur. 8) Lebensregeln von Seneca. 9) Ueber den Religionsglauben der Apostel. Unter diesen unzusammenhängenden Rubriken werden die Resultate der reinen Vernunft und Auszüge aus allerlei Schriften mitgetheilt, und man kann die Verlagsbandlung nur bedauern, daß dem Verf. vor Beendigung des Druckes nicht noch einige neue Werke zu Gebote standen; sonst hätte dieselbe in Auszügen und Anmerkungen noch ein halbes Alphabet zum Debit mehr erhalten.

Man verzeiht dem Alter ermüdende Weiterschweifigkeit; dem durch die Gnade Gottes noch nicht gebeugten Herzen heftigen Groll gegen die zurechtweisenden Recensenten früherer Schriften und die laute Bewunderung eines lobenden; aber dem Mathematiker nicht den Fehlgriß, seine Lehrsätze und Corollarien auf unbegründete Hypothesen zu bauen, die schon vor dem Verstande, vielweniger vor der Geschichte in ihr Nichts zerfallen, und eben so jedes freilich von dem Verf. proscribirt religiöse Gefühl verlegen. Ref. schließt mit dem aufrichtigen Wunsche, auch dem Verf. einst in der Ewigkeit zu begegnen, was er in Bezug auf seinen lobenden Recensenten wünscht; möchte ihn aber bitten, vorher noch einmal seine Lehre von der Sünde einer Revision zu unterwerfen, oder sich mit dem Bewußtseyn derselben im Herzen einmal recht aufrichtig vor Gottes Angesicht im stillen Kämmerlein hingustellen. Vielleicht gehen ihm dann die Augen auf und über, und es wird ihm die Gnade, daß ein Stärkerer über ihn komme.

L.

W.

## M a c h r i c h t e n .

(Dresden.) Die Redaction ist von dorthier aufgefordert worden, in Bezug auf die litterarische Anzeige in N<sup>o</sup> 59. der Eb. R. Z. nachträglich zu bemerken, daß „die Herausgabe der Bibel in kl. 8. zum Anbenten an die Jubelfeier der Augsburgerischen Confession mit einer Vorrede des Herrn D. S. P. Dr. v. Ammon ohne alle Theilnahme der Sächsischen Hauptbibelgesellschaft, einzig das Privatunternehmen des Hofbuchdruckers Meinhold sey, und daß die Gesellschaft, wenn sie sich auch bei der Erschöpfung ihrer Vorräthe gezwungen gesehen, eine Parthie dieser Bibelausgabe käuflich zu erwerben, doch nie gesonnen gewesen, ihr die erwähnte Vorrede beibinden zu lassen, auch für die von ihr übernommenen Exemplare neue Titel habe drucken lassen.“



# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1830.

Mittwoch den 29. September.

N<sup>o</sup> 78.

## Hamburgensia.

- 1) Predigt am dritten Jubelfeste der Augsburgischen Confession, gehalten von Dr. Ernst Gottfr. Adolph Böckel. Hamburg 1830. 20 S. 8.
- 2) Was ist denn Wahrheit? Eine Frage an Herrn Dr. und Pastor Böckel, veranlaßt durch dessen Jubelpredigt am 25. Juni 1830. Von einem Hamburger. Kiel 1830. 14 S.
- 3) Erklärung, veranlaßt durch die zudringliche Frage eines Hamburgers in Beziehung auf die Jubelpredigt, von Dr. Böckel. Hamburg 1830. 18 S.

(Schluß.)

Auf diese, nach der Versicherung des Verfassers und nach dem ganzen Ton seiner Schrift redlich gemeinte Aufforderung, antwortet Böckel in N<sup>o</sup> 3. mit solchem Ingrimm und wegwerfenden Hochmuth, daß er den „verkappten Frager, der im Hinterhalte mit giftigem Pfeil stehe, nur als einen feigen Verläumder, als Consequenzmacher, inquisitorischen Glaubensrichter“ u. betrachtet. Wir können uns daher nicht überwinden, über den Inhalt einer solchen Antwort hier zu berichten. Nur Einiges werde ausgehoben, was bemerkenswerth für ein größeres Publicum ist. Jener Aufforderung ausweichend, behauptet er sogar (S. 11.), daß kein Mensch, weder eine geistliche noch eine weltliche Obrigkeit, ein Recht habe, ihn nach seinem Glauben zu fragen. So hätte also der Senior des Hamburger Ministeriums, der bei der Introduction der Prediger die Verpflichtung derselben auf die symbolischen Bücher verlangt und verlangen muß, bei Böckel etwas Unrechtes gethan und etwas gefordert, was ihn nicht binden könne. Der Hamburger Senat, welcher mit dem Collegium der Sechziger als perpetuus mandatarus ecclesiae das Kirchenregiment zu üben hat, mag denn, einem solchen Trost gegenüber, der sogar gegen die heilige Schrift sich auflehnt (1 Petr. 3, 15.), zusehen, wie er sein Recht in vorkommenden Fällen geltend machen will. Und die Jacobi-Gemeinde mag es sich denn nur gefallen lassen, wenn etwa ihre Prediger Cryptokatholiken würden; denn auf solche Weise wäre sie völlig rechtlos und hilflos. Noch mehr: Böckel will (S. 17.) „jeder

Tyrannei, die ihn an den Buchstaben der symbolischen Bücher fesseln wollte, unter allen Umständen Trost bieten,“ und sollte er auch sein Lehramt aufgeben. „Aber der Geist, der sich in diesen Büchern ausspricht, soll ihm ehrwürdig bleiben lebenslang, und daher kann er mit gutem Gewissen die Symbole unserer Kirche unterschreiben.“ Ob nun die Unterschrift derselben in Hamburg diesen Sinn wirklich habe, darf man kaum fragen; denn Böckel sagt uns, er sey „berechtigt gewesen, vorauszusetzen, daß die herkömmliche Unterschrift und Verpflichtung in keinem anderen, als im freien, Evangelischen Sinne von ihm gefordert sey.“ Und warum durfte er das voraussetzen? Weil „das Wahlcollegium, welches ihn von Greifswalde her berufen habe, so viel wenigstens (aus einer Sammlung von Predigten) von ihm gewußt habe, daß er sich nicht zur ungeänderten Augsburgischen Confession bekenne, da er die Union der beiden Evangelischen Kirchen empfohlen habe, und mit seiner Gemeinde in Greifswalde derselben factisch beigetreten sey.“ Wirklich eine dreiste Rechtfertigung! Das Wahlcollegium, welches nur das Wahlrecht übt, hat ja weder Pflicht noch Befugniß, sich darum zu bekümmern, ob früher Böckel die ungeänderte Augsburgische Confession angenommen habe oder nicht; das ist eine Sache, die sich nachher in Hamburg bei der Introduction finden mußte. Böckel will sich also dadurch schützen, daß er einem anderen Collegium etwas unterschiebt, was gar nicht zu dessen Competenz gehört. Ja, das Collegium konnte und durfte davon um so weniger Notiz nehmen, weil mit der im Preussischen versuchten Union beider Kirchen durchaus nirgends, so viel man weiß, ein wirkliches Aufgeben der symbolischen Bücher, weder von Seiten der Reformirten noch der Lutheraner, verbunden gewesen ist, folglich auch Böckel in Greifswalde gar nicht befugt war, irgend einen Glaubenspunkt der letzteren aufzuheben, was ohnehin ja keinem Prediger zusteht. Aber gesetzt auch, das Wahlcollegium habe von Böckel gewußt und in der Voraussetzung ihn berufen, daß er nicht zur ungeänderten Augsburgischen Confession sich bekenne (was im Grunde ja nur, wie Böckel selbst bemerkt, eine Bestimmung des 10ten Artikels betrifft), so hat es doch nicht voraussetzen können, daß er sich überhaupt nicht zur Augsburgischen Confession bekenne, oder daß er, wie er jetzt



sagt, nur auf den Geist derselben, und, was noch weniger sagt, nur in dem Sinn des *quatenus* (S. 15.) sich verpflichtet halte. Hat er dies nun nicht vorher sowohl dem Collegium als der eigentlichen Kirchenbehörde unumwunden erklärt, wie will er denn dem Vorwurf einer sehr unredlichen Täuschung entgegen? — Eben so wenig kann er sich mit der Bestätigung von Seiten des Senats rechtfertigen. Denn auch der Senat, der den Gewählten bestätigt und, wenn er ein Ausländer ist, auch vocirt, darf ja nicht auf frühere, im Auslande gegebene Erklärungen desselben Rücksicht nehmen. Auf eine völlig unsittliche Weise supponirt auch hier Böckel etwas, wodurch er den Senat inculpiert, ohne seine eigene Sache dadurch besser zu machen, zumal da auf keine Weise in der Bestätigung des Senats irgend ein Rechtsgrund oder auch nur eine Erlaubniß liegen konnte, bei der Introduction von der in Hamburg geseglichen Verpflichtung abzuweichen und sie nur in dem Sinne zu fordern, wie Böckel vorausgesetzt hat. Diese Voraussetzung also, worauf er sich jetzt stützen will, zerfällt gänzlich in Nichts.

Dies ergibt sich unwiderprechlich, wenn wir den Punkt erwägen, worauf es hier eigentlich ankommt, die Verpflichtung auf die symbolischen Bücher, wie sie in Hamburg geseglich und üblich ist. Diese geschieht bei der Introduction, und zwar zuerst mündlich in der Kirche vor dem Altar in Gegenwart des Kirchencollegiums, worin zwei Senatoren als Kirchspielsherren sitzen;\*) danach schriftlich beim Senior, welcher auf keine Weise von der geseglichen Vorschrift abweichen darf und bisher auch nicht, so viel man weiß, abgewichen ist. Diese Verpflichtung aber erstreckt sich sogar auf die Formula Concordiae; sie lautet nicht auf ein *quatenus* oder auf den Geist der symbolischen Bücher,

\*) Folgendermaßen lautet die „unerlässliche Verpflichtung,“ welche jedem Prediger in der Ordination vorgelesen wird, und die er mit einem: „Ja, mit Gottes Hülfe!“ übernimmt: „Ihre erste Pflicht ist, das in den Schriften der Propheten, Evangelisten und Apostel enthaltene Wort Gottes sowohl öffentlich zu predigen, als auch bei allen besonderen Veranlassungen in Ihrem Amte vorzutragen. — — — Forschen Sie daher unermüdet in der Schrift, und suchen Sie in den Geist ihrer gesammelten Lehren, Verheißungen und Gebote immer tiefer einzudringen, damit Sie dieselben mit Klarheit, Gewißheit und der ihnen eigenthümlichen göttlichen Kraft Ihren Zuhörern an's Herz legen können.“

Als ein treuer Diener Gottes und seines geoffenbarten Wortes müssen Sie zweitens für die Bewahrung der ursprünglichen Reinheit und Lauterkeit desselben ernstlich Sorge zu tragen. Die Gemeinde, zu der Sie berufen sind, erwartet mit Recht von Ihnen, daß Sie Ihren Unterricht nach der unveränderten Augsburgerischen Confession und den übrigen öffentlichen Bekenntnissbüchern unserer Evangelischen Kirche und dieser Stadt abfassen, und nicht durch Abweichungen von denselben Verwirrung und Aergerniß unter Ihren Zuhörern oder Uneinigkeit unter den übrigen Lehrern anrichten. Alle Lehren, zu welchen wir uns öffentlich bekennen, müssen auch von Ihnen freimüthig bekannt, und nie aus Menschengefälligkeit oder Menschenfurcht verheimlicht, verdreht, oder gar geläugnet werden. In keinem Falle dürfen Sie Irrthümer verbreiten, oder auch nur zweifelhafte Meinungen statt erwiesener und im Worte Gottes gegründeter Wahrheiten vortragen. Vielmehr müssen Sie alle dem Worte Gottes widersprechende Irrthümer, wie sehr sie auch durch das Ansehen der Menschen begünstigt werden mögen, gründlich widerlegen, und vor denselben Ihre Zuhörer warnen. Jedoch soll dies allwege mit christlicher Duldsamkeit und Schonung der Zuhörer, auch mit Vermeidung aller Reichsgefehrdigen Ausdrücke geschehen.“

sondern verlangt, daß der Prediger zum Lehrbegriff der Kirche in allen Punkten und Partikeln, ohne einigen Vorbehalt, Exception oder Ausflucht sich bekenne und dem gemäß lehre. Nun sind nur zwei Fälle möglich! entweder hat Böckel diese Verpflichtung in geseglicher Form geleistet, oder der Senior hat, mit Ueberschreitung seiner Befugniß, sich begnügt, von ihm nur eine im freien, bedingten und beschränkten Sinne gegebene Verpflichtung anzunehmen. Letzteres ist undenkbar; und daß Ersteres der Fall gewesen, läugnet ohnehin Böckel selbst in seiner Schrift nicht; es geht vielmehr daraus hervor, daß er die Verpflichtung und Unterschrift in herkömmlicher Weise geleistet hat. Ist sie also pure, ohne ausdrücklichen Vorbehalt von ihm gegeben worden, und hat er sie dennoch in einem anderen Sinne (in Gemäßheit seiner früher ausgesprochenen Ueberzeugungen) genommen, so möge er uns sagen, wie dies von einer Jesuitischen reservatio mentalis verschieden, und ob dadurch nicht die Kirchenbehörde sowohl als die Gemeinde hintergangen\*) sey? Wer noch rechtlichen Sinn hat, wird einräumen, daß ein solches Verfahren in anderen Verhältnissen, z. B. bei Uebernahme eines Richteramtes oder einer Vormundschaft Treue und Glauben völlig aufheben würde, und daß ein Jeder, der in solchem Fall auf positive Gesetze sich eidlich verpflichtet, und dennoch in einem freien, etwa philosophischen Sinn dieselben deutet und sie nur *quatenus* gelten läßt, der verdienten Ahndung nicht entgehen dürfte.

Es ist in der That bestrebend, daß Böckel wegen seiner im Auslande ausgesprochenen Ueberzeugungen sich bei seiner Anstellung in Hamburg zu der Voraussetzung berechtigt halten konnte, man würde ihm nichts zumuthen, was mit diesen Ueberzeugungen im Widerspruch stünde (S. 17.). Wenn er diese Ansicht auch hatte, als er die Vocation erhielt, so mußte sie doch verschwinden, als man die herkömmliche Verpflichtung in Hamburg von ihm forderte, und auf das Frühere nicht Rücksicht nahm. In Hamburg tritt eine solche Rücksicht so wenig ein, daß alle Gewählten, sie mögen ein Predigtamt schon bekleidet haben oder nicht, die gesegliche Verpflichtung leisten und sogar von Neuem ordinirt werden müssen, so daß ihre Anstellung ganz ein für sich bestehender Act ist, bei welchem gar nicht gefragt wird, was Jemand früher glaubte, sondern was er jetzt glaubt und zu lehren verspricht. Nicht auf entfernte Weise kümmerte es die Hamburger Kirchenbehörde, daß Böckel (nach S. 15.) früher vor dem Opreussischen Consistorium sich zwar verpflichtet habe, nach der Bibel und den symbolischen Büchern zu lehren, aber nur: *quatenus*, nicht: *quia consentiant*, und doch nicht zurückgewiesen sey. Auch wußte man das in Hamburg ohne Zweifel nicht; und wenn auch, so konnte doch das Benehmen jenes Consistoriums, mochte es geseglich oder willkürlich seyn, weder die Hamburger Behörde zu einer kirchlichen Ungeseglichkeit bewegen, noch Böckel berechtigen, eine solche zu erwarten. Er räumt selbst ein, daß man mit einem *quatenus* sich füglich auf den Koran verpflichten könne; dieser Vorwurf treffe aber nicht den Schwörenden, sondern den, der den Eid vorschreibe. Ganz recht; aber in Hamburg ist der Eid auch nicht auf ein *quatenus* gestellt, wen trifft also hier der Vorwurf, wenn der klar und bündig gestellte Eid doch willkürlich zu einem solchen *quatenus* geäu-

\*) Ein schlichter Bürger in Hamburg, der mit Unwillen davon sprach, daß jetzt so häufig Prediger eine solche Verpflichtung eidlich zu übernehmen und sich doch nicht daran zu binden pflegten, erklärte das für offenbaren Meineid.



tet wird? Kann ein Evangelischer Prediger nichts mehr und nichts Anders versprechen, wie Böckel sagt, als nach der heiligen Schrift, auf welche das quatenus zurückführt, zu lehren: warum hat er denn in Hamburg mehr versprochen? Oder glaubt er wirklich nicht mehr versprochen zu haben, wem fällt denn das Begangene zur Last?

Wir haben diesen Punkt von der rechtlichen Seite gefaßt, und zwar um der Gemeinden willen, die doch wahrhaftig nicht aller Willkür ihrer Prediger dürfen preisgegeben werden. Und was die geltende Kirchenordnung vorschreibt, ist doch ein heiliges Recht der Gemeinden, was diejenigen, die das Brodt derselben essen und denen die Seelen der Mitglieder befohlen werden, doch am allermeisten respectiven und nicht untergraben sollten. Mag es seyn, daß eine Verpflichtung auf die symbolischen Bücher Manches gegen sich hat und besonders zu unseren Zeiten schlimme Verlegenheiten mit sich führt, möchten wir doch Böckel so viel rechtlichen Sinn zutrauen, daß er weder ein trügerisches Umgehen, noch eine wirkliche Aufhebung dieser Verpflichtung ohne Einwilligung der Gemeinden billigen werde. So lange diese also nicht befragt sind und nicht erklärt haben, die geltenden Bekenntnisschriften aufgeben zu wollen, darf keine Behörde und kein Prediger sie stillschweigend beseitigen oder öffentlich für ungültig erklären. Und wie kann Böckel sagen (S. 17.), daß er (ungachtet er sich nur im angeführten Sinne verpflichtet hält) von denselben sich nicht losgesagt habe? Wer nur den Geist derselben für ehrwürdig hält, nur im freien Sinne, im Sinne des quatenus, sich dazu bekennt: der hat sich nicht losgesagt? Solche Reden verstehen wir nicht. Sogar in seiner Predigt (S. 17.) nennt er es „klang- und nachdrucklose Stimmen, die von einer ungeänderten Confession, als maßgebend für die Lehre der Evangelischen Kirche unserer Zeit, zu reden sich erkönnen,“ und so hat er selbst vor seiner Gemeinde erklärt, was er davon halte. Den Geist der Augsburgerischen Confession und der Reformatoren will er gelten lassen. Nun, so sage er uns denn, welches dieser ist. Nach seiner Rede: „der reine, treue, lebendige Wahrheitsinn (S. 16.), der Geist der unermüdeten Forschung und Prüfung?“ (S. 17.) Aber ein solcher ist auch in der Heidenwelt nicht selten, und kann an sich wenigstens aus der Subjectivität nicht herauskommen, und ein bestimmtes Was des Glaubens, wie es in einer Kirche nothwendig ist, nicht feststellen und erhalten. Ja, er ist bei Vielen mehr eine „geistesförmige Erscheinung,“ als die buchstäbliche Rechtgläubigkeit, deren „kalte Todtenhand“ Böckel so scheut, und hat, wie viel man auch ihn gepriesen hat, schon lange genug die Evangelische Kirche verwirrt. Oder versteht Böckel unter diesem Geist „die heiligen Rechte der Vernunft“ und „die Freiheit des Geistes?“ (S. 12. 13.) Denn etwas Anderes hat er als das Festzuhaltende und zu Vertheidigende nicht genannt. Oder meint er den Grundsatz, daß die Schrift allein Princip der Lehre und des Glaubens ist? (S. 6.) Aber stellen die symbolischen Bücher nicht außer diesem herrlichen, formellen Grundsatz auch einen materiellen auf, den sie zum Mittelpunkt des Evangelischen Glaubens machen? Und kann wohl Jemand auf den Geist dieser Bücher sich berufen und verpflichten, ohne diesen materiellen Grundsatz anzuerkennen? Dabei könnte er immerhin in Nebensachen Irrthümer finden. Nur müßte er in der Beziehung nicht, wie Böckel thut (S. 1. S. 18.), die wißbegierigen und urtheilsfähigen Leser auf das „lehrreiche“ Sendschreiben Bretschneider's (in der Hallischen Streitsache) verweisen, da dieses

nicht allein höchst oberflächlich, sondern sogar voll von Unwahrheiten und Verdrehungen von Thatsachen ist, wie sich erwiesen hat.

Ob übrigens die Gründe, weshalb Böckel (in N. 3.) es ablehnt und selbst unmöglich findet, das Verlangen des Verfassers von N. 2. zu erfüllen, den bewandten Umständen nach genügen können, lassen wir dahin gestellt. Wir erwähnen dagegen zum Schluß nur die ganz ungebührliche Art, wie Böckel in seiner Predigt das Verhalten der Rechtgläubigen (als Beschränkte, Verblendete, Unmaßliche, Boshafte, Elende &c.) in den Schatten stellt, und wie lobpreisend er von dem tugendhaften Sinn und Wandel der Andersdenkenden spricht. Er und seine Zuhörer wollen dadurch jene beschämen oder gewinnen oder dulden &c., und das ist rühmlich. Aber er will auch „die Boshaften und Elenden,“ welche die Gemüther verwirren &c., „der Gerechtigkeit und ihrem Schicksale überlassen.“ Er spricht von feindseligen Angriffen, Schmähungen, von neuer Schreckensherrschaft nicht schrecken, nicht wehe thun, nicht unchristliche Regungen hervorrufen. „Feinden sie uns an, wir wollen sie lieben; fluchen sie uns, wir wollen sie segnen; hassen sie uns, wir wollen ihnen wohl thun; beleidigen und verfolgen sie uns, wir wollen für sie beten.“ Warum denn nicht auch gegen jene „Boshaften und Elenden“ so gedacht? Und warum hat Böckel nicht selbst, als er seine Erklärung N. 3. schrieb, an diese Ermahnungen gedacht? Dies hätte man um so mehr erwarten dürfen, da sein Gegner doch nicht mit Schmähungen, Anfeindungen und dgl. wider ihn aufgetreten ist.

### Litterarische Anzeige.

Erbauliche Betrachtungen für Kranke von N. Vallev, Prediger zu Haarslev in Jütten. Aus dem Dänischen übersezt. Dritte Auflage. Bremen 1829. 208 S. 8.

Wir fühlen uns gedrungen, allen Seelsorgern, welchen es am Herzen liegt, wahren Trostesbalsam zur rechten Zeit in die Wunden ihrer leidenden Mitpilger zu gießen, das vorbenannte theuere Büchlein zu empfehlen. Es hat schon manchem runden Christenherzen zur rechten Ruhe verholfen und manches Schmerzenslager in ein Lager des stillen Friedens umgewandelt. Doch scheint es uns, als sey dieses Büchlein unter den Christen unseres Vaterlandes nicht nach Verdienst bekannt. Deshalb wollten wir hieburch die Herren Geistlichen und Jedermann, der die beiden letzten Verse in der Epistel Jacobi zu Herzen gefaßt hat, und namentlich den Kranken gern ein wahrhaftiger und kein leidiger Tröster wäre, freundlich bitten, sich dieses wohlfeile Büchlein, welches noch vor Kurzem durch einen ehrwürdigen Beförderer des Reiches Gottes in Bremen zum dritten Male aufgelegt ward, flugs anzuschaffen und unter die kranken Brüder und Schweestern zu verbreiten.

Das Büchlein zeichnet sich durch seine allgemein verständliche und würdige Sprache, durch eine gar wohlthuende Ruhe und Herzandringlichkeit so wie durch die Vollständigkeit des darin für Kranke enthaltenen Rathes und Trostes ganz vorzüglich aus. Daß Alles aus dem rechten Brunnquell des göttlichen Wortes geschöpft, daß Jesus Christus, der die Sünder selig macht, des Büchleins Kern und Stern ist, versteht sich von selbst. „Nähme



ich dies gewißlich wahre und aller Annehmung würdige Wort hinweg, so wüßte ich nicht (sagt der Verfasser in der Vorrede), was ich meinen leidenden und sterbenden Mitmenschen sagen sollte, was ihnen hinlängliche Beruhigung und hoffnungsvolle Freimüthigkeit geben könnte, der wichtigen Todesstunde entgegen zu gehen."

Zur näheren Charakteristik des Buches folge hier eine kurze Uebersicht des Inhaltes. — Der ehrwürdige Verfasser redet zunächst von den liebevollen Absichten Gottes, wenn er uns mit Krankheiten heimsucht. Es ist wichtig, dieselben zu erkennen. Sie können verschieden seyn nach den verschiedenen Umständen eines Jeden. — Es ist also wichtig, den Zustand der Seele wohl zu untersuchen. — Wahre Bekehrung sollte schon in gesunden Tagen vorgegangen seyn. Es ist thöricht, seine Bekehrung bis ans Ende zu verschieben. Die Bekehrung auf dem Krankenbette ist dennoch nicht unmöglich. — Nicht nur der offenbar grobe Sünder bedarf der Bekehrung. — Es gibt auch Menschen, die sich durch eigene Schuld ihre Krankheit zugezogen haben. — Ein Wort an solche, deren Gewissen mit geheimen Sünden beschwert ist. — Die für alle bekümmerten Sünder trostvolle Wahrheit, daß Jesus die Sünder annimmt. — Der bußfertige Sünder muß sich diese Wahrheit recht zu Nutzen machen. — Glückseligkeit eines bußfertigen Sünders, der Vergeltung findet. — Warnung vor Rückfall nach erlangter Genesung. — Betrachtungen für solche Kranke, die schon vorher wahre Kinder Gottes sind. — Auch diese haben nur der Gnade Jesu Christi ihre Seligkeit zu verdanken. — Ermunterungen für schwache, angefochtene Christen. — Oft ist die Beschaffenheit der Krankheit Ursache der Ungelichheit. — Zuversicht und Freudigkeit in Gott hat auch wichtigen Einfluß auf den körperlichen Zustand des Kranken. — Rath an den Kranken in Absicht auf die Sorge für seine Genesung. — Von dem Gebrauch der Arzneimittel. — Trost in langwierigen Leiden. — Ermunternde Gedanken in schlaflosen Nächten. — Trost für diejenigen, welche darüber trauern, daß sie um ihrer Krankheit willen die Erbauung in dem Hause des Herrn entbehren müssen. — Die Versöhnung mit großen Schmerzen eine Gnade Gottes. — Trost für diejenigen, welche an schmerzlichen Krankheiten leiden. — Von der Geduld. — Vom Krankenbesuch. — Von dem Gebrauch des heiligen Abendmahles in Krankheiten. — Betrachtungen nach dem Genuß desselben. — Von dem Gemüthszustande des Kranken, der sein Ende herannahen sieht. Einige Gläubige gehen dem Tode mit Sehnsucht entgegen. — Oft kann bei wahren Christen Furcht vor dem Tode statt finden. Ursachen derselben und Mittel dagegen. Trost beim Hinblick auf die zu verlassenden Lieben. — Etwas für den lebensfatten Kreis, der sich dem Tode nähert. — Vom plötzlichen Tode. Bestelle dein Haus! — Frohe Aussichten in die selige Ewigkeit bei Annäherung des Todes. Dankgebet eines sterbenden Christen an Gott für seine Führungen.

Alle diese Gegenstände werden in fünfzig Paragraphen kurz, klar und herzlich den Leidenden vor die Seele gestellt. Zuletzt folgt noch eine Beilage, bestehend aus neun Gebeten für Kranke: 1) ein allgemeines, 2) ein Morgen-, 3) ein Abendgebet, 4) das Gebet eines unbekehrten Sünders um Gnade, 5) Gebet eines schwachgläubigen Christen, 6) Dankagung eines Gläubigen, der seinem Ende mit Freudigkeit entgegensteht, 7) Gebet in langwie-

rigen und schmerzhaften Leiden, 8) Gebet eines sterbenden, 9) Gebet eines wiedergenesenen Christen. Die Hinzufügung dieser Gebetsformulare (deren Anzahl wir noch vermehrt wünschten) machen das Büchlein besonders auch für Kranke aus der geringeren Volksclasse brauchbar. Es wird aber kein leidender Christ, weiß Standes und Alters er sey, das Schriftchen aus der Hand legen, ohne den ehrwürdigen Verfasser zu segnen und dem Herrn, dem allein die Ehre gebührt, dafür zu danken.

Zum Schlusse möchten wir an die geehrten Herren Vorsteher der zur Verbreitung von Erbauungsschriften gestifteten Vereine die Bitte richten, dem genannten Büchlein eine besondere Aufmerksamkeit zu widmen. Es sind der Kranken allenthalben so viele und des rechten Trostes ist oft so wenig, daß es ja wohl ganz dem Zwecke der Tractatgesellschaften angemessen wäre, das genannte treffliche Buch kräftig zu verbreiten. Und darum bitten wir jeden christlichen Bruder, dem diese Anzeige zu Gesichte kommt, indem wir der gewissen Zuversicht leben, daß wer einem Kranken dies Büchlein in die Hände gibt, das Wort des Herrn erfüllt Matth. 25, 36.: „Ich bin krank gewesen, und ihr habt mich besucht.“ —

## Nachrichten.

(Berlin.) Hier erscheint in einigen Wochen bei L. Dehmigke der erste Band der Beiträge zur Einleitung in's Alte Testament von E. W. Hengstenberg, enthaltend die Untersuchungen über die Aechtheit des Daniel und die Integrität des Sacharjah, 22—24 Bogen gr. 8. Die hier mittheilenden Untersuchungen mußten der Fortsetzung der Christologie des Alten Testaments vorausgehen, weil diese auf ihnen fußt. Die Fortsetzung der Beiträge, die sich nach und nach über alle Hauptpunkte der Einleitung in's Alte Testament erstrecken sollen, und von denen jeder Band auch mit einem besonderen Titel ausgegeben wird, denkt der Verf. erst nach Vollendung der Christologie zu liefern.

## Berichtigung.

Durch einige Ausdrücke in dem Aufsatz Nr. 71. der Eb. R. Z. S. 566 — 568. sehe ich mich zu der Erinnerung genöthigt, daß ich mit der Direction oder Beaufsichtigung der Königl. Landeschule Pforte nichts zu thun habe, und daß ich in dem Lehrer-Collegio zu Pforte nie mehr gewesen bin, noch habe seyn wollen, als Einer unter Zwölfen. Mein Amtstitel, der schon öfters Unkundige zu falschen Voraussetzungen veranlaßt hat, bezieht sich gar nicht auf meine Verhältnisse zu der Schule. Ich ersuche die Redaction der Eb. R. Z., diese Berichtigung in eines der nächsten Stücke aufzunehmen.

Schmieder.

(Berichtigungen.) Während einer Abwesenheit des Herausgebers haben sich folgende sinnentstellende Druckfehler eingeschlichen: S. 556. Z. 29. v. u. lies: sie st. ihn. S. 563. Z. 15. v. u. lies: Barbaren. S. 564. Z. 23. v. u. lies: das die st. der. S. 565. Z. 9. v. o. lies: oder st. ohne. S. 565. Z. 10. v. o. lies: abzuschleifen st. abzuschließen. S. 565. Z. 29. v. u. lies: Thiere. S. 572. Z. 3. v. u. lies: des Heiligthums. S. 574. Z. 10. v. o. lies: Ps. 15.; 5, 5—7. S. 574. Z. 23. v. o. lies: Geschöpfe. S. 575. Z. 1. v. u. lies: ic. ic. Sie und. S. 576. Z. 2. v. o. lies: wegfällt; — diese. S. 580. Z. 21 f. lies: Welcher Verdammniß ist ganz gerecht! S. 580. Z. 8. v. u. lies: Dor und Dogne. S. 580. Z. 7. v. u. lies: sich zu einem. S. 584. Z. 22. v. u. lies: deinen Thoren.



# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1830.

Sonnabend den 2. October.

N<sup>o</sup> 79.

Ueber das Verhältniß der Laien zu dem durch die  
Hallische Angelegenheit neu angeregten Kampfe.

Seitdem das laute Zeugniß der Ev. K. Z. für das Wort des Herrn und die Rechte seiner Kirche so viel Theilnahme und Fürbitte auf der einen, und so viel Widerstand von der anderen Seite erweckt hat, hören wir immer von Neuem aus dem Munde unserer Gegner, daß dieser Streit zwischen den gelehrten Theologen abgemacht, und die Laien nicht darein verwickelt werden sollten. Ja, es scheint eben darin, daß wir uns nicht auf eine bloß theologische Fehde beschränkt, sondern als Glieder der Kirche zur Kirche geredet haben, der Hauptgrund zu liegen, warum unsere Artikel über Halle, die doch im Wesentlichen weder neue noch unbekannte Thatsachen enthielten, noch auch dieselben anders beurtheilten, als solches von Christen schon seit vielen Jahren geschehen war, ein so ungemeines Aufsehen erregt haben, welches der Herr, nachdem die Schäden der Kirche dadurch auf eine so schreckbare Weise offenbar geworden, mehr und mehr zu deren Beherzigung und Heilung wolle dienen lassen. Aber je mehr die Gegner schreien, desto mehr sollten wir gewiß werden, daß wir die rechten Waffen ergriffen haben, die wirklich treffen, und uns wohl hüten, über den Klopfschtereien der Schule das mächtige Schwert des Geistes aus der Hand zu legen, nämlich des Herrn Wort, welches er seiner Kirche anvertraut hat.

Es gehört zum innersten Wesen und zu der eigenthümlichen Herrlichkeit der Kirche Christi, daß ihr verherrlichtes Haupt alle die Seinigen durch Einen Geist zu einem Leibe verbindet, da nicht ist Theologe oder Laie, sondern in dem königlichen und priestertlichen Geschlechte alles und in allem Christus, da das Auge nicht sagen kann zu der Hand: „Ich bedarf deiner nicht,“ noch das Haupt zu den Füßen: „Ich bedarf euer nicht,“ sondern vielmehr die Glieder des Leibes, die uns die schwächsten zu seyn dünken, die nöthigsten sind. Laßt uns diese herrliche Einheit und Gemeinschaft festhalten, wo aus dem Kleinsten tausend werden, und aus dem Geringssten ein mächtiges Volk, wo wir stark sind durch unseres Königs Kraft, der in und mit uns alles weit überwindet. Getrennt vom Leibe erstirbt das Glied; außer dem Herrn sind wir schwach und können nicht bestehen gegen die listigen Anläufe des Teufels, denn wir haben nicht bloß mit Fleisch

und Blut, mit den ungläubigen Theologen unserer Tage, zu kämpfen, deren Fleischsysteme uns freilich schwach genug erscheinen müssen, sondern mit den Herren der Welt, die in der Finsterniß dieser Welt herrschen, mit den bösen Geistern unter dem Himmel.

Es ist nicht schwer, die Erfüllung jener Gottesworte von der glieblichen Gemeinschaft der Gläubigen, auch in unseren Tagen im Einzelnen nachzuweisen. Unter ihnen wird der Unterschied des Standes der Theologen und Laien, so wie alle äußeren Unterschiede der Bildung, der Geburt, der Nation u. s. w. zu einer wenig bedeutenden Nebensache. Da ist nicht Grieche, Jude, Beschneidung, Vorhaut, Ungriechen, Scythe, Knecht, Freier, sondern in ihnen allen Christus. Sie erkennen sich, sie verbrüdern sich, wo sie sich finden, sie wissen von einander, sie leben mit einander, sie dienen einander, einer trägt des anderen Last, sie beten für und mit einander, sie freuen sich und weinen mit einander, sie verbinden sich zu gemeinsamer Thätigkeit für das Reich ihres Herrn. Dies ist heute, wie in der ersten Zeit der Kirche, ihr weltbekannter Charakter. Daß dem so ist, wiewohl in Schwachheit und noch lange nicht genug, davon geben uns die Gegner auch in unseren Tagen durch ihre Vorwürfe Zeugnisse, die eben so ermunternd und glaubensstärkend sind, als wenn wir lesen, wie dieselben Vorwürfe schon unseren Brüdern in den ersten Jahrhunderten von der sie umgebenden Heidenwelt gemacht wurden. So kann Herr Dr. Bretschneider die Zahl der Gläubigen unserer Tage nicht klein und verächtlich genug schildern. Auf die „große Macht der öffentlichen Meinung“ sich berufend, stellt er ihnen das große Heer der „Theologen, Prediger, Schulmänner, Geschichtschreiber, Philosophen, Schöngelister, Journal- und Zeitungsschreiber,“ wie hundert gegen eins, gegenüber (p. 21 und 22. des „Sendeschreibens“). Gleichwohl aber warnt er vor ihrer engen Verbindung, ihrem „stillen Zusammenhange“ durch mehrere Länder hin, bezeichnet sie als eine Parthei, die ihre Zwecke mit Uebereinstimmung verfolge, meint, daß dieser Parthei nicht unbedeutende Geldmittel zu Gebote stehen müssen, und findet sie überhaupt höchst gefährlich (p. 17 und 18 ib.). Eine kürzlich in Halle gedruckte Schrift aber führt an, daß sie „in steter Correspondenz mit einander stehen, daß Briefe aus den entferntesten Welttheilen, durchräuchert und durchstochen, in ihren



Archiven niedergelegt werden, daß die Verzweigung von den höchsten Beamten bis zum zerlumpten Bettler herabgeht, daß ein geheimes Band sie sämmtlich umschlingt, und daß sie den Staaten, wo sie geduldet werden, gefährlich sind." Sollen wir uns nicht mit Freuden bei solchen Zeugnissen von Neuem bewußt werden, daß wir die kleine Heerde sind, die der Eine Geist zu dem Einen Leibe verbindet, und der der Vater das Reich beschieden hat, Verführer und doch wahrhaftig, unbekannt und doch bekannt, die nichts inne haben, und doch alles haben, und mit Demuth und Beugung daran denken, daß der, den die Welt hasset und fürchtet, wirklich in uns ist? Wie gern, wie freudig wollen wir noch viel mehr und viel stärkere Angriffe und Schmähungen, als die bisherigen, ertragen, wenn sie dazu dienen, die falschen und todten Glieder auszusondern, die wahren und lebendigen aber immer inniger mit dem Haupte und unter sich zu verbinden, indem sie uns immer stärker auf den Grund und die Natur unserer Verbrüderung hinweisen.

Nachdem wir so den Mittelpunkt der Stärke unserer kleinen Schaar in's Auge gefaßt, wollen wir nun die ungeheure Masse der Gegner, auf die Herr Dr. Bretschneider sich so getrost beruft, und die den fleischlichen Augen unüberwindlich scheint, betrachten; da tritt uns gleich entgegen, wie verschieden die Natur ihrer Verbindung unter einander von der der unsrigen, und wie verschieden das Verhältniß der Theologen und Laien zu einander bei ihnen, von dem bei uns ist. Ihre Theologen zerfallen in Schulen, die wieder unter sich uneins sind; wenn wir aber auch von den übrigen kleineren Schulen absehen und nur bei der weit und breit herrschenden rationalistischen, als ein Ganzes betrachtet, stehen bleiben, so finden wir bei ihnen nichts, was unserer gliedlichen Gemeinschaft ähnlich wäre. Der Rationalismus, sagt Herr Dr. Bretschneider, ist „keine Parthei, sondern eine aus der Individualität eines Jeden hervorgehende theologische Denkart“ (p. 19. 20.). Die Rationalisten haben, als solche, keinen Trieb, sich zu verbrüdern, sie verbinden sich nicht zu gemeinschaftlichem oder gegenseitigem Gebete, oder zur gemeinschaftlichen Verbreitung des Reiches Gottes. Die ungläubigen Laien aber stehen mit den Theologen meist in gar keiner Verbindung. Wie viele Staatsbeamte, Juristen, Officiere, Aerzte, Gutsbesitzer u. s. w. wird es unter uns geben, die von den rationalistischen Theologen unserer Tage mehr als etwa den Namen des einen oder des anderen gehört haben, geschweige denn, daß sie sich mit einiger Wärme für ihre Lehre und deren Wirkungen interessiren? Aus den Kirchen aber, die unter dem tödtenden Einflusse rationalistischer Prediger und Gesangbücher stehen, bleiben die ungläubigen Laien, besonders die gebildeteren, mehr und mehr ganz weg, wo nicht etwa der Kirchenbesuch durch die von Jahr zu Jahr dahinschwindende alte Gewohnheit noch einigermaßen aufrecht gehalten wird. Siebon bekommt man einen erschreckenden Eindruck, wenn man das Gedränge eifriger Zuhörer in den Kirchen der christlichen Prediger, in Berlin z. B., mit den öden Räumen vergleicht, in denen in so vielen Kirchen der langweilige Rationalismus gepredigt, oder vor Kopfhängerei, Selbstcastereien, zu vielem Glauben und Beten, blindem Vertrauen auf Gott, oder vor Conventikeln, Missionsvereinen, römmlern u. s. w. gewarnt wird. Für Staatsbeamte pflegen die Sonntage die bequemsten Tage zur Arbeit zu seyn, Aerzte eben mit ihrer Praxis, Gutsbesitzer mit ihrer Wirthschaft zu thun, um viele Predigten zu hören und Lieder zu singen, ihnen in langweiliger Sprache vorsagen, was ihnen als Trivialität mit einer selten ganz zu vermeidenden unangenehmen

Beimischung veralteten Aberglaubens erscheint. Ein besonderes Lob für einen Prediger ist es in den Augen vieler Laien, daß man ihm in Gesellschaft gar nicht anmerke, daß er ein Prediger sey. Solche Laien aber, welche mit einer gewissen Aufrichtigkeit Muth genug verbinden, sich über die Nests der alten, die Kirche heilig haltenden Gewohnheit hinwegzusetzen, legen nicht selten ihren Ekel an dem ganzen Kirchenwesen, und an den Unwahrheiten und Halbwahrheiten offen an den Tag, welche besonders der geistliche Stand gegen die bessere Ueberzeugung stets auszusprechen genöthigt sey. Sie haben nicht viel dagegen, den Pietisten die Bibel und die Kirchen preiszugeben, wenn man ihnen nur die Romane, Schauspielhäuser, Tanzsäle, Ressourcen und Casino's zum ungestörten Besitze und Genuße überläßt, und nicht etwa die Freude ihrer geselligen Kreise oder den Frieden ihrer Familien dadurch stört, daß man das Seele und Leib, Mark und Bein scheidende Wort Gottes hinein bringt, und dadurch den einen oder den anderen von den Jhrigen zu der beunruhigenden Frage: „Was soll ich thun, daß ich selig werde?“ veranlaßt. Wir bitten jeden Leser, im Kreise seiner Verwandschaft und Bekanntschaft sich umzusehen, wie viele Laien es gibt, die die Kirchen oft und anders als aus Gewohnheit besuchen, die Bibeln besitzen und darin oft, und auch nur mit dem Interesse lesen, welches andere Bücher zu erregen pflegen.

Betrachtet man aber die Glaubensmeinungen der ungläubigen Laien selbst näher, so ergeben sich noch merkwürdigere Resultate. Während die rationalistischen Theologen sich drehen und wenden, um ihre Systeme mit der heiligen Schrift, oder doch mit einzelnen Theilen derselben, etwa mit den Worten des Herrn Christi selbst im Gegensatz der Lehre des Paulus, oder auch mit einzelnen Sätzen aus den symbolischen Büchern in einige scheinbare und nothdürftige Uebereinstimmung zu bringen, während sie, wie Herr Professor Dr. Frigische und Herr Dr. Bretschneider, sogar offenbarungsgläubig seyn wollen und gegen den Rationalismus sich erklären, zugleich aber dessen practische Unschädlichkeit, oder auch innere Wahrheit und Nothwendigkeit ausführen — alles unter dem sichtlichsten Einflusse, den ihr theologischer Stand und Beruf auf sie ausüben — wirft die große Masse der gebildeten Laien unserer Tage alles mit einander weg, und erklärt ohne viele Umschweife die Bibel für ein bloß menschliches Buch und den Herrn Christum für einen bloßen Menschen, wie andere, die Lehre von der Seligkeit aus Gnaden durch den Glauben, von den Gnadenwirkungen des heiligen Geistes, von der Kraft des Gebets u. s. w. für abgeschmackten Mysticismus, und das Verläugnen der Welt und ihrer Lust für Kopfhängerei und Pietismus. „Paulus“ — sagte neuerlich ein solcher, als man sich auf dieses Apostels Lehre vom Glauben berief — „war ein Narr;“ Andere erklärten, in Gesprächen welche der Hallische Streit anregte, rund heraus: „Wäre ich ein Muhamedaner, so würde ich kein Christ werden.“ Man hört von keiner sonderlichen Opposition zwischen solchen überall unter den höheren und gebildeten Ständen anzutreffenden Menschen und den vielen rationalistischen Theologen und Predigern, mit denen sie in die vielfachen Berührungen kommen. Vielmehr opponiren beide zusammen den Gläubigen unserer Tage. Und während die rationalistischen Theologen ihre Grundlehren von Gott, Freiheit, Unsterblichkeit und Vergeltung in jenem Leben — wiewohl, nachdem der christliche Geist daraus verschwunden, vergeblich — zu begründen und zu systematisiren bemüht sind, lassen die ungläubigen Laien auch diese Lehren, als Dinge, über die man doch zu keiner Gewißheit komme, ruhig bei Seite liegen, und verfallen



in der Praxis, je nachdem ihre geistigen Anlagen reich und ausgebildet oder arm und roh sind, entweder in idealisirenden Pantheismus, der sie jede Kraft vergöttern lehrt, oder in todtten Materialismus, in welchem sie nichts für wahr, wirklich und gewiß halten, als was sich mit Händen greifen läßt; beide Classen kommen aber in einer stumpfsinnigen, das Gewissen erstickenden Gleichgültigkeit gegen Sünde und Heiligung überein, die als eine dicke Finsterniß auf unserer Zeit, besonders auf den durch den rationalistischen Unglauben verwüsteten Kirchen unseres Vaterlandes, lastet, und fast überall das erste Hinderniß ist, auf welches das Wort Gottes stößt, wo es sich Bahn brechen will. Die meisten solcher Laien, besonders die von der letzteren, der materialistischen Classe, denen kein idealistischer Pantheismus ein Surrogat des Christenthums darbietet, packen zwar, wenn man in sie dringt, die positiven Lehren des Nationalismus aus: daß die Bibel in einem gewissen Sinne göttlich genannt werden könne, daß Christus der reinste Mensch und der größte Lehrer gewesen; sie bekennen sich alsdann zu den Lehren von Gott, Freiheit, Unsterblichkeit und Vergeltung, aber sie thun dies meist nur, um die positiven Lehren des Christenthums von sich abzuwehren. Man denke sich eine gewöhnliche Gesellschaft unserer gebildeten ungläubigen Laien, in denen jemand das Lesen der Schrift als des herrlichsten Buches empföhle, mit Demuth und Beugung von Jesu Reinheit und Weisheit, und von der Nothwendigkeit, ihn als den größten Lehrer zu hören und ihm zu glauben redete, mit Ernst das Bewußtseyn der eigenen Sünden ausspräche und von der Verdammniß, die auf alle, auch die feineren und herrschenden Sünden, wenn der Mensch nicht frei davon wird, folgen muß, warnte, oder die Hoffnung eines ewigen, unsterblichen Lebens der Nichtigkeit aller irdischen Güter und Freuden gegenüberstellte, würde ein solcher nicht als Mystiker und Pietist verschrien werden, wiewohl er nichts ausgesprochen hätte, als was die Nationalisten (freilich ohne Kraft und Saft) auch lehren? Ja, würde nicht jeder Gläubige, der einen solchen hörte, die stärkste Hoffnung fassen, mit ihm sich bald ganz verbrüdern zu können, und sogar den Anfang einer solchen Verbrüderung schon empfinden, da die Schrift zu dem, der sie eingegeben, die Liebe Jesu zur Erkenntniß seiner Person, und das Bewußtseyn der eigenen Sünde und ihrer Verdammlichkeit zum Ergreifen der Gnade in Christo und der Erneuerung durch den heiligen Geist so leicht führen könnte? Aber wo sind die rationalistischen Laien, aus deren Munde man solche Wahrheiten hörte? So todt, so unfähig sind die verstümmelten Ueberreste der Wahrheit, die der Nationalismus dem Christenthume entwendet hat unter den dem Bekenntnisse nach rationalistischen Laien.

Endlich ist noch darin ein merkwürdiger Gegensatz zwischen Theologen und Laien bei unseren Gegnern wahrzunehmen, daß bei diesen, den Laien, der Grad von Erbitterung gegen uns selten anzutreffen ist, den die Theologen jetzt so reichlich an den Tag legen. Den ungläubigen Laien sind meist alle Streitigkeiten über Glaubenswahrheiten zuwider, indem sie dadurch in ihrem Schlafle unangenehm gestört werden, und in ihrem negativen Unglauben meinen, daß von beiden Seiten nur leeres Stroh gedroschen werde. Und wenn sie auch, wo einmal gestritten wird, zu der rationalistischen Parthei durch die Gemeinschaft des Unglaubens sich hingezogen fühlen, so fehlt es ihnen doch fast immer gänzlich an Eifer oder Unhänglichkeit für ein positives rationalistisches System oder für einzelne rationalistische Theologen. Daher behalten manche von ihnen sogar Ruhe und Unparteilichkeit genug, um von dem äußerlichen Standpunkte des abstracten

Nichts aus einzusehen und anzuerkennen, daß die Gläubigen unserer Tage im Wesentlichen nichts anderes lehren und wollen, als was die christliche Kirche immer gelehrt und gewollt hat, und daß sie insofern Recht haben, eine Redlichkeit, die schon manchen weiter, nämlich zu dem Forschen und Suchen im eigenen Herzen und im Worte Gottes geführt hat, dem das Finken verheißt ist.

Fassen wir nun alles Vorige zusammen, so ergibt sich, daß die Gläubigen, — Theologen und Laien — gering an Zahl und schwach, wenn man sie einzeln betrachtet, in Christo aber eins, und durch ihn stark, daß sie, mit Einem Worte, seine Kirche sind, und daß in dem jetzigen Kampfe ihnen gegenüber die Schulen des Nationalismus stehen, die keine Kirche bilden, und ihre Anhänger nicht verbrüdern, und die große Masse der ungläubigen Laien, die weder mit jenen Schulen noch unter sich ein Ganzes ausmachen, sondern nur durch den Gegensatz, in welchem sie sich gegen die Kirche befinden, und insofern sie sich derselben entgegensetzen, zu einem Ganzen werden, welches die Schrift Welt nennt, und zu welchem die Menge der groben Sünder, Hurer, Ehebrecher, Geizigen, Bauchdiener u. s. w. ebenfalls gehört, die alle abgesagte Feinde des heutigen Nysicismus und Pietismus zu seyn pflegen.

Laßt uns daher unseren Standpunkt in der Kirche, in dem Mittelpunkte der Einheit aller Gläubigen, immer fester behaupten, und durchaus nicht auf die Aufforderung eingehen, unseren Kampf in einen Schulsstreit umzuwandeln.

## Uebersicht der neuesten christlichen Predigtlitteratur.

(Fortsetzung.)

9. Hirtenruf zur lebendigen Quelle des Heils. Evangelische Predigten von Emil. Wilh. Krummacher, Ref. Pfarrer zu Langenberg. Elberfeld, 1830, bei Büschler. (XVI u. 159 S. gr. 8. br. Velinpap. Pr.  $\frac{2}{3}$  Nthlr.)

Die Vorrede enthält eine anziehende Darstellung unserer Zeit zur Rechtfertigung dieses Hirtenrufs an einen größeren Theil der Herde Christi, indem sie darauf aufmerksam macht, wie ungeachtet der bisherigen Segnungen, besonders in einzelnen Gegenden, doch noch im Allgemeinen, selbst in ganzen Länderstrichen großer, drückender Mangel an Evangelischer Predigt statt finde. Daraus wird sehr richtig auf die Pflicht der Wächter Gottes geschlossen, ihre Stimme so weit als möglich ertönen zu lassen, und dabei die zuverlässigste Ueberzeugung ausgesprochen, daß auch geringe Beiträge gesegnet werden und zu der lebendigen Quelle zurückzuführen vermögen, wenn sie ihm als ein lauterer Bächlein entspringen. Wir führen dies an, weil wir selbst von dieser Ueberzeugung durchdrungen sind und gern die ganze Kirche durchdrungen sähen, vorzüglich die berufenen Verkündiger des Evangeliums; von der Ueberzeugung, wie nothwendig es sey, daß alle Glieder Christi künftig zusammenwirken, der Zeit ein lauterer Zeugniß des Evangelischen Glaubens, wie mit Einem Munde, abzulegen. In der Absicht, zur Ablegung solcher Zeugnisse zu ermuntern und ihre Verbreitung befördern zu helfen, werden wir auch fortfahren, sie fortwährend so vollständig als möglich anzuzeigen und kurz zu charakterisiren, damit ein jeder leichter finde, was ihm oder seiner Umgebung am Meisten zusage und Noth thue. Diese Predigten, die erste Sammlung des Verfassers, glauben wir auch vorzüglich empfehlen zu dürfen. Was sie auszeichnet, ist die Verbindung von anschaulich poeti-



scher Darstellung und nüchterner Belehrung, von warmer Liebe und fester Strenge; „es brennt,“ sagt der Verfasser einmal von Christo, „ein Feuermeer von Zorn gegen alle Ungerechtigkeit, ein Feuermeer von Erbarmen gegen alle Ungerechten in diesen Augen,“ und mit dieser Liebe, mit diesem Hasse die Zuhörer und Leser zu entflammen, ist auch sein Bestreben, indem er ihnen allerwärts gleich sehr die eigene Mißgestalt, wie das Angesicht voll Gnade und Wahrheit zu enthüllen sucht. Die Predigt, „Worin das Reich Gottes bestehe?“ können wir namentlich auch den Gegnern und Fremdlingen empfehlen, als ein der Bibel nachgezeichnetes und daher wahrhaft mit Unbefangenheit entworfenenes Bild desselben. Wie man dazu komme, zeigen ausführlich ein paar vorhergehende, worauf es beruhe, die drei letzten Predigten über das Leiden des Herrn (7—9.). Was wir bedauern, ist nur, daß der Verfasser nicht noch mehr Predigten mittheilen konnte oder wollte, damit wir eine umfassendere, genauere sich zusammenschließende Darstellung der Evangelischen Wahrheiten in seinem Hirtenruf hätten. Mit Recht aber dürfen wir wohl hoffen, daß ihm noch vergönnt werden wird, uns einmal eine Sammlung mitzutheilen, die in größerer Vollständigkeit, Einheit und Gediegenheit die Heilswahrheiten so lebendig, wie diese, darstelle.

10. Sammlung einiger Predigten des sel. Herrn Consistorialraths und Pfarrers Johann Gottlob Krafft, nach seinem Tode herausgegeben von Ch. G. Bruch, Dr. der Philosophie und Theologie, Königl. Consistorialrath und Pfarrer zu Cöln, und B. Jacobi, des. ersten Pfarrer zu Petershagen bei Minden. Erster Band. Cöln, 1830, gedruckt bei Dieß. (VI und 202 S., Subscriptionspreis für beide Bände 1 Rthlr.)

Außer einer kurzen Nachricht von dem Leben des Verfassers enthält dieser Band siebenzehn über freie Texte gehaltene Predigten, von denen die Herausgeber in der Vorrede sagen: „Ursprünglich zum Druck keinesweges bestimmt, ermangelt sie zum Theil jener sorgfältigen Ausarbeitung, über die der lebendige Vortrag uns so gerne hinwegsehen läßt. — Wer reine, schriftgemäße Erbauung in ungekünstelter Form begehrt, der wird sie in diesen Predigten reichlich finden.“ Am Aehnlichsten sind sie in der letzten Beziehung den früher bereits angezeigten vier Predigten des Bruders des Seligen (Er. K. Z. S. 485.). Ihre besonnene, faßliche Weise wird sie gewiß manchem lieb und heilsam machen, und ihre biblische Wahrheit wird sich mächtig bewähren, selbst wenn man sich an eine gefühlvollere, geistreichere, glänzendere Darstellung derselben gewöhnt hat. Aber grade im Gegensatz zu dieser so leicht ausartenden und gefährlichen Manier müssen wir sie empfehlen, überzeugt, daß sie eine reine Kraft Gottes enthalten und theils zur Zurechtführung mancher Gläubigen, theils zur Einführung Anderer in die Evangelische Lehre sehr geschickt sind. Auch zum Vorlesen eignen sie sich durch ihre Klarheit und Kürze. Die Predigt „von der Liebe zu Jesu,“ über Joh. 15, 14., zeichnen wir, neben der „von der Gerechtigkeit, die vor Gott gilt,“ als besonders erbaulich und charakteristisch aus. Der zweite Band wird uns vielleicht noch einige Passionspredigten bringen, die hier vermisst werden. Die Herren Herausgeber bitten wir darum, wenn diese Bitte nicht zu spät kommt, indem wir ihnen zugleich unseren Dank für das Mitgetheilte bezeugen.

11. F. C. Krüger, Pastor zu Langenholzhäusen im Eipfischen: Jesus nimmt die Sünder an, oder sieben Betrachtungen über Joh. 19. 1830. Lüneburg b. Herold u. Wahlstab.

12. Von demselben: Dreizehn Confirmationsreden. 1830. (Ebenbas. \*)

Das kleine Erbauungsbuch N<sup>o</sup> 11. hat zwar ein Bild und eine Ueberschrift, über welche die große Lesewelt unserer Zeit längst die Reichsacht ausgesprochen hat; Ref. kann indeß, selbst auf die Gefahr der Mitächtung hin, demselben das öffentliche Zeugniß nicht versagen, daß es unter diesem geächteten Gepräge das lautere Gold der gottseligen Wahrheit darbiere. Der Verfasser ist davon lebendig durchdrungen, daß Niemand einen anderen Grund legen kann, außer dem, der geleget ist, welcher ist Jesus Christus (1 Cor. 3.), und auf diesen Grund sich und seine Leser fest zu gründen, ist auch in diesen Passionsbetrachtungen sein ernstliches Bestreben. An Gaben dazu hat Gott es ihm nicht fehlen lassen. Er redet kurz, klar und bündig, als wäre er bei Heinrich Müller, Lassenius, Scriver und ähnlichen Mustern in die Schule gegangen. Besonders weiß er die Evangelische Geschichte so wiederzugeben, daß dem Leser oder Hörer ein oft nicht geahndeter Reichthum göttlicher Weisheit und Erkenntniß daraus überraschend entgegentritt, und man kann den viel gesegneten Herausgeber der Schrift: „Offenbarungen des A. und N. T.“ schwerlich darin verkennen. Wer nun sein Heil in Christo, dem Gekreuzigten, sucht, in der Herzensgemeinschaft mit dem, der sein Blut zum Sühnopfer für unsere Sünden vergossen hat, der wird das Büchlein gewiß nicht ohne vielen Segen für seine Seele lesen. Da es aber auch gründlich ist, so hält Ref. es zugleich nicht untauglich, Schwache zu befestigen ja sogar Ungläubige zu überzeugen, wenn sie nicht trotzig sind.

N<sup>o</sup> 12. Auch diesen Reden muß Ref. im Ganzen zu Lobe sagen, was von N<sup>o</sup> 11. gerühmt ist. Besonders erfreulich war es ihm, hier eine neue Probe der großen, trostreichen Erfahrung zu finden, daß das Feuer des heiligen Geistes nicht, wie das Feuer des bloß poetischen, rednerischen, philosophischen oder sonstigen Geistes, mit den Jahren verglimmt oder erlischt, sondern vielmehr eine immer reinere und stärkere Flamme gibt, welche allmählig alles, was von dieser Welt ist, verzehrt. Bei den ersten zwei, drei Reden, die aus der früheren Wirksamkeit des Verf. herrühren, möchte man fragen, warum doch das Büchlein gedruckt worden? Wenn man aber den würdigen Diener des Evangeliums, den sie zum Autor haben, an seinen zweiten und dritten Amtposten begleitet, ihn nicht bloß zu Detmold, sondern auch zu Wüsten und Langenholzhäusen bei der Confirmation reden hört, namentlich nach Ps. 73, 23., — die neunte Rede — da freut man sich inniglich und dankt Gott, daß das Büchlein da ist, und wünscht es in recht vieler Hände, auch solcher, — und deren gibt's ja nicht wenige! — die von ihrer Confirmation nur eine leere Erinnerung haben und doch gern eine bessere hätten. Dies Buch möchte ihnen leicht die Nachfeier der heiligen Handlung gesegneter machen, als die Feier derselben selbst für sie war.

(Fortsetzung folgt später.)

\*) Von einem andern Ref. als die vorhergehenden.

Anmerk. der Red.



# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1830.

Mittwoch den 6. October.

N<sup>o</sup> 80.

## Literarische Anzeige.

*Polynesian Researches during a residence of nearly six years in the South Sea Islands, including descriptions of the natural history and scenery of the islands, with remarks on the history, mythology, traditions, government, arts, manners and customs of the inhabitants; by W. Ellis, Missionary to the Society and Sandwich Islands. London 1830. II Voll. in 8. pp. 536 and 576.*

(Polynesische Forschungen während eines fast sechsjährigen Aufenthaltes auf den Südsee-Inseln, enthaltend Darstellungen aus der Naturgeschichte, Beschreibungen der Naturschönheiten der Inseln und Bemerkungen über die Geschichte, Götterlehre, Ueberlieferungen, Verfassung, Künste, Sitten und Gebräuche der Einwohner; von W. Ellis, Missionar auf den Gesellschafts- und Sandwichs-Inseln. London 1830. 2 Bände in 8. — 536 und 576 S. —)

Aus dem Kampfgewirre in unserer verwüsteten Kirche, in welchem sich noch so wenige Spuren des fortschreitenden Sieges zeigen, einen Blick auf Christengemeinden zu werfen, welche Gott aus dicker Finsterniß zu seinem wunderbaren Licht gebracht, und die nun in Frieden sich bauen und erfüllt sind mit dem Troste des heiligen Geistes, das thut dem Geistes Auge so wohl, wie dem leiblichen, wenn es ermüdet und angegriffen ist von dem Blüthen und Schimmern und Durcheinanderfunkeln vorüberziehender verzerrter Bilder, der Blick auf einen grünen Rasenteppich. Wie der große Römische Geschichtschreiber, „wendet man sich, wenigstens so lange diese Betrachtung dauert, von dem Anblicke des Elends ab, das so lange Jahre hindurch unser Zeitalter angesehen hat,“ und sammelt Muth und Kraft zum neuen Streit. Wenigen nur in unserer Zeit des Unglaubens und des Halbgläubens ist ein solcher Blick verstattet; mögen dann die Sehenden es nicht verschäumen, zu ihrer Erquickung und Stärkung sich seiner zu bedienen.

Durch die außerordentlichen Ereignisse in der Missionsgeschichte der letzten fünf und dreißig Jahre ist der Schleier zum Theil hinweggezogen, welcher über der Zukunft der christlichen Kirche bis dahin ausgebreitet lag. Mehr als der Rückblick aus der Vielheit der Sonnen- und Planetensysteme auf unsere kleine

Erde, die doch so Großes erfahren haben will, konnte die Betrachtung den Christen für Augenblicke irre machen, daß das Evangelium, welches der ganzen Welt, zum Zeugniß über alle Völker, gepredigt werden soll, nur in dem bei weitem kleinsten Theil derselben auch nur dem Namen nach bekannt, und wiederum auch nur in dem kleineren Theil des kleinen Europa in seiner Reinheit gepredigt und geglaubt werde. Die durch alle dunkle Zeiten der Evangelischen Kirche ununterbrochen fortgehenden Anstrengungen der Brüdergemeinde zur Befehrung der Heiden schienen unter den Hunderten der Millionen zu verschwinden, und besonders fehlte der Anblick einer Umgestaltung ganzer Völker aus dem Zustande roher Barbarei zu christlicher Bildung und Sitte. Nun aber kann die Stadt, welche auf dem Berge liegt, nicht mehr verborgen seyn; die Erbauung derselben legt ein lebendiges Zeugniß für unseren Glauben ab vor den Augen der ganzen Christenheit, der ganzen gebildeten Welt.

Wenn wir im Allgemeinen schon die große Gnade Gottes dankbar anerkennen, welche er in der Erweiterung seiner Gemeinde auf Erden unserer Zeit erwiesen hat, bewundern wir noch mehr seine Weisheit, wenn wir in das Einzelne des merkwürdigen Ganges dieser Geschichte genauer eingehen. Nichts liegt großen und kleinen Geistern unter uns näher, wenn sie von den neueren Missionen hören, als der Einwand: „Was gehen die fernsten Heiden uns an? Ist in der Nähe nicht genug zu thun? Wandte sich Christus, wandten sich die Apostel nicht zunächst an die Juden und Jüdingenossen, und an die schon von ihrem Einflusse berührten Heiden? Sollen die Christen Heiden bekehren, so laßt die handeltreibenden Völker, laßt die, welche große Reiche in den anderen Welttheilen besitzen, daran denken.“ Recht als ob Gott vom Himmel herab gegen diesen „Entwickelungsgang“ sein Zeugniß hätte aussprechen wollen, haben die neuesten Missionen nicht mit Indien, nicht mit den Negern und Hottentotten, sie haben mit den Antipoden Europa's beginnen müssen. Die Inseln, welche erst vor sechzig Jahren entdeckt, welche von den Seeherrschern selbst oft mehrere Jahre nicht besucht wurden, und niemals Europäische Niederlassungen gesehen hatten, diese mußten zuerst vor der ungläubigen Welt die Unvergänglichkeit der Worte Jesu Christi und die Unverbrüchlichkeit seiner Zusagen bekräftigen.



Das vorliegende Werk ist ohne Zweifel das wichtigste Buch, welches wir über die neuere Missionsgeschichte besitzen. Mit Bedauern empfanden seit Jahren die Freunde der Missionen die große Mangelhaftigkeit unserer Nachrichten über die außerordentlichen Dinge, welche auf Tahiti zuerst, und dann auf anderen Inseln und Inselgruppen der Südsee sich zgetragen hatten. Dürftige Umrisse des Ganzen und einzelne Züge hatten uns die Missionsnachrichten gegeben; noch anziehendere Blicke hatten oft Reisebeschreibungen in den jetzigen Zustand jener Inseln uns thun lassen; aber nirgends stieß die Trockenheit der Erzählungen so unangenehm zurück, als bei grade diesen Nachrichten; es war oft, als ob sie wider Willen der Missionare die Leser anzogen; und das Ungenügende, welches Schilderungen vorüberziehender Fremdlinge hatten, mußte das Verlangen nach umständlicheren Berichten immer dringender machen. Hierzu kam, daß nicht immer freudlich gesinnte oder unbefangene Reisende dort landeten; wir erhielten Berichte voll boshafter Entstellungen, welche die Feindschaft gegen das Evangelium und die Unzufriedenheit mit der Veränderung des Zustandes jener früher in Wollust versunkenen Völker eingegeben hatte, und die rationalistischen Gegner der christlichen Kirche verbreiteten diese mit besonderer Freude selbst durch Volksblätter. Das Werk des Missionar Ellis enthält nun eine durch Einfachheit und Offenheit, so wie durch die größte und lehrreichste Umständlichkeit sich selbst beglaubigende Geschichtserzählung, der gegenüber das oberflächliche Gerede eines Kogebue verstummen muß.

Die Erzählung schließt sich an die eigene Geschichte des Missionars an. Sie beginnt mit einer Beschreibung seiner Reise von Portsmouth über Rio Janeiro, Neu-Holland, Neu-Seeland, die ganze südliche kleine Insel Napä und Eubuai nach Tahiti, wo er am 16. Februar 1817 an's Land stieg. Zu der Zeit war der große Wendepunkt in der Geschichte dieser Insel schon vorüber. Hier schaltet der Verf. daher die Geschichte der Ankunft der ersten Missionare im Jahre 1797 ein, und führt diese Erzählung fort bis zu der scheinbar völligen Zerstörung der Mission im Jahre 1809. Auf eine ähnliche Weise unterbricht er auch nachher die Erzählung von seinen Reisen und seiner Thätigkeit durch anziehende Schilderungen aller der Gegenstände, welche der Titel nennt, woraus freilich der Uebelstand entsteht, daß erst am Schlusse der Leser einen vollständigen Ueberblick erhält, und von dem Umsurz des Heidenthums eher hört, als er dieses selbst Gelegenheit gehabt hat kennen zu lernen.

Die reizenden Schilderungen der Gesellschafts-Inseln und ihrer Bewohner, welche sich seit Cook und Forster durch ganz Europa verbreiteten, regten das 1796 in England wie ganz von Neuem erwachende Interesse für Missionen zuerst an. Die aus Personen der verschiedensten Secten entstandene „Missionsgesellschaft“, welche erst, als andere neben ihr sich aufthaten, den Zunamen „Londoner Missionsgesellschaft“ anzunehmen sich genöthigt sah, wollte, „nicht Bischöfliche, nicht Presbyterianische, nicht Independentische Kirchenverfassung, sondern das Evangelium Jesu Christi“ den Heiden bringen, und die Bildung der Verfassung den Neubekehrten selbst überlassen. Der lebendigste Eifer vereinigte bald eine große Anzahl Theilnehmer, es wurde unter einem Gläubigen, Capitän Wilson, ein eigenes Schiff „Duff“ mit einer größtentheils aus Gläubigen, oder doch ehrbaren Leuten bestehenden Schiffsmannschaft, und einer Anzahl von Missionaren, von welchen vier ordinierte Prediger waren, abgesandt. An wenigen Orten haben Prediger des Evangeliums größere Proben zu bestehen gehabt, als hier. Zwar wurden sie Anfangs

freundlich aufgenommen, und in der Freude, daß Europäer sich bei ihnen niederlassen wollten, traten die Einwohner dem Capitän Wilson und den Missionaren den ganzen District Matavai, wo sie gelandet waren, ab, — keinesweges aber, wie sich hernach zeigte, als bleibendes Eigenthum, sondern als Artigkeit bei ihrer Ankunft, und um ihn nachher wieder zurückzunehmen. Ausserordentlich waren die Schwierigkeiten bei der Erlernung der noch ganz rohen Sprache, deren Orthographie sie erst feststellen mußten, und sehr verständig, nicht nach Englischer, sondern nach Deutsch-Italienischer Aussprache der fünf Vocale und vornehmsten Consonanten feststellen, so daß jedes Zeichen seine bestimmte, sich gleichbleibende Geltung erhielt. (Daher heißt die Hauptinsel Tahiti, nach Deutscher Aussprache, nicht Otahitei, wie Cook nach Englischer Aussprache und mit dem Artikel schrieb.) Grade unter den größten Schwierigkeiten verließen sie zwei ihrer Gefährten, welche beide die Welt lieb gewannen und vom Glauben abfielen. Erst im Jahre 1802 waren sie im Stande, in der Landessprache zu predigen, und von der Zeit fingen sie an, im Lande herumzu ziehen. Allein die blutigen Kriege, welche die Insel auf allen Seiten erfüllten, die jügelloseste Wollust, welcher eine eigene Gesellschaft, die Areois, zu der die vornehmsten Personen gehörten, geweiht war, der größte Stumpfsinn, der allen ihren Bemühungen, das Volk zu unterrichten, sich entgegenstellte, die kalte Grausamkeit, mit der allgemein der Kindermord, selbst von den Müttern, vollzogen ward, und ein alle politischen und häuslichen Verhältnisse fest umschlingender Götzendienst, — alles dies schienen völlig unübersehbare Hindernisse. Höchst merkwürdig ist besonders, daß alle Versuche, einige Bildung und äußere Gesittung den Eingeborenen mitzutheilen, so lange diese Heiden blieben, völlig fehlschlügen. „In den früheren Jahren ihres Aufenthalts auf den Inseln versuchten die Missionare oft, sie aus ihrer elenden, rohen Lebensweise zu erheben, indem sie ihnen Anleitung gaben, sich bessere Wohnungen zu bauen, anständigere Kleider zu machen, und, so viel es die Umstände zuließen, die Bequemlichkeiten des Europäischen Lebens sich zu verschaffen; sie zeigten ihnen oft, wie gut es die Englischen Familien in ihrer Mitte hätten, und wie schlecht dagegen sie. Alles war vergebens; sie sagten: „Wir möchten manches von diesen Dingen gern haben, aber wir können es uns nicht verschaffen ohne Arbeit, die mögen wir nicht, und darum wollen wir ihrer lieber entbehren. Die Bananen und die Brodfrüchte reifen auf den Bäumen, und die Schweine mästen sich von den abgefallenen Früchten, während wir schlafen; das ist Alles, was wir brauchen; wozu sollten wir arbeiten?“ (I. 451.) — Eben so vergeblich war es, durch Aufregung natürlicher Gefühle dem Kindermorde entgegenzuarbeiten. In der abscheulichen Gesellschaft der Areois waren Männer und Frauen, welche alle ihre Erfindungsgabe aufboten, die schändlichsten Lüste zu vervielfältigen; um sie desto ungehinderter üben zu können, mußte jedes Mitglied alle seine Kinder tödten. „Mord von Erwachsenen war in Tahiti nicht selten; allein die Zahl solcher Ermordeten kam bei weitem der Zahl der getödteten Kinder nicht gleich. Nicht die geringste Unschlüssigkeit, keine Art von Widerwillen schien die Eltern dabei zu stören. Oft besuchten sie die Fremden, und redeten von ihrem Vorhaben mit Wohlgefallen. Die Missionare versuchten Alles, dieser Abscheulichkeit entgegenzuwirken, sie beschworen sie bei dem lebendigen Gott, suchten die mütterliche Zärtlichkeit zu erregen, und boten ihnen an, das Kind gleich nach seiner Geburt ihnen abzunehmen; doch immer erhielten sie zur Antwort, es sey dies nun einmal Landessitte“ (I. 333.).



Als nachher der Triumph des Evangeliums über das Heidenthum vollendet war, trat keine Veränderung in den Sitten der Eingeborenen so stark hervor, als die verschiedene Behandlung der Kinder. Dieselben Mütter, welche früher mit mehr als thierischer Unempfindlichkeit ihren neugeborenen Kindern den Kopf zertreten hatten, waren nun überaus zärtlich gegen sie, so sehr, daß sie gewarnt werden mußten vor ihrer Verzáhlung. Bei einer Schulprüfung, welche auf einer Tahiti benachbarten Insel, Raiatea, gehalten wurde, trat ein ehrwürdiger Häuptling auf, und sprach zu der Versammlung: „Ich war ein mächtiger Häuptling; den Ort, wo wir uns jetzt befinden, hatte ich mir und meiner Familie geheiligt. Jetzt bin ich allein übrig; Alle sind gestorben im Dienste Satans; sie haben das gute Wort nicht gehört, das ich zu hören aufbehalten worden bin. Mein Herz sehnt sich nach ihnen, und spricht oft in mir: Ach, daß sie doch nicht so früh gestorben wären! Fürchterlich groß sind meine Sünden; ich war der Vater von neunzehn Kindern; alle habe ich ermordet! Nun sehnt sich mein Herz nach ihnen! Wären sie leben geblieben, so wären sie nun Männer und Frauen, sie lernten nun das Wort des wahren Gottes. Aber da ich sie umbringen wollte, da hielt keiner, nicht einmal mein Better dort (der anwesende König der Insel) meine Hand zurück, und sagte: Tödtet sie nicht! Niemand sagte: Das gute Wort, das wahre Wort kommt, tödtet sie nicht! Nun thut es meinem Herzen weh! Nun weint es über sie!“ (I. 101.). — „Desters kam eine Mutter zu uns, beichtete uns ihre Sünden, vor Allem aber die Angst und die Qual des Gewissens, die sie über die Ermordung ihrer Kinder empfand; die Bilder ihrer Kinder ständen ihr immer vor den Augen, und verfolgten sie auf allen ihren Wegen; sie fürchtete sich zuweilen fast, in die Stille zum Gebet sich zurückzuziehen, weil sie glaubte, die Geister ihrer Kinder stünden aus der Erde auf zum Zeugniß wider sie. Ob denn noch Gnade für sie sey, da sie mit vollem Bewußtseyn, mit Ueberlegung ihre unschuldigen Kinder ermordet habe? Ob denn nicht die heilige Schrift selbst sage, daß „kein Mörder das ewige Leben habe bei ihm bleibend?“ Manichmal beschrieb uns eine solche Mutter auf ergreifende Weise die Qual, welche der Anblick der Kinder anderer Weiber ihr erregte; nun sey sie kinderlos und verlassen durch ihre Schuld, und jene Andere habe, unter Christi Herrschaft, in Frieden und Glück ihre Kinder erzogen“ (II. 332 u. f.). —

Nachdem im Jahre 1809 die Missionare alle Tahiti verlassen hatten, blieb einer in Eimeo, der nächsten Insel, wohin der von seinen Unterthanen verjagte König Pomare sich hatte flüchten müssen. Gerade in dieser Zeit der größten Noth, wo die Zeitungen in Europa schon das gänzliche Mißlingen der ganzen Missionsunternehmung verkündeten, öffneten die ersten Eingeborenen dem Evangelium ihr Ohr. Durch anhaltende Predigten und Unterricht hatte namentlich der König einen Eindruck von der Wichtigkeit des Gögendienstes bekommen, und verlangte nach Unterricht. „Seine Unterthanen beobachteten mit der ängstlichsten Furcht die in ihm vorgehende Veränderung. Einmal wurde eine Schildkröte ihm zum Geschenk gebracht, welche immer als heilig angesehen, und im Tempel zubereitet wurde, wo man dann einen Theil dem Gözen opferte. Eben wollten seine Diener mit derselben dorthin gehen, als Pomare sie zurückrief und ihnen befahl, sie in seiner Küche zu braten, und dann aufzutragen, ohne davon etwas als Opfer darzubringen. Die Umherstehenden waren ganz erstaunt, und zögerten, weil sie glaubten, der König sey nicht bei Sinnen, oder

wolle scherzen. Indes wiederholte er seinen Befehl, ein Feuer wurde angezündet, die Schildkröte gebraten und aufgetragen. Die Dienerschaft des Königs stand in stummer Erwartung, was dem Könige widerfahren werde, sobald er ein Stück angerührt habe; allein er zerschnitt die Schildkröte, fing an zu essen, und forderte auch die Anderen dazu auf; doch keiner war dazu zu bewegen. Der König suchte die Anwesenenden von der Ohnmacht und Nichtigkeit ihrer Gözen zu überzeugen, allein vergebens; noch lange nachher wartete man auf die Rache der Götter über diesen Frevel“ (I. 191.). Wichtiger war es noch, daß er bald darauf auch einen tieferen Eindruck von seinem sündlichen Verderben erhielt. Er begab sich 1812 nach Tahiti, um seine Herrschaft dort wieder herzustellen, und von dort erhielten die Missionare einen Brief von ihm (er gehörte zu den ersten, welche schreiben gelernt hatten), worin er sagte: „O daß der Jörn Jehovah's gegen mich aufhören möchte! Ich bin ein gottloser Mann, und vieler schwerer und gehäufte Sünden schuldig! Ich habe den wahren Gott verachtet und beharrt in meiner Eiferhaftigkeit! O daß Jehovah auch meine Thorheit, meinen Unglauben und meine Geringschätzung der Wahrheit mir vergeben möchte! Daß er seinen guten Geist mir schenkte, mein Herz zu heiligen! Ich habe jetzt viele Schmerzen (er war krank), aber wenn ich nur Gottes Gnade empfangen kann, ehe ich sterbe, will ich mich glücklich schätzen. Möchte doch Jehovah mein Elend ansehen, ehe ich sterbe! Dann will ich frohlocken, daß ich seine Gnade erlangt habe!“ — In dieser Zeit that der König, in Abwesenheit der Missionare, alles zur Ausbreitung der christlichen Religion in Tahiti. Er ließ sich selbst durch Hohn und Spott nicht irre machen, wenn seine Feinde, oder auch selbst seine Anhänger, alle seine Unglücksfälle der Verachtung der vaterländischen Götter, die ihn auf den Thron erhoben, zuschrieben. Sie und da fingen einige Eingeborene an, der Wahrheit nachzuforschen. Auf die erste Nachricht davon gingen zwei Missionare hinüber, und landeten in dem Bezirk Pare, wo Einige dem Gögendienst entsagt hatten. „Am folgenden Morgen zogen sie sich, nach ihrer Gewohnheit, in das ihren Wohnungen benachbarte Gebüsch zurück zum stillen Nachdenken und Gebet; die Häuser der Eingeborenen, welche immer nur ein, und ein meist sehr gefülltes Zimmer enthalten, verhindern jede stille Zurückgezogenheit. Während sie sich nach einem Gebüsch umsahen, etwa um Tagesanbruch, hörte der Missionar Scott nicht weit von sich eine Stimme. Es waren keine abgerissene Worte, sondern eine längere Rede; kein lebhafter Gesprächston, sondern feierlich und andächtig, manchmal klagend und bittend. Mit den verschiedensten Gefühlen näherte er sich leise dem Ort, woher die Stimme kam. Welche süße Töne hörte sein lauschendes Ohr, welches Entzücken ergriff sein Herz, als er deutlich die Stimme des Gebets erkannte, und einen Eingeborenen mit Inbrunst in seiner Muttersprache Gott anrufen hörte! Es war das erste Mal, daß er einen Tahitier zu einem anderen, als seinen Gözen beten hörte! Freudentränen flossen aus seinen Augen, kaum konnte er sich halten, augenblicklich hinzueilen und den stillen Beter zu umarmen; er verbarg sich indes in's Gebüsch, fiel auf seine Knie, und betete mit zerschmolzenem Herzen die Gnade des Allerhöchsten an. Dit o war, wie er nachher erfuhr, der Name des Eingeborenen, der später in der Taufe Petero genannt wurde“ (I. 199.). Bald fanden sich mehr hinzu, welche ihre Namen aufschrieben ließen, und damit feierlich sich vom Gögendienste losagten. Pomare erbaute in Eimeo dem wahren Gott eine Kirche, welche am 25. Juli 1813 eröffnet wurde. Unter denen, welche die Missio-



nare am meisten zu begleiten pflegten, war auch ein Priester, Namens Patii. „Nachdem eines Tages der Missionar Scott den Gottesdienst beendet hatte, kam dieser zu ihm, und erklärte ihm, er beabsichtige am folgenden Tage zu einer bestimmten Stunde die ihm anvertrauten Götzenbilder herauszuholen und öffentlich zu verbrennen. Diese Erklärung erschien so außerordentlich, daß der Missionar ihr nicht trauen wollte. „Sehn Sie nicht mißtrauisch,“ sagte der Priester auf die Aeußerung eines Zweifels, „warten Sie bis Morgen, und Sie werden sehen.“ Mit ungewöhnlicher Spannung erwarteten Alle den anderen Abend; Hoffnung und Furcht wechselten in den Gemüthern der Missionare und ihrer Schüler, wenn sie an die furchtbaren Unruhen und das Blutvergießen dachten, die auf das Verbrennen der Götzen folgen konnten. Nur funfzig hatten bis jetzt den Götzendienst entsagt, und diese waren von allen Seiten von argwöhnischen, grausamen Götzendienern umgeben, welche schon verwundernd fragten: Was will das werden? Patii indeß hielt pünktlich Wort; mit Hülfe seiner Freunde errichtete er dicht vor dem großen National-Marae oder Tempel einen Scheiterhaufen. Das Gerücht von seinem Entschlus hatte weithin sich verbreitet, und Schaaren Volks hatten sich versammelt, um diesen entseßlichen Frevel und die Rache der Götter mit eigenen Augen anzusehen; die Missionare und ihre Freunde waren gleichfalls zugegen. Mit den Gefühlen der Israeliten, welche Elias aufgefordert hatte, zuzusehen, als er öffentlich zeigen wollte, ob Baal oder Jehovah Gott sey, wartete die ungeheure Menge in ängstlicher Spannung. Kurz vor Sonnenuntergang befahl Patii seinen Dienern, den Scheiterhaufen anzuzünden. Darauf holte er seine Götzen aus ihrem Heiligthum — nicht, wie er sonst jährlich einige Mal that, um das Volk zu ihrer blinden Verehrung und Anbetung aufzufordern, sondern um ihre betrogenen Verehrer von ihrer Nichtigkeit und Ohnmacht zu überzeugen. Er riß ihnen ihre heiligen Kleider ab, die sie dem Auge der Menge verbergen sollten, warf ihre Zierrathe in's Feuer, und dann diesen nach die ungestalteten Holzstücke selbst, indem er dabei ihren Namen und ihren Stammesbaum her sagte, und feierlich bekannte, wie leid es ihm thue, daß er ihnen gedient habe. Die Flammen erloschen allmählig, und die Sonne, die eine solche Begebenheit auf diesen Inseln noch nie beschienen hatte, warf ihre letzten Strahlen auf die rauchende Asche der so lange Jahrhunderte gefürchteten Götter von Cimeo. Patii leitete bei dieser That nicht übermüthiger Trost, sondern feste Herzensüberzeugung von der Wahrheit, und der Wunsch, seine betrogenen Landsleute zu enttäuschen. Viele ohne Zweifel sahen nun auf ihn mit dem Gefühl, mit welchem die Melitenser den Apostel Paulus betrachteten, als die Otter in seine Hand biß; aber da sie sahen, daß kein Unfall erfolgte, mochten sie auch ihren Göttern nicht weiter helfen, und es blieb Alles ruhig. Patii wurde ein Schüler der Missionare, beharrte mitten unter Spott und Verfolgung, und wurde eine Zierde der Kirche Christi“ (I. 209 u. f.).

(Fortsetzung folgt.)

## Nachrichten.

(Fortschritte des Christenthums unter den Seelenten auf der Englischen und Nordamerikanischen Flotte.). In

England und America bestehen mehrere Vereine zur Verbreitung christlicher Erkenntniß unter den Seelenten, früher bei weitem der verderbtesten, rohesten Classe der Gesellschaft. Der verstorbene Bischof Heber von Calcutta erzählt in seinem Tagebuche auf der Reise nach Indien: „Alle sagen mir, daß in den letzten Zeiten große Veränderungen in dem Leben der Seelenten vorgegangen sind. Die meisten Schiffscapitäne halten jetzt wenigstens äußerlich auf die religiösen Anstalten, ja oft soll die Gefahr weniger auf Seiten der Verachtung der Religion liegen, als der Schwärmerei. Zu dieser letzteren leitet oft die jetzt sowohl auf der Flotte als den Rauffahrtschiffen außerordentlich häufige Sitte des Haltens von Veststunden unter der Schiffemannschaft, wo Jeder nach der Reife den Allerhöchsten anbetet. Ob wohl diese Sitte gewiß meist aus guter Meinung entstanden und oft wahrhafte erbaulich für Leute ist, welche in einer äußerlich so engen Verbindung leben, von Gefahren umringt und zu Strapazen bestimmt, und der regelmäßigen Verkündigung des Evangeliums beraubt sind, so dürften die Vortheile oft durch den Selbstbetrug, die Schwärmerei und die Spaltungen in Glauben und Lehre aufgewogen werden, welche daher entstehen können. Doch darf jedenfalls dieser Gebrauch nirgends verboten werden, und man könnte den Gefahren größtentheils vorbeugen, wenn man diesen frommen Leuten bessere Führer in ihren Anbachten, als ihre Stregreisgebete, gäbe, namentlich, wenn man den täglichen Gottesdienst nach der Englischen Liturgie hielte, wo es nur immer angehe. Am Bord des Grenville (des Schiffes, auf dem der Bischof reiste) hat es bis jetzt noch keine Veststunden gegeben; aber die Leute sind sehr gut mit Bibeln, Gebetbüchern und Tractaten versehen, welche letztere einige ihrer ungebildeteren Kameraden alle Abend laut vorlesen. Die Seerabenten haben alle Tage regelmäßigen Unterricht in der heiligen Schrift, und der Schullehrer, ein vortrefflicher Mann, stiftet unter den seiner Pflege Besonderen sicher viel Gutes.“ — Obwohl in dem Urtheil über die Veststunden, besonders in der Ueberschätzung der vorgelesenen Gebete, der Englische Prälat etwas hindurchschimmert (jene Verirrungen sind freilich gewiß auch öfters zu fürchten), legt er doch ein höchst merkwürdiges Zeugniß über vorhandene Thatsachen ab. — In Nordamerica besteht eine „Americanische Gesellschaft für das Wohl der Seelente“ (American Seamen's Friend Society). Diese stiftet Predigerstellen auf den Schiffen der Americanischen Flotte und der Kaufleute, schickt Missionare und Agenten in die von Americanischen Schiffen vorzüglich besuchten Häfen, und sucht durch diese das Interesse für das geistliche Wohl der Seelente überall zu wecken. So hat die Gesellschaft einen Prediger für die Americanischen und anderen Seelente im Hafen von Kanton (in China) angestellt. Sie hat dem Seeminister der Vereinigten Staaten eine Vorstellung überreicht, worin sie ihn ersucht, die Errichtung von Predigerstellen auf der Flotte ernstlich in Erwägung zu nehmen; sie schlägt vor, die Zahl der Prediger so zu vermehren, daß einer auf jedem wirklich gebrauchten Schiff sich befinde. Die Wirkung treuer Prediger auf die Beförderung der Ordnung und der Thätigkeit unter dem Schiffsvolk und auf die Besserung ihres Wandels würde allein schon die Kosten der Errichtung solcher Stellen mehr als vergüten. Im letzten Jahre sind einige wenige Stellen errichtet worden. Die Zahl frommer Seerofficiere hat im letzten Jahre zugenommen. Ein Schiffscapitän auf der Flotte hat selbst die Dienste eines Predigers, und mit der besten Wirkung, verrichtet. Ueberhaupt gestehen Alle, daß der allgemeine sittliche Charakter der Schiffemannschaften sich bereits bedeutend gebessert hat. —

\*) Narrative of a Journey through the upper provinces of India etc. by the late Right Rev. Reginald Heber, Lordbishop of Calcutta. London 1828. Vol. I. p. XLII.



# Evangelische

# Kirchen-Zeitung.

Berlin 1830.

Donnabend den 9. October.

N<sup>o</sup> 81.

## Litterarische Anzeige.

*Polynesian Researches etc. by W. Ellis etc.*

(Polynesische Forschungen u. von W. Ellis, Missionar auf den Gesellschafts- und Sandwichs-Inseln.)

(Fortsetzung.)

In Tahiti brachen indeß heftige Verfolgungen aus, nach dem Pomare aufs Neue vertrieben worden war; Viele wurden ihrer Güter beraubt, Einige starben als Märtyrer; ein junger Mann, einer der eifrigsten Schüler in Timeo, wurde dazu bestimmt, den Götzen geopfert zu werden; er fiel von einem Schusse, rettete sich aber noch, schwer verwundet, in's Gebüsch und entging dem Tode. Ein Anderer wurde als ein den Göttern wohlgefälliges Opfer gesucht; durch List suchten die blutgierigen Heiden ihn in eine Falle zu locken. „Warum sucht ihr mich zu täuschen?“ fragte er sie. „Ich weiß, es soll ein Menschenopfer gebracht werden; eine Stimme in mir sagt, ich bin zu diesem Opfer ausersehen, und ihr bestärkt mich darin. Jesus Christus aber ist mein Herr, ohne seinen Willen könnt ihr mir kein Leid zufügen; meinen Leib könnt ihr tödten, aber ich fürchte mich nicht zu sterben, meiner Seele könnt ihr nicht schaden, sie ist sicher in den Händen Jesu Christi.“ Seine heldenmüthige Antwort erbitterte die Verfolger, sie stürzten auf ihn, ermordeten ihn, und schleppten ihn dann als Opfer mit fort. Im Jahre 1815 eilten die Angelegenheiten von Tahiti und Timeo einer Crisis zu. Im November erhielten die Vertriebenen aus Tahiti eine Einladung von ihren Anhängern, zurückzukehren; Pomare begleitete sie, obwohl er nicht völlig der friedlichen Gesinnung, die Alles zeigte, trauen wollte; und in der That hatten die Götzendiener ein Bündniß der mächtigsten Häuptlinge zu seinem Untergange zu Stande gebracht. Der 12. November 1815 war der Tag, an welchem sich das Schicksal Tahiti's entschied. „Es war ein Sonntag. Am Vormittage versammelten sich Pomare und das Volk, welches mit ihm hinübergekommen war, ungefähr 800, zum Gottesdienst an einem Orte Namens Rarii, beim Dorf Bunaauia, im Bezirke Atehuru. Sie hatten Vorposten aufgestellt, und als der Tahitische Gehülfe der Missionare

(sie selbst waren noch abwesend) das erste Lied vorzusagen anfing, hörte man Flintenschüsse. Da sie hinausfahen, wurden sie eines großen Haufens gewahr, der, mit der Fahne der Götter voran, eine Höhe in der Entfernung besetzte. Es ist Krieg! Es ist Krieg! tönte es von allen Seiten. Pomare stand aber auf, und befahl Allen, ruhig auf ihren Plätzen zu bleiben; sie ständen unter Jehovah's besonderem Schutze, sehen zu seiner Verehrung zusammengekommen, und dürften sich nicht einmal durch das Gerärüchen der Feinde stören lassen. Zur Vorsicht waren indeß Viele schon bewaffnet erschienen. Das Lied wurde gesungen, ein Abschnitt aus der Bibel vorgelesen, und mit Gebet geschlossen. Jeder, der es vorher versäumt, lief nun nach Hause und holte Waffen. Pomare stellte die Seinigen vom Meeresstrande bis zu den benachbarten Bergen in Schlachtordnung. Die Stirn oder Vorhut, und die Backen (Flügel) bildeten die treuesten Häuptlinge Auna, Upaparu, Sitote, sämmtlich standhafte Bekenner des Christenthums; das Centrum bildeten die Truppen aus Timeo, und die Nachhut einige Flüchtlinge aus Tahiti, denen der König nicht recht traute. Im Centrum befehligte Mahine, der König von Huahine, und Pomare: Bahina, die tapfere Tochter des Königs von Raiatea, in einen Harnisch von geflochtenen Stricken gehüllt, mit Hinte und Speer bewaffnet. Pomare befand sich in einem Kahn, unfern des Strandes, und beunruhigte von da die Flanke des Feindes. Der Angriff begann von Seiten des Feindes mit all der wilden Wuth, den Flüchen und prahlerischen Drohungen, mit welchen Wilde einen Kampf zu eröffnen pflegen. Die Vorhut des christlichen Heeres wich zurück, und Upaparu rettete sich von einem Feinde, der ihn schon gepackt hatte, allein dadurch, daß er in's Meer sprang; derselbe Mann, der ihn hatte tödten wollen, wurde nachher bekehrt, und ein Bewohner meines Hauses. Es begann ein Handgemenge und Gemegel auf allen Seiten. Hier war es besonders merkwürdig, daß die Christen oft, wenn sie augenblicklich Ruhe vor ihren Feinden hatten, sich hinter den dicken Gebüsch, mit denen das Schlachtfeld bewachsen war, auf die Knie warfen und zu Gott beteten, er möge sie, wenn es sein Wille sey, in dem Getümmel bewahren, auf jeden Fall aber zum Ausgang, sey es Leben oder Tod, bereiten. Die Schlacht wüthete fürch-



terlich, bis Upufara, der Hauptanführer der Heiden, zu Boden gestreckt wurde. Nun begann, wie in den Homerischen Schlachten, ein Kampf um den Leichnam des Gefallenen; auch diesen erbeuteten endlich Pomare's Leute. Da floh das heidnische Heer, und zog sich auf die Berge zurück. Siegestrunken wollten die Truppen des Königs die Fliehenden verfolgen; Pomare aber rief: „Atira!“ (Es ist genug!), verbot alle Verfolgung, ja verbot selbst die Plünderung der Dörfer und Ermordung der Weiber und Kinder ihrer Feinde, welche die Landessitte sonst mit sich brachte. Am Abend versammelten sich Pomare und die Häuptlinge an demselben Orte zum Gottesdienst, von wo sie am Morgen verschreckt worden waren, und dankten Gott für den Sieg. Am anderen Tage sandte der König eine Abtheilung seines Heeres nach dem Haupttempel des Oro, des größten der Volksgötter, um ihn zu zerstören, aber mit dem ausdrücklichen Befehl, nichts weiter als dies zu thun. Sie fanden die Heiden überall in dumpfer Betäubung; kein Widerstand wurde entgegengesetzt; und als das Volk auch diese Götter zerstören sah, ohne daß ein Zeichen vom Himmel geschah, oder eine plötzliche Strafe die Christen traf, erklärten sie einstimmig, sie sähen nun deutlich, daß sie betrogen seyen, und wollten nichts mehr von ihren Göttern wissen (I. 247 u. f.).

Die große Umgestaltung, welche auf Pomare's Sieg folgte, wird uns nun von dem Verf. mit der anziehendsten Umständlichkeit berichtet. Nicht bloß allgemeine Lebensarten sind es, gewisse immer wiederkehrende Wendungen oder gar nur tabellenartige Uebersichten, wie sie leider nur zu oft die Missionsnachrichten fast ausschließlich enthalten, sondern wir erfahren, wie sich die Wirkungen des Evangeliums grade bei diesem Volk auf eigenthümliche Weise äußerten, die Fragen der Bekümmerten und Lernbegierigen, die Tugenden, welche die Neubekehrten vornehmlich auszeichneten, die Stellung ihres Herzens gegen Gott und Menschen; sodann wird uns beschrieben das erste Erwachen eines Strebens nach Bildung, sowohl des Geistes, als des ganzen äußeren Lebens, der Schulbesuch und das Benehmen der Erwachsenen und Kinder dabei, die Hindernisse und Fortschritte in der Einführung nützlicher Gewerbe und im Verkehr mit den umliegenden Inseln und den Europäern; die großen Veränderungen in dem Rechtszustande der Inseln, so wie in ihren häuslichen Verhältnissen, bis zur Wohnung, Kleidung, Nahrung und täglichen Beschäftigung hinab. Aus der großen Masse des Interessanten und Lehrreichen müssen wir uns beschränken, nur einiges Wenige herauszuheben, woran wir zugleich unsere, wie wir hoffen auf Gottes Wort gegründete, Bemerkungen über das Verhalten der Missionare anschließen wollen.

Mit König Pomare's Siege war keinesweges eine augenblickliche Taufe aller Bewohner Tahiti's undimeo's verbunden, wie dies bei den Bekehrungen durch die Missionare des Mittelalters gewöhnlich der Fall war; eingebend des Ausspruchs Christi, sein Reich sey nicht von dieser Welt, wollten die Prediger des Evangeliums keine äußere Theokratie gründen, in welcher der Gegensatz von Kindern Gottes und Kindern dieser Welt bloß äußerlich aufgehoben, und so vielen Namenschristen der verderblichste Vorwand zur Sicherheit gegeben wird. Sie verfahren vielmehr bei der Prüfung der Eingeborenen mit größter Vorsicht, und erst beinahe vier Jahre nach jenem großen Siege fand die erste Taufe statt. Auf sonderbare Weise machte der Herr aus dem Letzten hier den Ersten. Der Befehlshaber des Schiffes „Duff“, Capitän Wilson, hatte von Pomare's gei-

stigen Fähigkeiten und moralischen Eigenschaften so geringe Begriffe, daß er meinte, er werde sicher unter allen Bekehrten der Letzte seyn. Aber wie er zuerst zu einem Verlangen nach Erkenntnis angeregt worden war, so ging auch bei der Taufe der König allen seinen Unterthanen voran. In der großen Königl. Missionskirche zu Papaea auf Tahiti, welche er selbst, und zwar nach so ungeheurem Maasstabe erbaut hatte, daß drei Kanzeln darin stehen, von denen, ohne gegenseitige Störung, drei Prediger zugleich ihre Versammlungen anreden können, wurde Pomare am 16. Juli 1819 in Gegenwart von 4—5,000 Insulanern getauft. Ihm folgten erst Einige, dann immer mehr nach, so daß unter einer Bevölkerung von etwa 8—9,000 jetzt die Anzahl der Getauften sich auf 2,500—3,000 in Tahiti beläuft; ähnliche Verhältnisse finden auch auf den benachbarten Inseln statt. Schon vor diesem Ereigniß hatte sich Vieles in dem Zustande der Eingeborenen verändert. Zuerst durch die Verbreitung des Unterrichts. Schon seit 1810 hatte sich ein Verlangen danach, wiewohl noch sehr gering, gezeigt, und es waren Buchstabenbücher so wie Auszüge aus der Bibel in der Landessprache in London und Port-Jackson gedruckt worden; bald zeigte es sich aber, daß von außen her dem Bedürfnisse nie würde genügend abgeholfen werden können, und es war eine entscheidende Begebenheit für den Culturzustand der Inseln, als 1817 die erste Presse inimeo anlangte. Pomare war über ihre Ankunft außerordentlich erfreut, und hatte den Befehl gegeben, ihn, wo er auch sey, rufen zu lassen, damit er bei dem ersten Anfange des Druckens zugegen seyn könne. Als er erschienen war, „fragte ich ihn“, erzählt Herr Ellis, „ob er wohl Lust habe, das erste Alphabet zu sehen. Sein Gesicht leuchtete vor Freude, als er diese Frage bejahte. Er nahm darauf die Typen, einen nach dem anderen, und setzte erst ein großes, dann ein kleines Alphabet, und darauf einige einsylbige Wörter, so viel als die erste Seite des Buchstabenbuchs füllten. Sobald die Seite fertig gesetzt war, schien er ganz erfreut, und wünschte sie sogleich abgedruckt zu sehen; als ihm aber gesagt wurde, dies könne erst geschehen, wenn ein ganzer Bogen gesetzt sey, erwiederte er, dann möge man ihn sogleich rufen lassen, wenn der Bogen fertig sey. Täglich kam er in die Druckerei, wo die Arbeit, bei den übrigen Beschäftigungen der Missionare nur langsam fortschritt, und endlich wurde er zu dem Abdruck des ersten Bogens geholt. Haufen von Eingeborenen standen schon an der Thür, aber sie machten ihm Platz, und da er hineingetreten war, wo es auch schon ganz voll war, ließ er Thüre und Fenster zumachen, um nicht von Außen beobachtet zu werden. Mit der größten Aufmerksamkeit betrachtete er darauf den Satz in der Presse, und nachdem er sich hatte sagen lassen, was er zu thun habe, sah er sich um und sagte scherzend zu den Anwesenden, sie möchten nicht zu genau auf ihn sehen, und nicht lachen, wenn er etwas nicht recht mache. Sobald der Bogen fertig war, stürzten Alle herbei, um zu sehen, was des Königs Arbeit, der sie von fern zusehen, für eine Wirkung gehabt hätte, und als sie nun die Buchstaben schwarz und deutlich auf dem Papiere stehen sahen, brachen sie Alle in einen Ausruf des Erstaunens und der Freude aus. Auf seinen Wunsch zog der König noch zwei Bogen ab, und während dessen wurde der erste dem Volke draußen gezeigt, das in ein lautes Freudengeschrei ausbrach“ (I. 392 ff.). Außer diesem Buchstabenbuch waren die zuerst gedruckten Schriften ein Catechismus mit Sprüchen und Bibelauszügen, und eine Uebersetzung des Evangeliums Lucä.



## M a c h r i c h t e n .

(Aus einem Schreiben an den Herausgeber aus Eshiland.)

Die ersten Veränderungen in den Wohnungen der Eingeborenen, und der Anfang äußerer Cultur überhaupt, schlossen sich unmittelbar an den neuen Geist an, welcher von dem Evangelium ausgegangen war. Auch in den größten Häusern der Eingeborenen war nie mehr als Ein Zimmer, in welchem Männer, Weiber und Kinder, bei den Aemtern auch wohl das Vieh, sich aufhielten und schliefen; das christliche Anstandsgefühl machte es unmöglich, daß dieser Zustand fortdauerte, und indem die Wohnungen verändert werden mußten, schloß sich der natürliche Wunsch an, sie größer, bequemer und besonders dauerhafter als früher, zu machen. Als das erste steinerne Häuschen mit einem oberen Stockwerk auf Suahine (einer entfernteren Insel, welche bald Tahiti's Beispiele gefolgt war) durch den König Mahine erbaut worden war, kamen nicht nur die Bewohner der Insel, sondern auch die der benachbarten schaarenweise herbei, um dies Wunderwerk in Augenschein zu nehmen. Der Gartenbau, für den die Eingeborenen ohnehin viel Sinn hatten, war es zunächst, den die Missionare zu vervollkommen strebten; gleichzeitig änderte sich auch die Kleidung der Eingeborenen unter dem Einfluß des Christenthums, indem die bisherige große Theile des Körpers völlig unbedeckt ließ, besonders wenn die Unterthanen sich aus Respekt vor dem König fast nackt auszogen. Verbunden damit war der Unterricht in weiblichen Handarbeiten, welchen die Frauen der Missionare ertheilten. „In Suahine kam eines Sonnabends eine junge Frau, welche im Nähen von meiner Frau bisher unterrichtet worden, zu ihr, und bat sie, den Lohn für die Woche ihr zu zahlen! Meine Frau erwiderte: Warum soll ich dich bezahlen? Bei uns ist es Sitte, daß die, welche lernen, ihre Lehrer bezahlen. Sie antwortete mit großem Ernst: „Du batest mich, ich möchte zu dir kommen und lernen; ich bin lange Zeit hergekommen; ich habe gelernt. Du mußt doch einen Vortheil davon haben, sonst würdest du dich nicht so sehr darum bemüht haben; da ich nun gethan habe, was du wünschtest, so mußt du mich bezahlen. Es wurde ihr darauf deutlich gemacht, daß der Vortheil ganz auf ihrer Seite sey, und sie beruhigte sich endlich, als ihr versprochen wurde, daß alle Handarbeit, die sie nunmehr machen würde, ihr bezahlt werden sollte. Ein solcher Vorfall war aber damals (1819) schon eine Seltenheit; Anfangs hatte er sich häufig, und zwar auch bei den anderen Unterrichtsgegenständen, ereignet“ (II. 120.). Alle diese Dinge reichten indeß natürlich nicht aus, die Eingeborenen zu beschäftigen, deren gefährlichster Feind die Trägheit war, zu welcher ihr schönes Land und leichtes Leben so viele Reizungen darbot. Die Londoner Missionsgesellschaft ließ durch einen Mann, der mehrere Jahre einer Zuckerpflanzung in Westindien vorgestanden hatte, den Anbau des Zuckerrohrs und die Anlage einer Zuckersiederei versuchen; er wurde auf vier Jahre in Dienst genommen, in welcher Zeit man den König und die Häuptlinge nicht nur von den Vortheilen der Sache zu überzeugen, sondern auch einige Eingeborene in dem Geschäft hinlänglich zu unterrichten hoffte. Mit großen Kosten kam die Anlage auf Cimeo zu Stande, und ein schöner Anfang war gemacht, als Europäische Bosheit Alles wieder zerstörte.

(Fortsetzung folgt.)

Wenn Ihnen gleich ohne Zweifel gewichtige Stimmen Nachrichten über andere Theile der Kaiser-Gouvernements unseres lieben Russischen Vaterlandes liefern werden, so ist es mir höchst wahrscheinlich, daß Ihnen die specielleren über Eshiland fehlen, und doch ist es — so viel ich beurtheilen kann — grade diese Provinz, in der eben jetzt sich ein wunderbares Reges, Suchen und Streben zu äußern anfängt. Es wird gewiß manchem Ihrer Leser bekannt seyn, daß mittel- und unmittelbar durch den theueren Grafen Zinzendorf seit den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts mehrere Individuen aus dem Adel und der Geistlichkeit Liv- und Eshland's ihren Erlöscher suchen und finden lernten. So wenig Nachklinge schon seit längerer Zeit von dieser heilsamen Bewegung mehr unter jenen beiden Ständen hier zu finden seyn mochten, so allgemein und wunderbar hatte sich die Erweckung, die bald darauf unter unserm Eshinischen und Lettischen Landvolke anfang, im Laufe dieser 70—80 Jahre verbreitet. Ganz augenscheinlich ward dieselbe durch die aus Deutschland von Zeit zu Zeit hieher gesandten Arbeiter der Brüdergemeinde nur geleitet, geordnet und fast durchgängig von allen Verirrungen bewahrt, keinesweges aber bewirkt, indem sie vielmehr hier und da auf ganz eigentlich wunderbare Weise, ohne daß die menschlichen und äußeren Quellen derselben sich nachweisen ließen, entstand. So hatte der Engel mit dem Evangelio fast alle Gegenden namentlich Eshland's durchzogen, an jedem Punkte waren „gläubig geworden so viel ihrer zum ewigen Leben verordnet waren,“ und als diese zu ihres Herrn Freude eingegangen, hatte hier der Segen noch auf dem dritten und vierten Gliede geruht und das Feuer zuweilen zum Ersauern fortgezündet, dort hatten sich die Söhne mehr damit begnügt, nur äußerlich der Väter Weise und den Schein eines gottseligen Wesens zu behalten, dessen Kraft aber hatten Viele verläugnet und die Wenigen, die ihre Kleider rein erhalten und für Del in ihren Lampen gesorgt, hatten seufzend über den Schaden Joseph's in ihrer Gegend und jubelnd zugleich über das neu anbrechende Licht in einer anderen, dem nur desto mehr die Ehre gegeben, der da lebt und für und für belebt, wenn das Belebte auch noch so oft dem Tode wieder anheimfällt. Manche von der Gnade zuerst heimgesuchte Dörfer waren im Laufe der Zeiten zu den letzten, dafür aber auch viele der letzten zu den ersten geworden, und im Ganzen konnte, auch in unseren Tagen, Niemand auch nur oberflächlich mit dem Worte Gottes unter unserm Landvolke bekannt seyn, ohne auf das Höchste darüber zu erstaunen und sich mit der Freude Jesu im Geiste darüber zu freuen, daß der allein weise Herr Himmels und der Erde das auch bei uns „den Unmündigen geoffenbaret, was er den Weisen und Klugen verborgen“ und „was schwach ist vor der Welt erwählt hatte, auf daß er zu Schanden mache was stark ist.“ Doch: „nicht viel Gewaltige, nicht viel Weise nach dem Fleische, nicht viel Erle,“ so hat es überall und immer nur geheißt, aber doch einige; der Hirten Heiland mußte auch der der Weisen aus dem Morgenlande seyn, — der erste Schmerzenslohn Jesu war freilich der Schächer, der zweite, dritte und vierte aber waren der Hauptmann, Nicodemus und Joseph. Das gesiel dem Herrn der Herren wie der Knechte unserem geliebten Vaterlande seit etwa zwanzig Jahren, erst durch sein Gnadenwerk in dem Herzen unseres unvergesslichen Kaisers Alexander und mehrerer der ersten Staatsbeamten, dann durch die — menschlich zu reden — dadurch herbeigeführte Umgestaltung unserer Universität Dorpat und endlich durch die Erweckungen auf eine höchst merkwürdige Weise kund zu thun, die sich eben jetzt ganz eigentlich und vorzugsweise unter den Eshen unseres Landes zeigen. Wie und durch welchen unmittelbaren Anstoß seit etwa zehn Jahren Einzelne und immer Mehrere in unserer Provinz das Bedürfnis der Erlösung zu empfinden anfangen, möchte sich in den meisten Fällen wohl um so weniger nachweisen lassen, als diese Erleuchtungen so ziemlich gleichzeitig an ganz verschiedenen Punkten wahrgenommen wurden. Einige Anregung mag sich allerdings von Petersburg aus bis hieher erstreckt haben und großen Einfluß äußerte der Sinn für



das Höhere, der durch die neue theologische Facultät in Dorpat geweckt worden war (und der in unserer Gegend meistens, auf eine gar erfreuliche Weise, alsbald den rechten Weg zur Höhe durch Hinabsteigen in die finsternen Tiefen der Sündigkeit des eigenen Herzens fand); manches mag die Brüdergemeinde durch ihre Societäten unter unseren Bauern auch auf die Herzen derselben gewirkt haben, und nothwendig mußte das Licht, das im Westen immer heller aufging, einzelne seiner Strahlen auch bis zu uns versenden; aber dessenungeachtet möchte das, eben jetzt in Eshland ausblühende, höhere Leben vorzugsweise und ganz eigentlich eine unmittelbare Gnadenbeimischung des Hauptes und ewigen Bischofs der inneren Kirche genannt werden können, deren Spuren — wenigstens unter den höheren Ständen — bei uns wie anderwärts leider so lange fast ganz verschwunden waren, die aber jetzt auch hier im Osten, wie früher schon in jenen Gegenden des Westens, ihr Haupt wieder zu erheben anfängt, von denen die als Licht gepriesene Finsterniß zuerst ausging. Localverhältnisse und mancherlei Umstände, deren Beseitigung anderswoher kommen müßte, machen es freilich hier für's Erste den Gläubigen unmöglich, sich zur Förderung des Reiches Gottes auf allen jenen Wegen zu vereinigen, die die Hand des treuen Herrn den Seinen, seit den letzten Jahrzehenden, auf eine so gesegnete Weise eröffnete; wenn wir hier aber keine Missionsgesellschaften u. s. w. bilden können, wenn überdies die Landsitze der Erweckten in unseren schwach bewohnten Gegenden so sehr zerstreut liegen, daß nur gar wenige einige Gemeinschaft unter einander erhalten können, so fehlt es doch durchaus nicht an dem, durch Dankbarkeit gegen den Erlöser und durch Liebe zu denen, für die er sein Blut vergossen, in jedem wahrhaft Gläubigen nothwendig in höherem oder geringerem Grade sich äussernden Zeugens-Drange, und man schämt sich keinesweges, sich neben der großen Sündenrinne zu den Füßen des Jüdischen Zimmermannssohnes niederzuwerfen und ihn mit dem — auch ungläubig gewesenen — Apostel als seinen einzigen Herrn und Gott anzubeten. Die Controverse über die Abiaphora, die z. B. im Dorpat'schen noch manche Gemüther, vielleicht von beiden Theilen zu sehr, aufregen soll, hat der Geist, der in alle Wahrheit leitet, hier und da bei uns factisch und dahin entschieden, daß wenn ihre Verhältnisse die Erweckten nöthigen, als höchst seltene Ausnahmen einmal einen Ball oder das Theater zu besuchen, eines Theils der Ueberdruß und Ekel, der sie dort ergreift, sie lehrt, daß ihnen dieses Wesen jetzt gekreuzigt ist, anderen Theils die Nähe des Freundes ihrer Seelen auch dort und manche Thüre, die er ihnen, selbst bei solchen Gelegenheiten, öffnet, ein gutes Zeugniß von ihm abzulegen, ihnen Bürgen ist, daß, wenn der Christ sich wahrhaft, und ohne dem heiligen Geiste zu lügen, bewußt ist, daß er dergleichen Orte nicht wohl ganz vermeiden kann, auch der, welcher will, daß die, welche der Vater ihm gegeben hat, seyen wo er ist, seyn kann wo sie sind. Mehr als eine Mutter hier, die mit den Ansichten, welche sie früher hatte, ihre Kleinen gewiß unbedenklich einer Gouvernante anvertraut hätte, unterrichtet jetzt, weil sie keine Erzieherin findet, wie sie eine sucht, ihre Kinder selbst, und beginnt jeden Morgen damit, sie durch Gebet und Lesen des Wortes Gottes dieses und den kennen und lieben zu lehren, der — der große Gott — auch aus Liebe zu ihnen ein kleines Kind ward, um durch seinen Tod ihnen Leben schenken zu können, und — so entscheiden es die Schrift bezeugt, so wiederholt die Erfahrung aller Zeiten es bekräftigt, so erkaunt doch unser ungläubiger Glaube gar gewaltig, wenn der unerforschliche, allmächtige Gott auch bei uns aus dem Wunde der (leiblich wie geistig) Unmündigen und Säuglinge sich Lob zurichtet, und Weise oder sich Weise Mühen vor ihnen betreten und verstummen macht! — Sie und da werden die Beiträge nicht mehr an die, den einsam auf dem Lande Wohnenden

vorher so werthen Leihbibliotheken gesandt, sondern lieber verdoppelt zum gemeinschaftlichen Ankauf von solchen Werken verwandt, die in ihrem Maasse „nütze sind zur Lehre, zur Strafe, zur Besserung und zur Züchtigung in der Gerechtigkeit,“ und an einem dieser Lesevereine, der vor einem halben Jahre zehn Mitglieder zählte, nehmen gegenwärtig schon dreißig Familien Theil. So gering diese wenigen Andeutungen sind und schon deswegen seyn müssen, weil das höhere Leben zur Zeit in unserer Gegend noch eigentlich bloß nach innen, nicht nach außen gerichtet ist, werden Sie aus demselben doch schon erleben, daß auch bei uns ein gesegneter Tag angebrochen ist, oder so eben anzubrechen beginnt, an dem das Jesum liebende Herz mit freudigem Erbeben das theure Wort vernimmt: „Wacht auf, der Bräutigam kömmt! steht auf, die Lampen nehmt, Hallelujah! ja Hallelujah!“ Aber Sie erwarten ohne Zweifel auch Auskunft darüber, welcher Geist unter den „Geistlichen“ Eshland's herrscht? um so mehr, als ich von den Mitgenossen meines Standes nothwendig eine genauere Kenntniß haben müßte, als von denen irgend eines anderen. Da erlaube ich mir denn von der Vergangenheit zu schweigen und jetzes Urtheil — gleichviel, ob ich im Stande wäre ein irgend genügendes zu fällen, oder nicht — in dieser Hinsicht, zurückhaltend, Ihnen nur meine innige Freude darüber an den Tag zu legen, daß in unserer diesjährigen, vor wenigen Wochen gehaltenen Synode es nicht bloß unverkennbar war, daß unser Ministerium fast durchgängig gar sehr aufmerksam auf die neuesten, erfreulichen Erscheinungen im Gebiete der Theologie und Prediger-Wirksamkeit im Auslande geworden ist, sondern auch, daß — obgleich ich einen sehr lieben, bewährten Bruder und Mitarbeiter in Christo diesesmal dort vernahmte — eine geachtete Stimme entschiedene Freude über die Hinneigung unserer Zeit zum Alten an den Tag legte, eine andere Abhandlung den Willen des Menschen nur in so weit einen „freien“ nennen mochte, als er mit dem Willen Gottes identisch werde und daß mehrere meiner lieben Amtsbrüder sich in der entschiedensten Uebereinstimmung mit der Bibel und unseren Bekenntnisschriften über die Lehre von der Erbünde aussprachen, die besonders ein, grade in vorzüglichem Maasse allgemeine Liebe und Achtung genießendes, jüngerer Mitglied unseres Kreises mit seiner eigenen, betrübenden inneren Erfahrung auf eine so treffende, ergreifende und überraschende Weise belegte, daß — voll so unverkennbarer Wahrheit er das Bild, welches das Wort Gottes von dem „trostigen und verzagten Dinge“ entwirft, für das seines Herzens erklärte, voll eben so freudiger Zuversicht auch Jeder, der Augen hatte zu sehen, mit ihm den Heiland der Sünder als seinen Heiland erkennen lernte und mußte. Während sich in diesem letzten Synodus solche Stimmen unter unserem Ministerium vernehmen ließen, wurden wir zugleich nicht wenig überrascht, auf einstimmigen Beschluß des Consistoriums den Director des Synodus mit ernsthafter Rüge einer bei besonderer Veranlassung gehaltenen Predigt erwähnen und es entschieden hervorheben zu hören, daß eine christliche Gemeinde befugt sey, an heiliger Stätte die Verkündigung des Evangeliums von Christo zu erwarten und zu verlangen und es daher durchaus nicht gebilligt werden könne, wenn ihr statt dessen nur etwa eine moralische Abhandlung geboten wird.

„Bis hieher hat der Herr gebracht,“ so sprechen wir mit einem alten Liebe, der Herr, der heißt Jesus Christ und muß das Feld behalten,“ und davon glaube ich Ihnen, geliebter und geehrter Bruder in Christo, nach meiner schwachen Kraft ein geringes Bild entwerfen zu müssen. Halten Sie dasselbe zur weiteren Mittheilung geeignet, so werden Sie dazu von diesem Briefe oder einem Auszuge desselben beliebigen Gebrauch machen.

P.

Al. v. S.



# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1830.

Mittwoch den 13. October.

N<sup>o</sup> 82.

## Litterarische Anzeige.

*Polynesian Researches etc. by W. Ellis etc.*

(Polynesische Forschungen u. von W. Ellis, Missionar auf den Gesellschafts- und Sandwichs-Inseln.)

(Schluß.)

Die Englischen Kauffahrer sahen die Fortschritte in der Cultur auf den Gesellschafts-Inseln ungern, weil sie dadurch um einen großen Theil ihres Erwerbs zu kommen fürchteten. Ein Schiffscapitän flüsterete daher dem Könige ein, der Versuch der Zuckersiederei sey nur der erste Anfang größerer Unternehmungen; wenn diese erste Fabrik gelinge, würden bald reiche und einflußreiche Leute aus fernen Landen kommen, auf der Insel sich niederlassen, und mit bewaffneter Hand die Eingeborenen vertilgen oder zu Sklaven machen. Diese furchterregenden Berichte bestätigte der Capitän durch die Geschichte von Westindien, von woher der Unternehmer der Fabrik gekommen war; er malte dem Könige (freilich der Wahrheit gemäß) ab, wie dort die Fremden erst freundliche und friedliche Besuche gemacht, dann aber mit Waffen aller Art die Eingeborenen angegriffen, sie mit Hund zu Tode gehegt und nach ihrer Vertilgung sich in den alleinigen Besitz der Inseln gesetzt hätten. Der König wurde mißtrauisch, und erklärte, er werde die Unternehmung nur gestatten, wenn sie sich innerhalb sehr enger Schranken hielte. Auf diese Weise scheiterte die Sache; die Pflanzungen, welche die Eingeborenen selbst gemacht, mißriethen, und es drohte der Mission von jenen feindseligen Einfüßerungen her eine nicht unbedeutende Gefahr. Eine später angelegte Baumwollensfabrik, zu der mit seltener Aufopferung ein Fabrikant aus England sich nach Tahiti begab, scheint besser zu gedeihen. — Oberflächliche Beurtheiler, denen die Befehung der Heiden zu dem wahren Gott nicht die Hauptsache bei den Missionsunternehmungen ist, die, weil sie selbst nichts Höheres kennen, auch die Förderung des äußeren geselligen Zustandes für das Höchste und Wichtigste halten, sind leicht mit der Bemerkung bei der Hand, die Missionare müßten vornehmlich die Eingeborenen im Ackerbau und den Künften unseres gebildeten Lebens unterrichten, um sie dadurch ihrer Wildheit zu entwöhnen und eine dauernde Grundlage für das Fortbestehen der Kirche unter ihnen zu gewinnen. Wie falsch es ist,

daß diese äußere Ausbildung vorangehen müsse, ist schon früher an dem Beispiele dieser Missionsgeschichte gezeigt worden. Aber auch wie außerordentlich schwierig es ist für die Missionare neben ihren Berufsgeschäften für diese äußere Gessittung der Eingeborenen thätig zu seyn, wird selten hinreichend gewürdigt. Unser Verf. erklärt diese Schwierigkeiten für so groß, daß es ihm sehr wünschenswerth erscheint, wenn eine andere, als die Missionsgesellschaft, und andere Personen, als die Missionare, dies Geschäft in die Hände nehmen wollten. Uns erscheint nur das Eine, und zwar ganz besonders in unserer Zeit, dabei bedenklich, daß dergleichen Bildungsanstalten leicht auf diese Weise sich ganz losreißen könnten von der Verbindung mit den Missionsunternehmungen, und alsdann die äußere Bildung Selbstzweck werden dürfte, dem wohl dann gar zu einer Zeit, „wo die Leute schlafen,“ das Christenthum selbst sich unterordnen müßte. Bei allem Unevangelischen, was in den Missionsunternehmungen des Mittelalters herrschte, dürfen wir es nicht verkennen, von wie unermeslich segensreichen Folgen es gewesen ist, daß Schulen, Gewerbe und Ackerbau sich der Kirche unterordneten und ihr, wenn auch oft freilich nur symbolisch und äußerlich, dienten. Einer falschen Lehre und Praxis, wie der papistischen, ist es allerdings leichter, die äußere Herrschaft über große Massen zu gewinnen, indem Aehnliches das Aehnliche verdrängt, und die natürliche Gesinnung dadurch nur veredelt, oft nur übertüncht, nicht von Innen heraus erneuert wird; aber das ist ja eben die Kraft des Evangeliums und des Glaubens an dasselbe, daß es die Welt durchaus überwindet und beherrscht, und nie seine Boten in der Gefahr läßt, gewisse Gebiete des Lebens dem Feinde abtreten zu müssen. Wir sind daher der Meinung, daß, wenn gleich die Schwierigkeiten nicht unbedeutend sind, welche sich jener Verbindung entgegenstellen, sie dennoch, und zwar vorzüglich auch durch größere Unterstützung der Missionen von der Heimath aus, gehoben werden müssen. Diejenigen, welche das Wort Gottes verkünden, müßten mit den Civilisationsversuchen äußerlich nichts zu thun haben, während diese ganze Seite der Unternehmung unter ihrer Leitung und Aufsicht stände; und wiederum diejenigen, welche den äußeren Bildungsanstalten vorständen, müßten ihrer Gesinnung nach echte Missionare seyn. So hielt man es in der apostolischen Kirche im Aeußerlichen, wie die Einsetzung der Diaconen in Jerusalem und das Beispiel des Stephanus zeigt.



Zu den Mitteln, welche die Missionare anwandten, die christliche, sittliche und geistige Ausbildung des Volkes zu befördern, diente außer den Schulen insbesondere eine vorzügliche Anstalt: eine Versammlung zu freier Unterhaltung, alle Montage Nachmittags oder Abends, wo allen den Eingeborenen, welche ihre Namen zum Unterricht hatten aufschreiben lassen, gestattet war, ihren Lehrern Fragen der verschiedensten Art vorzulegen. Von allen Theilen des vor uns liegenden interessanten Werkes hat uns keiner so angezogen, als die höchst lebendige Schilderung dieser Gespräche, woraus wir Einiges hier ausheben wollen (II. 151 u. ff.). „Bald, nachdem die Missionare hineingetreten sind, steht einer der Eingeborenen auf, und richtet an einen derselben namentlich eine Frage, die ihn besonders beschäftigt, oder bittet ihn um die Erklärung einer schwierigen Bibelstelle. Unsere Antworten veranlassen dann meist fernere Fragen, entweder von Seiten des zuerst Aufgestandenen oder Anderer. Das Gespräch dauert oft bis sehr spät Abends, und Fragen und Antworten werden meist mit großer Aufmerksamkeit angehört. Wir strebten immer danach, aus diesen Zusammenkünften alle unnützen Formen und alle Zurückhaltung zu verbannen, und begleiteten, um sie recht anziehend zu machen, unsere Antworten meist mit passenden Geschichten, wobei wir das Zutrauen so viel als möglich zu gewinnen suchten. Seit das Christenthum herrschend geworden ist, sind jetzt die Gegenstände nicht mehr so mannichfaltig als früher, wo das Volk mit den ersten Anfangsgründen des Christenthums unbekannt war, dennoch stifteten sie noch viel Gutes. — Viele ihrer Fragen betrafen das Gebet. Von Anfang an waren sie sehr pünktlich und streng in dieser Uebung. Bitten um göttliche Gnadenleitung begleiteten schon ihre ersten Forschungen nach der christlichen Wahrheit, und wenn in einem Bezirke auch nur zwei oder drei waren, die Jünger Christi werden wollten, so pflegten sie sich zum gemeinschaftlichen Gebet zu vereinigen. Anfangs fragten sie zuweilen, ob sie nicht Englisch lernen müßten, um beten zu können? Ob Gott nicht zürne, wenn sie falscher Ausdrücke beim Beten sich bedienten? Ob sie, wenn sie zu Hause oder in einem Gebüsch beteten, und es käme einer dazu, sich sollten stören lassen, oder fortfahren? Ob sie nicht, wenn sie mit sehr gottlosen Menschen, mit Wörtern z. B., beteten, dadurch ihre Verbrechen in gewissem Grade gut hießen? — Dester aber und angelegentlicher fragten sie, wenn während des Gebetes böse Gedanken in ihren aufstiegen, wie sie es verhindern könnten? Wie sie es machen sollten, keine leeren Worte, ohne Empfindung, beim Gebet zu sprechen? Wie sie das Herz zu dieser Uebung immer wach erhalten könnten? Ich erinnere mich noch eines Vaters und einer Mutter, die mit großer Angelegenheit fragten, ob es wohl Recht sey, ihren kleinen Sohn oder Tochter mit in's Gebüsch zu nehmen, da mit ihnen in der Stille zu sprechen, und sie beten zu lehren? — Hausgottesdienst hielten Alle regelmäßig, und unter vielen Fragen über diesen Gegenstand kamen auch die vor, ob wohl Jesus mit seinen Jüngern Hausgottesdienst gehalten habe? Ob wohl, wenn der Hausvater krank sey, auch die Mutter das Haus zusammenrufen und beten könne? — Die biblische Geschichte, besonders die Lebensgeschichte einzelner Personen, war ein Hauptgegenstand der Fragen. So brachten sie einmal vor, was das für unerträgliche Bürden gewesen seyen, welche die Schriftgelehrten und Pharisäer den Leuten auf den Hals gelegt; was es bedeute: „Laß die Todten ihre Todten begraben.“ Ein andermal fragten sie, wer die in den Evangelien so oft erwähnten Schriftgelehrten seyen; ob es vielleicht die Secretäre der Hülfmissionsgesellschaft in Jerusalem gewesen? (welche Frage dadurch veranlaßt wurde, daß für das biblische „Schriftgelehrte“

und für „Secretär“ in Tahitischer Sprache das Wort Schreiber gebraucht war). Oft erkundigten sie sich nach den Sitten und Gebräuchen der Juden, und fragten wohl, sichtlich ganz aufrichtig, ob ihre Buße nicht Gott wohlgefälliger seyn würde, wenn sie ihre Kleider zerrissen, Säcke anthäten und ihr Haupt mit Asche bestreuten? — „Die Geschichte unserer ersten Eltern war besonders anziehend für sie. Oft wollten sie wissen, von welcher Farbe Adam und Eva gewesen seyen, und welche Sprache sie gesprochen hätten. In Bezug auf die erstere waren sie der Meinung des verstorbenen Bischofs Heber, sie meinten, sie sey gewiß bräunlich oder olivenfarbig gewesen, und Noah's Nachkommen seyen, wenn sie in heißere Länder zogen, schwärzer geworden, in kälteren aber weißer.“ — „Ganz besonders betrafen ihre Fragen England; sie konnten sich nie genug von Capitän Cook und seiner Familie, den Städten, Häusern, Wagen, den Kriegsheeren der Engländer, den Palästen König Georg's, der Verfassung des Reichs, der Bestrafung der Verbrecher u. dgl. erzählen lassen. Der Zustand des Christenthums in England und die Erfahrungen, welche wahre Christen dort gemacht, war ein Hauptgegenstand ihrer Erkundigungen. „Wie glücklich müssen doch die Christen in England seyn,“ sagten sie zuweilen. „Sie haben so viele Lehrer, so viele schöne Bücher, die ganze Bibel in ihrer Sprache und gar keinen Göddienst; sie müssen fast nichts Anderes zu thun haben, als Gott zu preisen. Ihre Vergehungen find nie so groß gewesen als unsere, sie haben keine Menschenopfer gebracht, keine Kinder gemordet ic. Haben sie denn irgend etwas zu bereuen?“ Es waren indeß nur die erst kürzlich zu einem Gefühl der furchtbaren Größe grade dieser Sünden Erwachten, und die nur wenig erst von England gehört hatten, welche solche Fragen thaten. Unter den vielen Fragen, bei denen wir ihnen absichtlich möglichst wenig Zwang anlegten, waren auch viele der wichtigsten Art; theils practische, theils speculative (über den Ursprung des Bösen; was Satan bewogen haben könne, zu sündigen; den Zustand der Verstorbenen; die Strafen und Belohnungen; warum Gott das Böse zulasse, warum er den Satan, da er doch sein Geschöpf sey, und in Ewigkeit sich nicht bessern werde, nicht lieber vernichte?). Auf alle diese Fragen wurde aus der heiligen Schrift geantwortet, so weit diese uns Licht gibt, und über das Weitere wurden sie in ihre Schranken gewiesen.“

Bei Gelegenheit der Geschichte der ersten Taufe läßt der Verf. uns einige Blicke in die innere Befehrungsgeschichte der Insulaner thun. „Dieselbe verborgene Feindschaft gegen Gottes Sittengesetz, derselbe Widerwille, ihm die ungetheilte Herrschaft über das ganze Herz einzuräumen, derselbe Wahnglaube, Gottes Gnade könne durch äußere Uebungen verdient werden, derselbe Unglaube, wenn das Herz von der Sünde überzeugt war, dasselbe Widerstreben, ohne alles vorgängige Selbstbessern zum Heilande zu gehen, fand sich hier, wie überall. Doch fanden wir keinen, der an der natürlichen Verderbtheit des Menschen und der überwiegenden Begierde zum Bösen zweifelte. Wir trafen keinen, der glaubte, er könne vor Gott gerechtfertigt werden, ohne daß durch irgend etwas ihm diese Rechtfertigung erworben werde. Dies mochte vielleicht daher kommen, weil keiner unter ihnen war, dessen vergangenes Leben nicht durch Thaten besetzt war, welche selbst das natürliche Gewissen verdamnte, und es bedurfte darum keiner Gründe, sie von ihrer Schuld vor Gott zu überzeugen. Sie mußten das Daseyn Gottes, und Alles läugnen, wodurch der lebendige und wahre Gott sich von ihren todten Götzen unterscheidet, ehe ihnen ihr vergangenes Leben anders, als höchst strafbar in seinen Augen, erscheinen konnte. Sie läugne-



ten nie ihre gerechte Verdamnmis; dennoch war es uns merkwürdig, daß sie bei ihren Erklärungen über ihr sündliches Verderben, ja beim Erwachen ihres Gewissens zu einem Gefühl der Sünde selten den tiefen, schneidenden Schmerz der Seele zeigten, den wir erwartet hätten. Eben so zeigte sich die Entstehung eines lebendigen Glaubens an die Versöhnung Jesu Christi und die Befreiung von der Last der Sünde in vielen Fällen nicht als eine plötzliche, mit einem ungewöhnlichen Maas von Freude verbunden, wie dies meistens in anderen Theilen der Welt der Fall ist, und doch konnten wir bei Vielen die Aufrichtigkeit ihrer Aeußerungen und die Echtheit ihres Glaubens an den Heiland nicht bezweifeln. Die Gründe dieser Erscheinung, die wir öfters zu finden glaubten, wollen uns nicht völlig genügen. Im Allgemeinen ist es wahr, daß ihre Herzensbewegungen nicht so tief und durchbringend sind, und ihre Empfänglichkeit für Freude und Schmerz nicht so stark ist, als bei gebildeten Menschen. Sodann, obwohl ihre Vorstellungen über die Natur der Sünde und deren Folgen, die Seligkeit der Vergebung und die Hoffnung des ewigen Lebens im Ganzen richtig waren, so waren die Eindrücke von zukünftigen Strafen und Belohnungen doch vielleicht unbestimmt und unklar, während bei uns durch lange Bekanntschaft damit sie zugleich lebendiger und tiefer sind. — Wir haben ferner die Bemerkung gemacht, daß nur selten plötzliche Befehrungen statt gefunden haben. Ihre Sinnesänderung ging immer stufenweise, fast unmerklich vor sich, obwohl sie zuletzt entschieden und unzweifelhaft war. Doch hat es auch Ausnahmen gegeben, wo einige eben so aufrichtige vor dem Eindruck der Wahrheit zerschmolzen, und dann zum freudigen Genuß der Segnungen des Evangeliums plötzlich erhoben wurden.“

Die Missionare auf den Gesellschafts-Inseln hatten durch die wunderbare Umgestaltung, welche vor ihren Augen sich ereignet hatte, zugleich die schwere Aufgabe bekommen, die Rathgeber der Insulaner in ihren politischen Angelegenheiten zu werden; gewiß für schlichte Prediger des Evangeliums und zum Theil ungebildete Männer eine critische Lage. Herr Ellis sagt von jenen Abenden, welche zur freien Unterhaltung mit den Eingeborenen bestimmt waren: „Wenn ihre politischen Fragen die auswärtigen Verhältnisse betrafen, oder ihren Verkehr mit anderen Inseln, so gingen wir zuweilen darauf ein; wenn sie aber die Verfassung und Regierung des Inlandes anging, so unterbreachen wir zwar diejenigen nicht, welche solche Gegenstände vortrugen, verwiesen sie aber immer damit an den König und die Häuptlinge; wenn nicht diese selbst zugegen waren, und wünschten, daß der Gegenstand dort verhandelt werde.“ Hätten die Missionare dies wise Benehmen consequent durchgeführt, und dabei zugleich die allgemein-christlichen Lehren von der Obrigkeit mit Klarheit und Tiefe, ohne Vermischung mit zeitgeistlichen Ideen, vorgetragen, so würde sie dies, wie es uns wenigstens scheint, vor manchen Mißgriffen bewahrt haben, welche vielleicht in Zukunft selbst dem Bestehen der christlichen Kirche dort Gefahr drohen können. Die politische Verfassung der Gesellschafts- wie der Sandwichs-Inseln hatte eine gewisse Aehnlichkeit mit den Germanischen des Mittelalters, nur daß diese frühe schon unter christlichem Einfluß sich ausbildeten. Die verschiedenen Stufen der Gesellschaft waren bestimmt, jedoch nicht kastenartig, abgegrenzt. Unter dem Könige, welcher bekanntlich vom Augenblick seiner Geburt an, auch wenn der Vater lebte, diese Würde erhielt, stand der oft nur wenig von ihm abhängige Lehnadel der *Hui Arii*; auf diese folgten die *Bue Naatira*, oder die kleinen Landeigentümer ohne Lehnverband, welche die Hauptmasse des Volks bildeten. „Bei allen Regierungsmaasregeln beschränk-

ten sie bedeutend den Mißbrauch und die Ausschweifungen der königlichen Gewalt, welche ohne ihre Mitwirkung nur wenig vermochte.“ Unter diesen standen die Manahune oder das gemeine Volk, Diener der Könige und Häuptlinge, die kein Lehen noch Grundeigenthum besaßen; bei der großen Abnahme der Bevölkerung durch die unablässigen Kriege und den Kindermord war diese Classe jedoch verhältnismäßig nicht sehr zahlreich. Aus diesen Grundzügen sieht man bereits, daß die Verfassung keinesweges „monarchisch und despotisch“ war, wie der Verf. nach einer höchst oberflächlichen Terminologie bloß deshalb so nennt, weil der König sich im Einzelnen viele Erpressungen erlaubte, und keine feste Schranke augenblicklich ihn daran hinderte. So lag der kluge, streng auf sein Ansehn haltende *Pomare* lebte, wurde in der Landesverfassung nichts geändert; allein während der Minderjährigkeit seines Sohnes — schon dies ein sehr unkluger und nicht einmal redlicher Schritt — wurde eine Repräsentativverfassung nach der Kopfsahl, dies Ideal todter Abstraction, eingeführt, ohne Rücksicht auf alle in dem kleinen Staate vorhandenen politischen Elemente. Noch bedenklicher ist es, daß die höchste Gewalt so bedeutend geschwächt, und besonders dadurch herabgesetzt worden ist, daß selbst Personen der königlichen Familie persönlich vor Gericht erscheinen mußten, wie dies eine für uns gar nicht erbauliche Geschichte von *Pomare's* Wittwe, welche die Missionarnachrichten schon mitgetheilt haben, beweist. —

Da das Christenthum so mächtig auf das sittliche Gefühl des Volkes im Ganzen einwirkte, so war es natürlich, daß dem Könige, wie den Häuptlingen, neue Strafgesetze ein dringendes Bedürfnis erschienen. Auch hier ist es aber zu bedauern, daß die Missionare in ihren Ansichten von dem Strafrechte der Obrigkeit, so wie dem Wesen der Strafe überhaupt, sich ganz von den oberflächlichen Lehren des jetzigen Zeitgeistes leiten ließen, nach welchen die Obrigkeit ein zu einem äußeren Zweck erfundenes, von Menschen gemachtes Institut, und die durch sie ausgeübte Strafgewalt ein Bewahrungsmittel äußerer Ruhe und Ordnung zur Beförderung des sinnlichen Wohlergehens der menschlichen Gesellschaft ist. Es ist wirklich, ohne jenen in den niederen Gebieten des Geistes in England nur zu sehr herrschenden Einfluß nicht zu erklären, wie einsfältige christliche Prediger diese Lehre in der bedeutungsvollen Stelle des Briefes an die Römer finden konnten, wonach jede Spur einer „Dienerin Gottes, einer Rächerin über den, der da Böses thut“ an der obrigkeitlichen Gewalt verschwindet. Natürlich war es daher, daß die Todesstrafe aus solchen Gründen der Humanität und Convenienz abgeschafft, und als höchste Strafe die Arbeit an den Landstraßen eingeführt wurde. Daß diejenigen, welche „dem Staate hundert Arme geben“ können oder wollen, ohne die leiseste Beziehung auf Religion, solche Ansichten aufstellen, wundert uns nicht, daß aber christliche Prediger sagen können: „Die Todesstrafe wird, selbst an dem Mörder, nicht aus Gründen der Rache oder Wiedervergeltung vollzogen“ (II. 442.), da nicht bloß 1 Mos. 9, 5. 6., sondern auch Matth. 26, 52, das gerade Gegentheil steht, ja da selbst die Lehre von der Veröhnung, zu der sie sich bekennen, die entgegengesetzte Grundansicht von der Strafe voraussetzt, dies ist uns sehr unangenehm aufgefallen. — Dagegen ist das Verhältniß der Ehe mit mehreren Weibern, was die Missionare hier, wie fast überall unter Heiden, a. trafen, von ihnen und den ersten christlichen Geistesgebern schriftgemäßer behandelt worden, als es noch gegenwärtig von anderen Seidenboten (namentlich den Missionaren der Methodisten unter den Kaffern u. s. w.) geschieht. Es findet sich ja im Neuen Testamente kein ausdrückliches Verbot der Vielweiberei als ei-



ner Sünde, fordern nur eine Hinweisung auf die ursprüngliche Einsetzung der Ehe (Matth. 19, 4.), welche allerdings die christliche Kirche berechtigen konnte, die Schließung monogamischer Ehen allein fernerhin zu gestatten, nimmermehr aber, die neubelehrteten Männer zu nöthigen, alle ihre Frauen bis auf eine zu entlassen. Nicht ein einziges Beispiel aus der ältesten Kirche kann man zur Rechtfertigung eines solchen Verfahrens anführen, was nothwendig von den übelsten Folgen in Bezug auf die Sittlichkeit der verstorbenen Frauen seyn muß. Sehr weise verordnet daher das Gesezbuch für die Insel Suahine (welches in wörtlicher Uebersetzung eingerückt ist) über diesen Gegenstand: „Es ist nicht recht, daß ein Mann zwei Weiber, oder ein Weib zwei Männer habe. In Hinsicht auf den Mann, der von seinem heidnischen Zustande her zwei Weiber hat, mag nichts bestimmt werden, sondern es mag bleiben; wenn aber eines der Weiber stirbt, soll er kein zweites Weib wieder nehmen; widrigenfalls sie die Obrigkeit trennen, und beide zur Zwangsarbeit verurtheilen soll.“

In der Einrichtung der ersten Gemeinden hielten sich die Missionare mit Recht fern von der äußerlich-theocraticischen Ansicht des Mittelalters, welche so vielen katholischen Missionen verderblich geworden ist. „Seit die Könige und Häuptlinge eben so wohl, als der gemeine Mann das Evangelium angenommen, und einige von jenen sogar am eifrigsten bemüht gewesen waren, es zu verbreiten, und mit ihrem heiligen Leben und Wandel eine Zierde der Kirche geworden, sagte uns das Volk öfter: Wenn die Häuptlinge Götzendiener oder gottlose Menschen geblieben wären, hätten sie sich freilich nicht in die christlichen Angelegenheiten einmischen dürfen; nun sie aber wahrhaft bekehrt seyen, so schicke es sich auch, daß sie, als christliche Häuptlinge, in der Gemeinde obenan stünden.“ Diesem gegenüber belehrten die Missionare das Volk, dem Neuen Testament gemäß, daß innerhalb der christlichen Gemeinde, als solcher, dergleichen Unterschiede nicht gelten könnten, und daß hier nur die verschiedenen Kirchenämter verschiedene Stellungen den Einzelnen anwiesen; daß diese Kirchenämter aber unabhängig von dem Range und den obrigkeitlichen Aemtern seyen, die, wenn auch der christlichen Lehre gemäß und durch sie geheiligt, dennoch nichts eigenthümlich Christliches darstellten. Auf diese Weise sicherten die Missionare ihre sich bildenden Kirchen vor dem verderblichen Einfluß, welchen jene Vermischung nothwendig gehabt haben würde, und die Fürsten und der Adel blieben dennoch die Pfleger und Beschützer der Gemeinde. — In der inneren Einrichtung, welche sie den Gemeinden gaben, handelten die einzelnen Missionare von einander äußerlich unabhängig, jedoch nach brüderlicher Uebereinkunft, und in solcher Einigkeit, daß nicht ein einziger irgend wesentlicher Unterschied hervortrat. Die Directoren der Missionsgesellschaft verwiesen sie, ohne ihnen nähere Instruktionen hierüber zu ertheilen, auf das Neue Testament. Hier wirkte nun aber die ganz äußerliche, Zwinglische Lehre von den Sacramenten, welche sie aus ihrem Vaterlande mitgebracht hatten, schädlich ein. Es ist merkwürdig, wie die Britischen und Americanischen Calvinisten, welche sonst diese Benennung nichts weniger als von sich weisen, von Calvin's tiefer Auffassung der Lehre von beiden christlichen Sacramenten nichts angenommen haben. Ausdrücklich erklärt Herr Ellis an mehreren Stel-

len, daß die Missionare weder die heilige Taufe noch das heilige Abendmahl als Mittel betrachteten, wodurch irgend ein geistliches Gut dem Menschen mitgetheilt werde (possessing any saving efficacy or conferring any spiritual benefit), sondern daß die erstere bloß ein äußeres Bekenntnißzeichen, das andere ein bloßes Gedächtnißmahl sey — ganz anders, als Calvin, welcher erklärt, daß die Gläubigen den Satz immer festhalten müssen: So oft sie von Gott eingesetzte Zeichen sehen, sey auch die bezeichnete Sache wahrhaftig gegenwärtig.“ Mit jener falschen und äußerlichen Ansicht von den Sacramenten hängt nun zugleich eine unrichtige Auffassung der Lehre von der Kirche eng zusammen. Da die Sacramente auf diese Weise ganz aufhören Gnadenmittel zu seyn, da sie zu etwas rein Subjectivem herabsinken, so entsteht der Wunsch, nur solche zu taufen, nicht von deren aufrichtigem Verlangen nach Gnade, sondern von deren schon vollendeter Wiedergeburt man überzeugt ist; und zum heiligen Abendmahl, als dem Zeichen christlicher Gemeinschaft nur solche zuzulassen, deren Glaube schon völlig bewährt ist. Außerhalb der Gemeinschaft einer solchen Kirche bleiben dann nicht bloß die „Verzagten und Ungläubigen und Greulichen und Todtschläger und Hurer und Lügner,“ sondern auch so viele Schwache und Kranke, die mehr, als die Gesunden, des Arztes bedürften, so viele Kinder in Christo, die Milch trinken müssen, weil sie starke Speise noch nicht vertragen können. Die apostolische Kirche zeigt uns ein völlig verschiedenes Verfahren. Was berechtigte — um das erste Pfingstfest hier nicht anzuführen — den Philippus zu der Taufe des Kämmerers aus Mohrenland? Was den Apostel Paulus, daß er den erschrockenen Kerkermeister zu Philippi „mit den Seinen alsobald“ taufte? (Apostelgesch. 16, 33.). Und wodurch wollte man es wohl beweisen, daß diese Getauften das heilige Abendmahl noch nicht genossen hätten mit der Gemeinde? — So schwer es daher seyn mochte, eine apostolische Kirchengenossenschaft unter denen aufrecht zu halten, welche auf diese Weise in die Gemeinde waren aufgenommen worden, so durfte doch diese Schwierigkeit nicht die Vorschriften des Wortes Gottes und das Beispiel der Apostel verdunkeln oder verdrängen.

Unfern brechen wir hier schon in der Anzeige und Beurtheilung eines der anziehendsten Werke ab, was durch seinen Inhalt so reichen Stoff zur Betrachtung darbietet. Mögen die hier gegebenen Auszüge und Bemerkungen unseren Lesern ein Bild geben von den merkwürdigen Ereignissen der neuesten Kirchengeschichte, welche darin beschrieben werden. Eine Uebersetzung desselben wird bereits hier veranstaltet und bis Ostern erscheinen. Gewiß wird diese höchst merkwürdige Geschichte die Theilnahme für die Missionen nicht nur, sondern den Glauben an die weltüberwindende Kraft des Evangeliums von Jesu Christo unter uns beleben und vermehren.

\*) Omnino isthaec piis tenenda regula est, ut quoties symbola vident a Domino instituta, illic rei signatae veritatem adesse certo cogitent . . . Quodsi verum est, praebere nobis signum visibile ad obsignandum rei invisibilis donationem: accepto corporis symbolo non minus corpus etiam ipsam nobis dari certo confidamus. — Calv. Inst. IV, 17. §. 10.



Evangelische

# Kirchen-Zeitung.

Berlin 1830.

Sonnabend den 16. October.

N<sup>o</sup> 83.

**Merkwürdiger Versuch einer Kirchentrennung, nach Inhalt einer zu Kiel gedruckten Bittschrift an Deutsche Fürsten.**

Wenn unsere Väter mit einstimmigem Munde und Herzen sangen: „Daß wir nicht Meister suchen mehr, denn Jesum Christ mit rechtem Glauben,“ so ist dieses Lied zu unseren Zeiten schon lange bei Vielen verstummt und dieser Glaube zu einer Fabel bei Vielen geworden, die andere Meister gesucht oder sich selbst als Meister auf den Stuhl gesetzt haben, meist sogar auf einen Stuhl, der für den alten Glauben eigentlich errichtet war. Was für Früchte dieser Abfall von Christo, diese neue Weisheit, die man gepredigt, und dieser leichtsinnige Dünkel, womit man die ephemeren Resultate wechselnder Zeitanfichten ausgesprochen hat, unter allen Ständen gebracht, und welchen Zwiespalt dies Verfahren in allen geheiligten Verhältnissen erzeugt hat, das hat sich genugsam kund gethan, das liegt zu Tage in so manchen Erscheinungen auf dem religiösen und kirchlichen Gebiet, deren furchtbare Tendenz man sich oft nur darum verbirgt, weil man den Riß in den Mauern der Kirche nicht sehen mag oder ihn noch nothdürftig verkleistern zu können hofft.

Innerlich ist dieser Riß schon lange da gewesen und bis in das Fundament gedrungen, so daß man statt des apostolischen (1 Cor. 3, 11.) ein anderes zu legen versuchte. Und es ist unbegreiflich, wie so manche Pfleger der heiligen Güter auf Lehranstalten oder in Kirchenämtern meinen konnten und noch meinen, der Riß sey nur in den Vorhallen der Schule, der Zwiespalt nur in der Wissenschaft zu bemerken. Bis zum Ekel und wider alle offenkundige Erfahrung ist uns das wiederholt worden, und unterdeß hat ihr Wort um sich gefressen wie ein Krebs (2 Tim. 2, 17.). In das christliche Leben tief hinein ist eine solche Glaubensdissidien gedungen, daß es nicht mehr in der Macht der Theologen und Geistlichen steht, sie zu lösen. Daß sie aber weniger äußerlich bisher hervorgetreten ist, läßt sich leicht erklären, theils weil die innerlich Abgefallenen zu indifferent waren oder zu viel Scheu hatten, um zu einer wirklichen Trennung zu schreiten, die ihnen in einer für sie unwichtigen Sache viele Unruhe und manches Opfer hätte auslegen können,

theils weil sie nicht redlich und gewissenhaft genug waren, ihre Ansichten auszusprechen, theils weil eigennütziges Interesse für ein Amt oder andere Vortheile sie abhielt, wie dies noch in unseren Tagen ein angesehener Geistlicher ohne Hehl erklärt hat, theils weil die mit dem Staat verschlungene Kirchenverfassung keine Trennung ohne Verlust bürgerlicher Rechte zuließ, theils endlich weil sonst so manche Bande des häuslichen oder bürgerlichen Lebens zurückhielten.

Ohne sich von dergleichen Rücksichten abhalten zu lassen, was eine gerechte Anerkennung verdient, hat ein junger Mann in Verbindung mit seinen (unbekannten) Freunden die erwähnte Bittschrift entworfen und drucken lassen, deren Titel so lautet: Entwurf einer Bittschrift an Deutsche Fürsten: „Allerhöchstdieselben wollen Allergnädigst geruhen, die religiös-politischen Verhältnisse einer Anzahl ihrer Unterthanen in Erwägung zu ziehen und geeignete Maaßregeln zu treffen, welche es denselben möglich machen, ihrer religiösen Ueberzeugung gemäß zu leben.“ Kiel 1830. 23 S. in 8. Der Verfasser oder Herausgeber ist, sicherem Vernehmen nach, ein junger Advocat in Kiel, Olshausen, dessen Bruder daselbst Professor der Orientalischen Sprachen ist, und dessen Vater vor einigen Jahren als Superintendent zu Eutin starb. Ein anderer Bruder ist Conrector an der Schleswiger Domschule, und ein dritter der theure, vielgesegnete Professor der Theologie zu Königsberg. Der jüngste also aus dieser hier zu Lande geachteten Familie trägt in dieser Schrift mit seinen Freunden die Bitte vor, nicht allein aus der kirchlichen Gemeinschaft austreten, sondern auch zu keiner der vorhandenen Confessionen oder Religionen, mögen es christliche oder andere seyn, gehören zu dürfen.

Die Bittsteller wollen nämlich, laut der Vorrede, einen Versuch machen, die Disharmonie auch äußerlich zu heben, welche zwischen ihrem Glauben und dem Glauben der Kirche statt findet. Sie setzen dabei voraus, daß Viele mit ihnen gleich denken, und daß eine öffentliche Discussion also über die zur Sprache gebrachte Sache nützlich sey, um so mehr, da sie hier von der ernsten Seite der Pflicht, die ihnen eine Ausscheidung aus der Kirche gebiete, vorgetragen werde. Insbesondere recht fertigen sie diesen Schritt durch die in der Hallischen Streitsache



bekannt gewordenen angeblichen Fürstenworte (in dem Fürsil. Endurtheil am Schluß des „dreifachen Gutachtens,“ Leipzig bei L. Bock, 1830), nach welchen, in Anerkennung allgemeiner Menschenrechte und weil das Evangelium durch Gegenkampf nicht unterdrückt, sondern nur als siegreich verherrlicht werden kann, Niemand, welcher von der Wahrheit und Göttlichkeit des Christenthums, wie es in der heiligen Schrift enthalten ist und in der Evangelischen Kirche laut ihrer Grundsätze gelehrt werden soll, sich nicht überzeugt hat, in seinem Gewissen bedrängt, noch seine Glaubens- und Lehrfreiheit, wenn sie nur nicht die Schranken der geltenden Sitte überschreitet, beschränkt oder unterdrückt, vielmehr Jeder, der übrigens die Pflichten eines guten Unterthanen und Bürgers beobachtet, im Lande geduldet werden, die Rechte eines Bürgers genießen und freie Uebung seiner Religion haben soll, über deren Inhalt er sich nur offen auszuweisen habe. — Dabei wollen die Bittsteller weder auf Proselytenmacherei noch auf Streit ausgehen; sie setzen vielmehr voraus, daß eine große Zahl in Absicht der religiösen Ueberzeugung mit ihnen in gleicher Lage sey und ihren Schritt nicht mißbilligen könne, und wer dennoch aus Feigheit oder Bequemlichkeit oder Gewinnsucht als ihr Gegner aufträte, den würden sie nicht zu gewinnen suchen. Wer aber aus treuer Ueberzeugung von seinem Kirchenglauben das Auscheiden aus der Kirche verwerflich finde und Alles bekämpfe, was der Kirche Gefahr drohe, von dem erwarten sie wenigstens, daß er mit geistigen Waffen nur kämpfe, und das Pflichtgefühl achte, was sie zu diesem Schritt bewogen habe. Sie wünschen daher von Herzen, „daß Alle, welche innerlich mit der Kirche zerfallen sind, sich auch äußerlich scheiden. Diesen Wunsch glauben wir vor Gott und der Welt verantworten zu können. Trug und Falschheit können nimmer gedeihen; jeder falsche Schein, den man erheuchelt, oder auch, ohne zu handeln, wissenschaftlich von sich gelten läßt, ist eine böse That, und das eben ist der Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend Böses muß gebären.“

Die Bittschrift selbst geht nun davon aus, daß, wie Person und äußere Freiheit, so müsse auch die religiöse Freiheit in jedem Staate geschützt und gesichert seyn. Daher würden auch in Deutschen Staaten die verschiedensten Confessionen und Secten factisch geduldet, und das grade gebe ihnen Muth, mit ihrer Bitte hervorzutreten. Sie seyen zwar von christlichen Eltern geboren, im christlich-lutherischen Glauben unterrichtet (?) und darauf confirmirt worden; aber in der Folge sey ihnen die große Abweichung ihrer religiösen Ansichten vom Glauben der Kirche klar geworden, und sie hätten erkannt, daß sie nach den Begriffen der Kirche keine Christen seyen. Es gebe ungewiss, sehr viele solcher bloß äußerlicher Christen in allen Confessionen, aber das könne sie in der Gewissensruhe, die durch diesen Zwiespalt des Innern mit dem äußeren Schein erzeugt werde, nicht beruhigen. Sie fühlten, daß sie, besonders wahren Christen gegenüber, als Heuchler erschienen, und, wenn sie auch an der öffentlichen Andacht und den Gebräuchen der Kirche nicht Theil nähmen, ihr Leben doch als Eine große Lüge sich darstelle, die sie des zeitlichen Wohles wegen, das ewige verachtend, begingen. Und dieses Bewußtseyn sey für jeden nicht ganz verworfenen Menschen verzweiflungsvoll, und darum wünschten sie Maßregeln, die es ihnen möglich machten, als redliche Männer im Staate zu leben.

Zu einer anderen Religionsparthei oder Religion überzuge-

hen, genüge ihnen auch nicht. Zwar kämen ihre Ansichten den Dogmen der Luther'schen Lehre in manchen Punkten näher, als dem Glauben anderer Confessionen; aber in keiner christlichen Confession fänden sie ihre Ansichten eigentlich wieder, sondern höchstens in den Allen gemeinsamen Grundwahrheiten, die eine jede Religion zur Religion machten, die aber in keiner so ausgesprochen wären, daß sie dazu bekennen könnten. Dogmen könnten sie überhaupt nicht anerkennen; denn das Ewige habe keine nothwendige Form, und jede von Menschen gemachte sey wandelbar. Sie könnten sich daher nicht überzeugen, daß die christlichen Formen, die religiösen Ideen einzufleiden, ausschließend wahr und beseligend seyen. Symbole schienen eben so wenig ausschließend nothwendig.

Auf die Frage: ob sie denn noch überall Christen seyen? könnten sie nicht mit einem einfachen Ja oder Nein antworten. Vielmehr, so wie sie hier zusammen stünden, wollten sie nicht als Christen auftreten, da auch Israeliten unter ihnen seyen, die ihren Glauben nicht gegen das Christenthum vertauschen wollten. Zunächst vereinige sie alle nur der negative Wunsch, nicht als Mitglieder kirchlicher Gemeinschaften (christlicher oder jüdischer) angesehen zu werden, denen sie ihrem Glauben nach nicht angehörten. Sie würden nur dann es vorziehen, zu bleiben, wie sie wären, ohne eine besondere Gemeinschaft zu stiften, wenn sie dabei im Besiz der vollen bürgerlichen Rechte, namentlich auch der an die kirchliche Gemeinschaft geknüpften Rechte, z. B. der gerichtlichen Eide, bleiben könnten. Zwar müsse der Staat die bestehenden kirchlichen Vereine in ihren Rechten schützen; aber keine christliche Regierung habe deswegen den Austritt einzelner Mitglieder, selbst aus der herrschenden Kirche, absolut verboten; auch dürfe man eine christliche Confession gegen die andere vertauschen, ohne an bürgerlichen Rechten zu verlieren. Die Kirche könne es eben so wenig als einen Verlust ansehen, wenn ein Glied, welches ihr geistig nicht angehöre, sich auch äußerlich trenne. Sie müsse es sogar wünschen, daß die fremdartigen Elemente baldmöglichst entfernt werden. Und was den Staat angehe, so könne dieser den Austritt nicht verwehren, wenn er nur überzeugt sey, daß die Ausgetretenen ihre Bürgerpflichten eben so treu erfüllten. Daß hiefür aber der Staat eine sichere Gewähr finde in der Religion der Unterthanen und in ihrem Glaubensbekenntniß, sey nur scheinbar, weil man keine Sicherheit dafür habe, daß die ausgesprochene Ueberzeugung der Unterthanen auch die wahre, innere derselben sey. Wer dagegen, ohne zeitliche Vortheile zu hoffen, ja zu seinem Nachtheil, aufrichtig von dem geltenden Glauben sich lössage, biete mehr Sicherheit dar, als der Sucher und Indifferent, die doch als Vollbürger im Staate lebten. Wenn also das bloße Bekennen des Glaubens keine Gewährleistung für die wahre Ueberzeugung gebe, so müsse ein guter Ruf mehr gelten, als jedes Glaubensbekenntniß, das überdies stets mannichfacher Deutung fähig sey.

Sollte dennoch von ihnen ein Glaubensbekenntniß verlangt werden, so würden sie auch diese Schwierigkeit überwinden; nur würde ihre Uebereinstimmung sich bloß auf die allgemeinsten Punkte ihrer religiösen Ueberzeugung erstrecken. Genüge das nicht, so müßten gesonderte Glaubensbekenntnisse der Einzelnen vorgelegt werden. Auf jeden Fall würde ihre Gesellschaft keine andere Dogmen haben, als solche, die schon durch den Begriff Religion überhaupt bedingt seyen. —

Dies ist der wesentliche Inhalt dieser Bittschrift, die übrigens von Niemand unterzeichnet ist, obgleich angeblich Mehrere



zur Abfassung derselben sich vereinigt haben. Ob das Unternehmen äußerlich bedeutend sey oder nicht, darauf kommt es uns hier nicht an, die innere Bedeutsamkeit der für jetzt noch vereinzelt stehenden Erscheinung macht es uns zur Pflicht, sie in diesem Blatte nicht mit Stillschweigen zu übergehen. Uns erscheint die Schrift und das darin ausgesprochene Vorhaben als ein merkwürdiges Zeichen der Zeit.

Das ist sie, auch von der achtungswerthen Seite betrachtet, die nicht verkannt werden darf. Wenn sonst die bisweilen an die Ungläubigen gemachte Zumuthung, aus der Kirche auszutreten und sich als redliche Leute von einer Verbindung zu trennen, mit der sie in den wesentlichen Grundsätzen doch nicht übereinstimmen, gewöhnlich sehr übel aufgenommen und mit Gründen abgelehnt worden ist, die für ihren Standpunkt offenbar nichtig sind: so treten hier von freien Stücken solche auf, die Gewissenshalber ihr Zerfallen seyn mit der Kirche und dem Christenthum selbst offen aussprechen, die aus Pflichtbewußtseyn sich gedrungen fühlen auszutreten, die den falschen Schein, die große Lüge, die sie in ihrem Leben finden, nicht länger von sich gelte lassen wollen und den Zwiespalt zwischen Innerem und Aeußerem für unerträglich halten. Vorausgesetzt, daß dieses Bewußtseyn wirklich in der sittlichen Schärfe bei ihnen vorhanden ist, wie die Schrift es ausspricht und wofür auch der ernste Ton derselben zu zeugen scheint, kann man nicht umhin, dasselbe zu billigen, und diejenigen Rationalisten oder Naturalisten, oder, welche sonst als Philosophen und Halbphilosophen vom christlichen Glauben sich innerlich losgesagt haben, darauf hinzuweisen. So Viele derselben bleiben nicht nur äußerlich im kirchlichen Verstande, ohne demselben förderlich zu seyn und ohne das Geringste von ihrer Seite zum Gedeihen eines christlichen Sinnes und Lebens zu thun, sondern treten auch mit ihren Ansichten und mit ihrem Wandel in eine mehr oder minder zerstörende Opposition gegen das Christliche, machen es verdächtig durch Spott und Verdrehung, oder behandeln es als etwas Unvernünftiges, was man höchstens noch um der Schwachen willen dulden müsse. Und dabei, scheint es, empfinden sie gar nicht den sittlichen Widerstreit zwischen dem Namen, den sie tragen, und zwischen ihrem Seyn und Thun, fühlen nicht das Verwerfliche, einem Vereine äußerlich anzugehören, an dessen Zerstörung sie arbeiten, und mit dessen Zwecken sie nicht einverstanden sind. Noch verwerflicher nach jedem natürlichen Rechtsgefühl und nach sittlichem Urtheile erscheint es, wenn so Manche in diesem Vereine ein Lehramt, sey es mehr auf die Wissenschaft oder auf die Praxis gerichtet, bekleiden und dabei doch mit den klar ausgesprochenen Grundsätzen des Vereins im entschiedenen Widerspruche stehen, ohne daß sie dadurch von Seiten ihres Gewissens sich beunruhigt fühlen. Viel achtungswerther erscheint hierin die Erklärung, welche die Verfasser obiger Bittschrift aussprechen, und sehr richtig erkennen sie (S. 16.), daß sie nach ihrer Ueberzeugung die eigentlich kirchlichen Rechte nicht in Anspruch nehmen, insbesondere nicht zu kirchlichen Aemtern Zugang zu haben verlangen können.

Man möchte sogar geneigt seyn, den Vorwurf des heuchlerischen Scheins, den sie selbst sich machen, in etwas zu mildern, sofern die einmal bestehenden Verhältnisse es ihnen schwer oder unmöglich machen, ihn so, wie sie wünschen, zu entfernen, und sofern sie von der moralischen Seite nicht leichtfertig sich darüber hinwegsetzen, wie so Viele zu thun pflegen. Mehr Grund würde diese Milderung freilich dann haben, wenn sie nur in einigen für das christliche Leben nicht wesentlichen Punkten vom kirch-

lichen Glauben abwichen, welches, wie einmal die Sachen stehen, gar häufig eintritt, ohne daß darum Jemand als Heuchler sich ansehen müßte. Aber bei jenen liegt freilich der Schaden tiefer, da in allen Grund- und begleitenden Tönen ihres religiösen Bewußtseyns die Disharmonie mit den „Liedern im höheren Chor“ oder mit den „lieblichen Liedern, die der Christ im Herzen singet und spielet,“ vernehmbar ist.

Was nun die andere Seite, die schwache sowohl als die verwerfliche, die in dieser Bittschrift hervortritt, betrifft, so findet jeder Leser sie beinahe von selbst, und was er nicht findet und was mit der Persönlichkeit des Herausgebers zusammenhängt, gehört nicht hieher. Lassen wir unser Urtheil rein aus der Sache fließen, und sehen sogar vom kirchlichen Standpunkte dabei ab, so erscheint das Unternehmen von allen Seiten zum wenigsten unüberlegt und thöricht, und wenn man es schärfer würdigt, als Ausfluß eines sündlichen Dünkels. Von einem sündlichen Dünkel zeugt es, daß der Verf. und seine Genossen, indem sie die Disharmonie ihres Glaubens mit dem christlichen wahrnehmen, keinen anderen Weg, als die Trennung, vor sich sehen, und nicht zuvor versuchen, wiederholt und mit der rechten Demuth und Selbstverläugnung versuchen, auf dem von Christo vorgeschriebenen Wege zum christlichen Glauben zu gelangen. Statt diesen Weg zu betreten, nicht bloß in oberflächlicher Betrachtung, sondern in einem wirklichen Hineinleben in die Sache, statt aufmerksam auf den Lebensgang frommer Christen der Mit- und Vorwelt zu achten und darin zu erkennen, was man thun und abthun müsse, um Christ zu werden, kurz: statt die Bedingungen zu erfüllen, die dem Ungläubigen durch das Christenthum vorgezeichnet sind, — Kampf und Arbeit ist nicht zu erlassen, wie schon Hesiodus sagt, daß vor die Tugend die Götter den Schweiß gestellt haben — statt dessen sagen sie sich lieber los, und zwar nicht von einer gewissen Confession, sondern vom Christenthume selbst, und wäbnen auf eigenen Füßen stehen zu können und der göttlichen Hülfe nicht zu bedürfen, ohne welche die größten Geister aller Zeiten, vor denen ein junger Mann sich beugen sollte, ohne Kraft und Licht und Frieden zu seyn bekannt haben. Was kann verwerflicher und unbesonnener seyn, als sich von einer Gemeinschaft loszusagen, ehe man in dieselbe sich hineingelegt hat, und eine andere stiften zu wollen, über deren Grundsätze man mit sich selbst und mit Anderen nicht im Reinen ist? Was Schiller vom Vaterlande sagte: „An's Vaterland, an's theure schließ dich an, da sind die Wurzeln deiner Kraft,“ das gilt noch unendlich mehr vom Christenthum. Nur der heillosste Dünkel reißt sich von beiden los, will reformiren, statt sich selbst erst zu reformiren.

Angenommen aber, daß die Bittsteller durch die Sünde verblindet, die Gerechtigkeit dieser Anforderung nicht einsehen und sich ihr nicht unterwerfen wollen — angenommen daß ihr gegenwärtiger Zustand ein bleibender, ihr Schaden, weil sie sich nicht heilen lassen wollen, ein unheilbarer sey, — so müssen wir ihnen allerdings, wie schon bemerkt worden, einen Vorzug geben vor den Gleichgesinnten, die eben so fest wie sie entschlossen, der christlichen Wahrheit keinen Zugang zu sich zu verstatten, dennoch nicht aufhören wollen, Mitglieder einer kirchlichen Gemeinschaft zu seyn, an deren Untergange sie aus allen Kräften arbeiten, die sich wohl gar zu Lehrämtern in derselben drängen, und mit allen Künsten der Lüge und der Bosheit diejenigen zu verdächtigen und zu verdrängen streben, die lebendig von der Wahrheit des christlichen und kirchlichen Bekenntnisses überzeugt, dasselbe durch die von Gott ihnen verliehene Kraft aufrecht zu erhalten



bemüht sind. Eben in diesem Zugeständniß der verhältnißmäßigen Lobenswürdigkeit des Bestrebens der Bittsteller und der mit ihnen gleich Aufrichtigkeit liegt dann aber auch der Wunsch eingeschlossen, daß sie durch keine äußeren Hindernisse von der Realisirung desselben abgehalten werden mögen, ein Wunsch, den man an diesem Orte um so weniger auffallend finden wird, je entschiedener unser Blatt schon früher gegen die Verläumdung der Gegner, als gehe unsere Absicht dahin, einen Gewissenszwang einzuführen, protestirt, und je stärker es sich für die Gewissensfreiheit, als eines der heiligsten Menschenrechte, erklärt hat. Allein, grade weil wir der Bitte der Verfasser Erfüllung wünschen, müssen wir sehr bedauern, daß sie in einer Fassung vorgetragen worden, unter der sie kaum auf solche Aussicht haben kann. Wie soll man es nennen, wenn die Verfasser wägen, man werde ihren neuen Verein sogar ohne Vorlegung eines Glaubensbekenntnisses autorisiren? Sie denken in der That sehr kühn von sich, wenn sie meinen, ihr guter Ruf könne dem Staate mehr Bürgschaft als ein Glaubensbekenntniß geben. Freilich von dem letzteren, wie sie es bloß in den allgemeinsten Punkten abfassen wollen, läßt sich um so weniger irgend eine Sicherheit erwarten, theils weil es höchst unbestimmt lauten würde, theils weil nach kurzer Zeit, so wie ihre Ansichten sich etwa änderten, der Schattenriß ihres Glaubens auch eine Aenderung leiden würde, theils weil jedem Einzelnen vorbehalten wird, noch ein besonderes Bekenntniß aufzustellen und hiemit also im Voraus schon die Nichtübereinstimmung der angeblich Verbundenen sich kund thut. Mit solchen wird keine verständige Regierung sich einlassen, und noch weniger auf den guten Ruf derselben etwas bauen. Auch hat der Ruf von Ungenannten ohnehin keine Bedeutung, und gesetzt auch, bei den Wenigen, die jetzt als Bittsteller sich vereinigt haben, wäre der Ruf ohne Makel, was gibt das für eine Bürgschaft für die in der Folge Beitretenden? Daß aber, wie die Bittschrift sagt, ein Glaubensbekenntniß in jedem Fall nur eine scheinbare Gewährleistung für den Staat gebe, da man nicht sicher seyn könne, daß es die wahre, innere Ueberzeugung der Anhänger ausdrücke, mag richtig seyn, wenn die Bittsteller das von sich verstehen; denn bei ihnen hat es sich nicht allein gezeigt, daß sie mit der Confession, wozu sie bisher gehörten, nicht einverstanden sind, sondern sie würden auch mit einem in blasser Allgemeinheit gefaßten Bekenntniß allerdings keine genügende Sicherheit geben. Ein Christ aber, der in seinem Glauben fest steht und ihn nicht nach jeder Zeitmeinung abändert, muß jene Behauptung von sich ablehnen, und der Staat muß ja schlechterdings voraussetzen, daß das öffentlich ausgesprochene Bekenntniß auch der wirkliche Glaube derer sey, die dem Namen nach dazu gehören. Das Verhältniß des Staates zu Religionsgesellschaften kann ja auf keine andere Weise rechtlich bestimmt werden. Ob nun Einzelne zu einer gewissen Zeit mit dem geltenden Bekenntniß nicht übereinstimmen, geht den Staat nichts an; er behandelt sie als Beistimmende, bis sie auf gesetzlichem Wege sich getrennt haben, und kümmert sich nicht um ihre innere Ueberzeugung. Zugleich liegt eine geschichtliche Unwahrheit in jener Behauptung, die höchstens von unserer Zeit und auch von ihr nur theilweise gelten kann. Auch ist es immer zweierlei, was aber die Verfasser vermischen, ob ein Glau-

bensbekenntniß für die wirkliche, innere Ueberzeugung, oder für die treue Erfüllung der Bürgerpflichten Gewähr leiste und leisten solle, wovon hier weiter zu reden nicht der Ort ist. — Es wäre daher vor Allem nothwendig, daß die Bittsteller, falls ihr Unternehmen, was sehr zweifelhaft seyn möchte, sich in der Folge zu größerer äußerer Bedeutung erheben sollte, sich insoweit über den gemeinsamen Lehrbegriff vereinigen, daß sie im Stande wären, dem Staate eine Bekenntnisschrift zu überreichen, und also einer Anforderung zu genügen, die derselbe an jede christliche oder nichtchristliche religiöse Gemeinschaft zu machen berechtigt ist, da er nur auf diese Weise sich überzeugen kann, ob sich ihr Bestehen mit seinen Rechten und denen Anderer, welche zu schützen er übernommen hat, vereinige.

Raum ist es der Mühe werth, gegen den Satz, daß man das Eigige nicht in Dogmen fassen dürfe, daß es keine nothwendige Form habe u. s. w., zu streiten. Wahrscheinlich ist das hier ein Lehrsatz aus der pantheistischen Philosophie, den die christliche Theologie nicht anerkennt, der hier aber wohl die Bittsteller darin rechtfertigen soll, daß sie keine logisch bestimmte Begriffe von ihrem Glauben aufstellen mögen oder solche gar nicht haben. Wer übrigens die Natur christlicher Dogmen kennt, der weiß freilich, daß sie von einer Seite, sofern sie der Christ im lebendigen Bewußtseyn trägt, nach ihrer Tiefe und Fülle nie ganz in den Begriff aufgehen, daß aber desungeachtet theils die unabweisliche Forderung einer wissenschaftlichen Bearbeitung des religiösen Gebietes, theils die Vertheidigung gegen Andersdenkende dazu nöthigt, die religiösen Vorstellungen oder Gefühle, auch wenn sie bloß philosophisch behandelt werden, in bestimmte Formen zu fassen. Auch möchte man wohl fragen, ob denn nicht die Bittsteller selbst ihre eigenen Ansichten, wenn sie anders nicht beim bloßen Regiren stehen bleiben wollen, in bestimmte Formen des Begriffs und der Sprache fassen müssen, um unter sich und vor Anderen verständlich zu werden?

Wir müssen zum Schlusse noch einem Mißverständniß vorbeugen, zu welchem unsere eben gethanen Aeußerungen in einer dazu so geneigten Zeit leicht Veranlassung geben könnten. Wenn wir den Wunsch aussprachen, daß diejenigen, welche der christlichen Wahrheit entfremdet sind, falls sie sich nicht von ihr ergreifen lassen wollen, aus der christlichen und kirchlichen Gemeinschaft austreten mögen, — so bleiben wir deshalb nichts desto weniger bei unserer schon früher mehrfach ausgesprochenen Ueberzeugung, daß es bei dem gegenwärtigen Zustande der Kirche verwerflich seyn würde, wenn der Austritt bei denjenigen, die sich nicht zu demselben hindrängen, erzwungen würde, wozu sie freilich, wie wir glauben, das unbefreitbare Recht hat. Wahr ist es freilich von der einen Seite, daß die Kirche nichts dabei verliert, sondern eher gewinnt, wenn solche Mitglieder, die sich selbst als fremdartige Elemente ansehen, ausscheiden; aber die Kirche betrachtet sich von der anderen Seite auch als Erziehungsanstalt für die Verirrten und als Heilsanstalt für die Kranken, — von denen sie freilich nimmer dulden kann, daß sie sich zu Erziehern und Ärzten aufwerfen — und daher wünscht sie auch an diesen ihr Werk zu versuchen und stößt sie nicht aus, so lange sie selbst dabei nicht gefährdet ist.



# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1830.

Mittwoch den 20. October.

N<sup>o</sup> 84.

## Bemerkungen über Dr. Bretschneider's zweites Sendschreiben.

### I. Ueber dessen Verhältniß zu den Widerlegungen des ersten.

Es ist den Lesern der *Ev. K. Z.* bekannt, daß unter den vielen rationalistischen Streitschriften pro aris et focis in der Hallischen Streitsache die Dr. Bretschneider'sche, welche in der Form eines Sendschreibens an einen Staatsmann erschien, vom kirchlichen Standpunkte aus die am meisten zu berücksichtigende war, theils wegen der hohen kirchlichen Stellung ihres Verfassers, theils wegen ihres populären Tones, theils und vorzüglich wegen ihres Zweckes und Inhaltes. Vom ersten bis zum letzten Blatte bestand sie fast durchweg aus einem für die wissenschaftlich Unmündigen — man möchte sagen — genau berechneten Gewebe historischer, dogmatischer, exegetischer, nach Bedürfniß bald offener bald halbverdeckter Unwahrheiten, über welche gewiß größtentheils selbst der Verf. hätte erröthen müssen, wenn er es versucht hätte, sie in einer wissenschaftlich klaren und bestimmten Form vorzutragen. Anders konnte es freilich auch nicht seyn, wie Jeder leicht erkennen kann, wenn er bedenkt, daß Herr Dr. Bretschneider von vorne herein durch den Zweck seiner Arbeit sich nicht allein mit dem, was wir etwa für Wahrheit halten, sondern auch mit sich selbst in den größten Widerspruch versetzt hatte. Diesen Zweck versucht er nun noch in einem Sendschreiben\*) theils zu rechtfertigen, theils vollständiger zu erreichen, ohne selbst jetzt noch den Selbstwiderspruch, in dem er befangen ist, zu ahnen. Er hat sich nämlich einmal vorgenommen, die „Nothwendigkeit der Entstehung der neueren Theologie,“ und insbesondere des Rationalismus, zu beweisen, und zwar aus den Fortschritten der Wissenschaften, und daraus die Unrechtmäßigkeit des Einschreitens gegen den Rationalismus darzuthun. Nichtsdestoweniger behauptet er zu wiederholtem Male, daß er selbst kein Rationalist sey. Und hier nun liegt der Widerspruch, so

unverkennbar, daß man ihn auch in der strengsten Form darthun kann.

Es ist ein bekannter logisch-moralischer Grundsatz, daß eine nothwendige Folge wahr oder unwahr, gut oder böse sey, je nachdem dasjenige, aus dem sie mit Nothwendigkeit folgt, wahr oder unwahr, gut oder böse ist. Es entsteht also, wenn Herr Dr. Bretschneider behauptet: der Rationalismus ist eine systematisch und historisch nothwendige Folge der neuen Fortschritte in den Wissenschaften, besonders der nichttheologischen, — der unvermeidliche Schluß, daß der Rationalismus wahr oder unwahr sey, je nachdem die angeblichen Entdeckungen und Fortschritte der Wissenschaften wahr oder unwahr sind. Da nun aber Herr Dr. Bretschneider in seinem Sendschreiben die neue Gestaltung der Wissenschaften und ihre Producte, welche in der Theologie nothwendig zum Rationalismus geführt haben sollen, als wirkliche Fortschritte, mithin als wahr und gut betrachtet, so folgt ohne allen Zweifel, daß er selbst auch den Rationalismus, als die nothwendige Folge dieser wahren Resultate der neueren Forschungen, für wahr halten muß. Wenn er aber nichtsdestoweniger, seinen früher ausgesprochenen Ansichten getreu, sich weigert, den Rationalismus als wahr anzuerkennen und zu vertheidigen, so befindet er sich von Haus aus in einem Grundwiderspruche, der ihm alle richtige Darstellung und gründliche Beweisführung unmöglich macht, und den wir daher auch — zur Rettung seiner Ehre — als den Grund jener Masse von Unwahrheiten betrachten wollen, von denen die beiden Sendschreiben wimmeln.

So ist es erklärlich, wie Herr Dr. Bretschneider versichern kann, er habe nicht den Rationalismus des Herrn Dr. Wegscheider vertheidigen wollen, da doch offenbar der versuchte Beweis der wissenschaftlichen und geschichtlichen Nothwendigkeit des Rationalismus nichts Anderes als eine Vertheidigung desselben wäre, wenn er wirklich hätte geführt werden können. Nicht so leicht zu begreifen ist aber, wie Herr Dr. Bretschneider jetzt sagen kann, er habe auch nicht die Absicht gehabt, „dem Zweck der *Ev. K. Z.*, die Dogmatik der symbolischen Bücher wieder geltend zu machen, entgegenzuwirken“ (Vorrede des zweiten Sendschr.). Sehr löblich ist es allerdings, daß Herr Dr. Bretschneider, im Gegensatz zu den Verläumdungen der Herren DD. Frischke, Schulz und von Cölln, hier der *Ev. K. Z.*

\*) Zweites Sendschreiben an einen Staatsmann über die Frage: Ob Evangelische Regierungen gegen den Rationalismus einzuschreiten haben? Von Dr. Bretschneider. (Leipzig bei Vogel, 1830, gr. 8. br. 88 S.)



das schöne Zeugniß gibt, sie habe den Zweck, die Dogmatik der Evangelischen Kirche, wie dieselbe in ihren Bekenntnisschriften enthalten sey, wieder geltend zu machen. Aber Herr Dr. Bretschneider muß vergessen haben, daß er selbst in seinem ersten Sendschreiben in sehr wichtigen Beziehungen das Gegentheil behauptete, indem er „die Parthei der Ev. K. R.“ ihres Glaubens wegen als eine staatsgefährlich schwärmerische Parthei bezeichnete. Oder hält er die Glaubenslehre der Evangelischen Kirche selbst für die staatsgefährlich schwärmerische Lehre einer bloßen Parthei? Wie mag er es denn mit seinem Gewissen vereinigen, in dieser abscheulichen Secte die Stelle eines Lehrers zu bekleiden?

Wollte man das erste Sendschreiben Dr. Bretschneider's widerlegen, so war, jensem seinem Zwecke zufolge, zweierlei nöthig: erstens seine Beschuldigungen der Kirchlichgesinnten zurückzuweisen, — denn daß er Nachtheiliges von ihnen gesagt, gibt er doch auch selbst zu (2tes Sendschr. S. 6.), — und zweitens seine Vertheidigung des Nationalismus als eines nothwendigen Products der wissenschaftlichen Fortschritte zu widerlegen. Beides, glauben wir, ist hinreichend geschehen, ja in so starkem Grade, daß Herr Dr. Bretschneider selbst nicht mehr wagt, trotz der Kühnheit im Behaupten und Beweisen, die er im ersten Sendschreiben an den Tag legte, jetzt in seinem zweiten seine früheren Behauptungen zu retten und sich auf eine vollständige Widerlegung der Gegengründe einzulassen. Von der Schrift des Herrn Superintendenten Dr. Rudelbach\*) sagt er kurzweg, sie enthalte nichts, was er einer Beleuchtung und Widerlegung werth achte, sey auch in höchst unwürdigem Tone geschrieben, und ihr Verf. sey von Leidenschaft so befangen, daß er das Geschick, Bretschneider's Sendschreiben nur recht zu verstehen, verloren habe! Das will nun allerdings viel sagen, aber solche bloße Behauptungen, der Gegner sey leidenschaftlich, habe uns nicht verstanden u. dgl., kosten auch nicht viel und vermögen am wenigsten eine an historischer Gründlichkeit, logischer Tiefe und Schärfe und Kraft der Rede unendlich überlegene Schrift aufzuwiegen. Als Beweis können sie nur für zweierlei gelten; dafür, daß man sich besiegelt fühlt, und dafür, daß man dennoch nicht unummunden es geschehen will. Indes fügt Herr Dr. Bretschneider noch einen Grund hinzu, nämlich daß Dr. Rudelbach in dem Haupttheile seiner Schrift es nur mit Wegscheider und Röhr zu thun habe, und nur in einem Nachtrage sich etwas mit seinem Sendschreiben bemühe (S. 6.). Wir ertappen ihn hier auf einer Ausflucht, die er, so deutlich sie auch bloße Ausflucht ist, doch dem schweren Geschäfte einer Widerlegung vorgezogen hat.

Zuerst ist gewiß, daß Herr Dr. Bretschneider selbst in seinem ersten Sendschreiben sich mit dem rationalistischen Systeme eines Langen und Breiten beschäftigt, indem er darzuthun sucht, wie es nothwendig durch die Fortschritte der Wissenschaften entstanden, wie es bloß wissenschaftlich, aber christlich, practisch unschädlich und nichts weniger als staatsgefährlich sey. Es ist gewiß, daß wenn man Dr. Bretschneider's Folgerungen zu Gunsten des Nationalismus widerlegen wollte, man die Basis derselben, seine grundfalsche Schilderung von der Entstehung und dem Wesen des Nationalismus nicht dürfte stehen lassen. Was also Dr. Rudelbach zu geben versuchte, ist nichts Anderes als

eine Widerlegung der Ansichten Dr. Bretschneider's vom Nationalismus, welche die Basis seiner Antwort an den Staatsmann ausmachen und die er selbst in einem Haupttheile seines ersten Sendschreibens ausführlich darlegte. Es gilt folglich grade von dem Haupttheile der Schrift Dr. Rudelbach's: hic Rhodus, hic salta! denn ehe Herr Dr. Bretschneider diesen widerlegt, wird sein Sendschreiben ewig widerlegt bleiben.

Herr Dr. Rudelbach gibt in der ersten Abtheilung seiner Schrift eine höchst anziehende Darstellung vom Wesen des Nationalismus in theologischer Beziehung. Indem er von seiner Entstehung ausgeht, zeigt er, daß derselbe, wie neulich Herr Professor Dr. Hahn darthat, von dem früheren Naturalismus nur durch die Form und den Grad der Ausbildung verschieden sey. So arg auch die Betroffenen damals aufschrien, so heftig auch besonders Dr. Röhr's critische Predigerbibliothek diese Behauptung für eine Verläumdung ausgab, Herr Dr. Rudelbach wiederholt nicht nur Behauptung und Beweis, sondern fügt auch das unzweideutige Geständniß an, daß Dr. Röhr selbst einmal — in besseren Zeiten — ausgesprochen hatte: „Daß die Nationalisten mit den Naturalisten eine Classe von Denckern ausmachen, obgleich die letztere Bezeichnung mehr Verdächtigtes und Gehässiges habe als die erstere“ (Briefe über den Nationalismus, 1813. S. 13.), kurz daß der Nationalismus nur eine höhere, nach seiner Meinung reiner und unschädliche Potenz des sogenannten Naturalismus, Deismus und der sogenannten Freidenkerei sey (ebend. S. 53.). Mit kurzen Zügen gibt nun Dr. Rudelbach ferner den Ausbildungsgang des Nationalismus an, und wie er theils in dem entarteten Pietismus, theils in einer trockenen Schultheologie, theils in lauem, rhetorischen Gefühlswesen, theils in flacher Populärphilosophie Stützpunkte und Nahrungsquellen fand (die übrigens mit ihm aus demselben Grunde flossen, aus dem verdorbenen und hochmüthigen Menschenherzen). Nachdem er dann genetisch dargestellt und aus den Schriften Dr. Wegscheider's und Röhr's ebenfalls nachgewiesen hat, daß das Princip des Nationalismus Längnung aller übernatürlichen Offenbarung und die Behauptung einer ausschließlichen Glaubwürdigkeit der Vernunft ist, zeigt er ausführlicher auf sehr belehrende Weise, wie feindselig demzufolge der Nationalismus sich zu der heiligen Schrift im Allgemeinen und zu ihrem besonderen Inhalte, dem ganzen christlichen Glaubensbekenntnisse, verhalte, wie der heilige Taufbund mit dem Dreieinigem aufgehoben, die Glaubenslehre von Christo gradezu aus der Religionslehre herausgeworfen, seine Empfangniß vom heiligen Geiste nur eine Fabel, seine ewige Gottheit nur feierlich mystischer Pathos, sein Tod nur eine tiefe Dohnmacht, sein verklärter Leib nur trügerischer Schein, seine Himmelfahrt nur eine Mythe sey, zu gleichem Zwecke erdichtet, wie die Apotheose des Romulus. Er zeigt, wie den Nationalisten die Herrschaft Christi über Himmel und Erde und seine Wiederkunft zum Gericht nur uneigentliche Redensarten sind — und er selbst also seinem ganzen Wesen nach nichts weiter als ein unverdorbener Natursohn, eine rein menschliche Erscheinung.

Dr. Rudelbach führt diesen Widerspruch des Nationalismus gegen den allgemeinen christlichen Glauben noch weiter aus und belegt ihn überall mit Stellen aus Röhr und Wegscheider. Jeder sieht ein, wie wichtig dieser Beweis ist, namentlich in Bezug auf die Frage: Wie sich Evangelische Regierungen gegen den Nationalismus zu verhalten haben? Jeder sieht ein, wie unbegründet die Ausflucht Herrn Dr. Bretschneider's ist, der Haupttheil von Dr. Rudelbach's Schrift sey nicht gegen ihn gerichtet. Es ist aber nicht nur das, es ist auch eine

\*) Das Wesen des Nationalismus und das Verhältniß desselben zur christlichen Kirche und zum christlichen Staate. Ein theologisches Votum, zunächst mit Beziehung auf die Schriften Dr. Bretschneider's und Dr. Altmann's u. s. w. (Leipzig bei Neclam, 1830, gr. 8. br. 164 S. Preis  $\frac{2}{3}$  Rthlr.)



offenbare Unwahrheit, was Herr Dr. Bretschneider sagt. Mit dürren Worten behauptet er: „Rudelbach hat sich nur in einem Nachtrage mit dem Sendschreiben etwas bemüht“ (zweites Sendschr. S. 6.). Rudelbach aber sagt ganz deutlich S. 53—55., nicht im „Nachtrage“, sondern im „Haupttheile“ der Schrift: „Ist dies nun das Wesen des Rationalismus, so wird man ohne Weiteres die Einrede Bretschneider's zu würdigen wissen: „daß das Wesen des Rationalismus nur darin bestehe, neben der Offenbarung auch der Vernunft und Erfahrung eine Stimme einzuräumen, daß er folglich [welche Folgerung!] rein theoretischer Natur sey“ u. s. w.“) Es ist also klar, daß die ganze Darstellung vom Wesen des Rationalismus absichtlich und ausdrücklich gegen Herrn Dr. Bretschneider gerichtet ist, der jetzt nur durch solche Unwahrheiten sich der Nothwendigkeit eines Bekenntnisses seiner Niederlage zu entziehen weiß. Aber Dr. Rudelbach fährt noch fort: „Doch Bretschneider bleibt nicht bei dieser Behauptung stehen, die schon ein jedes rationalistisches Compendium Lügen strafen wird, sondern er versichert noch ferner: „die christlichen Lebenspflichten seyen bei dem Systeme des Rationalismus ganz außer dem Spiele, sie bleiben in voller Reinheit und Kraft.“ Dies führt uns auf die Moral des Rationalismus.“ So Rudelbach, und nun bespricht er bis S. 64. die Principien und Motive der Moral des Rationalismus, um ihre Verschiedenheit von den christlichen in's Licht zu setzen, zur Widerlegung der Dr. Bretschneider'schen Behauptung ihrer Christlichkeit; und doch wagt nun Dr. Bretschneider die Behauptung, Rudelbach beschäftige sich nur im Nachtrage seiner Schrift etwas mit seinem Sendschreiben.

Was wir aus Dr. Rudelbach's Schrift angeführt haben, befindet sich in ihrer ersten Abtheilung, die uns vorzüglich gut scheint. Nur bedauern wir, daß die Grundverschiedenheit der christlichen und der rationalistischen Moral nicht auch im Speciellen nachgewiesen wird, da sich auch hier die größte Differenz vorfindet. Es wäre auch späterhin sehr wichtig gewesen, wenn Dr. Rudelbach die Nachweisung gegeben hätte, daß der Rationalismus im practischen Leben unter Vornehmen und Geringen eine tiefe, weit um sich greifende, allenthalben sich kund gebende Sittenverderbnis nach sich ziehe, und also auch von dieser Seite für den Staat nicht gleichgültig sey. In der zweiten Abtheilung seiner Schrift vertheidigt Dr. Rudelbach auf den Grund der ersten hin die Behauptung, daß der Evangelische Landesfürst berechtigt und verpflichtet sey, ohne eine bürgerliche Unterdrückung der Rationalisten, die Kirche von dem unchristlichen Einfluß zu befreien, den sie als Lehrer derselben ausüben. Er weist darin zuerst nach, daß der Staat das Recht dazu habe und daß die Vertheidiger des Rationalismus vergeblich dagegen auf die Verjährung des Rationalismus, oder auf die Nothwendigkeit einer unparteiischen Stellung des Staates über den Religionspartheien, oder auf die Gewissens- und Lehrfreiheit sich berufen. Das Erste that ein ungenannter Theologe,\*\*) das An-

dere und Dritte vorzüglich — Herr Dr. Bretschneider, der auch von Dr. Rudelbach zu wiederholten Malen mit Namen angeführt wird, und also auch in Bezug auf die zweite Abtheilung ohne Grund darüber Klage führt, daß sich Dr. Rudelbach nicht mit ihm beschäftige. In diesem Theile geht derselbe durchaus von der über Abstractionen erhabenen Idee eines christlichen Regenten aus, und zeigt, wie ein solcher gegen die nichts weniger als christlich-socialen Denkart des Rationalismus sich nur abwehrend verhalten könne. Auch wird jeder Staatsmann ihm zugeben müssen, daß eine weitverbreitete religiös moralische Denkart, die keine bestimmte Form hat, kein Glaubensbekenntniß, keine gesetzlich gesellschaftliche Einrichtung, wie der Rationalismus, für die Staatsgesellschaft ein bedenkliches Element, und so lange sie ohne Bestimmtheit und eigenthümliche Grenzen sich mit dem Elemente des Staats und der anerkannten Confessionen in heimlicher Durchdringung vermischt, ein gefährlicher Gährungskstoff sey, den der Staat, zumal der christliche, um seiner eigenen Ruhe und Sicherheit willen durch die weisesten Mittel dahin bringen müsse, sich so schnell als möglich von den anerkannten und in den Staat aufgenommenen kirchlichen Gesellschaften auszufondern und in einer eigenen, bestimmten, ebenfalls unter die Aufsicht des Staats zu stehenden Kirchengesellschaft zu vereinigen. Da indessen hier Dr. Rudelbach nicht näher auf die Dr. Bretschneider'sche Untercheidung der Verhältnisse des Regenten eingeht, so mag in diesem Stücke seine Art, die Sache auseinanderzusetzen, weniger befriedigend und vollständig scheinen, und Herr Dr. Bretschneider meint vielleicht vorzüglich von dieser Stelle, er sey mißverstanden worden, wobei er aber sich selbst zuerst anklagen müßte, da ihm in einer anderen Gegenschritt gezeigt wurde, wie er selbst höchst unschicklicher Weise, obgleich nicht ohne Geschicklichkeit, das dreifache Verhältniß des Regenten (als Individuums, als Kirchenvorsteher und als Staatsoberhaupt) bald unterscheidet, bald vermische, um die ganze Sache zu verwirren. Man vergleiche die „Bemerkungen über die Hallische Streitsache“ S. 60., von wo bis S. 67. sein ganzes Rationnement über diesen Punkt critisch durchgegangen und in seiner Blöße dargestellt wird. Aber seltsam ist es doch auch, daß Herr Dr. Bretschneider so sehr über den Mangel an Berücksichtigung in Dr. Rudelbach's Schrift zu klagen sich den Schein gibt, da er auch in diesem Stücke und noch viel mehr in dem Theile über die Gewissens- und Lehrfreiheit von demselben ausdrücklich und ausführlich widerlegt wird.

(Fortsetzung folgt.)

## Uebersicht der neuesten christlichen Predigtlitteratur.

(Fortsetzung.)

13. Das Kreuz Christi. Predigten aus den Jahren 1826, 1827 und 1828 von Dr. Franz Thieremin, Königl. Preuss. Hof- und Domprediger und Ober-Consistorialrath. Berlin, bei Ducker und Humblot, 1829. (IV. und 318 S. Belinpapier. gr. 8. br.)

In den interessanten Briefen über den religiösen Zustand Deutschlands, welche die Pariser Archives du Christianisme seit längerer Zeit enthalten, findet sich (Juli 1830) eine Schilderung der vorzüglichsten Prediger in Berlin, der wir folgende Darstellung des inneren Lebensganges dieses ausgezeichneten Predigers, so wie er sich in seinen Werken und Vorträgen zu erkennen gibt, entheben, gewiß nicht ohne den Dank vieler unserer Leser dadurch besser zu verdienen, als durch eine eigene Charakteristik. „Herr Thieremin,“ heißt es daselbst, „Sohn eines Fran-

\*) Wie unwahr es ist, daß der Rationalismus die Vernunft nur neben die Offenbarung setze und ihr nicht die höchste, entscheidende Stimme einräume, zeigt eine Stelle aus Dr. Wegscheider's Dogmatik (§. 11., bei Dr. Rudelbach S. 27. Anm.), in der er sagt, der Rationalismus lehre, daß man einzig der Vernunft glauben müsse. Kennt Dr. Bretschneider das System so wenig, das er für wissenschaftlich und christlich ausgibt und vertheidigt —?

\*\*) S. „Dreifaches Gutachten nebst einem Füzil. (?) Endurtheit über die Frage: Sind rationalistische Theologen ihrer Aemter zu entsetzen oder nicht? (Leipzig bei Wölk.)“ Das zweite dieser Gutachten (von einem Rechtsgelehrten) ist offenbar das stärkste an Beweiskraft.



zöfischen Landpredigers in der Ufermark, war Prediger der Französischen Kirche (in Berlin) bis in's Jahr 1814, in dem er Hof- und Domprediger wurde. In seiner Jugend und ehe er den ganzen Inhalt des Evangeliums kennen lernte, beschäftigte er sich vorzüglich mit der schönen Litteratur. Diesem Umstande und der vorzüglichsten Sorgfalt, mit der die Franzosen ihre Predigten ausarbeiten, verdankt er eine Vollkommenheit des Stils und der Art, seine Ideen darzustellen, welche sehr wenig Deutsche Prediger besitzen. Ein Buch, das er seitdem herausgegeben hatte, Adalbert's Bekenntnisse, enthält in Briefen die Geschichte einer Bekehrung und eines inneren Lebens, die man allgemein (ihren Grundzügen nach) für das treue Bild dessen, was er selbst erfahren hat, ansieht. (Die Angabe seines näheren Inhaltes lassen wir aus, mit Verweisung auf den Jahrg. 1828 N. 96. der Ev. K. Z.) — In den Predigten Herrn Thieremin's kann man leicht diesen Gang des inneren Lebens Schritt für Schritt wiederfinden. Als er das Evangelium in Deutscher Sprache zu predigen anfang, verkündigte er die Lehren des Evangeliums mit großer Beredsamkeit. Die glänzenden Antithesen zwischen der Erniedrigung und der Erhöhung des Menschensohnes, zwischen der Schande seines Kreuzes und seiner Herrlichkeit zur Rechten des Vaters, zwischen dem Sündenfall und der Wiedergeburt, zogen eine große Anzahl Zuhörer herbei, und er hat auf diese Weise gewiß manche Personen, die einer solchen Vorbereitung bedurften, auf das Evangelium aufmerksam gemacht. Aber vor fünf Jahren fand eine sehr merkwürdige Veränderung in seinen Ideen und Vorträgen statt. Ein harter Schlag, der Verlust seiner geliebten Gattin, führte ihn auf den Weg des Kreuzes. Seit der Zeit drang er tief in die Erkenntniß der menschlichen Verderbniß und der Eigeliebe, die sich unter den täuschendsten Gewändern zu verstecken weiß, ein; die geistlichen Werke Fenelon's waren ihm in dieser Beziehung sehr nützlich. Die seither gehaltenen Predigten darf ich unter die tiefsten und stärksten rechnen, die ich gehört habe. Der Band Predigten unter dem Titel: Das Kreuz Christi, enthält mehrere, die eben so ausgezeichnet sind hinsichtlich der Beredsamkeit, als großer christlicher Erfahrung." — Fügen wir hinzu, was der Herr Verf. selbst in der Vorrede sagt, so reicht es beinahe hin, um sich ein Bild von diesen Predigten zu machen. „Das Kreuz Christi, so habe ich geglaubt (sagt er), diese neue Sammlung meiner Predigten überschreiben zu können, weil die Erlösung der sündigen Menschen durch den Kreuzestod Christi und die Nothwendigkeit Christo durch Kreuzigung des alten Menschen ähnlich zu werden, der stets wiederkehrende Hauptgedanke ist. Man wird leicht wahrnehmen können, daß diese Vorträge aus einem tief und schmerzlich bewegten Gemüth hervorgegangen sind. — Auch unter denen, welche dies Buch in die Hand nehmen, sind vielleicht Manche tief und schmerzlich in ihrem Innern bewegt, und diese werden hier vielleicht nicht ungern eine der ihrigen verwandte Stimmung und Betrachtungen finden, durch die ihr Schmerz geheiligt werden kann." — Dies Streben nach Heiligung des Leidens, nach der Theilnahme am Leiden Christi erkennen wir auch überall in diesen Predigten. Der Gegensatz von Welt und Himmel, Fleisch und Geist, tritt durchgehend auf die entschiedenste Weise hervor. Hier sterben um dort zu leben, und hier schon im Sterben zu leben um auch im Tode nicht zu sterben — wird als die Hauptaufgabe, die einzige Aufgabe des Menschenlebens immer wieder vor Augen gestellt, immer wieder von anderen Seiten behandelt. Dabei geht das Streben des

Verf. nach einfacher Tiefe hin, er läßt sich weniger, als man wünschen möchte und als er vielleicht vor einer minder gemischten Gemeinde thun würde, auf das Einzelne des gewöhnlichen Lebens, und seine äußeren, oft so schwierigen, aber für die Evangelische Betrachtung oft so fruchtbaren Verhältnisse ein, auf diese Verhältnisse, deren Heiligung selbst nach der Bekehrung so langsam vor sich geht, in denen der alte Mensch, auch wenn er im Innern zu weichen scheint, sich so hartnäckig festsetzt. Dann dürfte es wohl auch um Vieler willen nicht überflüssig gewesen seyn, neben der Behandlung unserer Lebensaufgabe ausführlicher und mehr von Grunde aus zu zeigen, wie man erst zu ihrer Erkenntniß, zur Kraft und Zurechtweisung, sie zu lösen, gelange, und so die beiden Elemente der Evangelischen Lehrweise, die außer ihre auch geschichtlich auseinandertraten und sich vereinzeln, in lebendiger Einheit zu verbinden, nämlich dasjenige Element, das außerhalb der Kirche als Mystik auftrat, mit dem im Methodismus vorherrschenden. Die Grundlage dieser Einheit, ohne welche die Lehre von der Bekehrung und von der Heiligung nicht begehren kann, ist von dem Herrn Verf. selbst als das Erste in seinen Predigten bezeichnet worden; es ist die Blut- und Wundentheologie, die unter den angezeigten Predigten am Schönsten und Kräftigsten bei Hofacker hervortritt, aber auch hier fast überall zu unserer Erquickung durchschimmert, obgleich wir eine directe Auseinandersetzung der Erlösungslehre in dieser Sammlung gegen die Hoffnung, welche der Titel erregt und die Vorrede bekräftigt hatte, vermissen. Endlich wünschten wir gerade von dem Herrn Verf. so gerne ausführlich zu sehen, wie in dem Leiden Christi das Leiden der Sündigen gesetzt sey, nicht nur als Pflicht, wie Etliche meinen, sondern auch der Kraft nach, und wie daher unser Leiden so wenig, als unser Thun, verdienstlich seyn könne, da es nur durch das Verdienst unseres Heilandes im Glauben an dasselbe auf heilige Weise statt finden und Gott wohlgefällig seyn kann (vgl. bes. 1 Petr. 2, 5.: zu opfern geistliche Opfer, die Gott angenehm sind durch Jesum Christum). Trefflich, wenn auch nicht umfassend, sind indes in Hinsicht auf die Heilsordnung, die Predigten I, III und XV.: Das Wissen von Jesu dem Gekreuzigten: Der begnadigte Schächer, und: Wir sind Christi Eigenthum. Mit aller Entschiedenheit eines durch die Gnade von der Welt losgerissenen und befreiten Herzens tritt der Herr Verfasser ihren Lieblingsmeinungen gegenüber; mit aller Kraft eines durch solche Entschiedenheit der Wahrheit bewussten und dreifach überlegenen Geistes schlägt er sie in den schärfsten Antworten auf's Haupt. Die Sprache selbst ist scharf und treffend, die Diction rein, oft glänzend. Der gebildeten Welt werden die fremdartigen Wahrheiten des Evangeliums gewiß so nahe als möglich zum Verständniß gebracht, und insofern ist es vielleicht auch nicht ohne Nutzen, daß die Ausdrucksweise weniger die biblisch-kirchliche ist, als z. B. in den beiden schon angezeigten Sammlungen von Krummacher und Krafft. Wie sie, eignet sich ebenfalls diese Sammlung auch durch das schöne Äußere ganz vorzüglich zu Geschenken.

Nachträglich bemerken wir, daß von Voos Predigten, herausgegeben von Gosner, so eben der zweite Theil erschienen ist (Berlin bei Reimer, Preis 1½ Rthlr.). Ueber Brandt's Predigtbuch zur Beförderung der häuslichen Andacht, von dem im vorigen Jahre die zweite Ausgabe erschien (Zulbach bei Seibel in gr. 4.) verweisen wir auf Ev. K. Z. 1828, S. 167.

(Fortsetzung folgt später.)



# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1830.

Sonnabend den 23. October.

N<sup>o</sup> 85.

## Bemerkungen über Dr. Bretschneider's zweites Sendschreiben.

(Fortsetzung.)

Trefflich ist Dr. Rudelbach's Ausführung, wie nur in der Kirche Christi die wahre Glaubensfreiheit und Freiheit der Forschung Grund und Bestand habe, und wie dagegen von den Rationalisten als widerrechtlich anmaßlichen Lehrern in derselben der härteste, schmachlichste Gewissenszwang gegen die Evangelischen Gemeinden und die aus ihrem Schooße hervorgehenden Studenten der Theologie ausgeübt werde. Ullmann's, Bretschneider's, Baumgarten-Crusius, Schulz und v. Cölln's Declamationen finden hier ihre Berichtigung durch ihre völlige Umkehrung, und die Nichtigkeit, ja Verkehrtheit des Gedankens einer unbegrenzten oder (was auf dasselbe hinausläuft) nicht bestimmten begrenzten Lehrfreiheit innerhalb der christlichen Kirche wird auf eine eben so tief theologische als allgemein einleuchtende Weise dargethan. Die Pflicht des christlichen Staates, sich gegen den schädlichen Einfluß des Rationalismus zu verwahren, wird dann ebenfalls von ihm nachgewiesen, indem er vorstellt, wie eines Theils der Staat mit der christlichen Kirche in einem so engen sittlichen Verhältnisse stehe, daß mit der Verletzung und Aufhebung der Kirchenordnung und des christlichen Lebens innerhalb derselben — würde dies Alles auch nur als große historische Erscheinung, als ein geschichtlich Entstandenes und Bestehendes betrachtet — die Ordnung des christlichen Staates selbst auch gefährdet und angegriffen sey, und wie andern Theils der Rationalismus, als Geheimlehre der Aufgeklärten, eine Hierarchie hervorbringe, welche durch ihre Menschenfahrungen die Gewissen des dummen Volkes zu beherrschen trachte, wie diese Aufklärung auch mit gefährlichen Ideen und Grundsätzen in unmittelbarer Beziehung auf Politik von jeher verbunden sey, und überhaupt, wenn sie überhandnehme, die traurigsten Folgen haben werde (die sie auch jetzt schon theilweise gehabt hat). Als solche Folgen werden kürzlich angegeben und nachgewiesen, zuerst eine allgemeine Verachtung der heiligen Schrift unter dem Volke wie unter den Gebildeten, dann Wiederherstellung eines modernen Heidenthums oder Zurückführung des Volkes auf den religiösen Na-

turzustand, da ihm nach Dr. Wegscheider's eigenem Geständniß im Nothfalle nichts übrig bleibt als die angeborene Fähigkeit und das Streben, zur wahren Religion zu gelangen, also nicht die wahre Religion selbst (eine Fähigkeit und ein Streben, die als angeboren bei jedem Heiden sich finden, und deren ungeachtet Türken und Heiden sich doch gewiß nicht zu ruhigen, sittlichen Bürgern eines christlichen Staates qualificiren), und endlich in wissenschaftlicher Hinsicht die Auflösung der Religionslehre in Pantheismus durch Vergötterung des Menschen (was wieder, wie ein Blick auf Indien lehren kann, auch für den Staat kein erfreuliches Resultat des consequenten Rationalismus seyn könnte).

Wer Dr. Bretschneider's erstes Sendschreiben gelesen hat, weiß, wie viel Mühe er sich daselbst gibt, den Rationalismus von allem Verdachte der Staatsgefährlichkeit zu reinigen, und dagegen die angeblichen Nachtheile der Verwahrungsmittel gegen denselben recht in's Licht zu setzen; er sieht also auch von selbst, daß auch dieser ganze Abschnitt von Dr. Rudelbach's Schrift eine Widerlegung seiner Ansichten und Begründung der schnurstracks entgegengesetzten ist. Wer Dr. Rudelbach's Schrift liest, wird gestehen müssen, daß die Widerlegung seiner Ansichten zum Mindesten schwer seyn müßte (wir glauben, unmöglich), und wird es daher höchst tadelnswerth finden, daß Herr Dr. Bretschneider so leicht darüber weghüpft, und sich noch so fälschlich damit entschuldigt, er werde nur im Nachtrage berücksichtigt. Was ist aber dieser Nachtrag, in dem Dr. Rudelbach sich doch endlich „etwas“ mit ihm beschäftigen soll? Die ganze dritte Abtheilung der Schrift (S. 116—164.), in der zuerst Herrn Dr. Bretschneider viele Verdrehungen von Schriftstellen, wie von Stellen der symbolischen Bücher nachgewiesen werden, dann einer seiner Grundirrhümer gerügt wird, nämlich die Ansicht, als sey der christliche Glaube dergestalt von der gelehrten Schriftforschung abhängig, als sey dem gläubigen Laien die Bibel dermaßen unverständlich und der Inhalt der prophetischen und apostolischen Predigt so fremd und zweifelhaft, daß die Fortschritte der Wissenschaften nothwendig auf einen ganz anderen Inhalt der Bibel und des Glaubens führen müßten, als den, den man früher darin fand; wie er denn auch endlich mit Recht deswegen getadelt wird, daß er die Glaubenslehre von den anderen Wissenschaften ganz abhängig macht. Wohl sollen wir in der Erkennt-



niss der Glaubenswahrheiten wachsen, sagt Dr. Rudelbach, aber dadurch kann, deshalb darf der christliche Glaube sammt allen seinen Wahrheiten nicht verändert werden; wohl sollen wir in den natürlichen Wissenschaften Fortschritte machen und sie benutzen, aber diese dürfen und können die von ihnen unabhängige, ganz heterogene Glaubenslehre nicht beeinträchtigen, weil diese auf einem übernatürlichen Grunde beruht.

Soviel vom Verhältniß des Bretschneiderschen Sendschreibens zu Dr. Rudelbach's Schrift gegen das erste. Niemand wird diese aus der Hand gelegt haben, ohne ihr mächtige Anregung, und wenigstens theilweise, wenn er nicht ganz verblendet ist, auch Aufklärung und tiefere Einsicht zu verdanken. Sehen wir nun, wie sich Bretschneider zu anderen Gegenschriften stellt. Er beachtet nur eine derselben \*) und den Aufsatz in N<sup>o</sup> 51 und 52. der Ev. K. Z. \*\*) Von ihnen sagt er zuerst: „Beide Aufsätze (?) beziehen sich auf einander und sind wahrscheinlich von demselben Verfasser.“ So beginnt Herr Dr. Bretschneider seine Antwort gleich mit einer Unwahrheit, denn daß er den Verf. der Bemerkungen ohne allen Grund einer Lüge zeugt, verdient doch zum Mindesten diesen Namen. Derselbe hatte auf den Aufsatz in der Ev. K. Z. im Voraus verwiesen (S. 40 und 91.), aber ihn als den Aufsatz eines Freundes, eines gelehrten Naturforschers, bezeichnet. Herr Dr. Bretschneider gibt eine schlechte Probe von höherer Critik, wenn er dies unwahrscheinlich findet. Jene Schrift und der naturhistorische Aufsatz sind, wie die Redaction der Ev. K. Z. weiß, von zwei Verfassern. Den Rationalisten können wir nicht wehren, sich in allerlei Masken zu stecken; aber dies gibt ihnen kein Recht, von Anderen dasselbe zu vermuthen; wir sind entschlossen, auch wenn wir anonym schreiben, redlich zu seyn, obgleich wir ihnen freilich das Vergnügen nicht rauben können, in aller Beziehung schlechte Conjecturen zu machen. Vergessen sie sich aber so weit, uns durch ihre Lügen, Lügen strafen zu wollen, dann müssen wir ihnen freilich ihre Worte auf den Kopf zurückgeben. Eine zweite Unwahrheit ist der nächstfolgende Satz Dr. Bretschneider's: „Beide suchen sich den Schein zu geben, als sey es ihnen nicht eigentlich um Widerlegung des Sendschreibens allein zu thun, und nehmen daher gelegentlich auch andere ihrer Gegner kürzlich mit, aber beide halten sich gar bald an mich allein.“ Ob Herr Dr. Bretschneider wohl vielen Grund hat, auf diesen Vorzug eitel zu seyn? Wir wollen nicht entscheiden, müssen aber das bemerken, daß schon der Titel jener Schrift und die Ueberschrift jenes Aufsatzes es gar kein Hehl haben, daß beide sich vorzüglich mit Dr. Bretschneider beschäftigen.

Den Inhalt derselben theilt Herr Dr. Bretschneider in drei Theile. Beide, sagt er, betreffen drei Gegenstände: „zuerst mich, meine früheren Schriften, die angeblichen Widersprüche, in welchen ich befangen sey, und andere Persönlichkeiten.“ Diese alle nun will er „ganz mit Stillschweigen übergehen.“ „Sie gehören nicht zur Sache.“ Also auch die logischen Widersprüche, die man ihm nachzuweisen suchte, sind Persönlichkeiten,

gehören nicht zur Sache? In der That, man muß Herrn Dr. Bretschneider loben, wie der Herr den ungerechten Haushalter lobte. Sein Verfahren ist klug. Wenn die Bemerkungen z. B. ihm vorhalten (S. 57—59.), daß er bald sagt, er glaube an eine unmittelbare Offenbarung Gottes, bald, Jeder müsse aus den Lehren der Bibel eine Auswahl nach eigenem Urtheil treffen, bald, der Offenbarungsglaube sey staatsgefährlich; daß er bald behauptet, er halte auch alle wahre Erkenntnis Gottes und unserer Pflichten für unmittelbares Werk göttlicher Erleuchtung, bald aber gegen die sogenannten Pietisten bemerkt, ihre Lehre von übernatürlichen Erleuchtungen sey schwärmerisch: so erklärt Dr. Bretschneider dies Alles für Persönlichkeiten, die man mit Stillschweigen übergehen müsse! Das ist also die neueste Methode theologischer Polemik: erst schreit man laut, und wenn man dann des Selbstwiderspruchs überwiesen wird, so schweigt man — großmüthig.

So verhält sich das zweite Sendschreiben zu einem Drittheile des Inhalts jener Widerlegungen, nämlich stillschweigend. Zufällig ist es grade dasjenige Drittheil, in welchem die Blößen des ersten so aufgedeckt werden, daß sie auch dem Partheilichsten von selbst in die Augen springen müssen. Beiläufig wird darin auch des „theologischen Charakters“ Herrn Dr. Bretschneider's im Allgemeinen Erwähnung gethan; wir glauben aber mit Recht, denn wenn Herr Dr. Bretschneider nichts davon gesprochen wissen wollte, so hätte er selbst nicht zuerst so viel Aufhebens davon machen, ihn voranstellen, überall herausstreichen und seinem Sendschreiben gleichsam als einen Geleit- und Creditbrief mitgeben sollen. Uebrigens sind ja auch dies keine Persönlichkeiten; noch Niemand hat sich in Betreff Herrn Dr. Bretschneider's das erlaubt, was er sich gegen seine Gegner erlaubte, noch Niemand hat z. B. seinen Lesern erzählt, wie alt Herr Dr. Bretschneider sey u. dgl. Aber freilich, solche Sachen sind keine Persönlichkeiten, denn Herr Dr. Bretschneider bedient sich ihrer als Waffen, aber die Waffen, die man gegen ihn gebraucht, und wären es auch Beweise, daß seine Theologie unevangelisch, sein Sendschreiben voller Widersprüche ist, — sie sind lauter Persönlichkeiten.

Was die beiden anderen Bestandtheile jener Entgegnungen betrifft, so sagt Dr. Bretschneider: „Sie enthalten eine solche Masse von Fehlschlüssen, Mißverständnissen und Sophistereien, daß die Widerlegung, wenn sie sich auf Alles einlassen wollte, zu einem dicken Buche anschwellen müßte, dessen Lesung ich Niemanden zumuthen möchte, als etwa den Arbeitern an der Ev. K. Z.“ Herr Dr. Bretschneider muß uns einen besonderen Geschmack an seinen Schriften beimesen, oder doch viel mehr Interesse an dieser wichtigen Sache, als dem rationalistischen Publicum. Wirklich bedauern wir auch, daß es ihm nicht gefiel, sein dickes Buch zu schreiben; indeß hätte es auch dessen nicht bedurft; möchte er nur in diesem Sendschreiben, statt sich weiter über den Zweck der Parthei und den gegenwärtigen Stand der Theologie zu verbreiten (zweites Sendschr. S. 7.), das früher Gesagte wenigstens der Hauptsache nach zu vertreten versucht haben! Denn das ist doch gewiß nur der Gerechtigkeit gemäß, daß man, ehe man in der Anklage weiter geht, auf die Verstärkungen des Anfangs antworte. Auch der Weisheit würde diese entgegengesetzte Verfahrensweise gemäß seyn, denn durch die jezige belastet sich Herr Dr. Bretschneider, ohne daß wir etwas dazu thun, ganz von selbst mit dem Vorwurfe leichtfertiger Zänkerey, ja sogar, da er so den Vortheil erreicht, auch in diesem zweiten Sendschreiben ungestört nicht nur neue Vorwürfe zu machen, sondern auch diese

\*) Bemerkungen über die Hallische Streitsache und die Frage: Ob die Evangelischen Regierungen gegen den Rationalismus einzuschreiten haben? Mit Beziehung auf Herrn Dr. Bretschneider's Sendschreiben und ähnliche Schriften (Leipzig bei Reclam, gr. 8. br. 91 S. Preis 1 Rthlr.).

\*\*) Theologie und Naturwissenschaft mit besonderem Bezug auf Herrn Dr. Bretschneider's Sendschreiben an einen Staatsmann.



und jene schon widerlegte üble Nachrede wiederholen zu können, mit dem Vorwurfe gesittentlicher Verläumdungen.

Ein nachtheiliges Beispiel seiner Polemik bietet gleich der Anfang dar. Herr behauptet er, der Verf. der Bemerkungen habe sich sehr ausführlich gegen den Vorwurf, daß die Kirchlich-gefinnten eine Parthei bilden, erklärt, ohne die Hauptsache zu erledigen, und erklärt dann selbst, das Wort Parthei enthalte an sich keinen Vorwurf (S. 8.). Der Verf. der Bemerkungen hat von selbst zugestanden, dieser Ausdruck könne so (aequivoce) gebraucht werden (S. 65. Anmerk.), aber auch bemerkt, daß Herr Dr. Bretschneider diesen Ausdruck von den Kirchlich-gefinnten nicht in diesem gleichgültigen Sinn, sondern als Vorwurf gebrauche, weil er die Rationalisten ja gegen denselben vertheidigt.\*) Welchen gehässigen Nachdruck er auf denselben legt, hat sicher jeder Leser seines Sendschreibens gefühlt, und deutet auch jetzt noch er selbst an. „Parthei (sagt er) nennt der Sprachgebrauch jede Menge, welche zusammentritt“ u. s. w. Aber eben für dieses Zusammentreten ist uns Herr Dr. Bretschneider der den Beweis schuldig geblieben. Daß eine innere Einheit der Gläubigen ohne alle äußere Constitution statt findet, hat man schon hinlänglich erklärt (vgl. bes. auch die Erklärung des Herrn Inspector Schmieder in *N* 54. der *Ev. K. Z.*), und daß ohne die letztere ebenfalls Uebereinstimmung in den einzelnen Bestrebungen sehr leicht erklärlich sey, ist in den Bemerkungen gleichfalls gezeigt worden (S. 30—33.). Aber Herr Dr. Bretschneider gefällt sich leider noch immerfort in solchen nachtheiligen „Vermuthungen“ über seine Gegner, obgleich ihre Grundlosigkeit ihm dargethan ist, und er selbst ihre Unbeweisbarkeit stillschweigend anerkennen muß. Denn wer wird es ihm so auf's Wort hin glauben, daß sogar die Gegenschriften selbst ihm viel Stoff darbieten, zu beweisen, daß eine zusammenhängende pietistische, schwärmerische, staatsgefährliche Parthei existire? (S. 31.) Wer ist nicht vielmehr überzeugt, daß Herr Dr. Bretschneider, wenn er könnte, gewiß auch diesen Stoff zum Beweisen benutzen würde (was ja sehr löblich wäre), er, der sich nicht scheut, ja der bemüht ist, diese Anklagen immer zu wiederholen, auch ohne Grund? Eben so vorfichtig schlüpft er S. 23. über das weg, was er im ersten Sendschreiben von den kirchlichen Bekenntnisschriften behauptet hatte, nämlich daß sie selbst mitunter theils rationalistische, theils anerkannt unrichtige Sätze enthielten; vergebens ist ihm in den Bemerkungen die Unrichtigkeit dieser Behauptung ganz klar dargethan worden (S. 76. 86 f.), er sagt kein Wort darüber, geht aber weiter und bemerkt wieder beläufig, daß die kirchlichen Bekenntnisse sich nicht selten widersprechen und inconsequent seyen. Dagegen hebt er zweimal eine andere Stelle der Bemerkungen (S. 87 f.) über die Bekenntnisschriften hervor, die ihm besonders ärgerlich ist, weil sie eine von ihm früher benutzte Begriffsverwirrung aufhebt, durch die Unterscheidung dessen, was in ihnen Bekenntnis ist und was nicht zum Bekenntnis gehört, ohne zu beweisen, daß diese Unterscheidung unrichtig sey, oder zu widerlegen, daß er sie vernachlässigte, um in den Bekenntnisschriften ohne Grund wesentliche Irthümer aufzuzeigen, ja sogar mit der Miene, als sey dies ein Zeugnis für und nicht vielmehr gegen ihn (S. 23. 47.). Was seine Behauptung betrifft, man müsse auch unter den Lehr-

sätzen der heiligen Schrift eine Auswahl machen, so wiederholt er auch sie, zwar ausführlich und mit vorgeblichen Beweisen, aber wieder ohne darauf Rücksicht zu nehmen, daß ihm die Bemerkungen in derselben Sache eine augenfällige Schriftverbrechung nachgewiesen (S. 74.), als Probe aller, deren er sich schuldig machte, und die Dr. Rudelbach ihm ausführlich vorhält (a. a. D. S. 118—136.). Von dem neuen Versuche einer Beweisführung (zweites Sendschr. S. 53—64.) werden wir in unserer zweiten Abtheilung zu sprechen haben.

Dies ist vollständig die Berücksichtigung der in den Bemerkungen versuchten Widerlegung der Bretschneider'schen Sätze und Gründe im ersten Sendschreiben. Die weitere Ausführung dieser letzteren werden wir sogleich ebenfalls aufs Neue beleuchten, aber was die erste Beleuchtung anbelangt, so können wir nichts Anderes annehmen, als daß Herr Dr. Bretschneider selbst, indem er sie so berücksichtigt, eingesteht, daß er zu glücklicherer Behandlung unfähig sey, was wir denn auch gar nicht ihm, sondern nur der schlechten Sache, die er vertheidigt, anrechnen wollen. Eine einzige Ausnahme macht er mit dem Aufsatze über die Theologie und die Naturwissenschaften, dessen Widerlegung er wohl für die leichteste hielt, da er sie ausführlich von S. 64—78. zu geben versucht. Da die Evangelischen Theologen indes nicht die Gewohnheit haben, über Wissenschaften zu sprechen, von denen sie keine gründliche Kenntniß haben, so müssen wir die Antwort hierauf dem Manne von Fach überlassen. Nur einen Punkt haben wir zu berücksichtigen, der in die Geschichte der Theologie einschlägt. In den Bemerkungen und in dem Aufsatze der *Ev. K. Z.* wurde die Behauptung Dr. Bretschneider's, daß die Theologen durch die Fortschritte der Erfahrungswissenschaften zu Aenderungen des Systems der Reformatoren genöthigt worden seyen, für unrichtig ausgegeben. Herr Dr. Bretschneider war auch den Beweis für sie schuldig geblieben, und wird ihn schuldig bleiben, weil er unmöglich ist. Jetzt aber sucht er die Beweislast der *Ev. K. Z.* zuzuschieben, und verlangt von ihr, sie solle ihm ihre negative Behauptung beweisen! (S. 67.) Denn für einen Beweis seiner Behauptung wird doch Niemand die Stelle aus Eckstein's Vertheidigung der Jesuiten halten, welche weiter nichts darthut, als wie Beide, Nationalisten und Jesuiten, gleich sehr sich auf den Arm des Fleisches stützen, und nach dem schwanken, gefährlichen Rohrstab der Philosophie und Physik greifen müssen, um sich nothdürftig fortzuhelfen, weil ihre Puppe von Theologie der inneren göttlichen Lebenskraft zur selbstständigen Fortbewegung gänzlich ermangelt. Indes wollen wir diese Stelle nicht urgiren; sie steht wohl nur da, damit überhaupt die Jesuiten erwähnt werden können, ohne die einmal Herr Dr. Bretschneider kein Buch mehr schreiben kann. Wenn es nun aber ferner heißt: „Der gewaltige Einfluß der Philosophie und der Erfahrungswissenschaften auf die Theologen läßt sich aber auch in der Geschichte völlig nachweisen, wiewohl ich mich hier, um nicht weitläufig zu werden, nur auf Einiges einschränken muß“ (S. 68.) — so wird dies kein Aufmerksamere für diejenige These halten, die Herr Dr. Bretschneider zu beweisen hat, die von seinen Gegnern bestritten wurde, obgleich er sich wirklich das Ansehen gibt, daß er jenen Streitjag vertheidigen wolle. Aber in den Bemerkungen ist das, was hier Dr. Bretschneider erst noch beweisen will, schon zugestanden worden, nämlich, daß die Fortschritte jener Wissenschaften auf die Theologie großen Einfluß geübt haben, indem sich die Theologen ihrer freiwillig und mit Freuden bedienten, um ihre Aenderungen zu entschuldigen und plausibel zu machen (S. 43.). Der

\*) S. 14—16. Auf der letzteren befindet sich ein sinnverberbender Druckfehler, Statt: bewies keine Stelle, Zeile 2. v. o., muß man: beweist eine Stelle, lesen. Eben so irrig steht S. 39. Z. 14. v. u. Theologie für Metologie, und Anderes mehr.



Beweis, den Herr Dr. Bretschneider hiefür leistet, ist ganz richtig. Er sagt selbst, die Gründe der Philosophie und der Erfahrungswissenschaften, womit die sogenannten Engländer und Französischen Freidenker die hergebrachten Vorstellungen angriffen (wie gründlich diese Gründe waren, ist bekannt), wurden von den Evangelischen Theologen im Anfang nicht angenommen, eben so wenig als die des Fragmentisten, Morus u. A. Was dann weiter von Farmer und Semler gesagt wird (S. 69.), beweist, daß späterhin auch die Deutschen Theologen in die Fußstapfen jener Freidenker traten, aber keinesweges, daß sie dazu durch die Wissenschaften genöthigt wurden; und dies war doch die Behauptung Dr. Bretschneider's (s. S. 64.), dies sollte er uns beweisen, und nun — siehe! wie es zum Beweis kam, da hat er plötzlich eine andere These vorgeschoben und beweist uns nun, — nicht den nöthigen (S. 64.), sondern — den gewaltigen Einfluß der Philosophie und der Erfahrungswissenschaften; beweist uns, — nicht daß die Theologen durch Gründe aus diesen Wissenschaften zur Aenderung genöthigt wurden, sondern — daß Theologen allerlei Gründe aus den anderen Disciplinen zur Umgestaltung der Theologie gebrauchten. Es bleibt also Herrn Dr. Bretschneider nichts Geringeres zu beweisen übrig, als die Hauptsache, auf die es ankommt, nämlich daß dieser Gebrauch, den die Theologen von nichttheologischen Gründen machten, ein nothwendiger und nicht ein willkürlicher gewesen sey. Die Berufungen auf Reinhard, Morus u. a. Theologen thun hier nichts zur Sache, da dieselben ohne Sachkenntniß die angeblichen Resultate der Naturkunde willkürlich aufnehmen. Dies beweist gerade die Dogmatik von Knapp, den das Sendschreiben anführt (S. 72.), der aber von einer einzigen „Differenz zwischen Moses und der Physik“ spricht und endlich sagt: „Doch sind andere große Naturforscher der Meinung, als selbst Linné, Haller, de Luc, Silber Schlag, daß diese Gründe das nicht beweisen, was Viele so zuversichtlich daraus herleiten“ Th. I. S. 288.), nämlich daß die Erde älter sey, als nach Moses. War es nun nothwendig, daß die Theologie nicht diesen Männern, sondern dem phantasiereichen Buffon, nicht der Bibel, sondern den sich selbst widersprechenden Hypothesen Glauben beimaß? Knapp selbst beklagt sich über diese Willkür und Hypothesensucht bei den Theologen des 17ten und 18ten Jahrhunderts (S. 286.).

(Fortsetzung folgt.)

## Stimmen aus der Evangelischen Kirche in der Hallischen Angelegenheit.

### VI.

Sie erhalten, geliebter Bruder in dem Herrn, in diesen Zeilen den brüderlichen Gruß und Zuspruch der unterzeichneten Prediger aus der Provinz Pommern. Wir finden uns gedrungen, Ihnen nach dem Vorgange unserer Brüder aus der Grafschaft Eddenburg und dem Königreich Württemberg zu bezeugen, daß auch wir mit Ihnen desselben Geistes theilhaftig worden und zu der Zahl der Tausende gehören, welche unter dem Panier des Kreuzes kämpfen.

Schmerzlich haben wir es in vielen Fällen erfahren, wie der von den meisten Universitäten aus das arme Land überschwemmende Rationalismus die Seelen zerrütet, und unsere Evangelische Kirche in die Gefahr ihres Untergangs bringt. Wir erachten es daher für eine Gnade Gottes, wenn sich Stimmen gegen diese Gräuelpredigten erheben, und danken Ihnen und Ihrem Hallischen Correspondenten von Herzen, daß Sie das bisherige so verderbliche Schweigen unerschrocken gebrochen haben.

Das Verhalten des uns so theuren Herrn Prof. Dr. Neander, in dem die Mehrzahl von uns ihren innig geliebten Lehrer verehrt, hat uns sehr betrübt, und wir wissen dasselbe bei der Liebe zur Wahrheit, die ihn beseelt, nur mit dem großen Mangel an Bekanntschaft mit dem practischen Leben zu erklären, der so sichtbar aus seinen beiden in dieser Angelegenheit erlassenen Schriften hervorblüht. Einige Jahre nur sollte Herr Professor Neander das Catheder verlassen haben und dem Jammer gegangen seyn, der durch die Lehrer und Lehren, welche er unverkennbar in Schutz nimmt, verbreitet worden: gewiß würde der edle Mann dann anders urtheilen müssen, und wir hoffen zu Gott, daß er noch einmal wünschen wird, jene Auffsätze nicht geschrieben zu haben, durch welche er der Wahrheit so sehr geschadet, insbesondere Viele in ihrem Irrthum bekräftigt hat.

Ganz besonders hat es uns wehe gethan, daß von ihm und so vielen Andern für das theologische Catheder der Evangelischen Kirche eine unbedingte Lehrfreiheit hat in Anspruch genommen werden können. Schon jetzt haben sich, eben weil diese Lehrfreiheit, wenn auch noch nicht im Princip, doch in vielen einzelnen Fällen geltend gemacht worden, so manche und laute Stimmen gegen den Parochialzwang erhoben; wie möchte es erst werden, wenn der letzte Jügel gelöst und durch völlige Ungebundenheit in den Lehren, welche von den Universitäten ausgehen, unserer Evangelischen Kirche der bedenklichste Stoß gegeben würde, den sie in der Zerrissenheit unserer Zeit nur erhalten kann. Allerdings würde die an sich schöne und einen gewissen Pfarrzwang voraussetzende Ordnung unserer Kirche dadurch ganz verkehrt werden, und der Parochialzwang würde — wie in den treffenden in Nr. 29. Ihrer diesjährigen Kirchenzeitung enthaltenen Bemerkungen eines Laien so klar und einleuchtend entwickelt worden — zu dem schrecklichsten Gewissenszwange, ja zu einer schmählischen, in der ganzen Geschichte gar kein Beispiel findenden Geistes-tyrannie herabgewürdigt werden. Allein eben deshalb würde auch keine Gewalt ihn aufrecht zu halten vermögen und unerläßlich müßte er in sich selbst zerfallen. Von außen aller Ordnung und zugleich von innen aller Kraft und Haltung beraubt, die nur in Gemeinschaft des Geistes und in Reinheit und Einheit der Lehre zu bewahren ist, müßte unsere Evangelische Kirche ein gewisses Opfer des Separatismus werden und die Römische Kirche würde unserer Lehrfreiheit entsehrlich spotten. Nicht aller wahren Freunde der Evangelischen Kirche ist es also, dieser drohenden Gefahr kräftig entgegenzutreten und, während Sie, theurer Freund, wie wir mit großem Danke erkennen, dies ohne Menschenfurcht gethan haben, ist es uns Herzensangelegenheit, uns zu Ihrem Verhalten öffentlich zu bekennen, indem wir Sie bitten, gegenwärtiges Schreiben in Ihre Kirchenzeitung aufzunehmen.

Unser und vieler Gleichgesinnter Gebet wird mit Dir seyn, Du Streiter Christi! Fahre fort, wie Du begonnen hast, in der Kraft und in dem Namen des Herrn. Richte Dein Amt redlich aus, kämpfe den guten Kampf des Glaubens, ergreife das ewige Leben, dazu Du auch berufen bist und bekannt hast ein gutes Bekenntniß vor vielen Zeugen. Niemand verachte Deine Jugend, sondern sey ein Vorbild den Gläubigen. Der Herr ist mit Dir, fürchte Dich nicht!

Friedrich Wilhelm Causse. A. Zahn. Maximilian Mila. Wilhelm Maresch. Julius Bindfeil. Friedrich Wilhelm Korth. Heinrich Dummert. August Erdmann Rödel. J. F. Clafen. J. W. M. Sennig. Fr. Ed. Fischer. Fr. Meinhof. Hänike.



# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1830.

Mittwoch den 27. October.

N<sup>o</sup> 86.

## Bemerkungen über Dr. Bretschneider's zweites Sendschreiben.

(Fortsetzung.)

Ein eclatantes Beispiel, wie willkürlich Theologen die fremdartigen Wissenschaften benützen und aus ihren wahren Resultaten die lächerlichsten Argumente ziehen können, hatte Herr Dr. Bretschneider selbst in seinem ersten Sendschreiben vorgelegt. In den Bemerkungen wurde gewünscht, es möge angegeben werden, wer wirklich auf solche Art argumentirt, welcher Theologe die absurde Idee ausgeheckt habe, die Entdeckung der Kugelgestalt der Erde nöthige ihn, nicht mehr den wirklichen Tod Christi, sondern bloß seinen Scheintod zu glauben. Herr Dr. Bretschneider, der zuerst seinem Staatsmanne dies Märchen erzählt hat, ist auch der Einzige, der über die Person seines Erfinders Auskunft zu geben vermag, aber er schweigt. O daß sein Stillschweigen so laut seine Schande verkündigen muß!

Aber nicht nur Wahrheitsgefühl, selbst Gefühl für die Bewahrung seines Rufes, vermessen wir schmerzlich in Herrn Dr. Bretschneider's Benehmen, sonst hätte er ganz geschwiegen, statt die alten Behauptungen, die er nicht gegen die gemachten Einwendungen zu vertheidigen wagt, zu wiederholen. Ueberall wird es Jedem, der die Bemerkungen gelesen hat, auffallen, wie er die Stirn hat, von Neuem aufzutreten, ohne sich von den vielen Vorwürfen grundloser Beschuldigungen, Wortverbrechungen, sophistischer Beweisführungen, historischer Unwahrheiten u. dgl. zu reinigen. Ein Beispiel mag noch das gesammte Verfahren charakterisiren. Es wurde vielfach gesagt und gezeigt, wie unpassend und ungerecht er die Hallische Correspondenznachricht der Ev. K. Z. eine Denunciation nannte. Er selbst scheint jetzt seinen Fehler zu fühlen, denn er hat nicht das Herz, diesen Vorwurf zu wiederholen; aber er hat auch nicht das Herz, seinen Fehler zu gestehen; noch mehr, er hat nicht einmal die Absicht, den Vortheil, den er durch eine solche falsche Inculpation zu erreichen hofft, ganz fahren zu lassen; er hält sie also noch mit einer Hand fest, während er sich mit der anderen die Miene gibt, sie als grundlos fallen zu lassen, schiebt aber sogleich mit

dieser Hand wieder einen anderen eben so gehässigen, eben so grundlosen Vorwurf vor: „Dieser Grundsatz der Denunciation (sagt er), oder, wenn dieses Wort zu hart klingt, der Insinuation“ (S. 10.); — wie soll man dieses Verfahren nennen? Es ist dasselbe, was er in der ganzen Schrift brodatet. Insbesondere aber muß es auffallen, daß, was die Bemerkungen betrifft, Herr Dr. Bretschneider denjenigen Haupttheil derselben durchaus nicht zu widerlegen versucht, der die Pflicht der Landesregenten nachweist, die Evangelische Kirche gegen den Rationalismus zu beschützen.

Einen zweiten Aufsatz der Ev. K. Z.<sup>\*)</sup> und zwei andere Schriften<sup>\*\*)</sup> gegen ihn scheint Herr Dr. Bretschneider bei Abfassung dieses Sendschreibens noch gar nicht gekannt zu haben. Wir führen dies an, damit er noch mehr einsehe, wie wenig genügend sein zweites Sendschreiben ist, und wie nothwendig er sich in einem dritten gegen die von allen Seiten her erhobenen Vorwürfe und Widersprüche vertheidigen müsse. Was uns betrifft, so geben wir ihm sein Wort zurück, in dieser Sache nicht mehr schreiben zu wollen (S. 3.). Wir bitten ihn vielmehr, sie noch einmal, aber gründlich zu behandeln, nicht in der Absicht zu blenden und irreführen. Dies setzt jedoch freilich voraus, daß er selbst sie erst gründlicher und aufrichtiger vor Gott durchdenke, und daß er dies zu thun vermöge und sich entschliesse, wünschen wir ihm denn auch von ganzem Herzen.

## II. Ueber den positiven Inhalt des neuen Sendschreibens.

Wenn wir das Neue, was Herr Dr. Bretschneider in diesem zweiten Sendschreiben, ohne directe polemische Beziehung auf die gegen das erste gemachten Einwendungen vorlegt, kurz

<sup>\*)</sup> Schreiben aus Holslein über einige von Bretschneider entstellte Thatfachen u. s. w. Ev. K. Z. N<sup>o</sup> 66. 67.

<sup>\*\*)</sup> Beantwortung der Frage: Ist eine allgemeine Ueberschwemmung der Erde etwas mathematisch Unmögliches? Veranlaßt durch Bretschneider's u. s. w. (Halle 1830, gr. 8. br. 44 S.), und: Sendschreiben an einen Staatsmann u. von einem Geistlichen des Preussischen Staates. Mit Beziehung auf Dr. Bretschneider's Sendschreiben. (Bremen 1830, bei Kaiser. 8. Preis  $\frac{1}{2}$  Nthlr.)



zusammenfassen, so haben wir nur drei, aber gewichtvolle Streitpunkte zu betrachten, das Verhältniß der sogenannten Laien zu den Kirchenlehrern, das der Kirchenlehre zu dem sogenannten Pietismus und dem von Dr. Bretschneider vertheidigten Rationalismus, und die Art, wie er die Bibel behandelt wissen will.

Das erste Verhältniß ist in der Ev. K. Z. schon öfters und auf solche Weise besprochen worden, daß wir es für überflüssig halten, uns länger dabei zu verweilen und jene Gründe für unsere Ansicht zu wiederholen, die an unseren Gegnern wirkungslos abzurallen scheinen, vielleicht eben deswegen, weil sie auf den unbefangenen und gesunden Sinn eine so schlagende Beweisraft üben. Nur in einer Hinsicht zeichnet sich das aus, was Dr. Bretschneider darüber sagt, und verdient bemerkt zu werden. Deutlicher und anschaulicher, als irgendwo, tritt uns in seiner Schrift das Bild dessen entgegen, was er will und um dessen Realisirung der ganze Rationalismus eifrig bemüht und ängstlich besorgt ist, das Bild einer rationalistischen Hierarchie. Von dem Wahne, daß eine Hierarchie durchaus nothwendig, daß der Laie durchaus unfähig sey, Religionslehren und Religionslehrer zu beurtheilen, ist er so fest eingenommen, daß er nicht einmal bei Anderen eine entgegengesetzte Ansicht vermuthen kann, selbst bei denselben nicht, die sich auf's Entschiedenste gegen ihn selbst schon darüber ausgesprochen und zu der entgegen gesetzten, alt und ächt protestantischen Ansicht bekannt haben. Er nimmt daher gar keinen Anstand, seine eigene Ansicht vom Verhältniß der Laien zu den Religionslehrern, weil er sie für so überaus einleuchtend hält, daß kein denkender Mensch eine andere haben könne, auch seinen Gegnern beizulegen, und, wenn diese nichtsofortwenniger den Laien das Recht der freien Prüfung und des öffentlichen Urtheils zuerkennen, sie gradzu der Lüge und Heuchelei zu beschuldigen, da man ihnen doch mehr Ueberlegung zutrauen müsse, als daß sie ein solches Recht der Laien in bestem Ernste behaupten können. Viel eher als einen so grenzenlosen Mangel an Ueberlegung müsse man ihnen eine andere Absicht zuschreiben, die sich hinter der Behauptung und Vertheidigung eines allgemeinen Rechtes der öffentlichen Beurtheilung von Religionslehren und Lehrern versteckt habe. Die eigenen Worte Herrn Dr. Bretschneider's hierüber sind folgende: „Ich glaube aber auch nicht, daß Herr Hengstenberg und seine Gehülfen der Meinung sind [da sie ausgesprochen haben], das Denunciationsrecht, das sie für sich in Anspruch nehmen, jedem Laien zu verstaten. Sie müßten die Sache, wenn es ihnen mit ihrer Behauptung voller Ernst wäre, gar nicht überlegt haben, was ich ihnen nicht zutrauen kann. Ich glaube daher, daß etwas Anderes dahinter liegt, nämlich das Verlangen, eine tüchtige hierarchische Herrschaft zu erlangen“ (S. 17.).

Mit diesen Worten, wenn man sie so nimmt, wie sie lauten, hat Herr Dr. Bretschneider aufs Bestimmteste ausgesprochen, er halte das Denunciationsrecht der Laien für etwas so Ungerathenes, daß er keinem überlegenden Menschen die ernsthafte Vertheidigung desselben zutrauen könne, und also vielmehr Heuchelei und andere versteckte Absichten bei denen vermuthen müsse, die darüber anderer Meinung seyen, als er. Wir müssen daher wirklich annehmen, daß die Ansicht von einer Unfähigkeit und Rechtlosigkeit der Laien in Sachen der Religion in ihm eine Art fixer Idee geworden sey; denn das dürfen wir doch nicht voraussetzen, Herr Dr. Bretschneider habe sich jener Argumentationsweise bloß bedient, um den Herausgeber und die Mitarbeiter jesuitischer Trugmittel und hierarchischer Pläne,

zu beschuldigen, und diese Beschuldigung auf eine geschickte Art, obwohl gegen seine eigene Ueberzeugung, den Lesern als eine bewiesene beizubringen.

Unsere Leser haben hoffentlich bereits die klare Einsicht, wie nothwendig die Evangelische Glaubensfreiheit das Recht einschließt, daß ein Jeder die Lehre seines Religionslehrers nach der Schrift prüfen und ihn nöthigenfalls um seiner schriftwidrigen Lehren willen anklagen darf, und wie umgekehrt mit der Aufhebung dieses allgemeinen Rechts auch die ganze protestantische Freiheit aufgehoben und dagegen die schreckliche Herrschaft der jedesmaligen Lehrer über die Zuhörer eingeführt wird. Ohne uns also dabei aufzuhalten, erlauben wir uns nur, ihnen das anschauliche Bild dieser Hierarchie, wie es sich aus Dr. Bretschneider's Vertheidigung ergibt, vorzustellen. Es zeigt sich dabei zugleich, nicht nur wie herabwürdigend die Vorstellungen mancher protestantischen Theologen von den Fähigkeiten und Rechten der Laien in Religionsachen, sondern auch wie allgemein verbreitet, wie festgewurzelt, wie überaus mächtig sie in ihnen sind, da sogar ein berühmter supernaturalistischer Theologe kein Bedenken getragen hat, sie durch die Aufnahme in seine Moral so viel als möglich zu sanctioniren, da selbst ein Reinhard (den Dr. Bretschneider ausführlich anführt, S. 25 ff.) von dem Grundsatz ausgeht, man müsse, um das christliche Verhalten bei solchen Streitigkeiten zu bestimmen, „die Ungelehrten, welche weder die Fähigkeit noch den Beruf haben, über das, wovon die Rede ist, eine Entscheidung zu geben, von den Gelehrten, d. h. von denen, die Beides besitzen, genau unterscheiden.“ Wir fürchten nicht, daß uns Jemand so mißverstehen werde, als wollten wir zwischen denen, die Fähigkeit zum Urtheil (und somit auch Beruf dazu) haben, und denen, die sie nicht besitzen, nicht unterscheiden; denn es ist schon lange gesagt worden, daß wir nur dagegen protestiren, wenn man die Gelehrten einzig für die Erkenntniß- und Urtheilsfähigen in Sachen der christlichen Religion ausgeben und also die ganze Masse der ungelehrten Mitglieder der christlichen Kirche als Personen betrachten und behandeln will, die nicht einmal beurtheilen können, ob ihr Prediger die Catechismuswahrheiten vorträgt oder bestreitet, die also nicht einmal fähig seyen, ihren Prediger und ihren Catechismus, geschweige denn ihre Bibel, zu verstehen und Beider Lehren unter sich zu vergleichen. Die heilige Schrift erzählt von den Leuten zu Beröa, daß sie selbst der Apostel Predigt an der Schrift Alten Testaments prüfeten und forscheten, ob es sich also verhielt (Act. 17, 11.). Die neuen Theologen aber lehren: „Ungelehrte müssen sich aber auch aller Einmischung in Religionsstreitigkeiten völlig enthalten. Dieses ist schon darum vernünftig, weil sie bei dem Mangel der dazu nöthigen Kenntnisse und Fertigkeiten nie eine entscheidende Stimme bei denselben haben, mithin der Wahrheit nie wirklich nützlich werden können“ (S. 26.). „Ungelehrte müssen folglich bei Religionsstreitigkeiten auch keine Parthei nehmen, sondern sich gegen die Streitenden möglichst gleichgültig zu erhalten suchen. Denn — ob sie sich gleich nicht werden enthalten können, von den in Frage befangenen Meinungen die eine wahrscheinlicher zu finden als die andere, und folglich der einen von den streitenden Partheien den Vorzug zu geben: so ist es doch auf keine Weise rathsam, dies öffentlich zu erklären und der begibtlichen förmlich beizutreten, theils weil man die Sache doch nicht ganz überschauen und gründlich beurtheilen kann;“ u. s. w. (S. 26 f.). — Herr Dr. Bretschneider stellt einige Seiten vorher der Ev. K. Z. gegenüber die Behauptung



auf, daß nach ihren Kirchenrechtlichen Grundsätzen die Reformation nie hätte zu Stande kommen sollen; mit wie viel mehr Recht können wir hier fragen, ob nach seinem angeführten Grundsatz jemals die Einführung nicht bloß der Reformation, auch des Christenthums selbst hätte zu Stande kommen können? Handelten nicht die Fischer und Zöllner gegen Reinhard's Moral, wenn sie öffentlich für Jesus von Nazareth Partei nahmen, und kann es Dr. Bretschneider billigen, daß dieser selbst sie nicht zurückwies, sondern zum Bekenntniß aufmunterte, ja zum Predigen ausandte, mit Dank gegen Gott, daß er sich den Einsfältigen und Unmündigen offenbaret? Hätte nicht vielmehr diesen hierarchischen Grundsätzen zufolge Christus seine Jünger wenigstens für so lange von aller Entschiedenheit abmahnen sollen, bis die Phariseer und Schriftgelehrten seine Lehre untersucht und gebilligt, bis selbst die Sadducäer sich zu deren Annahme entschlossen hätten, damit ja keine Religionskriege und — keine Kreuzigung mehr zu befürchten wäre? Denn das gesteht die neue Schule den Laien doch zu, zuletzt, „wenn es zu Resultaten kommt, welche in den Kreis ihres Wissens gehören, dieselben mit aller Bereitwilligkeit aufzunehmen und zu nützen“ (S. 27.), ja das fordert sie von ihnen als eine moralische Pflicht, womit sie denn, bei ihrer Behauptung, die Laien sehen unfähig, die Streitfragen selbst zu beurtheilen, die hierarchische Anmaßung aufs Höchste steigert. Denn nun bleibt den Laien nichts mehr übrig, als, so lange die Sache besprochen und die Gründe für und wider abgewogen werden, zu schweigen (stilles Denken will man ihnen nicht verwehren, weil man wohl fühlt, man könne es nicht, s. o.); dann aber, wenn die Sache unter den Gelehrten entschieden worden, bereitwillig die Resultate aufzunehmen, die diese ihnen, als in den Kreis ihres Wissens gehörig, zu überliefern für gut finden werden. Den Gelehrten dieser Schule aber bleibt kein Schritt mehr übrig, als ihre Grundsätze zu realisiren, sich in ein Concilium zu verwandeln, und da in geschlossenen Zimmern so lange zu debattiren, bis sie einen Catechismus für die Laien können ausgehen lassen, in dem sie ihnen das Halbdukend Resultate mittheilen, zu dem sie etwa kommen werden. Um dies zu erreichen, möchte aber vorerst noch notwendig seyn, die Gelehrtenkunst genau abzugrenzen, außer ihr alles theologische Wissen streng zu verpönden, und, damit dies geschehen könne, zugleich überhaupt die Kasteneintheilung einzuführen, und den Gelehrten alle die Rechte zusprechen zu lassen, welche im alten Aegypten und noch jetzt in Indien dem Priesterstand eigen sind.

Was die Bibelstellen betrifft, die Dr. Bretschneider aus Reinhard für seine Ansicht anführt, so sind die beiden einzigen, welche zur Sache gehören (1 Cor. 1, 10—13. 3, 3.), schon das erste Mal von ihm angeführt worden, aber auch von Dr. Kudelbach (S. 123 f.) nach ihrem Sinn und Zusammenhang dahin erklärt worden, daß in einer Gemeinde von Gläubigen, die auf den einen Grund, Christum, erbaut sind, kein Zwiespalt seyn solle. Was aber hat Christus gemein mit Belial? — Die sieben Einwendungen gegen die Ansicht der Ev. A. Z. werden wir hier nicht berücksichtigen, da die Erfahrung gelehrt hat, wie wenig alle Widerlegungen vermögend seyen, Herrn Dr. Bretschneider, wir wollen nicht sagen, eines Besseren zu überzeugen, sondern nur zu einer gründlichen Prüfung zu veranlassen. Wir halten uns nicht für verpflichtet, seine neuen Einwendungen zu beantworten, ehe er daran gedacht hat, die ihm gemachten zu widerlegen oder für beweiskräftig anzuerkennen.

Wie wollen nun zweitens unsere Leser mit dem Unglauben und dessen Unwahrheit bekannt machen, der sich in diesem Sendschreiben ausspricht, und zwar jetzt zunächst in Bezug auf die Evangelische Kirchenlehre. Indem nämlich Herr Dr. Bretschneider erklärt, was er pietistisch nenne (er fühlt selbst, daß endlich eine solche Erklärung nothwendig sey), will er zugleich darthun, daß die pietistische Lehre nicht das Wesentliche und Eigenthümliche des Evangelischen Lehrbegriffs sey und mit diesem auch eine rationalistische Ansicht derselben Gegenstände sich ganz gut vertrage. Pietistisch heiße (endlich wird ehlich herausgesprochen) der Glaube an die völlige Genugthuung durch Christum für die gleich verdammlche Erbsünde und Thatsünde (S. 31—33.). Hiemit hat Herr Dr. Bretschneider zugestanden, daß er die heutigen „Pietisten“ derselben Lehre beschuldigt, welche die von ihm so hoch gelobten Männer, Spener und Francke, geglaubt und vorgetragen haben, und nicht nur sie, sondern auch die Stifter unserer Evangelischen Kirche. Dagegen will er jedoch beweisen, daß diese Lehre nichtsdestoweniger der Evangelischen Kirche nicht eigenthümlich und nothwendig sey. Dabei geht er von einem Grundirthum aus, der heutzutage Vielen gemein ist. Er sucht nämlich das Wesentliche der Evangelischen Kirchenlehre ausschließlich in dem, was sie von der Römischen Kirchenlehre unterscheidet, in einer relativen Negation, die nicht von einem absoluten Positiven ausgegangen seyn soll. Das soll das Charakteristische in der Lehre der Reformatoren seyn, was sie theils an der schon vorhandenen Römischen Lehre änderten, theils ihrer Ausbildung entgegensetzten, also das was sie reformirten, nicht auch das was sie nicht änderten, was sie beibehielten und eben so stark als jenes behaupteten. Dies ist aber nur in Beziehung auf die Römische Lehre ihr charakteristischer Unterschied, nicht in Bezug auf alle anderen Lehren.

(Schluß folgt.)

## M a c h r i c h t e n .

(Frankreich.) Nicht ohne tiefen Schmerz haben wir in dem Augusthefte der uns so werthen Archives du Christianisme folgenden Artikel gefunden:

„Seit wir den Druck dieses Heftes begonnen haben, sind große Ereignisse hereingebrochen, und haben sich mit einer Gewalt und Schnelligkeit gedrängt, welche dem Geiste die Freiheit nehmen, ihren Umfang zu begreifen und alle ihre Folgen zu berechnen. Einige Stunden reichten hin, nicht allein dem Schicksale des Vaterlandes, sondern auch denen aller Völker und der ganzen Menschheit eine neue Richtung zu geben; wir sind, über Nacht, in eine neue Aera getreten, rückblicklich der Sache der Freiheit und Wahrheit und vielleicht selbst des Christenthums, dessen Fortschritte wir seit zwölf Jahren in unseren Archiven verfolgen und aufzeichnen.“

Wären die Projecte ausgeführt worden, die schon lange Zeit gehegt und hartnäckig verfolgt wurden von den Rathgebern der Dynastie, die diesen Augenblick gefallen ist; so hätte das Christenthum in Trauer über dem Grabe der Freiheit weinen müssen, vorausgesetzt, daß ihm noch erlaubt worden wäre, seinen Schmerz zu zeigen und seinen Verlust zu beweinen. Was mußte man nicht alles von einer Macht fürchten, die es unternahm, mit einem Worte die Pressfreiheit zu vernichten, gegenüber den Gewohnheiten und Bedürfnissen der Gesellschaft, wie sie jetzt ist! Als Zeugen einer solchen Kühnheit werden wir auch nicht überrascht, wenn wir sehen, wie alle Tage das Gerücht glaubwürdiger wird, daß eine Proscription und ein Blutbad im Werke war, deren



Opfer die vorzüglichsten Freunde der Freiheit geworden wären, und welche den Protestantismus in Frankreich in der Wurzel abgeschnitten hätten.

Welche Dankfagungen, welche Erkenntlichkeit sind wir nicht dem schuldig, der, grade im Augenblick der Gefahr, die Befreiung gewirkt hat, eine Befreiung, die noch unerwarteter kam, als das Uebel selbst, welches mit einem Male sich über eine Nation ausgoß, die sich ruhig auf die Wahrheit der Versprechungen und Eidschwüre verließ! Ja, unserem Gott sey gedankt, der Wind und Wetter in seiner Hand hält, der erst in einem Augenblick alle Elemente aufregte und dann zum Meere sprach: „Bis hieher und nicht weiter!“ der da „füllte das Ungewitter und seine Wellen, daß sie sich legeten.“ „Nicht uns, Herr, nicht uns, sondern deinem Namen gib die Ehre!“ Wir wünschen lebhaft, daß dieses Gefühl die Freude der Französischen Protestanten über eine Revolution, die in ihrer eigenen Geschichte Epoche machen wird, auszeichnen möge.

Ein großer Schritt mehr ist gethan zu ihrer völligen Befreiung, zum Genuß der wohlverstandenen Religionsfreiheit! Schon hat ein König, hervorgehend aus der Mitte seiner Mitbürger, dem Wunsche der Nation gemäß geschworen, daß künftig keine Staatsreligion mehr seyn, daß die Presse völlig frei, der Unterricht unabhängig seyn wird. Bald werden die Gesetzgeber die Gesetze und Einrichtungen mit diesen Grundsätzen in Uebereinstimmung bringen. Die Organisation unserer Kirche wird nicht lange mehr durch die Verfügungen (les prévisions) der Loi organique, noch durch die Artikel des Code pénal gehindert und erstellt werden; wir werden nicht mehr, in Sachen unserer Kirche, wie ehemals in den Antichambren der Präfecten sollicitiren dürfen, oder in den Bureaus der Minister, bald bei gallikanischen, bald bei jesuitischen; unsere theologischen Facultäten werden nicht mehr von den katholischen Rectoren der Universität abhängen, unsere Schullehrer nicht mehr den Placereien ministerieller Agenten mit einem academischen Titel ausgesetzt seyn; keine servilen Auvalee sich mehr erlauben, gegen die Zusammenkünfte unserer Landleute zu wüthen; sondern frei, unseren Glauben zu bekennen und zu verbreiten, werden wir Gelegenheit haben, zu beweisen, daß wir die Freiheit, die wir für Jedermann verlangen, ehrenvoll zu gebrauchen wissen.

Ohne Zweifel ist noch manche practisch wichtige Frage (des questions d'exécution) zu entscheiden übrig. Aber, wenn wir auch noch nicht Alles besitzen, was wir wünschen und fordern können, können wir doch bei der Freiheit der Presse und den Bürgschaften, welche die Grundsätze der Regierung uns geben, mit Zutrauen in die Zukunft blicken. Wir werden heute nicht an diese Fragen gehen, sondern sie erst reiflich erwägen, und dann allmächtig die religiöse Freiheit unter ihren verschiedenen Gesichtspunkten und in ihren Beziehungen auf die Fortschritte der Herrschaft des Evangeliums betrachten. Möge unser Eifer für dies Evangelium zunehmen und uns beständig erinnern seyn, daß von uns um so mehr gefordert werden wird, je mehr uns gegeben ward. —

Allerdings sollen Christen in Allem, was sie trifft, die Hand ihres verkönneten Vaters erkennen, für Alles Gott durch Jesum Christum danken, und fest an der Verheißung halten, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen müssen, indem er selbst die Sünden der Menschen zum Heile seiner Kinder zu wenden weiß. Sie sollen unter Krieg und Empörung heilige Hände aufheben ohne Furcht und Zweifel zu dem Gotte, der in Christo ihr Gott geworden ist, und in dessen allmächtiger Hand alle Reiche dieser Welt stehen. Die Archives aber schweifen in den mitgetheilten Aeußerungen weit ab von diesem guten und sicheren Wege; sie frohlocken über den gewaltsamen Umsturz des Thrones und die Vertreibung des Hauses ihres rechtmäßigen Königs.

Was Karl X. und seine Rathgeber gethan, soll hier nicht entschuldigt noch überhaupt beurtheilt werden. Christen aber, welche sich gegen ihn erklären, sollten nie vergessen, daß, so wie sein auf dem Schaaffott umgekommener Bruder, so auch er in einem furchtbaren Kampfe gegen den Geist des Abfalls von aller göttlichen und menschlichen Auctorität begriffen war. Und, welches Unrecht er auch gethan, wie schwer er seine Unterthanen verletzt und gefährdet haben mag, immer blieben die Christen unter denselben vor allen Anderen schuldig, ihm und seinem Hause ihre Ehrfurcht, Treue und Fürbitte, vorzüglich in der Zeit seiner Fehltritte und seines Unglücks, zu erhalten. So lehrt uns das Wort der Wahrheit in der heiligen Schrift; so dachten, fühlten und handelten die ersten Christen selbst unter wahren Verfolgungen um des Glaubens und Gewissens willen. Dies waren die Waffen der Kirche Christi, in denen sie die Welt besiegte, und die wahre Freiheit aufgerichtet hat, die nur Gott durch seinen heiligmachen Geist den sündigen Menschen geben, und ohne welche auch keine politische Freiheit seyn kann. Die Archives dagegen erwarten die Freiheit der Kirche und der Gewissen, sie erwarten Triumphe für die Sache des Christenthums von der liberalen Partei in Frankreich, zu deren Hauptbestandtheilen, wie die öffentlichen Reden und Handlungen ihrer Wortführer nur zu klar an den Tag legen, die ärgste religiöse und politische Freigeisterei gehört, und welche ihren Sieg sofort zum frechtsten Umsturze der wesentlichsten Grundlagen eben der Verfassung benutzt hat, deren Vertheidigung der Vorwand ihres Aufstuhes war. Unsere Französischen Brüder gehorchen ja sonst dem Worte der Wahrheit und messen die Meinungen der Zeit an diesem untrüglichen Maasstabe. Möchten sie doch auch, als wahre Protestanten, aus dem Worte Gottes, und nicht von den Stimmführern unserer abtrünnigen und verfinsterten Zeit, lernen, was wahre Freiheit ist, die sich von dem Gehorsam gegen Gottes ewige Gebote und von der Heiligung in seiner Furcht nicht trennen läßt, und welches die Grundlagen sind, auf welche Gott selbst die Obrigkeit und alle menschliche Ordnung gegründet hat! Und, wenn sie in gewissen Punkten ein und dasselbe Interesse mit jener Partei haben, wenn sie mit ihr den Annahmungen des Papiismus und des Absolutismus sich entgegenstellen, wozu wir ihnen das Recht und die Pflicht gern zugestehen, — möchten sie alsdann nie vergessen, daß auch in den politischen Vertheilungen ihres Vaterlandes die Sünde es ist, die gegen die Sünde ihr Haupt erhebt, und um so ernster und sorgfältiger vor dem Gifte sich hüten, welches der Geist der Zeit allen denen mittheilt, die ihm angehören, damit ihre dem Dienste Jesu Christi gewidmeten Blätter künftig frei bleiben von Flecken, wie die Bewunderung des katholischen Demagogen D'Connel war, die uns neulich so schmerzlich darin berührt hat, und sie selbst sich bewahren vor aller Verunreinigung durch die gottlose Freigeisterei, die in ihrem Vaterlande schon so oft alle göttliche und menschliche Gesetze mit Füßen getreten, und vor noch nicht vierzig Jahren den frechtsten und offenkundigsten Abfall von Gott, den die Christenheit je erlebte, hervorgebracht hat. Wir hoffen, daß sie jetzt, da wir diese Worte brüderlicher Ermahnung und Warnung niederschreiben, den faulen Baum an den argen Früchten, die er sektend nicht allein in Frankreich, sondern auch in den Niederlanden und in Deutschland getragen, schon erkannt haben werden, so wie wir herzlich wünschen, daß die Verirrungen unserer Tage recht viele Christen auch in dem politischen Theile ihres Lebens von den lächerlichen Bräunen der Zeitmeinungen, der Menschenlehren und Menschenfagungen, welche die Stgaten wie die Kirchen verderben, ab- und zu dem lebendigen Quells alles wahren Rechts und aller wahren Freiheit hinführen möge, nämlich zu dem Gotte, dessen Diener und Abgesandte alle Obrigkeiten sind, vor dem aber auch kein Ansehen der Person gilt, und der die Witten und Beschwerden des Geringsten in seinem Reiche hört, und ihm Recht schafft (Ps. 103, 6.).



# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1830.

Sonnabend den 30. October.

N<sup>o</sup> 87.

## Bemerkungen über Dr. Bretschneider's zweites Sendschreiben.

(Schluß.)

Das Wesentliche einer Lehre aber besteht nicht in dem, was sie von dieser oder jener Lehre unterscheidet, sondern in der Einheit Alles dessen, was sie, bald gegen diese, bald gegen jene Lehre, behauptet. Demzufolge war, wie sich auch geschichtlich nachweisen läßt, das Charakteristische in der Lehre unserer Reformation nicht allein, daß und was an der Römischen Lehre geändert wurde, sondern auch, daß ein Bestimmtes und nicht mehr als dies geändert wurde. Auch ein Nationalist unsere Tage würde, wenn er die Kraft und den Muth gehabt hätte, in der Römischen Lehre geändert haben, aber auf eine andere Weise und in einem anderen Maaße, weil aus anderem Grunde, als die Reformatoren, also nicht in ihrer eigenthümlichen Art, in welcher einzig sie eine Aenderung für erlaubt und schriftgemäß (für eine wirkliche Reformation) hielten. Solche unreformatorische Versuche wurden auch wirklich von den Nationalisten jener Zeit gemacht, aber eben so sehr, wie von der Römischen Kirche und ihren Irthümern, sonderten sich die Evangelischen Reformatoren von den rationalisirenden Neuerern und ihrem Werke ab. Wir brauchen hier bloß an die Namen Servet's und der Socine zu erinnern. Doch sehen wir jetzt zu, wie Herr Dr. Bretschneider sich jener irrigen Vorstellung bedient, und es wird in die Augen springen, wie willkürlich jene Geschichtsbetrachtung sey, welche in der rationalistischen Lehre das Evangelische nicht vermischt. Er stellt (S. 39 — 41.) die drei Lehren so dar:

Die Römische Kirche glaubt, Christus habe genug gethan für die Erbsünde, aber nicht für die wirkliche.

Die Evangelische Kirche, Christus habe genug gethan, sowohl für die Erbsünde als die wirkliche.

Die Nationalisten mit Bretschneider, Christus habe nicht genug gethan, weder für die Erbsünde noch für die wirkliche, sondern sey bloß Symbol der Vergebung unserer wirklichen Sünden, eine Erbsünde gebe es nicht.

Dies ist die Bretschneider'sche Argumentation zum Beweis, daß der Nationalismus das eigenthümlich Evangelische nicht aufhebe! Auf dieselbe Weise läßt sich darthun, daß der Irthum für Wahrheit gelten müsse, weil er eben so sehr als die Wahrheit sich von einer Mischung von Wahrheit und Irthum unterscheide. Denn, wie man sieht, läugnet der Nationalismus auch das in der Römischen Lehre, was die Evangelische als wahr beibehalten hat; das aber, was die Evangelische Kirche läugnet, hält er mit der Römischen für wahr, nämlich daß Christus für die wirkliche Sünde nicht soll genug gethan haben. Und dies Verfahren (wie sich aus Dr. Bretschneider's eigener Darstellung ergibt, ein völliges Widerspiel des Evangelischen) soll nun ächt Evangelisch, und die sich daraus ergebende Lehre soll „für den Evangelischen Christen vollkommen genügend“ seyn! Warum? weil sie ja auch nicht Römisch-Katholisch ist, sondern noch unevangelischer als die Römisch-Katholische!

Wir sind hier ganz der Bretschneider'schen Argumentation gefolgt, und haben auch seine Darstellung der Römischen Lehre von der Genugthuung Christi für richtig gelten lassen, da darauf hier nicht viel ankommt. Der Wahrheit zur Steuer müssen wir jedoch noch beifügen, daß sie nicht ganz richtig ist und die Römische Kirchenlehre der Evangelischen noch näher steht; die ausführliche Zurechtweisung überlassen wir ihren Anhängern, die Herrn Dr. Bretschneider auch sonst schon einiger Entstellungen überführt haben, ohne daß wir deswegen das feinere Gift der Selbstgerechtigkeit für weniger gefährlich achten. Das aber ist klar, daß die Reformatoren, die um dieser viel kleineren Differenz in der Lehre willen, die Römische Kirche für abgefallen erklärten, mit den so gröblich irrenden Nationalisten, für die Herr Dr. Bretschneider sich erklärt, am Allerwenigsten sich vertrauen hätten.

Herr Dr. Bretschneider gibt selbst zu, daß die Augsbургische Confession sich ganz anders über die Erbsünde erkläre, als er und die Nationalisten (S. 35.). Wir halten es aber für gut, die Stelle herzusetzen, zur Bestätigung unserer Behauptung, daß die Reformatoren nicht nur die Römische Kirchenlehre bestritten, sondern auch sich in einem charakteristischen Gegensatz gegen die rationalistischen Ansichten von dem moralischen Zustande



des Menschen setzen, und daß man also auch in diesem Gegensatz das Wesen ihres Glaubens und ihrer Lehre erkennen müsse. Sie behauptet:

„Daß auch dieselbige angeborene Seuche der Erbsünde wahrhaftig Sünde sey, und verdamme Alle die unter dem ewigen Gotteszorn, so nicht\*) durch die Taufe und Glauben an Christum, durch das Evangelium und den heiligen Geist wiederum neu geboren werden. Hieneben werden verworfen die Pelagianer, und Andere, so die Erbsünde nicht für Sünde halten, damit sie die Natur fromm machen durch natürliche Kräfte, zur Schmach dem Leiden und Verdienst Christi.“\*\*)

Wie vertheidigt nun aber Herr Dr. Bretschneider eine Meinung, die er für ächt Evangelisch ausgibt, während sie ausdrücklich von der Augsburgerischen Confession verdammt wird? Aus der Schrift? Es scheint nicht, denn er sagt ganz trocken heraus: „Die Untersuchung, was die Schrift lehre, gehört der gelehrten Theologie an, und kann hier nicht geführt werden“ (S. 36.). Ihr armen Ungelehrten! ob ihr von Natur böse oder gut, verdammlieh oder gottgefällig seyd, ob Christus auch für eure Kindlein gestorben ist, oder ob sie seiner nicht bedürfen um selig zu werden, — das sind Fragen, deren Beantwortung euch nichts angeht, wenigstens die Antwort nicht, welche die heilige Schrift darauf ertheilt. Solche Untersuchungen, was die Schrift sage oder nicht, gehören der gelehrten Theologie an! Doch ich irre mich, die Antwort geht euch allerdings an, aber — ihr müßt sie aus den Händen der gelehrten Theologie empfangen, bereitwillig und ohne zu untersuchen, ob sie die richtige ist. „Nur so viel sey bemerkt (fährt Dr. Bretschneider fort), daß wir in den Reden Jesu auch nicht eine Spur der Lehre von einer Erbsünde entdecken, daß er im Gegentheil den Menschen von Natur für gottgefällig und zum Reiche Gottes geschickt erklärt, und daß nur in den Schriften des Apostels Paulus einige Stellen gefunden werden, welche sich hieher beziehen [ist der Ausdruck mißglückt oder mit Absicht undeutlich?], aus denen aber die Theologie Augustin's [und der Evangelischen Kirche] bei weitem nicht folgt.“

Dies ist nun das Resultat der gelehrten Theologie und der geneigte Laie hat nichts weiter zu thun, als es sich anzueignen und zu benutzen. Man lernt aber dadurch einsehen, warum neuerdings selbst die Nationalisten und Dr. Bretschneider sich immer auf die heilige Schrift berufen, und warum sie beide immerfort behaupten, die Evangelische Kirche habe nur ein formales Grundprincip, das der Gründung ihrer Lehre auf die heilige Schrift. Denn um den Zweck dieser Aussprüche einzusehen, von denen der erste, die Berufung auf die heilige Schrift, ganz antirationalistisch,\*\*\*) und der zweite, die Behauptung, ganz unhis-

torisch ist, muß man erst diesen dritten Grundsatz kennen, daß nur der gelehrte Theologe wissen könne, was die Schrift lehre. Kennt man diesen Grundsatz, so ist es ganz erklärlich, warum sich jetzt die Nationalisten auf die heilige Schrift allein berufen. Denn dadurch wird man von allem positiven Glauben und Glaubensbekenntnisse losgesprochen, und bloß an die Schrift, d. h. die Aussagen der gelehrten Theologen über den Inhalt der Schrift gebunden; da aber die meisten Gelehrten unserer Zeit, wenn auch nicht die besten, rationalistisch gesinnt sind, so ist klar, daß alle Glaubenslehren rationalistisch lauten und dennoch mit dem Schein biblischer Auctorität bekleidet seyn werden.

Es wird gut seyn, die Behauptung Dr. Bretschneider's einmal an der Bibel selbst zu prüfen, um so mehr, da sie nur der Wiederhall einer Menge von Aussägen und Abhandlungen über die Erbsünde ist. So finden wir in den eben erschienenen: C. Cramer's Vorlesungen über die biblische Theologie des N. T., herausgegeben von M. Stäbe (Leipzig, Serig), S. 82. eben dieselbe Behauptung; „Von einem angeborenen sittlichen Unvermögen spricht Jesus nirgends.“ Der Beweis aber, der gegen die entgegengesetzte Auslegung von Joh. 3, 6. geführt wird, ist nur ein Beweis von der Gedankenlosigkeit, die in unserer Zeittheologie und namentlich auch in dem moderaten Supernaturalismus grassirt, welchen Dr. Cramer und Dr. Bretschneider vertheidigen. Die Stelle soll mit Ruinöl (und schon vor ihm Döderlein, Schmidt) auf die Juden im Gegensatz zu den Heiden zu beziehen seyn, und Nicodemus belehren, daß jeder Mensch als Mensch geboren werde, und nicht als Jude oder Heide (sola humanitatis communio ad posteros transit), was ganz falsch ist; ferner daß man also durch die Geburt keine Vortheile erhalte, als die menschliche Natur und die äußeren Ansprüche auf die Verwandten (das soll Alles in *σάρξ* liegen?), und daß also „die Juden durchaus neu geboren werden müßten, denn nur wessen Sinn durch göttliche Kraft verändert worden sey“ u. s. w. Wenn nun aber die Nothwendigkeit einer Geburt aus Gott eingeständenermaßen den Juden hier vorgehalten, zugleich aber in diesem Verse ebenfalls eingeständenermaßen gesagt wird, daß alle Menschen von Geburt sich gleich seyen, so ist klar, daß von Allen eine neue Geburt gefordert wird. Oder will man sich denken, daß alle Menschen gleich gut geboren, die Juden einzig aber nachher verdorben und der Wiedergeburt bedürftig würden? Es ist unverkennbar, wie willkürlich der Gegensatz von Juden- und Heidenthum in diesen Zusammenhang hineingebracht und wie vergeblich der vielbenutzte Ereget bemüht ist, jene hier vorzuschieben, um die Anderen der Mühe der Wiedergeburt zu überheben. Denn ausdrücklich beginnt das Gespräch Joh. 3. mit einem ganz allgemeinen Satz (V. 3.): „Wenn Jemand nicht wiedergeboren worden, kann er nicht das Reich Gottes sehen,“ einem Satze, den Nicodemus eben so allgemein faßt („wie kann der Mensch“ ic.), worauf Jesus ihn wiederholt (V. 5.): „Ich sage dir, wenn Jemand nicht aus Wasser und Geist geboren worden, so kann er nicht in das Reich Gottes eingehen.“ Und diese Unmöglichkeit, ohne Wiedergeburt in das Reich Gottes einzugehen, wird nun mit den folgenden Worten (V. 6.) klar gemacht und bewiesen: „Das aus Fleisch Geborene ist Fleisch,“ die (correlative) Nothwendigkeit der Geburt aus dem Geiste aber mit den Worten: „Das vom Geist Geborene ist Geist.“ War nun V. 5. gesagt, daß nur der aus Geist Geborene für das Himmelreich geschickt sey, der Mensch aber erst aus Geist geboren werden müsse, um in's Himmelreich einzugehen, so folgt schon hieraus, daß in der

\*) Diese Bedingung hat Herr Dr. Bretschneider in seiner Eingabe dieser in der Confession enthaltenen Lehre ausgelassen, um sie recht fürchterlich zu machen.

\*\*) Vgl. die Deutsche Ausgabe der symbolischen Bücher der Evangelisch-Luther'schen Kirche, mit Einleitungen von Dr. Röhre, Sachsen-Weimar'schem Consistorialrath, Superintendenten und Pfarrern in Alsfeld, die unter dem Titel: Concordia, in Leipzig bei Brockhaus erschienen und sehr zu empfehlen ist.

\*\*\*) S. o. Note S. 669.



Zeit vor der Wiedergeburt der Mensch zum Himmelreich untüchtig seyn müsse; und es fragt sich nur noch, worin diese Untüchtigkeit liege, ob sie angeboren oder erst nach der leiblichen Geburt eingetreten sey. Die Antwort hierauf ist offenbar in B. 6. enthalten: Der Mensch ist Fleisch, weil er aus Fleisch geboren ist. Der Begriff des Fleisches aber, insofern er hier zu erkennen ist, ergibt sich eben aus dem Zusammenhange: Das Fleisch ist zum Himmelreich untüchtig, wie der Geist das ist, was des Himmelreichs fähig macht, denn nur das aus Geist Geborene kann in's Himmelreich eingehen, weil das aus Geist Geborene nicht mehr Fleisch, sondern Geist ist. Nun sehen wir aber nur einen doppelten Weg offen. Entweder ist Fleisch (nach Töllner, Teller, Rosenmüller, Baumgarten, Crusius u. A.) die menschliche Natur selbst, als menschliche, endliche, sinnliche Natur. Dann sagt Jesus: Der Mensch ist als Mensch (seinem Wesen nach) zum Himmelreich unfähig; er muß folglich aus dem Geiste geboren werden, was dann heißt: Er muß folglich aufhören Mensch zu seyn (sein Wesen aufgeben). Oder Fleisch ist das Sündliche, moralisch Verdorbene, und dann ist der Sinn: Wer von Sünden geboren wird, ist ein Sünder, und muß durch die Geburt aus dem Geiste erst dieser sündigen Beschaffenheit (nicht seines menschlichen Wesens) beraubt werden, um in das Reich Gottes einzutreten. Die Wahl zwischen jener durchaus unchristlichen, ja selbst antitheistischen und dieser dem ganzen biblischen Lehrbegriff angemessenen Auslegung ist ist die einzige, welche in dieser Stelle (an sich betrachtet) frei steht; eine rationalistische ist durchaus unmöglich. Aber das ist eben der unverbesserliche Fehler der Rationalisten, daß sie ihre Sätze, wie in der Dogmatik, so in der Exegese, nie durch- und ausdenken, und so selbst Jesu und seinen Aposteln Lehren unterschieben, die zu den absurdesten und abscheulichsten Consequenzen führen müßten.

Das ganze Leben und Sterben unsers Erlösers setzt durchgängig die Erlösungsbedürftigkeit der Menschen ohne Ausnahme voraus. Nur zu den Kranken, den Verlorenen ist er gesandt (Marc. 2, 17.), die Welt ist ohne Erkenntniß Gottes (Joh. 17, 25.), nur der Sohn erkennt Gott, und wem es der Sohn will offenbaren (Joh. 17, 25. Matth. 11, 27.), die gleich ihm nicht aus der Welt sind, sondern aus Gott geboren, und die deshalb die Welt haßt, wie sie ihn gehaßt und nicht aufgenommen hat (Joh. 17, 14. vgl. 1, 10—13.); er bittet nicht für die Welt, sondern für die, die ihm der Vater gegeben hat (Joh. 17, 9.). Woher nun auf der einen Seite diese Allgemeinheit des höchsten sittlichen Verderbens, der Erkenntniß Gottes und des Hasses gegen seinen Gesandten und dessen Jünger, und woher auf der anderen Seite, daß die Wenigen, die er die Seinigen nennt, als solche bezeichnet werden, die nicht aus der Welt seyen? woher, wenn nicht daher, daß Alle sündig und verdorben geboren werden und nur durch eine neue Geburt, nicht von sündigen Menschen, sondern vom heiligen Geiste, zum Himmelreich geschickt werden, d. h. an der Erlösung durch Christum und ihren seligen Folgen Theil haben können? — Aber Herr Dr. Bretschneider behauptet, daß Jesus „im Gegentheil den Menschen von Natur für gottgefällig und zum Reiche Gottes geschickt erklärt.“ Wir kennen zwar Stellen, die er dahin beziehen kann und die vielfach genug gemißbraucht werden, aber eben deswegen auch schon in der E. R. 3., dem Neutestamentlichen Sprachgebrauche gemäß, ganz anders erklärt worden sind (1829, S. 692 f.), die Stellen, da Jesus von den Kindern sagt: solcher ist das Himmelreich (die Gnadenanstalt Gottes), d. h.

solche haben an meiner Erlösung Theil; und: es sey denn, daß ihr euch umkehrt und werdet wie die Kinder, d. h. daß ihr euch selbst erniedriget, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen; — sehet zu, daß ihr nicht Jemand von diesen Kleinen verachtet, — denn des Menschensohn ist gekommen, selig zu machen (wörtlich: zu erretten), was verloren ist“ (Matth. 19, 14. 18, 3. 4. 10. 11.), — Stellen, aus denen also das grade Gegentheil hervorgeht, von dem was Herr Dr. Bretschneider in darin findet, wenn man sich nur ein wenig die Mühe gibt, sie in ihrem Zusammenhange und nach dem Neutestamentlichen Sprachgebrauche zu verstehen.

Wir können uns füglich des Beweises überheben, wie auch die biblische Versöhnungslehre von Herrn Dr. Bretschneider falsch dargestellt werde, da er auch dieser Darstellung, weil sie nicht für Gelehrte, bloß für die artheilsunfähigen Staatsmänner und Laien insgemein bestimmt ist, keine Beweise beifügt. Auch wird diese Lehre hoffentlich bald einmal mit der von der Erbünde in diesen Blättern ausföhrlicher behandelt werden. Aber beleuchten müssen wir hier den Bretschneiderschen Unglauben an die heilige Schrift selbst, kraft dessen er immer noch unter den biblischen Lehrräthen eine Auswahl nach seiner Vernunft treffen will (S. 52—64.). Das Erste, was uns hier entgegentritt, ist eine gräßliche Begriffsverwirrung. Unter „Auswahl unter den gefundenen Lehrräthen selbst“ versteht Herr Dr. Bretschneider alles Mögliche: bald die Aussonderung der religiösen Lehren von den Geschichten und politischen Gesetzgebungen im Alten Testamente (S. 54 f.), also das Aufsuchen der Lehrräthe, bald die Auffassung derselben nach der Sprachweise, den Vorstellungen und Einkleidungen des Zeitalters, also das Geschäft der grammatisch-historischen Auslegung (S. 55.). Und hieraus nun soll die Nothwendigkeit hervorgehen, aus der heiligen Schrift des Alten Testaments zu wählen! wofür denn Knapp und Reinhard wieder als schlagende Auctoritäten paradiiren müssen. Dieselbe Verwirrung beim N. T. Da auch es nur für die Zeitgenossen geschrieben sey, so müßte man „in die größte Verwirrung gerathen, wenn man alle Aussprüche Jesu und der Apostel sofort in die christliche Glaubens- und Sittenlehre aufnehmen wollte.“ Herr Dr. Bretschneider scheint hiebei fast Recht zu haben. Wenigstens wäre es gewiß lächerlich, wenn Jemand den Ausspruch Christi, Herodes sey ein Fuchs, unter die Dogmen aufnehmen wollte. Aber — glaubt er wirklich, durch solche Vermischung von zwei so verschiedenen Dingen, wie die Unterscheidung der Religionslehren von anderen Aeußerungen und die Beurtheilung der biblischen Religionslehren selbst sind, einen Denkenden von seiner Unsicht überzeugen können? Und doch ist das erste Beispiel, das Herr Dr. Bretschneider selbst anführt, um nicht viel besser, als das von uns zur Aufhellung seiner Verwirrung gewählte. Er sagt: „Müßten wir den Ausspruch Jesu zu seinen Jüngern, Matth. 15, 25.: „Ich bin nicht gesandt, denn nur zu den verlorenen Schafen von dem Hause Israel,“ in unser Heilthum aufnehmen, nun so möchten wir Alle, die wir nicht zur Beschneidung gehören, mit Unrecht Christen seyn, und von Christo nichts zu hoffen haben“ (S. 57.). Hat also Niemand von Christo etwas zu hoffen, als der, zu dem er persönlich gesandt war? glaubt Herr Dr. Bretschneider, daß Christus auch zu den Heiden gesandt war und hierin seine Pflicht nicht erfüllte, weil er nicht zu Tyrus und Sidon predigte? sollte der Exegete nicht wissen, daß Jesus wirklich nur unter den Juden berufsmäßig und ab-



sichtlich auftrat, daß er aber nach seinem Tode die Jünger unter alle Völker sandte? vermag der Dogmatiker nicht einmal den Schluß daraus zu ziehen, daß das Heil von den Juden ausgehe, daß die Predigt des Himmelreichs zu Jerusalem anheben mußte, aber von da aus zu allen Völkern übergehe?

Bergeblich hat also der Verfasser der Bemerkungen Herrn Dr. Bretschneider auch darauf aufmerksam gemacht, daß bekanntermaßen die strengsten Orthodoxen den formalen Gebrauch der Vernunft (d. h. das treue, eindringende Verständnis und logische Durchdenken der heiligen Schrift) für erlaubt, ja für nothwendig erklären, und daß nicht hierin das Wesen des Rationalismus bestehe, sondern in der Behauptung eines materiellen Vernunftgebrauchs (vermittelt dessen unabhängig von der Offenbarung, religiöse Lehrlätze aufgestellt und zur Norm der Schriftlehre gemacht werden). Alles, was er jetzt noch vorbringt (S. 57 — 61.), beruht auf dieser Vermischung, und um zu beweisen, daß man eine Auswahl unter den biblischen Lehren treffen müsse, führt er eine Zahl Beispiele an, die nur beweisen, daß man sich anstrengen müsse, die Schrift durch Kenntniß des Sprachgebrauchs, Betrachtung des Zusammenhanges der einzelnen Stellen und Vergleichung der gesammten Schriftlehre gründlich zu verstehen. Eben so führt er auch noch einmal, obgleich auf das Irigste seines Verfahrens aufmerksam gemacht, Luther'n an, weil dieser richtig behauptete, man müsse das, was für die Juden allein gesagt sey, von dem auch für uns Gültigen unterscheiden, um zu beweisen, daß eine Auswahl nach der Vernunft getroffen werden müsse. Wie schade, daß er nicht auch Aussprüche Luther's anführen kann, in denen er sagt, man müsse das unterscheiden, was zu den Unterthanen und was zu den Königen gesagt sey, damit kein Unterthan sich königliche Rechte beilege! Das würde doch eben so gut bewiesen haben, welch richterliches Ansehen Luther der Vernunft beilegte. Aber Herr Dr. Bretschneider hat einmal die Absicht, die Evangelischgläubigen als eine fanatische Parthei darzustellen, welche das Verständnis der heiligen Schrift sogar verbieten wolle, weil sie darüber klagt, daß manche Theologen ihre Vernunft über die heilige Schrift setzen, und um einen solchen Beweis zu führen, muß er wohl allerlei Kunstgriffe gebrauchen. Wenn nur diese Absicht selbst nicht gar zu schlecht wäre und vielmehr gegen Gottes Wort als gegen Menschen gerichtet! Das Uebrige könnte man leicht verzeihen. Die Sache selbst gehört — das bedenke Jeder — vor ein anderes Forum, und, wenn auch Menschen sich nur zu oft durch die größten Sophismen blenden lassen, vor Gott liegt Alles aufgedeckt.

So vielen Stoff auch noch das neue Sendschreiben zu einzelnen Bemerkungen gäbe, eilen wir zu Ende, da es jetzt schon manchen Lesern scheinen mag, daß wir uns zu lange damit beschäftigen, worin sie auch nicht unrecht urtheilten, wenn es nicht nöthig wäre, an einer Schrift einmal recht ausführlich

zu zeigen, wie es sich mit den rationalistischen Streitschriften in dieser Sache überhaupt verhalte. Nur drei Punkte müssen wir schließlich noch berühren. Herr Dr. Bretschneider fordert nämlich erstens „die bigotte Parthei“ auf, daß sie „eines Theils die Möglichkeit zeige, die von der Theologie unabhängigen Erfahrungswissenschaften zu widerlegen, und anderen Theils eine solche Widerlegung aus theologischen Principien, oder aus den Principien der Wissenschaft selbst, versuche“ (S. 66.). Diese Zumuthung, bemerken wir, ist absurd. Wenn Herr Dr. Bretschneider den Aufsatz in *Nr. 51 f.* der *Ev. R. Z.* verstanden hat, so weiß er selbst schon, daß wir einen Widerspruch der Erfahrungswissenschaften mit der Theologie für unmöglich halten, und also auch jene Wissenschaften gar nicht zu widerlegen brauchen, obgleich es allerdings bisweilen nützlich seyn kann, z. B. seine falschen Ansichten von denselben und ihren Resultaten zu berichtigen. In der Nachschrift führt er zweitens von S. 82 — 88. Stellen aus Dr. Krummacher's Predigten über Elias an, die er so mißverstieht, als fordere der Verfasser darin zur „Vertilgung“ der Rationalisten (S. 83.) und zwar vermittelt des Scheiterhaufens (S. 88.) auf. Es ist aber daselbst die Rede vom Weltende und von dem ewigen Feuerpfuhl, den kein Mensch angezündet hat. Doch dieser Mangel an Verständnis wäre noch zu entschuldigen, nicht aber die Art, wie sich Herr Dr. Bretschneider dieser Stellen in einer Streitschrift gegen die *Ev. R. Z.* bedient, da ihm nicht unbekannt seyn kann, daß diese längst schon die Härte in jenen Stellen gemißbilligt hat (*Ev. R. Z.* 1829, S. 453 f.).

Das Letzte, was uns besonders auffiel, ist die Art, wie Herr Dr. Bretschneider sein Sendschreiben schließt, nämlich mit einer Drohung an die Regierungen, nichts gegen den Rationalismus zu unternehmen, mit Verweisung auf „ein neues, schreckendes Beispiel“ von der Gewalt des Zeitgeistes. Diese Art zu argumentiren war uns schon in dem ersten Sendschreiben aufgefallen, das öfters den Fürsten die Macht des Rationalismus unter die Augen stellt (S. 22. 85. 98.). Hier ist nur deutlicher gesagt, wie sich diese Macht allenfalls bewähren werde. Auch ist Herr Dr. Bretschneider nicht der Einzige, der auf solche Art droht, wo er — der Theologe wenigstens — wirklich erschrecken sollte. \*) Was sollen aber solche Drohungen? Uns offenbaren, was das Reich ist, das gegen uns auftritt, und welches die Waffen sind, mit denen wir kämpfen müssen; nicht mit den Waffen des Fleisches, welches die Waffen der Ungerechtigkeit sind, sondern mit den Waffen der Gerechtigkeit und des Heils! So sey es.

\*) Vgl. dasselbe in der *Allg. Kirchenzeitung* S. 1144., wo die neue Revolution in Frankreich zu den Triumpfen der ächten Christenreligion gerechnet wird.



# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1830.

Mittwoch den 3. November.

N<sup>o</sup> 88.

Schriften, zunächst durch die dritte Jubelfeier der Augsbургischen Confession veranlaßt.

Wenn wir in einer kurzen, gedrängten Uebersicht die Schriften unserer Betrachtung unterwerfen wollen, die zunächst von der Jubelfeier der Augsburgischen Confession hervorgerufen sind oder auf dieselbe hingewiesen haben, so versteht's sich von selbst, daß wir nur solche aus der Masse hervorzuheben gesonnen sind, die an sich eine Lebensgemeinschaft mit den Vätern unseres Glaubens aufweisen, oder eine solche durch die große Erinnerung ihrer Thaten und ihres Werkes im Namen Jesu wieder hervorzurufen bemüht sind, die mit einem Worte Jubelschriften in der That und Wahrheit und nicht bloß dem Namen nach sind. Denn wo das christliche Bekenntniß versummt, oder das Wort, zum Deckmantel der Schalkheit gemißbraucht, der heiligen Gluth spottet, die offenbar alle Ewigkeit und Zweijüngigkeit ausschließt, da ist doch wohl jeder Jubel, mildest gesprochen, nur ein klingendes Erz oder eine tönende Schelle. Daß die Zahl solcher wahren Jubelschriften aber verhältnißmäßig sehr gering ist gegen die Gluth von Predigten und Diatriben, die dasanken und Schwanken der menschlichen Meinung für das Siegel der mit dem Blute der Bekenner errungenen Glaubensfreiheit, die Zügellosigkeit des Wahns für die Bedingung der wahren Lehrfreiheit ausgeben und ausschreien, ist freilich ein trauriges Zeichen der Zeit; aber wir wissen's, wir dürfen keinen anderen Maßstab der Entwicklung des geistlichen Lebens in unseren Tagen überhaupt erwarten. Die Wiedergeburt der Kirche Jesu Christi muß nach einer langen Nacht des Wahn- und Unglaubens von einzelnen Lichtpunkten ausgehen: durch einen ausseichnend geringen Sauerteig muß die ganze Masse durchsäuert werden. Genug, wenn die Streiter Jesu Christi auch an diesem heiligen Tage sich in der Einheit des Glaubens verbunden fühlen nicht nur mit jener Wolke von Zeugen, die uns vorausgegangen sind, sondern auch unter sich durch das einmüthige Bekenntniß, auf dem der Kirche Grund gelegt ist.

Nicht Alles werden wir hier berücksichtigen können, was vielleicht in engeren Kreisen als erweckende und mahnende Stimme zum Segen gewirkt hat: nicht als ob wir die Bedeutsamkeit des geringsten Eherleins, zur Ehre Jesu Christi dargebracht, verkannten, sondern weil unser Zweck es mit sich führt, vorzüg-

lich dasjenige in's Auge zu fassen, was eine kirchliche Wirkung und Bedeutsamkeit erzielt hat; ist aber irgend ein solcher Beitrag (was in der großen Masse von sogenannten Jubelschriften wohl geschehen mochte) unserer Aufmerksamkeit entgangen, werden wir gern später zurückkommen.

Die erste Schrift, von der wir hier Nachricht geben wollen, ist zwar von einem früheren Datum, aber doch nicht nur ihrem Inhalte, sondern auch ihrem Zwecke nach, eine wahre Jubelschrift. Es ist folgende:

I. Apologie des ersten Artikels der Augsburgischen Confession gegen alte und neue Gegner, von Dr. C. Sartorius, Professor in Dorpat. Dorpat und Hamburg, bei Perthes, 1829.

Der Verfasser hat sich schon früher auf dem Felde des christlichen Kampfes als einen wohlverfahrenen Streiter bewährt; wer ihn aus seinen „Beiträgen zur Vertheidigung der Evangelischen Rechtgläubigkeit“ kennen gelernt hat, wird auch hier etwas Nützliches erwarten. Und so ist es; mit eben so großer Klarheit als Gründlichkeit windet er den Kirchenfeinden die Waffen aus den Händen und zeigt mit einer schlagenden Kraft, wie auch vom Standpunkte des tieferen und consequenter Denkens aus die Kirchenlehre sich als ein Gebäude rechtfertige, dessen Grund kein lockeres Meinen oder Dasturhalten, sondern das feste prophetische und apostolische Wort Gottes ist, das da bleibet in Ewigkeit (1 Petr. 1, 25.). Die Nachweisung, was den ersten Artikel der Augsburgischen Confession, den Glauben an die heilige Dreieinigkeit, betrifft, enthält diese Schrift; und wenn irgendwo des Geistes Waffen hellstrahlend hervortreten konnten, so war es hier. Denn es ist so, wie der Verfasser bemerkt (S. 3. 4.); Keiner, der mit uns Einen Glauben, Einen Herrn, Einen Gott und Vater bekennet, hat je diesen Artikel bezweifelt; auf diesem Gebiete ist auch keine theologische Differenz sichtbar, die nicht zugleich den Glaubenszwiespalt oder vielmehr die unverföhnliche Scheidung zwischen Glauben und Unglauben offenbarte;\*) und es ist eine der traurigsten Verblendungen des neue-

\*) Denn „die Verschiedenheit,“ wie der Verf. richtig bemerkt S. 43., „die über den Punkt von dem Ausgange des heiligen Geistes zwischen der Abendländischen und Morgenländischen Kirche statt findet, kann in dogmatischer Hinsicht kaum in Betracht kommen, da



ren Unglaubens, wenn die Anhänger desselben bei dem standhaften und beharrlichen Längnen dieser Grundlehre des Christenthums — die gleichsam der erste Lebenshauch des Glaubens, der Schlüssel aller geistlichen Wahrheit, die unerläßliche Bedingung der christlichen Gemeinschaft, das unzerstörbare Vollwerk der Kirche ist — dennoch auf den christlichen Namen Anspruch machen. Diesen ungeheueren Widerspruch klar dargelegt und damit zugleich die Ehre des Glaubens der Christen nach dem ersten und wesentlichen Inhalt gerettet zu haben, ist das Verdienst der gegenwärtigen Schrift; nicht als ob der Glaube nicht schon an und für sich begründet wäre, sondern weil es immer Noth thut, zur Abwehrung der Irrthümer, den Grund klar nachzuweisen. Drefflich entwickelt nun der Verf., wie die Einheit des Glaubens und Bekenntnisses in der Evangelischen Kirche das nicht nur nothwendige, sondern alleinige Kirchenband sey, da das Wort als das Alles Bewegende und Belebende in der Kirche selbst den Sacramenten ihre Bedeutung gibt, und das Band der Liebe (möchten wir sagen) erst durch dieses Gemeinsame des Glaubens und Bekenntnisses der eigenthümlich-christliche Liebesbund wird, wie der Herr es selbst ausspricht Joh. 15, 3. 7. \*) — Wie kleinlich und selbstwidersprechend das Bestreben der Neuerer sey, ein anderes Band der Einheit in der Kirche als das des allgemeinen christlichen Glaubens aufzustellen, zeigt der Verf. sehr klar S. VII. Das sogenannte Evangelische Princip: „gegen alle Menschenfälschung zu protestiren“ ist ja in der That, beim Lichte besehen, gar nichts, wenn nicht bestimmt wird, was Menschenfälschung sey, durch welche Bestimmung aber der Rationalismus selbst als bloße Menschenfälschung sich auflösen muß. So auch der Satz, der die Schrift als Glaubensprincip anerkennt, ist ja, in der That nur eine leere Formel, sobald vom Inhalt des Glaubens abstrahirt wird, und das, was man als Regel (Canon) aufführt, nur insofern dafür gilt, als es mit einer anderen, die Jeder sich selbst macht, übereinstimmt. Diesen sichthaiten, glaubensleeren, stets nach Wahrheit suchenden und nimmer zur Wahrheit kommenden Zustand des Rationalismus stellt der Verf. weiter in kräftigen Zügen so dar: „Wie nichtig ist eine solche Förschung, die nichts erforscht, eine Prüfung, die nichts bewährt, ein Suchen, das nichts findet, ein Fortschreiten, das zu nichts kommt, sondern wie der ewige Jude ohne Ziel und Ruhe nur immer weiter läuft!“ (S. VII.) — Im Gegensatz gegen dieses ephemere Wesen, das der geringste Hauch von Gottes Geiste zerstört, beginnt nun der Verf. die eigentliche Abhandlung mit dem Beweise, daß die Lehre von dem dreieinigen Gott nicht etwa erst seit dem Nicänischen Concil zur Kirchenlehre gestempelt, sondern im reinsten Sinne apostolische Ueberlieferung sey (S. 8—9.). Der Widerspruch gegen dieselbe ist aber, nach ihm, hauptsächlich ein zweifacher: die Einen heben die Dreieinigkeit auf, indem sie die Einheit, die Anderen, indem sie die Dreieinigkeit Gottes verläugnen (S. 10.). Das Erstere thun die Socinianer, die Arianer und der ganze Schwarm von Deisten, Freidenkern, Naturalisten und Rationalisten. Daß

von mehreren Theologen der letzteren gern zugegeben wird, daß der heilige Geist vom Vater ausgehe durch den Sohn, wonach denn eigentlich nur die Differenz des Ausdrucks übrig bleibt.“

\*) Denn das Band der Liebe ist zwar, wie der Verf. sagt (S. IV.) nicht ein bloß kirchliches, sondern allgemein menschliches; doch darf hiebei die Wirksamkeit des Geistes Christi nicht übersehen werden, was der Herr, so wie sein Schooßjünger, der heilige Johannes, auch klar ausdrücken, indem das Gebot der Liebe bald ein altes (allgemein menschliches), bald ein neues (eigenthümlich christliches) genannt wird. S. Joh. 13, 34. 1 Joh. 2, 7—10.

dadurch Christus zu einem selbgemachten Gott (deus factilius) herabsinke und so eine grobe Abgötterei in die Kirche eingeführt werde, daß die Motive sowohl als das Wesen des Versöhnungswerkes dadurch in ihrem innersten Grunde angegriffen (S. 16 ff.) und die Schrift in ihrem klaren, unzweideutigen Sinne auseinander gerissen und untergraben werde (S. 22 ff.), ist vom Verf. blündig nachgewiesen. Ueberhaupt beruht eine jede Längnung dieses Geheimnisses der Gottseligkeit auf einer offenbaren oder verborgenen Feindschaft gegen Gott, und ist in ihrem Grunde Selbstvergötterung, während der Act der göttlichen Liebe zur Erlösung der Welt Selbstentäußerung ist, daher mit jenem anscheinend theoretischen Irrthume der tiefste practische, der die Bedeutung der Sünde wie der Gnade gleichmäßig aufhebt, Hand in Hand geht. — Von dem entschiedenen Widerspruche des reinen Unitarismus gegen die Gottheit Christi geht der Verf. S. 26 ff. über, das schimpfliche, das Christenthum wie die natürliche Wahrheitsliebe in gleichem Grade verunehrende Beginnen derer zu schildern, die jenen Widerspruch gegen das christliche Grundbekenntniß für eine unbedeutende Meinungsverschiedenheit ausgeben, mit welcher noch gar wohl die Glaubensgemeinschaft bestehen könne, und zu feige, dem, was sie für Wahrheit erkannt, durch ihren Austritt ein lautes Zeugniß zu geben, lieber in einer Gemeinschaft bleiben, die sie selbst öffentlich für einen Bund der Finsterniß ausschreien. Das christliche Herz blutet, wenn man bedenkt, daß solche Scheinweisheit unter der gleißenden Larve einer höheren und zeitgemäßen Aufklärung, Tausende vom Wege des Lebens abführt und in die ewige Finsterniß hinabstürzt. Doch, man lese selbst die starken Worte des Verf. S. 26—30. im Zusammenhange. — Die zweite Classe von Gegnern bilden diejenigen, welche die Dreieinigkeit Gottes in der Einheit des Wesens läugnen, und die Trinität bedingt seyn lassen von einer zeitlichen Wirksamkeit; an der Spitze derselben stehen die Sabellianer und der neueste Vertheidiger dieser Häresie ist Schleiermacher (S. 30.). Mit Scharfsinn zeigt der Verf., wie diese ganze Vorstellung nicht nur schriftwidrig ist, weil sie die Persönlichkeit des Vaters, Sohnes und heiligen Geistes läugnet (S. 31 ff.), sondern auch daß sie zu der frevelnden Annahme einer ewigen und nothwendigen Schöpfung führe und Gott selbst zu einem Uebling, einem todtenden oder doch schlafenden, in sich selbst verurteilten und verschlossenen Gözen mache, der kein anderes Attribut hat als das des vollkommensten Egoismus (S. 31—38.). Höchst wichtig und beherzigenswerth ist ferner die Bemerkung, daß aus einer jeden der wirksamen Eigenschaften des göttlichen Wesens, sobald sie als wesentlich und nicht als bloße Abstractionen aufgefäßt werden, die Mehrheit der Personen in der Gottheit sich erschließen lasse (S. 38—42.). Die Einwürfe der Gegner, und besonders der, als ob durch die Dreieinigkeit die Einheit Gottes aufgehoben werde, werden mit stichenden Gründen beantwortet (S. 42—66.), und es wird mit Recht bemerkt, daß in der Christenheit die Längner der Dreieinigkeit stets nur als Fremdlinge und Abtrünnige gelten können. Schließlich tadelt noch der Verf. mit gutem Grunde diejenigen, die dem geoffenbarten Sohne Gottes eine ausschließende Verehrung zu widmen scheinen, oder wenigstens die unzertrennliche Gemeinschaft des Vaters, Sohnes und heiligen Geistes, welche besonders in den alten Liturgieen und Kirchenliedern so schön festgehalten ist, nicht genugsam beachten (S. 66—Ende).

Wir haben so die äußersten Umrisse dieses Anfangs einer neuen Apologie unserer Confession gegeben, die wir kein Bedenken tragen mit der des Philippus, dem Sinn und Geiste nach, zusammenzustellen und daher unter den Confessions-Zubelschriften



oben an setzen. Denn wahrlich, eine solche Schärfe und überzeugende Kraft, wie sie in dieser Schrift gefunden wird, ist nicht nur ein Anlang jener herrlichen Tage, sondern verjagt uns mitten in sie hinein. So sollen die biblischen Ideen, nach ihrem ursprünglichen und wesentlichen Leben aufgefaßt, so im Gegensatz gegen die todte und finstere Betrachtungsweise einer selbstfüchtigen Philosophie, dargestellt werden. Der Herr schenke fernem diesem lieben Mitsreiter recht viel Kraft, daß er (wozu er uns Ausicht macht) auch die übrigen Artikel der Confession apologetisch durchgehe!

II. Denkmal der Augsburgischen Confession. Seinem lieben Vaterlande gewidmet von Gotthold Heinrich Löber, Pfarrer zu Eichenberg. Jena 1830.

Auch aus dem Altenburgischen, wo sonst der geistliche Tod zu Hause ist, eine kräftige, erweckende Lebensstimme! Kaum war diese Schrift heraus, als sie auch schon, vielfach unter's christliche Volk verbreitet, für das sie eigentlich geschrieben ist, und auf eine rührende Weise von mehreren Hausvätern, die im Weimarischen das Jubelfest nicht hatten feiern können, wieder vielen Christen als ein rechtes Confessions-Erbauungsbuch an's Herz gelegt ward. Und ein solches ist sie nun auch im vollsten Sinne des Wortes; mit einem frischen Leben stehen die alten Glaubenshelden in der Erzählung des Verf. wieder auf; Geschichte, Lehre und Ermahnung bieten sich hier überall die Hand. Das Ganze fängt mit einem historischen Ueberblicke an, worin unter Anderem trefflich entwickelt wird, wie Gott augenscheinlich durch die Leitung der äußeren Begebenheiten die Entschingung sowohl als den Fortgang der Reformation schützte (S. 7 ff.), die in dem denkwürdigen Jahre der Uebergabe der Augsburgischen Confession gleichsam ihre Siegeshöhe erreichte (S. 4.). Diese Zeiten der ersten Liebe zu zeichnen hat der Geist der Liebe selbst den Verf. ausgerüstet, obgleich er dabei die Runzeln und Flecken des geistlichen Israels nicht überseht. Die Erzählung bewegt sich sicheren und kräftigen Ganges fort; überall sind biblische Parallelen und Winke gegeben, um Gottes Wege mit seinem neuen wie mit dem alten Volke klar darzulegen; auch sind die Hauptpunkte und Abschnitte stets verständlich gewählt. Den Mittelpunkt bildet, wie's sich gebührt, die Confession selbst, wovon der Verf. für seinen Zweck nur den ersten Theil vollständig, den letzteren aber „von den Mißbräuchen“ im Auszuge gegeben hat. Die Anmerkungen zu der Confession sind auf das Bedürfnis christlicher Laien berechnet, und darum mit ausgewählten Schriftstellen begleitet, die mit einem Blicke die Harmonie unseres Bekenntnisses mit der heiligen Schrift vor Augen stellen. Eine besonders interessante Zugabe ist die Gallerie von Charakteren denkwürdiger Männer aus der Reformationszeit, worin besonders auch auf Gottes Wege und Führungen mit ihnen, zur Stärkung und Erhebung christlicher Gemüther, hingewiesen ist. — Selbst der Styl des Verf. ist aus einem lebendigen Umgange mit jenen alten Glaubenshelden herausgebildet. Dazu ist das Ganze mit einem Blick der Liebe auf die Gemeinde des Herrn geschrieben, welche auch im Schlußworte des Verf. sich unverkennbar ausdrückt; und das Volksmäßige der Behandlung ist nichts Manirirtes, sondern ein Abglanz seiner innigen Durchdringung von dem Gefühle der christlichen Gemeinschaft. Kurz, die Schrift ist werth als ein wahres Denkmal den edelsten und reifsten Früchten des Evangelischen Geistes beigelegt zu werden.

III. Geschichte der Augsburgischen Confession nebst einem genauen Abdrucke derselben mit den Lesarten der ersten Ausgabe Melancthon's. Von F. W. M. Hammer-schmidt, Pfarrer zu Altona. Barmen 1829.

Das reiche, schwellende Glaubensleben, das die Löber'sche Erzählung durchströmt, sucht man vergeblich hier. Des Verf. Darstellung ist anspruchslos und treu, mangelt aber sehr der Anschaulichkeit. Die Auszüge aus den Schriften der Reformatoren sind gut und zweckmäßig. Was bei dem Abdruck der Confession geleistet ist, besagt der Titel.

IV. Die Augsburgische Confession mit ihrem Grunde in der heiligen Schrift, nebst den drei Hauptbekenntnissen der christlichen Kirche und einer das Bedürfnis der Zeit berücksichtigenden Einleitung von Moritz Gottwald Böttger. Dresden 1830.

Eine Stimme aus dem Sachsenlande, die recht laut und eindringlich sich vernehmen läßt. Der Verf. spricht als ein von der Gnade Christi Ergriener, der ihm zu Dank gern Allen diese selige Gewisheit des Glaubens einhauchen möchte. Betrachten wir zuerst die Einleitung. Rhapsodisch, aber warm und wahr, stellt sie die Grundbegriffe des Evangeliums; Sünde und Gnade, geistlichen Tod und geistliches Leben, menschliche und göttliche Gerechtigkeit dar, zeigt, daß die Vernunft erst durch das Licht der Offenbarung helfend, die Tugend erst an dem Maßstabe des göttlichen Gesetzes recht gemessen und durch das läuternde Feuer der Liebe erst christlich bewährt werde. Alles ist hier nicht nur etwa beredt, sondern aus tiefem christlichen Gemüth und geistlicher Erfahrung geschriebe. So schreibt der Verf. unter Anderem: „Wenn ich als Knabe das Gleichniß Matth. 22, 1 ff. las, so dachte ich: Diese Vergleichung kann doch wohl nicht richtig seyn. Wenn man zur Hochzeit geladen wird, so kann man vernünftigerweise wohl sagen: Ich will nicht kommen; aber die Boten, die uns so freundlich einladen: „Kommet, es ist Alles bereit,“ zu greifen, zu höhnen, zu tödten — das thut doch wohl kein Mensch . . . Und doch ist es so. Der Grund liegt nicht tief. Das Gewissen bezeugt zu laut, daß ein Sünder vor dem heiligen Gott nicht bestehen kann. Kann nun das Herz das große Geheimniß nicht glauben, daß Gott eine Erlösung erfunden hat; daß es ein Opfer, eine vollgültige Genugthuung für die Sünde gibt; daß Gott es ist, der gerecht macht, und zwar natürlich nur den Sünder, denn die Andern bedürfen es nicht; so ist es nicht zu verwundern, daß diese so freundliche Einladung, die mich aber zum Sünder macht, die mir meinen vermeintlichen einzigen Schutz, mein Alcid (Matth. 22, 11.), meine Tugend nehmen will, erbittert. Alles schreit: Ihr Männer von Israel, helfet! Mysticismus! Schwärmerci! Finsterniß! falsche Ruhezeiten! Vernunftschall!“ (S. 35, 36.) — Das Mitgetheilte mag zugleich als eine Probe des lebendigen Stils des Verf. gelten. — Der Beweis aus den Wirkungen des Christenthums im Leben der Einzelnen so wie der Geschlechter ist sehr gut geführt (S. 48 ff.); wir verweisen die Leser auf die Schrift selbst, die gewiß keine Spren enthält. Denn nur eine dogmatische Nachsamkeit ist es, wenn der Verf. S. 42, über die Linie der rechtelichigen Darstellung hinaus, den Unterschied zwischen dem Alten und Neuen Bunde ganz identisch macht mit dem zwischen Gesetz und Evangelium. Den rechten Ausdruck wird er finden in der Apologie der Augsburgischen Confession, wo es Art. II. p. 60. heißt: „*Universa Scriptura in hos duos locos praecipuos distribui debet, in legem et promissiones.*“ So ist auch die höchst enthusiastische Anpreisung der Milner'schen Kirchengeschichte S. 33. (In unserer Zeit thut es Noth, daß man wisse, was man will, daß man festen Grund und Boden habe; und insofern dies vom Wissen abhängig ist, kenne ich nächst der heiligen Schrift hiezu nichts Besseres als dieses Werk“) eben durch die stark hervortretende Individualität in diesem Urtheile nicht weiter irreführend; wenn der Verf. weiter kommt, wird er wohl entdecken, daß auch dieses Werk einige Schattenseiten hat. — Um nun auch etwas von der Ausstattung der Confession in diesem Büchlein zu sagen, so sind die Schrift-Allegate, so wie die übrigen Anmerkungen fleißig und mit Einsicht beigebracht; auch die einzelnen Anführungen aus der Apolog. Conf. Aug. stehen an ihrem rechten Plage.

(Schluß folgt.)



## Ueber die Verbindung zwischen Unglauben und Aufruhr.

Die Ev. K. Z. ist wohl wegen keiner ihrer Aeußerungen mit mehr Bitterkeit und Heftigkeit angegriffen worden, als wegen der Behauptung, daß eine Verbindung zwischen dem heutigen Unglauben und dem heutigen Liberalismus statt fände. Öffentlich werden die Ereignisse der drei letzten Monate selbst unter denen, welche die Partheisucht gegen die Klärten und heiligen Lehren der Schrift und der Geschichte bisher verblindet hatte, Vielen die Augen geöffnet haben. Zur näheren Verständigung über diesen jetzt so practischen Gegenstand möge die kürzlich erschienene Schrift des Herrn Professor Krug in Leipzig: „An meine Deutschen Mitbürger“ dienen, in welcher dieser die jetzige Zeit der Pöbelaufstände als vorzüglich geeignet darstellt, Repräsentativ-Verfassungen (im flachsten Sinne des Wortes, wie er denselben p. 8 und 9. näher entwickelt) einzuführen. Er begründet diese angebliche Hauptforderung der Zeit durch folgende Darstellung des Zeitgeistes:

„Offenbar ist die heutige Welt eine andere, als die vor einigen Menschenaltern. Die Bildung ist vorgeschritten, das Bewußtseyn der Menschenwürde lebendiger geworden. Darum will man nicht mehr bloß von Pflichten hören, man spricht auch von Rechten. Man will überhaupt achtungsvoller behandelt seyn. Sonst hieß es: „Meister Just, mach' Er mir ein Paar Stiefeln!“ Jetzt heißt der Meister ein Herr, und das Er hat sich in Sie verwandelt zc. — Eben so durfte sonst der Prediger unbedenklich zu seiner Gemeinde sagen: „Ihr seyd in Sünden und Lastern ersoffen!“ wenn er auch selbst kein Heiliger war, und Leute vor sich hatte, die geistig höher standen, als er selbst. Jetzt lacht man ihn aus, wenn er so poltert und schmäht, verläßt die Kirche, oder jagt ihn wohl gar von der Kanzel, wie es in Frankreich manchem Missionsprediger begegnet ist. Bei so bewandten Umständen darf man sich nicht wundern, wenn jetzt auch in bürgerlicher Hinsicht größere Ansprüche gemacht werden, wenn die Menschen sowohl als Staatsbürger wie auch als Ortsbürger Theil nehmen wollen an der Verwaltung ihrer öffentlichen Angelegenheiten. Denn die Zeit des blinden Gehorsams ist, im neunzehnten Jahrhundert eben so unwiederbringlich verloren, als die Zeit des blinden Glaubens. Beides zurückzuführen geht über alle menschliche Kräfte, weil sowohl die physischen als die moralischen Mittel, durch welche man sonst beides erzog, ihre Wirksamkeit verloren haben. Will doch selbst der Soldat nicht mehr blind gehorchen, und sich als bloßes Werkzeug gegen seine Mitbürger brauchen lassen, weil er sich auch als Bürger fühlen gelernt! zc.“

So oberflächlich und frivol dies Gerede auch auf den ersten Blick erscheint, so tief und wichtig sind doch die Wahrheiten, die dadurch in's Licht gestellt werden. Es ist allerdings dieselbe Gesinnung die, dem Prediger gegenüber, von der eigenen Sünde nichts wissen will, — und die der Obrigkeit oder überhaupt einem Höheren gegenüber, von Pflichten gegen dieselben nichts hören mag; die in dem Prediger nur seine Person, in seinem Worte nur Menschen Wort, statt in jenem den Diener Gottes und in diesem Gottes Wort, sieht, — und die das Wesen der Obrigkeit als des lebendigen Gottes Dienerin, welche sein Schwert zu seiner Ehre führt, erkennt, und sie zur Vollstreckerin des Willens des von ihr repräsentirten Volkes, behufs der Erreichung zeitlicher Zwecke, herabwürdigt, — es ist dieselbe Gesinnung,

die aus der Finsterniß der eigenen Vernunft die höchste Wahrheit, aus dem eigenen, durch die Sünde vergifteten Willen Besserung hervorzubringen hofft, statt jene in Gottes Wort zu suchen, und diese von ihm zu erschauen, — und die aus dem Rothe der menschlichen Leidenschaften, aus Ehrsucht und Habsucht, das Gebäude der Freiheit aufbauen will, statt das Recht zu lernen und zu ehren, welches in Gottes heiligem uns geoffenbarten Willen schon längst vorhanden und in den wohlbegründeten Rechten und Verfassungen eines jeden Landes erschienen ist, und nach der Gerechtigkeit zu trachten, durch welche uns alles Andere, auch die wahre Freiheit, zufallen soll, — es ist dieselbe Gesinnung, die in Paris die Vernunft in der Person einer Hure vergöttert, und in Leipzig und Dresden den plündernden Pöbel als politischen Reformator begrüßt. „Suchet immer was ihr sucht, aber es ist nicht da wo ihr es sucht,“ möchte man diesen politischen Schwärmern mit Augustinus zurufen. Der Mund der Wahrheit ermahnt uns, dem, der uns den Rock nimmt, auch den Mantel zu geben, dem, der uns auf die eine Wacke schlägt, die andere hinzuhalten, mit dem, der uns eine Meile nöthigt, zwei zu gehen, und uns in Gesellschaften unten an zu sehen; die Apostel lehren uns, der Obrigkeit zu gehorchen, die Gott über uns gesetzt hat, und den wunderlichen Herren zu dienen, als dienten wir Christo. \*) Und ihr erwartet politische Freiheit von denen, die lieber von ihren Rechten als von ihren Pflichten sprechen hören, die sich in die höheren Stände hinaufdrängen, um „achtungsvoller“ behandelt zu werden, die lieber befehlen als gehorchen mögen? Wißt ihr nicht, daß das erste Element eines Zustandes politischer Freiheit Selbstverläugnung und Achtung vor den Rechten Anderer ist? Und wo soll diese Achtung anders wurzeln, als in dem Gehorsam gegen Gottes Gesetze, in der Demuth, in der Liebe? Wo diese christlichen Tugenden, wo Keuschheit und Mäßigkeit, kurz, wo das Christenthum aufblühet, da hofft auf politische Freiheit, aber nicht wo der Pöbel zu plündern und zu brennen anfängt! Oder habt ihr auch das gemeine Sprüchwort vergessen, daß, um befehlen zu können, man erst gelernt haben muß zu gehorchen? Wer hat wahre politische Freiheit auf Erden verbreitet, das Christenthum oder die französische Revolution mit ihrem Kinde Napoleon?

Kann man auch Trauben lesen von den Dornen, oder Feigen von den Disteln? Ein jeglicher guter Baum bringet gute Früchte, aber ein fauler Baum bringet arge Früchte. Ein guter Baum kann nicht arge Früchte bringen, und ein fauler Baum kann nicht gute Früchte bringen. \*\*)

\*) Diese heiligen Lehren sind, wie wir nächstens ausführlich darzustellen hoffen, mit einer pflichtmäßigen Vertheidigung solcher Rechte, deren Erhaltung Gott uns anvertraut hat, vollkommen vereinbar.

\*\*) Ein anderes Beispiel der Verbindung des Unglaubens und Liberalismus führt Herr Professor Krug aus einer Schrift: „Die Rechte und Forderungen der freien Hamburger, wie sich die öffentliche Meinung bei Gelegenheit der gegenwärtigen Unruhen deutlich darüber ausgesprochen; Hamburg im September 1830,“ an. Diese „freien Hamburger“ fordern nämlich: „Hohe und höchste Verpöbnung solcher Religionslehren, welche, indem sie die Seele verwirren, den Geist gefangen nehmen, und hiedurch anfänglich den stillen, später aber den lauten Wahnsinn erzeugen.“ Herr Krug ist gerecht genug, obgleich er nicht verkennt, daß hier der Mysticismus und Pietismus gemeint ist, von dem er „kein Freund“ ist, wie er selbst sagt, und obgleich er mit diesen freien Hamburgern in der Hauptsache übereinstimmt, ihnen dennoch vorzubalten, daß diese Forderung ungerecht, und mit der von ihnen ebenfalls geforderten Pressfreiheit unvereinbar sey.



# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1830.

Sonnabend den 6. November.

N<sup>o</sup> 89.

Schriften, zunächst durch die dritte Jubelfeier der Augsburgerischen Confession veranlaßt.

(Schluß.)

V. Die ungeänderte, wahre Augsburgerische Confession und die drei Hauptsymbole der christlichen Kirche, mit historischen Einleitungen und erläuternden Anmerkungen von M. Christian Heinrich Schott. Leipzig 1829.

In einem planen, rasch fortschreitenden, wahrhaft historischen Style bringt der Verfasser in der Einleitung die merkwürdigsten Data aus der Kirchen- und Reformationsgeschichte von Luther's Auftreten bis 1530, und einige kurze Andeutungen aus der folgenden Geschichte bis zu Luther's Tode bei. Hier so wie in den Anmerkungen zur Confession trifft man eine nicht gemeine Belesenheit an, und es ist klar, daß der Verf. mit Liebe an die Arbeit gegangen sey. Die Schrift hat gewiß, wie der Verf. es wünscht, eine freundliche Aufnahme gefunden und wird sie noch ferner finden.

VI. Der unveränderliche Werth des Augsburgerischen Glaubensbekenntnisses. Eine Predigt, am 25. Juni 1830 in der Schlosskirche zu Wittenberg gehalten von Dr. Heinrich Leonhard Heubner, Professor der Theologie zc. Wittenberg 1830. \*)

Der Verf. hebt zuerst in der Einleitung die Bedeutsamkeit des Bekenntnistages in historischer Hinsicht hervor; nicht die Anfänge der Reformation oder eine noch unvollendete Protestation, sondern das offene, vieltönige Bekenntniß des Glaubens der Evangelischen Kirche in der Fürsten und des Kaisers Mitte ist es, dessen Erinnerung wir feiern (S. 5.). Doch unwillkürlich wendet sich der Prediger, von Wehmuth ergriffen in dem Siegesjubel, zur Gegenwart, und fragt: Mit welchen Empfindungen

werden denn wir nach dreihundert Jahren dies Fest feiern? Denn es kann nicht anders kommen, wenn ein christliches Herz im Busen schlägt, der muß weinen über die Verwüstung unserer Kirche, der muß, um das Glaubensauge zu stärken, hindblicken auf den kleinen Samen von Treuen, die der Herr noch in dieser bösen Zeit sich bewahrt hat. Der Verf. entwickelt darauf, nach Anleitung des Textes 1 Petr. 1, 25. den unveränderlichen Werth des Augsburgerischen Glaubensbekenntnisses. Er zeigt im ersten Theile auf den Grund hin, worauf dieser Werth beruhet, und findet diesen 1) in der reinen Quelle, aus welcher dies Bekenntniß abgeleitet (aus dem Worte Gottes allein und nicht aus menschlichen Gedanken und Erfindungen), 2) in dem Inhalte desselben (denn es begreift die wesentlichen, allen Menschen nöthigen Heilslehren des Christenthums), 3) im Geiste der Bekenner, die es abgelegt haben (denn dieser war ein Geist des frommen, gewissenhaften Ernstes, der Glaubensfreudigkeit und Standhaftigkeit, der christlichen Demuth und Milde). — Im zweiten Theile führt der Verf. gleichsam die Stimme des Bekenntnisses und jener heldenmüthigen Bekenner zu Augsburg als warnend und strafend, als erweckend und stärkend, als tröstend und beruhigend für unsere Zeit auf. Mit Feuereifer spricht der Verf. ferner von der Einheit des Glaubens nicht nur mit jenen Bekennern, sondern mit der Apostolischen Kirche (S. 20.), preiset das Bekenntniß als das Heiligthum der wahren Gläubigen und das rechte Stärkungsmittel für alle blöde Herzen, und schließt mit einem Worte des lieblichen Trostes an das Haus des Herrn, an die wahre Gemeinde Jesu Christi, die da bleiben wird mit dem Worte Gottes bis an das Ende der Tage. — Ohne Zweifel wird diese Predigt den abtrünnigen Söhnen der Kirche, die sich wieder unter's Menschenjoch begeben wollen, obgleich sie so theuer erkauft sind, nicht ein Balsam dünken, sondern vielmehr als ein Streitruf erschallen; und wohlan! — sie soll es seyn; eine jede Stimme des wahrhaft christlichen Lehrers soll und muß ihnen das seyn, bis sie umkehren und demüthig, reuevoll die Gnade wieder suchen und die Gemeinschaft der Kirche, die sie freventlich von sich gestoßen. Dank sey aber dem theuren Wittenberger Prediger, daß er in diesem ehemals geistlichen Zion, wo wieder lebendige Steine ein-

\*) Wir geben, was der verehr. Einsender über diese Predigt sagt, nur in einem Auszuge, weil derselben schon eine besondere Anzeige gewidmet worden.

Anmerk. der Red.



gefügt wurden dem großen Bau Gottes, an dem Ehrentage unserer Kirche freimüthig seinen Mund aufthat, und nicht wie so Viele, die auf Moses Stuhl jetzt sitzen, den Schaden Israels geistlich verbarg!

VII. Predigt zur Jubelfeier wegen der 1530 am 25. Juni übergebenen Augsburgerischen Confession vom Archidiaconus Harms in Kiel. Kiel 1830.

„Auf daß nicht gänzlich geschwiegen werde.“ So beginnt der Verf. sein Vorwort zu dieser Predigt. Auch uns hat's gewundert, daß nicht mehr laute Stimmen und feurige Zungen aus Holstein, dem gewiß auch der Herr einen neuen Frühling, einen hellen Schein gegen Abend schenkt, sich haben hören lassen. Nun, Gott Lob! das Wort, das hier gesprochen worden, ist desto kräftiger und dankenswerther. Wie dem theuren Heubner so ist auch Harms das prophetische Wort Jes. 26, 2. zuerst als ein vollwichtiges für diesen Tag bezeugt; denn nur dem Volke, das den Glauben bewahrt, gilt dieser Jubeltag. Wie Heubner, so erkennt Harms in unserer Kirche nicht eine neue, sondern die alte, die vom Anfang war; und wohl mag es dann ein Geringes scheinen, wenn das Jungseyn, das die Gegner sehr mit Unrecht unserer Kirche vorwarfen, sich jetzt wieder wenigstens um ein Jahrhundert mindert. Sieben sind der Punkte, die der Verf. hier in seiner bekannten, oft genialen Weise behandelt, und womit er beantwortet: Was die Augsburgerische Confession sey? Sie ist der Grundstein unserer Kirche (natürlich nicht insofern ein neuer Grund gelegt, sondern insofern der alte aufgedeckt wurde), eine Scheidwand zwischen ihr und der päpstlichen (indem sie an der alleinigen Mittlerschaft Jesu festhaltend, die Mißbräuche der Letzteren verwirft), eine Wurfschaukel ihrer eigenen Tenne (schon zu der Zeit, da sie entstand, und noch vielmehr in der unsrigen, da der Irrethum, die sich für hohe Weisheit ausgeben, wie Sand am Meer sind) und eben damit den falschen Brüdern ein Dorn im Auge (daher die Bekenner schimpflicher Weise bei ihnen Symholfnechte heißen); sie ist der Rechtgläubigen Augapfel (und dieser ist sehr zart; er verträgt kein Stäubchen des Wahns), und dazu ein Schild des Glaubens, mit welchem sie alle feurige Pfeile auslöschen; sie ist endlich ein schützendes Heiligthum der Kirche wider alle Eingriffe weltlicher und geistlicher Macht. Genug von der Anordnung der Predigt; nun auch ein Paar Proben von der Ausführung selbst. So charakterisirt der Verf. die neueren Glaubens- und Bekenntnißstürmer: „Nichts möchten die Irrelehrer und Ungläubigen in unserer Kirche lieber, als daß die Augsburgerische Confession möchte abgeschafft werden. Mit der Schrift wissen sie fertig zu werden; was ihnen darin nicht ansteht, das erklären sie weg... Allein die Augsburgerische Confession ist doch so ziemlich unser Deutsch, und daß die Gesangbücher, Catechismen, Kirchenagenden, Predigten, Kinderlehren und Alles in Uebereinstimmung mit dieser Confession seyn soll, gleichwie auch der wissenschaftliche Vortrag derer, welche die künftigen Diener der Kirche lehren, das liegt nur zu deutlich am Tage. Darum will man lieber ein anderes Glaubensbekenntniß, und am liebsten gar keines. Die große Ungereimtheit möchte man uns aufhalten, daß die Schrift ohne Glaubensbekenntniß, d. h. ohne einen bestimmten Glauben, richtig könne verstanden werden. Versieht ja doch kein Mensch den anderen auf der Straßte genau und recht, wofern er nicht mit einem Glauben von ihm ihn anhört. Ihr wißt doch, Geliebte, daß alle Prediger und alle Doctoren der Theologie eidl ich auf die Augsburgerische

Confession verpflichtet sind? Jes. 36.: Rede auf Syrisch und nicht auf Jüdisch mit uns, denn wir verstehen's wohl. So haben seit mehreren Jahren Prediger und Professoren gesagt: Redet auf Latein mit uns, und haltet uns nicht so auf Deutsch unsere Abweichungen von der Augsburgerischen Confession vor, daß nicht unsere Oberen, daß nicht unsere Zuhörer, daß nicht das Volk es erfahre. Schweigen wir aber nicht und an unserem Jubelfeste gar nicht — ob ihnen die Confession auch noch so sehr ein Dorn im Auge ist... Sie rufen immer: Licht, Licht! und wenn ihr Thun dann an's Licht gestellt wird, so schreien sie: Denunciation, Angeberei! Das ist ihre faule Sache.“ — So weit von der Harms'schen Jubelpredigt.

VIII. Jehovah Zidkenu, der Herr unsere Gerechtigkeit! das Lösungswort der Reformatoren, von M. F. Sander, Pastor zu Wichlinghausen. Barmen und Elberfeld 1830. 64 S. 8. \*)

Schreiber dieses muß bekennen, daß ihm unter den vielen Schriften, welche das Jubelfest der Uebergabe der Augsburgerischen Confession in's Daseyn gerufen, kaum eine zu Gesicht gekommen ist, in welcher der eigentliche Quell-, Kern- und Zielpunkt der Reformation so klar herausgetreten wäre, als in der vorbenannten. Er ist im Voraus überzeugt, daß alle diejenigen Geistlichen, denen daran gelegen ist, tiefer in die Seele der reformatorischen Wirksamkeit, gründlicher in das Verständniß des heiligen Evangeliums eingeführt zu werden, dem würdigen Verf. für seine köstliche Gabe innigen Dank zollen werden. Darum wollen wir nicht säumen, die Prediger des Evangeliums, ja Alle, die zu dem königlichen Priesterthum gehören, ersichtlich zu bitten, dieses Schriftchen zu lesen und zu verbreiten, und sind gewiß, daß eben dadurch manche Wolke, welche den Jehovah Zidkenu verhüllt, kräftiglich gebannt und getilgt werden wird. Ja es wird nicht wenigen Evangelisten ergehen, wie es schon mehreren Lesern dieser Schrift ergangen ist, d. h. es wird ihnen in ihrer Wirksamkeit für das Reich des Herrn, mancher krankhafte Schaden, manche mit dem Evangelio unverehbare Gefährlichkeit aufgedeckt werden; sie werden in der Tiefe des Herzens sich gedrungen fühlen, fortan mit lebendiger Andringlichkeit das Lösungswort der theuren Reformatoren zu dem ihrigen zu machen, überzeugt, daß einerseits die Grundfesten des (rationalistischen) Unglaubens wie des (romantischen) Aberglaubens nur durch die Evangelische Verkündigung des Jehovah Zidkenu wahrhaft bestürmt und geschleift werden können; und daß andererseits dem christlichen Leben und Streben durch die gläubige Erfassung dieser dem Evangelio eigenthümlichen Kern- und Fundamentallehre der rechte Muth und die volle Gluth angethan werde.

Schwierig ist es, den reichen Inhalt des vorliegenden Schriftchens in einem Auszuge genügend darzulegen. Wir müssen auf das Büchlein selbst verweisen, glauben aber doch zur Motivirung und Verstärkung unserer Empfehlung im Allgemeinen den Gang desselben angeben zu müssen.

Der Verf. weist es vorerst aus verschiedenen Aeußerungen Luthers schlagend nach, wie der Lebenspuls aller Gedanken und Bestrebungen dieses großen Reformators die Lehre war, daß der Mensch gerecht werde vor Gott nicht aus den Werken, sondern allein durch den Glauben. Er zeigt

\*) Von einem anderen Einsender.



uns, wie sich die gläubige Ergreifung dieser Fundamentallehre des Evangeliums allmählig bei Luther entwickelte, und wie er eben durch die lebendige Erfassung derselben zu einem ganz neuen Leben, zu einer durchaus umgestalteten Einsicht in die heilige Schrift neugeboren wurde.

So mahnet Luther den Georg Spenlein: „Darum, mein lieber Bruder, lerne Christum erkennen und zwar den Gekreuzigten, lerne an dir selbst verzagen und singe ihm ein solches Lied: Herr Jesu, du bist meine Gerechtigkeit, ich aber bin deine Sünde; du hast das Meine angenommen, mir aber das Deine gegeben; du hast angenommen, was du nicht warest und mir gegeben, was ich nicht war.“ — „Hüte dich, einer solchen Gerechtigkeit nachzustreben, wo du dir nicht mehr als ein Sünder vorkommen willst.“

„Was ist die Gerechtigkeit?“ schreibt er an Spalatin. „Die Anklage seiner selbst. Wer ist gerecht? Wer sich selbst anklagt. Wie so? Weil er dem Gerichte Gottes zuvorkommt und eben das verdammt, was Gott auch verdammt, nämlich sich selbst.“ — Und an Hartmuth von Cronenberg 1522: „Gute Werke muß man thun, aber nicht auf sie, sondern auf Christus Werk die Zuversicht bauen, und die Sünde, Tod und Hölle nicht mit unsern Werken antasten, sondern sie von uns weisen auf den rechtfertigenden Heiland, auf den König in Zion; der weiß mit Sünde, Tod und Hölle umzugehen; das ist der Sündentöbter, der Todwürger und der Höllenfresser, den lasse mit solchen Sachen schaffen, und lege du deine Werke an den Nächsten, daß du damit ein gewiß Zeichen habest des Glaubens an den Heiland und Sündenvertilger.“ — „Wenn ich fühle,“ spricht er über Galat. 3., „daß mich die Sünde im Gewissen beißt, hebe ich meine Augen auf, und sehe die eiserne Schlange an am Kreuze, meinen lieben Herrn Christum; da finde ich denn eine andere Sünde wider meine Sünde, die mich also anklaget und fressen will. Dieselbige andere Sünde aber ist Christus mein Herr, der für uns zur Sünde gemacht ist, ob er wohl von keiner Sünde wußte, auf daß wir in ihm würden die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt. Dieselbige Sünde ist also mächtig, daß sie meine Sünde verdammt, und der ganzen Welt Sünde wegreißt.“ — „Ehe Gott die Werke ansehe,“ schreibt derselbe Reformator, „sah er die Person an und der Gehorsam eines Paulus gefalle ihm, weil er der Gehorsam eines Gläubigen sey. Auch sey es ganz falsch, zu denken, als ob man nur im Anfange durch den Glauben gerecht werde, in der Folge aber, nachdem man Vergebung der Sünden und Gnadenkräfte erlangt habe, gute Werke zu thun, auch die Werke mit zur Rechtfertigung beitragen und vor Gott angenehm machen. Die Werke glänzen nur radiis fidei und gefallen nur um des Glaubens willen, nicht aber umgekehrt. Auch rechtfertigt der Glaube nicht um sein selbst willen, oder durch irgend eine ihm inwohnende Herrlichkeit: denn alsdann könnte er die Rechtfertigung nur zum Theil bewirken, und die Gewißheit des Trostes würde aufgehoben, da der Glaube nie vollkommen, sondern auch in den Heiligen noch schwach und matt ist. Eben so wenig sey die Rechtfertigung von der Vollendung der Erneuerung abhängig; das sey ja nichts Anderes als behaupten, daß man durch's Geseß und nicht durch die Gnade gerecht werde.“

Es würde uns, wie gesagt; zu weit führen, wenn wir von den herrlichen Stellen, welche der Verf. anführt, hier noch mehrere wiedergeben wollten. Sie sind sämmtlich sehr zweckmäßig ausgewählt, und es möchte wünschenswerth seyn, wenn die An-

zahl derselben noch größer wäre, zumal da, wie der Verf. richtig bemerkt, selbst unter den heutigen Vertheidigern der Evangelischen Wahrheit sich Wenige möchten auffinden lassen, welche dieses eigentliche Evangelium des Evangeliums recht aufgefaßt und wiedergegeben haben.

Aus der weiteren Betrachtung geht nun unwidersprechlich hervor, wie grade diese Lehre Luther'n in den Kampf gegen das Papstthum hinein führte, und in diesem Kampfe ihm Ausdauer gab und Sieg verlieh. Grade die lebendige Erkenntniß dieser Lehre, sagt Luther ausdrücklich, war die Ursache, „daß ich nun leider auf den großen Schauplatz hervortreten muß, da ich doch viel lieber in einem Winkel verborgen geblieben wäre, und viel lieber erwählt hätte, dem herrlichen Schauspiel der großen Geister unseres Jahrhunderts zuzusehen, als von Anderen gesehen und beachtet zu werden.“ —

Nicht das Streben (sagt der Verf. S. 18.) nach einer bloß äußeren Freiheit von beschwerlichen Menschensagen; — nicht der fleischliche Eifer, nicht der Uebermuth eines auf das Licht der Vernunft und auf die Kraft seines Willens stolzen Menschen trieb Luther in den schweren Kampf. Nein, der göttliche Eifer für das größere Heiligthum des Evangeliums, für die Lehre der Rechtfertigung durch den Glauben, über die nach schweren Kämpfen jenes helle Licht ihm aufgegangen war, führte ihn auf den Kampfplatz; und eben das Absehen von aller menschlichen Weisheit und Kraft, was nur da möglich ist, wo Christus unsere Gerechtigkeit geworden, gab ihm allein Muth und Kraft zu dem großen Kampfe, da er als ein armer Mönch allein wider die Macht des Papstes sich erhob. — Fast alle anderen Lehren des Papstthums, als: Primat des Papstes, Anrufung der Heiligen, Messopfer, die sieben Sacramente, Fegfeuer, ließ er ja im Anfange unangetastet. Nur indem er treulich dem Lichte jener Einen Lehre folgte, ward er die anderen Abweichungen der Katholischen Lehre vom Worte Gottes gewahr.“ —

Hierauf weist der Verf. historisch sowohl wie aus der Natur der Sache nach, wie in der Lehre von der Rechtfertigung eine das Gebäude der Römisch-Katholischen Irrlehren sprengende Kraft lag. Insbesondere wird es durch eine interessante Darstellung der Reformationsversuche vor Luther jedem Leser, der sein Auge nicht absichtlich der Wahrheit verschließt, ganz einleuchtend, daß nichts unentbehrlicher sey zu einer heilsamen Umgestaltung der Kirche, als „zuerst das Hauptbollwerk, wie eines jeden von der Bibel abweichenden Systems, so auch des Papstthums: die Werk heiligkeit, zu erobern, und dagegen über den Trümmern des Werkes der Eigengerechtigkeit den Thron der Gnade zu errichten, mit der Ueberschrift: Der Herr unsere Gerechtigkeit.“ — Es werden namentlich die Reformationsversuche eines Claudius von Turin, eines Peter von Brusi und seines Zeitgenossen Heinrich, ferner des Arnold von Brixen, ja selbst des Johann Wiclef und Johann Hus beleuchtet und der Grund, warum diese theuern Zeugen und Vorkämpfer nicht durchdrangen, wird darin nachgewiesen, daß die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben von ihnen Allen nicht klar genug erkannt und entschieden genug als Haupt- und Grundlehre verkündigt wurde. — Luther ging als Reformator nicht bloß negativ, nicht bloß zerstörend und niederreißend zu Werke, sondern er fing gleich damit an, etwas Positives zu geben und die Hauptsumme des Evangeliums darzustellen. Er konnte neben der Verunklärung der Wahrheit durch Scholastik, Möncherei und Papstthum die Wahrheit selbst und ihren herrlichen Schmuck zei-



gen, und die Lehre von der Rechtfertigung, lebendig ergriffen, gab nothwendig der ganzen Dogmatik eine andere Gestalt und führte zu denselben Resultaten, zu denen Luther selbst gelangt war. — Darum kann es auch nicht viel helfen, wie der Verf. weiterhin nachweist, daß man hie und da an den Außenwerken der Römischen Kirche etwas rüttelt; die Fundamente, auf denen die Hierarchie ruhet, die Principien der katholischen Dogmatik, müssen ungerissen werden, und das geschieht allein siegreich durch jenes Grunddogma der Protestantischen Lehre.

Diese Glaubenslehre war auch der tiefe Brunnen, daraus Martin Luther den unüberwindlichen Löwenmuth schöpfte. Es war ihm ein Geringes, ob er von Menschen, und seyen es auch Könige und Kaiser, gerichtet wurde, weil er schon vor dem höchsten Gerichte gestanden und da losgesprochen, ja selbst mit der Gerechtigkeit des Richters bekleidet war. Die Freudigkeit zu dem großen Tage des Gerichtes vernichtete alle Furcht vor der Welt und ihren Schrecken.

War aber dieses Wort: der Herr, unsere Gerechtigkeit, das Panier, unter dem die Reformatoren und ganz insbesondere Luther kämpfte, war diese Lehre ihre gewaltige Siegeswaffe, so gilt es, daß auch wir dieselbe mit aller Kraft herausstellen und wir stehen als Verräther der Evangelischen Kirche da, wenn wir diese Lehre, auf die sie gegründet ist, verwerfen. Darum müssen wir gegen jeden Versuch des eigenen Herzens, so auch gegen die Versuche Anderer, diese Lehre vom Glauben zu verdunkeln, und entweder heimlich oder öffentlich eine andere Gerechtigkeit, die durch Werke, aufzurichten, aufs Ernste streiten, als gegen eine Sache, welche die Evangelische Kirche von Grund aus zerstören will.

Hierauf zeigt der Verf. das Verfahren der falschen Protestantent, welche in der Opposition gegen jene Grundlehre viel weiter gehen, als selbst die Katholiken, und stellt es schlagend heraus, wie sie Luther'n, indem sie ihn zum Vater der Neologie und des Rationalismus stempeln wollen, viel ärger mißhandeln, als die bittersten Papisten. Er zeigt, wie die Scholastik, wie Sectirerei, Separatismus und Schwärmerei da ihr Haupt zu erheben anfangen, als das Wort vom Kreuz nicht mehr so kräftig verkündigt wurde, wie zu Luther's Zeiten; und wie grade durch die Vernachlässigung dieser Wahrheit dem Protestantismus so manche herrliche Provinz, namentlich: Brabant, Flandern, Böhmen, ein großer Theil von Ungarn, Polen, Oestreich, Kärnthen, Crain wieder geraubt wurde. Wären die Evangelischen Theologen, die am Ende des 16ten Jahrhunderts und das ganze 17te hindurch, besonders in Deutschland so viel mit den Jesuiten zu kämpfen hatten, mehr auf das Herz des Jesuitismus, auf Pelagianismus und Werkheiligkeit eingedrungen, wie Pascal, so würden sie auch ähnliche Siege wie derselbe errungen haben. Darum haben auch die Männer, durch deren Dienst und Werk der Herr in allen diesen Stürmen und Kämpfen die Evangelische Kirche segnete, schirmte, erbaute, als Arndt, Spener, Franke, Scriber,

Heinrich Müller, Valerius Herberger, Bogakly, Steinmez, Zinzendorf, Spangenberg, Bengel, Roos, Wesley, Whitefield, nichts Anderes gepredigt als diesen sogenannten Mysticismus, und haben nichts Anderes wissen wollen, als Christum den Gekreuzigten.

Zuletzt redet der Verf. von dem Verhältniß der Philosophie zum Evangelio, namentlich von der sogenannten Naturphilosophie, die eben so wohl ihrer Tiefen als ihrer Uebereinstimmung mit dem Evangelio sich rühmet. „Tiefen,“ sagt der Verf., „mag es in dieser Philosophie geben; man bedenke aber wohl, daß es auch Tiefen des Satans gibt. Besonders möchten dazu solche Lehren gerechnet werden, die den Unterschied zwischen Böse und Gut aufheben, indem sie das Böse als etwas Nothwendiges darstellen, als etwas, das bei der Offenbarung des Unendlichen im Endlichen unvermeidlich sey. Eine Philosophie, die eigentlich nichts von Sünde, Sündenschuld und Sündenherrschaft und von der Zurechnung der Sünden, von Strafe der Sünden, vom Zorne Gottes weiß, kann auch nichts von Erlösung und Gnade, nichts von dem großen Geheimnisse der Gottseligkeit, von der Rechtfertigung aus Gnaden wissen.“ Der Verf. schließt sein Büchlein mit der folgenden Bemerkung:

„Wir brauchen nichts als das Wort vom Kreuz, um alle diese Höhen der Erkenntniß, die sich wider Christum erheben, zu zerstören. Dieselben Waffen, die uns Sieg geben im Kampfe gegen die inneren, weit gefährlicheren Feinde, die werden auch alle Bollwerke der heidnischen, jüdischen und muhamedanischen Welt niederreißen. Dem Worte vom Kreuz, das göttliche Weisheit und göttliche Kraft ist, kann in die Länge kein Feind widerstehen, und zuletzt wird sich Alles beugen vor dem Herrn, des Namen ist Jehovah Zidkenu, und alle Völker auf Erden werden schwören: Im Herrn habe ich Gerechtigkeit und Stärke.“ —

Wir schließen diese Anzeige mit dem Wunsche, daß die Leser derselben durch die jedem Auszuge unvermeidlich anklebende Unvollkommenheit der Darstellung um so mehr gedrungen werden mögen, das inhaltschwere und gewiß im hohen Grade zeitgemäße Büchlein selbst zur Hand zu nehmen, damit die in demselben eröffnete wahrhaftige Quelle des Evangelischen Lebens und Wirkens nicht unbeachtet bleibe, und namentlich alle diejenigen, welche der Herr der Gemeinde zu Verkündigern der Wahrheit und zu Streitern wider solche Erkenntniß, welche sich gegen ihn erhebet, berufen hat, zu kräftiger Handhabung dieser gewaltigen Siegeswaffe aufgefordert und neubelebt werden mögen.

(Berichtigung.) In den Aufsatz über die Schrift des Dr. Friscke in Rostock Ev. R. Z. N. 75. 76. haben sich folgende sinnentstellende Druckfehler eingeschlichen:

S. 603. Z. 15. ist statt schriftwidrig zu lesen vernunftwidrig. S. 604. Z. 1. ist statt seine zu lesen keine, und statt aber und.



# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1830.

Mittwoch den 10. November.

N<sup>o</sup> 90.

## Ueber den Militärgottesdienst.

(Schreiben einer Militärperson an den Herausgeber.)

Schon lange war es mein Wunsch, mich Ihnen über einen Gegenstand auszusprechen, der mich seit Jahren bewegte, weil ich wohl hoffen darf, daß Sie das, was ich Ihnen mitzutheilen gesonnen bin, vermöge Ihrer Zeitschrift zur Anregung benutzen werden, aber immer wurde ich durch Reisen und Arbeiten manichsacher Art abgehalten, mich Ihnen auszusprechen. Doch, da sich mir jetzt ganz unerwartet ein Moment der Ruhe darbietet, so eile ich, mich Ihnen mitzutheilen.

Der Gegenstand, welcher mich so lange bewegte, ist kein anderer als der militärische Gottesdienst. — Als Kind trat ich in das Heer, jetzt färbt mein Haar sich schon immer mehr und mehr mit dem Grau des Alters, aber nur höchst selten ist mir in dieser langen Dienstzeit das Glück zu Theil geworden, von Militärpredigern eine wahrhaft erbauende und für den Kriegsmann berechnete Predigt zu hören, und doch wohnte ich militärischen Gottesdiensten in den verschiedensten Garnisonen unseres ausgedehnten Vaterlandes, bei'm Ausmarsche in's Feld, nach glücklichen Schlachten, bei der Heimkehr, also auch in Momenten bei, in welchen das Herz hörbarer als gewöhnlich zu schlagen pflegt, und wo man selbst mit geringer Nahrung zufrieden gewesen seyn würde, wenn man nur — besonders nach dem Kriege — der ausgeübten Seele irgend etwas Nahrhaftes dargeboten hätte. Vielleicht ginge ich noch heute in der Dunkelheit des von Gott entfremdeten Lebens mit einem zerrissenen Herzen dahin, wenn ich der Seelsorge der Militärprediger überlassen geblieben und nicht, nach Gottes Weisheit, durch einen Kriegskameraden, der in seiner Heimath den Herrn gefunden hatte, zur Erkenntniß der Wahrheit gekommen wäre. Und wie viel Krieger mögen, gleich suchend wie ich, auf dem Schlachtfelde ihre Seele ausgehaucht haben, ohne das Ziel ihres Lebens zu erreichen, und wie viele noch heute ohne Führer nach der Wahrheit streben? In so manchen mir theuren Gefährten entstand bei dem Mangel aller Erbauung bei einem Feldgottesdienste Bitterkeit gegen unsere heilige Religion. Kann das die wahre Religion seyn — fragte Mancher sich im Stillen, Andere sprachen es laut aus — die bei so wichtigen Ereignissen und nach Er-

rettung des Lebens aus tausendfacher Gefahr das Herz so kalt und leer läßt, nicht einmal die Oberfläche des Gemüthes zu berühren vermag? — Aber wahrlich, nicht unsere heilige Religion — wie es auch jetzt schon so Manche von ihnen einsehen — war daran schuld, sondern nur der Verkündiger derselben, der nicht aus der Tiefe des unendlichen Quells schöpfte, nur die Oberfläche mit unreinen Gefäßen berührte, und in diesen das kräftigste Wasser des Lebens getrübt und ungenießbar darbot. Statt Christum zu verkündigen, als Heiland und Erlöser des sündigen Menschengeschlechts, sprachen sie bei den Feldgottesdiensten nur von den Großthaten, die wir schon vollführt hatten, und welche Feder nach ihrem wahren Werthe zu würdigen verstand, oder von denen, die wir noch vollführen würden; statt auf die Sünden und geistigen Gefahren hinzudeuten, die dem Kriegsungeheuer auf den Fersen folgen, machten sie nur auf die leiblichen Gefahren aufmerksam, die noch muthig überwunden werden mußten, um den Frieden glorreich zu erringen, die ein Jeder kannte und muthig zu überwinden bereit war; statt von dem Troste der heiligen Schrift zu sprechen, den um ihr Seelenheil in den Gefahren des Krieges Besorgten mit 1 Joh. 1, 18. 19. zuzurufen: „Wisset, daß ihr mit dem theuren Blute Christi, als eines unschuldigen und unbefleckten Lammes, erlöst seyd von euerem eiteln Wandel nach väterlicher Weise, und dadurch die ewige Seligkeit erlanget,“ statt mit Paulo zu ermuntern: „Wir werden ohne Verdienst gerecht aus Gottes Gnade durch die Erlösung, so durch Christum Jesum geschehen ist, welchen Gott hat vorgestellt zu einem Gnadenstuhl, durch den Glauben in seinem Blute, damit er die Gerechtigkeit, die vor ihm gilt, darbiete, in dem daß er Sünde vergibt, welche bis anhero geblieben war unter göttlicher Geduld,“ trösteten sie durch den Lohn, der auf Pflichterfüllungen folge, durch den Dank, welchen wir uns bei der Mit- und Nachwelt durch die Menschlichkeit verdienen, mit welcher wir unsere Feinde und das unglückliche Land, das hart genug die Kriegsgeißel empfand, behandelten; und doch tönte in jeder Brust der Klageruf der Unglücklichen wieder, die verlassen auf den Schlachtfeldern lagen, deren Wohnsitze ein Raub der Flammen geworden, deren Heerden fortgetrieben und deren Fruchtfelder vernichtet waren &c. — Wir kehrten nach dem Frieden zur Heimath zurück, ein junger Geistlicher folgte dem anderen in der



kurzen Amtsführung, regelmäßig wurde der Gottesdienst besucht, wie die Vorschrift es erheischte, aber gleich kalt waren die Predigten, gleich ungesalbt die Gebete, und gleich unerwünscht blieb das arme, nach Wahrheit und Frieden sich sehnde Herz. Manchmal hieß es wohl: Der neue Prediger, den wir bekommen haben, soll ein tüchtiger Redner und, was noch mehr werth ist, ein frommer\*) Mann seyn, und wirklich waren seine Predigten nach den Regeln der Rhetorik entworfen und orthodor — doch kalt wie Eis, gezwängt, und nicht viel besser, als die armseligen, entweder mit unnützem Prunk überladenen oder ohne Plan und Ordnung, nachlässig im höchsten Grade, dahingeworfenen seines Vorgängers. — Ich will hier nur von Predigern reden, die das Evangelium ergriffen haben, die da glauben, daß Jesus Christus der wahrhafte Gottessohn, mit dem Vater Eins von Ewigkeit, und daß in keinem anderen Heil und auch kein anderer Name den Menschen gegeben ist, darinnen sie sollen selig werden; denn was gehen mich die, die da draußen sind, die Nationalisten, an, die Denkgläubigen, die das Positive der heiligen Schrift wegdenken, oder es durch ihr Denken mit menschlichem Unflath so carifiren, daß man es kaum wiedererkennen kann; einen Mohren kann ich nicht weiß waschen; sie sind ja auch keine Christen, nur Geisten, und das kaum, weil sie nicht einmal den Vater haben, an den wir glauben. Denn „wer übertritt und bleibt nicht in der Lehre Christi, der hat keinen Gott“ sagt Joh. 2 Ep. 9.; nicht zu gedenken der gewaltigen Aussprüche von Paulus Galat. 1, 8. 9.: „So auch wir oder ein Engel vom Himmel euch würde Evangelium predigen anders, denn das wir euch gepredigt haben, der sey verflucht. Wie wir jetzt gesagt haben, so sagen wir abermal: So Jemand euch Evangelium predigt anders, denn das ihr empfangen habt, der sey verflucht,“ und 1 Cor. 16, 22.: „So Jemand, den Herrn Jesum Christ nicht lieb hat, der sey Anathema. Maran atha.“ — Was kann man von einem solchen Prediger erwarten, was verlangen? Wer nicht von Christi Liebe belebt, wie Gold im Feuer geläutert, und durch und durch durchdrungen ist, kann auch keinen unter dem Glücke des Geseßtes Lebenden zum neuen Leben erwecken. Wer nicht alles eigene Verdienst verschmätzt, alle Selbsthülfe, die doch zu nichts führt, weggeworfen, nicht selbst mit Zittern und Zagen nach der ewigen Seligkeit gerungen, nicht an seinem Herzen die Gnadenwirkungen Gottes empfunden, sich nicht in die Arme des Gottesknechtes, welches der Welt Sünde trägt, geworfen, nicht Vergebung seiner Sünden durch das Blut des Weltheilandes wirklich

\*) Ist es nicht ein gar trauriges Zeichen der Zeit, daß man von frommen und nichtfrommen Geistlichen sprechen hört? Aber kann es dem Laien verargt werden, diesen Unterschied zu machen, wenn er auf die Lehre und das Leben der Prediger sieht? In großen Städten mag der schlechte Wandel derselben noch nicht so auffallen, weil dort die Geistlichkeit weniger beobachtet ist, im Strudel der Menge verschwindet und wenigstens das Decorum beobachtet, aber man komme nach kleinen Städten und auf das Land, und sehe dort das gottvergessene Leben vieler Geistlichen, wie sie, statt Kranke zu besuchen, sich hinter dem Spielisch vergnügen, statt sich auf ihre Amtsgeschäfte vorzubereiten, Bälle arrangiren, statt mit der theologischen Litteratur sich bekannt zu machen, nur Romane lesen und kammegleßern, man höre, wie sie von der Cangel herunter, durch die falschberühmte Kunst beschört, Alles, was das Leben Großes und Erhabenes hat, ihren Zuhörern wegschleutern, Alles predigen — nur Christum den Gekreuzigten nicht ic., so wird man sich entsetzen. Mit wie vielen namentlichen Beispielen aus dem Leben genommen könnte ich das, was ich hier gesagt habe, belegen. Doch nomina sunt odiosa.

erhalten hat und seiner Begnadigung gewiß ist, ist ein blinder Blindenleiter und wird nächstens in die Grube hineinführen, die sich vor seinen Füßen schon geöffnet hat. — Und was für Verantwortlichkeit ladet er auf sich, wenn er seine falsche Lehre als Wahrheit verkündet? „Wer Unrecht thut, wird erfahren, was er Unrecht gethan hat, und gilt kein Ansehn der Person.“ Von ihm wird der Herr die verlorenen Seelen wieder fordern! —

Aber warum waren die Predigten der Militärprediger so kalt und karg? Ich suche den Grund in dreierlei Ursachen:

- 1) Die Geistlichen sehen ihr Amt, als Divisionsprediger ic., nur als eine vorübergehende Stellung an, nehmen sich daher
- 2) nicht die Mühe, ihre Gemeinden kennen zu lernen, sondern betrachten dieselben mit besangenen Auge, voller Vorurtheile; daraus folgt
- 3) daß sie sich nicht in den Charakter ihrer Zuhörer hineinzuversehen und sie auf die Art und Weise anzugreifen versetzen, wie ihnen das Wort vom Kreuze gepredigt werden muß. Gehen wir diese drei Punkte etwas näher durch.

### I.

Es ist allerdings wahr, daß die Militärprediger in der Regel — nur mit sehr weniger Ausnahme — schlecht gestellt sind, und daß wohl nur in wenigen Fällen ihr Einkommen hinreicht, eine Familie zu ernähren. Allein der Prediger soll nicht des Lohnes wegen sein Amt verwalten, kein Miethling, sondern ein guter Haushalter über Gottes Geheimnisse seyn. Ein guter Hirt läßt das Leben für die Seinen, so sagt der Herr, und Paulus rühmt sich, daß er keiner Gemeinde zur Last gefallen sey durch die Sorge für seinen Unterhalt, und daß er Gefahren, Mühseligkeiten und Leiden aller Art ausgehalten habe, um das Evangelium zu predigen. — „Das ist je gewißlich wahr, so Jemand ein Predigtamt begehret, der begehret ein köstlich Werk.“ Darum prüfe sich ein Jeder, der ein solches Amt annehmen will, wohl, ob er dazu geeignet und gesalbt sey — irre sich aber nicht, denn Gott läßt sich nicht spotten. Und findet er sich durch Gottes Kraft stark genug dazu, so nehme er es mit Gebet und Flehen an, und thue alle seine Amtsverrichtungen mit freudigem Aufsthum seines Mundes, mit einfältigem Sinne von Herzen und mit Aufopferung und Nichtbeachtung seiner selbst, als dem Herrn und nicht den Menschen, und wisse, daß er von Gott empfangen werde die Vergeltung des Erbes, denn er dient dem Herrn Christo. Wer einmal die Hand an den Pflug gelegt hat und zieht sie zurück, der ist des Herrn nicht werth. — Ist es nicht Gnade genug, im Weinberge des Herrn schon im jugendlichen Alter arbeiten, und bei der reifen Erndte einer der wenigen Schnitter seyn zu dürfen, und wirken zu können, so lange es noch Tag ist? Auch der gemeine Krieger und die geringen Grade der Officiere werden schlecht besoldet. Und würde es Jemand von ihnen wagen dürfen, bei einer Dienstvernachlässigung auf sein geringes Gehalt hinzudeuten, oder wohl gar ein geringer Krieger sagen dürfen: „Ich diene nur drei Jahre in diesen Reihen, meine Stellung ist nur vorübergehend, darum darf ich nicht die mir obliegenden Pflichten so erfüllen, wie die Ober- und Unterofficiere, die so lange dienen, wie ihre Kräfte ausreichen?“ — Wenn jeder Arbeiter im Weinberge Gottes gesinnt wäre, wie Jesus Christus auch war, seine Stellung begriffen hätte, die Eigenliebe unterdrückte, nicht für sich, sondern nur allein für das sorgte, was dem Herrn gefällt, es würde anders um die irdische Kirche stehen. Manche Gemeinde würde da gebaut seyn, wo jetzt der Wind über Todtengebeine, Moder und Verwesung weht.



Will der Militärprediger nach einer Reihe von Jahren treuer Amtsführung, die Gefährtin des Lebens sich wählen — wozu ihm der besondere Segen Gottes zu wünschen ist — und sieht er ein, daß sein Gehalt nicht hinreichend ist, ihn mit Frau und Kind zu ernähren, so mag er sich — wenn er weiß, daß er nicht gegen die Föhrung Gottes ankämpft, und daß er nicht den Grund und Boden, auf dem er wirkte, eigenwillig verläßt — nach einer Stellung umsehen, die seinen leiblichen Bedürfnissen Genüge leistet, Niemand kann und wird es ihm verargen, nur sehe er nicht von vorn herein sein Amt als einen flüchtigen Durchgangspunkt an, in dem er keine Frucht, trotz allen Arbeitens, einsammeln werde. Der Säemann streut den Samen unbekümmert aus, ob er durch Gottes Segen die Garben einernt werden, und läßt den Herrn walten. So soll es auch der Militärprediger mit Gebet und Flehen thun. — Lasset uns Niemanden ein Aergerniß geben — sagt der Apostel — auf daß unser Amt nicht gelästert werde. Sondern in allen Dingen lasset uns beweisen als die Diener Gottes in großer Geduld, in Trübsalen, Nöthen und Aengsten als die Unbekannten und doch Bekannten, als die Sterbenden und siehe wir leben; als die Traurigen aber allezeit Fröhlichen, als die Armen, aber die doch viel reich machen; als die nichts inne haben, und doch Alles haben. Kein Apostel und Heidenbote predigte das Evangelium nur, um die Früchte seiner Arbeit zu sehen, sondern getrieben vom heiligen Geiste, durchdrungen von der Liebe Christi zu den unglücklichen Brüdern, die in der Finsterniß schmachten, und von dem Wunsche belebt, auch einen Bauftein zum lebendigen Tempel Gottes herbeitragen zu dürfen. Wer so das Evangelium verkündet, so den guten Samen austreut und nicht von menschlichen Absichten geleitet und regiert wird, muß Früchte seiner Arbeit sehen, und wenn nicht hienieden, so doch einst dort oben vor dem Throne der Majestät Gottes, wo auch das Verborgene an's Licht kommen wird. Wie lange wird es währen, dann stehen wir Alle dort, und wohl an, wenn es heißt: der errettete eine Seele vom Tode, darum soll seine Seele wieder errettet werden.

## II.

Wer das Wort vom Kreuze dem Herzen seiner Gemeinde nahe bringen will, muß deren Herzensstellung und Bedürfnisse kennen. — Aber welches falsche Urtheil haben die meisten Militärprediger über ihre Gemeinden?! Sie sehen sie an als einen Haufen unsittlicher, in Leidenschaften versunkener Menschen; sie betrachten die Krieger, als wenn sie, unbekümmert um ihre Seele und Seligkeit, in der größten Sorglosigkeit auf gut Epikuräisch nur allein den Genüssen der Gegenwart lebten, als wenn ihr Wahlpruch sey: Lasset uns essen und trinken und den Lüsten des Fleisches genügen, denn wer weiß, ob wir Morgen noch genießen können, mit einem Worte, als einen Haufen Unrath, in welchem das hineingeworfene Gold der christlichen Lehre versinke, um nie wieder vom Tageslichte beschienen zu werden, als eine Menschenkaste, von der es heiße: die Perlen vor die Säue werfen. Selbst von einem Heere, wie das unsrige vor dem Kriege von 1806 war, das größten Theils aus Söldnern und Tagelöhnen bestand, die aus der Hefe des Volks und aller Stände zusammengerafft wurden, und jeden guten Kerl, der in ihre Mitte trat, zu verpesten suchten, ist eine solche Ansicht ungerecht, und wie viel mehr nicht von einem Heere, wie unser jetziges. Gott sey Dank, es ist mit ihm anders geworden, es ist die Blüthe der Nation, die Freude des Volkes, und die

Hoffnung des Königs. Sobald der Jüngling weaffenfähig geworden, tritt er in die Schaaren der Krieger, gleichviel ob seine Eltern Tagelöhner sind, oder zu den vornehmsten Familien des Staates gehören. Noch steht in seinem Herzen, unausgelöscht von den widrigen Eindrücken des Lebens, der Tag seiner Einsegnung, noch sind zu ihm nicht die mannichfaltigen Versuchungen des reiferen Alters und bewegteren Lebens gedrungen. Der größte Theil von ihnen reißt sich zum ersten Male aus den Armen seiner Eltern und Verwandten los. Er verläßt die Stille seines Dorfes und eilt der Stadt zu, in welcher er die Waffen zu führen lernen soll. Alles ist ihm neu, er tritt zum ersten Male, selbstständig seiner Leitung überlassen, in die Welt; Jedes, was sich ihm darbietet, macht Eindruck auf sein Herz, das bald angenehm, bald empfindlich berührt wird. Die Freiheit des Jünglings, in der er bisher, nur der elterlichen Fürsorge unterworfen, fast ungebunden lebte, ist verschwunden, er muß sein Leben nach strengen Formen regeln; der ungewohnte Anzug, die kriegerische Haltung beengt ihn; die schweren Waffenübungen und der Dienstunterricht, nehmen, in den ersten Monaten nach seinem Eintritte in den Kriegerstand, seine ganze Zeit in Anspruch, und in den wenigen Stunden der Muße fühlt sich sein Herz verlassen, es sehnt sich nach dem Kreise der Seinigen, nach der verlassenen Heimath, nach geistiger Stärkung. Sein Gemüth ist empfänglich für jedes Gute, weil es zum ersten Male die Last des Lebens empfindet, weil es ahnet, daß über den Gräbern Unsterblichkeit thront, und weil es gerne hofft, daß nach den Mühseligkeiten dieses Lebens eine Welt von ungetrübter Seligkeit folge. — Wie so mancher junge Mann würde in dieser ersten schweren Zeit seines Lebens Eindrücke für sein ganzes Leben empfangen haben, wenn man ihm mit Liebe entgegen gekommen wäre, ihm das Evangelium gepredigt und ihm gezeigt hätte, daß man seiner Seele höhern Werth fenne. Aber nein! sein neuer Geistlicher erscheint ihm nicht als freundlicher Seelsorger, klopft nicht an seines Herzens Thüre an, und streut nicht den guten Samen, wenigstens nicht auf solche Weise aus, daß es zeit- und bestellungsrecht ist. Er wird zwar zur Kirche geführt, wenn der Sonntag zur Kirchenparade kommt; da sieht er seinen neuen Geistlichen zum ersten Male, aber was hört er von ihm? Die Liturgie entweder leise oder unverständlich, oft so flüchtig und schnell, wie eine Messe — selten anders — verlesen, hochtrabende, durch schöne Floskeln ausgeschmückte, von der herrschenden Philosophie der Zeit, dieser falsch berühmten Kunst, verdunkelte Reden, nach der Welt Sagenen geordnet, aber nicht nach Christi Lehrweise, und wird auch die Wahrheit des Evangeliums nicht darin geläugnet, so wird sie doch nicht seinem Herzen nahe gebracht, sein einfacher Verstand kann den philosophischen Schlüssen nicht folgen, die rednerischen Figuren nicht auflösen und die langen in einander verschlungenen Perioden nicht verstehen. Sein Geist wird zerstreut, sein Herz bleibt leer, er empfindet Langesweile, er bewegt sich, seine Waffen verursachen Geräusch, er hört seine Nachbarn, ohne es zu wollen, und — verfehlt ist der Gottesdienst. So leer wie er die Kirche besuchte, kehrt er nach seiner Wohnung zurück, und nichts ist ihm geblieben als die Sehnsucht nach einer wahren Sonntagsfeier. — Aber dies sind die Folgen des verfehlten Gottesdienstes nicht allein, sondern vielfache Vergehungen reihen sich ihnen gewöhnlich an. Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen nur einige, in einem Ueberblick der Geschichte vieler unserer jungen Soldaten, vorlege. — Des Sonntags hat der junge Mann in der Regel keinen Dienst, nach der Kirchenparade und dem Apell ist er sein eigener Herr; immer



an Beschäftigung gewöhnt, ist es ihm ohne Arbeit unheimlich in seiner Wohnung, er fühlt sich allein dastehend, verlassen, er geht aus, besucht seinen Landsmann, der wie er empfindet. Jeder klagt dem Andern seine Noth und seine Sehnsucht. Auch ihnen wird das Zimmer zu eng, sie gehen spazieren, trinken sich vielleicht, von einem Dritten verführt, Muth, fallen in die Hände von Verführern, und das so empfängliche Herz, das gestärkt seyn könnte, wenn es mit Manna des Wortes Gottes reichlich gespeiset worden wäre, wird ein Raub der fleischlichen Luste. — Aber noch ist es nicht zu spät, das Gewissen regt sich, alte Kameraden warnen, wenn auch jüngere locken, der junge Kämpfer tritt mit sich in Zwiespalt, sein Herz ist zerrissen, in seinem Ohre tönen die Ermahnungen seiner Mutter, seines Vaters wieder, und leicht würde sich das unverdorbene Gemüth wieder emporrassen, wenn Jemand da wäre, der ihm die Hand freundlich darböte, ihm den Glaubensstab reichte, auf welchen er sich stützen, den den Krank aus den Wunden Jesu Christi spendete, mit welchen er seine gesunkenen Kräfte wieder beleben könnte. — In dieser Seelennoth sieht er sich nach Rath und That um. Sollst du zum Prediger gehen und mit ihm sprechen? ist die erste Frage in der Stille seines Herzens. Aber nein — antwortet er sich wieder — der Mann sprach wohl von Christo, aber so unverständlich, daß ich ihn nicht verstehen würde, wenn ich zu ihm ginge; er malte mir die ewige Seligkeit zwar mit schönen Farben aus, aber zeigte mir nicht den Weg, um zu derselben zu gelangen; er würde nur mein Herz noch mehr verwunden; denn muß es mich nicht noch mehr betrüben, wenn ich die Schönheit und den Frieden eines Landes schildern höre, nach dem sich mein Herz sehnt, und wenn ich nicht den Weg zu demselben kennen lernen kann? Er sprach wohl von christlichen Tugenden und dem Lohne, welche ihnen nachfolgen, aber nannte nicht die Mittel, durch welche sie errungen werden können. Er würde mich noch mehr zernichten. Er war so kalt, so wenig lieblich, er würde mich abweisen. Nein, zu ihm kann ich nicht gehen. — In diesem Kampfe geht er Tage und Wochen lang hin. Er wird unterdessen wieder in die Kirche geführt, der alte Eindruck bleibt nicht nur derselbe, sondern wird noch mehr bestärkt; er hört auch wohl einen zweiten Militärprediger; aber auch dieser predigt nicht anders, glaubt auch, gleich jenem, genug gethan und seine Seelsorge treu verwaltet zu haben, wenn er die Kanzel verläßt, und hält es außer seinem Berufe, Verbindungen mit den Kriegern anzuknüpfen, sie zu besuchen in ihren Wohnungen und in den Lazarethen, um sie dort zu belehren und zu ermahnen.

(Schluß folgt.)

## Miscelle.

(Merkwürdiges Beispiel rationalistischer Intoleranz.)

Daß keine Intoleranz größer ist als die der Toleranten, wo es nämlich das lebendige Christenthum gilt, ist durch die Geschichte allerwegen bestätigt. Ja es ist wahr, daß sie der Römischen Kirche ihre Folter und ihre Scheiterhaufen beneiden, wo es Ausrottung dessen, was sie Methodismus und Piesismus nennen, gilt. Die Römische Kirche — sonst ihnen ein Gräuel nicht bloß wegen des Antichristlichen sondern auch wegen des Christlichen in ihr — ist eine vortreffliche Anstalt, ein ehrwürdiges Gebäude, eine ansehnliche Corporation — gegenüber jenen Unwissenschaftlichen und Weltfeinden. Und hebt der Römische Pöbel Steine auf — gilt es nur den Mystikern, ei, so ist's wohl gemacht! — Auf

eine recht schamlose Weise tritt diese Gesinnung hervor in einem Auszuge, den die Spener'sche Zeitung (Nr 199. des Jahrgangs 1829) aus einer Reisebeschreibung über Malta mittheilt, so daß dieser Artikel eine besondere Rüge verdient. „Die Englische Regierung“ — heißt es daselbst — „welche jeden Cultus schützt, mischt sich als rein administrative Justiz- und Polizeibehörde zu Malta so wenig, wie im Mutterlande, in die inneren bürgerlichen Angelegenheiten. Die Malteser haben daher ihren eigenen Gesetzcoder, ihre eigenen Richter, Schulen, Unterstützungsanstalten und ihren Gottesdienst. Die Processionen werden im Mindesten nicht gestört, und mit Achtung weicht ihnen jeder Engländer aus. Jeden Abend nach Sonnenuntergang hörte man die ganze Dauer meines dortigen Aufenthaltes, einen Trupp von mehreren Hunderten solcher Processionäre, einen Priester an der Spitze, zuerst leise, dann im Chorus laut betend die Hauptstraße durchziehen, um das vom Papste angeordnete zweite Jubiläumjahr zu feiern. Das Englische Militär der Garnison sieht man seinerseits, eine treffliche Formmusik an seiner Spitze, jeden Sonntag um 10 Uhr nach der im Hintertheile des Königl. Palastes befindlichen Capelle ziehen. Der ausdrückliche Wille der Regierung ist es also, daß Jedermann ungestört seine Andacht verrichten könne. Schade aber, daß dieser ehrwürdige Grundsatz mitunter durch eine Secte verdunkelt wird, die gleichfalls von England ausgehend, in Malta eine ihrer Stationen aufgeschlagen hat, ich meine die Methodisten; denn hier werden die Missionare, welche nach dem Orient beordert sind, durch Erlernung der Arabischen Sprache zu ihrem künftigen gefährvollen Berufe vorbereitet. Das Haupt der Station, Dr. Joweth, bewohnt ein sehr glänzendes Hotel an der strata reale, und zieht vielleicht schon hiedurch und ohne es zu wissen den Neid der Malteser auf sich. Doch die Befehlungen, welche man an den Landeskönigen versucht, sind es, welche ihnen tausend Unannehmlichkeiten, ja selbst mitunter öffentliche, ärgerliche Auftritte zuziehen, wie davon einer kurze Zeit vor meiner Ankunft vorfiel, den sie leicht vermeiden konnten. Ein solcher Malteserischer Convertit war gestorben, und die gesammte Protestantisch-Methodistische Gemeinde begleitete ihren neuen Glaubensgenossen zu Grabe. Das Volk aber rottete sich zusammen, empfang das durch die Straßen ziehende Leichenbegängniß zuerst mit Schimpfreden, und als die nicht fruchteten, mit Roth und Steinen, wodurch denn bald der Lärm so groß wurde, daß die Wache zu Hülfe eilen mußte, und die Herren Methodisten nur mit genauer Noth den Sarg und sich selbst durch das Thor retten konnten.“

Kann man es sich wohl vorstellen, daß ein Ehrenmann, ein Liberaler! sich nicht entblödet, selbst der Steinwürfe eines fanatischen Katholischen Volkshaufens sich zu freuen, wenn sie nur Niemand anders, als den „Herren Methodisten“ gelten. Welche schöne Verdröhung der Wahrheit ist es, das Bestreben dieser sogenannten Methodisten als einen Eingriff in die bürgerliche Duldung der Katholiken darzustellen! Als ob diese Methodisten andere Mittel, als geistige anwendeten. — Wenn übrigens hier der Herr, bloß von Methodisten redet, so geschieht das nach ähnlicher Begriffsverwirrung, wie etwa bei uns an einigen Orten, alle Frommen Herrnhüter heißen; denn bekanntlich ist ja Dr. Joweth mit seinem Anhange Mitglied der Bischoflichen Kirche. — Endlich werden die Methodisten als ein armerlicher Volkshaufe dargestellt, zu welchem weder die Baronen noch die Professoren gehören, noch die reichen Kaufleute, und zu gleicher Zeit wird dem Dr. Joweth das vornehme Haus beneidet, das er bewohnt. —

Wenn man bedenkt, in wie viel hundert Blättern, durch wie viel tausend Organe die Lügenhaftigkeit des Unglaubens und Antichristenthums das wahre Christenthum verläumdet und seiner Feindschaft gegen dasselbe Luft macht, so muß man sich wundern, daß nicht noch weit mehr Vorurtheil die armen Unwissenden über jene heilige Sache verblendet, als es wirklich der Fall ist. Man muß darauf rechnen, daß das böse Gewissen der Lügner oftmals am meisten ihren eigenen Lügen die Kraft nimmt.



# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1830.

Sonnabend den 13. November.

N<sup>o</sup> 91.

## Ueber den Militärgottesdienst.

(Schreiben einer Militärperson an den Herausgeber.)

(Schluß.)

So bleibt denn mancher junger Krieger währen seiner ganzen Dienstzeit einem schwanfenden Rohre gleich, vom Winde der Leidenschaften und Anfechtungen hin- und herbewegt, aber immer noch mehr oder weniger empfänglich für das Wort des Lebens, und nur Wenige, gar sehr Wenige sind es, die so in die Lüfte des Fleisches versinken, daß so leicht kein Aufrütteln aus dem Sündenschlafe erfolgen kann. Und soll man dieser Wenigen wegen das Ganze verurtheilen? —

Doch manchen jungen Kriegern bietet sich ein anderer Seel- forger dar als der Geistliche. Er bemerkt einen Unterofficier, einen alten, im Dienste strengen Mann, durch dessen Bart ein freundliches Auge strahlt, der Keinem Unrecht thut, der nicht, wie andere Unterofficiere, zur Unzeit eifert, nicht sich aufbläht. Zu ihm fühlt er sich hingezogen; ihm nähert es sich, anfänglich zwar schüchtern, zuletzt dreister; in ihm erkennt er die Sprache des Friedens; dies ist der Mann, den er sucht, die Schranken fallen, und sein ganzes Herz schüttet er ihm aus. Der Unterofficier hilft und tröstet, leitet und führt, so weit seine Kräfte reichen, und so viel seine beschränkte Zeit es ihm erlaubt, liest mit ihm die heilige Schrift, damit ihn zur klaren Erkenntniß des Heilandes und weist ihn, führt auch er zum Besitze des Buches der Bücher komme, an einen Officier, der Bibeln verkauft und kleine erbauliche Schriften verschenkt. Anfänglich sträubt sich der junge Krieger zum Officier zu gehen, eine gewisse Scheu vor dem höheren Stande, von dem er nur Befehle entgegenzunehmen gewohnt ist, hält ihn zurück, doch hat er einmal die Bahn gebrochen, nur einige Worte mit ihm gesprochen, auch von ihm das Wort des Lebens gehört und das Wort Gottes bekommen, so hört alle Schüchternheit auf, er kommt öfter und gern, zuletzt so oft sein Herz mehr als gewöhnlich bewegt ist, immer kehrt er von ihm mit Rath und That unterstützt nach seiner Wohnung zurück und wird im Glauben an seinen Herrn und Heiland befestigt und zum Guten ermuntert. — Nun hat er vollkommen gefunden, was er sucht. Er hat den Herrn gefunden, und kann

ihn nicht wieder verlassen, weil er Worte des Lebens besitzt, er kennt Leute in seinem Stande, die wie er fühlen und mit denen er durch ein ewiges Band verbunden ist; jetzt wird sein Leben ein festes, nach dem Worte Gottes geregeltes, jetzt wird er ein recht eifriger Kriegermann, weil er seinen Dienst nicht mit Augenlust, als den Menschen gefällig, sondern als ein Knecht Christi nach dem Willen Gottes von Herzen und mit Gutwilligkeit, dem Herrn und nicht den Menschen zur Ehre thut; und weil er weiß, daß sein Glaube sich auch mit seinem Stande verträgt.

Wenn nun auch die Führung aller jungen Krieger nicht so glücklich ist, so sind es doch Viele, die auf diesem oder einem ähnlichen Wege durch Kameraden und Officiere zur Erkenntniß der Wahrheit kommen, und da man mit Bestimmtheit sagen kann, daß in den meisten Kriegern sich irgend etwas von einem höheren Leben bei ihrem Eintritte in den Kriegerstand regt, so würde die Erndte unaemlein groß seyn, wenn es nicht an treuen Schnittern fehlte. Will man von dem religiösen Gefühle, was sich im Preussischen Heere regt, ein Zeugniß im Großen sehen, so werfe man einen Blick in die Verzeichnisse, welche ein edler frommer General, ein treuer Diener seines Königs und seines himmlischen Herrn, Behufs einer Vertheilung Neuer Testamente in die Armee für einen geringen Preis, anfertigen ließ, und man wird Bataillone finden, wo 400 Krieger aller Stände, sich das Wort Gottes erbeten haben.

Was ich aber über die Führung und den Seelenzustand der jungen Krieger gesagt habe, ist — wie man wohl wähnen könnte — keine Erdichtung, keine Fiction, es ist Wahrheit, Wort für Wort Wahrheit, aus dem Leben gegriffen, nicht eine einzeln dastehende Thatsache, nein, eine reiht sich an die andere. Ja, während ich diese wenigen Zeilen niederschrieb, wurde mir das, was ich so eben gesagt habe, bestätigt. Selbst Krieger anderer Waffengattungen, als die meinige ist, kamen zu mir, baten um das Wort des Lebens und schütteten mir ihr Herz auf eine so liebliche, unbefangene und naive Weise aus, daß mir oft die Thränen in die Augen traten. Ja, mein theurer Herr Professor, könnten Sie, möchten die Militärprediger, die Officiere und Unterofficiere des Preussischen Heeres, die den Herrn lieb haben, fragen, so würden Sie hören, daß Alle dasselbe



erfahren haben. Ja, fragen Sie im Osten der Preussischen Monarchie an, fragen Sie dieselben am Pregel, an der Oder, an der Spree und Havel, gehen Sie zum weitesten Westen und erkundigen Sie sich bei ihnen am Rhein und an der Mosel, und sie werden Alle dasselbe bezeugen, und Ihnen bekennen müssen, daß die Seelsorge beim Heere nicht in den Händen der Geistlichen ruhe, sondern von ihnen besorgt werde.

Schon seit vielen Jahren sind in manchen Garnisonen in den Kasernensubten von frommen Officieren Bibeln deponirt worden, und zu allen Tageszeiten kann man nicht im Dienste befindliche Soldaten darin lesend finden, ja mir ist es schon vorgekommen, daß sich junge Krieger darum stritten, indem der Eine behauptete, der Andere läse zu viel und zu lange darin, so daß nicht alle Bewohner der Stube sich derselben bedienen könnten. Eine nächste Folge dieser Bibelvertheilung ist die, daß viele Soldaten, welche in ihrer Heimath die Bibel bei einem schlechten Unterrichte nicht gehörig kennen lernten, sie jetzt nach ihrem ganzen Werthe würdigen und liebgewinnen lernen, und, um ungestört darin lesen zu können, sich dieselben für sich selbst und auch wohl, bei ihrer Entlassung, für ihre Familie und jüngeren Geschwister kaufen. So wird denn jährlich eine nicht unbedeutende Anzahl von Bibeln und Neuen Testamenten durch die Krieger im Lande verbreitet, und in den Heeresabtheilungen, in welchen sie heimisch geworden sind, herrscht ein viel friedlicherer und sittlicherer Geist, als in denen, wo man sie noch nicht so zahlreich besitzt. Von Letzterem kann sich ein Jeder durch die Strafverzeichnisse der Truppentheile überzeugen.

Wenn auch einige Geistliche die gemeinen Krieger für den guten Samen des göttlichen Wortes empfänglich halten, so sind sie doch der Meinung, daß das, was sie aufbauten, wieder von den Officiercorps zerstört, und durch diese ihre Arbeit nutzlos gemacht werde. Allein dem ist nicht also. Es ist zwar nicht zu läugnen, daß viele der jungen Herren, im Wohlleben auferzogen, in den Freuden der großen Welt leben und sich nicht beugen mögen unter das Kreuz Christi, ja, es für eine Schmach halten, sich mit Bibellefen und mit Beten zu beschäftigen, und daß sie diejenigen, welche dies thun, Frömmeler und Kopfhänger schelten. Doch im Allgemeinen regt sich jetzt ein viel besserer und sittlicherer Geist unter ihnen im Vergleich gegen früher. Die Wissenschaften, welche sie zu ihrem Fortkommen pflegen, die jungen Leute, welche sie zu brauchbaren Kriegern bilden müssen, die beständigen größeren und kleineren Waffenübungen, so wie der in der That nicht geringe Garnisondienst überhaupt, führen sie mehr zu einem thätigen Leben und ab von dem verderblichen Müßiggange, in welchen sie ihren Phantasieen und Lüste nachhangen konnten. Künste und Wissenschaften werden nicht nur so im Allgemeinen von ihnen geschätzt, sondern Viele von ihnen widmen sich der Musik, der Malerkunst, den Naturwissenschaften, der Linguistik u. s. f. — Wenn sonst wohl Officiere in offenkundiger Unsitlichkeit leben und sich der sogenannten Föhnbrüchlichkeit rühmen durften, so wagt dies jetzt so leicht Niemand mehr, weil er sogleich die allgemeine Stimme gegen sich hat, denn der besser gebildete Geist kann sich in Plattitüden nicht gefallen, weil er in den gerechten Ruf der Nothwendigkeit kommt und gehorcht, ja vielleich bemitleidet wird, als einer, der die edelsten Genüsse des Lebens nicht zu schätzen weiß. Und wenn sich auch wirklich eine sehr große Zahl in den Officiercorps finden mag, welche den Lüste des Fleisches fröhnt, so thut sie es mehr im Verborgenen und wird daher durch ihr böses Beispiel nicht verderblich. Deffentlich will ein Jeder für einen gestitteten,

gebildeten jungen Mann gelten, und wohl gar mit einer gewissen Frömmigkeit scheinen. Hört man hie und da auch wohl noch ungeziemende Lebensarten, so ist dies doch nur eine Ausnahme und keine Regel. —

Die Soldaten haben also in der Regel das böse Beispiel ihrer Officiere nicht mehr zu fürchten, im Gegentheil wird so Mancher von ihnen, ja selbst von solchen Officieren zur Sittlichkeit angefeuert, die es mit sich selbst nicht genau nehmen, und sich daher Vorwürfe zu machen haben; denn wie häufig geschieht es nicht, daß diejenigen, die in einem Laster versunken sind, am meisten davor warnen, weil sie es am besten in seinen verderblichen Folgen kennen. Jeder fromme Soldat wird von seinen Officieren geschätzt, weil er überall seine Dienstpflichten pünktlich erfüllt, nie sich als Augenbiener finden läßt, nirgend einer strengen Aufsicht bedarf, nie den Dienst erschwert, im Gegentheil erleichtert, und wo er mit einem Officier in Berührung kommt, wird er mit großer Milde und Freundlichkeit behandelt. Doch ist es wahr, daß wenn er fehlt, er härter als jeder Andere bestraft und gleich ein Heuchler geachtet wird, aber dies ist ein gutes Zeichen für die Anerkennung der Früchte des Christenthums. Es ist eine allgemeine anerkannte Erfahrung, daß der Soldat, der seine Schuldigkeit stets erfüllt, es nirgend besser haben kann, als in seinem Stande, während der träge, schlechte Soldat es in keinem Verhältnisse seines Lebens übler haben kann. Und wer kann wohl mehr seine Pflicht erfüllen als ein frommer Soldat?! Er weiß, wem er dient; von göttlichen Kräften unterstützt, wird ihm jede Arbeit und Dienstverrichtung leicht, sein Geist ist ruhig, seine Leidenschaften sind gebannt; auf seinen Heiland gestützt geht er durch Beschwerlichkeiten frischen Muthes, in Gefahr und Tod; er kann nichts verlieren — nur gewinnen!

### III.

Die Predigt soll eine allgemein verständliche, populäre Auslegung der heiligen Schrift nach einer gewissen Ordnung seyn. Der Zuhörer soll durch sie zum ewigen Leben erweckt, zum geregelten und moralischen irdischen Leben, als einer Vorbereitung zum ewigen, aufgefordert, zu guten Vorfällen ermuntert, in den gefassten guten Entschlüssen befestigt, in die Lehre vom Kreuze Christi eingeführt, von der Wahrheit derselben überzeugt und auf den Weg zur ewigen Seligkeit geleitet werden, und zwar so vollständig, daß er, wenn er auch nur einmal in seinem ganzen Leben in der Kirche gewesen wäre, dennoch ganz außer Zweifel seyn müßte, welchen Weg er einzuschlagen habe, um die ewige Seligkeit zu erlangen. — Aber was ist in den meisten Kirchen die Predigt? — Keine Auslegung der heiligen Schrift, kein Wegweiser zum Kreuze Christi, nach Golgatha und dem himmlischen Jerusalem, sondern eine lange Rede voll thörichter, menschlicher Weisheit, nicht vom Geiste Gottes eingegeben, die den Verstand vielleicht anspannt, durch leere Lehren der Moral den Geist ermüdet, durch schleppende Zitate und lange Schlüsse Ungeduld erweckt, aber das Herz unbefriedigt läßt, und die zufällig irgend einen Bibelpruch als Motto hat, dem, um alles nur Mögliche, selbst das Heterogenste, hineinlegen zu können, die fürchterlichste Gewalt angethan wird, und die oft nichts weiter vermag, als den gebildeten Zuhörer aufzufordern, die Dialectik und Sophistik des Redners anzustarren. So soll es aber nicht seyn. Eine solche Predigt bringt keinen Segen, sondern Vergerbnis, sie macht den Zuhörer — das Wenigste gesagt — irre, führt ihn nicht zur heiligen Schrift, sondern entfremdet ihm die-



selbe vielmehr, und erregt in ihm einen Widerwillen gegen die gemeinschaftliche Erbauung in der Kirche, dem Hause des Herrn, weil er sich zu Hause besser erbaut; so entsteht der Separatismus, der gewiß nimmer sich bilden könnte, wenn von allen Catechumen im rechten Sinne das Evangelium gepredigt würde. — Wenden wir uns nach dieser allgemeinen Ansicht nun zu unserem besonderen Fall und fragen wir:

Wie muß aber den Soldaten das Evangelium gepredigt werden? Auf dieselbe Weise wie der Herr von dem Reiche Gottes zu den Juden sprach, und wie die Apostel das Evangelium verkündeten. Auf keine andere Weise. Der Herr ist unser Meister in jeglicher Beziehung, ihm sollen wir nachfolgen, in seine Fußstapfen sollen wir treten. Wie machte es aber der Herr und wie die Apostel? Fragen wir die heilige Schrift. Den Fischern Simon Petrus und Andreas, seinem Bruder, rief der Heiland zu: „Folget mir nach, ich will euch zu Menschenfischern machen und alsbald verließen sie ihre Netze und folgten ihm nach“ (Matth 4, 18—20.). Zu den Landleuten und Weingärtnern sprach er in Gleichnissen vom Saemann und vom Weinberge; den Hirten stellte er sich als einen guten Hirten dar; die Pharisäer und Schriftgelehrten griff er bei ihrer Schriftkenntniß, ihren Sätzungen und ihrer menschlichen Weisheit an; die Kranken und Gebrechlichen heilte er zuerst von ihren Seuchen und Gebrechen, und sprach dann zu ihrem Herzen, zu dem er sich einen sicheren Weg durch jene Mittel gebahnt hatte u. s. w. — Eben so machten es die Apostel; Petrus begann seine erste Rede damit, daß er von den Beschuldigungen ausging, mit welchen die zusammengekommene Menge die vom heiligen Geiste erleuchteten und beredeten Apostel überhäufte und dann dieselbe auf die Propheten bafirte (Act. 2, 14—36). Paulus predigte den Athenern den ihm wohlbekannten Gott ihres dem „unbekannten Gott“ geweihten Heiligthums (Act. 17, 22—34.); den Gefangenwärter in Philippii gewann er dadurch, daß er durch sein Gebet die entfesselten Gefangenen fesselte, und jenem zurief: „Thue dir nichts Uebles, wir sind alle hier“ (Act. 16, 25 u. f.) und in seinem ersten Briefe an die Corinthher Cap. 9. B. 20 bis 23. schreibt er: „Den Juden bin ich worden als ein Jude auf daß ich die Juden gewinne. Denen, die unter dem Geseze sind, bin ich worden als unter dem Geseze, auf daß ich die, so unter dem Geseze sind, gewinne. Denen, die ohne Gesez sind, bin ich als ohne Gesez worden (so ich doch nicht ohne Gesez bin vor Gott, sondern bin in dem Geseze Christi) auf daß ich die, so ohne Gesez sind, gewinne. Den Schwachen bin ich worden als ein Schwacher, auf daß ich die Schwachen gewinne. Ich bin Jedermann allerlei geworden, auf daß ich allenthalben die Etlliche selig mache. Solches aber thue ich um des Evangelii willen, auf daß ich seiner theilhaftig werde.“ — Philippus taufte den Kämmerer der Königin Candace aus Mochrenland, nachdem er sich zu ihm auf den Wagen gesetzt, und ihm die Schriftstelle, welche er las, erklärt hatte u. s. w. u. s. w.

Das sollten sich unsere Prediger zur Lehre nehmen. Zur Eigenthümlichkeit ihrer Zuhörer müssen sie sich herablassen. Auf diesem Wege allein werden sie zum Zwecke gelangen — sonst auf keinem anderen und wenn sie die Beredsamkeit von Demosthenes besäßen. An den Kriegerstand selbst müssen sie ihre Predigten anknüpfen, und aus demselben ihre Gleichnisse und Redefiguren nehmen. Die heilige Schrift gibt ihnen die beste Anleitung dazu. — „Leide dich als ein guter Streiter Jesu Christi“ — schreibt Paulus an Timotheus (2 Ep.

2, 3—5.) kein Kriegsknecht scheidet sich in Händel der Nahrung, auf daß er gefalle dem, der ihn angenommen hat. Und so Je mand kämpfet, so wird er doch nicht gekrönt, er kämpfe denn recht;“ und an die Epheser (6, 12—17.): „Ziehet an den Harnisch Gottes 2c.“ „wir haben nicht mit Fleisch und Blut zu kämpfen, sondern mit den Fürsten, mit den Gewaltigen, mit den Weltherrn, die in der Finsterniß dieser Welt herrschen“ 2c. „Umgürtet eure Lenden mit Wahrheit, und angezogen mit dem Harnisch der Gerechtigkeit 2c. Ueber das alles aber ergreift den Schild des Glaubens,“ 2c. „Nehmet den Helm des Heils und das Schwerdt des Geistes, welches ist das Wort Gottes,“ und welchen Krieger ergriffe dies nicht, wie manche andere Stelle der heiligen Schrift? Wer von ihnen fühlte sich nicht vor Freude bewegt über den Ausspruch des Herrn über den Hauptmann von Capernaum? „Wahrlich ich sage euch, solchen Glauben habe ich in Israel nicht gefunden“ (Matth. 8, 10.) u. s. w. — Wie viele Gleichnisse lassen sich nicht aus dem Leben und dem Stande des Kriegers nehmen? 3. B. wie der Krieger willenlos seinen Vorgesetzten ergeben seyn muß, so soll er auch dem göttlichen Geseze unterworfen seyn; — so wie ein Dienstvorgehen nach dem Grabe der Fahrlässigkeit und der dabei verübten Bosheit, mit einer gelinden oder schärferen Strafe, ja selbst mit dem Tode bestraft wird, so will Gott die Uebertretung seiner Gebote, und selbst mit dem ewigen Tode, bestrafen; so wie das Schmettern der Trompeten oder das Wirbeln der Trommeln des Morgens den Krieger aus festem Schlummer oder süßem Traume zum thätigen Treiben des Tages erweckt, so wird einst am Tage des jüngsten Gerichtes der Schall der Posaunen die in den Gräbern Ruhenden oder die das Leben Verträumenden zum Weltgerichte fordern; — wie die Wachen auf ihrer Huth seyn, und die Stadt und das Lager gegen Unordnungen und Angriffe des Feindes beschützen sollen, so muß die Seele wachen, um nicht durch die überhandnehmenden sinnlichen Begierden aus der besiegenden Ruhe gestört oder durch die listigen Anfälle des ewigen Feindes besiegt zu werden; — so wie der Krieger sein Schwerdt gegen den Feind führt, soll er das Schwerdt des Geistes zur Bekämpfung der Sünde in sich anwenden; — wie unser König und Herr das Morgen- und Abendgebet den Wachen und lagernden Truppen anbefohlen hat, so befehlt uns auch unser himmlischer König und Herr zu beten, damit wir seiner Segnungen in der Zeit der Noth und Gefahr theilhaftig werden u. s. w. u. s. w.

Wer auf diese Weise das kriegerische Leben mit dem göttlichen versieht, oder jenes symbolisch auf dieses anwendet, wird nicht nur die Aufmerksamkeit der Krieger während des Gottesdienstes fesseln, sondern seinen Ermahnungen Eingang in ihre Herzen verschaffen, sie daran gewöhnen, in ihrem kriegerischen Leben stets Beziehungen auf das göttliche zu finden und ihnen ihre Amtsverrichtungen zu einem lebendigen Prediger des Evangeliums machen. —

Der Soldat ist gewöhnt, daß man direct an ihn, im befehlenden Tone, seine Rede richte, denn ihm wird befohlen und er befehlt wieder. Der Geistliche muß also auch in seiner Predigt direct mit ihm sprechen, ihn, durch ihm ernst vorgelegte und gleich wieder beantwortete Fragen fesseln, nicht durch lange Tiraden und objectiv hingestellte Betrachtungen ermüden, nicht weichlich, sondern männlich; nicht sentimental, sondern kräftig; nicht durch viele Worte, sondern durch wenige, derbe, ihm das sagen, was er ihm an's Herz legen will. Nichts ermüdet und stumpft den Soldaten mehr ab, als lange, allgemein gehaltene Reden, wo er sich bemühen muß, den Faden fest zu halten, und welche



ihm, wenn er denselben verliert, nichts gewähren, weil Schluß aus Schluß gefolgert ist; und leider hört er solche Predigten fast nur allein.

Wenn ein Militärprediger so verfährt, wie wir es ihm so eben gerathen haben, so wird er sich nächst der Achtung, die Liebe und das besondere Zutrauen der Soldaten erwerben, und Früchte seiner Arbeit sehen; er wird sich den Weg zu den Wohnungen der Krieger, zu den Lazarethten und Gefängnissen bahnen, eine ordentliche Seelsorge sich verschaffen und manche arme nach Wahrheit schmachthende Seele zum ewigen Leben führen. Der Geistliche aber, der einen anderen, als den eben bezeichneten Weg einschlägt, wird nie sich Eingang in die Herzen der Krieger verschaffen, nur tauben Ohren predigen und sich der Gefahr aussetzen, da wo er sich zeigt, verpöthet zu werden. Wenn der Geistliche auch nicht sogleich Eingang gewinnt, so lasse er sich nicht irre machen und gedenke an den, der ein solches Widerprechen von den Sündern wider sich erduldet hat, daß nicht sein Muth matt werde und er ablasse (Hebr. 11, 12), er wird mit der Zeit Eingang finden, und seine Arbeit durch den göttlichen Segen gekrönt sehen, des sind wir gewiß.

Schließlich darf ich wohl nicht erst bemerken, daß das, was ich in meinem Schreiben Tadelndes ausgesprochen habe, nicht denjenigen Militärpredigern gilt, die schon auf eine ähnliche Weise sich zu wirken bemüht haben, wie ich sie als die richtige darstellt, sondern daß ich nur diejenigen auf ein solches Verfahren aufmerksam machen wollte, die bisher ihre Stellung zum Krieger verkannt haben, und die, mit den Verhältnissen unbekannt, neu in's Amt treten, und durch vorgefaßte Meinungen befangen seyn könnten. Sollten meine Worte übel gedeutet werden, so habe ich den Trost, daß ich ein gutes Gewissen vor Gott habe, und mich noch niemals unterfin, Jedermanns Lehrer zu seyn, weil ich weiß, daß ich mannichfaltig fehle, und ein desto strengeres Urtheil fürchte. Der Gott aber des Friedens, der von den Todten ausgeführt hat den großen Hirten der Schafe, durch das Blut des ewigen Testaments, unseren Herrn Jesum, der mache euch, ihr lieben Militärprediger, fertig in allem guten Werk, zu thun seinen Willen, und schaffe in euch, was nur ihm gefällig ist, durch Jesum Christ, welchem sey Ehre von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen.

## Nachrichten.

(Frankreich.) Die Archives du Christianisme, welche fortfahren, die neueste Französische Revolution in Beziehung auf das Reich Gottes zu beleuchten, haben unsere neulich ausgesprochene Hoffnung nicht getäuscht, daß sie bald anfangen würden, das Gift des Geistes der Partei, über deren Sieg sie sich so unbedingt freuten, an seinen Früchten zu erkennen.

„Wir machen uns kein Blendwerk vor;“ — so spricht sich das uns so eben zugegangene Septemberheft aus, — „wir wissen wohl, daß, nachdem wir gegen den Aberglauben und die Heuchelei haben kämpfen müssen, ein neuer furchtbarer Feind, der Unglaube, uns entgegentritt; aber wir ziehen diesen Kampf jenem vor; mit dem Unglauben kämpfend weiß man besser, auf welchem Terrain man sich befindet. Allein, mit Betrübniß und Furcht sehen wir der Zukunft entgegen, welche Frankreich bevorsteht, wenn wir bedenken, daß, nach einer Revolution, in welcher die Hand Gottes gleichsam sichtbar geworden ist, nach einer so überraschenden Errettung, kein Aufheben der Her-

zen zu dem Gotte, der diese Errettung gemacht hat, keine Dankagung, kein Ausdruck von Erkenntlichkeit oder Hoffnung, die sich über diese Erde erhebe, laut geworden ist, weder in den Zeitungen, die jene Revolution begünstigen, noch in den an den Thron gerichteten Adressen, noch in den Kammern, kurz nirgends, bei keinem der Stimmführer der öffentlichen Meinung. Es scheint, daß man sich gefürchtet hat, bei dieser Ummwälzung den Namen Gottes auszusprechen, und daß der Glaube an eine Vorsehung, die alle Begebenheiten hier unten leitet, denen fremd ist, welche beigetragen haben, das Reich des Aberglaubens und des Fanatismus zu stürzen, und welche man als die Repräsentanten der Gesinnungen der Nation ansehen kann. Es zeigt sich hierin, wir widerholen es, auf eine eben so betrübende als erschreckliche Weise die Gleichgültigkeit gegen die Religion, welche der jetzigen Generation unserer Landsleute eigenthümlich ist. Es gibt vielleicht in der ganzen Welt kein anderes Volk, welches unter solchen Umständen ein solches Schauspiel dargeboten hätte.“

Von ganzem Herzen stimmen wir ein, wenn unsere Französischen Brüder fortfahren:

„Um diesen traurigen inneren Zustand zu bekämpfen, gibt es nur eine Waffe, das Evangelium, das Evangelium in seiner Reinheit, in seiner majestätischen und göttlichen Einfachheit, das ganze Evangelium, so wie es der Gott aller Barmherzigkeit uns gefallenen verdammten Menschen gegeben hat, um uns aufzurichten und zu retten; wir müssen uns vornehmen wie Paulus, nur Eins zu wissen, Jesum Christum, den Gekreuzigten. Das Wort vom Kreuz allein hat alle die Menschenseelen wiedergeboren und errettet, die seit achtzehn Jahrhunderten wiedergeboren und errettet worden sind; das Wort vom Kreuz allein kann auch unsere gegenwärtige Zeit wiedergebären und erretten.“

Wir dürfen nicht zweifeln, daß, wenn die Französischen Protestanten diesem Worte treu bleiben, sie bald aufhören werden, Trauben auf den Dornen und Feigen auf den Disteln zu suchen, nämlich politische Weisheit, Recht und Freiheit bei denen, welche den Herrn aller Herren, den König aller Könige nicht kennen; aus dessen heiligen Geboten allein Recht und Zucht, aus dessen Wort und Geist allein wahre Freiheit fließen kann, und daß sie Paulo gehorchen werden, wenn er uns ermahnt, nicht am fremden Joche zu ziehen mit den Ungläubigen, auszugehen von ihnen, sich abzuwenden und kein Unreines anzurühren, damit er, der allmächtige Herr, uns annehme, und unser Vater sey, und wir seine Söhne und Töchter (2 Cor. 6.).

Erfreulich war uns auch die Aufforderung der Archives: „gerrecht zu seyn gegen das gefallene Königshaus, und nicht zu verkennen, was dasselbe für die Kirchen der Protestanten gethan hat.“

„Lasset uns nicht vergessen, wie unter dieser Regierung seit fünfzehn Jahren so viele Kirchen hergestellt oder gebaut, so viele Pfarren gestiftet, und überhaupt so viele Fortschritte zum Bessern in der äußeren Lage unserer Kirchen gemacht worden sind.“

Als Bedrückungen, von den sie durch die Revolution befreit zu seyn hoffen, führen sie hauptsächlich die Verfolgungen an, denen die christlichen Privatversammlungen ausgesetzt waren. Verfolgungen, die, wie bekannt, auch in mehreren protestantischen Ländern von Deutschland gewöhnlich sind, und die in Frankreich mehr aus polizeilichen als aus kirchlichen Gründen geflossen zu seyn scheinen. Wir wünschen ihnen von Herzen Glück zu dieser Erleuchtung der Verklärung des Wortes und der gemeinsamen Erbauung, und hoffen, daß auch bei uns bald recht Viele — selbst von denen, die den geistlichen Segen der Verheißung: „Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen“ nie geschmeckt haben — erkennen werden, wie ein ungerechterer und härterer Gewissenszwang der Kirche kaum aufgelegt werden kann, als wenn einerseits Lehrer in ihre Ämter eingesetzt werden, die ihren Grund Lehren feind sind, und andererseits den Gläubigen die Trennung von den Irrelehrern und die Erbauung unter sich gewehrt wird.



# Evangelische

# Kirchen-Zeitung.

Berlin 1830.

Mittwoch den 17. November.

N<sup>o</sup> 92.

## Ueber Somnambulismus und eine bedenkliche Betrachtungsweise desselben.

Die magnetischen Zustände, welche seit funfzig Jahren und länger ein Gegenstand besonders theilnehmender Forschung in Europa gewesen sind, gingen eigentlich zunächst als leiblich-geistige krankhafte Erscheinungen weder die Kirche und die christliche Gemeinde als solche, noch demnach auch dieses Blatt im Geringsten an. Sie fielen ja als eine Erfahrungssache der genannten Art der Beobachtung dessen anheim, der für dieselbe durch Kenntniß der normalen und abnormen Verhältnisse menschlicher Organisation gerüstet ist, eine Kenntniß, welche dem Arzte zukommt und von ihm erwartet wird. Und je neuer (verhältnismäßig) die Aufmerksamkeit ist, welche diese Erscheinung erregt hat, je unsicherer noch Manches in ihr für uns blieb, um so billiger sollte die ärztliche Beobachtung, die als ächt ärztliche freilich Geistiges und Leibliches zugleich beachten muß und nicht jenes unter diesem untergehen lassen darf, an dieser Erscheinung allein und möglichst frei von allen — systematischen oder unsystematischen — Schlussfolgerungen und Ableitungen sich versuchen, um die Thatfache selbst sicher, bestimmt und rein anderweitigen Reflexionen zu überliefern. Dies ist aber nicht der Fall gewesen und hätte am wenigsten in Deutschland geschehen können, wo mit gleicher Leichtigkeit Dinge a priori verworfen werden, deren Gewißheit allein Erfahrung und Anschauung lehrt, und eben so leicht die flüchtigste, schwankendste Erfahrung eine Grundlage für Systeme, Theorien, Gedankenspiele der verwegensten Art hergeben muß. Es geschah, wie gesagt, auch nun so mit den Erscheinungen des Magnetismus. Man konnte sich nicht entbrechen, mit den Thatfachen, welche erst frisch eine junge Beobachtung durchgegangen hatte, sogleich die eigene Meinung zu geben, als ob es zuvörderst auf diese ankäme. Diese subjektiven Meinungen, in die Darstellung der Facta bewußt oder unbewußt verwebt, gaben dann Anlaß zu Folgerungen der verschiedensten Art, deren einige der christlichen Gemeinde gar nicht gleichgültig, sondern wichtig, ja bedenklich seyn müssen. Mit diesen allein haben wir es hier zu thun, gegen sie allein soll gesprochen werden.

Wer nun weder diese Darstellungen noch die aus ihnen gezogenen Folgerungen kennt, wird vielleicht fragen: Liegt denn in

den magnetischen Erscheinungen an und für sich etwas, wonach sie als Gegenstand des christlichen Glaubens einer religiösen Betrachtung anheimfölen? Diese Frage gradezu zu bejahen, wird Niemanden beikommen. Der magnetische Zustand tritt so wenig als Wirkung des Christenthums ein, als seine Erscheinungen den Inhalt eines christlichen Dogmas bilden. Diese Antwort werden aber wieder Viele beschränken wollen. Welche Seiten haben denn nun also die magnetischen Zustände, nach denen man sie wie eine Art religiöser Erscheinungen betrachten konnte?

Der erste und allgemeinste Grund einer solchen Betrachtungsweise ist unstreitig in dem Unerklärlichen, Unbegreiflichen, ja fast Geheimnißvollen zu suchen, welches den Magnetismus, vorzüglich in seinem Auftreten, theilweise auch jetzt noch begleitet, und das besonders mächtig in der Zeit wirkte, in welcher er zuerst Aufsehen erregte. Es war dies eine Zeit, welcher bereits Alles verständlich seyn sollte, die Alles begriffen zu haben sich einbildete, und was sie nicht begreiflich fand, als ausgemachte Unwahrheit und Unwirklichkeit abfertigte. Dies Schicksal hatte sie besonders dem Christenthume und seinen Geheimnissen zugebracht. Der Strom dieser vornehmen Alleswissenheit hatte sich reißend schnell allgemein verbreitet. Aber dies war von einer gedoppelten Folge. Auf der einen Seite hatte sich neben dem Strome eine bedeutende Sandmenge angeschwemmt, neben dem Alleswissen der Aufklärung nicht wenig Langeweile und zum Theil in Folge deren ein starker Hang zum Aberglauben, als ob das neue Licht der Finsterniß bedürfe, um mit sich selbst streitend heller zu leuchten. Die Neigung zu Theurgie und Gnostik war, wie dies G. E. Müller in einem Briefe ausdrückt, „der Schwanengesang des philosophischen Jahrhunderts, welcher spricht: Ich bin reich und habe gar satt und bedarf nichts.“ Zudem schloß als Nebengewächs sublimerer Art eine Schmarogerpflanze oder besser Carrikatur der neueren Naturphilosophie an, welche, indem sie Gesetz Gottes und Natur also identificirte, daß sich die Gebote der Heiligkeit und Freiheit in organische Prozesse auflösten, mit einem gewissen Schimmer der Geisligkeit blendete, den das gestohlene Licht ihrer vermeinten Gotteserkenntniß in die dunkeln Adern des Erblebens bringen mußte. So kam es denn hier, daß die Erscheinung des Magnetismus mit seinen Wundern eben so sehr den Hang der aufgeklärten Welt zum Aberglauben und zu einer pikanten Naturbetrachtung rege machte und



enthusiastische Verfechter und Deuter der neuen Gnosis hervorrief, als er auch die heftigste Opposition fand, die von vorn herein wußte, was glaublich und nicht glaublich sey, und das Wunderkind einer neuen Erfahrung als untergeschobenen Bastard ohne Weiteres aussetzte. So verhielt sich der Magnetismus in seinem Auftreten zu den Bestrebungen und Meinungen der Zeit. Auf der anderen Seite gab es Manche, die in ihrer Anhänglichkeit an das offenkundige Geheimniß des Christenthums, unzufrieden mit der frivolen Leichtfertigkeit ihres alleswissenden Zeitalters schon lange versucht hatten, diese dunkelste Meinung zu bekämpfen, aber ohne Beruf und zu schwach, die rechten Waffen zu finden, sich mit ungeschickt gewählten abmühten, indem sie über Begreiflichkeit und Nichtbegreiflichkeit stritten und die Nothwendigkeit des Letzteren in Bezug auf das Christenthum darzuthun suchten, was doch weder an und für sich die wesentliche Eigenschaft des Evangeliums, sondern nur eine hinzukommende ist, und am Allerwenigsten auf diese Art zur Bekämpfung eines übermüthigen Aufblähens von Seiten unchristlicher Gegner gebraucht werden durfte. Was war es nun Wunder, daß diese im Magnetismus, in dieser handgreiflichen unbegreiflichen Thatsache, wie sie besonders damals erschien, eine treffliche Stütze für ihre Kämpfe finden, in ihm einen neuen Herold herbeirufen wollten, welcher die vernüchterte, abgemattete Zeit wieder auf den Reichthum verschmähter Güter aufmerksam machen könnte, und in ihm einen Zeugen von den Tiefen jener ungründeten Weisheit der Offenbarung, einen Wegweiser zu den Wundern der göttlichen Gnade zu sehen und ihn dazu machen zu können glaubten. Wir sagen, man kann dies natürlich finden, ja wir glauben sogar, der Magnetismus hätte dies Alles indirect seyn können und hat es seyn sollen. Aber daß die Menschen ihn dazu machten und es auf eine solche Weise thaten, das war verkehrt und gegen die Ordnung. Sie verzweifelten daran, daß das Evangelium sich selbst möchte Bahn brechen und thaten nun ihre Augen nach fremder Hülfe auf. Was im Evangelium gibt ihnen das Recht, nach solcher fremden Hülfe sich umzuschauen? Hat eine solche irgend eine Verheißung für sich? Der reiche Mann bittet Abraham, er möge einen von den Todten zu seinen Brüdern schicken, damit sie Buße thäten. Was läßt denn nun Christus dem Abraham darauf antworten? Hören sie Moses und die Propheten nicht, so werden sie auch nicht glauben, ob Jemand von den Todten auferstände (Luc. 16, 31.). Also lauten Christi Worte. Wer dem geoffenbarten Worte nicht glaubt, glaubt keinem anderen Zeugen. Man meinte dennoch einen Zeugen gefunden zu haben, dem die Welt eher glauben möchte, zog ihn daher mit seiner Zeugenschaft und pries ihn dem Volke an. Was waren die Folgen dieses Vorwises? Sie sind heute noch zu sehen. Der Unglaube ist der alte und verlacht den angeblichen Zeugen so gut wie die Offenbarung. Und nebenbei hat sich, was das Schlimmste ist, eine Meinung eingeschlichen, nach welcher unglückliche Gemüther in dem Glauben an das, was ihnen zu hoch ist und Grauen macht, eine Art von sentimentaler Beruhigung finden, wo man das, was über unsere fünf Sinne hinausgeht, deswegen für etwas Religiöses hält, meint, es sey Unbegreiflichkeit das erste Zeichen, daß etwas geglaubt werden müsse, und darüber die Grundabsicht des Evangeliums gänzlich aus den Augen verliert. Wenn in dem Unbegreiflichen an und für sich das Wesen religiöser Dinge und die Verpflanzung eines religiösen Glaubens an sie läge — armes Menschengeschlecht, wie viel Göthen hättest du dann! Aber so geht es, wenn des Menschen Herz den nüchternen Weg des schlichten

göttlichen Wortes verläßt. Dann liegt ihm nichts so weit und hoch, daß er nicht danach jagte und sich zu ihm ausschwingen wollte. Er will Erkenntniß, Gnosis auf alle Art und Weise, und wie der Rationalismus an der puren Erkenntniß des Begreiflichen, so weidet man sich dann in mystischer Betrachtung an einer Art von Erkenntniß des Unbegreiflichen. Aus der fahlen Verständigkeit meint man dann nur eine sichere Flucht in's Unverständliche ergreifen zu können, und gegen das Triviale findet man keinen Arzt als das Abenteuerliche. Man denke nur an den Tumult, welchen grade in Frankreich die Erscheinung des Magnetismus erregte. Sollten wir aber damit läugnen, daß dieselbe in manchem Bezuge wohlthätig gewirkt habe? O nein, sie hat dies in ihrem Kreise gethan, und würde es viel mehr gethan haben, hätte man sie nicht aus ihrem Kreise herausgezogen. Sie war ganz geeignet, über die so weit verbreitete materialistische Naturansicht den Stab zu brechen und des Menschen Auge auf eine Geistigkeit der Natur hinzuweisen, von welcher es damals fast die Ahnung verloren hatte. Sie hätte ein vortreffliches niederschlagendes Mittel für den Stolz und den Uebermuth der Naturforscher und Aerzte seyn können, welchen in ihrer Erkenntniß des Menschen und seiner Beziehungen zur Natur nichts zu fehlen schien, und doch noch so viel fehlt. Aber ein unglückseliger Wahn zog sie auf das Gebiet der Theologie, ja der Religion auch mit herüber. Da war die ruhige Beobachtung gestört, der rechte Gesichtspunkt verrückt, tausend Seltsamkeiten mengten sich ein, die Erscheinung wurde anrüchig, bespöttelt, verlacht — und sie droht fast wie ein schnell vorüberfliegendes Meteor zu zerplazen und nur unnütze Steine zurück zu lassen.

Dieser Wahn wurde durch eine andere Seite der somnambulen Zustände geweckt und genährt, durch eine besondere Erregtheit nämlich in Bezug auf religiöse Dinge, in welcher den Kranken oft eigenthümliche Visionen zu Theil werden, so daß sie anscheinend aus ihrem sonst beschränkten natürlichen Kreise heraustreten und Dinge sehen und aussprechen, die in ihrem Munde wie die Sprache eines Anderen klingen. Es war dies eine Erscheinung, welche um so angenehmer besaß, als zum Theil die Reden dieser Kranken nicht ohne Tiefe und Wahrheit sind, wie z. B. Einiges in den bekannten Aussprüchen der Frauen, welche das Tagebuch des Spiritualisten Barberin mittheilt. Fromme Gemüther wurden von ihnen gewaltig angezogen. Von der Wirkung, die so schön klang, schloß man gar zu geneigt auch auf eine besonders schöne Ursache. Man parallelisirte den Zustand der Somnambulen mit den Ekstasen in der ersten christlichen Gemeinde, man wollte einen Schlüssel zu den Wundern, ein neues Thor in die überirdische Welt gefunden haben. Ja man sprach in Bezug auf den ersten Punkt unverhohlen aus: „Daß Gott auf dem Wege des Magnetismus vielleicht wirklich schon fortgeleitet habe zu etwas Besserem, das die Tage der ersten Christenheit und ihr Wissen (im allgemeinsten Wortverstand) scheine wiederholen zu sollen. Schon der Magnetismus an sich sey vom Materiellen zum Spirituellen fortgeschritten; aber es scheine, daß er, nachdem er als Mittel der Erregung der Glaubensfähigkeit von Gott gebraucht worden, in seiner irdischen Gestalt aufhören, und einer doppelten Gnadengabe, der er den Weg bahnen mußte, endlich wirklich Platz machen solle: der apostolischen Wunderheilung durch Händeauflegen im Namen Jesu, und dem Hellschén oder den prophetischen Ekstasen in den Christenversammlungen der Apostelzeit. Es würde nun gezeigt werden, wohin die Sache hinausgehe, nämlich daß, wenn wir



erst wieder Glauben gewonnen hätten, die Verheißungen Christi und der Propheten in ihrer Reinheit und höchsten Würde erfüllt, die Gabe des heiligen Geistes auf Hohe und Niedere ausgegossen, und so eine neue Christengemeinde von oben herab gebildet werden sollte, die nicht mehr im Zweifel oder in todtten Formen, sondern im Geist und in der Wahrheit, ja in anschaulicher Erkenntniß der Gewisheit aller Worte Gottes lebe.“\*) Ob schon nun derjenige, welcher dies aussprach, anderwärts sagt: „Daß er den Magnetismus oder das magnetische Hellsehen an sich, keinesweges für etwas Göttliches halte, sondern für ein entwickeltes menschliches Vermögen, und für eine Kraft, welche zwischen Irdischem und Himmlischem in der Mitte liege,“ \*\*) so lag es doch sowohl in der Stellung, welche er dem Magnetismus zu einer neu zu gründenden Gemeinde gibt, und über die er sich nicht bestimmt genug ausdrückt, als auch in jener schwankenden und unsicheren Meinung von der Mitte zwischen Erde und Himmel, welche er dieser Erscheinung anweist, daß sein Votum tausend Köpfe im Volke und unter den Theologen für ein Mehr des Himmlischen jener somnambulen Zustände bestimmte und daß man die Wirkungen des heiligen Geistes auch in ihnen, und zwar gewiß nicht ganz folgeunrichtig, schauen zu dürfen glaubte. Von diesem Punkte aus that sich nun ein Reich der größten und schädlichsten Verwirrung auf, einer Verwirrung, die man nicht ernst genug zurückweisen kann.

Wir wollen hier unberührt lassen, daß ein sehr unzeitiger Enthusiasmus meistens bei den Krankenbeobachtungen unerforscht ließ oder wenigstens der Mittheilung nicht werth erachtete, was für Eindrücke denn vorher die Seele des Kranken empfangen und wie er sich besonders zu religiösen Dingen verhalten habe, so wie daß man gerade bei der Beurtheilung der sogenannten höheren Zustände die ausgemachte Thatsache am wenigsten berücksichtigte, wie die Seele der Somnambulen in dem Rapport mit ihren Magnetiseurs der Gedanken und Empfindungen jener theilhaft werde und sehr häufig als eigene oder vermisch mit den eigenen wiedergebe, wodurch die Originalität der von den Somnambulen ausgesprochenen Dinge immer zweifelhaft bleibt. Wir wollen es unberührt lassen, so wichtig es auch ist, weil es uns hier zunächst nicht angeht. Glaubt man aber in somnambulen Zuständen etwas „Himmlisches,“ in ihnen eine Vorbereitung auf die neue Gründung einer Christengemeinde von oben wahrnehmen zu dürfen, so wird man doch wohl zunächst fragen dürfen, wie man denn dies Wort „himmlisch“ zu nehmen habe. Das bloß menschliche Vermögen, das in ihnen entwickelt wird, könnte man doch wohl nur per abusum himmlisch nennen; sonach müßte die Entwicklung des Vermögens eine himmlische seyn. Was soll das nun heißen? Eine himmlische Entwicklung müßte dann doch wohl eine gottgewirkte seyn. Die Entwicklung in des Menschen Geist, die Gott wirkt und die sich auf himmlische Dinge bezieht, schreiben wir dem heiligen Geiste zu, der aber nach Meyer wenigstens die somnambulen Zustände nicht herbeiführt. So können wir sie also nicht himmlisch nennen. Oder sollte man, insofern das Werkzeug, dessen Gott sich bedient, und das, was er zuläßt, Wirkung, Schickung Gottes genannt wird, die Krankheit des Somnambulismus, weil Gott sich ihrer zur Erweckung Mancher bedient haben kann und er sie auf jeden

Fall zugelassen hat, einen himmlischen Zustand nennen? Warum dann nicht auch Nervenfieber, Zahnschmerzen, Krankheiten aller Art auch himmlische Zustände? Hat Gott sie nicht auch zugelassen, hat er sich ihrer nicht auch zur Erweckung Einzelner bedient? Wenn nun dies Alles dem Somnambulismus kein Anrecht auf den Namen eines nur entfernt himmlischen Zustandes gibt, so könnte man höchstens doch nur darin einen Grund solcher Benennung finden wollen, weil in solchen Zuständen sehr oft eine besonders starke Beschäftigung der Seele des Kranken mit religiösen Dingen hervortritt. Allein, ist die Ursache des Zustandes nicht eine himmlische, so sehen wir wiederum nicht ein, warum wir irgend einer einzelnen Erscheinung in diesem Zustande zu Liebe den ganzen Zustand für mehr als irdisch krankhaft halten sollten. Zudem ist sehr gewiß, daß man von Wirkungen gar nicht gradezu auf die Ursachen schließen kann, und daß verschiedene Ursachen Wirkungen haben können, die zwar in ihrer äußeren Erscheinung gleich, ihrem Wesen nach aber durchaus verschieden sind. Es wird Niemanden einfallen, die Teufel jener Beseßenen im Evangelium, welche Christum Sohn Gottes nannten, deswegen für Engel zu halten, weil sie Christum in seiner Gottheit kannten, während die ungläubige Welt ihn verläugnete oder nicht anerkannte. Eben so wenig ist ein Reden über göttliche Dinge, oder ein Schauen derselben, es mag wahr oder unwahr, tief oder nicht tief seyn, als ein Grund anzunehmen, die Seele des Redenden werde von höheren Kräften bewegt, von Kräften des heiligen Geistes, so lange wir gewiß sind, daß bestimmte, sehr bekannte Kräfte in jenem Zustande auf den Sprechenden einwirken. Gewiß ist wenigstens, daß der somnambule Zustand durch übermäßige Erregung eines bestimmten Theils des menschlichen Leibes herbeigeführt wird, welche eben, weil sie übermäßig und partiell ist, d. h. die gleichmäßige Thätigkeit des ganzen Organismus stört und aufhebt, und auf einem Punkt zu concentriren strebt, krankhaft genannt werden muß. Eben so unlängbar wirkt die Erregung durch den Leib auf den Geist, nicht etwa umgekehrt. Es sind Naturkräfte, welche das Gangliensystem aufregen und jenen Zustand herbeiführen, den Schubert gradezu als das „physische Freiwerden eines seiner Natur nach höchst zweideutigen Gefühls“ bezeichnet.\*\*) Was nun an all diesen uns bekannten Bedingungen des Zustandes ist es, das uns irgend berechtigte, an eine Wirksamkeit des Geistes Gottes zu denken? Wonach sollte man erwarten dürfen, daß zu irgend einer Zeit der heilige Geist durch unseren Leib vermittelft krankhafter Zustände auf unsere Seele wirken werde? Daß solche ungesunde Vorläufer einer neuen Gründung der Christengemeinde vorangehen sollten? Und wie ungesund sie seyen, hätte man längst lernen sollen. Ich will von den sehr bekannten Thatsachen schweigen, wo der erhabenste Anfang berühmter magnetischer Zustände mit dem Resultate eines sehr leiblichen Rapportes schloß. Aber freilich sollen kräftige Irthümer die letzten Zeiten bezeichnen, und nicht der geringste unter ihnen möchte der seyn, der in dem Magnetismus etwas dem Reiche Gottes Verwandtes entdecken wollte. Was für ein Bezug wäre zwischen diesem Entsetzlichen der Naturkräfte und dem Reiche der Freiheit und Gnade!

Es könnte zwar diese ganze Bewahrung sehr überflüssig scheinen, hätten nicht Aeußerungen der neuesten Zeit sie nöthig gemacht. Jenes so bekannte, von vielen Seiten merkwürdige Buch, die Seherin von Prevorst, nämlich ist es, in welchem

\*) S. J. F. von Meyer's Blätt. f. höhere Wahrh. Dritte Samml. S. 233 f., vgl. vierte Samml. S. 204 f.

\*\*) J. F. von Meyer Blätt. f. höhere Wahrh. Zweite Samml. S. 219. Anm.

\*) Schubert Symbol. des Traums S. 175.



man leider eine so unglaubliche Verwechslung in hohem Grade wahrnehmen muß. Längnen wollen wir auch gar nicht, daß gleich von vorn herein uns das Motto Luc. 10, 21.: Ich preise dich Vater, daß du solches verborgen hast den Weisen und Klugen u. f. w., gar übel angebracht schien, indem wahrlich das seligmachende Geheimniß des Evangeliums, das uns offenbar geworden, und die freudigen Worte unseres Erlösers über solch' ein Kundwerden auf die Erscheinung des Sonnambulismus und Hellsehens übertragen bei jedem Anderen, als bei Herrn Dr. Kerner, wie eine Parodie klingen würden. Wie aber der Herr Verf. darauf kam, sie hier zu brauchen, kann nicht unklar bleiben, wenn man die darauf folgende Einleitung liest. Da werden unter dem weitsinnigen Worte: inneres Leben, die Visionen der Jungfrau von Orleans mit der Freudigkeit eines Hieronymus und Huß, die „in der Klarheit und Sicherheit des Innern“ gewesen seyn sollen, unter eine Rubrik gebracht (S. 9.), da wird nach der Erwähnung der sonnambulen heiligen Theresie (S. 11.) gleich gesagt, man wolle die Geschichte Jesu und seiner Apostel hier unberührt lassen und zu den Geschichten der Heiligen übergehen, wo man unzählige Thatfachen finden solle, die von der Macht des inneren Lebens zeugten, ein Leben, von dem es anderwärts (S. 17.) heißt: Ja wunderbar, Lieber, ist das Leben der inneren Welt, das wovon sie lebt, wodurch wir sind und woher unser Trost, unser Alles, geflossen kommt. (!) Bewahre Gott, welche unselige Verirrung! Ein Leben in Gott, die Kraft aus der Höhe und Ganglienleben und die Kräfte der Natur ein und dasselbe! Oder wie kommen Huß und Hieronymus, Christus und seine Apostel in die Gesellschaft der heiligen Theresie und der Jungfrau von Orleans? Warum läßt der Verf. die Geschichte der Apostel hier unberührt? Weil er das, was die Apostel besaßen, für etwas ganz Anderes hält? Wie kam er denn darauf, ihrer hier zu gedenken? — Welchen Eindruck können dann noch bei einer solchen Grundansicht des Ganzen Verwahrungen machen, wie die folgende (S. 22.): Gewiß aber auch ist es, mein Lieber, daß dieser Zustand des Hellsehens Niemand als ein Mittel anzurathen ist, um das zu werden, was der Mensch vor Gott seyn soll? Es bleibt hier nur ganz zweifelhaft, wie der Verf. sie, ohne sich zu widersprechen, aufstellen kann.

In der That ist eine solche Ansicht nur das Extrem im Gegensatz zu einem Kieser'schen Tellurismus und eine Verkehrung des richtigen Verhältnisses so gut wie dieser, nur nach der anderen Seite hin. Während Herr Kieser kein Reich der Gnade, sondern nur ein Reich der Naturkräfte kennt, und die Offenbarungen, Weissagungen und Wunder des A. und N. Bundes als Wirkung der tellurischen Kraft bei vorwaltendem Gefühl des Nachtmenschen, die magnetischen Erscheinungen der neueren Zeit als Wirkung derselben Kraft bei vorwaltendem intelligenten Leben des Tagmenschen bezeichnen zu können glaubt,\*) weiß Herr

Dr. Kerner von keinem Reiche der Natur, sondern nur von einem Reiche des inneren Lebens, das Göttliche und Natürliche untereinandermischt. Wenden wir uns von der einen Ansicht mit Ekel weg, so erregt die andere nicht weniger Besorgniß und Anstoß. Man werfe uns nicht vor, daß wir etwa Natur und Gott als Gegensätze hinstellten, während doch die Naturkräfte Gottes Diener und ihre Befehle sein Wille wären. Nein, daran zweifeln wir keinen Augenblick; aber das Verhältniß Gottes zu den Menschen, wie das Evangelium es hinstellt, ist ein sittliches, freies, keine magische Beziehung, kein Naturprozeß. Die Sittlichkeit des Verhaltens liegt in dem freien Gebrauche unseres Willens, der Magnetismus kennt nur eine Gebundenheit desselben; von einer Sittlichkeit dieses Zustandes kann also gar nicht die Rede seyn. Es ist darum nicht zu sagen, wie es einem zu Ruche wird, wenn man sieht, daß in den Schriften über Magnetismus die Worte inneres Leben, inneres Licht mit Ganglienleben und festem Willen nach Gutdünken sich ablösen oder wenigstens ihren Begriff vertreten. Wahrlich man kommt so weit, daß man dem Philosophen, der nach dem Berichte des Wilhelm von Paris durch seinen festen Willen ein vorüberziehendes Kameel zum Fallen brachte, eben so gut ein inneres Licht beilegt, als dem Apostel Petrus, vor dessen Richterstimme Ananias den Geist aufgab, und daß man nicht weniger das innere Leben des Märtyrer Stephanus als des Indischen Fakirs auf seinem Nägelbette rühmt.\*\*) Ueberdies wird dem Menschen die Frucht des wahren inneren Lebens, des Glaubens an seine Rechtfertigung, nämlich die Heiligung nicht in der Erregung seines Sinnengeflehtes zu Theil, sondern in schmerzlich wahrer Selbsterlägung und Selbstentäußerung.\*\*) Wenn aber einmal das Reich Gottes und das der Natur ihre Grenzen aufgeben und in einander fließen, was mag uns hindern, statt der die freie Liebe fordernden und weckenden Gnade uns dem magischen Zwange unheimlicher Gewalten anheimzugeben? Was für eine Scheidung ist dann zwischen Wahlverwandtschaften und der Einigung im Geiste Christi? Da fließt nun Alles durcheinander; in einem trüben Chaos erblicken wir die Kräfte der höheren Welt und galvanische und electrische Prozesse, der Geist Gottes geht umher in Gespenstern, das Todtenreich spukt in's Leben herein und gibt Aufschlüsse, die das Buch des Lebens nicht hat, die Verrücktheit bringt ihre Lichter in die Nacht unserer Gewöhnlichkeit, und in Grauen und Zittern, Ekel und Entsetzen soll eine neue Offenbarung über die Menschheit hereinbrechen, der am Evangelium Christi nicht genügen will. — Und wer berechtigt uns denn, solche Heilmittel einer verzweifelten Art im Magnetismus zu suchen? Welche Documente höherer Abstammung weist er sonst noch auf? Etwa das Vorausschauen des Zukünftigen? Oder die Geistervisionen?

(Schluß folgt.)

Gewahrt man aber die entsetzliche Mißhandlung der Offenbarung in solchen Fäseleien, so hat man keine besseren Worte als: Herr vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun!

\*) Deutlich und bestimmt ist dieser Fortschritt schon bei Kieser a. a. D. Bd. 1. S. 240, zu finden.

\*\*) Bei Kieser a. a. D. Bd. 1. S. 355. heißt es dagegen: Der reine Magnetiseur könne das unreine Leben des Sonnambuls verschmerzen — das moralisch kranke Leben zur Buße und Besserung und zur Tugend zurückführen, „Dem höchsten Vorbilde der Menschheit nachstrebend erscheint der Magnetiseur dann als der Erlöser von der Sünde zur Tugend, vom Tode zum Leben. (!!)

\*) Man vgl. Dr. G. Kieser's System des Tellurismus Bd. 1. S. 76 f. Bd. 2. §§. 193 — 215. §§. 347 f. besonders aber §§. 316 — 18. Betrachtet man bloß die Art und Weise der Kieser'schen Deductionen namentlich in den letztgenannten Paragraphen, so erinnert man sich unwillkürlich an eine Aeußerung Menzel's über eine Stelle der Vorrede von H. A. Clemen zu seiner Uebersetzung von Yorik's Reisen, die etwa so lautet: „Wenn der Deutsche in's Felsen geräth, so ist er unübertrefflich; denn seine Gaseonnaden haben alle einen Beigeschmack von Philosophie, der ihre Lächerlichkeit unwiderstehlich macht.“



# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1830.

Sonnabend den 20. November.

N<sup>o</sup> 93.

## Ueber Somnambulismus und eine bedenkliche Betrachtungsweise desselben.

(Schluß.)

Wir wollen hier nur im Vorbeigehen erwähnen, daß es doch wohl nicht ganz unbeachtet zu lassen ist, wenn Männer wie Kluge, der wahrlich damals nicht am wenigsten für den Magnetismus begeistert war, in seinem Buche über Magnetismus vor der Illusion der Geisterseherei und vor den Aussagen der Somnambulen warnt; \*) wie auch der ungenannte Verfasser einer Schrift über die Seherin von Prevorst viel Beherzigenwerthes über die Täuschung in diesem Punkte sagt. \*\*) Denn wenn alle diese Warnungen unrecht hätten und an der Wahrheit dieses Geistersehens u. f. w. nicht zu zweifeln wäre, so hätten wir hiemit die christliche Bedeutsamkeit dieser Erscheinung noch nicht im Geringsten erwiesen. Was erstens das Voraussehen der Zukunft betrifft, so ist dies an sich höchst gleichgültig. Daß die Propheten des A. B. und die Apostel Zukünftiges sahen, wäre an sich von gar keiner Wichtigkeit, daß es aber ein Voraussehen von Dingen war, deren Inhalt die Deconomie des Reiches Gottes anging und zur Verbreitung und Befestigung, zur Hinweisung und Hoffnung auf dasselbe dienen mußten, das ist das christlich-göttlich Bedeutsame an ihren Prophezeiungen. Eben so wenig darf man das Voraussehen des Künftigen jedesmal als eine Probe göttlicher Eingebung betrachten. Die Magd in Philippi, welche den Wahrsagergeist hatte, und von Paulus und seinem Begleiter sogar ausagte, daß sie Knechte

des Allerhöchsten seyen, die den Weg zur Seligkeit verkündigten, that dennoch dem Paulus wehe, und er gebot dem Geiste auszufahren (Apostelgesch. 16, 16 f.). Sie hatte den Wahrsagergeist, und dennoch trieb ihn Paulus aus, obschon sie Wahrsagendes sprach. Würde man einen solchen Wahrsagergeist in unserer Zeit nicht höchlich respectiren? Verwichene Jahrhunderte hatten noch eine gar nicht ungegründete Scheu vor einem Voraussehen, in welchem sie die Wirkksamkeit unheimlicher Kräfte erkannten. \*) Jetzt lacht man darüber oder hält es für Wirkungen himmlischer Kräfte. Die Extreme berühren sich.

Was aber soll aus solchen Extremen herauskommen, wo man den magnetischen Schlaf unter anderen vielen Lobpreisungen einen Zustand nennt, der mit dem ursprünglichen Zustande des Menschen Ähnlichkeit habe? \*\*) Wo man die Gehinthatigkeit, als die „Thätigkeit des Geistes nach Außen,“ gegen ein Sich-Zurückziehen in die Ganglien, welches das wahre innere Leben sey, hintansetzt? S hätten wir Unrecht, hienach statt: wachet und betet, dem Menschen zuzurufen: schlaft und habt Gesichte? Und was soll man vollends zu solchen Stellen sagen, wie die in der Einleitung zur Seherin (S. 16 f.), wo es heißt: man sey nur zu geneigt, Geistervisionen einem nur krankhaften Zustande zuzuschreiben. Dies komme aber daher, daß nur das äußere Leben bei so vielen Menschen gemein sey, so daß Menschen, in denen der Geist noch in seiner naturgemäßen Stelle sey, nicht mehr in den Kreis gewöhnlicher Menschen gerechnet, sondern als unnatürlich, verrückt oder als ein Wunder betrachtet würden — Es wäre doch auffallend, daß wir demnach im ganzen Alten Testamente nur eine Person fänden, deren Geist vorzugsweise in seiner naturgemäßen Stelle gewesen seyn müßte, ich meine die Heze von Endor, die den Geist Samuel's citirte

\*) C. A. F. Kluge Versuch einer Darstellung des animal. Magnetismus als Heilmittel S. 365 f. S. 456.

\*\*) Das verschleierte Bild zu Saiz oder die Wunder des Magnetismus. Eine Beleuchtung der Kerne'schen Seherin von Prevorst u. f. w. Leipzig bei Weidmann, 1830, f. S. 140—148. Diese Schrift enthält viel Wahres und Treffendes, wenn man auch vielleicht in Bezug auf christliche Erkenntniß Einiges aussetzen möchte. Besonders lobenswerth ist an ihr, daß sie dem als Menschen so achtungswerthen Herrn Dr. Kerzer alle Gerechtigkeit widerfahren läßt, und auch keine Spur von der Gemeinheit in sich trägt, mit welcher man andernwärts diesen Mann behandelte.

\*) Es ist besonders merkwürdig, den Streit über Magie zur Zeit der Reformation genauer anzusehen. Außer den bekannteren Schriften des Joh. Wier, Reginald Scotus, Joh. Rodinus verdient der unbekanntere Kampf der Mediciner Joh. Emich und Germ. Neuwald mit Adolph Scribonius Aufmerksamkeit, der zu dem seltenen Buche des Letzteren: De sagarum natura cet. physiologia. Marp. 1588, Anlaß gab.

\*\*) Seherin von Prevorst S. 20.



mich für nichts weiter als für einen schlechten Spion halten wollte. Nach etlichen Tagen wurde ich nebst einigen Anderen, die mit Ketten und Banden geschlossen waren, auf einen Wagen gesetzt und wieder nach Prag gefahren. Da wurde ich aber dasmal viel härter gehalten als das erste Mal. Ich kam in ein Gefängniß, worinnen Mehrere saßen, die das Leben verwirrt hatten, und einer von den Soldaten, die den Wagen begleitet hatten, sagte mir, ich würde wohl schwerlich mit dem Leben davon kommen, denn ich müßte schlechte Geschäfte getrieben haben in diesem Lande. Da ich nun so im Finstern saß, seufzte ich aus aller Macht zu Gott auf: „Lieber Herr, du hast dich in deinem Worte einen Schützer und Trost der Waisen und der verlassenen Fremdlinge im Lande genannt. Nun bin ich schon lange ein armer Waise und du bist mir von meiner Kindheit her ein lieber Vater und Versorger gewesen; in der Welt habe ich keinen lieberen Freund und Trost als dich. Jetzt bin ich hier ein armer Fremdling in dem Lande, wo ich keinen Bekannten und Schutzherrn habe als dich. Du weißt, lieber Herr, daß ich nicht Muthwillens halber hereingegangen bin, sondern sie haben mich gefangen genommen und ich hatte das Versprechen gegeben, daß ich nach Prag nachkommen wollte und du willst ja, daß deine Christen ihr Versprechen halten sollen. O lieber Herr Jesus, ich berufe mich auf dich, meinen Schutzherrn. Laß du mich nicht hängen, denn du weißt, daß ich kein Spion bin. Ich habe dich oft gebeten, daß du mich mit Leib und Seele ganz in deine Dienste nehmen sollst. Und du erhörst ja Gebet, darum bin ich armer Mensch dein Diener, dem du nichts wirst thun lassen von ungerechten Leuten. Ich will denn hier im Gefängniß sitzen im Vertrauen auf dich, will in's Verhör gehen im Vertrauen auf dich. Willst du mich einige Tage mit Thränenbrod speisen, nun so weiß ich, daß ich das vielfältig verdient habe, aber du wirst darum mein Angesicht nicht beschämen, das nur auf dich aufsieht, und wenn alle Menschenhülfe aufhört, so bist doch du meine Hülfe und meines Herzens lieber Trost.“ Da ich auf solche Art eine Zeit lang gebetet hatte, wurde ich ganz freudig und getrost. Die Thränen, die mir vorher häufig über die Wangen gestossen waren, hörten auf, ich hätte mögen singen, so wohl war mir und mich dünkt, mir hat mein Lebtag kein anderes Gebäckenes so gut geschmeckt als das Brodt, das ich selbigen Abend im Gefängniß zu Prag aß. Am Morgen wurde ich scharf verhört. Ich sollte und mußte der Spion gewesen seyn. Aber ich war deshalb doch keiner und da ich auf alle Fragen freudig und getrost antwortete, denn mir war immer, als wenn mein Schutzherr neben mir stünde und sie dürften mir doch kein Haar krümmen, sagte ein alter Officier, der mir der Vornehmste schien, er seines Theils hielte mich für unschuldig und glaube, man könne mich ohne Bedenken entlassen. Hierauf wurde ich denn freigegeben, die Herren sagten mir aber, wenn ich mich jetzt wieder unterstünde vom graden Wege abzuweichen, oder mich länger als nöthig wäre im Lande aufhielte, dann stünden sie mir für nichts mehr, sondern ich würde ohne

weiteres Fragen sogleich als Spion behandelt und gehangen werden. O wie klopfte mir mein Herz voll Freude und Dankbarkeit gegen Gott, da ich jetzt wieder zum Thore draußen war und hörte wieder die Vögel singen. Ich getraute mich auch gar nicht, mich noch einmal nach der schönen Stadt umzusehen, sondern lief nur, was ich konnte, meine Straße fort. Und Jeden, der mir nun begegnete, den fragte ich nach dem Wege nach den Ortschaften, die auf meinem Papier verzeichnet stünden und hätte mich um vieles Geld nicht wieder auf einen Wagen setzen mögen. Und da ich über die Grenze war, fast einen ganzen Tag eher als sie es mir in Prag bestimmt hatten, da fiel ich noch einmal auf meine Kniee und dankte meinem lieben Schutzherrn, der mich von Kindheit an so gut geführt und geleitet hat, und der mich auch nach Böhmen in's Gefängniß geführt hat und wieder heraus. Seht, so bin ich in meiner Jugend für einen Spion gehalten worden, weil sich die Leute nicht darin finden konnten, daß ich von selber, von der Grenze her, über die ich leichtlich wieder hätte entweichen können, nach Prag in die Gefangenschaft gekommen. Wenn etwa Leute, die gar nichts von derlei Sachen verstünden, auf ein Schiff kämen, das von seiner vaterländischen Küste weg in ein fernes Land fährt, von welchem das Auge gar nichts gewahr wird, so müßte ihnen der Steuermann, der das Schiff lenkt, oftmals gar sonderbar und ungescheut vorkommen. Denn er führt mitten aus dem sicheren Hafen hinaus in's weite, blaue Meer. Die Fischerklähne liegen rings umher und sind auf guten Fang bedacht; um sein Schiff her schwimmen auch Fische genug, die er leicht haben könnte; er aber verweilt nicht, sondern fährt immer fort. Er kommt an schönen Inseln vorbei und an Ländern, wo Bäume stehen mit vielen Früchten; er aber hält sich da nicht auf, sondern fährt an dem sichtbar vor Augen Liegenden vorbei, immer, auf Hoffnung, nach einem Lande hin, das kein Auge sieht. So ist der Christ, der durch das sichtbare Wesen hindurch nach einem Ziele trachtet, das nur der Glaube kennt und auf welchen das feste, prophetische Wort hinweist, das aber kein Menschenauge siehet. Wenn er so mitten durch das Treiben der Leute hindurchgeht und diese wissen nicht wonach und wohin, da erscheint er wohl je zuweilen der Welt als ein Narr oder selber als ein Bösewicht, der verkehrte und verbotene Wege geht. Du lieber Herr, du bist unfertig, du bist meinerwegen hier auf der Welt wie ein Narr, ja wie ein Missethäter worden. O gib mir doch Geduld und Muth, wenn ich etwa auf meinem Wege auch so etwas leiden und erfahren muß. Steh mir bei und sey mir in allen Stürmen eine feste Burg. Und laß mich doch immer freudig und getrost bleiben, denn du bist und bleibst ja bei mir. Führe du all meine Sorge selber wohl hinaus und nimm mich endlich mit Ehren an. Nun wohl! sehe ich auf mich selber und all mein Elend und auf die Gefahren, die meiner Seele drohen, so wird mir sehr angst; sehe ich aber auf dich, so bin ich sehr getrost. Verlaß du mich nicht, o mein Gott; verzeuch nicht mir zu helfen.“



# Evangelische

# Kirchen-Zeitung.

Berlin 1830.

Mittwoch den 24. November.

N<sup>o</sup> 94.

## Stimmen aus der Evangelischen Kirche in der Hallischen Angelegenheit.

### VII.

Wir fahren fort, zur Stärkung des Glaubens aller derer, die vor der großen Macht und Menge der dreist und laut hervortretenden Feinde des Evangeliums erschrecken möchten, Zeugen-Stimmen aus der Evangelischen Kirche in diesen Blättern ertönen zu lassen. Eine besondere Freude ist es uns, wenn dieselben, so wie die letzten aus Pommern, und die jetzt mitzutheilenden, von Predigern der Kirche unseres Deutschen Vaterlandes ausgehen. Wir hoffen, daß solche Stimmen vorzüglich dazu beitragen werden, die Gläubigen vor dem Verkennen des Segens, der in unserem verstorbenen Zion noch übrig ist, und vor eigenwilligem Separatismus zu bewahren. Nicht ein kaltes Sich-Abkehren von so viel Wunden und Krankheiten, sondern den guten Eifer, in welchem der Heiland das zur Mördergrube gemachte Haus Gottes reinigte, haben wir, als wir jene traurigen Wahrheiten aufdeckten, in den Christen erwecken wollen, den Schmerz des Elias, daß die Kinder Israel den Bund des Herrn Gebaoth verlassen, und seine Altäre zerbrochen hatten, diesen Schmerz, den der Herr, als er in dem sanften Säusen kam, linderte, indem er dem Propheten offenbarte, daß er sieben tausend sich habe übrig bleiben lassen aus Israel, nämlich alle Kniee, die sich nicht gebeugt hatten vor Baal, und allen Mund, der ihn nicht geküßet hatte. Es ist ein leichter, aber in Hochmuth und Schwärmerei abführender Weg, die verfallene Kirche mit dem Rücken anzusehen und über der Gemeinschaft mit den Bekennern des Herrn ihren Nothstand zu vergessen, wie es wohl Viele von uns in früheren Zeiten gethan haben, — schwer dagegen, aber voll des der Demuth, der Liebe, der Fürbitte verheißenen Segens ist die Erfüllung der Pflicht, die Drangsale, die Wunden, die Krankheiten dieser liebenden Mutter auf kindlichem blutenden Herzen zu tragen, und während man den Umfang und den Abgrund des Verderbens im Lichte der Wahrheit ganz und tief in's Auge faßt, während man dadurch zu heiligem Eifer gegen das Reich der Finsterniß entzündet wird, gegen die

Kirche in ihrer Noth des Paulus Gesinnung zu bewahren, dem sein Gewissen Zeugniß gab in dem heiligen Geist, daß er große Traurigkeit und Schmerzen ohne Unterlaß in seinem Herzen hatte um Israel, welchem die Kindschaft gehörte und der Bund und das Gesetz und der Gottesdienst und die Verheißung.

Einer der vielen gesegneten Prediger des Wuppertales ist es, der diesmal zu unseren Lesern reden soll, M. Friedrich Sander, Pastor in Wichlinghausen, vielen derselben durch andere Schriften und durch seinen unermüdblichen Eifer um das Reich Gottes gewiß schon bekannt. Unter seinem Namen ist so eben eine kleine Schrift erschienen: „Der Kampf der Evangelischen Kirche mit dem Rationalismus“ — Elberfeld und Barmen 1830 — aus welcher wir, indem die ganze Schrift den Lesern dringend empfohlen wird, folgende Stellen mittheilen.

„Eine ernste Stunde“ — so beginnt die Schrift — „ist jetzt gekommen. Drohender als je stehen die Leute, welche läugnen, daß Jesus der Christ, der Sohn Gottes sey, derjenigen Kirche gegenüber, die vor dreihundert Jahren auf dem Reichstage zu Augsburg mit Drangung Gutes und Blutes das Bekenntniß ablegte, „daß Jesus Christus wahrer Gott und Mensch sey, wahrhaftig geboren, gelitten, gekreuzigt, gestorben, daß er ein Opfer wäre für die Sünde, und Gottes Zorn versöhne; daß er abgestiegen sey zur Hölle, wahrhaftig auferstanden, aufgefahren gen Himmel, sitzend zur Rechten Gottes; daß er ewig herrsche über alle Creaturen, und regiere, und daß er Alle, die an ihn glauben, durch den heiligen Geist heilige, reinige, stärke, tröste, ihnen auch das Leben und allerlei Gaben und Güter austheile, und sie wider den Teufel und wider die Sünde schütze und beschirme“ (Art. 3.)“

Dies wird hierauf durch die bekannten Hallischen That-sachen, insbesondere durch die Darstellung der Wegscheider'schen Lehren belegt, mit Anführung der Stellen seiner Dogmatik, in welchen eine übernatürliche, wunderbare und unmittelbare Offenbarung Gottes geläugnet, die biblische Geschichte des Sündenfalls für eine heid-



nischen Erdichtungen ähnliche Fabel erklärt, die in der Schrift erzählte Sünde der ersten Menschen ein ganz leichtes Vergehen (levissimum delictum) genannt, die Lehre von der Erbsünde als ein gefährliches Hirngepinnt verworfen, und das Leben unseres Heilandes mit Beseitigung der angeblich mythischen Thaten, insbesondere seiner Empfängniß vom heiligen Geist, seiner Wunderthaten, seines wahrhaften Todes, seiner wunderbaren Auferstehung und seiner Himmelfahrt, vorgetragen wird.

P. 13 u. f. findet sich folgende Darstellung der Schattenseiten unserer Kirche, nachdem vorher die Lichtpunkte anerkannt worden.

„Als in den Jahren 1763—1780 die Neologen mit Ungestüm in die Kirche hereinbrachen, der Presse, der Kanzel, der Catheder sich zu bemächtigen suchten, so fanden sie eine Generation vor, die im Worte Gottes auferzogen, mit den alten Kernliedern vertraut, in Catechismen, wo die Milch der lauterer Wahrheit mitgetheilt wurde, unterrichtet war. Aber nun ist das anders. Das jetzige Geschlecht ist größtentheils im Unglauben, ohne Gottes Wort erzogen. Neue Gesangbücher, aus denen der lebendige Christus und sein Evangelium verbannt ist, — unchristliche, ja antichristliche Catechismen, haben das biblische Christenthum verdrängen helfen, und so ist nun eine schreckliche Unwissenheit und Unbekanntheit mit dem Worte Gottes eingerissen.“

„Diese gegenwärtige Generation ist von dem Worte Gottes so entfremdet, daß ein Buch, wie die Stunden der Andacht, wo nur hie und da etwas Erkenntniß des menschlichen Elends durchschimmert, aber nichts von dem Sohne Gottes zu finden, für Manche eine Brücke zum Christenthum werden konnte.“

„Eine Generation ist da, wo ein Buch, wie Dinter's Schul-Lehrerbibel, in 40 bis 50,000 Exemplaren verbreitet werden konnte; wo ein Mann in tausenden von Schulen durch seine Christen und seinen Einfluß herricht, der in seiner Lebensbeschreibung solche Obscönitäten und Trivialitäten erzählt, daß selbst rationalistische Zeitschriften, z. B. die Allg. Kirchen-Zeitung, nicht umhin konnten, ihr Bedauern auszusprechen, daß sich Dinter so in seiner Blöße gezeigt habe.“

„In einer Zeit leben wir, wo Dichter kaum der Vergötterung entgangen sind, welche ohne Schaam und Schen ihre schändlichen Abentheuer besingen; wo man es laut und oft ausgesprochen hat, daß die Dichtkunst und Sittlichkeit ganz getrennt werden könnten, und wo man es als eine Verkehrtheit ausbreitet, wenn man die Forderung macht, daß die Werke der Dichter der Sittlichkeit und Religiosität nicht Hohn sprechen dürfen.“

„Man rühme daher nicht so sehr diese Zeit; es würde schwer zu beweisen seyn, daß, wie Manche behaupten, der Unglaube jetzt nicht so frech und schamlos als sonst sein Haupt emporhebe. Aber, wenn das auch in etwas der Fall ist, und Religionspöterei nicht mehr so allgemein an der Tagesordnung ist — wenn nun auch das, was vorher Naturalismus hieß und sich offener in seiner Schande darstellte, die ehrbarere Gestalt des Rationalismus angenommen hat — was ist das für ein großer Gewinn? Der neue Name, die anständigere Form (das Schaafs-kleid) machen die alten Feinde nur um so gefährlicher, da sie nun, indem sie die Verehrung für den Herrn und die Bibel vorgeben, desto mehr den Schein des Rechts für sich haben, wenn sie die wahren Jünger des Herrn verfolgen und den lebendigen Christus aus ihren Kirchen und Schulen verbannen.“

„Weiter hat man zu bedenken, daß dieses Geschlecht sich nur um so mehr verschuldet und für neue und schrecklichere Strafgerichte sich reif macht, da es sich die vorigen Züchtigungen doch im Ganzen so wenig zu Ruhe gemacht, und trotz der gewaltigen Predigten, die der Herr der Heerschaaren auf den Schlachtfeldern von Jena, Lützen, Leipzig, Moskau, Waterloo gehalten, doch noch fortfährt, den Lehren des Unglaubens zu huldigen, um derentwillen vorzüglich diese Gerichte verhängt worden. Es ist mit unauslöschlicher Schrift in die Bücher der Geschichte geschrieben, daß der Voltaire'sche und Rousseau'sche Unglaube, der Naturalismus, eben so die Staaten wie die Kirchen untergräbt, — und doch fängt er, wenn auch unter veränderten Namen, seine gefährlichen Experimente von Neuem an. Es ist keine gehässige Insinuation, wenn Dr. Hengstenberg zwischen Nationalismus und Demagogie eine innere Verwandtschaft nachzuweisen sucht, sondern eine Wahrheit, die bei einem Jeden außer Zweifel gesetzt seyn muß, der da weiß, daß nicht die Heiden des Naturalismus und Rationalismus Rousseau, Voltaire u. A., sondern nur die vom heiligen Geiste erleuchteten Apostel Petrus, Paulus und diejenigen, die ihr Wort als Gottes Wort annehmen, es wissen, daß die Obrigkeit von Gott ist. Wie wollen die Rationalisten von ihrem Standpunkte aus Rousseau's Sophismen von einem „„gesellschaftlichen Vertrag““ widerlegen?“

Wir bemerken hiebei, daß nach unserer Ueberzeugung schon eine tiefere Betrachtung der menschlichen Natur und der Geschichte, auch ohne positiv christliche Erleuchtung, diese Sophismen und das ganze Gebäude der daraus geflossenen weit und breit herrschenden Irrlehren über Recht und Staat zu widerlegen hinreicht, — erkannten ja doch selbst weise Heiden, daß man „ohne Götter keine Stadt gründen“ könne, — allein das ist eben der Fluch des Unglaubens, daß er auch das natürliche Licht verdunkelt. Paulus sagt Röm. 1. von denselben Heiden, „daß sie Gottes Gerechtigkeit wissen“, und „daß sie eitel geworden in ihrem Dichten und ihr unverständiges Herz verfinstert sey.“ Das Kreuz Christi dagegen ist die gewaltigste, die heilsame Predigt des Gesezes. Daher liegt bei den Ungläubigen unserer Tage die Moral eben so sehr wie die Dogmatik im Argen, und so hängt allerdings der Abfall von Christo mit dem Abfalle von der Obrigkeit auf das Engste zusammen, wie denn auch grade jetzt dieser Hand in Hand mit jenem uns in scheußlicher Nacktheit entgegentritt.

„Ferner — so fährt M. Sander fort — „ist zu bedenken, daß Viele, die auf der Seite der Wahrheit zu stehen scheinen, nur zu der Form der Wahrheit, aber nicht zur Wahrheit selbst sich gewandt haben. Sie huldigen dem Supernaturalismus, einer gewissen Orthodorie (denn die wahre Orthodorie, die völlige Uebereinstimmung des Bekenntnisses mit den symbolischen Büchern der Evangelischen Kirche, z. B. mit der Augsburgerischen Confession und deren Apologie, ist eine ziemlich seltene Sache), und wollen nun desto mehr Recht haben, dem Geiste zu gebieten, wie weit er gehen dürfe. Da sie aber den lebendigen Christus nicht kennen, nicht durch die enge Pforte der Buße zu ihm gekommen sind, und vom Dpfer eines zerschlagenen Herzens eben so wenig etwas wissen, als von der Freude im heiligen Geist, wo man sich der Gnade rühmen kann, so fürchten sie sich vor dem lebendigen Christenthum und würden, wenn sie überwiegende Gewalt in der Kirche bekämen, gar lästige Hierarchen werden, und so viel an ihnen ist dazu beitragen, die Kirche an ei-



ner freien, lebensfrischen Entwicklung und Gestaltung zu hindern; solche Leute können um so mehr schaden, da sie durch ihr christliches Bekenntniß näheren Zutritt zu den inneren Heilsthümern der Kirche haben."

(Schluß folgt.)

## Der Verfasser des Aufsatzes „die Theologie und die Naturwissenschaften“ gegen Dr. Bretschneider.

Als ich gegen Herrn Bretschneider's erstes Sendschreiben den in № 50. 51. 52. der Ev. K. Z. enthaltenen Aufsatz schrieb, hatte ich dieselbe Absicht wie früher bei Abfassung der, auch in der Ev. K. Z. enthaltenen Recension von Ballenstedt's „Urwelt.“ Bretschneider wie Ballenstedt bekämpfen ganz zuversichtlich und dreist mit angeblichen Resultaten der Naturwissenschaft die Wahrheit der Bibel. Redliche, mit der Naturwissenschaft unbekannte Christen mußten durch diese Dreistigkeit irre werden; wie mochte ein ehrlicher ernstlicher Mann glauben, daß zwei Geistliche so zuversichtlich gegen die Bibel aufzutreten würden, wofür sie ihrer Sache nicht ganz gewiß wären? Ich könnte selbst Männer nennen, welche durch jene heillosen Angriffe innigst beunruhigt und betrübt wurden. Um nun solchen erblichen Christen Beruhigung und Trost zu verschaffen, schrieb ich vorzüglich jene Aufsätze. Ich glaubte diese meine Absicht am besten dadurch zu erreichen, daß ich die Stimmen der größten früheren wie jetzt lebenden Naturforscher über das Verhältniß der Naturwissenschaft zur Bibel mittheilte, die Stimmen von Copernikus, Keppler, Baco, Newton, Pascal, Boyle, Haller, Cuvier, Humboldt u. Keine Stimme war gegen die Bibel; dagegen sich, wie die von mir angeführten Stellen zeigen, die tiefstinnigsten Naturforscher mit allen bewunderten Kräften und Früchten ihres Geistes vor dem Worte Gottes, aus lebendiger Ueberzeugung, daß es höher sey als alle Vernunft, demüthigten. —

Ich freute mich innigst, als ich von mehreren Seiten vernahm, daß der Herr meine Arbeit gesegnet, und durch jene leuchtenden Zeugnisse manches Herz beruhigt und getrübt hatte. Herrn Bretschneider haben jedoch diese Zeugen nicht überzeugt, wie ich aus seinem zweiten Sendschreiben ersehe. Es ist auch nicht daran zu denken, ihm etwa durch wissenschaftliche Demonstration beizukommen, da ihm, wie sich aus beiden Sendschreiben nur zu klar ergibt, alle naturhistorischen Kenntnisse mangeln, die ihn fähig machten, solche Beweise zu fassen, durch welche er überwunden und überzeugt werden könnte.\* Wie das Rohr in der Fabel, ist Herr Bretschneider durch seine Schwäche unbeflegbar.

Ich fand in dem mich betreffenden Theile des Sendschreibens nichts Scheinbares gegen die Bibel vorgebracht, was irgend neue Zweifel in christlichen Gemüthern zu erregen im Stande wäre. In dieser Hinsicht, welche mir, wie gesagt, vorzüglich am Herzen liegt, könnte ich also schweigen, und schwiege gar zu gerne, wofür nicht Herr Bretschneider, da er um jeden

Preis Recht behalten wollte, und dies auf dem Wege Rechtens nicht thunlich war, seine Absicht durch entstellendes Referiren aus meinem Aufsätze zu erreichen gesucht, indem er meine Worte aus dem Zusammenhange riß, Wesentliches wegließ, und Mehreres so verworren vortrug, ich mag nicht entscheiden ob unwillkürlich oder vorsätzlich, daß man sich vergeblich abmüht, ihn auch nur zu verstehen. Damit nun kein Leser durch solch ein Verwirren und Entstellen meines Aufsatzes irre werde, halte ich es für nothwendig, wenigstens an einem Beispiele das Verfahren Bretschneider's darzulegen, woran der Leser hoffentlich genug haben wird.

Ich hatte in meinem Aufsätze die folgende Stelle aus Herrn Bretschneider's erstem Sendschreiben mitgetheilt und nachgewiesen, daß der von Herrn Bretschneider citirte Blumenbach dargethan habe, das Menschengeschlecht bilde nur Eine Species. Was Herr Bretschneider im zweiten Sendschreiben hierauf erwiedert, siehe daneben, auch ein Citat aus seiner Dogmatik.

### Erstes Sendschreiben S. 68.

Die Naturforscher und Reisebeschreiber berichteten ganz unbedenklich die Resultate ihrer ausgezeichneten Forschungen über das Menschengeschlecht und die Völker in allen Theilen und Winkeln der Erde; sie schilderten die Verschiedenheit der Rassen an Gestalt, Farbe und geistigen Kräften, die durch die Vermischung der Rassen entstehenden Spielarten, und wiesen die großen und bleibenden Unterschiede unter ihnen nach, indem sie zeigten, daß diese Differenzen nicht auf Rechnung des Klimas und der Nahrung, sondern auf Verschiedenheit der Grundabstammung sich gründen müssen. Blumenbach sammelte die Schädel in allen Welttheilen und brachte die Ansicht hievon in ein System. In welche Verlegenheit gerieth nun der Theologe? Wenn es nun nicht mehr einen Adam für alle Menschen, sondern einen Adam für die Kaukasiern, einen anderen für die Neger, einen dritten für die Americaner, einen vierten für die Malayen, einen fünften für die Mongolen u. s. w. gegeben hat; wo bleibt nun die Dogmatik mit dem einen Adam der Bibel, mit der Lehre vom Sündenfalle und von der durch Adam auf alle Menschen gebrachten Schuld, wo nun mit der ganzen Lehre von der Erbsünde als Folge des Falles und einer von Adam aus durch Zeugung auf alle Menschen gebrachten Schwäche? Und ging diese verloren, wie stand nun die Nothwendigkeit der stellvertretenden Genugthuung Christi, des zweiten Adams, um die Schuld des ersten Adams aufzuheben, zu erweisen? Wo bleibt nun der Grund der Verdammniß der Heiden, die nicht von Adam abstammen? —

### Zweites Sendschreiben S. 78.

Ich erwähnte . . . die Lehre von den verschiedenen Menschenrassen, für welche man mehrere Stammpaare annehme. Ich setzte hinzu: „Blumenbach sammelte die Schädel aus allen Erdtheilen und brachte die Ansicht hievon in ein System.“ Dieses war ungenau gesprochen, indem das „hievon“ zu unbestimmt war, und entweder auf die Lehre von den Verschiedenheiten der Völkersämme überhaupt, oder auf die Meinung, daß es verschiedene Menschenstämme gebe, bezogen werden konnte. (??) Ich meinte das Erste, nämlich (!) daß Blumenbach, wie ich nicht anders weiß, der Erste war, der diesen Gegenstand sy-

\*) Man vgl. z B. was Bretschneider S. 73 und 74. des zweiten Sendschreibens über die Sündfluth sagt, woraus sich ergibt, daß er mich gänzlich mißverstanden (s. meinen Aufsatz S. 395 und 396.). Eben so vergleiche der Leser die wunderlichen Anforderungen S. 66.



stematisch und umfassend behandelt hat. Es war mir aber nicht unbekannt, daß Blumenbach sich für die Einheit der Stammspecies erklärt hat. — Ich selbst für meine Person habe mich in meinem Handbuche der Dogmatik (1. Th. S. 740 ff.) neuester Auflage nicht nur für Blumenbach's Ansicht von der Einheit der Stammspecies des menschlichen Geschlechts erklärt, sondern auch die Gründe dafür angeführt. — Blumenbach hat zwar die Einheit der Species behauptet, aber nirgends die Einheit des Stammpaares. Wenn man aber gleich eine Stammspecies annimmt, aber doch die Bevölkerung der Erde nicht von einem einzigen Paare ableitet und aus einem Punkte ausgehen läßt, so kehren alle jene Einwendungen gegen die Abamitische auf alle Menschen vererbte . . . Schuld wieder zurück. Auch hier also hat das, was die Co. R. Z. über wissenschaftliche und biblische Anthropologie sagt, nirgends Genüge gethan. —

Bretschneider's Dogmatik. Neueste Ausgabe.

§. 739. Ob ursprünglich nur Ein Paar oder mehrere entstanden seyen, darüber kann die Vernunft zwar nichts Gewisses entscheiden, doch ist das Erstere wahrscheinlich.

§. 741. Ueberhaupt war es nicht nöthig, mehrere Menschenpaare zu erschaffen, da Ein Paar hinreichte, die Erde zu bevölkern. — Auch zeigt die Geschichte Spuren, daß die Welttheile nach und nach, besonders von Asien aus, bevölkert worden sind. — Die Lehre aber von Einem ursprünglichen Stammpaare der Menschen ist nicht nur in der Dogmatik wegen der Lehre von der Erbsünde und der Erlösung, sondern auch in anderer Rücksicht wichtig. Denn das Gebot der allgemeinen Menschenliebe, oder der Cosmopolitismus, die ursprüngliche Gleichheit aller Menschen vor Gott, und die Einheit der Bestimmung aller Menschen beziehen sich darauf.

Der Leser vergleiche selbst. Als Herr Bretschneider sein erstes Sendschreiben verfaßte, war er also, wie er im zweiten Sendschreiben selbst eingeseht, der ihm wohlbekannten Meinung Blumenbach's, daß es nur Eine Menschenspecies gebe, zugethan. Nichtsdestoweniger stellte er im ersten Sendschreiben die Annahme mehrerer Menschenspecies als wissenschaftlich begründet dar, citirte dabei Blumenbach auf eine Weise, daß jeder nicht näher unterrichtete Leser durchaus glauben mußte, Blumenbach sey auch für diese Annahme, aus welcher er zuletzt die stärksten Folgerungen gegen die christliche Dogmatik zog, ohne auch nur mit einem Worte zu erkennen zu geben, daß er weder der Annahme noch den Folgerungen beipflichtete. — In dem zweiten Sendschreiben gibt Bretschneider zwar die Einheit der Stammspecies zu, zieht aber, um doch nicht alle erwähnten Folgerungen zurücknehmen zu müssen, die Einheit des Stammpaares in Zweifel, an welcher Einheit er wiederum gar nicht ernstlich zweifelt, wie sich dies aus der citirten Stelle seiner Dogmatik klar ergibt.

Ist das redlich? ist das eines christlichen Theologen würdig? Hat denn Herr Bretschneider kein Gefühl dafür, daß er sich durch seine eigene Vertheidigung in den Augen jedes rechtlichen Mannes selbst verunehrt?

Schließlich bemerke ich, daß Herr Bretschneider sich irrt, wenn er sagt, die „Bemerkungen über die Hallische Streitsache“ und der Aufsatz in *N. 50.* der *Co. R. Z.* „beziehen sich auf einander und sind wahrscheinlich (probabiliter) von demselben Verfasser.“ Wir sind ihrer zwei Verfasser, und mein Aufsatz bezieht sich so gar nicht auf die „Bemerkungen“, daß ich diese vielmehr, durch ein Mißverständniß, noch nicht einmal erhalten habe. Ich wünsche Herrn Bretschneider einen feineren critischen Takt beim Entscheiden über die Verfasser der *Evangelien*, als er hierin gezeigt hat. —

## M i s c e l l e .

Thomas Erskine, ein Schottischer Advocat, sagt in seiner 1828 zu Edinburgh gedruckten Schrift: „Die unbedingte Freiheit des Evangeliums“: „Die Menschen meinen oft, das Christenthum sey eine von den vielen Pflichten des Lebens, und es habe, wie jede andere, seine bestimmte Zeit und Stelle, wo es hingehöre; — sie bestimmen dazu die Kirchen, die Sonntage und gewisse andere Gelegenheiten; damit aber glauben sie auch genug gethan zu haben, und behandeln es wie einen ungebetenen Gast, wenn es außerhalb dieser Grenzen erscheint. So wird zwar Gottes höchste Auctorität und die Untrüglichkeit seines geoffenbarten Wortes in Großbritannien dem Namen nach anerkannt; wer jedoch, im Parlamente z. B., die Bibel anführen wollte, als den Grund, warum er seine Stimme für oder wider etwas abgäbe, den würde man allgemein für einen Schwärmer oder für einen frömmelnden Schwärmer halten, der etwas eben so Unpassendes gethan hätte, als wenn Jemand in einer Parlamentsrede ein Musikstück anbrächte. Das Christenthum ist aber nicht eine von vielen Lebenspflichten, sondern es ist selbst ein neues Leben; es besteht darin, daß der Mensch von der Wurzel seines Selbst getrennt und in Gott eingepfropft wird, als in die neue Wurzel aller seiner Gedanken, Wünsche und Handlungen; denn so wie der Saft aus der Wurzel jeden Ast, jeden Zweig und jedes Blatt des Baumes durchdringt, so muß die Liebe aus Gott, als der Saft dieser neuen geistlichen Wurzel, jeden Gedanken, jeden Wunsch und jede Handlung des neuen Menschen durchdringen. Ein wahrer Christ sieht Alles in dem Lichte des Willens Gottes, und wenn er urtheilt, so ist dieser heilige Wille Gottes der wahre Grund seines Urtheils. Wer nun nicht bloß dem Namen nach, sondern in der That Gottes höchste Auctorität anerkennt, der muß diesen Grund als den einzig wahren und richtigen gelten lassen. In einem Lande, wo man sich auf Gottes höchste Auctorität als auf den Grund eines Urtheils oder einer Handlung nicht berufen kann, ohne Erstaunen zu erregen, da wird Gott nicht in der That anerkannt. Ich führe dies als einen hervorstechenden Zug unseres Nationalcharakters an. Dieselben Menschen, deren Spott nicht ausbleiben würde, wenn man die Bibel an einem Orte erwähnte, haben nichts dagegen, wenn es an einem anderen geschieht, — sie gehen in die Kirche, vielleicht sogar in Bibel- und Missionsgesellschaften, wenn nur das Christenthum in den ihm gebührenden Schranken bleibt.“

Auch wir theilen diese Worte wegen der darin enthaltenen Charakteristik des für die Kirche jetzt so wichtigen Großbritanniens mit, die aber erst vollständig wird, wenn man nicht bloß die hier gerügte Halbherzigkeit der Bekenner Christi, sondern auch den Umstand in's Auge faßt, daß sich Christen, und unter diesen ein Advocat, dabelbst finden, welche ihnen diese Halbherzigkeit mit einem so schönen Ernste vorhalten.



# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1830.

Sonntag den 27. November.

№ 95.

Stimmen aus der Evangelischen Kirche in der Hallischen Angelegenheit.

(Schluß.)

P. 20 u. f. wird der eigentliche Stand der Sachen und des Streites dahin festgestellt, „die Sachen sind auf's Aeußerste gekommen. Es gilt jetzt nicht die oder jene theologische Ansicht, die oder jene einzelne Lehre, die man bejahen oder verneinen kann, ohne damit Christum zu verläugnen, sondern es gilt die Frage, ob Jehovah oder Baal Gott ist, — ob auf der Seite Christi und der heiligen Apostel und Propheten oder auf der Seite Wegscheider's, Gesenius's, Röhr's, Paulus's in Heidelberg, die Wahrheit ist. Hältst du's mit Christo oder mit Wegscheider? — so lautet die Frage jetzt. Der Streitpunkt ist nicht, wie in den Differenzen zwischen der Luther'schen und Reformirten Kirche, ob unter den 28 Artikeln der Augsburgischen Confession der zehnte (vom Abendmahl handelnd) so wie Luther ihn aufgesetzt hat, lauten müsse oder nicht, — denn in den 27 anderen Artikeln stimmen beide Kirchen im Wesentlichen überein — sondern, ob man nicht alle 28 Artikel daran geben müsse, wie Wegscheider will. — Es wird nicht gefragt, wie in den Streitigkeiten zwischen Orthodoxen und Pietisten, ob ein unwiedergeborener Prediger mit demselben Segen das Amt verwalten könne, als ein wiedergeborener; — nicht gefragt, welches die rechte Methode in der Verkündigung des Wortes Gottes sey, und ob man die Buße mehr durch das Geiß oder mehr durch Vorhalten des Gekreuzigten bewirken solle, wie im Streit zwischen Herrnhuthern und Pietisten geschah; — jetzt ist die Frage, ob überhaupt von Buße, Glauben, Wiedergeburt noch die Rede seyn könne oder nicht.“ — Daß Wegscheider das Letztere will, ist aus dem oben Angeführten deutlich zu ersehen. — „Ja, jetzt ist nicht einmal die Frage, die zur Zeit der Reformation und namentlich in den Verhandlungen auf dem Augsburgischen Reichstage so oft vorkam, ob man am Worte Gottes genug habe oder neben demselben die Ueberlieferungen der Kirchenväter und Concilien haben müsse, — ob Christus der einzige und allgenugsame Mitt-

ler sey, und ob durch sein Opfer in Ewigkeit vollendet seyen, die geheiligt werden oder nicht; — ob man allein durch den Glauben an diesen Opfertod gerecht und selig werde, oder noch daneben die guten Werke haben müsse. — Nein, jetzt liegt die Sache anders und die Frage lautet, ob überhaupt noch ein Wort Gottes, ein Evangelium ist oder nicht, — ob es ein Opfer für die Sünden gibt oder nicht. Die Nationalisten wollen nichts von einer unmittelbaren Offenbarung, von einem Worte Gottes, von einem Mittler, Versöhner und seinem Opfer, von Rechtfertigung durch den Glauben wissen. Sie bedürfen um so weniger eines Mittlers und seines Opfers, da die Sünde ihnen so wenig Kummer macht und ein so geringes Ding ist. Die sündliche Lust wird nicht als Sünde angesehen, sondern kommt auf Rechnung des Schöpfers, der uns nun einmal mit solcher Schwachheit hat geboren werden lassen; Buße brauchen nur die lasterhaften Menschen (die Räuber, Mörder, Ehebrecher) zu thun.“ — „Hier also finden wir Leute, mit denen wir viel weniger Gemeinschaft haben können, als mit den Anhängern derjenigen Kirche, von der vor dreihundert Jahren die Evangelischen Fürsten und Stände glorreichen Andenkens durch die Uebergabe der Augsburgischen Confession sich förmlich los-sagten. — Keiner der Päpste, die doch Manches gewagt haben, hat es sich je unterstanden, öffentlich zu läugnen, daß Jesus sey der Christ, der Sohn Gottes, und daß sein Blut uns rein mache von den Sünden; — aber Wegscheider u. s. w., die wagen es.“

„Wer dem Herrn angehören will“ — so ruft M. Sander p. 23. aus — „der sammle sich jetzt um Moses und die Propheten, die Apostel und Evangelisten, und gürte das Schwert an die Seite, aber wohl zu verstehen, das Schwert des Geistes, und gehe damit durch's Lager, durch Städte und Dörfer, durch Schulen und Kirchen und trete mit diesem Schwerte denen entgegen, die um ihre goldenen Kälber herumtanzen; der protestire laut und feierlich, schriftlich und mündlich, namentlich auf Kanzeln und Cathedern gegen die seelenverderblichen Irthümer derjenigen, die den Sohn Gottes zu einem bloßen Menschen, und sein Evangelium, daß wir die Erlösung haben durch sein Blut, zu einem altvettelischen Märchen machen wollen. Wer



ein anderes Evangelium predigt, und wenn es ein Engel vom Himmel wäre (also noch etwas mehr als ein Doctor der Theologie), der sey versucht. Gal. 1, 6. 8." —

Der Zusammenhang des Unglaubens und der Sündenliebe wird p. 31 u. f. trefflich dargestellt: „Lasset uns nur auf das Centrum (perg. p. 31—32. unten), auf das menschliche Herz, losgehen, demselben seine Schuld, seine Welt- und Sündenliebe vorhalten und ihm zurufen: Du glaubst nicht und kommst nicht an das Licht, weil du die Finsterniß liebst. Das wird mehr Frucht schaffen, als wenn wir große Untersuchungen über Supernaturalismus und Rationalismus anstellen. Wir müssen uns weniger auf dem Gebiete der Scholastik und der Theorien aufhalten, wo sich der Feind so leicht hinter spitzfindigen Distinctionen und logischen und dialectischen Figuren versteckt, und müssen uns unmittelbar an das Herz wenden, eingedenk der Worte des Herrn: „Der Geist wird die Welt strafen um der Sünde willen, daß sie nicht glauben an mich.“ Wir müssen der Welt zeigen, daß Unglaube Sünde sey, und aus einem Herzen stamme, welches die Finsterniß, die Sünde liebt.“

„Warum ärgerst du dich an Christo? Warum verwirfst du ihn? Geht es dir vielleicht auch so wie dem Bährdt, der erst orthodox war und Buße predigte, aber nachher das Evangelium verlachen lernte, weil er es für eine ganz unmögliche Sache ansah, die Lüste des Fleisches zu kreuzigen? Er macht sich darüber lustig, daß er früher geglaubt habe, man könne durch den Beistand der Gnade, durch Anrufen des Herrn, die Keuschheit bewahren. Um so nothwendiger ist es, bei Befreiung des Rationalismus, den Zusammenhang zwischen Sünde und Unglauben nachzuweisen und darauf hinzuweisen, wie es durch Lüste in Irthum gehet (Ephes. 4, Joh. 3.), da sich die Rationalisten so gern das Ansehen geben, als wären sie die eifrigsten Vertheiliger der Gerechtigkeit und Frömmigkeit und die größten Zugsfreunde; da sie nicht müde werden, die alte Verlästerung der Lehre von der Gnade zu wiederholen, die schon Paulus Röm. 3 und 6. so kräftig zurückweist, als hebe sie nämlich das Gesetz auf und mache der Sünde Thor und Thür auf. Wie? heben wir das Gesetz auf, diemül wir sagen, wir werden gerecht ohne des Gesetzes Werke, allein durch den Glauben? — Das sey ferne! — Wie sollen wir der Sünde dienen, der wir abgestorben sind? — „Es ist ein lebendig, geschäftig, thätig, mächtig Ding um den Glauben,“ spricht Luther, „daß unmöglich ist, daß er nicht sollte ohne Unterlaß Gutes wirken.“ Er fragt auch nicht, ob gute Werke zu thun sind; ehe man fragt, hat er sie schon gethan, und ist immer im Thun.“ Der Glaube rühmt nur immer die Gnade, thut aber die größten und herrlichsten Werke (siehe Hebr. 9.); der Unglaube schilt die Gnade und rühmet die Werke, hat aber keine oder nur armselige, aus Selbstsucht hervorgegangene, aufzuweisen. Gingen die Verkläger der Gnade nur einmal an, es ernstlich mit dem Gesetz zu nehmen, dann würden sie schon erfahren, daß sie einen Heiland nöthig haben, der die Sünder nimmt. Eben diese laze Moral, die jetzt so herrschend ist, macht der flachsten Lehre, die die Kirche je gesehen, dem Rationalismus, den Sieg so leicht.“

„Wollen wir aber“ — so schließt diese feurige Schrift (perg. p. 42—43. zu Ende) — „diese Gnade nicht haben, will das arme, betregene Deutsche Volk, Wegscheider und Gesenius, den Lichtfreund und Paulus in Heidelberg, Möhr und Dinter und die Anderen lieber als Christum und seine Apostel, — so will der Herr seine Gnade und seine Gaben nicht

aufbringen; — er hat noch Leute genug, die der Einladung zum Abendmahl gerne folgen; die fernen Inseln warten auf sein Heil; — die Cananäischen Weiblein liegen an den Grenzen Thyri und Sidens schon auf den Knien und schreien: „Ja, Herr, doch essen die Hündlein von den Brotsamen, die von ihrer Herren Tische fallen.“ — Der Herr ist nicht an uns gebunden; wollen wir, daß er nicht über uns herrsche, will Deutschland sein „heiliges Recht, wie es der anonyme Lichtfreund genannt hat, die Herrnhuthische Frömmelci (der Glaube an den Sohn Gottes ist damit gemeint) von Schulen und academischen Hörsälen zu verbannen,“ geltend machen, und könnte es der Rationalismus dahin bringen, daß das Evangelische Christenthum geächtet wird, so hätte freilich der Wiederchrist eine der wichtigsten Provinzen der christlichen Kirche erobert und brauchte seine letzte Offenbarung nicht lange mehr aufzuschieben. Aber auch dann fürchten wir uns nicht, sondern heben unser Haupt getrost empor und wissen, daß unsere Erlösung um so näher ist, je größer der Gräuel der Verwüstung wird, und freuen uns desto mehr der Verheißung, daß der Herr dem Widerchrist, dem Menschen der Sünde, der sich in den Tempel Gottes setzt und über Alles, was Gott und Gottesdienst ist, sich erhebt, ein Ende machen wird durch die Erscheinung seiner Zukunft, und ihn richten durch den Geist seines Mundes.“

## Mittheilungen aus dem Reiche.

### 40) Das Bekennen.

Der alte Schöner in Nürnberg erzählte seinen jüngeren Freunden öfters, wie sauer ihm das freie und einfältige Bekennen zu dem Herrn und seinem Kreuz öffentlich, vor den Leuten, angekommen sey. Zu der Zeit, so etwa drückte er sich aus, da ich in meinen Predigten gerne „schöner“ noch als schön hätte erscheinen mögen, da ich, ohne das zu erkennen, statt Jesum den Herrn zunächst, nur mich, den Schöner, predigte, und mehr auf den Effect bei meinen Zuhörern aufschauete als auf den Beistand dessen, welcher dem armen Menschen Worte des Lebens in den Mund legen kann, da hatte ich am hiesigen Orte gar vielen Beifall. Ich war der Liebling der vornehmen und gebildeten Stände und meine Kirche war voll von solchen, die sich auch von der Kanzel herunter gern etwas Schönes sagen lassen. Fast niemals fehlte es an Thränen der Nührung auch aus solchen Augen, welche vielleicht noch nie in ihrem Leben über eine wahrhafte äußere oder innere Noth oder aus innigem Mitleid geweint hatten, und wo ich in Gesellschaft kam, da konnte ich von Damen und Herren mein Lob hören. Da gefiel es meinem Gott, mich aus dem Dienste der eilen Creatur loszumachen und mich erst recht zur treuen, einfältigen Verkündigung seines Evangeliums zu berufen. Mir geschah wie einem unerfahrenen oder ungeschickten Kinde, das mit einem scharfen, zweischneidigen Schwerte spielt und Anderen damit Wunden droht, bis es sich auf einmal selber unversehens mit demselben verwundet. Ich erfuhr endlich die Mark und Bein durchdringende, auch Seele und Leib scheidende Kraft des Wortes, das ich so lange im Munde geführt, auf eine ganz entscheidende Weise.“

\*) Dieser Zug aus Schöner's Leben ist in Schubert's Altem und Neuem aus dem inneren Gebiet der Seelenkunde, im ersten Bande ausführlicher erzählt.



Von da an konnte ich nicht mehr anders, ich mußte in jeder Predigt frei und unumwunden bekennen, was das Menschenherz ohne und außer Christus sey, was außer ihm mein eigenes Herz gewesen und noch werden mußte, aber auch zugleich mit freudigem Aufstun meines Mundes es bekennen: welche Hülfe, welche Kraft und welcher Trost in ihm, meinem Herrn, für alle Sünder, alle Menschenkinder zu finden sey. Aber dieses Bekenntniß ging mir Anfangs gar hart ein. Ich glaube wohl, daß meine damalige Noth hauptsächlich daher kam, daß ich mich noch zu sehr um Lob und Tadel der Menschen bekümmerte, daß ich ihren Spott noch viel zu sehr fürchtete. Das arme, schwache Herz hätte sich gar zu gerne getheilt, hätte mögen neben und mit dem Beifall seines Herrn, auch den Beifall der Welt behalten. Da ich aber fand, daß dieses nicht anginge, ward meine Natur so verzagt und verdorren, daß ich, so oft mich mein Amt zur Cangel führte, mit einer Angst dahinging, die bei einem Missethäter, der zum Tode geführt wird, kaum größer seyn kann. Meine ehemaligen Zuhörer verloren sich jetzt meist aus meiner Kirche; man freute allgemein das Gerücht aus, ich sey verrückt geworden und verlästerte mich auch noch auf andere Weise sehr. Doch er, zu dem mich meine Noth immer mehr und näher hindrängte, hielt mich, tröstete und stärkte mich überschwenglich. Bald gab es denn auch aus allen Ständen Leute um mich her, denen das Wort vom Heil und Leben der Sünder, grade so, in seiner einfältigen Gestalt, lieb und recht war und die es willig aufnahmen. Da kam es mir nun vor, als hätte ich früherhin, in meinen Predigten, die ich in Menschenkraft und um Menschengunst gehalten, nur glänzende Steine ausgesäet, aus denen niemals ein grüner Halm aufget, sondern welche das Feld nur immer unfruchtbarer und wüster machen. Jetzt war es zwar nur ein leicht scheinendes Korn, das nicht glänzte und nicht mit bunter Farbe prangte, aber es ging daraus unter Sonnenschein und Regen eine Saat auf, welche Früchte des ewigen Lebens trägt. Ich mußte oft selber erstaunen, wenn ich sah, welche Kraft in diesem Samenkörnlein des Wortes Gottes sey, wenn es der Mensch ganz so gibt und walten läßt wie es ist, nicht durch fremden, falschen Ueberzug unwirksam machet oder ihm gar durch zielliches Zuschneiden und Besüßen seine ganze Keimkraft nimmt. Diese selige Erfahrung gereichte mir oft zur Erquickung auf meinem Wege, denn von hier an gab es auch noch sonst gar viel für mich zu leiden. „Doch, mein lieber Herr, was soll ich hierüber sagen? Ich sehe jetzt wohl ein, daß du mir die mannichfache äußere und innere Noth, das vielfältige, nur dir bekannte Kreuz, das ich etwa getragen, seitdem ich mich treuer zu deinem Dienst bekannte, nur deshalb zugesendet hast, damit ich den Menschen desto mehr und freudiger von deinem lieben Kreuz erzählen könnte. Denn in diesem, deinem Kreuze ist ja allein, nach kurzem Leide, ewiger Trost und ewige Ruhe. Freilich weißt du es auch am besten, wie oft ich, gleich einem bösen und trägen Kinde, versucht habe, um deine liebe Kreuzeschule herumzugehen und sie zu versäumen, aber du hast mich faulen Knecht mit allen meinen vielfältigen Unlauterkeiten getragen und nach deiner Hand gezogen. Frage du mich denn auch ferner, o mein Gott, in meinem Alter, da das Haar grau geworden, das Herz aber noch immer, wie sonst, ein trotzig und verzagtes Ding ist. Gib du in dieses alte, träge Herz eine Liebe zu dir, meinem Jesus, eine Liebe, welche stärker und mächtiger sey als die Sünde und als der Tod und die Hölle, dann will ich dich bis zu meinem letzten Hauche immer freudiger und treuer

bekennen vor deinen Menschen und die Sünder deine Wege lehren.“

## M a c h r i c h t e n .

(Aus einem Schreiben des Missionars v. Wurmb, früher Lieutenant in Fürstl. Rudolfsbüchischen Diensten, an den Herausgeber.)

Missions-Institut Wuppertal, in den Ederbergen, District Glanwillam im Innern von Südafrika. Ungefähr um die Mitte des Februar 1830.

So viel Werke man über Africa hat, so habe ich doch kein einziges gelesen, was ich empfehlen könnte. Unwahrheiten, Uebertreibungen, Unrichtigkeiten; besonders zeichnen sich darin Barrow und Levaillant aus. Professor Dr. Lichtenstein's Reise durch Africa möchte noch das beste Werk dieser Art seyn, wenigstens hinsichtlich naturwissenschaftlicher Gegenstände — obgleich ich alle seine Bemerkungen und Ansichten nicht unterzeichnen mag. Da er die Reise in Begleitung des Gouverneurs gemacht, so ist ihm überall die Lichtseite entgegengetreten — die Schattenseite ist ihm entgangen. Für den Christen, als solchen, haben alle diese Reisebeschreibungen wenig Anziehendes. Africa ist hinsichtlich des Evangeliums ein sehr armes Land. Auf den Predigerfüßen wird meist Heu und Stroh gedroschen: und durch die vielen Einwanderer aus allen Nationen (welche man hier Alle, so wie Jeden, der eine Besingung eigenhümlich hat, boer, Bauer, nennt) ist eine schreckliche Sittenlosigkeit in Schwang gekommen. Die armen Heiden werden tyrannisiert und mißhandelt; von der Sklaverei will ich ganz schweigen. Blutige Thronen möchte ich oft weinen, wenn ich diesen Menschen, gleich den verächtlichsten Thieren, begegnen sehe. Die Missionstationen liegen zu weit von einander entfernt, die Missionare können nicht herumkommen; so ist nordwärts von uns über 100 Deutsche Meilen keine Station, bis Abyssinien (wo eine Methodisten-Mission), und südwärts ist keine über 40 Meilen bis nach Tulbagh — wo einer unserer Brüder von der Rheinischen Gesellschaft wirkt; ostwärts von uns ist keine Station. Unter den Heiden selbst, besonders unter den Hottentotten, Namaquas und Damaras, ist gegenwärtig ein großes Verlangen nach dem Worte Gottes. O, sollten Sie sehen, wie diese Menschen drei und vier und auch mehr Tagereisen weit her zu uns kommen, um etwas von Gott zu hören! Viele in unserer näheren Umgegend seufzen die Woche über unter den Streichen ihres Treibers; des Sonnabends Abends machen sie sich auf den Weg, wandern die Nacht durch auf den mühsamsten und gefährlichsten Pfaden, bringen den Sonntag auf unserem Institut zu und gehen Sonntag Nacht wieder zurück in ihr Joch. Sollten in Deutschland die faulen Kirchgänger sich nicht schämen, wenn sie dies hören, da ihnen oft eine Stunde Weges nach der Kirche zu weit ist, wo sie noch dazu mit größter Gemächlichkeit und Sicherheit hinwandern können; während unsere armen Menschen auf den Wegen Felsen überklettern, Flüßchen durchschwimmen und mit Räuberhorden und wilden Thieren kämpfen müssen.

— Wir fanden hier in Africa nirgend einen Platz, der sich eignete zu einem Missions-Institut, und der umsonst zu bekommen gewesen wäre; da alle Plätze, die für viele Menschen bewohnbar sind — d. h. wo genug Wasser zu finden ist — an Englische Auswanderer in Erbsen gegeben worden sind. Wir mußten daher einen solchen Platz kaufen, was freilich hinsichtlich unserer theuren Rheinischen Missionsgesellschaft uns wehe that und manchen Kummer und Sorge verursachte, da dieselbe schon so viele Ausgaben wegen unserer Sendung gehabt und dabei noch so sehr schwach an Mitteln ist. Jedoch hoffen und bitten wir zu Gott, daß alle Deutsche Brüder und Schwestern gewiß dies erste rein Deutsche Missionsunternehmen nach allen Kräften unterstützen und unserer lieben Gesellschaft zur Hand gehen werden. Ach und wie wenig gehört in Deutschland dazu, eine große Summe Geldes zusammen zu bringen, wenn nur jeder wahre Christ sich von einem unnöthigen Kleidungsstück, einer Kostbarkeit oder unnöthigem Hausrath um des Herrn willen lesgagt. Welche Gemächlichkeiten erlau-



ben sich oft die Deutschen Christen noch, vergessend, daß Tausende von Heiden in dem schrecklichsten Mangel und Elend leben. Und sind sie nicht auch Erlösete des Herrn? Sind sie ihm nicht eben so teuer geworden, als Alle, die Seite und Gold an sich tragen? Ach helfst, ihr lieben Seelen! Helft um eures Herrn willen; gebt, was ihr geben könnt, damit wir unser angefangenes Werk hier nicht wieder aufgeben müssen. Die armen schwarzen Heidenbrüder Africa's bitten euch alle hiemit durch mich, helft! die Noth ist groß; und eben so groß ist das Verlangen nach dem theuren Worte Gottes bei diesen Menschen. Das hiesige Gouvernement hat uns die jährlichen Abgaben erlassen, welches ein bedeutendes Geschenk ist, und hat uns erlaubt, hier eine Evangelische Gemeinde zu bilden, auch ist uns erlaubt, unser Institut Wupperthal zu nennen, was bereits in die Gouvernementskarten der Colonie eingetragen ist. Unsere Niederlassung ist nach der Messung des bereicherten Feldmessers beinahe 4,000 Deutsche Morgen groß, es ist ein schönes Thal, was sich in drei Arme theilt, welche von hohen Felsen eingeschlossen sind. Es liegt mitten in den Ederbergen, einer ungeheuren Gebirgskette, die beinahe 5 — 6 Tagereisen lang und mit den schönsten Ederbäumen bewachsen ist. Der Verkäufer dieses Plazes ist ein roher, gottloser Mensch, und unser Wupperthal war früher eine wahre Mörderhöhle. Hier haben wir nun ein Kirchlein errichtet, d. h. wir haben Bänke und Predigtstuhl unter einem großen alten Baume gemacht, und hier halten wir täglich Gottesdienst und Schule, und beides wird fleißig besucht. Wer sich bei uns anbauen will, dem geben wir, nachdem wir ihm unsere Gesetze vorgehalten, ein Stückchen Land, um sich einen Garten zu machen, und etwas Getreidefeld, und lehren ihn beides behandeln. Ach, theurer Bruder, sollten Sie die Freude und Aufmerksamkeit sehen, mit welcher diese armen Menschen das Wort Gottes anhören, Ihr Herz würde mit uns jauchzen und dem Herrn lobsingeln. Ich arbeite hier in Verbindung mit Bruder Leopold. Neben der geistlichen Pflege haben wir viel zu thun mit dem äußeren Durchkommen. Alle unsere Heiden sind ganz arm, und müssen beinahe alle für jetzt von uns ernährt werden, wenn wir nicht wollen, daß sie auf Räuberzügen ausgehen sollen. Arbeit kennt der Africaner nicht, deshalb müssen wir in Allem ihnen vorarbeiten; wir ackern, säen, bauen Häuser, pflanzen Bäume, zimmern, weiden, schlachten, machen Schuhe und Kleider — kurz in Allem, was zum Unterhalt so vieler Menschen nöthig ist, müssen wir im Werk vorangehen. Jetzt baue ich mit Bruder Leopold eine Mühle, was unseren Heiden große Freude macht; sie stehen immer um uns herum und lachen, und warten begierig, was es damit werden soll; sie zerquetschen ihr Getreide zwischen zwei Kieselsteinen, daß dies nun durch's Wasser geschehen soll, scheint ihnen etwas Unglaubliches. Oft will's uns freilich wohl sauer werden, zumal bei der großen Hitze. Das Thermometer stand hier schon bei unserem Hiesseyn auf 114 Gr. F. im Schatten. Unsere Niederlassung ist im wärmsten Theile von ganz Südafrika. Seit sechs Jahren hat es hier nicht geregnet, außer in der Regenzeit, wenn nichts auf den Feldern steht; Alles was gesät und gepflanzt wird, muß auf die mühsamste Art bewässert werden; sauer wird uns besonders die Feindschaft der Bauern, die gegen die Ausbreitung des Evangeliums mit allen Kräften aufzutreten. — Auch sind wir keinen Augenblick sicher vor räuberischen Horden, die oft die schrecklichsten Gräueltathen in der Gegend verüben. Aber der treue Herr erzeit denn immer aus's Neue unsere Herzen. Als ich neulich über Apostelgesch. 17, 30, 31, gepredigt hatte, fragte ich eine alte sechzigjährige Hottentottin, ob sie etwas aus der Predigt verstanden und behalten habe, Ja, antwortete sie, und ein Bränenstrom entrannt ihren Augen, sie gab mir die Hand und sagte: Ach, ich habe nun gehört, daß ich arme Heidenfrau auch so gut als mein Baas

und Moy (Herr und Herrin) zu dem Herrn Jesu beten darf, und daß er auch für mich gestorben ist. — Auf näheres Fragen erfuhr ich, daß ihr Baas (Dienstherr) gesagt, daß nur weiße Menschen zu Gott beten dürften und erhört würden. Diese arme Hottentottin geht seit der Zeit still und eingekerkert einher; wo sie etwas Böses sieht oder hört von den anderen Heiden, bestraft sie dieselben auf der Stelle, indem sie sagt: „Hast du schon vergessen, daß Gott Alles sieht und hört?“ u. Viele, viele solche Weiskiele könnte ich Ihnen mittheilen. Sollte das unsere Herzen nicht erweichen, und zur Dankbarkeit gegen unseren treuen Herrn und Meister führen? Meine glücklichsten Stunden hier sind die Abendstunden, wo ich nach Sonnenuntergang in die Strohhöhlen meiner Heiden wandere. Alles sitzt dann auf der Erde um ein Feuer; da sehe ich mich zu ihnen und erzähle und lehre. Die Bibel nennen sie „das gute Buch“ und Jeder will dann etwas aus demselben erzählt haben. — Neulich besuchte uns auch ein bedeutender Häuptling von den Groß-Namaquas, er heißt Duibydow Wittbol. Wahrscheinlich haben Sie schon von ihm gelesen — er kommt in der Ermordungsgeschichte des Englischen Missionars vor, welcher in seinem Stamm ermordet wurde; das Gouvernement trug ihm auf, die Mörder zu schaffen, was er auch that; einer der Mörder ist erschossen worden, der andere hat eine Gefängnißstrafe erlitten, ist aber jetzt frei und hier nicht weit von uns, wo er ein ziemlich ruhiges, aber faules Leben führt. — Duibydow hatte einige seiner Leute bei sich, die sehr devot gegen ihn waren. Alles, was er bei uns sah und hörte, waren ihm neue Gegenstände. Am meisten setzte ihn meine Klinge in Erstaunen, da sie kein Feuerloch hat, sondern Kupferbüchsen und zwei Läufe. Als er sie lange genug besehen, meinte er, es sey unmöglich, daß sie losgehen könne. Ich hielt sie in die Luft und schoß sie ab. Mit starren Augen und zitternd besah er bald mich, bald das Gewehr; dann sagte er zu mir: Du bist allmächtig! Ich verwies ihm das, zeigte ihm den Mechanismus des Gewehres, und erzählte ihm nun von dem, der da allmächtig ist. Nach drei Tagen reiste er wieder in seine Heimath. Er bat sehr, daß Einer von uns mit ihm gehen und unter seinem Stamm leben möchte. Wir sagten ihm, daß wir unseren Freunden jenseit des Wassers schreiben würden, noch mehrere Missionare nachzusenden, und dann käme vielleicht auch einer zu ihm u. — Er war sehr erfreut darüber und als er schon Abschied von uns genommen, kehrte er wieder um und sagte: Ich will Gott bitten, daß er das Herz eurer Freunde jenseit des großen Wassers regiere, daß sie uns einen Prediger senden u. —

— Noch muß ich Ihnen mittheilen, daß unter allen Missionsstationen, die ich in Africa besucht habe, die der Wesley'schen Methodistin und der Herrnhuther mir am besten gefallen. Besonders im Segen wirken hier die Herrnhuther mit ihrem stillen, demüthigen, fleißigen Wesen. Und obgleich sie in ihren Berichten nicht viel Aufgebens und Lärmens von ihrem Wirken machen, so ist es wahrhaft erfreulich, ihre Stationen zu sehen. Hunderte von Heiden sind durch sie in Africa schon wirklich zum Herrn bekehrt worden. An ihrer Spitze steht hier ein sehr würdiger Mann, Bruder Hallbek. Die Evangelische Brüdergemeinde lebt hier noch ganz in Pinzenborf's Geiste. — Künftig theile ich Ihnen vielleicht mehr darüber mit. — Alle theure Brüder meines Vaterlandes grüße ich herzlich, und bitte dringend, daß sie mich, da ich aus ihrer Mitte in den heiligen Streit gezogen, in ihrer Fürbitte nicht vergessen. Versichern Sie Alle, daß ich mich im Dienste meines Herrn glücklich fühle, besonders im Rückblick auf vorige Zeiten! Dem Herrn sey die Ehre! Er sey ferner mir armen, elenden Sünder gnädig!



# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1830.

Mittwoch den 1. December.

N<sup>o</sup> 96.

## Litterarische Anzeige.

Kurzer Grundriß einer biblischen Keryktik, oder einer Anweisung, durch das Wort Gottes sich zur Predigtkunst zu bilden. Mit besonderer Beziehung auf Mission und Kanzel. Den Einverstandenen zur weiteren Entwicklung vorgelegt von Rudolph Stier, Pfarrer in Frankleben bei Merseburg. Halle 1830 bei Kümmler. gr. 8. S. 250.

Neue Wörter auf ik bringen gewöhnlich bei Lesern, die mit Welt und Wissenschaft nicht unbekannt sind, gleich den Endungen auf aner und ismus unwillkürlich eine Beklemmung und einen Seufzer hervor, weil man, wie hier an Parthei oder Verdächtigung, so dort an originell scheinen wollende Geiztätigkeit und Eitelkeit erinnert wird. Und so erregt es für das Buch, das wir hier anzuzeigen gedenken, bei Vielen gewiß kein günstiges Vorurtheil, daß es sich mit neugebildetem Worte Keryktik nennt; man fürchtet gleich von vorn herein, weil es schon so viele Homiletiken gibt und in dem Buche also wohl nichts vollkommen mag, was nicht bereits oft gesagt worden ist, so wollte vermuthlich der Verf. durch ein neues Aushängeschild seine alte Waare verkäuflich machen. Aber wir freuen uns bezeugen zu dürfen, daß dieses Vorurtheil ungerecht ist und durch das Buch selbst völlig vernichtet wird. Das Werk ist originell, weit mehr als es der Titel vermuthen läßt. Zum Nutzen der Leser, denen es noch unbekannt ist, wollen wir versuchen, dasselbe durch einige Andeutungen und Proben zu charakterisiren.

Ueber Titel, Inhalt und Zweck des Buches erklärt sich der Verf. selbst im Allgemeinen (Cap. I. §. 1.) folgendermaßen: „Keryktik nennen wir, mit einem neugebildeten Worte für neue Auffassung unseres Gegenstandes, die Anweisung zur Kunst, ein κηρυξ oder Prediger Gottes zu seyn, und zwar nicht sowohl, es zu seyn oder zu predigen (κηρυσσειν, wie freilich Keryktik zunächst sagt), sondern vielmehr, es zu werden oder sich zur Predigtkunst zu bilden — wovon sich in der Ausführung der Grund ergeben wird. Wir nehmen diesen einfach sprachgemäßen Ausdruck aus der Bibelsprache neu heraus, weil das gangbare Wort Homiletik theils nur dem kirchlichen, nicht dem biblischen Sprachgebrauche angemessen ist, theils auch gerade den wesentlichen Grundbegriff des zu bezeichnenden Gegenstandes, die Anweisung: et-

was Gegebenes und Aufgetragenes durch Zeugniß Anderen kund zu thun, nicht enthält.

Denn Predigen, nach allgemeinem Grundbegriffe: ausrufen oder verkündigen — ist in der Sprache der Kirche Christi nach dem Vorgange des biblischen κηρ, κηρυσσειν — mit Recht geheiligt worden für die öffentliche oder doch immer offenbare Verkündigung derjenigen guten Botschaft (εὐαγγέλιον) zu Heil und Frieden, oder desjenigen sie vorbereitenden oder befestigenden Wortes der Wahrheit (νομος), welche oder welches Gott, der Heiland aller in Sünde gefallenen Menschen, in seinem Reiche auf Erden nach geoffenbartem Rathschlusse jedesmal durch Menschen in seinem Namen verkündigt haben will. Gottes Wort an die Menschen im Namen Gottes reden, heißt κηρυσσειν oder predigen, und die Anweisung, wie man dazu gelange, dies Amt zu üben, nennen wir Keryktik.“

Die Predigtkunst oder die durch Uebung und Lehre entwickelte Predigtgabe ist also dem Verf. keinesweges bloß eine Geschicklichkeit, das Volk im Auftrage der Obrigkeit oder der Landeskirche zu bürgerlichen und häuslichen Tugenden mit Benutzung der Bibel, als religiöses Volksbuch, zu bereden; auch nicht die Fähigkeit, christlich fromme Erregungen in subjectiv ausgebildeter Form ähnlich empfindenden Brüdern mitzutheilen, sondern die Befähigung, Gottes Wort im Namen und Auftrage Gottes öffentlich zu verkündigen. Die Predigt hat positiven Inhalt und dieser Inhalt ist von Gott gegeben, und zwar nicht in unbestimmtem Gefühle, dem der Mensch erst Bestimmung und Worte verleihen müßte, sondern in angemessenem faßlichen Worte, welches nur treu wiederzugeben des Predigers höchste Pflicht und Sorge seyn muß. Soll aber diese Treue nicht bloß auf einen äußerlichen Schein sich beschränken, sondern rechte Treue seyn, die dem göttlichen Worte nicht allein seine Form, sondern auch seine Kraft, seine Einheit und seinen Zusammenhang bewahrt, so muß der Prediger selbst ein Wiedergeborener und Erleuchteter seyn und nur als solcher kann er zu der Gemeinde sprechen. Hierüber spricht sich der Verf. §. 4. folgendermaßen aus: „Der Mensch, welcher im Namen Gottes eine solche Predigt an andere Menschen ausrichten soll, der Prediger, als ein Abgesandter und Herold Gottes an seine Zuhörer, ist nun nicht anders zu denken, als in Gemeinschaft mit Gott, und da-



durch im eigenen Bewußtseyn und Besitze dessen, was er Andern bezeugt und bringt. Freilich ist er auch ein Mensch, und als solcher seinen Zuhörern von Natur gleich, kann und muß folglich, außerhalb seines Dienstes und amtlichen Wortes betrachtet, selber noch mehr oder minder derselbigen Predigt bedürfen, die in seinen Mund gelegt ist. Aber um als Knecht Gottes im Dienste des Reiches Gottes seinen Mitmenschen predigen zu können und dürfen, muß er doch zuvor selber ein Mensch Gottes, Bürger seines Reiches und Vertrauter seines Rathes geworden seyn. Der heilige Gott will nicht durch unwürdige Werkzeuge zu uns reden; und obwohl auch ein Gottloser, der doch selber die Zucht hasset, und Gottes Worte hinter sich wirft, die Rechte des Höchsten verkündigen, und den Bund desselben in seinen Mund nehmen mag (Ps. 50, 16. 17.), so ist das doch nicht wohlgefällig vor Gott. Ein selbst unbekehrter Prediger kann etwa als eine redende Eselin Anderer Herold seyn, und selbst preislos ausgehen (1 Cor. 9, 27.); aber darum sollen wir, die wir Prediger werden wollen, uns doch Alle vor solchem Frevel und Verderben hüten.“ Der Verf. kommt hierin mit allen gründlichen Lehrern der Predigtkunst überein und hat selbst den würdigsten Lehrer der weltlichen Redekunst unter den Heiden, Quintilian, auf seiner Seite, der da sagt (Institut. Prooem): „Unsere Anweisung will einen solchen tüchtigen Redner bilden, wie nur der gute Mann es seyn kann, und darum verlangen wir von ihm nicht nur ausgezeichnete Redegaben, sondern Alles, was zur Tüchtigkeit des Geistes gehört.“ Manche christlichen Lehrer der Beredamkeit sind auf Quintilian's außerchristlichem und politischem Standpunkte stehen geblieben; andere haben den christlichen Begriff des Predigers in der Definition festgehalten, und in der Ausführung mehr oder weniger vergessen; unserem Verf. gebührt der Vorzug, daß der von ihm aufgestellte Begriff des christlichen Predigers der Geist seines ganzen Buches ist und alle seine Anweisungen oder Abweisungen begründet. Abweisungen sagen wir, denn Vieles, was man sonst in der Hemiletik empfiehlt, weist der Verf. ab, Alles nämlich, was zu Schein und Täuschung führt, und nur zur künftlichen Verbergung innerer Verheertheit und ungöttlichen Sinnes dienen soll, Alles, was lehret, mit Worten ohne Gehalt, mit Bildern ohne Wesen, mit Geist ohne Glauben zu prunken, um Beifall zu gewinnen, und nicht Christo, sondern dem eigenen Ich, Seelen unterthan zu machen.

„Die Männer,“ sagt der Verf. S. 17., „welche unter den Menschen aufstehen, um die Jünger ihrer Rede sich nachzuziehen, reden nach Inhalt und Form verkehrte Dinge (καλοῦντες διαστραμμένα, Apost. 10, 30.); aber in der Rede der Weisheit Gottes, welche zu Gott ruft, ist Alles recht, schlecht und grade nach der Einfalt des Wesens, nichts Gewundenes und Krummes darin (Sprüchw. 8, 8. 9. Hebr.). Durch diejenige Wortweisheit heidnischer Sophistik und Rhetorik, welche mit menschlichförchtlicher Klugheit die bloßen Worte stellen, ordnen und berechnen lehrt, kann, wenn sie auf das Wort göttlicher Predigt unverändert und unwiebergeborn angewandt wird, das Kreuz Christi oder die Grundkraft dieser Predigt nur vereitelt und hinausgeleert werden. 1 Cor. 1, 17. Eine Rede, in welcher kein einfältig aufrichtiges, geistliches Leben des Redners die Form seines Ausdruckes nach der Wahrheit des Wesens bildet, ist auch eben darum keine geistliche Rede oder Predigt. Die rechte Form und ächte Kraft des Wortes sind hier eins, und haben nur einen Quell, den geoffenbarten Sinn und Rath Gottes.“

Das erste Capitel behandelt in zwanzig Paragraphen die

Erfordernisse, die dazu gehören, einen tüchtigen Prediger darzustellen. Das zweite Capitel lehrt nun in einer gleichen Anzahl von Paragraphen, wie der Prediger Alles, was ihm bei der Vorübung und Ausübung seines Amtes nöthig ist, durch die Bibel lernen und erlangen kann. Der Verf. gehört zu den wenigen Schriftforschern unserer Zeit, die nicht von dem allgemeinen Schwanken über die Inspiration mit ergriffen sind. Viele Gläubige lassen sich durch die Entstellung der Inspirationslehre schrecken, welche durch unvorsichtig gewählte Bilder von dem Verhältniß des heiligen Geistes zu dem Geiste des Menschen veranlaßt und von den Ungläubigen aufs Newferste getrieben ist, als ob der Menscheng Geist bei der lebendigsten Einwirkung des Geistes Gottes sich wie ein todtter Körper oder wie ein lebloses Instrument verhielt. So hat man in völliger Verkennung des erfahrungsmäßigen Verhältnisses zwischen Gottes Geist und geheiligten Seelen, in denen und durch die Gott wirkt, die Inspiration auf das Minimum einer gewissen Bewegung und Anregung der Seele reducirt und vorzüglich eine Scheu vor Anerkennung einer Eingebung der Worte gefaßt, statt daß man einsehen sollte, wie das eben überall der Stempel des göttlichen, kräftigen Lichtes ist, daß er mit entschiedener Macht und Sicherheit in den Sprachvorrath greift, dem Worte, das er wählt, seinen Stempel ausdrückt, und, wo er keines findet, sich ein neues ausprägt, das die Kraft und Gestalt des Gedankens entsprechend abbildet. Nur der schwache schwankende Geist vermag nicht, das rechte Wort entschieden sich zu schaffen oder anzueignen. Gibt es also eine Inspiration, vermöge der Gottes Geist durch Menschenmund redet, so wird sicherlich der Geist des Herrn Wort- und Satzgeistes kräftig handhaben und für seine Zwecke stempeln. Dies ist in der heiligen Schrift geschehen und der Prediger des göttlichen Wortes kann daher aus der Schrift nicht nur den Predigtvorrath schöpfen, sondern auch die Sprache nach Etymologie und Grammatik logisch und rhetorisch handhaben lernen, um im Sinnlichen das Ueberfinnliche, im Zeitlichen das Ewige, im Sichtbaren das Unsichtbare, im Menschlichen das Göttliche auszudrücken, um zu lehren und zu erbauen, zu strafen und zu trösten. Die Philosophen trennen die verschiedenen Functionen des Geistes, um sie zu beobachten; der Prediger des Wortes Gottes vereinigt sie, um durch sie zu wirken, und dies lehret trefflich unsere Meisterin die Bibel. Sievon ist der Verf. der Kritik ganz durchdrungen und sucht die ihm gegebene Erkenntnis an vielen Stellen auf mannichfaltige Weise seinen Lesern mitzutheilen, indem er bald auf die einfachen Grundlagen aller Sprachbildung hinweist, bald die Fülle und Kraft der heiligen Bibelsprache schildert, wie sie als vollendetes Ganzes auf den durch sie zur Erkenntnis der Wahrheit erneuerten Menschen wirkt. In letzterer Beziehung diene als Probe eine Stelle aus S. 63., wo der Verf. auf die heilige Schrift zeigend ausruft:

„Hier lernt der Prediger abgefallene Galater wieder zum einigen Grunde der Gnade zurückführen, und denen, die das im Geist Angefangene im Fleisch vollenden wollen, den Gekreuzigten wieder vor die Augen malen in der Predigt vom Glauben; den Werkgerechten mit Paulus den Glauben, und den Glaubensheuchlern mit Jacobus die Werke predigen; mit Petrus dem auserwählten Geschlechte und den falschen Propheten und Spötern, einem Jeglichen gebührend das Seinige sagen in umfassender Weisheit; unordentliche und irregemachte Thessalonicher auf das Festhalten an den rechten Ueberlieferungen verweisen, und von Iosim Truge der Philosophie oder Theosophie bedrohten Colossern in dem Geheimniß Gottes des Vaters und Christi alle Schätze der Weisheit und Erkenntnis wie alle Vollkommenheit



des Wandels zeigen; Corinthische Ueppigkeit strafen und dämpfen und die Gestraften dann wieder freundlich trösten; gelehri gen Römern den ganzen Plan Gottes mit der Menschheit von der ersten Verkehrung der Wahrheit in die Lüge bis zum Seligwerden des ganzen Israel enthüllen, und Alles, was nicht aus dem Glauben gehet, unter das Gericht der Sünde beschließen; überschwenglich gesegneten Ephesern die Fülle ihres Berufes und der Kraft Gottes an ihnen, so wie das Geheimniß der Erbauung des Leibes Christi, und den Harnisch Gottes gegen die listigen Anläufe des Teufels vorhalten; allezeit gehorame Philipper mit Zärtlichkeit loben, mit Innigkeit zur Freude auffordern, und mit herzlichster Liebe in der Gemeinschaft des Geistes freundlich zum Nachjagen nach dem Kleinode der Vollkommenheit antreiben; kurz, wie Johannes schrieb, den Vätern, den Jünglingen und den Kindern, den Starken und den Schwachen, den in der Wahrheit Wandelnden und den Verführten und Verführern predigen und zutheilen, was einem Jeglichen in der Schrift von Gott zugetheilt und bereitet ist. Hier lernt der Prediger die ewiglebendige heilige Lehrgeschichte wie Moses erzählen und wie Stephanus deuten und gebrauchen; die im äußeren Bestande des Wortes und der Anstalt gegebenen Anknüpfungspunkte wie die Propheten und Apostel nützen und weiterführen; den äußeren Tempel im Blick auf den Gott, den aller Himmel Himmel nicht fassen, zur Stätte des Gebetes weihen wie Salomo."

Mit dem zweiten Capitel ist der allgemeine Umriss der biblischen Keryktik beschloffen; es folgt nun im dritten Capitel die Anwendung auf die Mission, im vierten Capitel die Anwendung auf die Cangel. Eben so wichtig als neu ist die hier gelieferte Anweisung zur Predigt des Wortes Gottes für Missionare, und der Verf. hat die Sache in ihrer Tiefe ergriffen. Er verlangt, daß der Missionar, der den ganzen Zweck seiner Sendung an heidnische Völker erfüllen will, den Heiden das Evangelium in ihrer Muttersprache predigen lerne, den Sprachgeist jedes Volkes erkenne und sich aneigne, aber zugleich umbilde, reinige und beherrsche, gleichwie die Griechische und Lateinische Sprache durch das Evangelium größtentheils zur christlich geistlichen Sprache umgearbeitet werden mußte. Er verlangt, daß die Missionare vom heiligen Geiste der Schrift durchdrungen und mit der allgemeinen Sprachgabe vom Herrn gesalbt in treuer Arbeit gleich Luther die Bibel übersetzen und dadurch den Entwicklungskeim christlich lebendiger Ausbildung in den heidnischen Sprachen wecken, oder erneuern sollen. Er verlangt, daß der Missionar nicht die systematische Form einer besonderen kirchlichen Dogmatik, die immer etwas Fremdartiges, das jenen Völkern nicht angemessen ist, beigemischt hat, den Heiden überliefern, sondern die Evangelischen Grundwahrheiten, nach der Schrift jedem Volke in der Form und Ordnung mittheilen und an einander reihen soll, die ihm die Faßlichste oder Nothwendigste ist, wobei viele Modificationen möglich sind. Nach ihm wären also die Missionen und die Missionschulen berufen, die tiefste und gründlichste Sprachforschung, so wie die tiefste und gründlichste Erkenntniß der Theologie zu hegen und zu entwickeln. Er gibt hier sehr beherzigungswerthe Winke und deutet an, wie die Bibel als Grundlage und Schlüssel für eine solche tief eingreifende Sprachkunst benutzt werden müßte. „Die genaue Bekanntschaft mit dem Hebräischen und Griechischen Bibeltexte," sagt er, „hat für den Missionar die tiefsten inneren Vortheile und ist durch ein bloßes Halten an eine gute Uebersetzung in seiner Muttersprache nie ganz zu ersetzen; obwohl freilich dieser hohen Aufgabe in der Wirklichkeit nicht immer genügt werden kann, auch ein des Grundtextes zwar unkundiger, sonst aber mit der Bibel gründlich ver-

trauter Jüngling des Geistes Gottes schon nicht wenig im Missionsgebiete zu leisten vermag, und jedenfalls diejenigen, welche von der Liebe Christi sich zu den Heiden getrieben fühlen, aber nach Fähigkeit oder Gelegenheit sich des biblischen Grundtextes nicht bemächtigen können, darum nicht ganz zurückbleiben sollen. In einer Missionsanstalt aber ist das Studium der Bibelsprache für die vollständiger zu rüstenden Vorkämpfer des Missionswerkes im Ganzen eine Hauptsache, und das eigentliche Lebenselement alles übrigen Lernens und Lebens."

Im vierten Capitel wird zum Eingang erinnert, daß, wie die Mission auf dem Worte des Herrn beruhet: „Gehet hin und macht zu Jüngern alle Völker!" (Matth. 28, 20.), so das daran sich anschließende Gebot: „Und lehret sie halten Alles, was ich euch geboten habe!" das Predigamt unter denen, die bereits Christen sind, begründet. Als der allgemeine Zweck des Predigamtes in der Christenheit wird festgestellt die durch das Wort des Herrn stets fortgesetzte Erneuerung der Gemeinde. Der Verf. stellt die Cangel sehr hoch und findet es (S. 201 unten) ganz recht, wenn sie über dem Altar steht. „Grund und Mittelpunkt alles Gottesdienstes oder einmüthigen Lobes Gottes in der Gemeinde," sagt er S. 165., „ist also die fortgesetzte Verkündigung der Schrift (Röm. 15, 4—6.); und durch das unter uns wohnende Wort Christi werden erst alle Psalmen und Lobgesänge erzeugt und geheiligt (Coloss. 3, 16.). Wesentlicher darum noch, als der Altar, ist in der Kirche die Cangel, und erst, was das Wort von der Cangel gestiftet und neu belebt hat, kann sich im Altardienste liturgisch aussprechen und darstellen." Hier kann man aber nicht umhin, an etwas sich zu erinnern, was auch der Cangel vorangeht und vorarbeitet, das ist die Schule, und man vermißt nicht nur eine Andeutung über das Verhältniß der Cangel zu der Schultube, sondern man wünschte wohl, daß diese biblische Keryktik auch die besondere Beziehung auf die Catechese der Kinder nicht ausgeschlossen hätte. Wenn aber der Verf. der Cangel einen so großen Werth beilegt, so muß man bedenken, daß er darunter nicht die zum Tummelplatz aller Meinungen und zur Bühne der selbstgefälligen Begeisterung herabgewürdigte Cangel versteht. „Auf diesem öffentlichen Kirchen-Redestuhl," fährt er fort, „ist aber die Bibel das einzige Lehrbuch, und der auf ihr stehende Diener des Wortes soll das canonisch überlieferte Gotteswort in der Gemeinde lebendig und wirksam erhalten" (S. 165—166.).

Ueber das Verhältniß des Cangelberufs zu der persönlichen Frömmigkeit des Predigers und zu der Verpflichtung auf kirchliche Bekenntnisschriften spricht sich der Verfasser im Ganzen richtig S. 183—184. aus, wo er sagt: „Wenn die Kirchenbehörde im Namen der Gemeinden Prediger beruft und einsetzt, soll sie daher freilich zuerst nach Glauben und Gottseligkeit derselben fragen, und daß dies jetzt fast nicht geschähe oder geschehen kann, ist eins der stärksten Zeugnisse von dem Verfall der Kirche im Ganzen. Aber das Christenthum der Person allein ist noch nicht Bürgschaft oder Befähigung für die rechte Verwaltung des Cangelamtes; es muß dazukommen eine Uebung und Bewährung in Schriftkenntniß und schriftmäßiger Sprach- und Lehrgabe, und aus und nach der Schrift zu predigen, dazu muß die Kirche den Prediger aufs Dringendste anweisen und verpflichten, nachdem sie ihn dazu gebildet hat. In unserer Evangelischen Kirche ist zwar nothgedrungen, um der ungewissen Bibelauslegung willen, die Verpflichtung auf kirchliche Bekenntnisschriften an die Stelle getreten; sobald diese aber eine un-



bedingte ist, steht sie offenbar im Widerspruch mit dem obersten Grundsatz der Kirche von der Alleingültigkeit nicht bloß, sondern auch Sicherheit und Deutlichkeit der heiligen Schrift, und setzt wiederum eine menschliche Ueberlieferung an die Stelle des Gotteswortes. Der einmal entstandene oder noch vorhandene Bestand der Kirchenlehre als solcher soll niemals der gegebene Auftrag und die feste Richtschnur des Predigers seyn; sondern alle menschliche Unvollkommenheit, Einseitigkeit, Verfälschung und Abirrung des Kirchenbestandes soll vielmehr in der Predigt des Wortes Gottes fortwährend berichtigt werden. \*) Und wo eine äußere Kirche so verfallen ist, daß sie es nicht mehr vermag, die rechte, gewisse Bibelfunde als kirchliche Kanzelbefähigung sicher zu unterscheiden und von den ins Amt Gesehten zu fordern; da macht doch der Herr und Oberbischof seiner Kirche, Jesus Christus selber, diese und nur diese Forderung an einen Jeglichen, der durch ihn als durch die Thüre eingehen will zu den Schafen. Er fordert es, und gibt es auch denen, die es bei ihm suchen, und rechtfertigt sie dann als seine Gesandte bei Allen, die da noch von Gott sind und Gottes Wort noch hören. Wir hätten nur gewünscht, daß der Verf. sich näher darüber erklärt hätte, was er unter unbedingter Verpflichtung versteht. Doch wohl eine solche, welche nicht bloß auf den Lehrgehalt, sondern auch auf die Auslegung der einzelnen Schriftstellen verpflichtet? Sonst wäre ja aller Willkühr Thor und Thor geöffnet und der Zweck der Verpflichtung, deren Nothwendigkeit der Verf. selbst anerkennt, vollkommen aufgehoben.

Ueber Universitäten und Predigerseminare, als Anstalten zur Bildung künftiger Kanzelredner, finden sich S. 213—216. sehr ernste und wahre Bemerkungen. „Die beste unter den vorhandenen Bildungsweisen für Prediger,“ heißt es S. 216., „ist noch das in Süddeutschland gebräuchliche Vicariat, oder die Einrichtung, auszubildete Theologen zur letzten Vorbildung in amtlicher Uebung neben und unter die älteren Prediger zu stellen. Aber wo auch diese Lehren nicht mit rechtem Verständnis ihres Amtes den Anfängern vorleuchten können, da möge der Herr selber helfen, und sich seine Prediger, die nur ihm dienen wollen, wenn auch leider manchmal erst ganz in dem Amte, bilden und erziehen!“ Uebrigens kommt der Verf. oft auf den richtigen Grundsatz zurück, den er S. 35. aufgestellt hat: „Wie alle eigentliche Predigtübung schon wirkliche Predigt seyn soll, so bleibe auch alle wirkliche Predigt noch eine das geistliche Wachsthum suchende Uebung des Gehorsams und der Treue gegen Gottes Gaben und Stimmen.“

Perikopenzwang will der Verf. nicht, biblischen Text aber fordert er als Grundlage jeder Predigt in christlicher Gemeinde. Die Auslegung und Anwendung des Textes soll stets wesentlich im Text und dessen tieferem Sinn begründet seyn und sich vor der wissenschaftlichen Prüfung ächter Schriftgelehrten nicht zu scheuen haben. Da es bekannt ist, daß der Verf. ein vorzüglicher Vertheidiger der sogenannten allegorischen Schriftauslegung ist, so wird der Leser gern hören, ob und inwiefern er diese Auslegungsweise auf der Kanzel zuläßt. Seine Ansicht hierüber ist S. 234—235. rund und klar in folgenden Worten ausgesprochen:

\*) So daß es auch nicht genug ist, mit einer neueren Lehre die Predigt nur als Darstellung des Gemeinlebens zu begreifen; sie soll wirklich Erneuerungs-, d. h. Erzeugungs- und Förderungsmittel für denselben seyn.

„Eine neue wichtige Frage ist es aber: wie weit der Kanzelprediger in der insonderheit so genannten allegorischen Auslegung gehen dürfe? Versteht man darunter ganz allgemein die Deutung eines Aeußeren auf ein Inneres, als dessen ausdrucksvollstes Bild man es mit Sicherheit erkennet, so könnte nur die trockenste unbiblische Verstandelei dergleichen schlechthin verbieten; und welcher Feind des Allegorisirens, wenn er Prediger ist, wendet nicht unbedenklich die vom Herrn geheilten leiblichen Krankheiten auf geistige an, findet in dem gestillten Meere ein Bild für Anderes, in dem gereinigten Tempel und verfluchten Feigenbaum wirklich eine Bedeutung auch noch für seine Zuhörer? — Versteht man aber darunter das eigenwillige, und eben darum oft irrende und spielende Herausbringen eines ganz andern Sinnes, der nicht schon im Kerne des grammatisch-historischen liegt, und vor welchem dann der äußere Sinn als unnütz, wohl gar falsch erscheint: so muß sich freilich unsere Keryktik aufs Entschiedenste gegen diese höchst ungegründete und verkehrte, auch nirgendhin weniger als auf die Kanzel gehörige Schriftbehandlung erklären. Ja wir sagen noch mehr: Nicht bloß diese falsch-allegorische Auslegung, die man leider noch so allgemein mit der ächten verwechselt, muß, eben weil sie falsch ist, von der Kanzel bleiben; sondern auch die ächte, in dem Bibelwort gegründete Allegorie muß mit der größten Vorsicht angewandt werden, nämlich überall nicht weiter, als es wahrhaft zur Erbauung gereicht, und von den Zuhörern als biblisch begründet erkannt werden kann. Woraus sich von selber ergibt, daß bei dem jetzigen Zustande der Kirche im Ganzen die typisch-allegorische Seite der tieferen Auslegung gar nicht auf die Kanzel gehört, sobald damit über jene obengenannten offensbaren Sinnbilder der Evangelischen Geschichte und die wenigen von der Bibel selbst deutlich bezeichneten Typen oder Allegorien (wie die Perikope am Sonntag Lätare, Galat. 4, 21—31.) hinausgegangen werden soll.“

Die gegebenen Auszüge werden genügen, um den Lesern ein richtiges Miniaturbild von diesem kleinen, aber gediegenen, Bahn brechenden Werke zu geben. So treu schriftgemäß, so symmetrisch abgerundet und zugleich so frei und lebendig in der Bewegung des Geistes wird man wenig Bücher finden. Doch fühlet die schöne Gabe der Lehrhaftigkeit, die den Verf. auszeichnet, ihn bis an die äußerste Grenze, wo das Genug in's Zuviel überzugehen droht. Das stete Zurückgehen auf das leitende Princip führt zu Wiederholungen, die lebendige Auseinandersehung streift an Nedseligkeit, die Symmetrie des Ordnungsplanes wird fast spielend. Jedoch dürfen wir bezeugen, die mannichfaltigen hervorstechenden Gaben des Verf. halten sich gegenseitig ein solches Gegengewicht, daß in dem Augenblicke, wo man zu fürchten anfängt, die eine werde zum Nachtheil des Gegenstandes zu sehr vorherrschen, man von dem vorwaltenden Eintreten der anderen überrascht und befriedigt wird.

Uebrigens will das Buch kein Gebäude, sondern ein Grundriß seyn, der den Einverständenen zur weiteren Entwickelung vorgelegt wird. Nicht-Einverständene aber mögen stillschweigend benutzen, was sie auch für sich Brauchbares darin finden werden, übrigens aber darin ein neues Zeugniß einer auf dem Grunde festen Bibelgläubens trotz aller Hindernisse sich kräftig entwickelnden und neu erbauenden theologischen Wissenschaft erblicken.



# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1830.

Sonnabend den 4. December.

N<sup>o</sup> 97.

Der Tendenzprozeß gegen den Adjunct M. Jacob Christian Lindberg im Jahre 1829—1830.

Im Jahre 1826 wurde bekanntlich der Prediger in Kopenhagen an der Kirche unseres Erlösers, Nicolai Friedrich Severin Grundtvig, wegen mehrerer vermeintlich injuriöser Ausdrücke, deren er sich in dem „Protest der christlichen Kirche gegen den Prof. Theol. H. R. Clausen“ (Leipzig bei Tauchnitz 1825) mit vollem Recht, nach des christlichen Kampfes Art und Weise, bedient hatte, von Letzterem vor's Gericht gezogen, und mehrere dieser Ausdrücke, weil die substantia facti nach der Ansicht des Oberlandesgerichts außerhalb seiner Competenz lag, mortificirt. Es ist hier der Ort nicht, diesen Urtheilspruch nach seiner Veranlassung oder den wahrscheinlichen Folgen, die er gehabt haben würde, wenn Grundtvig nicht früher schon sein Amt als Prediger niedergelegt hätte, näher in's Licht zu stellen; was wir aber bemerken müssen, indem wir zum Bericht über eine damit so wie mit dem Fortgange des christlichen Kampfes in Dänemark überhaupt innig verwandte Rechtsache übergehen, ist dieses, daß jener Urtheilspruch damals einer sehr scharfen Beleuchtung unterworfen wurde, und zwar von eben dem Manne, der drei Jahre später in den in der Ueberschrift benannten Tendenzprozeß verwickelt wurde. Es war also gewiß mit großem Unrecht, daß die Nationalisten in Dänemark wie in Deutschland über jenes Urtheil ein mächtiges Siegesgeschrei erhoben, als ob dadurch ein neuer Pfeiler in ihrem Götzentempel errichtet wäre, wobei sie vergaßen, was sie sonst stets bei der Hand haben, daß die Wahrheit nimmer durch äußere Gewalt ihren Mund binden lasse. Auch war es keinesweges noch konnte der Zweck des Urtheils des Oberlandesgerichts seyn, der Irreligiosität den Stempel der Wahrheit aufzudrücken, was die Dänische Constitution (das Königsgezet vom Jahre 1660), die bekanntlich vor Allem auf der Unverletzlichkeit der Augsburgerischen Confession ruhet, in ihren Grundfesten erschüttert haben würde; noch konnte es jenes freimüthigen Predigers Absicht seyn, den Feinden der Kirche einen Sieg abtrotzen zu wollen, der offenbar, so wie der Friede des Herrn, nimmer von dieser Welt ist, sondern nur die Gültigkeit des Zeugnisses wider die Irreligiosität nach dem Gesetze zu behaupten. Es war demnach hier kein Fuß-

breit für die Nationalisten gewonnen, sondern der Kampf gegen sie, statt geschwächt zu werden, consolidirte und kräftigte sich desto mehr, je klarer es allen Streitern für die gute Sache wurde, daß in den gegenwärtigen bedrängten Zeiten der Kirche nichts gefährlicher ist, als wenn die des Geistes Schwerdt führen sich auf ihren eigenen Heerd beschränken und die große Noth der Kirche übersehen. Zwiefach gestaltete sich seitdem der christliche Kampf in Dänemark, in dem er theils bloß auf die Gründe des geoffenbarten Wortes, das da ewig bleibet (1 Petr. 1, 25.), hinwies, theils auch auf die Rechte der Kirche als eines socialen Instituts provocirte; denn da die Irreligiosen trotzig das bürgerliche Gesetz aufgerufen hatten, war es nöthig, ihnen die Schärfe desselben entgegen zu halten und zu zeigen, daß sie eben so wenig durch menschliche als durch göttliche Gesetze ein Recht hatten, im Schooße der Christenheit selbst die christliche Kirche zu untergraben und die Kinder der Gläubigen ihres väterlichen Erbes, der guten Beilage auf den Tag Jesu Christi, zu berauben. In dieser letzteren Art des Kampfes nun that sich seit 1826, neben Grundtvig, besonders auch Jacob Christian Lindberg hervor, ein Mann, der übrigens als Orientalist, Paläograph und Numismatiker sich einen Namen erworben hat. In seinen kirchenrechtlichen Schriften entwickelte er einen seltenen Fonds von Scharfsinn, der durch Klarheit der Gedanken, Ruhe und Kräftigkeit der Darstellung getragen und mit der innigsten Wahrheitsliebe vereinigt war. Seine Kenntniß der dänischen Gesetze und Kirchenverfassung war für einen Theologen sehr bemerkenswerth und erwarb ihm die Anerkennung des sonst in der Grundansicht völlig divergirenden großen Dänischen Juristen Dersjed. Um der früheren kirchenrechtlichen Schriften Lindberg's nicht zu erwähnen (was füglich einem anderen Orte vorbehalten bleibt), beschränken wir uns hier nur auf die letzte, die für die Grundsätze der Pressfreiheit in Dänemark und die Bestimmung der Schranken, die derselben durch eine gemäßigste Censur gesetzt sind, von eben so großer Bedeutung ist, als sie hoffentlich die Sache der Kirche selbst mittelbar (nämlich durch Aufdeckung des Irrthums, als ob die Dänische Regierung je es hätte verhindern wollen, den geistlichen Kampf geistlich auszufechten) fördern wird. Diese Schrift enthält vollständig alle Actenstücke in dem in der Ueberschrift angegebenen Prozesse, dessen Entscheidung



Fortgang und Ausfall wir jetzt dem christlichen Leser in einer einfachen Erzählung, mit wortgenauen Auszügen aus der Lindbergschen Schrift, vorlegen werden.

Im Monat August des Jahres 1829 ließ Lindberg eine kleine Schrift drucken unter dem Titel: „Ist der Professor S. N. Clausen ein gewissenhafter Lehrer in der christlichen Kirche? Eine ernste Frage an den Professor Jens Möller.“ Die Veranlassung zu dieser Schrift hatten mehrere Äußerungen des Professors J. Möller in dem 15ten Bande der von ihm herausgegebenen „Neuen theologischen Bibliothek“ gegeben, worin er über die vermeintlich gute Absicht und den reinen Eifer Professor Clausen's sich unter andern so ausspricht: „Das muß ein jeder Leser der Clausen'schen Schrift \*) fühlen, daß er nicht verstellter Weise, sondern aus der Fülle des Herzens von dem Werth und der Wahrheit des Christenthums redet; daß es ihm um das Ansehen, die Heiligkeit und den möglichsten Einfluß der Kirche Christi aufs Menschenleben zu thun sey; daß er selbst da, wo er von den symbolischen Vorstellungen unserer Kirche abweicht, diese keinesweges verspottet oder auf andere Weise geringschätzig behandle, sondern stets mit Gründen streite; daß daher sein Buch zwar an mehreren Stellen den Evangelischen Theologen zum Widerspruch, nimmer aber das Gesetz zur Bestrafung des Verfassers auffordere“ (S. 258. 259). Dieses mildest gesprochen, höchst unbehutsam und irreführende Urtheil (weil es eine Schrift gilt, die nichts weniger als das ganze historische Christenthum verläugnet), beleuchtet nun Lindberg in der genannten Schrift, indem er zeigt, daß derjenige unmöglich ein gewissenhafter oder ehrlicher christlicher Lehrer genannt werden könne, der eine der ersten Gewissenspflichten kränkt, indem er von der eidlich übernommenen Verpflichtung nach den Bekenntnisschriften der Kirche zu lehren sich selbst entbindet, statt, wie es dem gewissenhaften Manne geziemt, mit jenem inneren Widerspruch zugleich die äußere Erklärung zu verbinden, die ihn von der Verpflichtung so wie vom Lehramte in der Evangelischen Kirche dispensiren müßte. Den summarischen Inhalt der Schrift mit Rücksicht auf die nächste Veranlassung derselben gibt Lindberg in folgenden Worten an: „Ich räume Ew. Hochwürden ein, daß unsere Freimüthigkeit in dieser Sache sich durchaus nicht auf dem Dänischen Gesetzbuche gründen dürfe, und ich gestehe, daß wenn wir die Lehre des Professor Clausen für das Wort der Wahrheit, und folglich das Christenthum, so wie es hier im Lande gepredigt und durch das Gesetz bestätigt ist, für Lüge anerkannten, dann dürfte keine Rücksicht oder Furcht vor dem Gesetze uns davon abhalten, frei, offen und ehrlich uns zur Wahrheit zu bekennen. Es ist aber eben so wahr, daß wir, wenn wir in dieser Lage wären, als ehrliche Männer nicht eidlich uns verpflichten könnten, dasjenige, was das Gesetz verlangt, als Wahrheit predigen und verkündigen zu wollen, wenn wir es für Lüge hielten; auch könnten wir uns selbst nicht damit entschuldigen, oder das Gewissen durch die Ausflucht beschwichtigen wollen, daß wir durch ein falsches Versprechen und einen falschen Eid nur Gelegenheit suchten, die Wahrheit zu verbreiten. Tragen wir dieses auf Professor Clausen über, so liegt der Schluß ganz nahe, daß, ob er auch selbst seine Lehre für Wahrheit hält, doch sein Verfahren nicht das eines ehrlichen Mannes sey; denn er

dürfte dann nicht ein Amt annehmen, das ihn verpflichtete, dasjenige zu lehren, was er für Lüge ansieht; und er müßte wissen, daß er, wenn er Wahrheit verkündigte und also der Gott der Wahrheit mit ihm wäre, nicht seine Lehre durch einen falschen Namen einzuschwärzen brauchte.“ — Keine Unbilligkeit, schließt Lindberg weiter, liegt also darin, daß die Irrthümer Professor Clausen's von Anfang an scharf angegriffen wurden, vielmehr mußte ein Jeder, der es mit der Kirche redlich meinte, sich dazu gedrungen fühlen, und die Unbilligkeit liegt nur bei denen, die ruhig einer solchen Verführung zusehen, ja sogar einen Mann als gewissenhaft loben konnten, der sein Amt so mißbraucht. Denn man sehe nur auf die künftigen Prediger hier — ist es denn nicht ein Gräuel, daß sie gezwungen werden, Vorlesungen zu hören, durch deren Inhalt und Geist sie unfehlbar vom rechten Wege abgeführt werden müssen, oder, wenn sie auch Kraft und Einsicht haben, zu widerstehen, doch die Zeit ihnen vergeudet wird, die sie auf eine wahrhaft kirchliche Vorbereitung zum Lehramte verwenden sollten — oder man blicke auf die Gemeinden, die solche mit dem Gift des Unglaubens genährte Lehrer zu ihren künftigen Seelsorgern haben sollen — wie traurig ist ihre Lage! „Soll Billigkeit uns hier zu schweigen gebieten? So sind denn wohl die theologischen Professoren Alles in der Kirche und dem Staate, und die Gemeinde Nichts? So haben wohl jene das Vorrecht, ihre Pflicht und ihren Eid zu kränken, aber diese soll ruhig ihren Glauben verläugnet und gelästert sehen? Soll ihre eigenen Seelenverderber nähren, ihre Kinder den falschen Lehrern zum Unterrichte hingeben, und selbst des überschwenglichen Trostes des Christenthums im Leben und im Tode sich beraubt sehen; entweder das, oder vielleicht unter bürgerlicher Verfolgung sich von der Staatskirche trennen, eigene Gemeinden bilden, und der Laie, so gut er kann, anfangen, der Lehrer der Gemeinde zu werden? Schon sehen wir die Verbotten davon in unserem Vaterlande, schon trennen sich in Fühnen viele Mitglieder von der Gemeinde; \*) es müssen sich Secten und für die Ruhe des Staats sehr bedenkliche fanatische Partheien bilden; denn weder kann man erwarten noch verlangen, daß hier nicht schwere Mißgriffe begangen werden, und gefährliche Ketzereien nicht ihr Haupt erheben sollten. . . . Ist denn von gleichgültigen Dingen hier die Rede? und müssen wir nicht laut und frei sprechen nun, da es offenbar ist, daß die Staatskirche, so wie sie jetzt steht, nicht lange mehr stehen kann? In sich selbst uneins, muß sie sich auflösen, wenn hier nicht Hülfe geschafft wird; und wenn sie sich auflöst, wenn nämlich die Christen genöthigt werden, Gewissens halber herauszutreten, dann liegt die Schuld nicht bloß an denen, die offenbar falsche Lehre im Lande verbreiteten, sondern auch an denen, die dieser falschen Lehre das Zeugnis eines ächten Christenthums gaben.“ — Dies ist kürzlich der Hauptinhalt der Lindbergschen Schrift.

Diese Schrift wurde den 19. August (1829) an den Censor geschickt, der, da er meinte darin mehrere die Regierung beleidigende Äußerungen gefunden zu haben, sie gleich darauf an die königl. Dänische Censurlei (das höchste Justizcollegium) einsandte und die ganze Auflage in Beschlag nahm. Das höchste Justizcollegium trat nicht nur der Ansicht des Censors bei, sondern gab den 25. August dem Generalfiscäl \*) Befehl, Lind-

\*) Es ist die bekannte Schrift Clausen's: „Kirchenverfassung, Lehre und Ritus des Katholicismus und Protestantismus,“ die Professor J. Möller hier bezeichnet.

\*) S. E. R. B. 1830 S. 53 ff.

\*\*) Es verdient bemerkt zu werden, daß der bei dieser Gelegenheit constituirte Generalfiscäl ein Enkel jenes großen Mannes war, der in den schweren Tagen so treu und eifrig seinen Glauben bekannte und



berg gerichtlich zu belangen, wobei nicht nur die vermeintlich beleidigenden Aeußerungen überhaupt als Gegenstand der Anklage bezeichnet wurden, sondern auch auf eine frühere Schrift Lindberg's hingewiesen wurde, welche subsidiarisch benutzt werden sollte, um das vermeintlich strafbare Verfahren des Verfassers in's Licht zu setzen. \*)

Zugleich wurde das Publikum durch die öffentlichen Blätter davon in Kenntniß gesetzt, daß der Verf. wegen Uebertretung des letzten Preßgesetzes vom 27. September 1799 gerichtlich belangt sey; der Grund aber, oder die Veranlassung dazu, ward nicht angegeben, wovon eine natürliche Folge war, daß die gehässigsten und empörendsten Gerüchte über Lindberg's Intention und Beginnen im Publicum circulirten. Endlich wurde er, noch ehe die Sache eingeleitet oder vor erster Instanz erörtert war, von der Königl. Direction der Universität und gelehrten Schulen von seinem Amte als Adjunct an der Metropolitan-Schule suspendirt.

Der Generalfiscäl führte seinen Auftrag in der ersten Eingabe vor's Gericht (7. September) so aus, daß er, von jener Lindberg'schen Schrift ausgehend, die oben näher bezeichnet ist, mehrere Ausdrücke derselben sammelte, worin des Professor Clausen's Lehre als falsch, irrelevant und gefährlich bezeichnet wird, diese mit anderen der inculpirten Schrift zusammenstellte, worin der Verf. sowohl die am Tage liegende Gefährlichkeit jener Irrlehre als den dadurch offenbar gefährdeten Zustand der Staatskirche und die Verantwortlichkeit derer, die einer solchen Verführung, ohne sich nach Antzpflicht und Gewissen dagegen zu regen, stille zusehen, auseinanderlegt; und aus Vergleichung aller dieser Stellen sucht nun der Generalfiscäl es annehmlich zu machen, daß namentlich die Worte in der letzten Schrift Lindberg's: „Wahrlich, wahrlich! welch eine Verantwortlichkeit hat nicht derjenige, der sein Amt so schändlich mißbraucht, wie Professor Clausen, und welche Verantwortlichkeit haben nicht die, welche Zeugen dieser Verführung sind und dazu schweigen. Mit ihnen will ich keinen Theil noch Gemeinschaft haben,“ für die Regierung beleidigend seyen, indem sie derselben eine strafbare Gleichgültigkeit in einer für Religion und Staat so wichtigen Sache imputiren; daß die erwähnte Schrift überhaupt, ihrem Inhalt und ihrer Tendenz nach, darauf ausgehe, Mißvergnügen und Unzufriedenheit mit der vermeintlichen Passivität der Regierung zu erwecken. Mit einem Worte: der

für die Sache des Christenthums in Dänemark kämpfte, D. S. Guldberg, von welchem f. Ev. R. Z. 1827 S. 407.

\*) Diese Schrift war: „Beurtheilung des vom Oberlandesgericht in der Sache Clausen's gegen Grundtvig gefällten Urtheils. Kopenhagen 1826,“ die in kurzer Zeit zwei Auflagen erlebte. Ein hypothetischer Angriff in dieser Schrift auf die Bischöfe des Landes (oder vielmehr die Erklärung, daß wenn sie — wie das Oberlandesgericht durch Provocation auf den bekannten Hirtenbrief vom Jahre 1817 — f. Ev. R. Z. 1828 S. 498 f. — nicht unendlich zu verstehen gegeben hatte — auf irgend eine Weise die falsche Lehre Professor Clausen's begünstigten, so dürfe man nicht ansetzen, auch sie falsche Lehrer zu nennen) hatte dem Verf. eine Erklärung des Mißfallens Sr. Majestät zugezogen. Man sah oder wollte eine organische Verbindung sehen zwischen jener früheren und dieser späteren Schrift Lindberg's, so wie zwischen seinem früheren und diesem Auftreten, als ob er durch jene Allerhöchste Willenserklärung sein Aeußerungsrecht in totum über die Sache der falschen Lehrer verwirkt hätte, was aber als eine offenbar ungegründete Induction in dem Fortgange des Processes sich ergab.

Prozeß war nun als ein förmlicher Tendenzprozeß qualificirt und eingeleitet. Der Generalfiscäl schloß seine Eingabe mit dem Antrage, daß der Verf., als einer, der die Regierung hämisch getadelt und seine Bemerkungen über die Veranlassungen derselben in ungeziemende und unschickliche Ausdrücke eingekleidet, nach der Strenge des Gesetzes angesehen, und zwar entweder in's Staatsgefängniß auf Christiansöe 8 Jahre lang eingeseßt, oder wenigstens seines Amtes entseßt und 14 Tage lang mit Arrest bestraft werden solle.

Am 5. October darauf reichte der M. Lindberg seine erste Eingabe ein, welche eine vollständige Vertheidigung nicht nur der angefochtenen Ausdrücke, sondern seines ganzen Verfahrens enthält. Zuerst zeigt er darin, von den Eingangsworten des Jütischen Gesetzbuches (vom Jahre 1240) ausgehend: „Kein Gesetz ist besser zu befolgen als das der Wahrheit,“ nachdem er kürzlich die Demonstrationen des Generalfiscäls und deren vermeintliche Stützpunkte recapitulirt, daß dieser seine Ordre überschritten habe, indem er ihn nicht nur beleidigender Ausdrücke gegen die öffentliche Verwaltung (d. i. die Regierungscolliegen) zeihe, sondern auch gegen die Regierung (d. i. den Regenten, die Majestät) selbst; er müsse also entweder eine andere Ordre aufweisen oder neue Behauptungen und Demonstrationen niederlegen (S. 126—131.). Um die nöthige Klarheit der Begriffe zuwege zu bringen, entwickelt Lindberg ferner mit den Worten des Generalprocurators Derstedt (des schon erwähnten und auch in Deutschland berühmten Juristen), was es heiße, die Regierung zu lästern oder bitter-hämisch zu tadeln (Ausdrücke aus der Preßverordnung von 1799, deren der Generalfiscäl sich bedient), daß dieses namentlich nur von denen gesagt werden könne, die der Regierung ausdrücklich eine böse Absicht oder Unfähigkeit beimessen, die Staatszwecke überhaupt oder in einem einzelnen Falle zu realisiren (S. 132—145.). Eine Darstellung des kirchlichen Kampfes in Dänemark gibt dem Verf. Veranlassung, sich über mehrere wichtige Punkte zu erklären, und vornehmlich den wesentlichen Unterschied zwischen einem kirchlichen und wissenschaftlichen Streite und den Begriff einer Denunciation (den man auch leghin in Deutschland, allen geübten Rechtsbegriffen zuwider, auf jedwede Darlegung der notorisch bestehenden Verhältnisse in der Kirche ausgedehnt hat) in's Licht zu setzen. Wie höchst willkürlich und unstatthaft das Verfahren sey, wodurch der Generalfiscäl die frühere Resolution Sr. Majestät gegen Lindberg herbeizieht, zeigt er demnachst, indem er bemerkt, daß jene Willenserklärung Sr. Majestät durchaus keine Erklärung über das Verhältniß zur falschen Lehre Professor Clausen's enthalte, welche vielmehr später von anderen namhaften Theologen eben so und noch stärker angegriffen worden sey, ohne daß irgend eine höhere oder die allerhöchste Behörde ein Wort dazu gesagt (S. 146—172.). Nach diesen vorläufigen Erörterungen geht Lindberg im zweiten Abschnitt über, die zunächst angeschuldigten Worte jener Schrift zu retten. Er bemerkt, daß dies eigentlich, streng juridisch genommen, gar nicht nöthig sey, weil es bei Criminalsachen nicht auf irgend Eines Meinungen oder Schlüsse, sondern auf klare Thatfachen ankomme, und führt, indem er wiederum gegen das Verfahren des Generalfiscäls protestirt, demselben diese juridische Kinderlehre zu Gemüth (S. 173.). „Der Generalfiscäl,“ sagt er, „hat vergessen, daß seine Behauptung ohne vollgültigen Beweis eine juridische Nullität sey; den Beweis heiße ich also von ihm mit vollem Rechte und



im vollsten Ernste" (S. 175.). Mit diesem Protest verbindet Lindberg den Beweis sowohl der Unwahrscheinlichkeit als der moralischen Unmöglichkeit, daß er mit den angezogenen Worten auf die Regierung geizt oder sie habe hässlich angreifen wollen. Denn das Erste, was ein Verfasser, und nun vollends von dem juristischen Forum, verlangen kann, ist doch wohl dieses, daß man Worte, die etwa einen mehrdeutigen Sinn enthalten könnten, nach anderen klaren und un widersprechlichen deute, worin der Verf. eigentlich seine Tendenz an den Tag legt. Nun sagt aber Lindberg in derselben Schrift kurz vorher: „Wahrlich, es hilft wenig, daß wir von unserem Christentume reden, unsere Humanität preisen und auf unsere Wahrheitsliebe pochen, wenn diese uns nicht in den offenen Kampf wider Lüge und Falschheit herauszutreiben vermögen, so daß wir uns dem Haß, dem Spott und der Verfolgung der Feinde aussetzen, damit doch in unserem geliebten Vaterlande die Wahrheit sich wieder lebendig aussprechen und Gott unserem guten Könige verleihen möchte, daß er, der in seinem Mannesalter die Treue verspottet werden und gleichsam hinsterven und die Ehrlichkeit in den trüben Tagen seiner Regierung schwinden sah, einst auch den Tag erleben möchte, da die Treue wieder unter dem Volke auflebte, die Ehrlichkeit und die Kraft wieder aufblühte, so daß er, seinem väterlichen Herzen zur größten Freude, gewahrte, daß alle seine Diener, ein jeder in seinem Berufe, mit wahrem Eifer und mit Gewissenhaftigkeit dahin arbeiteten, ihm und dem Vaterlande zu dienen, und daß sein Alter eben so reich werden möchte an der Gnade, dem Frieden und dem Segen des Herrn, als er selbst nur das wahre Wohl des Landes in jeder Beziehung will.“ Mehr als genug zeigt schon dieses einfach-herzliche Wort, wie schlecht in seinem Grunde dieser Tendenzprozeß war; doch, um nicht etwa dem Gedanken Raum zu geben, als ob diese Aeußerung hier gleichsam prämeditirt hingestellt worden (was mau dem Verf., bei einer Voraussetzung von Tendenzen, aller Wahrscheinlichkeit zum Trost, unterstehen möchte) zeigt er zum Ueberfluß, daß in seinen früheren Schriften überall dieselbe nicht nur ehrfurchtsvolle, sondern christlich-liebende Gesinnung gegen König und Vaterland ausgedrückt sey, und daß der Context jener Stelle zur Genüge darthue, daß nicht der König oder die Regierung, sondern die Theologen gemeint seyen, die durch ihre Amtstellung aufgefordert waren, gegen die Irrlehre Zeugniß abzulegen, aber dennoch dazu geschwiegen haben. „Es konnte um so weniger,“ sagt Lindberg (S. 183.), „mein Gedanke seyn, der Regierung Vorwürfe zu machen, da es mir nie eingefallen, daß diese die Kirche retten könne. Nur wer die thörichte Grille hat, daß Könige den Volksgeist schaffen, die Geseze die Sünder bekehren, und Nachprüfe den christlichen Glauben hervorgerufen können, nur der könnte auf solche Thorheiten verfallen. Aber Alles dieses, weiß ich gut, ist eine Unmöglichkeit. Diese Ansicht liegt allen meinen Schriften kirchlichen Inhalts zum Grunde, und wenn ich gleichwohl oft vom Geseze gesprochen habe, dann ist es nur gegen solche Juristen und Theologen geschieden, welche behauptet haben, daß die Bedeutung der Symbole und die Gültigkeit des Predigereides abgeschafft sey, oder, kurz gesagt, daß der König durch irgend einen Schritt, ein Gesez oder einen Befehl die falsche Lehre gebilligt habe.“ — Nachdem Lindberg so die Hauptanklage in ihrer Nichtigkeit erwiesen, faßt er in einem dritten Abschnitte (S. 189—216.) Alles zusammen, was

gegen die mehr maskirten Anschuldigungen des Generalfiscals zu sagen nöthig war, und er spricht sich hier nochmals klar und deutlich aus über die notorisch falsche Lehre des Professor Clausen, über den verderblichen Einfluß derselben auf die zu bildenden Prediger und auf die Gemeinden. Nur von dem Letzteren heben wir eine einzige Stelle aus, die es anschaulich macht, warum besonders in Dänemark der Kampf gegen die falschen Lehrer so geführt werden müsse. „Es ist bekannt,“ sagt Lindberg (S. 202 f.), „daß die Gemeinden an ihre Prediger gebunden sind, daß sie ihre Kinder bei ihrem eigenen Prediger taufen, unterweisen und confirmiren lassen müssen (nur in Kopenhagen ist in dieser Beziehung eine größere Freiheit), daß sie von ihrem eigenen Prediger das heilige Abendmahl empfangen sollen, daß sie nicht einmal auf dem Todtbette einen anderen Prediger rufen dürfen, um sich von ihm zum Tode bereiten zu lassen. Ist nun der Prediger ein falscher Lehrer, so wird offenbar von ihm der entseßlichste Gewissenszwang geübt.“ Größer aber wird die Gefahr noch für die Gemeinden, wenn die Irlehrer den falschen Glauben unter dem Namen eines vernünftigen Christenthums einschleichen, und wir dürfen keinen Augenblick fragen, ob die Gefahr groß ist, da es am Tage liegt, daß Professor Clausen selbst seinen Collegen, den Professor J. Möller, über die wahre Bewandniß der Sache verblendet hat; denn kann sogar ein theologischer Professor von Professor Clausen irregeleitet werden, dann braucht es wohl keines weiteren Beweises, daß die Bauern von den Schülern Clausen's irregeführt werden können.“ —

(Schluß folgt.)

## M a c h r i c h t e n .

(England. Protocoll der christlichen Gesellschaften für 1830.)

Wir erhalten eben eine Schrift, betitelt: The Christian Register for 1830, die ausführlich die in den 34 verschiedenen religiösen Gesellschaften, welche dieses Jahr zu London ihre Generalversammlungen hielten, gesprochenen Reden enthält, und eine genaue Darstellung der Arbeiten zur Verbreitung des Christenthums gibt. Diese Broschüre ist auf ein einziges Blatt gedruckt, das aber drei Fuß, fünf und einen halben Zoll Höhe, und vier Fuß, elf und einen halben Zoll Breite hat. Es bildet 64 Seiten in groß Quart und ist gewiß das ungeheuerste Product der Buchdruckerkunst. Die letzte Seite enthält eine allgemeine Uebersicht, die folgende Resultate darbietet:

Einnahmen der verschiedenen Gesellschaften 372,877 Pfd. (etwa 9,321,925 Franz. Fr.)

Ausgaben desselben: 377,724 Pfd. (etwa 9,443,100 Franz. Fr.)

Missionare, Agenten, Vorleser, Besuchende, etwa 2,302.

Schulen unter der Aufsicht mehrerer dieser Gesellschaften 15,572.

Schüler und bekehrte Seiden, etwa 1,647,358.

Bibeln und Neue Testamente, die dies Jahr durch vertheilt wurden 623,088.

Tractate und Bücher 13,469,574.

(Arch. du Christ.)

\*) Der Verf. hätte hinzufügen können, daß mit diesem Gewissenszwange auch der gesetzliche Zwang folgt. Wenigstens ist es gewiß, daß vor nicht vielen Jahren ein Vater, als Contravenient dieses Gesetzes, welches die Gemeinden an die Pfarrer bindet, mit mehremonatlicher Zuchthaus- oder Karrenstrafe belegt wurde — was natürlich, sobald ein christlicher Geist im Volke erwacht, jenes Band ganz unerträglich machen müßte.



# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1830.

Mittwoch den 8. December.

N<sup>o</sup> 98.

Der Tendenzproceß gegen den Adjunct M. Jacob  
Christian Lindberg im Jahre 1829—1830.

(Schluß.)

Ueber die Anschulbigung wegen böser Absicht, da das Gegentheil überall offen sich kund gibt, erklärt der Verfasser sich zuletzt so S. 215.: „Soll denn gefragt werden, ob ich in meiner Schilderung der falschen Lehre und ihrer Folgen Wahrheit geredet habe, so ist dieses schon zur Genüge bewiesen; fragt man aber nach meinen Absichten mit dieser Darstellung, so darf ich wohl nun und immer zu derjenigen mich bekennen, daß ich meinem Könige und Vaterlande, dem Staat und der Kirche durch meine freimüthige Rede und Schrift nützen wollte; soll aber meiner Versicherung nicht Glauben beigegeben werden und soll mein Protest dawider, daß man mir Absichten beilegte, die ich nicht gehabt habe, nichts gelten, dann muß der Generalfiscal zuerst beweisen, daß ich keine gute Absicht mit meiner Schrift gehabt haben könne, sondern durchaus eine böse Absicht gehabt haben müsse; nämlich die Absicht: Verachtung, Haß und Mißvergnügen gegen die Regierung zu erwecken. Bevor er aber versucht, einen solchen Beweis zu führen, muß ich ihn fragen, ob er denn dem Bischof Valle und dem Geheimrath D. S. Guldberg, dem Pastor Grundtvig und dem Pastor Harms, dem Superintendenten Rudelbach und dem Professor J. Möller, dem Pastor Rönne und dem Pastor Busch dieselbe böse Absicht wider den König und das Vaterland beimessen will; oder ob er, wenn ich ihm beweise, daß diese Männer in eben so starken, zum Theil auch stärkeren Ausdrücken sich wider die falsche Lehre und die verderblichen Folgen derselben erklärt, nicht genöthigt wird einzuräumen, daß ich, da ich von derselben Sache und auf dieselbe Weise rede wie sie, auch in demselben Gefühl der aufrichtigen Liebe gegen Gott und die Wahrheit, König und Vaterland, geredet haben könne, welches, woran Niemand zweifelt, jene Männer befeelt hat.“ — Zum Schlusse bringt Lindberg noch mehrere laut redende Zeugnisse von den eben genannten Männern bei über den Verfall der Staatskirche, die Verschaffenheit und den Einfluß der falschen Lehre u. s. w.

Nachdem Lindberg so die Sache, ihrer Realität nach, hinlänglich beleuchtet, trat den 12. October der ihm beigegebene Defensor mit einer kurzen Eingabe auf, worin er die formelle Seite der Sache hervorhob und behauptete, sie müsse von dem Oberlandesgericht abgewiesen werden. Klar und bündig zeigt er, daß ein Verfasser unmöglich wegen einer Schrift, die nicht herausgegeben sey, nach dem Preßgesetze belangt werden könne; und daß es offenbar Ungerechtigkeit involvire, wenn man außer der Unterdrückung einer Schrift (was die Verweigerung der Censur nach Dänischen Staatsgesetzen zu Folge hat) noch den Verf. wegen Aeußerungen, die eo ipso factisch niedergeschlagen worden, zur Rede stellen wolle.

Der Generalfiscal replicirte am 26. October. Wichtig ist in dieser Replik die Art, wie der Generalfiscal die gesetzlichen Bestimmungen, betreffend die Wirksamkeit der indirecten Censur, zu verbinden und motiviren strebt, und damit die Behauptung der Abweisung der Sache unkräftig macht. Eben dadurch (sagt er), daß dem Censor keinesweges die Macht zusteht, eine Schrift zu unterdrücken, sondern bloß sie an das höchste Justizcollegium einzusenden, und auch von diesem dem Verf. noch der Regreß an die Gerichtshöfe offen steht, ist die freie Meinungsäußerung weit besser beschützt, als wenn die Schriftsteller der Willkühr oder übertriebenen Bedencklichkeit eines Censors preisgegeben wären. — Den übrigen Inhalt dieser Replik können wir füglich übergehen; der Generalfiscal bleibt dabei: die böseartige Tendenz, die er der oberröhmten Schrift Lindberg's beigelegt, spreche sich ohne allen Commentar deutlich genug aus (S. 256.), und meint daneben, es sey den Staatsgesetzen gemäß, \*) daß das Gericht die Tendenz eines Verf. als strafwürdig anerkenne und richte, ob er auch selbst noch so sehr gegen eine solche Absicht protestirt (S. 252.).

In seiner Replik, die den 10. November eingegeben ward,

\*) Gegen diese Behauptung zeigt Lindberg in seiner Replik, daß der vom Generalfiscal angezogene Paragraph des Preßgesetzes, wodurch vermeintlich dem Gericht ein so weiter Spielraum gegeben werden sollte, daß dadurch alle Gerechtigkeit gefährdet würde, nur auf die ironische und allegorische Redeweise sich beziehe (S. 205.).



bemerkt Lindberg zuerst mit Recht, daß der Generalfiscäl durch seine von Verweisen ganz entlastete Anklage höchstens das dargethan haben könne, daß er (Lindberg) sich schlecht vertheidigt, nicht aber daß er schuldig sey. Um jedoch die Bündigkeit seiner Vertheidigung in's hellste Licht zu setzen, nimmt er die juridisch-formelle Seite wieder auf und ergänzt zum Theil, was sein Defensor in der vorigen Eingabe behauptet hatte. Er zeigt: 1) Daß die Presilverordnung von 1799 durchaus nicht gegen ihn angewandt werden könne, da sie nur von herausgegebenen Schriften handle. 2) Daß der Gegenstand des Prozesses eine herausgegebene Schrift sey, die aber nicht herausgegeben sey. „Hier (sagt er) scheint der Widerspruch so scharf und deutlich als nur möglich hervorgetreten zu seyn, und nicht gehoben werden zu können, ohne durch Eins von Beiden: entweder, daß die Schrift herausgegeben, oder die ganze Sache abgewiesen werde.“ 3) Daß ein wesentlicher Unterschied zwischen einem wirklichen und bloß intendirten Verbrechen statt finde. Der Verfasser, der eine Schrift in die Censur gibt, fragt ja nur bei der vorgesetzten Behörde an, ob die Herausgabe derselben gegen die Königl. Gesetze oder Verordnungen anstoße. Soll denn dieses ein Verbrechen seyn und kann der so Fragende als ein Uebertreter des Gesetzes bestraft werden? 4) Daß der Herausgeber einer Schrift, wenn er die Majestät beleidigen wollte, in jedem Fall die Censur zu umgehen gesucht hätte, und daß der, welcher seine Schrift an dieselbe abgibt, unmöglich also zur Absicht gehabt haben könne zu beleidigen. 5) Daß wenn der Verfasser mit seiner Schrift an die Landesgerichte gewiesen wurde, die Frage, die hier vorerst entschieden werden müsse, keine andere seyn könne als die, ob die beklagte Schrift nach den Gesetzen herausgegeben werden dürfe oder nicht. 6) Daß der Generalfiscäl unstreitig seine Ordre überschritten habe, wenn er die Majestät und die Collegien als einartige Dinge zusammenschlage und die Beleidigung gegen die öffentliche Verwaltung zu Einem mache mit der Beleidigung gegen die Majestät; „denn der Unterschied zwischen beiden sey derselbe, als der zwischen der Gnade Gottes und der Gnade des Königs: die Majestät verdanke Gott allein ihre Königswürde; der König sey also, wie er sich mit Recht nenne, von Gottes Gnaden; aber die Königl. Collegien seyen das was sie seyen einzig und allein durch die Gnade des Königs. Man müsse es also für ganz unmöglich ansehen, daß das höchste Justizcollegium diesen Ausdruck: „die öffentliche Verwaltung“ so gemeint habe, daß es sich dadurch Sr. Majestät selbst an die Seite setzen wolle“ (S. 271.). — Das Uebrige dieser Lindberg'schen Replik beschäftigt sich mit dem Realen der Sache. Er bemerkt, daß der angefochtene Satz, wenn man ihn genau ansehe, durchaus nur ein allgemeiner sey (denn indicativisch umgeschrieben, würde er ganz einfach so lauten: „Es liegt eine große Verantwortlichkeit auf denjenigen, die Zeugen der Verführung durch die falschen Lehrer sind und dazu schweigen“), der eben wegen dieser seiner allgemeinen Natur Niemanden beleidigen könne, da er keinen Einzelnen treffe. Es sey ferner klar, daß Niemand einen solchen, und in diesem Falle den angefochtenen, auf sich beziehen könne, ohne damit zu erklären, er selbst sey ein Zeuge der Verführung und schweige dazu; auch klar, daß kein Dritter den Satz auf einen Anderen deuten könne, ohne daß er, und nicht derjenige, der den Satz ganz allgemein-hinausstellt, diesen Anderen zum Zeugen der Verführung stempelt. Der Generalfiscäl also, indem er diesen Satz auf die

Königl. Majestät bezieht, habe offenbar die beleidigende Behauptung hingestellt, daß Sr. Majestät ein Zeuge der Verführung sey und dazu schweige. Das Verhältniß sey ganz dasselbe, als wenn Jemand geäußert hätte: „Ungerechte Richter sind das Verderben eines Landes,“ und er deshalb von einem Anderen belangt würde, als ob er damit diesen oder jenen Richter beleidigt, in welchem Falle unläugbar der Belangende und nicht der Belangte der Beleidiger der Person des Richters seyn würde. Ohnehin liege in dem oftbezeichneten Satze, in seiner größten Allgemeinheit genommen, keine Beleidigung, da man offenbar ganz unverfänglich müsse sagen können: daß diejenigen viel zu verantwortlich haben, denen viel anvertraut sey. — Viele einzelne Erörterungen, wodurch falsche Behauptungen und Folgerungen des Generalfiscäls abgewiesen und retournirt werden, kommen in dieser Replik noch zur Sprache, welche aber, als das Wesen der Sache minder betreffend, wir hier bei Seite setzen.

Nachdem der Defensor des Citirten in einer kurzen Replik (eingegeben den 17. November) sich gegen mehrere Mißdeutungen verwahrt und seine Ansicht über das Lästige der indirecten Censur, wie sie in Dänemark besteht, noch näher erläutert, sprach das Oberlandesgericht

den 19. Januar 1830

das Urtheil in der Lindberg'schen Sache. In den Prämissen verwirft das Gericht die vermeintlichen Gründe zur Abweisung dieser Sache und tritt hierin dem Generalfiscäl bei, erkennt aber 1) daß dem Belangten keinesweges, weder in Rücksicht auf die von ihm gebrauchten Aeußerungen noch auf die Tendenz seiner Schrift, die Absicht imputirt werden könne, Mißvergnügen mit den Veranstaltungen der Regierung oder der vermeintlichen Passivität derselben erwecken zu wollen. Denn „nach dem Inhalte der Schrift, worin er die Lehre des Professors Clausen als falsch darstellt und die gefährlichen Folgen entwickelt, welche diese Lehre vermöge des Amtes des Professors Clausen, als Lehrers der künftigen Prediger, haben müsse, könne seine Absicht keine andere gewesen seyn, als zu ernster und kräftiger Bekämpfung jener Irrlehre aufzufordern, welches er um so mehr für seine Pflicht gehalten zu haben versichere, als selbst einer der theologischen Professoren (Jens Möller), von welchem er annehme, daß er früher ein Gegengewicht gegen Professor Clausen gebildet habe, sich von der Lehre desselben vermeintlich habe irreführen lassen und dem Professor Clausen bezeuge, daß er mit Eifer und Wärme die Sache des Christenthums rede“ (S. 219.). 2) Daß jener namentlich als die Majestät beleidigend angezogene Satz seiner Schrift nur als ein allgemeiner Satz zu verstehen sey, wodurch er auf solche Männer hindeute, die, ob sie gleich eine klare Einsicht von dem Falschen und Verwerflichen der Clausen'schen Lehre haben, dennoch dem Kampfe gegen dieselbe nicht beitreten (S. 319—20.). 3) Daß jene frühere vom Generalfiscäl subsidiairisch benutzte Schrift Lindberg's und die dadurch veranlaßte Königl. Resolution keinen Einfluß auf die Beurtheilung der gegenwärtigen Sache haben könne (S. 320.). 4) Daß mehrere andere von dem Generalfiscäl hervorgehobene Ausdrücke Lindberg's nicht auf die Regierung gedeutet werden können, sondern lediglich des Verf. Ueberzeugung von der Bedeutsamkeit, die die Lehre Professor Clausen's durch seine Stellung als Universitätslehrer habe, klar aussprechen und auf solche Männer zu beziehen seyen, „die möglich entweder wegen der Stellung des Professors Clausen als Professor der Theologie eine Scheu empfinden möchten, in den Kampf gegen seine



Lehre zu treten, oder die sonst zufolge ihrer Lage und Einsicht in der Sache dazu aufgefordert seyn könnten, aber aus Gleichgültigkeit sich zurückgezogen haben“ (S. 321. 22.).

Nach diesen Prämissen ward es befunden, daß der Verf. sich durch die gedachte Schrift nicht irgend einer Beleidigung gegen die öffentliche Verwaltung schuldig gemacht habe, und daß er also von der Anklage des Generalscäcals freizusprechen sey.

Wie überraschend dieser Urtheilspruch von allen Seiten gewesen seyn mag, zeigt die Schnelligkeit, womit die folgenden Verhandlungen über die Sache vor sich gingen. Das höchste Justizcollegium beauftragte sogleich, zwei Tage nachdem das Urtheil vom Oberlandesgericht gesprochen war, den Generalscäcal, dasselbe vor's höchste Gericht zu incaminiren. Lindberg ward, ohne daß er noch Zeit zur Ueberlegung hatte, zum zweiten Male den 22. Januar, und zwar vor's höchste Gericht, vorgeladen. Freudig, wie es sich dem Christen geziemt, und seine Sache dem anheimstellend, der da recht richtet, ging Lindberg in dieses Gericht; er konnte sich nicht verhehlen, daß auch, weltlich gesprochen, schon ein Großes gewonnen war; denn nach den Prämissen des Oberlandesgerichts, so wie nach den Ausführungen des Generalscäcals durfte nun der freimüthige Schriftsteller nicht mehr die Willkühr eines Censors fürchten, oder auch bei dem Decret des höchsten Justizcollegii sich beruhigen, sondern konnte sein Recht bei den Gerichtshöfen geltend machen, die wenigstens in erster Instanz eine so merkwürdige Differenz der Grundsätze von dem, was dem höchsten Collegio beliebt, an den Tag gelegt. Zum Defensor ward Lindberg der Advocat im höchsten Gericht, Blechingberg, beigegeben.

Die Sache ward vor dem höchsten Gerichte schriftlich geführt. Der Generalscäcal begnügte sich in seiner Eingabe (vom 25. April d. J.), das Résumé seiner vorigen Behauptungen und Anklagen zu geben, und die einzelnen Aussprüche des Oberlandesgerichts mit Noten zu begleiten. Der Defensor Lindberg's (in seiner Deduction vom 30. April) führte nochmals, mit Bezug auf die früheren Acten, einen klaren Beweis dafür, daß weder gesunde Logik noch richtige Auslegung der öfterwähnten Anklage das Wort sprechen, sondern daß vielmehr diese Imputation als eine aus irrigen und falschen Conjecturen hervorgegangene zu betrachten sey. Besonders macht er auch darauf aufmerksam, daß schon die Veranlassung der Schrift es völlig unwahrscheinlich mache, daß die Regierung oder die öffentliche Verwaltung dadurch sollte gelästet seyn, da diese ohnehin an keiner einzigen Stelle der Schrift genannt werde. Durch eine noch malige ausführliche Analyse der Schrift wird dieses bis zur Evidenz erhoben und gezeigt, daß nur diejenigen Männer nach des Verf. Meinung so große Verantwortlichkeit wegen des Schandens und Risses der Kirche haben, „die in das Studium der Theologie eingeweiht und von der Bedeutung der falschen Lehre überzeugt, dennoch dem vom Professor Jens Möller ausgesprochenen Billigkeitsprincipe huldigen und deshalb, unter dem durch die Presse geöffneten kirchlichen Streite, nicht nur zu dem Falschen und Irreführenden der Clausen'schen Lehre stillschweigen, sondern ihn wohl gar (wie Professor J. Möller) als einen ehrlichen gewissenhaften Lehrer rühmen.“ Auch setzt der Defensor noch dieses Argument in's Licht, was schon Lindberg in seiner Procedur berührte und das Oberlandesgericht in's Urtheil beifällig aufgenommen hatte, daß, weil die Clausen'sche Sache überhaupt von der Seite der Staatskirche noch nicht öffentlich

untersucht worden sey, man auch nicht behaupten könne, daß diese oder die gesetzlichen Vertreter derselben von der falschen Lehre als solcher wissend seyen, und also diesen auch nicht impuniten, daß sie Zeugen der Verführung gewesen seyen.

Da Lindberg, bei der großen Klarheit und Bündigkeit der Eingabe seines Defensors, nichts hinzufügen zu können meinte, und der Generalscäcal ebenfalls auf seinen früheren Behauptungen als durchgreifend stehen bleiben wollte, so hatte es dabei sein Bewenden.

Das höchste Gericht schritt demnächst vom 11. Mai an, da die Acten geschlossen waren, zur Ventilation der Sache und sprach

den 30. Juli 1830

folgendes Urtheil aus:

„Das Urtheil des Oberlandesgerichts soll in Kraft stehen bleiben.“

Die Lindberg'sche Schrift ward freigegeben den folgenden Tag, und erlebte in wenigen Wochen fünf starke Auflagen. Die decretirte Suspension ward wieder aufgehoben.

Heil dem Lande, das solche Richter hat, die mit unbestothenem Wahrheitsgefühl nicht den Götzen der Zeit opfern und selbst in den schwierigsten Verhältnissen das Urtheil nicht nach dem Bedünken der Menschen abwägen, sondern den Blick auf ihn richten, der einst uns Alle richten wird! Heil dem Lande, das einen solchen König hat, zu dessen Thron die Stimme der Wahrheit bringen muß, weil sie ihm selbst das Erste und Heiligste ist! Heil dem Lande, dessen Kirche solche muthige und wahrheitsliebende Vertreter hat, die gern das Irdische darauf geben, um vor Königen und Fürsten und Obrigkeiten das wahrhafte Zeugniß von ihm abzulegen, dem alle Macht gegeben ist im Himmel und auf Erden!

## Nachrichten.

(Ostindien.) Zu den segensreichsten Folgen der neueren Missionen gehört die Abschaffung der Suttihs, oder des Verbrennens der Wittwen mit den Leichen ihrer Ehemänner, in einem großen Theile von Indien, den Präsidenschaften von Fort William (Calcutta) und Madras. Die Direction der Ostindischen Compagnie war gegen die Ausbreitung des Christenthums in Indien bekanntlich früher so ungünstig gestimmt, daß bis 1813 keine Missionare innerhalb ihres Gebietes geduldet wurden. In dem genannten Jahre wurde die Verpflichtung, sie zu dulden, in ihre damals erneuerte Charte gesetzt. Seitdem Missionare in Indien zu wirken anfangen, war der abscheuliche Gebrauch der Suttihs ein Gegenstand ihrer ernstesten Aufmerksamkeit, und sie unterließen nichts, um durch Schriften und Berichte aller Art die Engländer in ihrem Vaterlande darauf aufmerksam zu machen. Die Pflicht der Obrigkeit aber mußte dem unsittlichen Geiste der Mehrzahl der Directoren nachstehen, und ein Antrag auf die Abschaffung jener schändlichen Sitte nach dem anderen fiel durch. Der vor zwei Jahren nach Indien abgegangene Generalgouverneur Lord William Bentinck, ein eben so ausgezeichnete, als der Beförderung des Christenthums wohlwollender Mann, welcher den Viscount Mandeville, einen für das Christenthum sehr thätigen Mann, als Secretär mitnehmen wollte, daran jedoch durch die Directoren aus Widerwillen gegen die Beförderung christlicher Zwecke verhindert ward, hat es zuerst gewagt, auf eigene Gefahr den Gebrauch zu unterdrücken. Die unbestimmte Nachricht davon ist schon längst durch die Zeitungen bekannt geworden; es wird aber von besonderem Interesse seyn, die



Verordnung des Gouverneurs selbst zu lesen, welche uns so eben in dem Jahresbericht der Baptistenmissionsgesellschaft für 1830 (Appendix N. 2.) zukommt. „Verordnung, wodurch der Gebrauch der Suttis, oder des Verbrennens oder Lebendigbegrabens der Wittwen von Hindus für ein Vergehen erklärt wird, welches von den peinlichen Gerichtshöfen zu bestrafen ist. Gegeben durch den Gouverneur in seinem Geheimen Rath am 4. December 1829. I. Der Gebrauch der Suttis, oder des Verbrennens oder Lebendigbegrabens der Wittwen von Hindus ist empörend für das menschliche Gefühl. Nirgends ist dieser Gebrauch von der Religion der Hindus als eine Pflicht vorgeschrieben; im Gegentheil wird den Wittwen ein sittlich-reines und zurückgezogenes Leben als etwas viel Vorzüglicheres vorgestellt, und von einer großen Mehrzahl jenes Volkes in Indien wird jener Gebrauch nicht beobachtet; in einigen ausgedehnten Landschaften besteht er gar nicht; da, wo er am häufigsten geübt wird, ist es notorisch, daß in vielen Fällen schändliche Thaten vorgekommen sind, welche selbst den Hindus anstößig, und in ihren Augen unrecht und gottlos erschienen. Die bisher ergriffenen Maaßregeln, um von diesen Handlungen abzuschrecken oder sie zu verhindern, haben keinen Erfolg gehabt; der Generalgouverneur in seinem Geheimen Rathe ist ausser Zweifel von der Ueberzeugung durchdrungen, daß die in Rede stehenden Mißbräuche nicht wirksam unterdrückt werden können, ohne die Sitte ganz und gar auszuuroten. Von diesen Beweggründen getrieben hat der Generalgouverneur in seinem Geheimen Rathe, ohne von einem der ersten und wichtigsten Regierungsgrundsätze der Britten in Indien abzugehen, daß alle Volksklassen in der Beobachtung ihrer Religionsgebräuche geschützt werden sollen, so lange dies ohne die Verletzung der höheren Gesetze der Gerechtigkeit und Menschlichkeit möglich ist, es für gut befunden, folgende Vorschriften aufzustellen, welche hiedurch für rechtskräftig von der Zeit ihrer Publication in den verschiedenen Landschaften, welche zu der Präsidentschaft des Fort William gehören, erklärt werden. — II. Der Gebrauch der Suttis, oder des Lebendig-Verbrennens oder Begrabens der Wittwen von Hindus wird hiedurch für ein Vergehen erklärt, welches von den peinlichen Gerichtshöfen zu bestrafen ist. — III. 1) Alle Semindars, Talukdars und andere Grundbesitzer; alle Sudder-Pächter (Farmers von der Sudrakasse?) und Hinterlassen aller Art, alle abhängige Talukdars, alle Naibs oder andere Localbeamte; alle eingeborene Beamte der Regierung zur Steuer- oder Grundzins-Einnahme; alle Munduls oder andere Dorfhäuptlinge werden hiedurch besonders verantwortlich gemacht, jedes beabsichtigte Opfer der Art, wie es der vorige Paragraph beschreibt, sogleich den nächsten Polizeibeamten mitzutheilen; und alle Semindars oder andere oben benannte Personen, welche dafür verantwortlich gemacht sind, denen eine absichtliche Vernachlässigung oder Verzögerung in dem ihnen vorgeschriebenen Berichte nachgewiesen werden kann, sollen von ihren resp. Obrikeiten in eine Strafe bis zu 200 Rupien, oder im Falle des Unvermögens, in eine Gefängnißstrafe bis sechs Monat genommen werden. 2) Sogleich nachdem der Polizei-Darogah den Bericht empfangen, daß ein durch die gegenwärtige Verordnung für strafbar erklärtes Opfer vorbereitet wird, soll er sich entweder in Person nach dem Orte begeben, oder seinen Mohurbir oder Zemastdar hinbeordern, begleitet von einem oder mehreren Burkendases von der Hindu-Religion. Der Polizeibeamte ist verpflichtet, den zur Vollbringung des Gebrauches Versammelten anzukündigen, daß derselbe strafbar ist,

und er soll sie zu bewegen suchen, auseinander zu gehen, und ihnen erklären, daß im Weiterungsfalle sie ein Verbrechen begingen, welches von den peinlichen Gerichtshöfen werde bestraft werden. Sollten die Anwesenden, dieser Vorstellungen ungeachtet, zu der Vollziehung der Handlung schreiten, so sollen die Polizeibeamten alle rechtliche Mittel, die in ihrer Gewalt stehen, anwenden, um das Opfer zu verhindern, und sich der vornehmsten Personen, die im Begriff stehen, es zu vollziehen oder dabei zu helfen, zu bemächtigen; und wenn ihnen unmöglich seyn sollte, ihrer Personen sich zu bemächtigen, so sollen sie suchen, ihre Namen und Wohnorte festzustellen, und sogleich über Alles der Obrikeit Bericht erstatten. — 3) Sollte die Nachricht von dem verbrecherischen Opfer erst nach dessen Vollziehung dem Polizeibeamten zukommen, oder die Vollziehung vor ihrer Ankunft an Ort und Stelle statt gefunden haben, so sollen sie dessen ungeachtet eine genaue Untersuchung über alle Umstände des Falles, grade wie bei jedem unnatürlichen Todesfalle anstellen, und an ihre vorgesetzte Behörde darüber Bericht erstatten. IV. 1) Nach Empfang des Berichts von Seiten der Polizei-Darogahs soll die Obrikeit den Fall untersuchen und die nöthigen Maaßregeln ergreifen, um alle Vertheiligten der Untersuchung des Districtsgerichts zu übergeben. — 2) Es wird hiedurch erklärt, daß nach Bekanntmachung dieser Verordnung Alle, welche die genannten Opfer entweder selbst vollziehen oder dabei behülflich sind, möge das Opfer von Seiten der Wittwe ein freiwilliges seyn oder nicht, sollen eines strafbaren Mordes (culpable homicide) schuldig seyn, und nach Suttinden des Districtsgerichts in Geld- oder Gefängnißstrafe, je nach den Umständen des Falles, genommen werden können, und die Entschuldigung soll nicht gelten, daß die Wittwe selbst gebeten hat, sie zu opfern. — V. Außerdem wird erklärt, daß nichts in dieser Verordnung so ausgelegt werden darf, daß der Gerichtshof Mizamat Adawlut dadurch verhindert werde, das Todesurtheil über alle diejenigen auszusprechen, welche überwießen worden, Gewalt oder Ueberredung bei der Wittwe, um sich zu opfern, angewandt zu haben, oder zu dem Opfer einer Wittwe, welche betrunken oder betäubt oder blödsinnig oder sonst an dem Gebrauch ihrer Freiheit gehindert war, behülflich gewesen zu seyn. — Gewiß werden Alle, welche an den Fortschritten des Christenthums Antheil nehmen, über diese Verordnung, und den männlichen Geist, aus dem sie hervorging, sich freuen. Dennoch erlauben wir uns, dabei zu bemerken, wie schwankend die Grundsätze sind, worauf sie ruht, aus keinem anderen Grunde, als weil die christliche Basis der Obrikeit, wie jetzt so häufig, darin verkannt wird, und nun ängstlich nach dem Beifall der öffentlichen Meinung (durch welche auch Christus gekreuzigt worden ist) gehasht, und an das menschliche Gefühl, und die Gebote der Gerechtigkeit und Menschlichkeit appellirt wird. Wie? Kann eine christliche Obrikeit sich nicht auf das Gesetz des lebendigen Gottes berufen? Und braucht sie erst ihre Unterthanen um Erlaubniß zu bitten, ob sie es auch anerkennen, und ihr Anerkenntniß ausprechen dürfe? Sie soll und darf freilich nicht durch das ihr von Gott anvertraute Schwerdt das Evangelium ausbreiten; aber Gottes Gesetz und dessen Handhabung ist ihr anvertraut, und, so weit es ihr möglich ist, soll sie es ihren Untergebenen einprägen, mag es ihren „Gefühlen“ oder den „Vorschriften der Gerechtigkeit und Menschlichkeit,“ wie sie in der öffentlichen Meinung sich grade geltend machen, gemäß seyn, oder nicht. —



# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1830.

Sonnabend den 11. December.

N<sup>o</sup> 99.

System der christlichen Lehre für academische Vorlesungen von E. J. Nitsch. Bonn 1829. 8. S. 252.

Wie die Abstraction überhaupt in Großem und Kleinem leicht vergißt, daß das, was sie begrifflich scheidet, eine lebendige Einheit sey, so erging es ihr insbesondere auch in der systematischen Darstellung der Grundwahrheiten des Evangeliums, und dies um so mehr, je mehr die Gesinnung der Theologen dem Wesen der Offenbarung sich entfremdete. Daß das geoffenbarte Wort nicht weniger Princip der Erkenntniß, als Norm des Handelns in wesentlicher, unzertrennlicher Einheit sey, übersah man eben so sehr, als man nicht gewahr wurde, daß man Erkennen und Handeln nur als verschiedene Aeußerungsweisen des geistigen Seyns aufzufassen habe, welches in beiden ein und dasselbe ist, sonach nicht nach entgegengesetzten Bestimmungen erkennen, nach entgegengesetzten handeln kann, ohne in einen krankhaften Zustand zu gerathen. Zwar hat man es nicht mit Unrecht, wegen der großen Mannichfaltigkeit der Beziehungen, welche in dieser Einheit des göttlichen Wortes liegen, für passend gefunden, in der Abstraction und den aus ihr hervorgehenden theoretischen Darstellungen das von der Offenbarung bedingte menschliche Erkennen und Handeln in Dogmatik und Ethik zu scheiden. Aber man hätte über dieser Scheidung die Einheit nicht vergessen sollen. Es hätte dies um so weniger geschehen sollen, je bedenklicher die praktischen Verirrungen sind, die mit consequenter Nothwendigkeit solch' einer einseitigen Scheidung, welche von beiden genannten Beziehungen des Menschen zur Offenbarung sie auch hervorhebe, folgen müssen. Denn betrachtet man so die Dogmen entweder bloß als einen Gegenstand, der zunächst das verständige Fürwahrhalten angehe, von ihm aus sich dann zur bewußten nothwendigen Erkenntniß gestalten müsse, so kann dies practischer Seits nicht anders als zu einer schlimmen Gleichgültigkeit über die der Erkenntniß entsprechende Willens- und Handlungsweise führen, wie solches Zeitalter vorherrschender Buchstaben-Orthodoxie oder speculativer Gnosis zur Genüge zeigen. Oder meint man, die Evangelischen Grundwahrheiten hätten ihre wesentliche Beziehung zum Menschen allein, inwiefern sie Normen seiner Handlungsweise, Pflichtsgebote

sind (in welcher Meinung der moderne Pharisäismus, der Zugendeifer der sogenannten Moralisten, so viel ihrer das Evangelium doch noch berücksichtigen zu müssen glaubten, sich gefiel), so ruft dies auf practischem Gebiete einen anderen eben so unheilbringenden Irrthum hervor, als käme es nämlich im Verhältniße des Menschen zu Gott und den Verpflichtungen, die es mit sich führt, nicht auf die Art des Glaubens, sondern auf die Art des Handelns an; als sey nur die Aeußerung das Wesentliche, das Innere, die Gesinnung, das Indifferente; was in die Sprache der Welt übersetzt heißen würde: was der Mensch für Grundsätze (Dogmen) hat, ist einerlei, wenn er nur seine Schuldigkeit thut. Auf solch' ein rein äußerliches Militär-Reglement hat eine vom Wesen des Evangeliums mehr oder weniger losgerissene Moral das Bewußtseyn einer innern Beziehung zu dem heiligen Gotte im Volke zu reduciren gewußt! Und wer waren diese Reductions-Männer? Theologen. Von ihnen lernt das Volk, nach ihnen richtet es sich, sie haben der Philosophen esoterische Weisheit gemeinnützig gemacht. Die Schuld, daß dieser verderbliche Irrthum jetzt noch Weisheit des Volkes ist, nachdem sie selbst — und dafür sey Gott Dank! — doch allmählig ihn als ärgerliche Thorheit haben erkennen lernen, liegt zur großen Hälfte auf ihnen. Jedes Unternehmen, diesem Irrthum zu steuern, ist als ein dankenswerther Versuch anzusehen, die alte schwere Schuld der Väter, so weit es dem Enkel möglich ist, abzutragen. Wenn nun das vorliegende Buch auch weiter nichts enthielte als einen Versuch, auf wissenschaftlichem Gebiete dem genannten Irrthume zu begegnen, so wäre es schon der größten Aufmerksamkeit würdig; wie weit mehr noch bei dem vielen Ausgezeichneten, das es in so mannichfachen anderen Beziehungen darbietet.

Der Verf. will das Studium des einigen und ganzen christlichen Lehrgebäudes zu erwecken suchen, sagt er in der Vorrede (S. IV.). Daß das Christenthum auch als Lehre einer Einheit sey, heißt es ebendasselbst, wird man nur in den zwei schlimmen Fällen verkennen, da entweder der christlichen Sittlichkeit ihr positiver Charakter abgesprochen und ein solcher lediglich der christlichen Erkenntniß zugesprochen wird, oder umgekehrt der christliche Lebenswandel für das allein unmittelbare Christen-



thum gilt, zu welchem das belebende, unterstützende Mittel einer gewissen Anschauungs- und Gefühlsweise hinzukomme." So scheidet sich sein System der christlichen Lehre schon dem Stoffe nach von Dogmatik und Ethik, in der Form vom Catechismus, und von der biblischen Theologie dadurch, daß es nicht, wie diese, den Entwicklungsgang der aufeinander folgenden Offenbarungsstufen von Abraham bis zu den Aposteln beachtet, vielmehr den Moment der vollendeten Offenbarung und des fertigen christlichen Glaubens aufsaßt, wie er in der apostolischen Verkündigung und in der apostolischen Gemeinschaft urkundlich und für alle Zeiten vorbildlich gegeben ist" (f. §. 4. und §§. 2. 3.).

Indem wir nun den Gang des Buches verfolgen, wollen wir hin und wieder Einzelnes bemerken.

In der Einleitung (§ 1—94.) wird in vier Abschnitten I. über den Begriff und Zweck des Systems der christlichen Lehre, II. über den Stoff der christlichen Lehre, III. von den Erkenntnisgesetzen der christlichen Lehre, IV. von den Versuchen des christlichen Lehrbau's gehandelt. In dem zweiten Abschnitte, wo der Verf. über Religion und Offenbarung spricht und sich im Allgemeinen, was den ersten Punkt betrifft, an Schleiermacher anschließt, findet sich besonders in den §§. 13—20. und speciell wieder in dem, was in ihnen sich auf die Religionen des Heidenthums bezieht, außerordentlich viel Beherzigenswerthes. Es ließ sich das freilich von dem Urheber der trefflichen Abhandlung über den Religionsbegriff der Alten (in den Studien und Critiken Bd. 1. S. 3.) zum Voraus erwarten. Wichtig scheint uns aber diese Bezugnahme besonders aus zwei Gründen. Erstens des Mißbrauchs wegen, den man von einer gedoppelten Seite heutzutage mit dem alten Heidenthum und den religiösen Erscheinungen in ihm treibt, indem man uns entweder von Seiten mancher Philosophen aus mit speculativ seyn sollen den Constructionen der heidnischen Religiosität belästigt, die über Wausch und Bogen hingeworfen, alles historischen Grundes entbehren und nur verwirren, wie sie auch nur um zu verwirren gebraucht werden; oder indem besonders eine rationalistische Oberflächlichkeit nach ihrer gewohnten Weise Fragmente aus dem religiösen und sittlichen Leben der Heidenwelt herausreißt, um mit einem falschen Nimbus, den sie über jene Zeit verbreitet, wesentliche Unterschiede des Christenthums aufzuheben, und dem baghlichen Indifferentismus das Wort zu reden. Zweitens aber ist ein genaueres Eingehen in das Wesen des Heidenthums dem christlichen Theologen nöthig, indem man grade auf der anderen Seite die Anknüpfungs- und Berührungspunkte, welche das Christenthum mit dem Heidenthum hat, und die eben „in der Sattungsgleichheit liegen, welche das Christenthum als Religion mit anderen Arten des geistigen Menschenlebens“ theilt (f. §. 5.), zu wenig beachtete, eine Nichtbeachtung, welche sowohl bei der Einwirkung auf die jetzige, als in der Beurtheilung der vergangenen Heidenwelt zu Irrungen Anlaß gegeben hat. Zur richtigen Betrachtung des Heidenthums finden sich nun besonders in den §§. 14—16., wo von den formalen und materialen Fehlern in der Religion die Rede ist, so wie in den §§. 17—21. (von der historischen und positiven, von der natürlichen und Vernunftreligion) vortreffliche Winke. Daß es nicht mehr als Winke sind, liegt größtentheils an der der Einleitung zu einem Handbuche nothwendigen Kürze, zum Theil aber auch an einer hier schon, später noch mehr, hervortretenden und mit Recht schon anderwärts gerügten Dunkelheit und Abgerissenheit der Sprache, welche uns wenigstens die Kürze eines Handbuches nicht nothwendig zu

machen scheint, das zwar der genaueren mündlichen Ausführung, nicht aber der Verdeutlichung bedürfen sollte. In den genannten Paragraphen aber erschien uns vorzüglich treffend, was §. 25. über Pantheismus, §. 34—36. über historische und positive Religion, über den Begriff von *δόγμα* u. f. w. gesagt ist. Ueber eine irrthümliche Seite jedoch, welche uns §. 14. in der Untersuchung über den Ursprung der Fehler in der Religion hindurchzuschimmern scheint, behalten wir uns vor, später Einiges zu reden, so wie uns auch der Verf., wenn er §. 36. sagt: die heidnischen Religionen müßten auf bloße Urgeschichte der Cultur zurückzusehen u. f. w. die verschiedenen Bildungsstufen des Heidenthums, besonders im Orient, nicht berücksichtigt zu haben scheint, in dessen heiligen Schriften sich mehr als bloße Urgeschichte der Cultur in zwar vereinzelt und entstellten, aber um so merkwürdigeren Fragmenten erhalten hat, welche wie einzelne Lichtstreifen aus einer weiten hellen Ferne durch die trübe Nacht hindurchleuchten. So glauben wir auch nicht dem unbedingt bestimmen zu dürfen, was §. 20. mit besonderer Berücksichtigung des Seneca und Marc Aurel behauptet wird, wo es heißt: Dasselbe, worin und wodurch die Natur- und Vernunftreligion wesentlich besteht, die Entkleidung der Wahrheit von ihrer Thatsache und Geschichte, macht sie unfähig, durch sich und für sich selbst Gemeinschaft zu stiften. Darin allein liegt es nicht, sondern es ist zugleich der Hochmuth des subjektiven Particularismus, für sich Wahrheit haben zu wollen, welcher die Möglichkeit der Gemeinschaft mit dem Verlangen nach ihr rein abschneidet, wo er auch immer hervortrete.

In der zweiten Abtheilung (B.) des zweiten Abschnittes, wo über Offenbarung gehandelt wird, ist mit Recht (wie schon besonders von Zwesten §. 345.) der Begriff der Erlösung als wesentlich coincidirend in den Begriff der Offenbarung im biblischen Sinne hervorgehoben, es ist dem Verf. Offenbarung „eine göttliche Entdeckung des Heilsbeschlusses.“ Und zwar wird (nach der Anm. §. 46.) „Christo nichts von Gott geoffenbaret, sondern er ist Gegenstand und Mittler der Offenbarung und ist dies eben dadurch, daß er das Mitwissen mit Gott ursprünglich oder die vollkommene Gemeinschaft Gottes überhaupt besitzt.“ Es ist dies eine Bestimmung, über deren Wichtigkeit man dem Verf. im Gegensatz zu so vielen neueren Erörterungen des Offenbarungsbegriffes durchaus beipflichten muß, weiß man überhaupt, von welcher Art die Offenbarung in Christo sey. Was ferner in demselben Abschnitte (§. 60.) über das Heidenthum, welches nur negative Vorbereitung auf das Evangelium, während die einzig positive das A. T. sey, (§. 61.) besonders was §§. 32 sqq. §. 61 sqq. über den Beweis für die Göttlichkeit des Christenthums, der nur einer, der lebendige, unmittelbare Syllogismus des Herzens (nach 1 Cor. 2, 4. 5. 10. Joh. 7, 17. Röm. 1, 16. 2 Cor. 4, 6. 13.) sey, welchem die empirischen Nachweisungen unseres Mangels wegen theils voran theils zur Seite gehen, einzeln und für sich allein nichts, sondern nur in ihrem gehörigen Zusammenwirken beweisen (wo denn natürlich auch den Werken, Wundern, nach Joh. 14, 11. 10, 38. die Beweisraft, die Christus ihnen selbst beilegt, vindicirt wird) zum Theil auch was dann außerdem noch über die Weissagung gegeben wird, ist eben so scharf und präcis gesagt, als es mit dem göttlichen Worte übereinstimmt. Hier möchten wir nur fragen, was der Verf. unter „herrschender Auslegungsart“ in der Stelle §. 65 sqq. meine, wo es heißt: im A. T. kämen die Vorstellungen des erscheinenden Herrn, des leidenden Verfühners, des Sohnes Gottes und



der großen Propheten nur theilweise mit der Erwartung des wahrhaftigen Königs verbunden vor, und bildeten sich meistens abgesondert von einander, während sie im Testamente der Erfüllung sowohl durch die wirkliche Person Jesu als durch die herrschende Auslegungsart gereinigt erscheinen. Glaubt der Verf. denn etwa von einer herrschenden Auslegungsart im N. Testamente als Gegenatz zur richtigen sprechen zu können? Oder ist eine Auslegungsart, in der Art wie Christus und seine Apostel sie hatten, nicht eben dadurch, weil sie dieselbe hatten, die richtige? Wenn der Verf. Recht hat (nach S. 67.), daß ein wichtiger Streit zwischen Schriftglaube und Schriftgelehrsamkeit über eine Theorie der Weissagung, zu welcher man Anklänge in den Schriften des J. D. Michaelis, Seiler, Herder, G. Meinen finde, die aber noch nicht vorhanden sey, bevorstehe, und daß in ihm die sogenannten Supernaturalisten gegen einander aufreten würden, so sollte und könnte dies Letzte wohl unterbleiben; aber der genannte Punkt, in welchem wir den Verf. nicht recht verstehen, möchte allerdings ein Streitpunkt werden, über den gewiß Viele, und mit Grund, auch mit unserm Verf. rechten würden, wenn diese Stelle nicht etwa falsch gedeutet seyn sollte.

Die Vortrefflichkeit des 3ten Abschnittes: über die Erkenntnißgesetze der christlichen Lehre ist hier, was sonst allerdings nicht der Fall seyn darf, der Grund, warum wir schnell über ihn hinweggehen. Scharf und bündig ist, was sowohl für das Ansehen des göttlichen Wortes gegen die montanistische Ueberschätzung des inneren Lichtes (§. 37 sq. S. 68 sq.), als über den administrativen Gebrauch der Vernunft gegen Kant und Fichte, wie gegen Episkopius (§. 47. S. 76 sq.) gesagt wird. Besonders schlagend aber gegen das alte Gerede über den Canon sind die Paragraphen 39—42.

Was den 4ten Abschnitt von den Versuchen des christlichen Lehrbaus betrifft, dessen geschichtliche Seite natürlich der weitern mündlichen Ausführung überlassen bleiben mußte, obschon uns das Mittelalter mit kurzer Erwähnung des Peter Lombardus und beiläufiger Berührung des Thomas Aquinas selbst für ein Handbuch zu kurz abgefertigt dünkt, so können wir uns nicht enthalten hier eine Stelle auszuheben, wo der Verf. über die Begründung des christlichen Lehrsystems spricht. Es heißt nämlich S. 88 sq.: „Wir, unsers Theils, halten dafür, daß das christliche Lehrsystem nie und nirgends durch die bloße Analysis eines und desselben Grundbegriffs z. B. von Gott, Vater, Sohn und Geist, oder vom Menschen, oder vom Reiche, hervorgebracht worden sey, noch durch die bloße progressive Entwicklung eines Lehrfaches gebildet werden könne. Wir nennen daher die Einheit dieses Systems einen Mittelbegriff, d. h. einen solchen, der zunächst auf gewisse Voraussetzungen führt, ehe er eine Auseinandersetzung zuläßt. Ein solcher Begriff ist die Erlösung der Welt durch Jesum Christum.“ Es wird ferner mit Hindeutung auf Röm. 1, 17. 1 Cor. 1, 30. 3, 10. 11. 15. 3. 1 Tim. 3, 6. 2 Petr. 1, 1—9., auf die ganze Anlage des Hebräerbriefs und auf die Bedeutung des Wortes Evangelium bemerkt, wie dieser Begriff allen apostolischen Lehren ihre eigenthümliche Bestimmtheit gebe, und zuletzt (S. 91.) wiederholt: es könne die bloße Lehre vom göttlichen Wesen so wenig als die bloße Anthropologie den Organismus für einen Lehrbau begründen, der überall ein Verhältniß zwischen beiden Seiten und eine durch den Sohn Gottes, der des Menschen Sohn ist, begründete göttliche Geschichte der Welt und Menschheit nachweisen müsse.“ Dies ist es, worin sowohl das Princip als der Charak-

ter der christlichen Erkenntniß Gottes sich von jeder andern scheidet. Eine auf Thatfachen sich stützende Voraussetzung ist ihr letzter Grund, eine Voraussetzung, welche eben als solche nur Folgerungen aus ihr zuläßt, niemals aber als etwas Gefolgertes dargestellt werden darf. Wie in die Geschichte, so tritt auch in das Leben des Geistes die erlösende Offenbarung als eine res inopinata für die Consequenzen menschlicher Argumentation ein. Sie ist etwas Neues, weil sie erneuend ist. Von dem einen Punkte der Erscheinung Christi aus müssen die Schlüsse der systematischen Darstellung eines christlichen Dogmatikers sowohl für die Zeit vor als für die nach Christus gefolgert werden. Eine voraussetzungslose, sogenannte apriorische Konstruktion in göttlichen Dingen ziemt bloß dem, dessen Vernunft sich selbst überlassen bleiben will und dem Gott sich nur so geoffenbaret hat, wie den Heiden. Wiewohl wir überhaupt gewiß sind, daß jede Erkenntniß, die man a priori nennt, nur eine zur unumstößlichen Gewißheit gewordene Erkenntniß a posteriori ist, oder Täuschung. Der zweite Hauptpunkt aber, den unser Verf. hier hervorhebt, und von dessen Nichtbeachtung die Dürre der Dogmatiken ganzer Zeitalter herrührt, ist die Anerkennung, daß das christliche Wissen um Gott, wie es in Folge der Offenbarung der Menschen Geist erfüllt, nicht in Form einer metaphysischen Wesenskonstruktion Gottes auftritt, sondern durch und durch die auf Erfahrung gegründete Erkenntniß eines lebendigen Wechselverhältnisses zwischen Gott und den Menschen ist. So muß sich diese Erkenntniß in den Darstellungen ausdrücken, welche Darstellung der ganzen Lehre des Evangeliums seyn wollen.

(Schluß folgt.)

## Nachrichten.

(Berlin.) Den seit einigen Jahren hier bestandenen Verein der Studierenden zur Beförderung der Evangelischen Missionen unter den Heiden hat das hohe Ministerium der geistlichen u. Angelegenheiten, durch ein Rescript an den Regierungsbevollmächtigten der Universität, sich bewogen gefunden, aufzuheben.

(Polynesien.) Während in Deutschland die große und heilige Angelegenheit der Missionen verhältnißmäßig noch geringe Theilnahme findet, während rationalistische Zeitschriften aller Art mit Vergnügen die aus feindlicher Gesinnung hervorgegangenen Fabeln verbreiten, welche Reisende aus bekannten Gründen in ihre Beschreibungen aufnehmen, fängt an einigen Orten die Verbreitung des Christenthums an, Früchte zu tragen, welche selbst der Welt in die Augen fallen. Zu den merkwürdigsten gehört die große Umgestaltung der Sitten, welche auf den Inseln des stillen Meeres, besonders den Gesellschafts- und den Sandwichs-Inseln seit den letzten zwanzig Jahren stattgefunden hat. Von den Gesellschafts-Inseln ist in dieser R. Z. schon vor einiger Zeit aus dem neuesten Werke von Ellis eine ausführliche Nachricht gegeben worden. Auf den Sandwichs-Inseln ist die Umwandlung des geselligen Zustandes bei weitem neuer, sie begann erst mit den Jahren 1823 und 1824; dennoch haben sich auch hier schon die merkwürdigsten Ereignisse zugetragen, welche die Augen der christlichen Welt immer mehr nach diesem Punkte hin richten werden. Der Wunsch, durch Missionare im Christenthum unterrichtet zu werden, hing auf diesen Inseln mehr mit einem allgemeinen Wunsche nach höherer Bildung zusammen; ja den jetzt verstorbenen König Rihō-Rihō oder Tamamaha II. trieb die heftige Begierde nach geselligen Fortschritten sogar nach England, wo er bekanntlich im Jahre 1825 starb, ohne



Christ geworden zu seyn. Er hinterließ einen Sohn, welcher, jetzt 17 Jahr alt, an den Regierungsgeschäften Theil zu nehmen beginnt. Kein Umstand war bisher für die Fortschritte des Christenthums hemmender, als der häufige Besuch Europäischer und Nordamerikanischer Schiffe; die Befehlsgeber derselben führten oft einen kleinen Krieg mit den Häuptlingen einzelner Bezirke, weil diese die entschiedensten Verbote gegen die Besuche südländlicher Weiber auf den Schiffen erließen. Die Häuptlinge aber sowohl als der junge König beharren standhaft auf ihrem christlichen Entschlusse. Der König hat im November v. J. in Uebereinstimmung mit den vornehmsten Häuptlingen eine Proclamation an alle Fremde erlassen, woron Folgendes der Hauptinhalt ist: „Dies ist mein Wille, den ich euch kund thue, alle ihr Leute aus fremden Ländern: Die Gesetze meines Landes verbleiben Nord, Diebstahl, Ehebruch, Hurerei, den Kleinhandel mit Brandwein, Vergnügungen am Sonntage, Spiele und Wetten am Sonntage und allen anderen Tagen. Wenn einer diese Gesetze übertreft, so verfällt er der Strafe, er mag Fremder oder Eingeborener seyn. — Ferner thue ich euch kund: Das Gesetz des großen Gottes des Himmels, das ist das beste Mittel, den Frieden zu erhalten; gehorcht ihm Alle, die ihr herkommet!“ \*) Diese, die meisten sogenannt christlichen Staaten tief beschwämde, Bekanntmachung zeigt den schönen Ernst des Königs und seiner Diener um so mehr, wenn man bedenkt, daß die Missionare von den sie leitenden Gesellschaften aufs Strengste angewiesen sind, durchaus keinen directen Einfluß auf Gesetzgebung und Politik sich zu erlauben. Da die Missionare Nordamerikaner sind, so wachen die Engländer, welche die Inseln besuchen, mit besonderer Eiferfucht über der Beobachtung dieser Anweisung. — Diesem gegenüber verdient aber auch das Benehmen der Nordamerikanischen Regierung gegen diese Inseln große Anerkennung, und das um so mehr, da sie sich grundsatzmäßig zu keiner Religion bekennet. Im vorigen Jahre wurde von dem Präsidenten der Vereinigten Staaten ein Kriegsschiff, Vincennes, nach den Sandwich-Inseln geschickt, mit Geschenken für den König, seine Verwandten und den Gouverneur. Am 15. October v. J. wurde der Capitän Finch, welcher das Schiff kommandirte, dem Könige Kanikeoauli (dies ist sein Eigenname) und den Häuptlingen in dem [auf Europäische Weise gebauten] Palast vorgestellt. Capitän Finch trug seine Anrede an den König vor, und übergab das Schreiben des Präsidenten, welches beides zuvor in die Landessprache übersetzt worden war. Darauf übergab er die von dem Präsidenten übersandten Geschenke; für den König einen Erd- und einen Himmelsglobus und eine Karte der Vereinigten Staaten; der Schwester des Königs, Kaahumanu, welche die Regentschaft bisher führte, eine silberne Vase mit ihrem Namen und dem Americanischen Wappen; der Prinzessin Mahienana zwei silberne Becher mit ihrem Namen und dem Americanischen Wappen, und den beiden Ministern Boki und Adams jedem eine Weltkarte. — Folgendes ist die Anrede des Capitän Finch (welche mit dem darauf folgenden Schreiben des Präsidenten der König mit Einwilligung der Häuptlinge öffentlich bekannt machen ließ); „König Tamaamaha! Der Präsident der Vereinigten Staaten hat mir eine schriftliche Mittheilung an Sie und Ihre Räte anvertraut, verbunden mit Geschenken für jeden, um Ihnen die gute Meinung, die er von Ihnen hegt, und seinen Wunsch, Freundschaft und Vertrauen zwischen Ihrem Volke und meinen Landesleuten zu erhalten, damit zu bezeugen. Damit die Richtigkeit des Schreibens nicht in Zweifel gezogen werden könne, und um seine Uebergabe ehrenvoller zu machen, hat er zu diesem und anderen Zwecken ein Kriegsschiff abgesandt, und mir, als dessen Befehlshaber, aufgetragen, das Ueberlandte Ihnen zu übergeben, und persönlich und mündlich den Ausdruck der Gefinnungen, den es enthält, zu wiederholen, so wie durch mein Benehmen die Aufrichtigkeit seiner Absichten darzutun. Die Fortschritte, welche Ihr Volk gemacht hat, sind von einem unserer

Freunde, Herrn Prediger Stewart, welcher neben mir steht, und so anziehend beschrieben worden, daß unter meinen Landesleuten eine große Zuneigung für Ihr Volk erwacht ist.“ \*) Ich zweifle nicht, daß ich bei meiner Rückkehr Sie in dieser vortheilhaften Gesinnung werde bestärken, und die Erzählungen von den guten Eigenschaften unserer neuen Bekannten, Ihrer Unterthanen, werde bestätigen können. Mit Ihrer Erlaubniß will ich nun der mir auferlegten angenehmen Pflicht mich entledigen, und die Urkunde, welche mir übergeben worden, vorlesen und Ihnen einhändigen; sie zeigt, in welchem Lichte der Präsident Ihr Volk zu betrachten wünscht, und ich hoffe, Sie werden ihren Inhalt ernstlich und oft in Erwägung ziehen.“ etc. Folgendes ist das Schreiben des Seeministers der Vereinigten Staaten im Namen des Präsidenten: „An Tamaamaha III., den König der Sandwich-Inseln. Gegeben im See-Departement der Vereinigten Staaten, zu Washington am 20. Januar 1829. Im Auftrage des Präsidenten der Vereinigten Staaten schreibe ich Ihnen diesen Brief, und übersende ihn durch Capitän William Bolton Finch, einen Officier unserer Flotte, Befehlshaber des Kriegsschiffs Vincennes. Der Präsident hat mit Bewunderung und Theilnahme von den schnellen Fortschritten Ihres Volkes im Lesen und in der wahren Religion, der Religion der Bibel der Christen, gehört. Das sind die besten und die einzigen Mittel, durch welche das Glück und das Gedeihen der Völker befördert und erhalten werden kann, und der Präsident und Alle, die Ihnen und Ihrem Volke wohlwollen, hoffen ernstlich, daß Sie auch ferner sich ihrer bedienen, und diejenigen unterstützen werden, welche sie Ihnen gebracht haben. Der Präsident hofft auch angelegentlich, daß Wohlwollen und Gerechtigkeit zwischen Ihrem Volk und den Bürgern der Vereinigten Staaten, welche Ihre Inseln besuchen, fernerhin herrschen werden, und daß die Maafregeln Ihrer Regierung diese unter Ihnen Allen erhalten mögen. Unsere Bürger, welche Ihre Gesetze übertreten oder Ihre Maafregeln hindern, verletzen zugleich ihre Pflicht gegen ihre eigene Regierung und ihr Vaterland, und verdienen Tadel und Strafe. Wir haben mit Schmerz vernommen, daß Fälle der Art vorgekommen sind, und haben uns bemüht, die Schuldigen aufzufinden und zu bestrafen. Capitän Finch ist beauftragt, genaue Nachforschungen über das Benehmen unserer Mitbürger auf den Inseln anzustellen, und, soweit seine Vollmacht reicht, ein gutes Benehmen für die Zukunft ihnen einzuklären. Der Präsident hofft ineb, daß nur Wenige sich strafbar aufführen, und erbittet für die Anderen das Wohlwollen und den Schutz Ihrer Regierung, daß alle ihre Interessen mögen gefördert und die Betreibung ihrer Geschäfte ihnen möge erleichtert werden. Unter diesen ersucht er Sie besonders um Begünstigung derer, welche zur Förderung der Religion und der Bildung ihre Wohnung unter Ihnen aufgeschlagen haben. Er zweifelt nicht daran, daß sie aus reinen Beweggründen, um das Glück Ihres Volkes zu befördern, gekommen sind, und ihr Benehmen sie des schükenden Wohlwollens Ihrer Regierung würdig machen wird. Einer aus ihrer Mitte, der Prediger Charles Samuel Stewart, welcher lange Zeit bei Ihnen gewohnt hat, ist von seiner Regierung als Prediger auf der Flotte angestellt worden, und wird Sie mit dem Capitän Finch besuchen. Der Präsident begrüßt Sie ehrfurchtsvoll, und wünscht Ihnen Friede, Glück und Gedeihen.“

(L. S.) Samuel L. Southard, Seeminister.

Ueber den schönen, des Ministers eines christlichen Staates würdigen Inhalt dieses Schreibens freuen wir uns sehr; können aber nicht umhin, darauf aufmerksam zu machen, daß nach Americanischen Staatsgrundsätzen der Seeminister seine Pflicht verletzte, indem er in einem officiellen Schreiben die christliche Religion für die wahre erklärte!

\*) Herr Stewart war lange Zeit Missionar auf den Inseln, mußte aber wegen Kränklichkeit nach Hause zurückkehren. Abständig wurde er als Caplan diesem Schiffe beigegeben, um zu zeigen, wie die Nordamerikanische Regierung gegen die Missionen gesinnt sei.

\*) Missionary Herald (in Boston erscheinend) July 1830.



# Evangelische

# Kirchen-Zeitung.

Berlin 1830.

Mittwoch den 15. December.

N<sup>o</sup> 100.

System der christlichen Lehre für academische Vorlesungen von C. J. Nitsch. Bonn 1829. 8. S. 252.

(Schluß.)

Die christliche Lehre selbst nun behandelt unser Verf. in den drei Theilen der Agathologie oder der Lehre vom Guten, unter welchem Guten er den ganzen ursprünglichen Stand der Dinge d. h. Gott als den Schaffenden und Erhaltenden und den Menschen oder menschlichen Stand in seiner göttlichen Bedingtheit und Zweckmäßigkeit zugleich begreift, zweitens der Ponerologie oder der Lehre vom Bösen, drittens der Soteriologie oder der Lehre vom Heile.

Wenn wir nun den ersten Theil, welcher in der ersten Hälfte die christliche Lehre von Gott, in der zweiten die von der Creatur in ihrem ursprünglichen Zustande darstellt, näher betrachten, so muß es wohl auffallen, daß schon hier §. 98. vom Gewissen, „der Offenbarung der göttlichen Gerechtigkeit im menschlichen Gemüthe,“ geredet wird, welche als solche ja grade erst im Gegensatz zu menschlicher Ungerechtigkeit laut wird, wie dies eben auch die Stelle, welche der Verf. hier citirt (Röm. 2, 15.), besagt, indem ja dort zugleich von den Gedanken die Rede ist, die sich unter einander verklagen oder entschuldigen. Wie kommt also der Verf. bei der Betrachtung des Menschen im ursprünglichen Zustande gleich auf die Betrachtung des Gewissens? Läßt sich ein Gewissen, im biblischen und gewöhnlichen Sinne, denken, das in dem ursprünglichen Zustande des Menschen hervortrete, ohne zugleich eine Potenz des Bösen, als mit diesem Zustande gegeben, anzunehmen? Und wie läßt sich eine solche Potenz des Bösen im ersten Menschen aus der Schrift nachweisen, oder wie ihre Annahme gegen die aus ihr nothwendig hervorgehenden schriftwidrigen Folgerungen rechtfertigen? Wir wollen darum sehen, wie von unserem Verf. bei diesem eben so schwierigen als wichtigen Punkte die Schriftlehre dargestellt und festgehalten wurde.

Wenn man nun einzelne Stellen, welchen Bezug hierauf haben, in unserem Buche vergleicht, so scheint es sehr, als ob unser Verf. sich hier etwas im Schwanken befinde. Schon die

Aeußerung: „Die Erlösung mag nun mehr als Herstellung (ἀποκατάστασις) oder mehr als vollendete Schöpfung gedacht werden“ (S. 95.), welche an der Spitze des ersten Theiles der christlichen Lehre steht, führt auf diese Vermuthung. Denn man kann wohl dann nicht mehr in Zweifel seyn, welches der wesentliche Begriff der Erlösung sey, wenn man festhält, was S. 107. gesagt ist, wo es heißt: Es könne nichts zweckwidriger seyn als das Böse. Man kann so wenig die Heilung eines kranken Kindes durch den Arzt eine vollendete Schöpfung desselben nennen, als man ohne Logomachie, wenn man die vollkommene Zweckwidrigkeit des Bösen anerkannt hat, in der Erlösung einen anderen Act als den der Herstellung finden kann. Nennt sich doch Christus selbst einen Arzt. Ueberdies wäre es nur consequent, wenn man annähme, daß das, was die Vollendung der Schöpfung, in welcher man doch nur etwas Gutes und Nothwendiges sehen kann, herbeiführte, unmöglich als vermittelndes Glied dieses nothwendigen Guten bloß zweckwidrig, und nicht vielmehr zweckgemäß sey, da ja Vollendung gewiß zum Zweck göttlicher Schöpfung gehöre. Hingegen liegt im Begriff der Herstellung nichts, was das Böse, von welchem die Welt befreit werden müsse, irgendwie anders als zweckwidrig erscheinen lassen könnte. Demnach sind wir der festen Meinung, daß man hier kein Entweder — Oder gelten lassen dürfe, und daß der Begriff einer vollendeten Schöpfung durchaus nicht der wesentliche Begriff der durch Christus bewerkstelligten Erlösung sey. Doch wir führten dies nur an, weil man von hier aus schon auf ein Schwanken in der Ansicht des Verf. über das Böse schließen kann. Die Richtigkeit dieser Schlussfolgerung scheinen uns nun andere Stellen zu beweisen.

Liest man nämlich gleich von vorn herein §. 14. die Stelle, wo gesagt wird, daß das sinnliche Selbstbewußtseyn von Natur schon und unwillkürlich sich zu entwickeln fortfahre, woraus unvermeidlich folge, daß der Menschen träges Verharren in demselben zu einer Lebensentwicklung führe, welche entweder mehr Unglaube oder Aberglaube sey, so kann man nicht anders glauben, als daß der Verf. unter sinnlichem Selbstbewußtseyn eine in den Menschen mit seiner Entstehung schon gelegte Potenz des Bösen versteht, die nothwendig (weil unwillkürlich) in ihm thätig



tig wird, und deren Wesen im Gegensatz zu dem Geistigfreien, im Ungeistigen, Fleischlichen ruht. Dennoch heißt es in der Anmerkung zu §. 106. (S. 141.) ganz richtig, daß die Sünde (*ἁμαρτία*) nach Röm. 7. etwas Anderes als Sinnlichkeit sey. Und die nothwendige Entwicklung des Bösen wird verneint, indem S. 136. gesagt wird: Adam hätte auch ohne Sündenfall und vermöge des unschuldigen Antagonismus von Fleisch und Geist auf einem unendlichen Stufengange der Bervollkommnung vorwärtsschreiten können. Sucht man nun weiter nach einer deutlicheren Aufklärung über die Ansicht, welche der Verf. von der Art und Weise hat, wie man das Eintreten der Sünde im Innern des Menschen sich denken müsse, und findet die §. 92. gegebene Erörterung, so ist man vollends unbefriedigt. Dort liest man nämlich: Das göttliche Element der menschlichen Natur ist der Geist; das Zusammenseyn des Geistes und Leibes oder das Eigenleben des Geistes ist die Seele; geht aber das persönliche Leben in dem Eigenleben mehr und mehr unter, dann bekommt das seelische Leben die Bedeutung des fleischlichen. Hiezu wird 1 Cor. 2, 14. citirt, eine Stelle die nichts besagt, als daß der natürliche Mensch nichts vom Geiste Gottes vernimmt; wonach man aber wenigstens über den Sinn, in welchem hier fleischlich gebraucht wird, nicht im Unklaren seyn kann. Es ist nicht ein „unschuldiger Antagonismus“ des Fleischlichen, in welches das persönliche Leben sich umgestaltet, sondern das Fleisch, welches entfremdet ist dem Reiche Gottes. Und wie soll es zu diesem fleischlichen Leben sich umgestalten? Indem es im Eigenleben untergeht, im Eigenleben, das durch Zusammenseyn des Geistes und Leibes näher bestimmt wird. Wie soll man dies nun verstehen? Dies Zusammenseyn wird im vorhergehenden Paragraphen (§. 91.) eine ursprünglich gute Einheit und eine nothwendige genannt. Wie soll nun das persönliche Leben in dieser nothwendigen, guten Einheit untergehen und dadurch das seelische Leben fleischlich, gottentfremdet, böse werden? In der nothwendigen guten Einheit liegt es nicht; über die Art des Untergehens bekommt man keine deutlichere Bestimmung. Es ist hier Alles unklar und dunkel, und man erräth wohl, was der Verf. will, kann aber eben so gut sich nach den Worten Anderes darunter denken. Es wird auch um nichts deutlicher, wenn man wieder §. 97. findet, daß in dieser guten Einheit von Leib und Geist dennoch in „einzelnen Erregungen Fleisch und Geist sich scheiden und einander widersprechen, worin die sittliche Entwicklungsfähigkeit und Fortschreitung des Menschen bestehe.“ Eben so wenig befriedigt die §. 98. versuchte Ausgleichung der Schelling'schen und Kant'schen Definition von Freiheit, nach welcher er in dem Zwiesfachen, daß der Mensch zur Vollziehung der Forderungen der Vernunft vom Geber der Vernunft nicht gezwungen wird, und daß er vermag im Widerspruch mit den Forderungen der Begierde zu denken, zu wollen und zu handeln, die dem Menschen anerschaffene Freiheit bestehen läßt, welche ein nothwendiger Bestandtheil seiner Persönlichkeit sey. — Denn wenn die anerschaffene Freiheit gleich in einen Widerspruch mit der Begierde kommt, so kann die Begierde nicht anders als ebenfalls anerschaffen seyn, und wie eine solche anerschaffene Begierde in dem ursprünglich guten Zusammenseyn Leibes und Geistes zu denken sey, kann man nicht einsehen, wenn man nicht in den sehr bedenklischen und unwahren Lehren der Katholischen Kirche eingeht, daß die *concupiscentia* etwas Indifferentes sey. Und daß dieses bei unserem Verf. der Fall wäre, können und dürfen wir doch wohl nicht annehmen. Kurz, auf welche Art

und Weise „das Böse mit der anerschaffenen Selbstheit möglich geworden“ (§. 103.), ohne daß die in dem menschlichen Wesen demnach liegende Potenz des Bösen einen ursprünglich guten Zustand des Menschen aufgehoben, oder richtiger, unmöglich gemacht hätte, erfährt man weder aus den Worten des Verf., noch aus der mitgetheilten Stelle des Basilus, wonach das Böse als ein durch die Selbstbestimmbarkeit des Willens Eingekommenes, und danach auch der Sinnenwelt nach göttlicher Anordnung Mitgetheiltes zu betrachten wäre (S. 137. Anmerk.). Eben so bleibt man bei dem, was über sinnliches Selbstbewußtseyn, Fleisch und Geist, Eigenleben des Geistes gesagt wird, im Unklaren und in Bedenkllichkeiten, ohne auch nur von einer Seite aus bestimmt angreifen zu können, weil die Ausdrucksweise hier so sehr vieldeutig und undeutlich ist.

Mit einer ähnlichen Dunkelheit hat man nun besonders auch in §. 133. über die Versöhnung zu kämpfen. In der Entwicklung dieses Dogmas, des Mittelpunkts des ganzen Evangeliums, richtet er sich besonders gegen eine gedoppelte Ansicht, nach welcher entweder die so zu nennende juristische Gerechtigkeit die Causalität der Leiden Christi abgäbe, oder der Erlöser, um den Zorn Gottes zu löschen, oder gar um zugleich den Satan abzuführen, ein Aequivalent der Strafen, die die Menschen verurteilt hatten, erlitten hätte. Vielmehr sey es wohl überall die rechtschaffene, heilige Liebe (*δικαιοσύνη* Röm. 3, 25. 26.), welche als die göttliche Ursache der Aufopferung Jesu geltend gemacht werde. Wir müssen nun zuvörderst gleich der Bemerkung als einer durchaus richtigen beipflichten, wonach anderwärts schon darauf aufmerksam gemacht wurde, daß eine solche Bedeutung des Griechischen Wortes anzunehmen dem Sprachgebrauch zuwider laufe. Sodann ist aber die genauere Durchführung der von unserem Verf. angegebenen göttlichen Causalität der Leiden Christi und das Verhältniß dieser zur Weltfunde und zur Heiligkeit Gottes (S. 171.), welche den Opfertod Christi nothwendig gemacht habe und welche in diesem Paragraphen besonders hervorgehoben wird, namentlich aber die Durchführung der Wirksamkeit des Opfertodes und des stellvertretenden Leidens (Jes. 53. 1 Petr. 1, 19. 2, 22—24.) so wenig bestimmt mehr im Gegensatz zur sogenannt juristischen Ansicht gehalten, so sehr zum Theil nur an die einzelnen Bibelstellen angeschlossen und zum Theil wieder so dunkel, daß der Verf., wenn er nicht selbst auf Stier hindeutete und man in diesem eine Art von Dollmetscher fände, sehr leicht gar nicht verstanden werden könnte. Der Hauptpunkt, der herausgehoben wird, ist, daß wo Gott bei der Trennung und Wiedervereinigung des Menschengeschlechts mit ihm theilhaftig sey, die Versöhnung schlechterdings die göttliche Vergebung der menschlichen Sünden voraussetze, ohne schon das Mittel und die nothwendige Zwischenkunft eines versöhnenden Leidens in sich zu schließen. Nun werden sonderbarer Weise einige Versöhnungsbegriffe, ausgehend von jener „rechtschaffenen, heiligen Liebe“ und der Wiedervereinigung (*καταλλάξιν*), als deren Wirkung aufgestellt, welche dann der Verf. (und freilich mit Recht) gleich als unerhöfend verwirft, indem die durch das unschuldige Leiden des Herrn bedingte Vergebung der Sünden darin nicht enthalten sey. Dies unschuldige Leiden, das nun eben durch die Heiligkeit Gottes nothwendig gesetzt war, weil Gott nur eine solche Gemeinschaft mit dem Sünder eingehe, durch welche die Sünde verdammt und vernichtet werde, sey wegen des eigenthümlichen Widerstandes der menschlichen Natur Jesu und seiner Reinheit und Unschuld ein freies belohnungsfähiges Verdienst und wiederum die



unerläßliche Bedingung einer aller unserer Besserung zuborkommenden Sündenvergebung. Die nähere Erörterung über das Wie? jedoch fehlt durchaus, und wir haben in diesem Paragraphen nur zwei unerschöpfende Sätze über die Versöhnung, und dann die Ergänzung derselben; allein so hingestellt, daß deren organische Verknüpfung mit dem zuerst aufgestellten Ungenügen den durchaus gar nicht weiter gezeigt wird. Auch die Summa der ganzen Lehre über die Leiden Christi am Schlusse des genannten Paragraphs, wo es heißt: Die Leiden Christi sind demnach in Bezug auf die veranlassende und verschuldende Weltstünde Strafleiden; in Bezug auf die Liebe und Unschuld des Dulders versöhnende; da sie aber in der einen wie in der anderen Hinsicht nur durch die Gemeinschaft, in welche der Sohn Gottes mit den Menschen getreten ist, nöthig und möglich werden, so sind sie stellvertretende oder Opferleiden; — diese große Summa gibt weder in noch außer dem Zusammenhang einen deutlichen Aufschluß über die in unserem Buche versuchte Entwicklung der Versöhnungslehre.

Bei diesen beiden so wichtigen Punkten, nämlich dem Einkommen der Sünde in die Welt und der Versöhnung, wollten wir allein länger stehen bleiben, nicht etwa aus einem Gelüste tadelnder Critik, sondern weil es auffällt, grade sie in diesem so vortrefflichen Buche unbefriedigend behandelt zu sehen, und weil es durchaus wünschenswerth, ja nothwendig erscheint, daß ein System christlicher Lehre vor Allem hierin sich so deutlich, bestimmt und abscheidend, wie nur immer möglich, ausspreche. Dies also ein Wunsch für die zweite Auflage des Buches.

Ganz besonders vorzüglich und wichtig in practischer Beziehung ist das zweite Hauptstück des dritten Theiles vom Heile, nämlich von der Aneignung des Heils, vor Allem die §§. 140 f. über Glaube und Unglaube und Stufen des Glaubens, §. 143. von der Rechtfertigung, §. 145. über Buße und Glaube, und Zeitpunkt, Währung, Probe der Bekehrung in den §§. 146—148. Ferner ist für unsere Zeit, welcher christlicher Gemeinfinn, Bedürfnis und Bewußtseyn einer Kirche so gänzlich mangelt und die nichts so sehr, als den besonderen individuellen Willen und sogenannten selbstständigen Persönlichkeiten achtet und darüber fast nicht mehr weiß, was Gemeinde heißt, gar sehr zu beherzigen, was von unserem Verf. im dritten Hauptstück in den §§. 151—184. 192—194. treffend gesagt ist. Das Ganze schließt mit dem vierten Hauptstück: Von der Vollendung des Heils. Vielleicht sollten wir nun die vielen Vorzüglichkeiten des Buches, welche namentlich in diesem dritten Theile sich finden, genau beschreibend hervorheben. Allein wir halten dies, ohne eigene Anschauung des Lesers voraussetzen zu dürfen, für unpassend, je nöthiger dann Excerpte wären, die doch wieder bei einem Handbuche gar nicht sich eignen. Und dürfen wir die eigene Anschauung voraussetzen, so geht es wie bei einer Gegend, oder einem Menschen — die Beschreibung wird überflüssig. Eines nur wird zum Schlusse ziemen: Dank dem Herrn Verf. für die erfreuliche Aussicht, die er der christlichen Welt auf wissenschaftlich-theologischem Gebiete eröffnete. Es ist eine Aussicht, welche aber auch die ganze christliche Gemeinde angeht, weil ein solcher wissenschaftlicher Versuch mit den höchsten Interessen des lebendigen, practischen Christenthums in Berührung steht. Darum dürfen wir wohl sagen, daß diese Schrift eine der ausgezeichnetsten litterarischen Erscheinungen im Gebiete der Theologie ist, und daß sie von Segen begleitet seyn wird, je freier sie sich von Zeitmeinungen und Menschenweisheit machen,

je enger sie sich an das Evangelium anschließen wird, das sie als ihren Mittelpunkt anerkannt und hingestellt hat.

## M a c h r i c h t e n .

(London.) Zu den diesjährigen Jahresfesten der christlichen Gesellschaften in London erschien als Abgesandter einiger ähnlichen Gesellschaften aus Nordamerica der Dr. Milnor von der Bischöflichen Kirche. In einem Schreiben von dort, welches die Americanischen Blätter enthalten, sagt er: „Ich bin fast niemals hier zu Tische geladen worden, ohne daß ich aufgefordert wurde, durch Auslegung der heiligen Schrift und Gebet zur gemeinsamen Andacht beizutragen; und auf allen Landhäusern in der Nähe, wo ich war, wurde vor dem Schlafengehen der Abend mit einem Hausgottesdienst geschlossen. In einigen der glänzendsten Häuser der Stadt, wo man erst um 6 Uhr, oder später, aß, und die Gäste beiderlei Geschlechts sehr zahlreich waren, fand ich bei'm Kaffe im Staatszimmer eine Bibel auf dem Tische in der Mitte liegen, und Gesangbücher für alle Anwesende, und der Abend wurde mit Gesang, Lesen und Betrachten der heiligen Schrift und Gebet beschloffen. Es ist erfreulich, wenn man Lords und Prälaten, so wie Laien vom ersten Range in der Gesellschaft auf diese einfache und furchtlose Weise die Pflichten gemeinschaftlicher Andacht üben sieht. — Die öffentlichen Versammlungen der Gesellschaften unterscheiden sich etwas von den unsrigen. Die meisten Reden bei uns riechen etwas nach der Lampe, sie haben all das Pörlische und Genaue eines vorher ausgearbeiteten Vortrages; hier dagegen sind es mehr Ergüsse des Augenblicks, wenigstens was die Worte betrifft. Wenn sie auch weniger elegant und präcis sind, so sind doch die Londoner Reden lebendiger und feuriger, als die in New-York, und regen mehr an.“ —

### (Unitarische [rationalistische] Missionen.)

Die Unitarier in England und America sind oft daran erinnert worden, daß sie für Missionen unter den Heiden so wenig Eifer zeigen; so behauptete vor Kurzem der zu London erscheinende Christian Observer, daß es keinen einzigen Unitarischen Missionar in Indien gebe. Dafür wurde dies Blatt von einem Unitarischen Correspondenten zur Rechenschaft gezogen, weil es mit ihrem Indischen Prediger William Roberts nicht bekannt sey. Hierauf fragten die Herausgeber des Observer: „Wer ist dieser Roberts? Wer sandte ihn aus? Und in welchem Theil von Indien lebt er?“ Hierauf sandte ein Engländer, der lange in Indien lebte, folgende Antwort ein: „W. Roberts stammt aus der niedrigsten Klasse der Pariahs; er war anfangs in eines Herrn Diensten in Madras, und begleitete seine Familie auf einige Jahre nach Europa. Während er in London war, geriet er in eine Socinianische Gemeinde, und wurde von einigen Gliedern derselben bemerkt. Erfreut über die Aufmerksamkeit, die ihm zu Theil wurde, und durchdrungen von den Ansichten, die ihm seine Lehrer beigebracht, ging er eine Verpflichtung ein, sie bei seiner Rückkehr nach Indien zu verbreiten, und mit der Socinianischen Missionsgesellschaft in England zu correspondiren. Als er in Madras angelangt war, blieb er einige Zeit in seines Herrn Dienst, ich glaube, bis zu dessen Tode. Sein Herr war sehr darüber betrübt, daß er eine so herzlose, frastlose Irrlehre angenommen hatte, und suchte ihn von seinem Irrthum zu überzeugen, jedoch vergebens. Er war nach seiner eigenen Meinung zu aufgeklärt, um geduldig Belehrung anzunehmen, und gab ein jedes Buch, das man ihm ließ, mit einer selbstgenügsamen Miene zurück, die keine Hoffnung zu einer Sinnesänderung bei ihm



ließ. Jetzt lebt er seit einigen Jahren in Madras, und versucht, seine Lehren unter den eingeborenen Christen jener Präsidentschaft zu verbreiten, doch mit sehr geringem Erfolge. Einer seiner Schüler trat vor einigen Jahren in meinen Dienst unter dem Deckmantel des Christenthums, indem er sagte, er gehöre zu der Mission in Peverp. Bald entdeckte ich diese Täuschung, und versuchte, ihn von dem Zerren und Gefährlichen der Lehren zu überzeugen, die er angenommen. Er bekannte mir auch bald, daß er sich von den Lehren unserer Kirche überzeugt habe, und wohnte unserm häuslichen und öffentlichen Gottesdienste bei; allein einige Monate darauf mußte ich ihn wegen Unehrlichkeit entlassen."

#### (Lotterien in Nordamerika.)

Auf der letzten Generalversammlung der Presbyterianischen Kirche wurde eine Commission zur Begutachtung der Frage von den Lotterien niedergesetzt, und diese erstattete folgenden Bericht, und machte folgende Vorschläge, welche angenommen wurden:

Obwohl die Lotterien oft durch Aete der Gesetzgebung gestattet, obwohl ihr Ertrag nicht selten zu wohlthätigen und religiösen Zwecken verwandt worden, und obwohl manche kluge und treffliche Männer der vergangenen Zeit durch Theilnahme und Mitwirkung die Lotterien ausdrücklich gehalten haben: so kann die Commission sie doch in keinem anderen Lichte betrachten, als dem eines legalisirten Glücksspiels. In Betrach der großen Uebel, die aus dieser Anstalt für Einzelne, für Familien und die ganze Gesellschaft hervorgehen, legt die Commission der Generalversammlung folgende Beschlüsse vor: 1) Daß nach der Ansicht der Generalversammlung kein sich zu der Presbyterianischen Kirche bekennendes Glied an Lotterien Theil nehmen sollte. — 2) Daß alle Glieder unserer Kirche sich des Verkaufs der Lotterieloose enthalten sollten, selbst dann, wenn der Zweck der Lotterie gut ist. — 3) Alle Presbyterianer unter Aufsicht der Generalversammlung werden hiedurch aufgefordert, Maassregeln gegen die Lotteriespieler zu ergreifen; den Geistlichen und den Kirchenältesten die Erwägung der üblen Folgen derselben anzupropagieren u. s. w.

(N. Y. O.)

#### (Sonntagschulen in Nordamerika.)

Die Americanische Sonntagschulengesellschaft hat kürzlich im Vertrauen auf die göttliche Vorsehung den Entschluß gefaßt, vor Ablauf zweier Jahre durch das ganze Mississippithal hin an jedem Orte, der nicht schon eine besitze, oder an dem die Errichtung unmöglich sey, eine Sonntagschule zu stiften. Die Unterzeichnungen, die zu dem Ende in Philadelphia statt fanden, belaufen sich ungefähr auf 30,000 Pfaster oder 165,000 Franz. Fr.; in einer Versammlung zu Neu-York wurden 11,000 Pfaster unterzeichnet; und man fährt mit Einfammlung der Gaben noch fort. Das Mississippithal enthält 350 Bezirke, auf deren jeden man etwa 20 Schulen rechnen kann, so daß sich ein Bedürfnis von 7,000 Schulen für das ganze Thal ergibt. Die Zahl der Kinder, welche diese neuen Erziehungsanstalten zu benutzen im Stande

seyen werden, beläuft sich (nach Abzug derer, die bereits existirende Schulen besuchen oder überhaupt daran verhindert sind) etwa auf 450,000. „Es scheint mir,“ sagte darüber ein Redner in einer Versammlung zu Neu-York, „leichter, durch das ganze Thal hin Sonntagschulen zu bilden, als nur in einigen Bezirken, die noch keine besitzen.“ Die vorzüglichsten Schwierigkeiten sind dabei die Gleichgültigkeit der Bewohner gegen die Erziehung und gegen die Evangelisch-religiösen Gesellschaften, welche in den anderen Theilen des Landes entstanden, und der Mangel an vielen jungen Männern, welche die Erfordernisse und Talent zum Lehramte besitzen. Das Thal begreift nicht allein die Ufer des Mississippi selbst, sondern erstreckt sich östlich von den Alleganybergen bis westlich zu den Rocky Mountains, und nördlich von den großen Seen bis zum Mexicanischen Meerbusen. Seine Bevölkerung beläuft sich jetzt auf 4 Millionen Seelen, und nimmt mit so reizender Schnelligkeit zu, daß sie, während die Gesamtbevölkerung der Vereinigten Staaten in 25 Jahren sich verdoppelt, schon in 11 Jahren auf's Doppelte zum mindesten steigt. Wie wichtig dieses Thal sey, leuchtet ein, und welchen Einfluß auf das Geschick des ganzen Landes, das gegenwärtig nun 13 Millionen Seelen zählt, seine Bevölkerung ausüben wird. Es thut um so dringender Noth, Licht und Frömmigkeit darin zu verbreiten, damit das numerische Uebergewicht der weltlichen Staaten dem übrigen Theil der Vereinigten Staaten nicht schädlich werde. Die Americanische Gesellschaft für inländische Missionen beschloß, die Anstrengungen der Sonntagschulengesellschaften zu unterstützen. Sie erklärte sich bereit, die Bildung von 1,000 Schulen binnen zwei Jahren, und somit den siebenten Theil der Gesamtaufgabe zu übernehmen. Herr Baird empfing den Auftrag, über die Einrichtung der Schulen die Aufsicht zu führen, und die sämmtlichen Arbeiten zu dirigieren. Wir bewundern die unglaublichen Anstrengungen der Americanischen Christen und bitten Gott, die Christen auf dem Europäischen Festlande mit demselben Eifer und derselben Energie zu befeelen.

(Arch. du Christ.)

#### Miscelle.

Im „Hallischen patriotischen Wochenblatt zur Beförderung gemeinnütziger Kenntnisse und wohlthätiger Zwecke,“ herausgegeben vom Consistorialrath Wagnitz und Prediger Hefekiel, vom 16. October d. J., findet sich unter andern die Anzeige, daß so eben erschienen und zu haben sey: „Hallischer Belehrungswalzer für Pianoforte oder Guitarre. Mit sauber colorirter Vignette. Preis 7½ Sgr.“ Allerdings sind die Herausgeber nicht verantwortlich für die in diesem Blatte sich mit befindenden Bekanntmachungen; aber es ist doch eine merkwürdige Erscheinung, die besser zur Charakteristik des Hallischen Geistes dient, als ausführliche Schilderungen, daß die Ausnahme dieser dem Worte Gottes öffentlich Hohn sprechenden Anzeige weder bei den Herausgebern noch bei der polizeilichen Censurbehörde jenes dort von Jedermann gelesenen Blattes einige Hinderung gefunden hat, während die Gründung des dortigen Evangelischen Missionsvereins nur erst nach Monate langem Kampfe mit beiben durch dasselbe Blatt bekannt gemacht werden durfte.



# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1830.

Samstag den 18. December.

N<sup>o</sup> 101.

## Ueber J. F. v. Meyer's Ansicht vom Magnetismus.\*)

Der in N<sup>o</sup> 92 und 93. der Ev. K. Z. dieses Jahres enthaltene, sehr zeitgemäße und beherzigungswerthe Aufsatz: Ueber Somnambulismus und eine bedenkliche Betrachtungsweise desselben — führt im Ganzen die Sache des einfachen, auf Gottes Zeugniß in seinem Worte gegründeten, Glaubens so kräftig und gründlich gegen einen, das Zeugniß Gottes mit zweideutigen Naturwundern vermengenden Wahn, daß wohl jeder Kenner dessen, wovon es sich hier handelt, mit seiner Tendenz und den in ihm ausgesprochenen Hauptgrundsätzen übereinstimmen muß. Daß dieses auch bei Schreibern dieser nachträglichen Zeilen der Fall sey, will derselbe zuvor ausdrücklich erklären, und protestirt mit dem Verfasser jenes Aufsatzes von Herzen gegen die neueren Ansichten, welche sehr treffend als wieder beruhrendes Extrem zum Kiefer'schen Tellurismus bezeichnet werden; — nur in Ansehung des Hades, der zuletzt beiläufig erwähnt wird, scheint ihm die heilige Schrift A. und N. E. allerdings nicht bloß schwankend und undeutlich hinzuweisen, sondern entschieden genug zu lehren, obwohl er darin wieder mit dem geehrten Verf. völlig übereinstimmt, daß solche Dinge nicht

aus den neuen Offenbarungen der Geisterseher bewiesen, vielmehr umgekehrt alles angebliche Geistersehen nur aus dem festen, prophetischen Worte beurtheilt und nur durch dieses bestätigt werden kann.

Diese allein richtige Ansicht von dem Verhältniß aller Gesichte und Offenbarungen der neueren Zeit überhaupt, und namentlich der im Somnambulismus gegebenen zu dem Bibelworte, wird nun auch in allen seinen Schriften deutlich ausgesprochen von einem Manne, dessen der erwähnte Aufsatz in einer Hauptstelle eben nicht rühmlich erwähnt, von dem nicht aus der theologischen Schule hervorgegangenen Theologen J. F. v. Meyer, dessen Verdienste um die wahrhaft höhere, obgleich allen Demüthigen durch Gottes Offenbarung wohl zugängliche Wahrheit hauptsächlich die Nachwelt richtiger würdigen wird, als großentheils bisher geschehen ist. Der Verf. stellt ihn, gewiß in guter Meinung, aber unseres Bedünkens aus Mißverständnis ohne Weiteres in Eine Reihe mit allen denen, deren bedenklichen und verderblichen Wahn er mit so großem Rechte als Christ bekämpft, ja er sieht ihn für einen Haupturheber desselben an. Nachdem er sehr verurtheilend von denjenigen Leuten gesprochen, welche „daran verzweifeln, daß das Evangelium sich selbst möchte Bahn brechen, und nun ihre Augen nach fremder Hülfe aufthun“ — nachdem er gesagt: „man meinte einen Zeugen gefunden zu haben, dem die Welt eher glauben möchte“ (als Moses und den Propheten, dem geoffenbarten Worte), und den sträflichen Vorwurf derer getadelt, die diesen falschen und unnützen Zeugen vorwiegend dem Volke anpriesen — so führt er nun unter demselben „man“ eine Stelle aus Meyer's Blättern für höhere Wahrheit an, welche allerdings, so herausgestellt, bedenklich klingt, und genauer Verständigung bedarf, damit man nicht in ihr die falsche Lehre der magnetischen Wundermänner finde. Allein eben diese Stelle ist nach unserer Ueberzeugung, insofern sie als Hauptanspruch der ganzen Meyer'schen Ansicht vom Magnetismus genommen wird, von dem Eifer des Verf. mißverstanden worden, und dieses Mißverständnis zu berichtigen, fühlen wir uns folglich aus Pflicht der Gerechtigkeit gebrungen.

Beträfe es einen anderen Mann, so käme vielleicht weniger darauf an. Allein J. F. v. Meyer, dessen tiefe Bescheidenheit Schreiber dieses, was auch manche Andere in der Ferne von ihm halten mögen, aus der Nähe kennt, hat dem Deutschen

\*) Der Herausgeber enthält sich aller Bemerkungen über diese Mittheilung, indem er die Beleuchtung derselben dem Verfasser des Aufsatzes „über Somnambulismus“ überläßt. Er freut sich ihrer um so mehr, da sie hoffentlich Veranlassung zu einer gründlichen und unparteiischen Discussion über die ganze theologische Ansicht des Herrn v. Meyer geben wird, wie er sie schon längst in der Ev. K. Z. zu sehen gewünscht hat. Möchte sie von beiden Seiten fortbauend in christlicher Wahrheit und Liebe geführt werden! Möchte von dem einen Theile die reiche göttliche Gabe nicht über demjenigen verkannt werden, was ihm als falsche menschliche und sündige That erscheint, möchte der andere sich nicht durch den Gegensatz verleiten lassen, statt der Gabe die Person zu verwerflichen, und was seine Rechtfertigung, sondern nur Schonung und liebevolle Tragung verdient, hervorgehend aus dem Bewußtseyn, daß es Erzeugniß ein und derselben menschlichen Sündhaftigkeit und Beschränktheit ist, die sich bei dem Beurtheilenden eben so, und nur auf andere Weise und in anderen Gebieten äußert, zu rechtfertigen und zu beschönigen! Dann wird aus dieser Verhandlung, wie aus jeder im gleichen Geiste geführten, für die Sache des Christenthums reicher Gewinn hervorgehen.



Volke auch eine berichtigte Bibelübersetzung dargeboten, bei deren Aufnahme oder vielmehr Nichtaufnahme leider ohnehin bisher die Person statt der Sache angesehen wurde, und welcher daher ein solches Urtheil der *Ev. K. Z.* von Neuem sehr mit Unrecht hinderlich seyn könnte. Derselbe hat auch „Wahrnehmungen einer Seherin“ herausgegeben, die gewiß Viele nur nach dem Titel kennen, und also in ihnen ganz etwas Anderes vermuthen möchten, als was die Leipziger Litteraturzeitung (1827 *Nr.* 162.) darin fand: „nicht so sehr Wahrnehmungen, als vielmehr Gedanken, und zwar fast alle recht verständige Gedanken, wobei eigentlich nichts den Zustand des Sellschens verräth, wenn man ihn nicht etwa darin entdecken will, daß alle diese Gedanken so aussehen, als wenn sie von einem Manne gedacht wären“ — daher Meyer in der Vorrede zum 2ten Theile der Wahrnehmungen hiegegen ausdrücklich versichern mußte, daß sie von einer Magnetisirten herrühren. Derselbe Meyer hat in seinen bis jetzt in neun Sammlungen erschienenen „Blättern für höhere Wahrheit“ zugleich so viel Vortreffliches und Gewichtiges an Zeugniß und Lehre gegen den oberflächlichen Unglauben der Zeitgenossen und so viel Beherzigenswerthes für die Gläubigen unserer und aller Zeit niedergelegt, daß es jedem christlichen Mitstreiter wehe thun muß, wenn das eben jezt wohlfeiler dargebotene Werk durch einzelne Mißgriffe verdächtigt werden sollte.

Wir glauben daher die Leser der *Ev. K. Z.* unseres Theils versichern zu dürfen, daß *J. F. v. Meyer's* Ansicht über den Magnetismus keinesweges den Erscheinungen desselben auf solche Weise das Wort redet, oder sie also „mit den Ekstasen der ersten christlichen Gemeinde parallelisirt,“ wie in obigem Aufsatze angedeutet ist. Die Gläubigen sind von Anfang an in der Beurtheilung dieser auffallenden Erscheinungen in zwei Extreme gefallen. Während Einige, wie z. B. die Herausgeber des *Menschenfreundes* (einer Stuttgart 1823 erschienenen Wochenschrift) von dem „höheren Magnetismus, der jezt schon herrliche Blüthen treibt,“ unvorhellen verkündigten: „Daß dieses Sellschene jene Gabe des göttlichen Geistes ist, welche in den letzten Zeiten soll ausgegossen werden über alles Fleisch — daß es nicht gesteigerte Gemüthsstimmung ist, sondern Erleuchtung der Seele durch den heiligen Geist, im eigentlichen Sinne des Wortes“ \*) — warnten Andere, wie z. B. *Gottlieb Heinrich Schubert* in Petersburg vor „dem Magnetismus, den uns der Feind des Menschengeschlechtes in Lichtengelsgestalt in neuerer Zeit vorgaukeln wollte, und der schon in den Zeiten des Alten Bundes unter den gräßlichsten Namen bekannt, und mit den fürchterlichsten Drohungen verpönt war, und — in ungeheilten ruchlosen Händen mit satanischer Willenskraft vereint — schwarz wie die Hölle werden kann“ \*\*) — vor der „heidnischen Magie in ihren tausendfachen Gestaltungen, wovon unser Magnetismus das wahre und ächte, nur lieblich nach der Farbe unseres Jahrhunderts gekleidete Kind ist.“ \*\*\*) Zwischen solchen Extremen ruhig beobachtend als einer, der nach seinem öffentlichen neuesten Gesändniß „nie mehr als gelegentlicher Zeuge und geistiger Beschauer dieser seltsamen physisch-psychischen Erscheinung war,“ wies der in jeder Hinsicht besonnene, von nichts mehr, als von vorschnellem Enthusiasmus entfernte Frankfurter Zeuge von Anfang an auf beide Seiten der unlängbar zweiseitigen Erscheinung hin; und es möchte wohl schwerlich der Wahrheit gemäß seyn, daß grade „sein Votum tausend Köpfe im Volke und unter den Theologen für ein Mehr des Himmlischen jener somnambülen Zustände bestimmte.“ Schreiber dieses gesteht, daß nur Meyer ihm zur ruhigen Klarheit über die Sache, deren wirklich jeder Theologe jezt bedarf, verholten hat; er hat ihn aber auch anders verstanden, als der brüderlich geachtete Verf. des Aufsatzes in der *Ev. K. Z.*, und in seiner Ansicht nur die dem christlichen Weisen geziemende Abwehr alles einseitigen Urtheils und Empfänglichkeit für alle Wahrheit, sie komme, woher sie wolle, erkannt.

Der Verf. des Aufsatzes führt zwar selber alsbald eine Stelle an, worin sich Meyer dagegen verwahrt, daß man ihn nicht mißverstehe, aber wie uns scheint, nur, um auch diese wieder mißzuverstehen, und er hätte noch viel andere, entschiedenere Stellen dieser Art beachten und anführen sollen. So heißt es schon in der 1sten Sammlung *S.* 178.: „Es findet aber hier noch nicht göttliche Offenbarung statt, sondern es ist nur eine Aufgeschlossenenheit des natürlichen seelischen Vermögens.“ 3te Samml. *S.* 222.: „Aber die Werke Gottes in höchster Kraft, wie sie der Herr und seine nächsten Boten übten, die Wunderwerke des heiligen Geistes, glaubten Einige viel zu früh in demjenigen zu finden, was nur als Analogon auf sie hinweisen, und einen schwachen Ersatz liefern sollte, bis daß, wo möglich, durch stärkere Wiederbelebung des der Christenheit entfallenen Glaubens die Verheißung des Heilandes von den Zeichen, die seinen Gläubigen folgen würden, wieder eintreffe. Diese Verwechslung begingen im Anfang selbst fromme, einsichtsvolle Männer, wurden ihrer aber auch eben sobald inne, und sahen ein, daß zwar ein Halb Wunder, wie es auch die Heiden gehabt hätten, eine magische Gewalt (welche immer ihre Lichtseite und ihre Nachtseite hat), aber der heilige Geist hiemit noch nicht wiedergegeben sey. Dieser Magnetismus müsse vielmehr erst höhere Taubenflügel empfangen, um bei christlichen Gemüthern in dasjenige überzuschieben, was ohne Magnetismus von oben herab unmittelbar ertheilt werden könne.“ Ebend. *S.* 228. 229.: „Wie kann man das Leben von den Todten nehmen? Sind wir nicht Alle todt? Es gibt kein Leben, keine Kraft, als der Glaube. Treiben wir diesen nur bis zu physisch-magnetischen Operationen, so stirbt er wieder, und ist an sich, seine physisch-wohlthätigen Aeußerungen abgerechnet, nicht viel mehr werth, als der Glaube des Gewaltthäters, der durch seinen festen Willen zaubert und die Welt erobert. Der Mensch bedarf also mehr zu seinem Heil, als den Magnetismus.“ — Sinnenleben und Geistesleben stehen zwar im Gegensatz; aber der magnetisirte Kranke ist immer ein Kranker — der Apostel und Prophet aber ist kein Kranker, sondern sieht und wirkt bei guter und erhöhter Gesundheit. — Es bleibt übrig, — daß im Magnetismus erst aus dem Siechthum ein höheres menschliches Licht aufdämmert, welches schon deswegen mehr oder weniger trübe seyn kann, wie sich aus vielen Irrthümern der Schlafseher bewährt. Sie sind keinesweges untrüglich, und die Besseren wollen nicht dafür gehalten seyn.“ *S.* 236.: „Wir glauben übrigens nicht, daß dieses Reich selbst“ (das Reich des Friedens und des Lichts, der Weisheit und der Liebe) „durch den Magnetismus zu erreichen sey, und was oben bildlich das Land der Verheißung genannt ist“ (die

\*) Siehe *S.* 26 und 27. der genannten Schrift, worin mehrere Neben solcher Sellscherinnen, mit denen es hernach ein trauriges Ende nahm, mitgetheilt sind. Wir wissen aber auch von einem uns persönlich bekannten Hauptmitarbeiter, daß er hernach von seiner hohen Meinung zurückkam, und zwar nicht ohne *Meyer's* Einfluß.

\*\*) Der *Menschenfreund*. Petersb. 1818. *S.* 72.

\*\*\*) Die Wiederkunft unseres Herrn. Petersb. 1820. *S.* 82.



höhere Weissagung, wozu der Magnetismus eine bloße Brücke seyn könne) ist nicht auch dieses Reich, sondern nur eine Provinz desselben. Das Gottreich wird durch Glaube, Liebe und Hoffnung erlangt, durch die Geduld in den Schmerzen der Verneuerung, wodurch der Herr uns dazu vorbereitet.“ Ist dies nicht eben das, was S. 736. in der Ev. K. Z. von der Selbstverleugnung und Selbstentäußerung gesagt wird? — Wir können uns nicht versagen, aus den wenig bekannten Blättern noch folgende schöne Stelle auszuheben (Ste Samml. S. 276.): „Das Allererste, was der Mensch zu thun hat, er habe Gesichte und Wunder gesehen oder nicht, ist das Ringen nach der Wiedergeburt in dem Lichte des Glaubens, das ihm nie versagt wird. Hier sieht er, was er sehen soll: Gottes geoffenbartes Gesetz, das, wenn nicht alle Gesichte, wenn nicht das Tageslicht selber lügt, von Gott geoffenbaret ist, und ihm den vollkommensten Abriß seiner Sünden und seiner Pflichten vorhält. Hier sieht er sein Elend, und den Weg zum ewigen Tod; nicht ohne den Weg der Errettung und des ewigen Lebens, der aber erst im Evangelium wolkenfrei wird, wo er dann der Liebe recht in's Angesicht schaut, und es ein Wunder über alle Wunder ist, wenn er nicht auf immer von ihr geseffelt wird. Hat er sich nun von ihr binden, und, wo nöthig, durch von Gott geschickte Leiden, seinen alten Menschen mit ihr kreuzigen lassen, daß er gestorben und auch lebendig geworden ist; daß er also unter die Wiedergeborenen gehört, an denen der andere Tod keine Macht mehr hat: alsdann mag er schauen, so viel er will; nielmehr er soll schauen, und schaut schon wirklich in heller Erkenntniß Gottes, seiner selbst und der Ausfendige.“

Aus diesen Aeußerungen sehe der Leser, ob J. F. v. Meyer den Magnetismus so überschätzt, wie man ihn verstanden hat, ihn, der überhaupt alles höhere Wissen und wirkliche Wunderthun so richtig unter das Eine, was allein Noth ist, ordnet. Nun ist aber andererseits doch nicht minder wahr, daß nicht alles höhere Wissen an sich sündlich ist, und auch nicht einmal alles physische Wunder nur zur Verführung, sondern für den Glauben zur Hinkleitung auf alles Wunderbaren Urquell gegeben. Wollen wir die gewöhnlichen, täglichen Wunder der Natur als ein Zeugniß von Gott betrachten nach der Schrift, aber in den ungewöhnlichen der Menschennatur keine solche Stimme erkennen? Sollen wir alles Niedere darum unbedingt verwerfen, weil es nicht das Höhere und das Höchste ist? die natürlichen Seher verachten, weil sie nicht reden durch den heiligen Geist der göttlichen Seher? Bleibt die Wahrheit, die wir Gott lob! freilich anders woher wissen, als aus den Ergebnissen magnetischer Krisen, darum weniger Wahrheit, wenn sie auch in diesem Gebiete sich offenbaret? Neben Wachen richtig, wenn sie nach der heiligen Schrift von Christo und seinem himmlischen Reiche reden, Schlafwachen aber nicht, wenn sie dasselbe thun? — „Die Reden der Schlafseherinnen, wenn sie metaphysischer Art wurden, predigten alle, je bedeutender sie waren, das Glaubenssystem der heiligen Schrift in seiner ganzen Ausdehnung als das allein wahrhaftige“\*) — ist das nicht eine eben so unlängbare als wichtige Thatsache? Und ist es wohl ohne Weiteres überall eine ungeschickte Wahl der Waffen ohne Beruf und Kraft, die rechten zu finden, wenn man die Ungläubigen auf dieses Zeugniß sogar aus dem wunderbar phantasirenden Munde des ungläubigen, nervenschwachen Geschlechts verweist? — Wenn zwei dasselbe thun, so ist's nicht immer dasselbe. Wenn Männer, die das geschriebene Wort so ehren und bedie-

nen, wie Meyer, daneben auch unbefangen beachten, was Gott sonst in der Zeit unter den Menschen reden läßt — ist das so gar vom Uebel? Es ist doch unbefreitbar, daß Gottes Vorlesung auffallender Weise grade in der Zeit des schärfsten Unglaubens die Unglaublichkeiten des Magnetismus handgreiflich wiedererscheinen ließ, und S. 731. in der Ev. K. Z. wird es auch zugestanden, daß „der Magnetismus ein Zeuge von den Tiefen der Offenbarung, ein Wegweiser zu den Wundern der göttlichen Gnade hätte seyn können und es hat seyn sollen.“ Wenn nun also die anzubetende Herablassung und Accommodation der ewigen Liebe zu unserer Schwachheit, indem sie „mit anderen Zungen und mit anderen Lippen redet zu diesem Volk“ (1 Cor. 14, 21.) nicht gescholten werden mag als ungeschickte Wahl der unrichten Waffe; so ist's auch recht, wenn Menschen dieser göttlichen Absicht gemäß mit Weisheit und Umsicht darauf hinweisen. Nichts Anderes als dies thut Meyer in seinen Schriften, f. z. B. 3te Samml. S. 227.: „Wenn eine Gabe, die wir Jedem anbieten, von ihm verschmäht wird, wir wissen aber, daß sie ihm heilsam seyn würde — ich rede hier nicht vom Magnetismus — was wird unsere kluge Liebe thun? Sie wird ihm die Gabe von ferne zeigen, ihn von der Seite zu ihrer Annahme reizen, von der er am leichtesten zu gewinnen ist. Nun diese Gabe ist der Glaube, ist der heilige Geist; ihn hat die Christenheit verschmäht mit allen seinen Kräften, hat diese gar für bloße Sprachbilder erklärt. Jetzt kam die kluge göttliche Liebe, und zeigte, nicht ihn, sondern einen schwachen, sinnlichen Abdruck seiner Wirkungen, auf fallend genug, nöthig genug. Durfte sie nicht erwarten, daß die Zweifler diese Spur verfolgten? Viele haben sie zu ihrem Heil verfolgt; Andere haben freilich nur Natur, und immer nur Natur gesehen, und sich dadurch ihres Meisters beraubt. Sie haben wieder die magnetische Mauer gesehen, und keine Thür darin bemerken können.“ Ueber die unlängbaren vielen Beispiele derer, welchen der Magnetismus als Erwecker eines Glaubens an's Uebernatürliche überhaupt und Erreger des Gewissens durch das Nahetreten der anderen Welt ein Handleiter zum wahren Christenthum geworden, äußert sich Meyer anderwärts (IV, 200.) also: „Es ist dasselbe, als wenn einem Blindgeborenen durch eine gemeine Operation das Gesicht geschenkt wird; von nun an kann er mit den geöffneten Augen Kenntnisse und Erfahrungen sammeln, wandeln und handeln und seine Wohlfahrt schaffen; der Staarstecher machte ihn weder zu einem Gelehrten noch zu einem Practiker, aber er setzte ihn in Stand, es zu werden. Es verdient kaum eine Bemerkung, daß zur Erweckung des Glaubens Niemand magnetisirt zu werden braucht; wenn es aber Gott so haben will, so geschieht's auf diesem Wege; denn wenn der Mensch leibliche Gesundheit sucht, so schenkt ihm Gott öfters die geistliche, und wenn er die Erde sucht, so läßt er ihn den Himmel finden.“

So gemäht denkt Meyer von dem Magnetismus als Wegweiser zum Glauben. Dies kann derselbe aber freilich nur seyn, wenn in den reinen Somnambulen wirklich irgendwie, sey es auch noch so mittelbar, der wahrhaftige Gott wirkt, damit sie ihn und die biblische Wahrheit in ihrer Sprache bezeugen. Daß eine solche Einwirkung möglich und vorhanden sey, scheint uns factisch ausgemacht, wir Gläubige müßten ebenfalls aus Vorurtheil in den Fehler der Ungläubigen verfallen, und „das Wunderkind einer neuen Erfahrung als untergeschobenen Bastard ohne Weiteres aussetzen.“ Das Wesen des magnetischen Zustandes besteht doch jedenfalls, aufs Allgemeinste gesagt, in einer erhöhten Empfänglichkeit für geistige Einflüsse vermöge der größeren Entbundenheit des inneren Menschen und seiner gewöhnlich zurückgebrängten, geheimern Vermögen. Schubert\*) lehrt davon: „Wie der verbrennende Körper dadurch, daß die Wärme die Bande des Zusammenhanges der einzelnen Theile mit einander auflöst, ihn flüssig macht, der Verbindung mit dem Höheren — reinflüssigen — Element, der Lebensluft, fähig wird, so wird auch die Seele durch jenen Zustand in ihrer Natur und Wirkbarkeit dem Geiste, dessen Zug und Sehnen nicht auf ein Einzelnes und Endliches, sondern auf ein Unendliches gerichtet ist, ähnlich und gleichartig. — Die Seele ist in den Zuständen des Somnambulismus der höheren Welt des Geistes und ihrer Wirkungsweise gewachsener, ebenmächtiger, für dieselbe

\*) Blätter für höhere Wahrheit. III, 221.

\*) Symbolik des Traumes S. 160 und 177.



durchsichtiger, bewirkbarer geworden; überhaupt der ganze Mensch eben jenem, die ganze äußere Natur belebenden Lebensstrahl von Oben, welcher immer geschäftig ist, in Alles sich herabzulassen, was für seine Aufnahme empfänglich und bereit ist.“ Und mit dem lieben, einsichtigen und tiefen Schubert einstimmig lehrt freilich auch Meyer: „Im Magnetismus entfaltet sich nicht das Göttliche, sondern die Empfänglichkeit für dasselbe, und das ist sein schönster Preis“ (I, 181.). Mag immer dies Gebiet ein zweideutiges genannt werden müssen: ist nicht alles menschliche Organ zur Empfindung des Göttlichen, auch die Vernunft, damit wir vernehmen, was des Geistes Gottes ist, — zweideutig, d. h. können wir nicht Falsches und Wahres vernehmen, hören, sehen, mit den Sinnen, mit den Gedanken, mit dem Gangliengeflecht, schlafend und wachend? Ist nicht der Traum etwas höchst Zweideutiges, und doch hat Gott in Egypten und anderwärts vielmal durch Träume geredet. Die Frage in der Ev. R. Z. S. 734.: „Wonach sollte man ermahnen dürfen, daß zu irgend einer Zeit der heilige Geist durch unseren Leib vermittelt krankhafter Zustände auf unsere Seele wirken werde?“ ist also wohl zu dreist verneinend; denn warum sollte Gott sich nicht den Kranken offenbaren, wie den Gesunden? Wozu hier noch kommt, daß eben, was einerseits freilich Krankheit ist, andererseits als Annäherung zu einer höheren Gesundheit erscheint. Ist im Somnambulismus überhaupt ein Vermögen, aus der Geisteswelt zu vernehmen, entbunden, so liegt durchaus kein Grund vor, anzunehmen, daß nur die böse Geisteswelt, und nicht auch die gute, daß nur der Lügner von Anfang und nicht auch die ewige Wahrheit in das geöffnete Ohr etwas sagen werde. Freilich ist nichts wahr, weil es eine solche Seherin sagt, aber soll es auch nicht von Gott kommen, wenn es göttlich ist, bloß weil Gott bekanntlich nicht zu Magnetisiren reden könne? Indem Meyer einmal eine Schriftwahrheit durch magnetische Aussage befähigt, ruft er dabei aus: „Schade, Schade, daß irgend Jemand solche Wahrheiten von einer magnetischen Schlaflerin lernen muß! Aber wohl ihm, wenn er wenigstens diese hört“ (IV, 275.). Ueber die Zweideutigkeit der magnetischen Seherei um ihrer krankhaften menschlichen Unterlage willen läßt es Meyer auch nicht an Erklärungen und Warnungen fehlen; das einzige Beispiel heiliger Schrift, das er selber ausdrücklich ganz hieher zieht, ist Bileam, wozu er selber setzt: „Wie aber Bileam sonst in der Schrift angesehen ist, und was er Böses verübt hat, und wie ihm dafür vergolten worden, ist bekannt“ (III, 231.).

Bei solcher Unbefangenheit in der Mitte der Partheien kann er sich ruhig aussprechen: „Wer irgendwo die kritische Goldwaage aufzieht, kann sich sicher darauf verlassen, daß an jede Schale sich eine Parthei hängen wird, um sie niederzuliegen. Wird nun jede von diesen durch dreingeworfenes Gewicht schwebend erhalten, so wird sie sich unbedaglich fühlen, und das Urtheil scheitern. Wir haben die Genugthuung, es weder den Magnetisten noch den Antimagnetisten (man verziehe unter beiden die unbedingten) recht zu machen, und ergeben daraus, auch wenn wir blind wären, daß das Zünglein einsteht“ (V, 265.).

Nach solchen Erörterungen über die Meyersche Ansicht vom Magnetismus überhaupt wird man wohl die in der Ev. R. Z. S. 732. herausgehobene Stelle anders auffassen, als dort gesehen ist. M. spricht dort von gewissen besondern Erscheinungen der reinen Weisungsgabe, über welche er nur verhüllend andeutet: „daß dergleichen hier und da geschieht“ — diese setzt er nun mit dem Magnetismus, den er übrigens wesentlich davon unterscheidet, in solchen Zusammenhang, daß er freudig hofft, vielleicht werde bald das Niedere dem Höheren, etwas Besserem, zu dem es hingeleitet, Platz machen und aufhören — wobei ja in den letzteren Worten wiederum dem Niederen die rechte Stelle gezeigt ist. Uns scheint es jedoch immer unglücklich gewählt, grade mit dieser Aeußerung M's. Lehre bezeichnen zu wollen; denn die hier ausgesprochene Ahnung und Hoffnung von bevorstehender Erneuerung der Geistesgaben, welche ja in vieler Christen Herzen wohnt, und eigentlich von lebendiger Erwartung der Wiederkunft des Herrn

unzertrennlich ist, ist eine Nebensache, und scheint doch, wenn die Stelle so vereinzelt steht, ein Hauptgewicht zu haben. — Die folgende Stelle ferner S. 733. ist auch im Zusammenhang zu beachten. Sie ist eigentlich Anmerkung zum Aufsatz eines Mitarbeiters, welcher wahrlich den Magnetismus nicht hoch stellt, so daß M. hier und da seine Behauptungen etwas günstiger wendet unter dem Texte. Hier heißt es, daß im Magnetismus gewöhnlich „die Thätigkeit der Organe für die unsichtbare Welt in Verbindung mit der ziellosen Thätigkeit der Phantasie“ Statt finde, „ohne daß das magnetische Subjekt beide Thätigkeiten von einander unterscheiden kann“ — was M. verdeutlicht: „Wenn das äußere Auge Gestalten schaffen könnte, so würde im gemeinen Leben eine ähnliche Verwirrung entstehen.“ Hier heißt es ferner: „der Mensch ist dem Einfluß des Bösen mehr, des Guten weniger ausgesetzt, je nachdem das natürliche innere Licht heller oder dunkler in ihm ist, und je nachdem das übernatürliche Licht, welches durch die Gemeinschaft mit dem Worte des Lebens in ihm entsteht, ihn mehr oder weniger erleuchtet. Der magnetisch Selbstende also, dessen Inneres nicht ganz licht ist, ist nicht nur den lügenhaften Ausschweifungen seiner eigenen Phantasie, sondern auch dem lügenhaften Einfluß der bösen Mächte mehr als in seinem natürlichen Zustande ausgesetzt.“ Dies modificirt M. zwar, erkennt es aber im Ganzen an, und schließt zuletzt: „Was also hier bei thöricht ist, das ist der unbedingte Glaube an die hyperphysischen Aufschlüsse, die eine Schlafseherin gibt, oder die man sich durch sie zu verschaffen sucht. Alles muß nach der eigentlichen göttlichen Offenbarung, wie sie in der Bibel enthalten ist, geprüft werden. Der Herausg. ergreift diese Gelegenheit, wohlmeinende Leser, die ihn mißverstanden haben, abermals zu versichern, daß er den Magnetismus oder das magnetische Selbstleben an sich keinesweges für etwas Göttliches hält, sondern für ein entwickeltes menschliches Vermögen, und für eine Kraft, welche zwischen Irdischem und Himmlischem in der Mitte liegt, die aber Gott hat entdecken lassen, um uns unter andern durch ihre Analogie von der Gewisheit und den Verhältnissen dessen zu überführen, was höher und wichtiger als sie selber ist.“ Hier haben die etwas ungenauen Worte: zwischen Irdischem und Himmlischem in der Mitte — dem Referenten, dessen Wort wir gern (*ἀλλ' ἐν οὐρανῷ ἐν ἀνακτὶ* Ephes. 4, 15.) berichtigen möchten, zu hoch geflungen, obwohl ja eben vorher versichert wird: keinesweges etwas Göttliches! und ein Zustand eben darum nicht selber himmlisch, sondern zweideutig natürlich ist, wenn Himmlisches und Irdisches ihn gleichmäßig bewirken können, wie den Menschen überhaupt. Doch hören wir noch den Schluß der ganzen Stelle: „Uebrigens, wenn man sich durch den Magnetismus Aufschlüsse über die Dinge der unsichtbaren Welt aus blohem Formig verschaffen will, während wir in den Propheten und Aposteln ein ganzes Heer unskräftlicher Zeugen haben: so ist zu wissen, daß, der die Lebenden gemacht hat, auch wohl Blinde machen kann. Es ist daher nöthig, von der einen Seite die böse Neugierde und den Aberglauben zu meiden, von der andern aber, was sich bei Gelegenheit des Magnetismus nach Gottes Willen Nützliches darbietet, nicht von der Hand zu weisen.“

Nun diese edle Unparteilichkeit wolle Gott uns mehr, damit wir uns in die Zeit und Alles, was sie bringt und hat, richtig finden und schicken, nichts Nützliches von der Hand weisen mit dem Schätzblichen, und weder dem Magnetismus, noch denen, die von ihm schreiben, noch sonst Jemandem Unrecht thun in guter Meinung! „Einsseitig will uns Gott nie haben; und wenn ein Ding zwei Seiten zeigt, so müssen wir eben diese Zweifelsigkeit uns bei dessen Betrachtung zum ersten Gesetz dienen lassen, um nicht zu vergöttern was geschöpflich, und um nicht zu verdammen was unschuldig und Gottes Wille ist. So handeln, heißt unbefangen seyn, heißt weise werden wollen. Der Geist aber aller Wahrheit leite uns immer mehr in alle Wahrheit. Amen.“ (Blätter für höhere Wahrheit III, 226.)

gort.



# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1830.

Mittwoch den 22. December.

N<sup>o</sup> 102.

## Die Verwüstung der Evangelischen Kirche durch den Nationalismus.

Ueber falschen und wahren Protestantismus. Ein Beitrag zu den Verhandlungen über die Hallische Streitsache; mit besonderer Beziehung auf das theologische Bedenken des Herrn Dr. Ullmann. Von einem Evangelischen Geistlichen (nach der Vorrede zu L. in der Preussischen Provinz Sachsen). Herbst 1830. 20 Sgr.

So manche treffliche Schrift Evangelischen Geistes auch die Hallische Streitsache hervorgerufen hat: so vermisten wir doch bisher noch eine solche, welche, nach der Anschauung eines hienländisch erfahrenen Evangelischen Predigers, eine aus dem Leben gegriffene Charakteristik des jetzigen Zustandes unserer Kirche darbiete, und hiedurch die Verwüstungen der strengsten Wahrheit gemäß aufdeckte, die der Nationalismus in derselben anrichtet. Eine solche Schrift nun haben wir in der vorliegenden empfangen, und — bei aller Entschiedenheit und Wärme des Evangelischen Bekenntnisses — in einem so demüthigen und liebevollen Geiste, daß sie feurige Kohlen auf das Haupt der Gegner sammelt. „Nun denn“ — so spricht der Verf. gegen das Ende — „edlere Freunde und Vertheidiger des Nationalismus, — ich weiß, noch gibt es deren so manche — euch meine ich, die ihr ernstlich suchet nach Wahrheit, und eifrig nach Gerechtigkeit strebet, haltet dem Unbekannten, der hier zu euch redet, seinen Freimuth, wo er vielleicht euch durch ihn verletzt hätte, zu Gute! Ihr könnt's glauben, er hat es auf das Verlehen nicht abgesehen, er hat es auf eine persönliche Kränkung mit keinem Worte gemeint, das er gesagt hat; er fühlt sich in der Kraft des Herrn zu herzlichem Wohlwollen auch gegen diejenigen gestimmt, die zur Zeit noch das theuerste Kleinod des armen Menschenlebens, den seligmachenden Glauben an das Evangelium, nicht bloß als eine mystische und pietistische Schwärmerei verdächtigen, sondern sogar als Gefahr drohend für die bürgerliche Wohlfahrt der Staaten darstellen; einzig und allein die Liebe zu der uralten und ewig neuen Evangelischen Wahrheit, die ihre Gotteskraft bewährt hat, und fort und fort bewährt an Allen, die es ernstlich mit ihr versuchen, kein anderes Interesse hat, ihn zu dieser

Zeugnißgebung gedrungen.“ „Kommet doch aber“ — fährt er bald darauf weiter fort, — „mit völligem Absehen von meiner Person, wenn ich vorläufig euch mißfällig geworden bin, kommet zu genauerer Betrachtung der Sache, prüfet mit Unbefangenheit selbst auf beiden Seiten, beobachtet insonderheit diejenigen gar scharf, die man euch heut zu Tage in den gelesesten Zeitblättern als Mystiker und Pietisten verruft, und dann — urtheilet als Wahrheitsfreunde!“

Man darf aber nicht meinen, daß die vorliegende Schrift bloß den oben angedeuteten Inhalt habe, oder daß bloß dieser Theil ihres Inhaltes das Gute an ihr sey. Nein, der Plan dieser Schrift ist ein weit umfassenderer, und für Alles drücken wir dem Verf. recht herzlich und brüderlich die Hand. Er zeigt dreierlei: „zuvörderst, bei dem Streite wider den Nationalismus handle es sich mit nichts bloß um eine wissenschaftliche Differenz zwischen den gelehrten Theologen, denn es habe derselbe unlängbar mitten in der Evangelischen Kirche zu ihrer Verstörung und Verwüstung sein Wesen, und zwar sich deckend mit dem Schilde des Protestantischen Namens“ (S. 5—77.); „sodann, die wahre Evangelische Kirche werde keinesweges durch ihr sie bewegendes Freiheitsprincip von der entschiedensten Gegenwehr gegen jenes freie Schalten des Nationalismus in ihrer Mitte zurückgehalten; denn ihre Freiheit könne sie gar nicht dennen zum Gebrauche überlassen, von welchen sie dafür halte, daß sie dieselbe zu ergreifen und zu handhaben unfähig sehen; eben so wenig möge sie durch eine fremde Freiheit ihre eigene Freiheit beeinträchtigen und aufheben lassen“ (S. 78—121.); und „endlich, die Berechtigung, also zu statuiren, ergebe sich aus dem wahren Begriffe der Evangelisch-Protestantischen Kirche, nach welchem diejenigen, die wahrhaft zu ihr gehören, Mitgenossen der Schaar der wahrhaft Gläubigen seyen, und als einig in allen wesentlichen Stücken des Glaubens und der Lehre vorausgesetzt werden müßten“ (S. 122—159.), was der Verf. mit treffenden Stellen Luther's belegt. Hierauf (S. 159 bis 180.) gibt er noch einige practische Folgesätze an, in Betreff der rationalistischen Professoren der Evangelischen Theologie und Prediger, des Christenthumsunterrichts in den Evangelischen Gymnasien und Volksschulen u. dgl., und schließt zuletzt (S. 180 bis 193.) mit Bezugnahme auf die neuesten Zeitereignisse. All



diesen reichen Inhalt entfaltet die Schrift mit Gründlichkeit, Klarheit und Wärme, in einer edlen, aus dem Leben greifenden, Alles scharf und genau bestimmenden Sprache, und mit Berücksichtigung und Anführung treffender Aussprüche alter und neuer Gottesgelehrter; und besondere Erwähnung verdient es wohl, daß der Verf. vorzüglich oft Stellen aus den Neander'schen Schriften und aus der Schrift des Herrn Bischofs Eylert über den Werth und die Wirkung der Preussischen Agende zur Begründung oder Bestätigung seiner Sätze treffend allegirt. Vieles, was der Verf. bei Aufstellung und Begründung seiner Theorie sagt, verdient ganz besonders beherzigt und Vieles in dieser seiner Darstellung als besonders gelungen hervorgehoben zu werden; so namentlich im dritten Theile die Entwicklung des Begriffs der Kirche, ferner die Abweisung der Behauptung, daß zwischen Evangelischen und Rationalisten so bedeutende Einigungspunkte seyen, wobei der Verf. darthut, wie selbst in den Lehren von Gott, Tugend und Unsterblichkeit zwischen beiden eine unendliche Differenz bestehe; ferner die Bestimmung dessen, was wesentliche und was unwesentliche Punkte seyen im Lehrbegriff der Evangelischen Kirche, und sodann im Schlußworte die christliche Würdigung der neuesten politischen Zeitbegebenheiten.) Mit manchem Einzelnen möchten wir uns auch wohl nicht ganz einverstanden erklären; so wenn der Verf. S. 112. die Conventikel einen Nothbehelf nennt, da wir glauben, daß es zu allen Zeiten und unter allen Umständen schön und segensreich ist, wenn Christen nach dem Willen des Apostels sich unter einander ermahnen und einer den anderen bauen, und wenn der Verf. S. 178. mit Dr. Sahn auch von Märtyrern des Unglaubens spricht, was uns eine Entweihung des heiligen Namens ist. Da indeß die Theorie, welche der Verf. entwickelt, wohl bereits hinreichend in der Ev. K. Z. behandelt worden ist, so betrachten wir nur den Theil dieser Schrift etwas genauer, in welchem wir schon oben einen eigenthümlichen Vorzug derselben anerkannten, auf welchen es nach dem Vorwort S. V. auch dem Verf. vornehmlich ankommt, und in dem es nun eben seine Absicht ist, „zur Vorbereitung eines entschiedenen Sieges der evangelischen Wahrheit über unevangelische Truggebilde, die Blicke unpartheiischer Männer auf gewisse practische Momente des Volkslebens dieser Zeit hinzulenken, so weit sich dasselbe nach dem Rationalismus bereits gestaltet hat, und nach ihm, wenn er seine Herrschaft in der Kirche fortbehaupten sollte, mehr und mehr gestalten würde.“

Unbegreiflich ist es dem Verf. (S. 6.), wie der ehrenwürdige Dr. Neander in den Bereich bloß wissenschaftlicher Dis-

ferenzen die Mittheilungen der Ev. K. Z. über den Hallischen Rationalismus habe ziehen können.“ „Wüßte es,“ fährt er fort, „der mit gutem Rechte in weiten Kreisen hochgeachtete Christ und Gelehrte, wie sehr durch seine berühmte gewordene Erklärung die heilige Sache nicht etwa bloß der äußeren Evangelischen Kirchengemeinschaft, sondern auch der von ihm so ernstlich vertheidigten unsichtbaren Kirche Christi bei vielen schwachen Gemüthern beeinträchtigt und gefährdet worden ist; gewiß, es würde ihm innigst leid thun, den entschiedenen Gegnern seines eigenen Glaubens dergestalt Mißde und Schonung bewiesen zu haben, daß darüber viele seiner noch leicht beweglichen Mitgläubigen, ohne mit einer gleichen Milde und Schonung bedacht zu seyn, einer Verwirrung ihrer Gewissen fast nicht entgehen können. Sollte aber obenein dem ehrwürdigen Manne die Stimme der Erfahrung über kurz oder lang zu der Ueberführung verhelfen, daß es sich hier keinesweges bloß um Differenzen handelt, die zwischen den wissenschaftlichen Theologen obwalten, so hat es für alle diejenigen, die den Evangelischen Sinn dieses Gottesgelehrten kennen, gar keinen Zweifel, daß er vor dem Herrn über sein diesmaliges Fehlgreifen tief sich demüthigen und . . . eben so öffentlich seine irrige Voraussetzung widerrufen wird, wie er sie öffentlich als zweifellos gewiß und eben dadurch in einer vielen seiner schwachen Mitgläubigen Verrüthniß gebenden Weise ausgesprochen hat.“ — Um nun zu erweisen, daß es sich beim Streite gegen den Rationalismus keinesweges bloß um wissenschaftliche Differenzen handle, geht der Verf. von der eingestandenen Uebereinstimmung der Verschiedenheit der Evangelischen und rationalistischen Lehrsätze aus, und deckt hierauf die trügerischen Künste auf, wodurch rationalistische Lehrer ihre Ansichten vom wissenschaftlichen Gebiete auf das kirchliche hinüber lassen. Er hält sich hiebei an die Aussprüche Dr. Köhr's, dem unser Glaube als eine Art „religiöser Bestialität“ vorkommt, und der daher versichert, daß die Bekenntnisschriften den rechtlichen Mann in eine peinliche Collision setzen, der jedoch Niemanden zumuthet, deshalb kein öffentliches Lehramt anzunehmen oder dasselbe niederzulegen, es sey denn, daß er einen Glauben habe, der Berge versetze, oder ein Generalpächtervermögen, bei dem er seine zeitliche Subsistenz nicht auf ein Lehramt gründen dürfe (eine Ansicht, von der nach der Versicherung des Verf. S. 11. so manche Rationalisten „aufs Dreifache behaupten, so etwas habe der würdige Köhr gewiß nie gesagt, und nur aus Consequenzmacherei werde dergleichen ihm aufgebürdet“), und der darum dem rationalistischen Prediger den Rath gibt, in seinem rationalistischen Vortrage doch der Ausdrücke und Formen des alten Systems sich zu bedienen (denn nur wer es auch im Herzen so meint, wie er auf der Kanzel solches redet, ist ein Mystiker, Pietist &c., wer es dagegen nicht auch so meint, ein weiser Lehrer). Den Einwand, daß ja doch die rationalistischen Universitätslehrer ihre Ansichten bloß zur Anregung eines wissenschaftlichen Geistes aufstellten, weist der Verf. schlagend ab durch diplomatisch genaue Mittheilung der in Vorlesungen über kirchliche Dogmatik ihm ertheilten Anleitung zur Behandlung der Lehren von der Erbsünde, Versöhnung und Rechtfertigung im practischen Volksunterricht, d. h. „zur Einschwärmung rationalistischer Irrthümer in denselben.“ Vielmehr eben durch die Universitäten verbreitet sich der Rationalismus so schnell und allgemein auf die Kanzeln. „Bald gab es in der Kirche nur noch wenige Kanzeln, auf denen nicht in der Schule des Rationalismus gebildete und demselben ergebene Prediger standen, und zwar trugen diese meistens, von dem verständelnden Sinne

\*) „Bergen können wir es uns ja schwerlich“ — heißt es S. 182., — „es ist ein finsterner, arger, lüthlicher Geist, der, von manchen Kurzsichtigen freilich für einen Engel des Lichts gehalten, bingelt durch diese Zeit und in zahlreichen Bethören ihres Geschlechtes sein heillofes Werk hat. Seit jenen mit lautem Preise erhobenen Zustagen in Paris, haben wir ja Auftritte erlebt, die, wer unbefangen urtheilt, wohl ansehen dürfte als bedenkliche Vorspiele von Ereignissen, welche in den Tagen der Zukunft, so Gottes Geist nicht bald einen freieren Zugang in die Herzen gewinnt, gar leicht auch die Wohlthat der Deutschen Völker gewaltig erschüttern könnten.“ Und S. 188.: „Laßt es uns doch nie im Mindesten zurückhalten, daß, wenn nun einmal unsere Evangelische Entschiedenheit servil von ihnen geheißt wird, wir in solchem ihren Sinne allerdings servile Christen seyen, dabei aber in uns selbst das freudige Bewußtseyn tragen, es habe unser Annehmen des heiligen Berufs, Knechte Gottes zu seyn, uns zu Freien von der Ungerechtigkeit und somit zu wahrhaft liberalen Christen gemacht.“



der Gemeinde, welchen der Zeitgeist genährt hatte, dabei begünstigt, unbedenklich ihre rationalistischen Lehrsätze als die gemeine Lehre der Evangelischen Kirche vor; ja es kam dahin, daß viele, viele Prediger die socinianische oder rationalistische Lehre, welche sie führten, gar nicht mehr für unfürzlich hielten, und daß sie daher, grade wenn sie es mit ihrem Berufe ernstlich meinten, gegen die evangelisch-kirchlichen Stimmen, welche hie und da in des Geistes Kraft sich wieder vernehmen ließen, als Dienten dieselben entschieden den finsternen Zwecken des Mysticismus, Fanaticismus, Jesuitismus u., sich laut und eifernd erhoben, wie wenn sie um der Vertheidigung des wahren Protestantismus willen dazu verbunden wären.“ — Im Folgenden geht nun der Verf. zur Betrachtung des Einwandes über, daß ja der Glaube einer Protestantischen Gemeinde von dem Lehrvortrage der Kirchendiener unabhängig sey. Er staunt mit Recht über eine solche Behauptung, die im Grunde das Predigtamt als überflüssig darstellt. Der Rationalismus der Theologen soll unter den Laien keinen oder doch nur geringen Schaden bisher angerichtet haben, weil — nach Dr. Reander — diese solche Versuchungen und Kämpfe nicht zu bestehen hätten, wie die wissenschaftlichen Theologen, und weil — nach Dr. Ullmann — die Protestantische Gemeinschaft die Quellen der christlichen Erkenntniß Jedem öffne u. Gegen das Erstere setzt der Verf. seine „unabweisliche Erfahrung, daß der Rationalismus den Laien in allen Ständen noch weit leichter und verderblicher befhöre als den Theologen,“ und gegen das Letztere bemerkt er: „Wird denn da, wo (durch die rationalistische Predigt) die rationalistische Denkart unter den Laien die Herrschaft gewinnt, das Wort Gottes als die Quelle christlicher Erkenntniß noch anerkannt? Nehmen denn also die Irregeführten ihre Ueberzeugungen aus diesem Worte u.“ „Man merkt es,“ fährt er fort, „vielen unserer Gelehrten an, sie kommen bei ihrem isolirten wissenschaftlichen Leben nicht dazu, es selbst zu erfahren, welche ungeheure Verwüstungen der seit Jahren auf dem Gebiete der Evangelischen Kirche unbedenklich gepredigte Rationalismus schon angerichtet hat, — Verwüstungen, über welche zum Theil selbst viele rationalistische Universitätslehrer erschrecken würden.“

Unter den gebildeten Ständen — dies Alles führt nun der Verf. sorgsam aus, die strenge Wahrheit aller einzelnen Beispiele verbürgend — ist die Bibel ein gar unbekanntes, verachtetes und ungebrauchtes Buch geworden. Bibellesen gilt ihnen schon für ein Zeichen von einer mystischen Richtung — wie ja auch Dr. Röhr manchen von Jesu eigenen Aeußerungen einen mystischen Pathos zuschreibt, falls man nämlich die wörtliche Authentie jener Aeußerungen annehme. Mystisch will man nun aber durchaus nicht seyn und nicht werden; so liest man lieber auch die heilige Schrift nicht, sondern greift vielmehr höchstens nach den Stunden der Andacht oder ähnlichen Phantasiegebilden eines schwärmerischen Deismus. Doch geschieht auch dies mit einigem Ernste fast nur vom weiblichen Geschlechte. Nicht einmal durch die Bibelstellen in den rationalistischen Predigten wird die Bibel diesen Gebildeten einigermassen bekannt; denn am Hören und Lesen von Predigten findet man eben keinen Geschmack. „Ich gehe nicht in die Kirche,“ sagte ein in seiner Berufswissenschaft wohl unterrichteter Mann. „Religion habe ich deshalb doch. Denn wie von der Kanzel der Prediger die Religion verkündigt, die er aus seiner Vernunft hat, so muß ich als Gebildeter im Stande seyn, mir selbstthätig meine Religion zu entwickeln.“ Daher offenbart sich denn auch nachgrade unter den gebildeten Laien eine Unwissenheit hinsichtlich der Bibel, ih-

res Ursprungs und Inhalts, eine Begriffsverwirrung auf dem sittlichen Gebiete, eine Entschiedenheit des trostlosesten Unglaubens, eine Zurückstellung dessen, was Pflicht ist, hinter dasjenige, wozu die Lust am Eiteln hinlockt, die Staunen erregt.

(Schluß folgt.)

## Nachrichten.

(Benutzung der Religionsfreiheit in Frankreich.)

In der neuen Französischen Staatsverfassung ist bekanntlich der Grundsatz völliger Religionsfreiheit in seinem ganzen Umfange als ein Grundgesetz ausgesprochen worden, und es scheint bis jetzt, daß man auch weit davon entfernt ist, ihn in praxi zu beschränken. Vielmehr wurde neuerlich unter andern der Vorschlag gemacht, da auch die Juden als Staatsbürger betrachtet würden, ihnen in Bezug auf den Cultus dieselbe Unterstützung zu ertheilen, wie den Römischen und Protestantischen Kirchen. Auf der anderen Seite wird von demselben Princip aus die völlige Trennung von Staats- und Kirchensachen gefordert. Nicht nur haben kleinere Secten sich unabhängig vom Staate ihren Wirkungskreis eröffnet und erweitert, wie die St. Simonisten, eine religiös-politische Parthei, die den Grundsatz absoluter Gleichheit — namentlich auch der beiden Geschlechter, selbst in bürgerlichen Dingen — mit dem Streben nach Hierarchie — indem sie eine förmliche Aristocratie des Talents einzurichten Willens scheint und selbst schon einen oder zwei Päpste hat — zu vereinigen weht und in öffentlichen Localen — unter andern in einem kleinen Theater — ungehört predigt. Auch bedeutendere Partheien erheben sich wieder von entgegengesetzten Seiten. Herr Abbé de la Mennais gibt eine Zeitschrift: l'Avenir (die Zukunft) heraus, mit dem Motto: Gott und Freiheit! in der er nach seiner Weise die Grundsätze eines philosophischen Catholicismus zu begründen und auszuführen sucht. Aber der jetzt vorherrschende Gedanke, der, von dessen Realisirung er alles Heil erwartet, ist (ein merkwürdiges Zeichen der Zeit!) — die völlige Abtrennung des Römischen Kirchenwesens von den bürgerlichen Einrichtungen. Hierfür, meint er, sey jetzt in Frankreich der Zeitpunkt gekommen; entblößt von all den äußeren Hülfsmitteln, auf die sie sich jetzt stützt, werde die Kraft der Wahrheit die verfallene Kirche neu aufbauen. Aber auch der Staat müsse die Vortheile dieser Trennung einsehen, und, sich ganz vom geistlichen Gebiete zurückziehend, es ganz der Kirche überlassen. Denn nur wenn, ohne sein Zuthun, das Volk wirklich von Religion belebt, wenn es mit Glauben und Treue erfüllt und durch Liebe unter sich verbunden werde, könne der Staat vor neuen Umwälzungen sicher seyn, die sonst nothwendig aus seinem Schooße hervorgehen müßten. Die alten Formen seyen gesprengt worden, nachdem der mittelalterliche Feudalismus aufgehört habe, ein lebendiger Organismus des Staats zu seyn. Mit der Aufhebung der Standesunterschiede wäre allerdings Alles zusammengefallen; aber diese theoretische Gleichheit werde sich nicht halten, weil sich ganz nothwendig neue Kräfte entwickeln und durch die Ungleichheit der Entwicklung neue Unterschiede begründen müßten, welche dann auch, wie alles Aeußere, was eine Zeit lang bleibt, sich festsetzen und früher oder später stabil bleiben würden. Es werde sich in Frankreich eine Aristocratie der Handels- und Fabrikherren und dgl. bilden, weil diese es seyen, die durch ihren Besitz auch den meisten Einfluß auf das zur Wahlfähigkeit und somit zum Antheil an der Regierung gelangte Volk hätten. Und daraus müßten unzählige Mißverhältnisse und unendliche Reibungen und Kämpfe entstehen. Nur der Einfluß der Römischen Kirche auf die Gemüther könne all dem Unglück entgegenwirken und die Freiheit und Ruhe des Staates sichern; zu dieser Wirksamkeit aber bedürfe die Kirche völliger Unabhängigkeit.

Wir haben diese Ideen, die Herr de la Mennais in einem auch in Deutschen Blättern mitgetheilten Aufsatze geistreich entwickelt, der



Sache nach treu hier kurz zusammengestellt, da wir es nicht übernehmen können, das viele Wahre darin — und es scheint Vieles darin auf tieferer Geschichtsbetrachtung zu beruhen — von dem Falschen zu sondern, das besonders in der Anwendung auf die Römische Kirche klar in die Augen springt. Wie er aber der Hierarchie selbst die Vortheile einer solchen Trennung plausibel zu machen sich bemühe, mag folgender Auszug aus einem anderen seiner Aufsätze zeigen:

Von jetzt an kann der Staat für nichts mehr zählen bei der Wahl von Bischöfen und von Pfarrern. Dem Papste allein kommt es zu, die Art ihrer Wahl oder des Vorschlags zu bestimmen. Die Regierung hat sich in nichts mehr zu mischen, was den Gottesdienst, den Unterricht, die Kirchenzucht betrifft. Alle Franzosen, wie sie auch sonst denken mögen, müssen sich für die freie und vollständige Ausführung dieses Gesetzes interessieren. — Aber, wir müssen es laut sagen, keine Freiheit ist möglich für die Kirche, wenn das Jahrgehalt ihrer Geistlichen noch länger ausbezahlt wird. Wer bezahlt wird, hängt von dem ab, der ihn bezahlt. Das Stück Brodt, das man dem Clerus hinwirft, ist ein Rechtittel, ihn zu unterdrücken. Es ist hohe Zeit, daß der Priester zu seiner Unabhängigkeit und Würde zurückkehre. Freilich muß er leben; aber voraus ist nöthig, daß die Kirche lebe, und ihr Leben hängt von diesem Opfer ab. Damit wird der politische Haß aufhören, dessen Gegenstand sie ward; sie wird sich erneuern durch Kirchenzucht und Wissenschaft. — Je mehr sich der Priester uneigennützig beweisen, sich selbst verläugnen wird, desto mehr wird die Willkürigkeit seinen Bedürfnissen zuvorkommen. Das armseligste Volk Europa's ist das Frische; und nirgends ist die Religion solider dotirt, weil daselbst der Arme sie dotirt. Ich weiß, daß es Cantone in Frankreich gibt, in denen der Glaube beinahe erloschen ist und wenig Hülfsmittel der Art zu erwarten sind; aber es sind wenige, und in diesen wenigen ist, wir sagen es mit Schmerz, eine der Ursachen des religiösen Verfalls der Mangel an Eifer und wahrem Priestergeiste unter den Geistlichen. — Wüßten die Bischöfe ihr lang unterdrücktes Haupt erheben! und mit einem einmüthigen und entscheidenden Schritt die Trennung zu Stande bringen, die uns in Freiheit setzen wird! — Außerlich, wie alle Franzosen, den bürgerlichen Gesetzen unterworfen, würden wir in der rein geistlichen Ordnung der Dinge frei und Niemanden gehorsam seyn, als dem, den uns Jesus Christus zum Oberhaupte gegeben hat, der einzig unsere Glaubenssagen bestimmen, unsere Verwaltung dirigiren und inspiciern, für geistliche Diener sorgen soll. — Kein Gegensatz gegen die Bischöfe stößt uns diesen Gedanken ein, nur der Wunsch, die traurigen Zwistigkeiten verschwinden, Einigkeit und Ordnung wiederkehren zu sehen, nur die strenge Pflicht, das Christenthum zu retten, indem wir es über die Stürme der Leidenschaften und Politik erheben. — Prediger dessen, der in einer Krippe geboren ward und an einem Kreuze starb, kehrt zu eurem Ursprung zurück! Hülf euch freiwillig in Armuth, in Leiden, und das Wort des leidenden Gottes wird auf euren Lippen seine frühere Kraft wieder gewinnen. Ohne andere, als seine Hülf, stürzt wie die zwölf Fischer in die Mitte der Völker und beginnt von Neuem, sie zu erobern! Eine neue Aere des Triumphs und der Herrlichkeit für das Christenthum bereitet sich schon.

Wir wollen auch über diese Ansichten de la Mennais, die edler und großartiger seyn mögen, als die mancher Gallicanischen Bischöfe, uns des Urtheils enthalten. Aber was ihr Erfolg seyn dürfte, scheint uns nicht zweifelhaft. Schon hat, wie die Zeitungen melden, einer der Letzteren sein Blatt den Geistlichen seines Sprengels untersagt, und es läßt sich voraussehen, daß es bei den anderen eben so wenig Eingang finden wird. Zwar glauben wir, daß die Römische Kirche in sich eine tiefere und furchtbarere Kraft hat, als die äußerlichen Hülfsmittel, die sie den Staaten verbankt. Aber ob diese nicht jetzt in der Masse ihrer eigenen Glieder in Frankreich durch eine andere verdrängt sey, das ist

die Frage. Wichtig scheinen sie uns die Archives du Christianisme zu beantworten, deren Novemberheft aus dem Auftrufe de la Mennais dies letzte auszugsweise mitgetheilte Bruchstück enthält. „Wir konnten seit ein paar Monaten sehen,“ sagen sie, „wie wenig tief die Wurzeln sind, welche den Katholicismus in Frankreich festhalten. Unglaube, Verachtung gegen den Aberglauben, Ueberdruß, das Joch zu tragen, oder Durst nach einer unbekannten Wahrheit — dies irrt man jetzt in den verschiedenen Geistern an, aber fast nirgends Anhänglichkeit und Verehrung für jene verfälschte Lehre, aufrichtigen Glauben an ihre Dogmen, Gehorsam gegen ihre Uebungen. Indes gibt es einige Männer von Talent und Energie, die erst den Katholicismus in seinem Verfall mit einer Art hinreißender Kraft, die einer besseren Sache würdig wäre, zu stützen suchten und jetzt ihm gerne durch einen Firnis die anziehende Miene der Jugend wiedergaben. — Aber der Enthusiasmus wird den Fanatismus nicht erlösen und der Schritt der Freiheit steht denen übel, die selbst mit Eisenbanden angeschmiebet sind. — Es würde ein wunderbares Schauspiel seyn, wenn das Papstthum, wie ein Sterbender im Wahnsinn, wirklich schrie, es sey stark und könne ohne Stütze gehen, und mit großer Gewalt aufstände, und niederstürzte mit aller Gewalt, um zu sterben.“

Doch auch Andere haben schon den Versuch gemacht, und zwar practisch, ihre Kirche unabhängig zu gründen und fortzupflanzen, wie die Archive ebendasselbst berichten, und zwar solche, die sich zu den wesentlichsten Grundlehren des Protestantismus bekennen. Wie wir wissen, bestanden schon unter der vorigen Regierung Vereine dieser Art (der eine unter der Leitung des aus dem Schweizer Canton Waadt verwiesenen Dissidentenprediger Dübier d. Aelt.). Jetzt bedürfen sie nicht einmal mehr einer Auctorisation von Seiten der Regierung, um sich zu constituiren; eine Declaration von ihrer Seite an dieselbe reicht völlig hin. Auch haben sie wirklich seit wenig Wochen in Paris drei Capellen eröffnet, über deren Thüre die Inschrift: Culte protestant non salarié par l'Etat. Entrée gratuite, \*) Jedermann zur eigenen Ansicht und Beurtheilung einlabet. Ohne ihre besondere Lehre zu billigen, hoffen die Archive viel von ihrer Wirksamkeit, besonders unter den Römischkatholischen und den Ungläubigen jedes Namens. Auf jeden Fall ist es sehr erfreulich, daß die Religionsfreiheit in Frankreich, wenn auch ihre völlige Anerkennung vom Indifferentismus und Unglauben ausgegangen zu seyn scheint, jetzt auch für den christlichen Glauben im vollem Maasse da ist und benutzt wird. Wird doch auch die Macht der Finsterniß nicht säumen, sich seiner zu bedienen, und werden vielleicht selbst Viele von denen, die jenes Princip in ihre Verfassung aufnahmen, in der Hoffnung, durch völlige Freiheit demjenigen den Sieg zu verschaffen, was sie Licht nennen, bitter enttäuscht von dem schönen Principe zurückkommen, sobald das Christenthum sich freier entfalten und sie über den Vortheil belehren wird, den, nicht der Unglaube, sondern der Glaube daraus zieht. Was die Zukunft bringt, wissen wir nicht, aber das liegt in der Natur der Welt, daß sie nur so lange auch dem Christenthum freien Spielraum gestattet, als sie selbst auf dem Kampfsplatze die stärkere zu seyn glaubt, und also durch die Schrankenlosigkeit nur zu gewinnen hofft, daß aber ihre Hoffnung sie betrügt, und mit ihrer Hoffnung dann auch ihre Liberalität ein Ende nimmt. Aber eben darum, laßt uns wirken, so lange es Tag ist. Es kommt die Nacht, da Niemand mehr wirken kann. Wir sind nicht von der Nacht, noch von der Finsterniß. Aber die Nacht leuchtet wie der Tag. Tag und Nacht sind des Herrn. In Glück und Unglück wird er unser Gott seyn.

\*) „Som Staate nicht befohlener Protestantischer Gottesdienst, Eintritt unentgeltlich.“



# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1830.

Sonnabend den 25. December.

N<sup>o</sup> 103.

## Die Verwüstung der Evangelischen Kirche durch den Rationalismus.

(Schluß.)

Ein sehr angesehenes Mitglied der Kirche, das zwar unter dem fleißigen Lesen deistischer und rationalistischer Schriften die Ueberzeugung festgehalten hatte, daß der Mensch ohne Religiosität eines gar schätzbaren Vorzugs entbehre, dabei aber zwischen der Religion der Vollkommenen und des großen Haufens unterscheiden zu müssen glaubte, äußerte bei Gelegenheit des Aufsehens der Probabilia Dr. Bretschneider's, es sey ihm schon immer befremdend gewesen, daß man so lange unser Evangelium Johannis auf guten Glauben dem Johannes zugeschrieben habe, da man es doch längst als etwas Ungereimtes hätte erkennen sollen, das Buch für das Product eines Mannes zu halten, der es doch nur, so man das unglaubliche Wunder glaube, geschrieben haben könne, da ihn ja Herodes lange vor Jesu Hinrichtung habe enthaupten lassen. Dieselbe Person äußerte ihre Freude über den Beschluß der Londoner Bibelgesellschaft, die Verbreitung des apokryphischen Theils der Bibel nicht mehr zu fördern; „der gebildete Geschmack kann sich doch einmal nicht befreunden mit so indecenten Geschichten von rohen und brutalen Vorfällen, wie sie in den Büchern Moses, Josua, Richter, Ruth &c. stehen, und mit den vielen Wundererzählungen und mit sonstigen anstößigen Stellen, die auch im N. T. vorkommen.“ Eben derselbe wollte seiner Tochter die Erlaubniß zum Lesen des N. T. nicht unbedingt gewähren, „denn wie möge doch ein junges unschuldiges Mädchen z. B. das schmutzige Capitel Röm. 4., ohne Anstoß zu nehmen, lesen können?“ — Ein Mann, der zu den studirten Leuten gehörte, ward in leiblicher Trübsal hingewiesen auf den Trost des göttlichen Wortes. „Des göttlichen Wortes?“ fragte er. „Hat das nicht ein Mensch wie unser einer, geschrieben, und noch dazu in einer finsternen ungeklärten Zeit? Jetzt hat man ja doch mehr geläuterte Begriffe von dem, was göttlich ist, wie Luther sie haben konnte.“ Auf die Entgegnung, Luther sey ja doch nur Uebersetzer der heiligen Schrift, erwiderte er, „es sey doch jetzt die Ansicht vieler

Aufgeklärten, daß Luther selbst die Bibel gemacht habe.“ — Ein für sehr unterrichtet geltender und hochgeachteter Staatsdiener gestand gelegentlich, daß er zwischen Moralität, wie sie die kirchliche Predigt anzuführen habe, und zwischen Legalität, wie das bürgerliche Gesetzbuch sie fordere, durchaus keinen Unterschied wisse. — In einer politischen Zeitung begegnete neulich dem Auge folgende Todesanzeige: „Am 26. April hörte mein erstgeborener Sohn W. auf zu seyn, und ging zum ewigen Schlaf. Heute Morgen folgte ihm mein jüngstgeborener Sohn auch dahin, wo kein Wiedererwachen ist. Nicht um Worte des Trostes, die es hier nicht gibt, sondern nur zur Nachricht zeige ich diese Verluste meinen Verwandten und Bekannten an.“ — „Tugend,“ sagte ein gebildetes Frauenzimmer, „fordere ich vom Manne nicht (nach dem Zusammenhange wird unter Tugend das Reinbleiben von offenbaren Unkeuschheitsünden verstanden); sie gehört unerläßlich doch wohl nur zu den Leistungen einer edlen Weiblichkeit; den Anspruch mache ich an den Mann, daß er Verstand habe und edelmüthig sey.“ — Und solch Unwesen unter den gebildeten Ständen wird nun noch durch rationalistische Prediger mitunter offenbar begünstigt. Ein solcher fragte in einer zahlreichen Gesellschaft einen bibelgläubigen Amtsbruder scherzend: „Nun bestehen Sie noch darauf, daß es nur einen einzigen Weg zum Himmel gibt?“ Der Gefragte antwortete mit Ernst. „Ei, wer wird so unbarmherzig seyn!“ entgegnete jener. „Ich glaube an einen barmherzigen Gott; der läßt keinen unselig werden. Nein, zum Himmel führen viele Wege, und auf jedem, den man einschlägt, kommt man hin. Treibt man es arg, so hat man den Schaden davon in dieser Welt; dort aber wird Jeder selig.“ Selbstgefällig trat jetzt ein leichtsinniger Lüstling näher, klopfte dem Sprecher traulich auf die Schulter, und sagte: „Ich danke Ihnen, daß Sie als Geistlicher eine solche Sprache führen. Man wird doch durch ein Wort der Art von einem Sachverständigen in seinem Glauben immer gewisser. Ich gestehe, mein Christenthum ist das schon lange gewesen. Dabei will ich denn auch bleiben.“ (Und einem Predigerunwesen der Art sollte eine kirchliche Landesbehörde durch nichts vorbeugen, als durch eine Annahmung der Art [S. 168.]: „Ihre Ueberzeugung haben Sie frei; aber hüten



Sie sich, künftig vor der Gemeinde so keck, wie in Ihren Prüfungsschriften, Ihren Nationalismus hervortreten zu lassen“?)

Aber in der eigentlichen Masse der Evangelischen Kirche steht es doch vielleicht so übel nicht? Auch hier wehrt dem Verf. seine bestimmte Erfahrung eine erfreuliche Antwort zu geben. Er sieht „durch das rationalistische Treiben nicht bloß den Mittelstand der Städte, sondern auch die gemeinen Landbewohner des Evangelischen Glaubens ihrer Väter beraubt, und für denselben in hundert Fällen gegen einen fest verschlossen.“ Man halte einmal Nachfrage, sagt er, wie viel noch Kenntniß der Grundwahrheiten der Bibel und der alterangelischen Kirchenlehre in den Gemüthern vorhanden sey, — und man wird betroffen werden über das Resultat. Die Rücksichten auf eigenen Nutzen, auf eigene Ehre, auf zeitlichen Gewinn oder Einfluß, auf sinnliche Lust oder Unlust sind nicht bloß die mächtigen Triebfedern des großen Hausens, sondern sie gelten ihm auch für die unbedenklich zulässigen, ja selbst von Gott geordneten. Wie erschrecklich sieht es im Hausstande so vieler aus! Zahlreiche Ehebindnisse bestehen fort bloß um zeitlicher und fleischlicher Rücksichten willen, zahlreiche werden aufgelöst durch den schönsten Erdensinn. (Selbst der Verf. kann auf dem Raume von höchstens einer Quadratmeile, in einem wegen Sittenverfalls durchaus nicht berückichtigten Gebiete, vier bis fünf Fälle nachweisen, wo Ehegatten ihre gerichtliche Scheidung vermittelt trügerischer Vorspiegelungen durchzusetzen gesucht haben, um nach derselben in dem alten Verhältnisse nur fortan in gewünschter Ungebundenheit und auf Seiten des Mannes bigamisch, fortzuleben, oder wo von Personen, die kaum seit etlichen Wochen verheirathet waren, unter Berufung auf die Kinderlosigkeit ihrer Ehe, die gerichtliche Scheidung begehrt und erreicht ward.) Wie unglaublich zugenommen hat die Zahl der Kinder und Schwiegerkinder, welche ihren alten Eltern mit Worten und Thätlichkeiten auf das Empörendste zusehen, und dabei alle Schuld dem unverträglichen Beizeigen des Vaters und der Mutter aufbürden, wie denn auch das gemeine Publikum einstimmig zu erklären pflegt, man wisse ja freilich nicht, wer eigentlich von beiden Theilen den Zwiespalt veranlaßt habe. — Im bürgerlichen Leben sind feine und grobe Veruntreuungen und Betrügerien nicht bloß etwas Gewöhnliches, sondern gelten auch, zumal wenn sie gegen den Staat namentlich durch Steuerdefraudationen verübt werden, weder bei dem Betrüger selbst, noch in der öffentlichen Meinung eben für Sünde und Frevel. — An vielen Orten ist dem alten Glauben und seinem Thätigseyn in rechter Gottes- und Menschenliebe dadurch der Lebensnerv zerstört worden, daß man ihm die herrlichen Kernlieder der Kirche schlau aus den Händen und Herzen gewunden hat (wobei der Verf. in tiefer Beugung Zeugniß wider sich selbst gibt, da er einst noch im rationalistischen Unglauben befangen war), und daß man ihm statt des echten Inhalts der heiligen Schrift die neuesten verständelnden Erklärungen in Kirchen und Schulen dargereicht, und zu einer bleibenden Vulgata gemacht hat. So ist denn der gemeine Mann vermittelt der ihm gewidmeten Bearbeitung zu der Ansicht gelangt, daß ihm eines Theils, sich selbst überlassen, das Verständniß der Bibel zu schwer sey, und daß es nur den Lehrern und Predigern zugemuthet werden könne, über die Lehren der Schrift Auskunft zu geben, und daß anderen Theils doch Vieles von dem nicht wahr sey, was in ihr geschrieben steht. So ist sie ihm gleichgültig geworden; er läßt sie ungebraucht liegen, und ließt nur, wenn's sich einmal so passen will, zum Zeitvertreibe in

ihre, sie als ein Schulbuch ansehend, das um der Kinder willen ja freilich angeschafft werden muß. Ein siecher und elender Bürger — erzählt der Verf. — der sich murrend gegen Jemand ausließ, und von ihm an's Wort Gottes verwiesen ward, erwiderte: „Glauben Sie denn wirklich noch, daß in der Bibel Gottes Wort steht? Das meint doch ernstlich in unserer aufgeklärten Zeit kein Verständiger mehr.“ Da ihm das Rechte geantwortet ward, entgegnete er! „Ich verstehe das nun eben nicht, aber unser seliger“ — er nannte einen sehr bekannten rationalistischen Prediger — „war doch gewiß ein aufgeklärter und gelehrter Mann, der die Sache doch wohl muß verstanden haben, und der hat es uns ganz anders gesagt, und selbst von der Kanzel ganz anders gepredigt.“ In derselben Stadt — fährt der Verf. fort — hört man sehr allgemein dieselbe Stimme des Unglaubens und der Berufung auf den gefeierten Prediger desselben, und dabei erwähnen die Bürgerleute zugleich die anstößigsten Dinge aus seinem Lebenswandel, als wären das nur kleine Fehler und Schwachheiten. Bei dieser Gelegenheit fügt der Verf. die Bemerkung hinzu, wie unglaublich überhaupt in den schon länger rationalistisch geführten Gemeinden die Duldsamkeit selbst gegen grobe Ausschweifungen und Laster bei ihren Predigern und Schullehrern zugenommen habe, so dieselben sich nur sonst sanft und mild, gefällig und nachgiebig in ihrem Berufsfreise bezeigen. „D“ — heißt's häufig in gewissen Landgemeinden — „unser Pastor ist ein lieber, guter, braver Mann! Er hat wohl keine Fehler — aber Fehlen ist ja menschlich! Er trinkt wohl stark und liebt lustige Gesellschaft, weshalb er denn auch das und das Mal nicht predigen konnte, und auf eine ganz sonderbare Weise bei A. getauft und bei B. getraut hat. Aber er ist doch ein menschenfreundlicher umgänglicher Mann, der dem geplagten Volke auch einmal ein Vergnügen gönnt u.“ Und wenn man nun hiezu noch nimmt, daß in den meisten Schulen für die Jugend eines solchen Volkes die Dintersche Schullehrerbüchel mit anderen Schriften desselben Verfassers bis auf seine Biographie hinab, monarchisch herrscht, noch dazu in Schulen, deren nicht wenige von Männern geleitet werden, „die leichtsinnig (S. 170.) nach ihren Lüsten sich gehen lassen, die bei einem arg besetzten Rufe und bei einem in offensbaren Ausschweifungen geführten Leben dennoch immerfort Jugendbildner bleiben,“ gebildet vielleicht in einem der Seminarien (S. 173.), deren Vorsteher eine „die Rechtfertigung des sündigen Menschen vor Gott genau nach dem kirchlichen Lehrbegriff behandelnde Predigt als Irreligie bezeichnen,“ wer möchte da nicht ein Wehe rufen über solche Verwüstung des Heiligthums! Referent wenigstens bekennt aus eigener Erfahrung sich mit des Verf. Erfahrungen völlig einverstanden, und vermöchte so manche der schlagendsten Belege denen des Verf. hinzuzufügen, wenn nicht schon diese vollkommen genügten. — Freilich ist nun wohl immer noch die Bibel in den Händen eines großen Theils des Evangelischen Volkes; aber der Drieb sie zu lesen fehlt ihm; ja — und dies sieht der Verf. nun ausführlich nach seiner bestimmten Erfahrung (S. 56 bis 74.) auseinander — Viele, Viele aus dem niederen Volke können sie nicht einmal lesen, „sie können die Bibel nicht lesen, weil sie überhaupt nicht mehr lesen können, deshalb weil der geistlich in ihnen entwickelte und gepflegte rationalistische Sinn, der von Natur in jedem Menschen steckt, bei ihnen, nach ihrer besondern Berufslage, die Neigung zum Lesen und die Lust am Lesen im Keime erstickt hat. Von dem gemeinen Landvolke ist hier die Rede. „Sehet,“ sagt der Verf.



(S. 67.), „die altfränkischen Possillen, Arnd &c., diese liegen von der Väter Zeit her, mit dickem Staube bedeckt, als ein Fraß der Würmer auf dem Gesimse, oder sind auch wohl von da längst schon verschwunden und auf den Boden gebracht, oder zum Krämer getragen. Ich gewahre aber kein anderes Buch, das jener Stelle zu ersetzen bestimmt wäre; ich frage, was man denn zu seiner Erbauung pflege zu lesen, und — in diesem Hause, in jenem, in noch einem, in einem vierten, fünften, sechsten — von Bauern, Handwerkern und Tagelöhnern wird mir die Antwort: Man hat denn seine volle Arbeit! Zum Lesen will sich freilich eben nicht Zeit finden! An Gott denkt man denn doch und hat ihn im Herzen! Ich halte mich daran, seht hier wohl Einer hinzu, thue Recht und scheue Niemand! (Es irrt ihn dabei nicht, wenn er auch schon wiederholt selbst als ein Dieb ertappt seyn sollte.) Ich denke, sagt ein Anderer, mit dem Spruche: Dein Belieben habe Gott vor Augen und im Herzen, komme ich durch die Welt! Etliche Minuten nachher fließt wohl sein Mund schon wieder über von unflätigen Joten und schrecklichen Schwüren und Flüchen. Das macht ihn aber nicht bedenklich. Späß, spricht er, muß doch seyn. Ohne ein Fluchwort will's nun einmal nicht gehen.“ — Nun, redliche unpartheische Männer — fährt der Verf. fort — sprecht es unverholen aus, wenn das Volk an den alten Büchern seiner Väter keinen Geschmack mehr findet, welche neueren es denn sind, die es sich mit einer gewissen Einnüchtheit an die Stelle der zurückgelegten alten angeschafft hat. Ihr werdet wohl gestehen müssen, daß es unter dem verständelnd auferzogenen Volke eine nachgrade weitverbreitete Regel geworden ist, weder auf das Lesen alter, noch neuer Erbauungsbücher sich einzulassen? Aber vielleicht lesen sie doch andere nützliche Schriften? Auch dies muß der Verf. nach seiner Erfahrung läugnen. „Schenk' ihm — den niederen Volke — selbst vielbelobte Volksbücher, angenommen werden sie mit Dank; man blättert auch wohl etliche Male zum Zeitvertreibe in ihnen; aber alsdann legt man sie auf das Gesimse oder schließt sie in die Lade. Der Ackerknecht merkt es wohl, daß es ihm dennoch gelingt, zur Zufriedenheit seiner Herrschaft Pferde und Ochsen abzuwarten, ob er auch nicht in Büchern lese. . . Man habe nur Acht darauf, wozu der große Haufe des Landvolkes seine Feiersunden fast einmüthig verwendet.“ Und wie soll das Volk nun noch lesen können, wenn es nicht liest? „Sie und da werdet ihr wohl einen Großvater und eine Großmutter finden, die sich von ihren alten Büchern noch nicht haben trennen können und aus ihnen fertig und sinnig, wenn auch in dem eigenthümlichen Tone ihrer Schulzeit, vor euch etwas lesen. Gebet doch aber Acht, wie dabei die Söhne und die Töchter, Enkel und Enkelinnen sich erweisen, ob sie nicht vielleicht auch selbstgefällig und hoffärtig zu euch sagen: „Das muß man gestehen, auf's Lesen und Beten halten die Eltern sehr. Sie haben denn freilich zu ihrer Zeit auch nichts weiter in der Schule zu lernen gehabt. Unser Eins hat ja müssen mehr lernen.““ Lasset ihr nun einmal die Jungen ein Stück aus dem Buche lesen, so werdet ihr staunen und erschrecken über den grellen Abstand des verstandlosen Stammels und Rathens der aufgeklärten Jungen von dem sicheren und fließenden Lesen der unaufgeklärten Alten. „Unser Eins hat zu viel Noth und Sorge der Nahrung“ — heißt es dann — „da kommt man denn aus der Uebung.“ — „Die Frommen aber, die Pietisten, Mystiker &c., die können alle lesen, die lernen es,“ als Alte, wenn sie es nicht als

Junge gelernt haben, bei den Grönländern und Eskimos, bei den Hottentotten und Kaffern ebensowohl, wie bei den Pomern, Kassuben und Sachsen.

Doch wir brechen hier ab, da wir ohnehin schon zu weitläufig geworden sind, und überlassen das weitere Lesen und Verherzigen des interessanten Buches, auf welches wir nur aufmerksam machen wollten, allen unseren Lesern, Christen und Nichtchristen.

Möge der Herr seiner bedrängten, verwüsteten Kirche helfen. Denn sie bedarf es! Und er wird es zu seiner Zeit herrlich. Lasset uns nur geduldig harren; der Sieg ist schon unser, auf Golgatha erkämpft. Lasset uns aber auch muthig mitkämpfen; das fordert er von uns, der uns bereits den Sieg erkstritten hat. Wir kennen ja die Kriegserüstung Gottes, dadurch wir die Aermsten und Schwächsten, über die ganze Welt und ihren Fürsten triumphiren. Schmächt und höhnt man uns auch: „Es geschieht uns zu großem Trost (Luther. Walsh'sche Ausgabe Th. X. S. 1371.), weil wir des sicher sind, daß wir um keines anderen Dinges willen auf Erden verfolgt werden, denn um des Herrn Christi willen und des Glaubens, den wir von den Aposteln empfangen haben, und bisher in aller Welt gangen und blieben ist. Das ist unsere Sünde und Keßerei vor der Welt; aber unser Trost, Ruhm und Freude vor Gott mit allen Heiligen von Anfang der Christenheit. Da lasset uns bei bleiben.“

## M i s c e l l e.

Ganz von ungefähr fiel uns vor Kurzem eine schon 1827 zu Edinburgh erschienene Schrift in die Hände, welche den Titel führte: „Review of Account of the Conversion of the Prince of Salm-Salm“ etc. (Recension der Erzählung von der Bekehrung des Fürsten von Salm-Salm) mit mehreren anderen Aufsätzen, die Britische Bibelgesellschaft betreffend, zusammengebrückt, alles dies entnommen aus der Edinburgher Zeitschrift Christian Instructor, März 1827. Die Verbindung, in welche jene Bekehrung mit der Britischen Bibelgesellschaft gesetzt war, fiel uns auf, während wir sonst diese Recension einer Schrift, welche ein längst bekanntes Ereigniß der Vergangenheit erzählt, kaum gelesen haben würden. Zu unserm nicht geringen Erstaunen fanden wir aber, daß die merkwürdigsten Thatsachen, welche mit jener Begebenheit in Verbindung standen, uns völlig unbekannt, und, so viel wir wissen, nie zur öffentlichen Kenntniß in Deutschland gekommen sind. Sie sind ein neues Zeichen der Zeit, welches auf die tiefe Versunkenheit unserer Kirche hindeutet, und deshalb höchst beachtenswerth. Es versteht sich, daß wir uns auf unsere Quelle hier ganz verlassen müssen, und wenn in derselben einiges falsch berichtet ist, so bitten wir Kundigere um Verbesserung dieser Irrthümer.

Nach dieser — ursprünglich Französisch erschienenen — Erzählung verhielt es sich mit dem Uebertritte des nunmehr verstorbenen Fürsten Constantin von Salm-Salm zur Evangelischen Kirche folgendermaßen: Der Fürst kam durch Nachdenken und Forschung zur Ueberzeugung von den Irrthümern des Papstthums, und theilte seinen Wunsch, zu der Evangelischen Kirche überzutreten, dem E. Pfarrer Steinbach und dem Consistorium zu Straßburg mit. Seine Gemahlin, eine Protestantin, fürchtete von dem Schritt des Fürsten üble Folgen für das Verhältniß zu seiner Familie und für sich selbst, da man sie in Verdacht haben konnte, den Uebertritt veranlaßt zu haben. Der Fürst indeß widerstand ihren Vorstellungen, und sie wandte sich deshalb an den Pf. Steinbach, mit der Bitte, ihrem Gemahl den Schritt anzureden, den er zu thun beabsichtigte. Dieser jedoch, statt diese „treffliche Gattin und zärtliche Mutter,“ wie er sie in den von



ihm mitgetheilten Briefen, und, wie es scheint, mit gewissem Recht, nennt, auf das Evangelium, auf das Kreuz und die Selbstverleugnung zu weisen, welche alle wahre Jünger Christi auf sich nehmen müssen, versprach ihr, „alles, was mit den Pflichten eines gewissenhaften Predigers des Evangeliums vereinbar sey, zu thun, um die Absichten des Fürsten zu hintertreiben. Nach seinem eigenen (in der Erzählung mitgetheilten) Bericht an die Fürstin begab er sich zum Dr. Passner, um sich mit ihm über diesen Gegenstand zu berathen; und dieser sagte ihm: „Wir müssen alle Mittel, welche mit dem Wohl des Fürsten und der Würde unseres Amtes vereinbar sind, anwenden, um ihn zu bewegen, sein Vorhaben fahren zu lassen, oder wenigstens dessen Ausführung aufzuschieben, damit der Friede in seiner erlauchten Familie, und seiner edlen Gemahlin die Gesundheit erhalten bleibe!“ — Was liegt vielen unserer Geistlichen daran, daß das Evangelium um sich greift, wenn es nur Friede bleibt! — Durch diese Erklärung seines geachteten Amtsgenossen wurde der Pf. Steinbach in seinem Vorhaben bestärkt. Er fand den Fürsten in Unruhe über den Zustand seiner Gemahlin; die Liebe zu ihr kämpfte mit dem göttlichen Gebot, die Wahrheit unerschrocken vor den Menschen zu bekennen. „Dies war grade der Zustand,“ erzählt Pf. Steinbach, „in welchem ich ihn zu finden hoffte, und ich glaubte schon meine Absicht erreicht zu haben. „„Schieben Sie Ihr Vorhaben auf, oder bleiben Sie was Sie jetzt sind,““ sagte ich; „nach protestantischer Ueberzeugung können Sie eben so gut bereinst selig werden. Nehmen Sie Rücksicht auf den Zustand Ihrer Frau Gemahlin, und erkaufen Sie nicht eine äußere Kirchen-Form um solch einen Preis.““ — Ueber diese Worte war er erstaunt; er sah mich an, als wollte er sagen: Ist das die Sprache eines wahrheitsliebenden, redlichen Mannes, eines protestantischen Geistlichen? Ich hatte richtig vermuthet, denn er sagte sogleich: „Sie wollen also, daß ich gar nichts seyn soll? Keiner Kirche angehören? nicht zu dem Mitleiden bekennen, was wir am meisten mit der von Christo und den Aposteln gestifteten Kirche übereinstimmen scheint? Nun, dann lassen Sie uns hierüber weiter nicht reden.“ Weiter konnte ich nicht in ihn dringen; ich hatte alles gethan, was ich dem Vertrauen schuldig war, mit dem Ew. Durchlaucht mich beehrt haben; ich erklärte ihm, als Mann von Ehre und als Protestantischer Geistlicher müsse ich seine Ansichten billigen.“ — Als nun die Ueberredungsversuche, den Schritt aufzugeben, an der Festigkeit des Fürsten gescheitert waren, versuchte er wenigstens, ihn so lange als möglich hinzuhalten. Er benutzte dazu sehr schlaue eine frühere Aeußerung des Fürsten, worin er sich mit Hochachtung über den katholischen Pfarrer von Anholt (in dem Salzischen Gebiet) ausgedrückt hatte, und machte es ihm zur Gewissenspflicht, mit diesem noch erst über seinen Uebertritt zu correspondiren. In einem zweiten Bericht an die Fürstin heißt es: „Die erneuerten Bemühungen, selbst des Dr. Passner, den Fürsten zurückzuhalten, waren gestern so vergeblich, als meine früheren; unser einziger Trost ist nun, daß der Fürst noch erst nach Anholt schreiben und eine Antwort abwarten muß. Vielleicht — doch was helfen Hoffnungen, ohne kaum einen Schatten von Wahrscheinlichkeit! Was auch kommen möge, Ew. Durchlaucht tragen das Bewußtseyn in sich: als eine echte Schülerin Jesu gehandelt zu haben; als wahre Protestantin verabscheuen Sie aufs Aeußerste alle Proselytenmacherei. Wenn der Friede Gottes in uns wohnt, und unser Gewissen uns ein gutes Zeugniß gibt, dann schenkt unser himmlischer Vater uns auch die Kraft, die Prüfungen des Lebens zu ertragen.““ u. — Es bedarf

wohl keiner Bemerkungen über dies Schmachbild aus der neuesten Geschichte unserer Kirche. So lohnen wir dem Gott, welcher vor dreihundert Jahren uns das lautere Evangelium wiedergab, und solche Schüler nennen sich nach dem Mann, der damals die Thorheit hatte, um „einer äußeren Kirchen-Form“ willen ganz Deutschland in Unruhe zu setzen! Eine solche Kirche ist freilich eben so sehr der gerechte Spott der Papisten und Jesuiten, wie ihr Verfall Abtrünnern des Schmerzes den unter ihren verbotenen Trümmern sitzenden Kindern Gottes auspreßt. — Der Bischof von Straßburg hörte von dem Vorfall des Fürsten, und ermahnte ihn in einem Schreiben, davon abzustehen; als dies nichts wirkte, wandte er sich an den Maire der Stadt, der aber nichts damit zu thun haben wollte; endlich an den Präfecten, der alles, was er konnte, in Bewegung setzte, damit der Fürst wenigstens nicht in der Straßburger Diocese übertreten möchte. Während dieser nun Anstalten traf, um im Baisischen seine Absicht auszuführen, besuchte ihn der Präfect wiederholentlich, und bat ihn, ganz von seinem Plane abzustehen, indem er sich besonders auf den Grund stützte, daß die Protestanten ja gar keine Christen seyen, weil sie die Gottheit Christi läugneten. Es war dies wohl keine grundlose Verleumdung von Seiten des Präfecten, denn so mochte er es wirklich in Straßburg gefunden haben!

Auf wessen Seite ist hier mehr christlicher Sinn? Auf deren Seite, welche „Proselytenmacherei,“ oder die Verlehrung zu dem lauteren Evangelium Jesu Christi für unprotestantisch, und die Gleichgültigkeit dagegen für christlich halten — oder auf dessen Seite, welcher vor dem Abfall von der Lehre Jesu Christi und von dem Bekenntniß seiner Gottheit warnt? „Siehe ich will sie mit Wermuth speisen, und mit Galle tränken, spricht der Herr Zebaoth, denn von den Propheten zu Jerusalem kommt Heuchelei auch ins ganze Land. Gehorhet nicht den Worten der Propheten, die euch weissagen; sie betriegen euch, denn sie predigen ihres Herzens Gesichte, und nicht aus des Herrn Munde. Sie sagen allen, die nach ihres Herzens Dünkel wandeln: Es wird kein Unglück über euch kommen!“ Jerem. 23, 15 — 17.

Der weitere Verfolg ist bekannt. Der Präfect wirkte eine königliche Ordonnanz, unterzeichnet Courbiere, aus, welche, in directem Widerspruch mit der Verfassungsurkunde und dem Eide des Königs, dem Fürsten befahl, weil er einem protestantischen Gottesdienst beizuwohnt, sofort Frankreich zu verlassen, und der Uebertritt ging nun zu Stuttgart vor sich.

Die Verbindung dieser Ereignisse mit der Britischen Bibelgesellschaft ist die, daß Dr. Passner bekanntlich eine rationalisirende Vorrede zur Bibel geschrieben, und diese auf Kosten der Engländer mit verbreitet worden ist. Möge diese Geschichte auch unter uns für Bibelgesellschaften ein Wink seyn, sich von fremdartigen Bestandtheilen zu reinigen, welche ja ohnehin ein schweres Hinderniß für ihre Wirksamkeit sind, damit auch nicht im geringsten wahr bleibe, was Herr Dr. Schleiermacher in seinem neuesten Sendschreiben (Theol. Stud. v. 1831. S. 1. S. 10.) behauptet, daß in unseren Bibelgesellschaften beide Theile (gläubige Christen und Rationalisten) ungestört zusammenwirken. Er setzt noch hinzu: „und Missionsvereinen;“ von diesen ist aber wohl weder ihm, noch uns ein Beispiel bekannt, wenigstens, worauf es hier allein ankommt, was die Gesellschaft der Directoren oder die Committen betrifft. Sollte es doch seyn, dann um so schlimmer, wenn sie ungestört zusammenwirken! —



# Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1830.

Mittwoch den 29. December.

N<sup>o</sup> 104.

## Hamburgensia.

Das Hamburgische allgemeine Krankenhaus. Hamburg 1830. 4. Mit Steinbrücken. XVIII und 86 S.

Das im Jahre 1823 vollendete neue allgemeine Krankenhaus bei Hamburg ist unstreitig eines der größten und schönsten Hospitäler in ganz Deutschland, und Sachkenner versichern, daß das Institut, welches etwa 450,000 Thlr. Preuß. Cour. gekostet hat, mit Ausnahme der mangelhaften Irrenstation, in ärztlicher Hinsicht ungemein viel leiste. Die Mängel der damit verbundenen Irrenanstalt werden nicht verkannt, und man beabsichtigt die Erbauung eines abgesonderten Irrenhauses. Unter dem obigen Titel ist vor Kurzem eine ausführliche Beschreibung des Gebäudes und seiner Einrichtung erschienen. Höchst auffallend und betrübend war dem Ref. dabei die Wahrnehmung, wie alles Kirchliche, ja selbst alles Christliche in dem Büchlein in den Hintergrund gestellt ist; und noch mehr hat es ihn geschmerzt, als er nachmals erfuhr, daß es nicht bloß auf dem Papiere so beschaffen sey. Im Vorberichte heißt es gleich anfangs: „Die Erbauung des hiesigen allgemeinen Krankenhauses gab einen erfreulichen Beweis von Patriotismus, der sich hier in seiner schönsten Form (!), in Barmherzigkeit, Milde, und in liebevoller Fürsorge gegen unglückliche — — Mitbürger und Mitmenschen aussprach.“ Was man doch heut zu Tage nicht Alles in den Begriff: Patriotismus, einzüngen will, nur damit dem Christenthume nicht werde, was demselben gebührt! Im zweiten Abschnitt, von der Verwaltung des Hauses, wird zuerst das ärztliche, dann das geistliche Personal aufgeführt. Der Leib wird also hier über die Seele gestellt. Unsere Vorfahren dachten anders, auf allen Universitäten hat die theologische Facultät bisher den ersten Rang. Das sind an sich Nebendinge, und auf solchen Vorrang zu bestehen, einen Werth darauf zu legen, wäre unevangelisch; aber der Geist der Behörde, die das anordnete, kann nicht für einen erfreulichen gelten. Es heißt dann weiter: „Es ist für das Krankenhaus ein eigener Prediger angestellt, welcher an jedem Sonntage und Donnerstage im Betsaale predigt, und so oft ein Kranker das Nachtmahl zu empfangen wünscht,

von dem Oberkrankenwärter, in dessen Station der Kranke liegt, davon benachrichtigt wird.“ Ein fernerer Abschnitt: Fürsorge für die Kranken in geistlicher Hinsicht (S. 70.), ergibt, daß diese Fürsorge sich auf das Obige beschränkt, und daß ein Kranker zwar auch außerdem den Zuspruch des Geistlichen erlangen kann, aber immer nur durch das Organ eines Oberkrankenwärters. Von freien Stücken darf mithin der Prediger gar keinen Kranken besuchen! Sollte man so etwas mitten in der Christenheit für möglich halten! Von der Laune eines Krankenwärters hängt es also im Hamburgischen Hospital ab, ob man geistlichen Trost erlangt oder nicht. Wie schlimm mag es, trotz aller Aufmerksamkeit und Controße der Provisoren, da wohl den dürftigen Kranken in dieser Hinsicht ergehen! Ob in einer solchen Anstalt eine Predigt mehr oder weniger gehalten wird, darauf möchte weit weniger ankommen. Der Betsaal ist überdies auch zu klein, denn er faßt nur etwas über 300 Personen; und doch beträgt die Zahl der Bewohner des Hauses, einschließlich der darin wohnenden 90 — 100 Angestellten, stets zwischen 1,200 und 1,300.

Die Hospitalordnung (S. 81 ff.) zeigt ferner, daß weder Morgens, Mittags noch Abends in den Krankensälen irgend eine gemeinsame Andachtsübung statt findet; Alles geht ohne Sang und Klang ab, und man muß gestehen, daß jede Möglichkeit einer religiösen Einwirkung auf das Gemüth der Kranken eben so emsig abgewehrt worden ist, als in ärztlicher Hinsicht dafür gesorgt wird, daß die Kranken keine Diätfehler begehen können.

Welche Vorstellungen die Verwaltung des Hauses überhaupt von dem hat, was das Institut leisten kann und soll, und wie so ganz und gar sie den einfachsten Begriffen des Christenthums entfremdet ist, davon liefert folgende Stelle einer Aufforderung zu milden Beiträgen ein lebendiges Exempel, welche im vorigen Sommer gedruckt und von allen Canzeln verlesen ward: „Hier werden alle Aufgenommenen, wenn auch ihre Heilung nicht bewirkt werden kann, durch Erquickung und Labfal so viel wie möglich erfreuet, und so Mancher unter ihnen wird durch Erweisungen christlicher Liebe vor seinem Ende mit der Welt und seinem Schicksale wieder versöhnt und fühlt sich befestigt in seinem Glauben an menschliche Tugend



und menschliche Güte." Wir möchten den Verfasser dieser, wahrscheinlich aus einem veralteten Romane entlehnten Redeblumen wohl fragen, was den Sterbenden mit dem Glauben an menschliche Tugend gebiet seyn kann, wenn es nicht etwa dazu führen soll, sie über ihr Sündenelend noch mehr zu verblenden, sie in dem zeitgemäßen Aberglauben an ihre eigene Tugend und Güte zu bestärken und ihnen auch die letzte Gelegenheit, ihren Seelend kennen zu lernen, zu entreißen.

Mit der nämlichen Gespensterfurcht wehrt man im Hamburgischen Hospital auch jede religiöse Einwirkung auf Kranke von Personen außerhalb des Hauses ab, und schließt einen förmlichen Cordon gegen Bibel und Gesangbuch. Davon könnten mehrere auffallende Beispiele angeführt werden. Ref. hat es aus dem Munde einer angesehenen Hamburgerin, deren Magd erkrankt und in diese Anstalt gekommen war, und der sie bei einem Besuche Bibel und Gesangbuch mitbrachte, daß eine Krankenwärterin beide Bücher mit Ungestüm als mystische zurückwies. Es muß dabei ausdrücklich bemerkt werden, daß das Mädchen nicht an einer Gemüthskrankheit litt, wo vielleicht eine solche Vorsicht nöthig war. Nun denke man sich die Lage einer solchen Unglücklichen, die, um den Zuspruch des Geistlichen zu erlangen, sich der Vermittelung einer solchen aufgeklärten Wärterin bedienen muß!

Dech genug! Gott erleuchte den sonst wackeren Arzt und die Vorsteher des Hauses, und mache ihnen die schwere Verantwortung klar, die sie auf sich laden, wenn sie die Kranken und Sterbenden solchergestalt nicht als Christen, sondern als Heiden behandeln!

## Litterarische Anzeige.

Christlicher Volkskalender für das Gemeinjahr 1831. Dritter Jahrgang. (Barmen bei Schober. 8. br. 82 S.)

Wir empfehlen diesen Kalender, dessen erster Jahrgang im vorigen Jahre (N<sup>o</sup> 26) angezeigt wurde, unseren Lesern mit Freuden. Die Vorrede zeigt an, daß er keine geringe Anzahl Abnehmer gefunden habe, und wir wagen zu hoffen, daß sie sich noch vermehren wird. Die Concurrenz des letzten Jahr in Berlin erschienenen „Kalender eines Christen“ fällt diesmal weg, und überhaupt haben christliche Unternehmungen, recht geleitet, die innere Macht, sich ihre Bahn zu brechen. Der Französische Almanach des bons conseils, der im Jahre 1826 nur 6,000 Abnehmer hatte, zählt dieses Jahr bereits 21,000. Wir wünschen nur noch, daß ihm dieser Deutsche an Gemeinnützigkeit noch ähnlicher werde. Namentlich sollte wohl ein Verzeichniß der Märkte nicht länger darin vermißt werden. Sonst sind die Mittheilungen im Ganzen recht gut gewählt.

## M a c h r i c h t e n .

Kopenhagen im November 1830.

Am 9. April d. J., als am Charfreitag, Abends, starb der Bischof Seelands, Dr. Friedrich Münter, ein Sohn des besonders als geistlichen Liederdichters und als Verfassers der „Bekehrungsgeschichte

des Grafen Struensee“ bekannten Balthasar Münter's (der zu Lübeck 1735 geboren und als Prediger an St. Petri zu Kopenhagen 1793 starb) in seinem 69ften Lebensjahre, nachdem er den Bischofsstuhl von Seeland nach Valles Abgang 22 Jahr bekleidet hatte. Münter war mehr Gelehrter als Geistlicher, und mehr Alterthumsforscher als Theologe; dies wird die wahrhaftigste Geschichte, die keine Schmeicheltworte liebt, zeugen. Seine bischöfliche Wirksamkeit, die eben in die Zeit der Wiedergeburt der Kirche in Dänemark fiel, ist zum Theil in dieser Zeitung fragmentarisch geschildert oder angedeutet worden (s. den Aufsatz: „Das Christenthum und die Rationalisten in Dänemark.“ Ev. R. Z. f. 1828 N<sup>o</sup> 63.), und wenn wir seinen kirchlich-theologischen Standpunkt, den er klar genug in dem Hirtenbriefe von 1817 und in dem von 1826 dargestellt, als den der falschen Vermittelung bezeichnen, so glauben wir damit nur die Wahrheit in Liebe ausgesprochen zu haben; denn nur Panegyrik ist es, wenn der Professor J. Möller in seiner Trauerrede ihn mit Melancthon vergleicht. Seine schätzbaren theologischen Schriften sind theils kirchen- und dogmengeschichtlichen Inhalts \*): „Ueber den Fortgang der Hierarchie unter Innocenz III. Kopenhagen 1787. Ueber die kirchlichen Alterthümer der Gnostiker. Anspach 1790. Magazin der Kirchengeschichte und Kirchenrecht Nordens. 2 Theile. Altona 1792 — 96. Statutenbuch des Ordens der Tempelherrn. 1r Bd. Berlin 1794. Vermischte Beiträge zur Kirchengeschichte. Kopenhagen 1798. Handbuch der Dogmengeschichte der ältesten christlichen Kirche. 1 — 2r Bd. Kopenhagen 1801 — 4, Deutsch von P. G. Ewers. Göttingen 1802. \* Dänische Reformationsgeschichte. 2 Bde. Kopenhagen 1800. Kirchengeschichte Dänemarks und Norwegens. 1r Bd. Leipzig 1823. Primordia ecclesiae Africanae. Hafn. 1829, theils Beiträge zur Interpretation und Kritik des Alten und Neuen Testaments. (Specimen versionum Danielis copticarum. Romae 1786. Commentarius de indole versionis N. T. sahidicae. Hafn. 1789. De aetate versionum N. T. copticarum. ib. 1790. De occulto urbis Romae nomine ad Apoc. XVII, 5. ib. 1811. De rebus Ituraeorum ad Luc. III, 1. ib. 1824. Novum Testamentum ex marmoribus Graecis illustratum. ib. 1827). Seine numismatischen und die Religionsgeschichte der älteren heidnischen Völker (besonders der Karthager und Babylonier) erläuternden Schriften gehören nicht hieher. — Folgendes ist ein kurzer aber zuverlässiger Abriss seiner Lebensverhältnisse. Er ward geboren zu Gotha den 14. October 1761, kam aber schon als vierjähriges Kind mit seinem Vater nach Kopenhagen 1765 und ward hier academischer Bürger 1778. 1781 reiste er mit Unterstützung des Königs von Dänemark nach Göttingen und studierte hier einige Jahre. 1784 trat er wieder eine Reise nach Italien und Sicilien an, deren Ergebnisse in seinen „Nachrichten über beide Sicilien, Kopenhagen 1790“ vorliegen. Nach seiner Zurückkunft ward er 1788 außerordentlicher, und 1790 ordentlicher Professor, im letzteren Jahre auch Doctor der Theologie. 1808 ward er nach Valles Abgang Bischof von Seeland, welchen hohen Posten er bis an seinen Tod verwaltete.

Nach Münter's Tode ward der Professor Primarius der Theologie, Peter Erasmus Müller (geboren zu Kopenhagen 1776) zum Bischof Seelands allergnädigst ernannt. Die Ordines und Bischofsweihe erhielt er in der neu und prächtig erbauten Frauenkirche am zweiten Pfingstfesttage 1830. In der Predigt, die er bei dieser Gelegenheit über Joh. 3, 16. hielt, legt er ein einfaches und schönes christliches Bekenntniß ab, dessen Werth hier um so augenscheinlicher ist, da es die Dänische Kirche zu den freudigsten Hoffnungen berechtigt. Besonders beherzigenswerth sind seine Worte im Eingange dieser Predigt, wo er der Grundlegung der Kirche durch das Wort des Herrn gedenkt und über ihr ferneres Bestehen nicht durch menschliche, sondern durch des Herrn, Herrn Kraft, der seine Zeugen erweckt und ausruft, also sich ausdrückt: „So wie es nicht die eigene Weisheit Petri war, sondern das Zeugniß, das er vom Kreuzigten ablegte, welches die Menschen, die ihn hörten, dahin brachte, daß sie sich bekehrten; so wie

\*) Die mit einem \* bezeichneten sind bloß in Dänischer Sprache.



es nicht das Gefühl eigener Kraft war, welches ihn trieb hervorzutreten, sondern der heilige Geist: so ist es auch nicht das Hervortreten des Lehrers in der Gemeinde, welches die volle Bereitung der Heiligen wirkt, sondern dieses geschieht, wenn der Herr sein Werk segnet, wenn der heilige Geist ihm seine Gaben schenkt. In tiefer Demuth muß darum ein jeder Diener Christi in der Gemeinde erkennen, daß er nichts von sich selbst vermag, daß alle seine Kraft eine Gabe Gottes, daß die ganze Frucht seiner Arbeit ein Segen Gottes ist.“ Wir sprechen Amen dazu, und wünschen, es möge stets das Symbolum und Vorbild dieses Bischofs seyn und bleiben. — Uebrigens ist diese Predigt mit zwei anderen zusammengedruckt, einer Trinitationsrede vom Stifftsprobst Clausen, die freilich in einem ganz anderen Geiste ist, und einer Rede vom Bischof Wölsen, die des Gehalts, der jene Predigt auszeichnet, sehr ermangelt.

In diesem Jahre wurden der Dänischen Kirche noch zwei Bischöfe durch den Tod entzissen. Der eine war der Bischof von Naarhuus, der besonders als Neutestamentlicher Critiker und durch sein Auctarium codicis Apocryphi N. T. Fabriciani bekannte Andreas Birch (geb. 1758), an dessen Stelle der bisherige Stifftsprobst in Odense, J. Paludan Müller, kam. Der andere war der Bischof von Wiburg, J. Bloch (geb. 1763), dem der seitherige Pastor Primarius an der Trinitatiskirche in Kopenhagen, Dellegaard, succedirte. Beide neue Bischöfe wurden den 19ten Sonntag nach Trinitatis geweiht, bei welcher Gelegenheit der letztere eine salbungsvolle christliche Predigt hielt.

Das Jubelfest der Augsbургischen Confession mußte in Dänemark wie in Deutschland bei dem obwaltenden kirchlichen Kampfe nothwendig auf der einen Seite für die Treuen etwas tief Erregendes, auf der anderen für die Laien und Widerfacher etwas sehr Beengendes haben; da es auf eine Stiftungsurkunde hinweist, die diese mit dem verschönten Blute Jesu Christi verworfen haben. Wie viele kräftige Stimmen sich im Stillen erhoben haben mögen, wissen wir nicht, öffentlich verlautete wenig oder nichts davon, ungefähr so wie in Holstein, daher Harms seine Jubelpredigt mit den Worten einleitet: „Auf daß nicht ganz geschwiegen werde.“ Doch müssen wir als erfreuliche Erscheinungen bemerken, daß der Adjunct Lindberg eine doppelte, sehr correcte, Ausgabe der symbolischen Bücher der Dänischen Kirche (bekanntlich außer den allgemeinen Symbolen und der unveränderten Augsburgischen Confession nur der kleine Catechismus Lutheri), eine Lateinische und eine Dänische, lieferte, und daß er noch eine dritte Jubelschrift hinzufügte: „Historische Erläuterungen zu den symbolischen Büchern,“ welche verschiedene Hauptpunkte betreffend, die Entstehung und den Zusammenhang der Symbole gründlich erörterte, so wie auch mit besonderer Sorgfalt die Frage über das apostolische Symbolum als Glaubensnorm der Christen behandelte.

Vom Lindberg'schen Tendenzprozeß, dem Bedeutendsten in kirchenrechtlicher Hinsicht, was unsere Kirche seit langer Zeit aufzuweisen hat, ist Ihnen schon berichtet, und auch das mag nicht unerwähnt bleiben, in welcher eine verzweifelte Stellung der Professor Clausen durch den Ausgang dieses Processes kam. Denn obschon weder das Oberlandesgericht noch das höchste Gericht die Frage von seiner falschen Lehre weiter in Anregung gebracht als eben Lindberg's Defension ging, hatten sie doch die Notizen, welche in dieser Defension über den unersöhnlichen Zwiespalt zwischen dem Clausen öffentlich und lehre und dem, was er zu lehren verpflichtet ist, sowohl als über das Aergerniß, das er hiedurch gibt, nicht abgewiesen. Weit verzweifelter aber war die Maasregel, die der Professor Clausen hiegegen ergriff. Nachdem er nämlich vom höchsten Justizcollegio sich zum zweiten Male hatte belehren lassen, „daß er von Staats wegen nicht gezwungen werden würde, Lindberg juristisch zu belangen,“ warf er, um das Urtheil des Publicums zu beschönigen, eine Broschüre in's Volk aus unter dem Titel: „Der theologische Parteiligkeit, sein Charakter und seine Streitmethode, durch Beispiele erläutert.“ Es ist kaum der Erwähnung werth, daß Professor Clausen, der sich bei jeder Gelegenheit und auch hier seiner Humanität, seiner Billigkeit, seines wissenschaftlichen Geistes rühmt, auf nicht völlig dreißig Blättern mehr als doppelt so viele der schändlichsten

Ausdrücke gegen seinen christlichen Gegner ausstößt, indem er ihm unter andern imputirt: „Pietistischen Wortgeister, gehässige Anfeindungen, persönliche Verläumdungen, ein unheiliges Spiel unter der Maske der Religion, Verfälschungs-, Verdrehungs-, Verfeinerungsgeist, fanatische Schimpfreden, die größten und ungereimtesten Beschuldigungen, falsches und trügerisches Vorgeben, der Gebrauch treulofer und unredlicher Waffen, blindes Zurückstürmen u. s. w.“ Aber was mehr bemerkt zu werden verdient, ist, daß Professor Clausen in diesem Punkt so wie in allen übrigen den Nationalisten in Deutschland nachahmt. So wie Nör neulich christologische Predigten herausgegeben hat, um doch aller Welt zu zeigen, wie auch er Christum von Nazareth bekennet, so stellt Clausen sich in seiner Broschüre ebenfalls als einen christlichen Bekenner dar, der nur so lange mit Verkenennung seines ächt protestantischen und wissenschaftlichen Strebens zu kämpfen gehabt habe. So wie jene im Ignoriren ihre größte Stärke haben, so nicht weniger Professor Clausen, und zwar ignorirt er eben das, was von wissenschaftlichen Gründen ihm entgegengesetzt worden ist. So wie jene Alles ausbieten, um den christlichen Namen zu retten, während sie den Grund und das Wesen des christlichen Glaubens untergraben, so auch dieser. Das Köstliche aber in dieser Broschüre ist der Nachtrag, den der Verfasser aufführt. Nachdem er nämlich den Angriff auf sich mit dem auf Gesenius und Wegscheider in der Ev. R. Z. parallelisirt und über diese das Anathema ausgesprochen, indem er ihr „ein zelotisches und egoistisches Eifern für den dogmatischen Buchstaben, welches dem geistigen Wesen der Kirche, dem Leben des Glaubens und der Freiheit der Wissenschaft entgegenarbeitet,“ zuschreibt, so läßt er eine Chrestomathie folgen aus Dr. Bretschneider's erstem Sendschreiben, Dr. Ullmann's Bedenken, der Verwahrschrift der Herren Dr. Schulz und v. Kölln, der letzten Schrift des Dr. Baumgarten-Crusius u. s. w., um zu zeigen, wie grundeinig er mit der Evangelischen Kirche sey; und endlich um dem Ganzen die Krone aufzusetzen, führt er einen in Deutschland schon abgenutzten Popanz vor, die schon hundert Mal abgehandelte, in der Ev. R. Z. zuerst gerügte Stelle aus J. M. Krummacher's Predigt über 1 Kön. 18. So wetteifern nicht nur in Deutschland die Nationalisten einander auszufahren, sondern auch in Dänemark gilt dieses *Placet* als ein Universalmittel!

Mit dem Octobermonat d. J. ist eine neue christliche Zeitschrift angefangen unter dem Titel: „Monatsschrift für Christenthum und Geschichte,“ deren Herausgeber Lindberg ist. Wir werden darüber zu einer anderen Zeit berichten.

#### (Dissidenten in Neuchâtel.)

Aus Neuchâtel (vom October d. J.) schreibt ein Correspondent der Archives du Christianisme Mehreres über die durch Dissidenten veranlaßten Bewegungen und Maasregeln, was wir hier auszüglich mittheilen. „So genau, als ich wohl wünschte, werde ich nicht berichten können, da hier ein dichter Schleier alle Handlungen der Behörden verbüllt und eine doppelte, strenge Censur alle Mittheilung von Neuigkeiten verhindert, so daß man sich über viele wichtige Dinge auf das bloße „Man sagt“ derjenigen verlassen muß, die am besten unterrichtet scheinen. Ich erzähle deswegen nur das Allgemeine, dessen ich mich so ziemlich vergewissern konnte. Seit mehreren Jahren fanden bei verschiedenen Privatpersonen an bestimmten Wochentagen religiöse Vereinigungen statt. Sie wurden ohne Unterschied von Dissidenten und von Mitgliedern der Staatskirche besucht, die, ohne den öffentlichen Gottesdienst zu vernachlässigen, doch auch dieses Mittel zur Erbauung benutzen wollten. Alles war ruhig, als (vor einem Jahre) plötzlich der Conseil general dieser Stadt Nachforschungen verordnete. Obgleich diese bewiesen, daß nichts Ungeheuerliches Rathgefunden hatte, wurden die Versammlungen verboten, weil der Stadtrath, als vereideter Wächter für das Wohl der Staatskirche, Alles, was sie im Geringssten gefährden könne, zu verhindern habe. Auf das Ansinnen der Dissiden-



ten und die Vorstellungen des Gouvernements hin wurde die Erlaubniß zu solchen Versammlungen unter gewissen Bedingungen ertheilt (Ev. R. Z. S. 464.). Keine entschiedenen Dissidenten sollten die Leitung derselben übernehmen. Sie unterwarfen sich auch diesen Bestimmungen. Da bewogen einzelne Vorfälle von Neuem die Behörden, einzuschreiten. Ein fremder ansehlicher Dissident weigerte sich, sein Kind in der Staatskirche taufen zu lassen. Da aber bei uns die Taufe zugleich ein bürgerlicher Act ist, und man nur für geboren gilt, wenn man getauft wird, mußte er, um sein Gewissen oder das zeitliche Glück seiner Kinder nicht aufzuopfern, in ein toleranteres Land ziehen. Ungefähr zu derselben Zeit sprachen sich einige Dissidenten entschiedener aus. Sie hielten den Grundsatz fest, die wahre Kirche habe von den Mächtigen keine Befehle zu empfangen und verwarfen die religiöse Gemeinschaft mit den gemäßigteren und nicht separirten Gläubigen. Ohne den Magistrat zu benachrichtigen,\*) miethten sie ein Local und hielten während des gewöhnlichen Gottesdienstes öffentliche Versammlungen, in denen die nichtseparirten Gläubigen eine bloß passiv Rolle spielen sollten. Die Polizei stellt einen Diener an die Thüre, um die Eintretenden zu benachrichtigen, daß sie gegen die Bestimmungen handeln. Die Einen ziehen sich zurück, die Anderen werden vor den Magistrat geladen, der die fremden Dissidenten aus der Stadt verweist (denn diese Maasregeln sind der Stadt eigen, und im anderen Theile des Staates sind die Dissidenten freier und ruhiger), ein Bürger wird drei Tage und Nächte gefangen gesetzt, und die Versammlungen wurden aufgelöst und nachher noch Einige verbannt, wegen Meiben oder Briefen gegen die Staatskirche und ihre Prediger. So glaubte die Polizei die Kirche gerächt und gerettet zu haben.

Unterdeß setzen die, welche sich den Bedingungen unterworfen hatten, ruhig ihre Versammlungen fort. Diese vermehren sich, selbst unter den kirchlich Gesinnten, und die Besuchenden werden nur durch die Meinung und Schmähungen der Welt beunruhigt. Wir müssen hierbei die Stellung der weltlichen Behörde bedauern, in die sie sich durch die beständige Vermischung des Bürgerlichen und Religiösen versetzt sieht. Eine Weigerung, in der Staatskirche taufen oder die Ehe einsegnen zu lassen, kann aufs Neue die härtesten Maasregeln und Verbannungen oder Gefängnisstrafen ohne Ende herbeiführen. Alles wird aber nur dazu dienen, die verfolgte Parthei zu verstärken. Männer, die gegen sie schreiben und so den Streit auf sein eigentliches Gebiet zurückführen wollten, würden jetzt erbösen, Meinungen zu widerlegen, welche die Gefängniswärter und Gend'armen schon bekämpft haben. Uebrigens können wir doch auf Abhülfe dieser alten Mängel von Seiten unseres Königs hoffen, wenn er Kenntniß hievon erhält. Auf der anderen Seite müssen wir auch den Mangel an wahrer Liebe, die Engherzigkeit und den ausschließenden Geist bei den Dissidenten beklagen. Da sie das Princip, das sie zum Austritt aus der Staatskirche bewog, consequent bis zum Aeußersten verfolgen, sehen wir schon in ihrer Mitte drei deutlich unterschiedene Meinungsweisen, und bald, wenn sie nicht ihre Theorie von der Kirche modificiren, werden sie eben so viel Kirchen als Individuen bilden. Würden sie sich dazu verstehen, um Bewilligung eines freien Gottesdienstes einzukommen, könnte sie ihnen doch gewiß in einem Lande nicht verweigert werden, wo die Anabaptisten und Römischkatholischen Religionsfreiheit genießen!"

\*) Der Correspondent der Archive bemerkt, daß er nicht wisse, ob die Dissidenten früher dem Stadtrathe das Gegentheil versprochen hatten, oder nicht. Eine Nachricht in der Zeitung für die elegante Welt behauptet jenes bestimmt, ist aber sehr zu bezweifeln, da der Verf. nicht viele Sachkenntniß verräth.

(Lausanne.) Das vor einem Jahre errichtete Missionshaus in Lausanne hat den 28. September d. J. den ersten Boten ausgesandt. Er geht nach Untercanada, um daselbst den heidnischen Eingeborenen die Friedensbotschaft zu bringen. Auf seiner Durchreise durch Paris wurde er zu einer Sitzung des Missionscommittees eingeladen, das für ihn und die Gesellschaft, in deren Dienst er steht, um Gottes Obhut und Segen flehte.

### (Liez- und Esthland.)

Nach den interessanten Mittheilungen aus Esthland in N. St. v. d. J. ist es unseren Lesern gewiß nicht unlieb, noch mehr über diese Gegend zu hören und zwar einmal aus dem Munde eines Anderen denkenden, dessen Bericht aber in allem positiv Faktischen ganz übereinstimmend lautet. Ein Schweizer in St. Petersburg schreibt darüber (im Morgenblatte vom 2. Dec. d. J. S. 1152.):

„In Liez- und Esthland, die ich diesen Sommer besucht habe, finden die Herrnhuter großen Anhang, ja es existirt sogar ein Kirchlein in der Kirche ganz eigener Art. Zwölf Missionaire aus der Brüdergemeinde leben in diesen Provinzen, erhalten von ihrer Oberbehörde Besoldung und werden auch noch von den ihnen anhängenden Einzelnen unterstützt. Diese Männer sind practisch gebildet, haben viel Gewandtheit, ein anziehendes Benehmen und besitzen mancherlei unter diesem Volke amwendbare Geschicklichkeiten. Alle sind im Lande angekommen, haben ihre Häuser und ein Stück Land nebst Garten. Ein jeder von ihnen ist in einem Bezirk, wo Anhänger der Herrnhuter sind, gleichsam geistlicher Präses, leitet fünf bis sechs eingerichtete Bethäuser und Vorbeter aus dem Bauernstande, die jeden Sonntag, nach dem Gottesdienste in der Kirche, in diesen Bethäusern dem zahlreich versammelten Volke vorlesen, predigen und vorlesen, auch wohl predigen und Bussübungen (?) verrichten lassen, bis in die Nacht hinein. Ich habe mehrere dieser anhängigen Versammlungen besucht und mich nicht genug gewundert über die Ruhe und den Ernst, der da herrscht, über die Gewalt, welche diese Bauern auf Hresgleichen haben, und über die Klugheit, mit der sie ihr, wie sie meinen, von Gott ihnen übertragenes Amt verwalten. Die fremden Missionaire haben alle die Landes- und Volkssprache erlernt, übersetzen deutsche Predigten und Gebete, auch Andachtsbücher und Schutbücher in dieselbe und ertheilen den Bauernvorbeten darüber Unterricht. Sie selbst sehen, ganz unabhängig von der protestantischen Geistlichkeit und Landesbehörde, unter der Aufsicht eines Herrnhuter-Ephoren, mit Namen Ewald, der im Kreise Wenden in Liezland eine eigenthümliche Brüdergemeinde als Prediger und Seelsorger leitet. — Der größere Theil der Geistlichen unter den Lutheranern haßt dieses Sectenwesen; besonders zeigen sich auch die adeligen Gutsbesitzer demselben meistens abgeneigt. Die Regierung duldet diesen fremden Einfluß, aus unbekannten Gründen. Wir sehen, daß in diesem Lande, wo die Kirchspiele so außerordentlich groß und ausgedehnt sind, wo das Volk noch so ungebildet ist und die Pfarrer meistens Fremde sind, die nicht im Lande und unter dem Volke in seiner Sprache erzogen worden, eine solche geistliche Nachhilfe nicht zu verwerfen ist, besonders wenn die Missionaire, wie dies meistens der Fall ist, sich der Schulen annehmen und diese leiten; nur wäre erforderlich, um Verwirrung, Absonderung und Widerspruch zu verhüten, daß diese fremden Lehrer mit den Geistlichen des Landes in Verbindung ständen“ (?) u. s. w.













3 2400 00276 2551

v.6-7  
1830

pac

Evangelische Kirchenzeitung.

v.6-7  
1830



